Die

Intriguanten.

Roman

von

Friedrich von Heyden.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Einhorn.
1840.

Erſtes Kapitel.

Zu keiner Zeit iſt die Intrigue weiter verbreitet und mächtiger geweſen, als in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. In der Kirche, in der Politik, in der Geſellſchaft, in der Liebe bedingte ſie vornehmlich den Umſchwung der Verhältniſſe. Das Gemüth ſchien weniger als jemals zu bedeuten. Liſt, Feinheit, Malice miſchten die Karten des öffentlichen und des Privatlebens zum Spiele oft der treuloſeſten Ränke, und nur der Geiſt galt für vollkommen gebildet, nahm die allgemeine Billigung der großen und vornehmen Welt in Anſpruch, dem es glücklich gelang, am ſchlauſten zu überliſten, alle Trümpfe zu ſich hinüber zu locken, um ſie zu allgemeiner Ueberraſchung am Ende auszugeben, und ſo die Partie zu gewinnen. Man ſpielte falſch; die Gegenpartei erwartete aber nichts Anderes, machte es nicht beſſer. Der Sieg der Falſchheit nahm, unbekümmert um die entſetzliche Unſittlichkeit, ihren Preis.

Der Niederlage dagegen folgte die zersetzende Kraft des Lächerlichen. Nur wer sich blamirte, war vernichtet.

Es ist wahr, dieser heillose Zustand bezog sich vornehmlich auf Frankreich, Italien und Spanien; weniger auf Deutschland. Man weiß aber auch, wie sehr dieses damals überall zu kurz kam, in den Begebenheiten und in der öffentlichen Meinung.

Der Leser wolle dem Bestreben günstig sein, das ihm in dieser Erzählung eine kleine Probe solches Intriguenspieles jener Zeit vorlegt, aber nicht nach Anknupfungspunkten in der Geschichte damaliger Staaten mag er suchen. Der Geist jener Zustände soll in erfundenen Begebenheiten abgespiegelt werden, nicht ihre historische Form. Eine bloße Fata Morgana des Jahres 1619 erscheint in den Lüften der Dichtung.

Durch eine der wildesten, aber an malerischen Wirkungen reichsten Gebirgsgegenden des nördlichen Italiens wand sich ein fast unbefahrbarer Weg, dem es nur zu einiger Entschuldigung seines vernachlässigten Zustandes gereichte, daß er nicht die eigentliche Hauptstraße war. Es ging Berg auf, Berg ab, durch enge Schluchten, während sich von allen Seiten großartige

Formen der Felsen, bewaldete Höhen mit Schlössern in Ruinen, und darüber in weiter Ferne schneebedeckte Zacken und Hörner der Alpen, leuchtende Flächen der Gletscher, in wunderbaren Gestalten offenbarten.

Mitten durch diese Landschaft, welche der Pinsel Jean de Bots nicht mannigfaltiger hätte erfinden können, ergoß sich ein bedeutender Bergstrom, von aufgelöstem Schnee geschwollen, oft in Wasserfallen hinbrausend, oft sich wälzend zwischen mächtigen Steinblöcken, die von Riesenhänden in sein Bette gestreut zu sein schienen.

Eine Brücke führte über ihn hin, diesseits und jenseits den Weg verbindend; aber welche Brücke! So lang sie war, so bedeutend das Gewässer, dem sie diente, ruhte sie doch nur auf zerbrechlichen Balken, war ohne Geländer, und die Ueberlage von unbearbeiteten Stämmen war so nachlässig befestigt, daß sie beim Ueberfahren wankte, während die Unterlage sich bog.

Bei dem Allen, für die Karren und Esel der Landleute, die gewöhnlich allein von diesen jämmerlichen Verbindungsmitteln Gebrauch machten, waren sie gut genug. Wehe aber jedem gewichtigeren Fuhrwerke: es befand sich hier in augenscheinlicher Gefahr.

Was sollte man daher davon denken, als am Abende eines sehr schönen Apriltages, während die hohen Alpenspitzen schon in reinster Rosenfarbe glänzten, aus der nahen Schlucht ein Gepolter und Geklapper sich vernehmen ließ, das dieser gebrechlichen Brücke einen ungewöhnlichen Passanten ansagte. Auch währte es nicht lange, als eine jener großen und unbehülflichen Staatskutschen erschien, die damals für ein Wunder der Bauart gehalten wurden, heute aber nur Lachen erregen könnten.

Dieses Exemplar war ganz vergoldet, wiewohl ein wenig bespritzt. Ein großes buntes Wappen glänzte an der Thüre. Das Gestell und die Räder couleur d'amarante bemalt, konnten von ihrer zarten Färbung nur unbestimmte Dämmerlichter durch den braunen Lehm offenbaren, der sie besudelte, und dessen stets niederträufelnde Massen — es hatte stark geregnet — die Räder auf und nieder wälzten. Die kleinen, aus winzigen Scheiben in vergoldetem Blei zusammengesetzten Fenster waren aufgezogen. Der Kasten hing niedrig, statt der heutigen Federn in Riemen, und wenn man die schwerfällige Maschine heranwackeln sah, ungefähr mit dem Anstande einer gemästeten Ente, ahnte man das

Unbehagen des Sitzes darin, ganz geeignet, um auf festem Lande seekrank zu machen.

Vier starke, eigelbe Hengste in glänzendem Geschirre, bunte Federbüsche auf den Köpfen, unter Führung eines bärtigen Kutschers in mächtigen Courierstiefeln, zogen diese Butike. Auf der Bank ohne Lehne hinter den Pferden, welche die Stelle des heutigen Kutschbockes vertrat, saßen Lakaien in bunter Livrée. Hinten auf einer ähnlichen Bank hockte ein phantastisch geputzter Page. Ein Stallmeister ritt auf einem muthigen Schimmel dem Wagen voran.

Die Kavalkade hielt vor der Brücke, und es mochte eine Berathung stattfinden zwischen dem Kutscher, dem Stallmeister, dem Pagen, der von seinem Sitze gestiegen war, und den Dienern: ob man diese Arche einer so bedenklichen Ueberfahrt anvertrauen dürfe?

Die Conferenz dauerte länger, als im Innern der Kutsche gebilligt zu werden schien, denn nun öffnete sich eines ihrer Bäckerladenfenster, und das Haupt einer Matrone guckte hervor, mit spitzem Kinne, das zu der nicht minder spitzigen Nase ein sehnsüchtiges Emporstreben zeigte, während ein tiefeingefallener, nur noch mit einem einzigen, aber desto länger und drohender aus der geheimnißvollen Tiefe hervorstehenden Zahne

bewehrter Mund, gegen solche abweichende Vereinigung, fast vergeblich zu protestiren schien, die seine durch längste Verjährung ersessenen Rechte gefährdete: kurz, im schwarzen Capüchon, das bemooste Haupt einer sogenannten Madame la Gouvernante, gleichbedeutend mit der spanischen Duenna, und ein Hausmeubel, ohne das auch in Frankreich keine Dame von Welt fertig zu werden meinte.

„Im Namen der heiligen Ursula — schnarrte sie — was giebt es?"

„Frau Gouvernante — erwiederte der Page — es giebt nichts weiter, als eine höchst bequeme Gelegenheit, ein kaltes Bad zu nehmen."

„Ich glaube, Herr Page, Ihr seid aus Euren Sinnen. — Lieber ein Jahr länger im Fegefeuer. Reicht mir einmal Eure Hand, damit ich Euch den Puls fühle."

„Ihr seid sehr gütig, Madame Cotillard. — Fühlt lieber den Puls dieser Brücke, der sehr fieberhaft zu schlagen scheint, denn sie wackelt vor Empfindlichkeit, wenn ich meinen Handschuh darauf fallen lasse. Ich sehe nicht ein, was sie angeben möchte, wenn wir ihr eine Pille, wie unsere Karosse, zumutheten. Ich befürchte ein Erbrechen. Ihr thätet besser, auszusteigen

und die Passage zu Fuß zu machen. Das ist sicherer, und wir werden zusehen, wie wir nachkommen, oder auch nicht nachkommen."

„Heiliger Dionysius! hat man jemals so kopflose Reden gehört! Wie möchten wir über die Brücke gehen, ohne daß sie zuvor mit Teppichen belegt würde? Und giebt es schon Beispiele, daß eine bäurische Brücke so alle Rücksichten vergessen hätte, unter Personen von Distinction einzubrechen? Fahrt zu, im Namen der heiligen Genoveva!"

Damit wurde das Fenster wieder aufgezogen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Kaum aber betrat das Pferd des Stallmeisters den wankenden Steg, scheute es vor dem brausenden Gewässer und dem unsichern Fußboden, bekam im eigentlichen Sinne den Koller, jagte über die Brücke davon, welche von dem tollen Hufschlage erdröhnte; und da der Reiter es nicht zu bändigen vermochte, gelangte er zwar jenseits an, aber schneller, als ihm lieb war, und bald verschwand er mit seinem rebellischen Pferde in der gegenüber sich öffnenden Schlucht.

Die Hengste vor der Karosse thaten ängstlich bei den ersten Schritten. Die Brücke schaukelte, und senkte sich unter der Last; doch gelang es, die Mitte zu erei-

chen. Dort aber war das Heil zu Ende. Gerade dort lagen zwei Felsblöcke im Waſſer, die, in Aehnlichkeit eines Paares von Ungeheuern, mit offenem Rachen hinaufzuſchnappen ſchienen, und das Waſſer, welches zwiſchen ihnen ſich durchdrängte, rauſchte wie ein Wehr.

Die Roſſe ſchnaubten, wieherten, bäumten ſich, und wollten nicht weiter. Der Kutſcher trieb ſie an, die Lakaien ſprangen ab, wollten die Zügel faſſen und ſie herüber leiten. Alles vergeblich. Die Thiere wurden raſend, ſchlugen, drehten ſich in ihre Stränge ein. Die Brücke ſchien den letzten Augenblick ihres Daſeins erreicht zu haben.

Das Wagenfenſter rauſchte nieder. „Jeſus Maria!“ heulte die Frau Gouvernante. — Kurz, die ganze Equipage mußte jeden Augenblick mit Mann und Maus entweder über, oder durchfallen, als ſich hinter dem Wagen plötzlich eine laute Stimme vernehmen ließ.

„Aber Cerbieu! — macht die Vorderpferde los und laßt ſie zum Teufel laufen. Mit den Hinterpferden allein wird's gehen.“

Man folgte dem Rathe, der verſtändig war, weil die Vorderpferde nur ſich eigentlich rebelliſch bewieſen.

Diese fühlten sich kaum frei, als sie über die Brücke davonliefen, als ob Schwärmer hinter ihnen losgebrannt würden.

Die Hinterpferde zitterten vor Angst. Die Lakaien nahmen sie an die Zügel, sprachen ihnen zu.

Der Ertheiler des guten Rathes war ein Reiter. Dieser setzte mit seinem Pferde unerschrocken vom Ufer ins Wasser, und schwamm nebenher, stets den Rossen zuredend und sie beschwichtigend, denn die schmale Brücke gestattete neben dem breiten Fuhrwerke keinen genügenden Raum mehr, — und in wenigen Minuten war man ohne Beschädigung hinüber.

Jenseits standen die beiden ausgerissenen Pferde, die der zur Bändigung seines Thieres wiedergelangte und zurückgekehrte Stallmeister aufgefangen hatte, ließen sich wieder anschirren, und die Reise wurde fortgesetzt.

Ohne jenen unerwarteten Beistand möchte man vermuthlich übel gefahren sein, und es wäre daher wohl geziemend gewesen, wenn man aus der Kutsche den Retter einiges Dankes werth gehalten hätte.

Diese blieb aber fest verschlossen, und man müßte die übelste Meinung von den Inwohnern dieses beweglichen Pallastes haben, wenn man nicht annehmen

wollte, alle Welt darin sei vor Schreck in Ohnmacht gefallen.

Dadurch wird Raum gewonnen, einen Blick auf den Retter selbst zu werfen.

Ein Cavalier, noch in den zwanzig, schlank gewachsen, mit langem nußbraunem Haare, das in reichen Locken auf Schultern und Nacken floß. Der Reitanzug prächtig und gewählt. Weiße Schärpe über die Schulter. Breiter feiner, an der Seite aufgeschlagener Castorhut, von weißen und rosenrothen Federn überwallt, mit einer Art von Koketterie aufgesetzt. Die Gesichtszüge regelmäßig, edel und schön. Eine Miene voll List und Feinheit, mit einem Anfluge von Hohn. Keine Spur von Gutmüthigkeit. Ein vollendeter Phönix der damaligen jungen vornehmen Welt. Er ritt einen herrlichen spanischen Tigerhengst in glänzendem Schmucke. Vier oder fünf Diener im erlesenen Putze, mit Achselbändern und Wappen am Arme, ebenfalls trefflich beritten, und, wie ihr Gebieter, bis an die Zähne bewaffnet, folgten ihm.

Der junge Herr schien über die Geringschätzung seiner Hülfe nicht wenig verwundert.

„Bei meinen goldenen Spornen, — sagte er zu seinem Kammerdiener, — ich glaube, diese Kutsche ist

mit Stroh farcirt, das beschämt ist, sich zu zeigen, weil es nicht blos ausgedroschen, sondern zerdroschen ist, denn solcher Mangel an Lebensart ist unerhört im Zeitalter der Karossen und Galanterie."

Der Page, der hintenauf saß, schlug ein Gelächter auf.

„Sirah! — Herr Page: — rief der Ritter, — da Ihr so wohl bei Laune seid, wird es Euch nicht darauf ankommen, mir zu sagen, wer in diesem Wagen, auf so abominablem Wege reiset."

„Mein Herr, — erwiederte der Page, — nichts auf der Welt könnte mir ehrenvoller sein. Die in diesem Wagen reiset, ist — die Fee Sentimentine. Der Stallmeister, der, wie Ihr bemerkt haben werdet, in einige Meinungsverschiedenheit mit seinem Pferde gerathen, ist der Genie Balourd. Ich aber bin der große Weise Mirmidon, dem erst kürzlich, gerade gestern vor zweitausend Jahren, der König der Feen die Erziehung der mächtigen Sentimentine übertragen. Unsere Reise geht nach dem Ararath, wo wir dem Priester Johann eine Visite zu machen gedenken."

„Ich bin Euch sehr verbunden, — erwiederte der Cavalier. — Meine Wenigkeit ist der irrende Ritter

Lourgarou, der das Gelübde übernommen, auf ſeiner Fahrt allen unartigen Kindern die Ruthe zu geben.“

„Fürwahr, mein Herr irrender Ritter, — ſpöttelte der Knabe, — Ihr habt Euch da einem höchſt ehrenvollen Gelübde unterzogen, indem es ſich auf gewiſſe Theile bezieht, die Eurer großen Tapferkeit vollkommen würdig ſind, und indem ich Euch mein Compliment mache, kann ich nur die innigſte Genugthuung darüber empfinden, daß wir nun ſämmtlich ſo genau wiſſen, wer wir eigentlich ſind.“

Da dieſes Geſpräch unmittelbar am Wagenſchlage geführt wurde, konnte es nicht fehlen, daß es die horchenden Ohren in der Kutſche erreichte, und die Folge war ein ſchallendes Gelächter, das, aus dem Innern erſchallend, dem artigen Fremden nicht entging.

Da Blödigkeit ſein Fehler nicht war, ritt er ſofort ganz nahe an das Fenſter, und redete, wie folgt.

„Die harmoniſchen Töne der Fröhlichkeit, die ſo eben dem verzauberten Paradieſe dieſer Karoſſe entſchweben, geben mir, zu meiner nicht geringen Genugthuung, Ueberzeugung von zwei Dingen. Einmal, daß eine Dame den Oberbefehl in dieſem wandelnden Kaſtelle führt; ſodann, daß diejenigen Ohnmachten bereits abgemacht ſind, welche der gute Ton Perſonen von fei-

nen Manieren bei dergleichen Veranlaſſungen unerläßlich gebietet. Dürfte ich daher gewürdigt werden, zu erfahren, wem hiebei einige geringe Dienſte zu leiſten ich ſo begünſtigt geweſen?"

Dabei nahm er ſeinen Federhut mit einer Grazie ab, die zu Paris, vor einem Fenſter der Straße St. Honoré, die Bewunderung und den Neid aller vorüberhüpfenden Nätherinnen erregt hätte.

Auch in der Karoſſe widerſtand man nicht. Das Fenſter ſchwand, und Madame la Gouvernante zeigte ihr holdes Antlitz.

„Mein Herr, — ſagte ſie, — wir ſind Ihnen in der That ſehr verbunden. Es war dieſe eine Paſſage, auf der Unſereins ohne Ihre Hülfe ſich die Zähne aus dem Munde hätte fallen können."

„Meine Werthe, — gab der Ritter zur Antwort, — Sie erhöhen hiedurch mein Selbſtbewußtſein um ſo mehr, als Sie bei ſolchem Verluſte ſich in der Lage eines armen Sünders auf der Leiter befunden hätten, dem nur noch ſein letztes Paternoſter übrig iſt, um aus dem Stricke in die Seligkeit zu ſchlüpfen."

Ein zweites Gelächter aus der Tiefe der Kutſche ſchnitt die Replike der Frau Gouvernante ab, und führte den Blick des Cavaliers in das tiefſte Heiligthum.

Er gewahrte dort eine Dame, nachläſſig zurückgelehnt, im Reiſekleide von ſchimmerndem venezianiſchen Damaſt, einen kleinen ſpaniſchen Hut auf dem von den ſchönſten blonden Locken umwallten Haupte, einen Wedel von Strausfedern in den durch goldgeſtickte Handſchuhe bewahrten Händen.

Die Geſtalt erſchien vortrefflich. Das Geſicht war leider nicht zu prüfen, denn es wurde durch eine jener ſchwarzſammtenen Halbmasken bedeckt, die damals Mode waren, um den zarten Teint der Frauen von Stande vor Staub und Sonnenſtrahlen zu bewahren. Doch ein Mund, zum Küſſen ſchön, mit zwei Reihen von Perlenzähnen, ſchelmiſche Grübchen in Wangen und Kinn, ließen auf den Reiz des Uebrigen ſchließen.

Der Fremde ließ ſeinem Blicke ein ironiſches Lächeln, und eine abermalige Begrüßung folgen, die mit einem vornehmen Air, aber völlig ſtumm erwiedert wurde. Dann redete er die Dame an.

„Madame, ich habe die Ehre Ihnen die Füße zu kuſſen, und zu fragen, ob es eine Wette iſt, die Sie beſtimmt Ihre Bewunderer durch Ihre Domeſtiken unterhalten zu laſſen? In ſolchem Falle wünſche ich Ihnen Glück, denn Sie haben die Wette gewonnen.“

Die Dame beharrte in ihrem Schweigen gegen den Fragenden, flüſterte aber zur Gouvernante, und dieſe ließ ſich wieder vernehmen.

„Meine gnädige Gebieterin bedauert unendlich, daß ihr ein übernommenes Gelübde für einige Zeit unbedingtes Schweigen auflegt. Sie beklagt es um ſo mehr als die Kraft ihrer Entſagung durch eine ſolche Anfechtung als die des Prinzen Don Emanuel von Amaſtro auf die Probe geſtellt wird.“

„Der Prinz, von dem die Rede iſt, — bemerkte Jener, — muß von einem ſo ſchweren Gelübde auf ſchwere Sünden ſchließen, und beklagt auch ſeinerſeits um ſo mehr, daß nicht er es geweſen, an dem ſo liebenswürdige Schwächen verſchuldet worden.“

Damit prüfte er die ſchöne Sünderin immer genauer, und immer fauniſcher wurde das Lächeln unter ſeinem kleinen zierlichen Stutzbarte.

„Fürwahr, — fuhr er dann fort, — auch ich würde meinen, dieſer neidiſchen Maske trotzbieten, und ihre ſchönen Geheimniſſe offenbaren zu können, wenn eine traurige Erwägung mich nicht berichtigte. Vor zwei Jahren zu Paris, bei der Herzogin von Chevreuſe, hatte ich häufig das Glück vor einer Dame mein Knie zu beugen, die Ihnen, Madame, an Geſtalt, Haltung

Haaren und Reizen vollkommen ähnlich war. Sie gesellte sich der Fronde, als ich der Königin und dem Cardinal nach St. Germain folgte. Seitdem trennte mich erst der Kampf der Parteien von ihr, und dann die geschlossenen Thore des von uns belagerten Paris. Müßte ich nicht annehmen, daß ein solcher Zwischenraum an Zeit auch den Sonnenglanz ihrer Holdseligkeit verdunkelt, — denn ach! es ist das unvermeidliche Loos auch der höchsten Schönheit zu passiren, — ich würde dafür halten, der Frau Marquise von Ponenti, welche damals noch die „göttliche Gabriele" mit Recht genannt werden durfte, zu begegnen."

Im Augenblicke riß die Dame mit Ungeduld und Heftigkeit die Maske ab, und zeigte ein Antlitz, dem allerdings schon die erste Frische, nicht aber der volle Glanz einer hohen Schönheit vergangen war, und rief:

„Prinz, Sie sind ein Etourdie wie Sie waren, und noch dazu ein gutes Theil impertinenter geworden. Man merkt es, daß Sie seitdem auf einem Dorfe, nicht in der besten Gesellschaft gelebt haben, so vornehm letztere auch war. Es belohnt die Mühe, Ihnen zu zeigen, daß dort nur Ihnen die Zeit lang geworden, während in Paris man unterdessen noch jung geblieben ist, und sich conservirt hat."

„Schöne Marquise, — erwiederte der Prinz, ohne im mindesten außer Fassung zu kommen, — Sie sind da mit Argumenten ausgerüstet, um eine ganze Schaar viel hartnäckigerer Ketzer zu bekehren, als Ihren gehorsamsten allezeit huldigungsfertigen Diener. Sagen Sie mir aber in aller Welt, wie hat der Prinz von Conde, der nicht einer Maus gestatten würde von Paris aus seine Linien zu passiren, gerade Ihnen freien Durchzug gewähren wollen? besonders da, wie bekannt, Galanterie zu seinen Tugenden eben nicht gehört: und wie treffen wir uns hier, ein paar hundert Meilen von dort, auf dieser barbarischen Landstraße?“

„Mein Gott, schon der Page hat Ihnen gesagt, daß ich seitdem unter die Feen gegangen. Diese nehmen keine Rücksichten auf ein Belagerungscorps, und, daß auch Feen ihre Geheimnisse haben, dürften Sie schon von Ihrer Amme gehört haben. Sagen Sie vielmehr, da von Ihnen doch feststeht, daß Sie kein Hexenmeister sind, was Sie aus dem Vorzimmer Annens von Oestreich, und dem Zauberkreise von Mademoiselle de Romartin-Vodour in diesen Winkel gesprengt hat? Es muß eine Mine gewesen sein, die unter Ihnen aufgeflogen ist.“

„Ich weiß nicht, Madame, und mein kleiner Finger will mich nicht unterrichten.“

„Laſſen Sie ihn bei ſeinem Eigenſinne, denn wenn ich mir die Mühe gebe ein wenig nachzugrübeln, bin ich beſſer unterrichtet als Ihre ganze Hand.“

„Und wenn ich es darauf anlegte, dürften auch für mich die Schickſalsbücher der Feen nicht verſiegelt ſein.“

„Ach! das ſind Poſſen. Man redet nicht von Affairen, man führt ſie aus. Die Rede iſt zu wichtigeren Dingen beſtimmt. Eigentlich wollte ich von Ihnen unerkannt bleiben, aber die Klugheit iſt nicht eine Mouche werth, wenn ſie langweilig iſt. Darum von etwas Anderem. Die ſich in zwei Jahren nicht geſehen, haben ſich viel mitzutheilen. — Sie können doch nicht leugnen, Prinz, daß Sie vor zwei Jahren zum Sterben in mich verliebt waren.“

„Wiewohl ich nicht geſtorben, engliſche Marquiſe.“

„Danken Sie dafür meiner Zurückhaltung, — denn ſonſt —. Aber, — helfen Sie meinem Gedächtniſſe nach, — was war es doch, das uns auseinander brachte?“

„Ach Madame, wer nur ſelbſt dafür ein Gedächtniß hätte. Ich muß rathen, vielleicht treffe ich es von Un-

gefähr. — War es vielleicht, weil Sie ſich in den Kopf geſetzt hatten den Herzog von Beaufort zu erobern, weshalb wir Andern auf halbe Ration geſetzt wurden?“

„Ach, Beaufort! — woran Sie mich da erinnern. Das iſt der Prinz Bibi aus dem Mährchen von geſtern. Guter Gott, wer denkt heute noch an Den. Hören Sie, Amaſtro, Sie ſind wie ein altes Stammbuch das man durchblättert. Indeß möglich, daß Sie recht haben. — Beaufort hat uns alſo entzweit. Nun gut, er iſt nicht beſſer als ein Laſtträger, jedoch — dieſer Laſtträger war Sohn Heinrich des Vierten. Das bleibt immer eine pikante Note zu einem wäſſerigen Texte. — Aber, nicht wahr Prinz, Sie verlieben ſich nicht wieder in mich. Nein im Ernſte, ich verbiete es Ihnen. Das käme mir ungelegen.

„Marquiſe, ich bin viel zu gut erzogen, um nicht gehorchen gelernt zu haben. Durchaus nicht.“

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Prinz, aber ich muß darauf beſtehen, denn, ſehen Sie, — einmal in Mademoiſelle de Romartin-Vodour die Perſon keineswegs, deren weggeſetzte Deſſertteller ich benaſchen möchte, — und dann, geht das nicht in den Plan meiner Affairen.“

„Beruhigen Sie sich völlig, Madame, ich bescheide mich.“

„Das ist recht, mein Prinz, das ist vernünftig, ein Zeichen, daß aus Ihnen noch etwas werden kann und daß der Coadjutor Unrecht hat, wenn er von Ihnen sagt, Sie seien nichts als eine Spitzmaus, die in einer alten Trommel ein Gepolter macht, und sich deshalb einbildet ein Tambour zu sein.“

„Bei meiner Ehre, ich werde es ihm eintränken, diesem Herrn von Retz.“

Thun Sie das. Es kann ihm nichts schaden. Aber bei dem Allen, Prinz, können wir hier nicht länger beisammen bleiben. Wir müssen uns gleich trennen, denn das gehört in den Plan meiner Affairen.“

„Blume aller Marquisen, wenn nun auch meine Affairen die nämliche Caprice hätten, wie wäre es zur Zeit möglich. Ich reite nicht das Flügelpferd des Astolfo, um über Felsen und Bäume durch die Luft zu schweben, und habe nicht die Augen des Oger, um durch die Nacht zu sehen. Blicken Sie hinaus, um wahrzunehmen, daß für heute wenigstens, das Schicksal uns unwiderruflich an einander kettet.“

Die Marquise sah aus dem Wagen. Man befand sich in einer Felsenschlucht, die nur gerade Raum ge-

währte für die Kutſche und die Reiter. Von beiden Seiten ſtarrten hohe Wände, die jeden Ausweg verſperrten, und über ihnen rauſchten uralte Wälder. Zudem wurde es Nacht.

„Es iſt wahr, ſagte die Marquiſe, die Sache ſcheint unpraktikabel, wenn Sie ſeitwärts wollen. Aber wiſſen Sie was: ich werde hier halten laſſen, und Sie gewinnen unterdeß einen Vorſprung. So kommen wir auseinander.“

„Sehr wahr, aber doch nur um in einer halben Stunde in der nächſten Herberge wieder zuſammenzutreffen, da es auf zwei Meilen vor uns nur dieſe einzige giebt. Fügen Sie ſich, ſich als honette Fee in das was in den Sternen geſchrieben ſteht, und helfen Sie mir darüber lachen, daß wir in einer Wolfsgrube gefangen ſind, während wir doch die halbe Welt zwiſchen uns wünſchten.“

„Nun gut, Prinz, wenn es anders nicht ſein kann, — lachen wir.“

Und damit lachten ſie, daß es wiederhallte, worauf bei immer zunehmender Dunkelheit der Zug höchſt bedächtig über Stock und Stein ſeine Bahn fortſetzen mußte. Man zündete Fackeln an, jedoch das Fortkommen war nachgerade ſo mühſam, daß man Scherz,

Laune und Geplauder vergaß, indem man alle Aufmerkſamkeit anwenden mußte um nicht ſitzen zu bleiben, oder umzuwerfen.

Während dieſer langſamen Fahrt kamen die beiden Packwagen der Marquiſe, die, mit kräftigen aber trägen Maulthieren beſpannt, etwas zurückgeblieben waren, heran. Auch vier Laſtthiere des Prinzen, thurmhoch bepackt, fanden ſich ein mit ihren Treibern, und das faſt unausgeſetzte Hallo und Hari weckte das Echo aus ſeinem Schlummer.

Zweites Kapitel.

Wer von dieſer Seite aus der Schweitz damals nach dem Fürſtenthume kam, das Schauplatz dieſer Begebenheiten war, hatte, ſelbſt auf der Hauptſtraße, einen ſehr rauhen Weg zu überwinden. Während man beim Eintritte in Italien ſchon einige Zeit immer bergab gezogen war, mußte man ſpäter wieder bergauf durch die wildeſten Schluchten.

Der Nebenweg, der hier in Betracht kommt, zeigte dieſe Hinderniſſe in größerem Maaße, bis man ein höheres Plateau erreichte, von dem an das Terrain, aber

immer noch sehr bizarr gebildet, sich senkte, und dann bald zu ebenen wohlangebauten, reichlich bewässerten Ebenen gelangen ließ. Nur wenig Ortschaften von einiger Bedeutung berührte man. Auch war die Gegend keineswegs sicher. Der ungeordnete Zustand der damaligen Staaten, die Gewohnheit der kleinen und großen Fürsten, so wie der Republik Venedig, in Ermangelung der noch nicht durchweg eingeführten stehenden Heere, zu einem zeitweiligen Gebrauche Söldner anzunehmen und zu entlassen, bildeten mehr oder minder zahlreiche Banden, welche, bis irgendwo um ihre Dienste geworben wurde, in abgelegenen Gegenden unterdessen, angeführt von Hauptleuten, auf ihre Faust lebten, und nach Gelegenheit, die Reisenden überfielen und beraubten.

Auf jenem höchsten Plateau stand ein einsames Wirthshaus, von beträchtlichem Umfange und sehr elender Einrichtung, in völliger Einsamkeit, denn im Umfange einer halben Meile fand sich keine menschliche Wohnung. Da aber dort mehre Pfade zusammentrafen, fehlte es, besonders zur Nachtzeit, nie an Einkehrenden, die sich willig mit dem begnügten was sie vorfanden.

Der Vollmond war eben aufgegangen, und warf

aus tiefblauem wolkenloſen Himmel ſeinen ſilbernen Glanz, der nur wenig der Tageshelle nachſtand, auf dieſe wüſte Hochebne. Sie war dicht mit dem niedrigen Geſtrüppe krüppelhafter Lärchenbäume bedeckt, durch welche die Pfade ſich wanden. Hier und dort lagen einzelne große Steinmaſſen verſtreut, die bei der nächtlichen Beleuchtung, ſcharf begrenzte große Schatten auf den Boden warfen. In einiger Entfernung ergaben ihre Maſſen mit dieſen Schatten vereint, die abentheuerlichſten Geſtalten und Täuſchungen. Bald ſchienen rieſenhafte ägyptiſche Sphynxe ihre grotesken Häupter und Brüſte vor einen dunkeln, langhingeſtreckten Löwenleib zu ſtellen; bald mächtige Kaſtelle zu drohen; und bald wieder ländliche Kirchen, mit kurzgeſtutzten Thürmen, die Andacht des verſpäteten Wanderers aufzurufen.

Ziemlich in der Mitte befand ſich die große Herberge, aus deren weit offenem Thorwege, der zugleich als Vorhaus und Stall diente, und aus den Fenſtern, lange gelbe Lichtſtreifen auf den Boden hinleuchteten.

Wilder Lärm, Geſang, rohe Muſik von Sackpfeifen, Schalmeien, und baskiſchen Trommeln ſcholl von dort her in die ſtille kalte Nacht, und weckte die Adler welche in den Klippen horſteten, ſo daß einer und der

andere aufflog, während Uhus, schwerfälligen Fluges niedrig durch die Lüfte segelnd, in das mißtönige Concert einstimmten, mit ihrem ohrenzerreißenden, heulenden Geschrei.

In der Herberge war das Gewimmel und Getümmel ganz so verworren und bunt, als jene Töne es der Ferne ankündigten.

Das ganze lange Haus gewährte nur zwei Räume, erstlich das schon erwähnte Vorgemach nebst Stall, sodann das eigentliche Gastzimmer, groß und weit wie eine Dorfkirche, und wüst und leer, wie der Schädel eines Bettelmönches. Rohe Bänke rings an den Wänden, und eben solche lange schmale Tische vor diesen, bildeten den ganzen Hausrath. In der einen Ecke befand sich ein riesenhafter Herd aus unbehauenen Steinen, auf dem ein knisterndes Feuer von einer halben, nothdürftig gespaltenen Fichte den Raum erhellte und erwärmte. Ein mächtiger Kessel mit siedendem Wasser hing darüber. Der Rauch fand zu zwei Drittheilen seinen Ausweg durch eine Oeffnung im Dache, da der Saal keine andere Decke hatte; zu einem Drittheile aus Thüre und Fenstern. An den geschwärzten Sparrwerken und Balken des innern Daches hingen Schinken und Würste. Hinter dem Herde gaben drei

große Tonnen den liebſten Hoffnungen der Gäſte die erfreulichſte Nahrung, wenn ihre Geldbeutel mit dieſen Hoffnungen ſich irgend einverſtanden zeigten. Ein großes Krucifix, an dem keine Farbe mehr zu erkennen war, hing über der Thüre, und zwei dürre lange Holzfiguren, an der Wand zu beiden Seiten der Feuerſtelle, vom Dampfe angeſchmaucht und geſchwärzt, erwieſen ſich der gründlichen Forſchung der Andächtigen als die nicht geſchmeichelten Abbilder unſerer Frau von Loretto, und des ſeraphiſchen heiligen Franziskus von Aſſiſi.

Bauern von einem Markte heimkehrend, eine ganze Wallfahrtsproceſſion, die von einem Gnadenorte aller Sünden ledig zurückkam, verdächtige bewaffnete Geſtalten mit breiten Hüten und großen Stutzbärten, einige Kapuziner und zum Ueberfluſſe eine Bande Zigeuner, trieben in der Wohnſtube ihr wildes lärmendes Weſen. Die Zigeuner ſpielten auf, die Wallfahrer tanzten und jauchzten wie beſeſſen, die Bauern zechten auf ihre, die Kapuziner auf fremde Rechnung, die Bewaffneten würfelten. Hier zankte man ſich, dort gelangte man zur Verſöhnung. Kinder geriethen ſich in die Haare, und ſchrien wie Eſelsfüllen. Dazwiſchen bewegte ſich die breite kugelrunde Geſtalt der würdigen

Signora Barbara, der Dame vom Hauſe, in raſtloſer Befliſſenheit, hier einſchenkend, dort mit den halbbezechten Gäſten ſich, zu weſentlichem Vortheile ihrer Wirthſchaft berechnend, auf dieſer Seite ſcheltend und ſchwörend, auf jener verſöhnend und ſchmeichelnd, während der würdige Gemahl und Gebieter des Hauſes, der ſchätzenswerthe Signor Antonio, ein langer magerer gelbbrauner Mann in ſehr unvollkommenem Anzuge, in philoſophiſcher Theilnahmloſigkeit an einer Ecke des Herdes auf einem Holzblocke ſaß, und einen Brei für den jüngſten, unaufhörlich aus der daneben ſtehenden Wiege quarrenden Sprößling ſeiner ehelichen Zärtlichkeit bereitete.

Der ſchwere dicke unſchmackhafte rothe Wein, der in jener Gegend die Gemüther des Landvolkes begeiſtert, äußerte auch hier ſeine Wirkungen auf Alle die ihm zuſprachen, und das wilde Treiben mochte ſeine höchſte Stimmung erreicht haben, als die Thüre aufging, und eine junge ſehr hübſche Zigeunerin, mit einer Zitter am Bande hereinſchlüpfte. Ihr bunter Anzug war nicht ohne Zierlichkeit, ſaubrer und unverſehrter als der ihrer Genoſſen. Nichtsdeſtoweniger ging ſie barfuß, und daher kam es, daß man ſie nicht ehr wahr-

nahm, bis ſie mitten im Getümmel ſtand, wie eine holde Erſcheinung.

„Rabatilla! — Rabatilla!“ jubelten alle durcheinander. — „Wo warſt du luftiger Vogel, — wildes Kätzchen? Singe, ſpiele, tanze, mache Deine Künſte, ſage uns wahr.“

„Stille!“ — rief das Mädchen, indem ſie mit einem Satze, gleich einem Affen, auf die breite Schulter eines dicken Kapuziners ſprang, der es ſich ſchmunzelnd gefallen ließ, und dort, wie von einer Kanzel perorirte. „Stille! — ſage ich Euch. Ihr müßt Alle fort, — gleich hinaus.“

„Was? Du kleine Hexe, — hieß es unter wildem Gelächter. — Haſt Du Deinen Oheim den Satanas mitgebracht uns die Thüre zu weiſen?“

„Was da! — der Oheim giebt ſich mit ſolchem Luppenpacke als Ihr ſeid, nichts zu thun, — entgegnete ſie —. Hat genug zu ſchaffen bei großen Herrn und Damen. — Aber Signora Barbara braucht Euer Hausrecht, und jagt ſie hinaus.“

Signora Barbara, bethätigte ihre wohlgeſtimmte Kehle in einem pfeifenden Gelächter, das ihre ganze Geſtalt ſchüttelte. „Biſt Du von Sinnen, Du Galgenhühnchen, mir zuzumuthen, eine ſo gut angekreidete

Kundſchaft auf die Straße zu werfen? Wer bezahlt mir den Schaden?"

„Wer? — prahlte Rabatilla, — wer? — der König, — der Kaiſer, der hier bei Euch einkehren wird ehe das Heimchen hervorkriecht unter dem Herde, und der Mond in Euer Rauchloch ſcheint."

„Heiliger Ambroſius, — was ſagſt Du, mein Täubchen! — Ein Kaiſer hier einkehren?"

„Ein Kaiſer! — Ein Kaiſer! — hört die Närrin nicht an;" — jubelte man von allen Seiten.

„Fragt dieſen weiſen Kopf wo die Narrheit ſitzt, — rief ſie, indem ſie die runde leuchtende Glatze des Kapuziners behaglich ſtreichelte. — Die Narrheit ſitzt hinter dem Ohre des Eſels, denn ſonſt ginge er lieber ins Kloſter, als beladen in die Mühle. Ich aber weiß was ich weiß. — Packt Euch fort, ſonſt werden Andere kommen, und Euch die Wege weiſen.

„Aber wer hat es Dir geſagt, meine Wachtel?" fragte die immer gläubiger werdende Signora Barbara.

„Wer mir es geſagt? — Meine Frau Muhme."

„Wer iſt die, Herzchen?"

„Die Eule. - Als ich hieher kam über die Haide, flog ſie vor mir her, ſetzte ſich dann auf dieſes Dach, gerade ins Mondlicht, was ſonſt ihre Art nicht iſt, und

ſchrie dreimal Uhai! Wo das auf einem Hauſe geſchieht, bedeutet es ſpäte Gäſte. Derweil fiel auch eine Sternſchnuppe auf das Dach, und das bedeutet, es werde dem Hauſe große Ehre wiederfahren. — Signora Barbara, jagt alle dieſe Lumpe hinaus, kehrt, räuchert, und ſucht nach friſchen Eiern zum Nachteſſen für den Kaiſer. — Er wird hier ſein, wie man die Hand umkehrt."

Das Gelächter wurde lauter und wilder. Der eine Waffenknecht wollte den Freigeiſt und Spötter machen, und nannte Rabatilla eine Lügnerin. Sie ſetzte mit einer zierlichen Pirouette von der Schulter der Kapuzieners auf das Knie des Eiſenfreſſers, gab ihm eine Ohrfeige, und kreiſelte im nächſten Augenblicke wie toll in der Stube umher, um Alle auszutreiben.

Signora Barbara eilte vor die Thüre und horchte. So weit das Auge reichte, kein Leben auf der mondbeglänzten Ebene. Die meiſten Gäſte waren gefolgt, und fingen nun an Rabatilla im Ernſte zu verhöhnen. Dieſe ließ ſich aber nicht irre machen. Sie hatte eine baskiſche Trommel ergriffen, und rief den auch herbeigekommenen Muſikanten zu: — „ſpielt auf, — mein Lied," und während dieſe eine wilde Weiſe anſtimmten, ſchlug ſie in die baskiſche Trommel, und ſing zier-

lichſt, aber auch ausgelaſſen zu tanzen an, indem ſie folgende Strophen ſang.

„Muhme ſchreit Uhai Uhai.
Rollt ein volles Faß herbei.
Sollt nicht lang auf Gäſte harren.
Hört von fern die Räder knarren.
Peitſchen knallen, — Holla ho! —
Iſt des Fuhrmanns Weiſe ſo.
Doch des Treibers Melodie
Weithinſchallendes Hari.

Uhai — Hah — Bing Bang Bing Bang.
Eule, Maulthier, Schellenklang.
Fuhrmann, Treiber dort und hie.
Holla ho, Hari Hari.

Horch! — War es Wiederhall der letzten Ausrufungen, oder ſcholl wirklich dergleichen in der Ferne? — Alles ſtill. — Da wurden die nämlichen Laute abermals, und vernehmlicher gehört, und Niemand zweifelte mehr daran, daß Rabatilla eine Prophetin ſei. Signora Barbara, in einer Bewegung als ſei ſie von einem Geiſte beſeſſen, bezweckte auf jede Weiſe, alle zu erſchwingenden Vorbereitungen ſowohl die neuen Gäſte ſtandesgemäß zu empfangen, als auch die alten ſo ſchnell als möglich loszuwerden. Dieſe wollten nicht weichen. Es gab Gezänk. Da erſcholl draußen der Ruf der Fuhrleute und Treiber, mit dem ſie ihre ermüdeten

Thiere aufmunterten, immer näher, und bald gewahrte man auch, wiewohl noch in der Entfernung, den gelben Glanz der Fackeln, die einen ſtattlichen Zug bildeten, und die Entſcheidung gab ſich von ſelbſt.

Ein Landmann, der ſchon vorhin den Altklugen gemacht, nahm nun mit voller Stimme, aber etwas ſchwerer Zunge das Wort.

„Da es nun der Augenſchein lehrt, daß einige Kaiſer und Könige hier ihre Herberge nehmen wollen, iſt es wirklich gerathen, daß wir uns fortmachen, denn das Sprichwort ſagt, mit großen Herrn iſt nicht gut aus einer Schüſſel eſſen, und es iſt auch ein wahres Wort. Wenn nämlich ſolche Potentaten erſt wahrnehmen, daß der Bauer noch etwas zum Vertrinken übrig hat, konnten ſie Luſt bekommen ihm das letzte Fell über die Ohren zu ziehen, denn daß der Bauer neun Häute hat wie ein Haaſe, weiß alle Welt, darum laßt uns Rabatillas guten Rath befolgen, und uns ſo ſchnell davon machen, und ſo weit, als uns die Füße tragen.“

Dieſer Bewegungsgrund wirkte wie ein Zauberſpruch, und es vergingen nicht fünf Minuten als die Herberge ſchon vollkommen leer war, und weit und breit von der ganzen Verſammlung nichts mehr zu ſehen.

Die Gaſtwirthin war noch nicht weit mit ihren

Vorbereitungen gediehen, die in nicht viel mehr als in einer nothdürftigen Reinigung beſtanden, da ſchollen Geſchrei, Tritte vieler Pferde und Maulthiere vor dem Thorwege, der Glanz der Fackeln leuchtete durch die Fenſter. Die hohen Reiſenden waren angelangt.

Von dem Getümmel, dem Durcheinanderlaufen, dem Lärm, den Flüchen, die um, und durch das Haus tobten, keine Beſchreibung.

Die erſte Perſon, die das innere Gemach der Herberge betrat, war der Page.

„Ein Souper von zwanzig Couverts. Die Zimmer in Ordnung gebracht für die Frau Marquiſe!“ — rief er.

Ein Kammerdiener folgte.

„Die Tafel ſervirt für Seine Hoheit den Prinzen. Feuer in Höchſtihren Apartements zu ebner Erde.“

„Teppiche bis an den Wagen gebreitet für die Frau Marquiſe.“

„Armleuchter angezündet, um Seine Hoheit den Prinzen im Vorgemache zu empfangen.“

Signora Barbara wirbelte umher, und rief unaufhörlich: „ſogleich Ihre Gnaden ſogleich.“ — Der Herr Gemahl allein ließ ſich nicht ſtören, und rührte ſeinen Brei.

Draußen ſchien man Teppiche und Armleuchter nicht erwarten zu wollen, denn plötzlich wurde die Thüre von den Dienern aufgeriſſen. Lakaien ſtellten ſich zu beiden Seiten und riefen:

„Platz für Seine Hoheit den Prinzen Don Emanuel von Amaſtro, und für die Frau Marquiſe von Venenti!“

Beide Angekündigte traten ein. Der Prinz, die Marquiſe mit verbindlicher würdevoller Grazie, wie zum Tanze auf einem Hofballe führend. Sie mit dem Anſtande einer Königin, als erſcheine ſie, Cour anzunehmen.

Die Frau Gouvernante folgte, eine Schachtel, worin ſich ſämmtliche Flacons ihrer Gebieterin befanden, in einer Hand, ihr Drageoir mit Roſen- und Pfefferminzplätzchen in der andern.

Signora Barbara ſank im eigentlichen Sinne des Wortes in die Knie, und bat um Erlaubniß, den hohen Herrſchaften, deren Eintritt geſegnet ſei, die Füße küſſen zu dürfen.

Statt aller Antwort rief die Marquiſe, einer Dienerin nahe, nach ihren Riechfläſchchen, und der Prinz wehte mit ſeinem au muse parfümirten Taſchentuche in der Luft.

Es bedarf ausführlicher Schilderungen nicht, um die nun folgenden Auftritte dem Leser hervorzurufen. Dieſe Herberge für ſolche Gäſte! Die Dame in Verzweiflung und im Begriffe, Nervenzufälle zu bekommen: der Cavalier in einem Athem zürnend, ſcheltend, lachend und perſiflirend; die Gouvernante jammernd und händeringend; der Page poſſenhaft nach hundert niedlichen Dingen verlangend und die Verſicherung der Signora Barbara erhaltend, daß Alles da ſein werde, ehe man Drei gezählt, aber nichts herbeiſchaffend, aus dem einfachen Grunde, weil ihr nicht nur die Sachen, ſondern auch die Namen unbekannt waren. Niemand in ununterbrochener Ruhe, als der Hausherr, der allein mit etwas zu Stande kam, nämlich mit ſeinem Brei.

Endlich erſchwang man einige Einrichtung. Die Gouvernante ſchüttete halbe Pfunde von Räucherpulver auf die Kohlen. Der Page, die Diener bereiteten aus mitgebrachten Polſtern den Sitz für die Marquiſe, brachten aus ihrem Wagen ſilberne Armleuchter und Wachskerzen, die ſie anzündeten. Da die verheißenen Teppiche immer nicht erſchienen, ließ der Prinz die reich mit Gold verbrämten und mit ſeinem Wappen geſtickten Scharlachdecken von ſeinem Gepäcke auf den Boden

breiten, da Madame erklärte, es ſei ihr unmöglich, auf dieſen rauhen Boden ihre Füße zu ſetzen. Man gestattete ferner dazu, eine Tafel zu zwei Couverts mit den Tiſchtüchern, dem Silbergeräthe und den Beſtecken vorzurichten, welche die hohen Reiſenden mit ſich führten.

Der Page, und der Kammerdiener des Prinzen, weiße Servietten auf den Armen, riefen:

„Seine Hoheit der Prinz und Ihro Gnaden die Frau Marquiſe ſind ſervirt!“

Der Erſte führte die Letzte mit Ceremonie an ihren Platz und ſetzte ſich gegenüber. Aber das Eſſen? — „Parbleu! wo iſt das Eſſen?“

„Hier, hier, zu Ihro Majeſtäten Befehle!“ keuchte die Wirthin, und ſetzte eine mächtige dampfende irdene Schüſſel auf den Tiſch.

„Was iſt das, Prinz? — fragte die Marquiſe. Der Geruch erregt mir Schwindel.“

„Wenn mich mein Auge nicht täuſcht, Madame, ein Gericht von Schinken und Eiern.“

Sie erklärte zuerſt, es ſei völlig unmöglich, Dergleichen zu genießen. Er aber war zu hungrig, um die ländliche Mahlzeit zu verſchmähen, und zuletzt ermunterte der Anblick ſeines Appetits auch den Muth der Dame, und als man eben beginnen wollte, das de-

finitive Verdammungsurtheil dieſes „hölliſchen" Gerichtes mit culinariſchen Gründen zu rechtfertigen, war das Object des Richterſpruches nicht mehr vorhanden, die Schüſſel leer. Zum Glück führte der Prinz einige Flaſchen köſtlichen Weines mit ſich, denen man mäßig zuſprach, und ſo endete ſich die erſte Handlung dieſes Herbergeſchauſpieles noch mit leidlicher Wirkung.

Don Emanuel beugte nun das Knie vor der „göttlichen Gabriele" und bat, für dieſe Nacht ihm das Amt eines Commandanten dieſes Kaſtells zu übertragen; denn da dieſer Ort keineswegs geheuer ſcheine, müſſe man die Beſatzung in Vertheidigungszuſtand ſetzen.

Sie gab ihm als Beſtallung eine Schleife von ihrem Hute, und er ging, die erforderlichen Vorrichtungen zu treffen.

Er ſtellte Schildwachen aus der Zahl der Diener mit geladenen Karabinern an die Eingänge und vier Ecken des Hauſes. Legte eine Beſatzung in den Vorplatz, wo er Laternen brennend zu erhalten befahl, beſtimmte, für den Fall des Angriffs, einen ſehr feldherrnmäßigen Defenſionsplan, und verhieß im Laufe der Nacht mehrmals ſelbſt die Ronde zu machen. Auch forderte er die Schlüſſel zum Hauſe, wurde aber in

Verlegenheit gesetzt, als ihm berichtet ward, wie Dergleichen hier nicht vorhanden seien.

Die kitzlichsten Beziehungen sollten nun aber erst zur Sprache kommen. Als der Prinz der Marquise Bericht über seine Anordnungen mit schelmischer Amtswichtigkeit abgestattet, erhob sie sich und sprach mit Huld und Würde:

„Ich bin zufrieden, und glaube nun in diesem Kastelle um Vieles sicherer zu sein, als die schöne Angelika im Zelte des Herzogs von Baiern, wo ihr, wie uns Arioſt berichtet, um vor Rolands und Rinalds gleich begehrlichen Launen bewahrt zu sein, nichts übrig blieb, als aus eigenem Antriebe davonzulaufen. Da ich nun auf alle Fälle zu müde bin, solchem Beispiele zu folgen, ich mir auch wohl anders in ähnlicher Lage zu helfen wissen würde, können Sie sicher von der Ihnen hiemit ertheilten Erlaubniß, sich in Ihre Zimmer zurückzuziehen, Gebrauch machen."

„Da Sie, Madame, — erwiederte er, — mit den Reizen der schönen Angelika wohl auch ihre Zauberkünste besitzen, werden Sie Ihren Geistern befehlen wollen, mir die Richtung anzuweisen, in welcher diese durch bloße Magie meine Zimmer aus dem Nichts hervorgerufen und auf diese öde Heide gestellt; denn ge-

gentheils dürfte ich Sie daran erinnern müſſen, daß dieſe von allem Heile entblößte Kneipe nur dieſen einzigen Raum zum Nachtquartiere für alle nennbare und unnennbare, für alle mögliche und unmögliche Gäſte beſitzt."

„Prinz — ich glaube, Sie haben den Verſtand verloren, — rief die Marquiſe, — und wollen Ihren leer gewordenen Kopf dadurch für mich ehrwürdiger machen, daß Sie ihn mir in der Nachtmütze produciren."

„Ich verpflichte mich zu einem hochbefiederten Turnierhelme, wenn er Ihnen dadurch für dieſe Nacht leidlicher werden kann; aber ſo oder ſo, — Sie werden ſeine Nähe ſich gefallen laſſen müſſen, da Sie vermuthlich nicht verlangen, daß ich hier den Stall mit unſeren Pferden theile, oder unter freiem Himmel campire, denn ach! — ſie iſt vorüber, die

gran bontà de cavalieri antiqui."

„Hört einmal, ſprach die Dame zu ihrer Gouvernante, — hat man jemals Dergleichen erfahren, ſeit die Ritter in Schuhen mit rothen Abſätzen gehen? Der Prinz will mit uns dieſe Nacht in dieſer Scheune ſchlafen."

Die Gouvernante bekreuzte ſich, und murmelte: „heilige Magdalena bitte für uns."

„Ich ſage Ihnen, Prinz, — eiferte die ſchöne Gabriele, — daß ich ſolche Poſſen nicht leide."

„Verſtehen ſie unter dieſen Poſſen meinen Schlaf, Madame, ſo tröſten Sie ſich. Ich werde wach bleiben, Ihren Schlummer beſchützen, und — an meinen Memoiren ſchreiben."

„Wie, Don Emanuel, Sie ſchreiben Memoiren? — das iſt allerliebſt."

„Wer thäte das heute nicht, und die Eindrücke unſeres liebenswürdigen Zuſammentreffens ſind ſo bedeutend, daß ich eilen muß ſie friſch für die Unſterblichkeit niederzulegen."

„Das iſt ein Anderes, — denn ich rechne darauf, mein Herr, daß Sie von mir die ſchmeichelhafteſten Dinge von der Welt ſagen werden. Bleiben Sie denn, — ſchreiben Sie. — Wiſſen Sie aber auch, daß ich es gleichzeitig eben ſo zu machen gedenke! — Ja, ja, — auch ich verfaſſe Memoiren, ſo gut als die Königinn Margaretha von Valois. Auch ich will Ihr Portrait, und unſer heutiges Begegnen, das nebenbei geſagt, in der That das drolligſte von der Welt iſt, auf meinen Blättern fixiren. — Fürwahr, es iſt einzig in ſeiner Art, daß zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes, entgegengeſetzter Parteien, in Vorſätzen die ſich durchaus

widerſprechen, während einer Nacht, in einer Bauernſchenke ſich gegenüberſitzen, und ſich gegenſeitig in ihren Denkwürdigkeiten herunter machen. — Don Emanuel, nun beſtehe ich darauf, daß Sie bleiben. — Roſignol, mein Portefeuille, mein Schreibzeug. Den Tiſch an dieſer Seite des Zimmers für mich zum Schreiben eingerichtet. — Seine Hoheit wird die andre Seite einnehmen."

Der Page eilte das Befohlene ins Werk zu richten. Der Kammerdiener des Prinzen traf ſeinerſeits für ſeinen Gebieter die nämlichen Einrichtungen, und es vergingen nicht zehn Minuten, als beide hohe Perſonen, jede einen ſilbernen Armleuchter mit neuaufgeſteckten Kerzen vor ſich, und die Breite des ſonſt dunkeln Zimmers zwiſchen ſich, bereits eifrig ſchrieben, wie zwei Parlamentsadvocaten. Auf Schemmeln in der Mitte ſaßen die Gouvernante, der Page, und der Kammerdiener zu einem nickenden Dreiblatte vereinigt, und es wurde ſo ſtill, daß man nichts vernahm als das Heimchen unter dem Herde.

Indeſſen lange ſollte dieſe ruhige Zeit nicht dauern. Es verging keine halbe Stunde, als die Marquiſe ein ſchallendes Gelächter aufſchlug, von ihrem Sitze ſprang,

ſich die Hände rieb, und wie ein Kind um den Tiſch hüpfte.

Der Prinz erhob ſich auch ſeinerſeits und ſprach: „Darf man den pikanten Einfällen und Ausfällen nachfragen, die Ihre Laune, Madame, in eine ſo ſprudelnde Bewegung geſetzt haben? Wollen Sie mich gütig theilnehmen laſſen an den Ergüſſen eines ſo blendenden Witzes?“

„Ich wüßte nichts in der Welt, Don Emanuel, das mich daran hindern ſollte. Ich entwarf eben Ihr Portrait, und kann ich dafür, daß Sie es ſehen wollen? Hören Sie denn an.

„Nachdem ich mit zwei Worten meine heutige Gefahr auf der Brücke und Ihre Hülfleiſtung geſchildert, fahre ich fort wie folgt.“

„Der Cavalier, der mir dieſe Höflichkeit erwieſen, war niemand ſonſt, als der Prinz Don Emanuel von Amaſtro, und ich hätte in der That hier eher den Rieſen Gargantua zu finden erwartet, als ihn.

Er iſt der leibliche Vetter des regierenden Herzoges von M. . . ., und müßte ſelbſt den Thron einnehmen, denn er iſt ein Sohn des älteren Bruders in der herrſchenden Familie, wenn ſein Vater, der damalige Erbprinz, nicht den Einfall gehabt hätte, ſich in die Tochter

eines venezianischen Virtuosen zu verlieben, und sie heimlich zu heirathen. Der alte Herzog, sein Vater, kam dahinter; es gab einen anstößigen Lärm, und der zärtliche Erbprinz erkaufte den ruhigen Besitz der schönen Fiametta Verberera nur damit, daß er der Successsion zu Gunsten seines jüngeren, ohnehin fähigeren Bruders entsagte, sich dagegen mit großen Gütern abfinden ließ, da seine Nachkommen, als nicht ebenbürtig, ohnehin kein Recht auf die Nachfolge haben konnten.

Don Ludovico von Amastro, so hieß der abgefundene Prinz, fand jedoch seine Lage späterhin keineswegs bequem, besonders nachdem sein jüngerer Bruder vor seinen Augen den Thron bestiegen. Don Antonio, der neue Herzog, war argwöhnisch, herzlos, voller Ränke und Mißtrauen gegen seinen zurückgesetzten Blutsverwandten. Donna Fiametta starb im ersten Wochenbette, und ihr Gemahl Don Ludovico fand sich überaus unzufrieden, da er nur für seine Liebe eine Krone aufgeopfert, und am Ende weder die eine hatte noch die andere. Er stand seinem regierenden Bruder nur an Verstand und Thatkraft nach, nicht an Ränken. Ich weiß nicht, wie viel Cabalen er bewirkte, unreife Verschwörungen anzettelte, um den Herzog zu stürzen,

wie viel Einſchränkungen und Kränkungen dieſer entgegenſetzte, und wie viel mißlungene Verſuche, nach ſcheinbaren Verſöhnungen ſich zu vergiften, dieſe würdigen Brüder unternahmen. Genug ſie blieben beide am Leben, und der Schluß des Liedchens war, daß der Herzog den Prinzen Don Ludovico auf immer verbannte, ſeine Güter einzog, und ihn mit einer magern Rente, die er im Auslande verzehren ſollte, abfand. Er kam nach Paris, weil der Herzog im ſpaniſchen Intereſſe war, und man ſah dort manche Jahre ſeine lange Beine in citrongelben Strümpfen täglich das Vorzimmer des Cardinal Richelieu durchſchreiten, dem er zumuthete ihn auf den Thron ſeines Vaters zu ſetzen. Ich glaube der Cardinal wollte auch für ihn thun ich weiß nicht was, aber Seine Eminenz hatte Zerſtreuungen, und es kam in Vergeſſenheit. Der früh gealterte Prinz ſtarb vor nicht langer Zeit mit dem Nachruhme der fetteſten Prätenſionen und der magerſten Einkünfte, der kleinſten Reputation und der größten Schulden am Hofe: Schulden, die ſein Sohn, Don Emanuel, von dem hier die Rede iſt, ſo wenig bezahlen, als unvermehrt laſſen wird.

Von Don Emanuel, kann man ſagen, daß er die ſchönſten Tugenden von der Welt beſitzt, aber mit ſo

viel Ausnahmen, daß recht beſehen, nichts davon übrig bleibt ſo der Rede werth wäre. Er könnte ſchlau ſein wie Machiavel, wäre er nicht unbeſonnen wie ein Page, tapfer wie der Prinz von Condé, überträfe ſeine Weichlichkeit nicht die eines Abbé; zur Liebe geſchaffen wie Bukingham, behagte ihm nicht die Treuloſigkeit eines Türken; bezaubernd im Umgange, überböte ſeine Falſchheit nicht die einer Katze; zu großen Dingen fähig, mangelten nicht Gründlichkeit, Ernſt und Wahrhaftigkeit. Kurz er hat von allem Guten Etwas, nur gerade Das nicht wodurch es gut wird. Da er aber zu leben weiß, gefiel er im Louvre beſſer als ſein Vater, und der Cardinal Mazarin begünſtigte ihn. Es lag nicht an ihm, daß er nicht in die Fronde gerieth, ſondern nur an ſeinen Gläubigern. Da dieſe in Paris waren, mußte er es wohl vorziehen dem Hofe auf der Flucht nach St. Germain zu folgen, und ſo gewann er dort, weil er in Paris nur zu verlieren hatte.

Da er mir nun plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, in Italien an den Grenzen des Staates ſeines Vetters erſcheint, ungeachtet er aus dieſem, wie ſein Vater, ſtreng verbannt iſt, läßt ſich leicht ermeſſen was dahinter ſteckt.

Der alte Herzog Don Antonio, ſein Oheim in

todt, und deſſen Sohn, Don Amadeo hat kürzlich die Herrſchaft erlangt. Man hofft, dieſer werde ehr in die Zurückberufung des Don Emanuel, und in die Rückgabe ſeiner mit Beſchlag belegten Güter willigen, denn beides wird vom franzöſiſchen Hofe eifrig bevorwortet, und da nun vermuthlich daran liegt den Prinzen bald an Ort und Stelle zu ſehen, hat man ihn, mit gehörigem Gelde ausgerüſtet, ſchon jetzt heimlich, auf gut Glück, abreiſen laſſen. Warum der Hof, der heute ſelbſt nur leere Kaſſen hat, an dieſes windige Project eine wahrſcheinlich erhebliche Summe hat wenden mögen, iſt ein Räthſel, um deſſen Löſung man die thebaniſche Sphynx nicht zu bemühen braucht. Wenn Spanien, von den Niederlanden aus, die Fronde zu unterſtützen Miene macht, liegt dem Cardinal alles daran, dem Cabinet des Escurial in Italien eine Diverſion zu bereiten. Der Staat des Herzogs Don Amadeo iſt gleich wichtig für Frankreich und Spanien, und beide möchten dort überwiegenden Einfluß haben. Gelingt es daher, den Herzog auf Frankreichs Seite zu bringen und ihn zu bewegen franzöſiſche Garniſonen in ſeine Feſtungen einzunehmen, die das Mailändiſche bedrohen, kann man Spanien dadurch in den Niederlanden im Schach halten. Deshalb nun iſt hundert gegen

eins zu wetten, daß der Cardinal den Prinzen seinem Vetter auf den Hals schickt, um ihn durch die Grazien seiner Person zu gewinnen, und ihn so zu bewegen, den Absichten Frankreichs sich willfährig zu bezeigen. Der Prinz hat aber unfehlbar noch eine geheime persönliche Absicht. So einfältig ist er wahrscheinlich nicht, vorweg auf die Entthronung des Herzogs zu zielen, er hofft aber durch allerlei Ränke, von denen er ganze Magazine stets bei sich führt, und mit geheimer Hülfe Frankreichs, zu erlangen, daß sein Vetter der Herzog ihm die Souveränität in seinen väterlichen Appanagegütern zugestehen soll, welches denn nichts anderes wäre, als daß er ihm die Hälfte seines Staates abträte und sich mit der anderen begnügte."

— Der Prinz hatte die Vorlesung mit ironischem Lächeln angehört, und als die Marquise geendet, brach er in ein lautes Gelächter aus, mit den Händen applaudirend.

„Vortrefflich, Madame, — entzückend. Darin ist eine Feinheit, eine pikante Auffassung der Verhältnisse zum Küssen. Dieses Portrait möchte ich in vergoldeten Rahmen fassen lassen, um es der Fama an den Flügel zu hängen. — Aber was sagen Sie, wenn ich auch

Ihr Portrait entworfen, wenn ich auch Ihnen in die Karten geſehen habe?"

„Mein Portrait? — mir in die Karten? — Leſen Sie — leſen Sie, Prinz, ich will es hören."

Der Prinz verbeugte ſich, überflog mit den Augen ſein Blatt, und fing an zu leſen.

„Als ich die ſchöne Dame in der Karoſſe näher ins Auge faßte, erkannte ich, zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, die Marquiſe di Ponenti, eine ſehr intime Bekanntſchaft aus früheren Jahren."

— Die Marquiſe unterbrach —.

„Daß ich Ihnen gleich am Anfange ins Wort fallen muß. Die intime Bekanntſchaft will ich paſſiren laſſen, gegen die aus früheren Jahren, muß ich proteſtiren. Wer uns beide nicht in Figur daher haben kann, müßte glauben, wir wären wenigſtens ſiebzig Jahre alt, und davor bewahre uns fürs erſte die heilige Jungfrau mit alle ihren Erwählten."

„Es ſoll geändert werden:" ſagte der Prinz, und fuhr fort zu leſen.

„Dieſe Dame ſteht mit Recht im Rufe großer Schönheit. Früh an einen alten Mann verheirathet, hatte ſie das Glück von ſiebzehn Jahren Wittwe zu werden, und ihn zu beerben. Einige der Güter, die

ihr Gemahl ihr hinterlaſſen, liegen in Italien, und zwar im Fürſtenthume meines Hauſes. So kam ſie an den Hof meines Oheims, des Herzogs Don Antonio, und hatte dort nichts angelegentlicher zu thun, als meinem Couſin, dem Erbprinzen Don Amadeo, eine ſo heftige Leidenſchaft einzuflößen, daß der argwöhniſche Fürſt nichts Geringeres beſorgte, als eine zweite Mißheirath in ſeinem Hauſe, obgleich die erſte, die meines Vaters nämlich, ihm doch Vortheile genug gebracht. Er war aber kein Mann von Weitläuftigkeiten und Bedenken. Dem jungen Prinzen wurde der Kopf gewaſchen, und die ſchöne Gabriele, — ſo nannte man die Marquiſe — wurde Landes verwieſen, ohne indeß ihr Einkommen im mindeſten anzutaſten. Sie kam nach ihrem Vaterlande, Frankreich, zurück, nachdem in Spanien, wo ſie zuerſt einige Monate zubrachte, zehn oder zwölf Cabaleros ihrentwegen ſich die Kehlen abgeſchnitten. Das Aufſehen, das ihr Erſcheinen in Paris machte, war nicht minder als das der Armida im Lager Gottfrieds, und ſie wußte ſich auf dem Gipfel der Mode und Galanterie zu behaupten. Ich weiß nicht, wie ſie in die Laune gerieth, auch nach einer Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten zu haſchen, von denen ſie nie eine klare Vor-

ſtellung gehabt. Sie meinte jederzeit, ſolche würden abgeſponnen wie Liebeshändel, ohne welche ſie nicht zu leben wußte, weshalb ſie denn Politik und Intrigue jederzeit für gleichbedeutend gehalten. Bei aller Befliſſenheit hat ſie es indeſſen niemals weit darin bringen können, weil für die Menſchen im Allgemeinen ſie keine anderen Maasſtäbe beſaß, als die ihre Anbeter darboten. Nun iſt ihr aber das ſonderbare Unglück begegnet, nie die Beſten dauernd gefeſſelt, und, wie Circe, am Ende über einen Stall voll Thiere geherrſcht zu haben. Es war dieſes vielleicht weniger ihre Schuld, als die der Umſtände. Sei dem aber wie ihm wolle, ſie war beſſer als ihr Stall, und nie iſt eine Perſon gefunden worden, bei der die Lebhaftigkeit mehr den Mangel an Urtheilskraft erſetzte, ſo daß ihr bisweilen die glänzendſten Einfalle über die Lippen gehen, ohne daß ihr Kopf daran Antheil hat, der nie viel bedeutete.

Der Herzog von Beaufort führte ſie in die Fronde, und ein Liebhaber würde ſie in eine Karthauſe verſetzen können, denn bei ihrer entſchiedenen Neigung zu Leidenſchaft und Galanterie hat ſie, einmal eingenommen, nie eine andere Richtung gehabt, als die ihrer Verehrer.

Ihre Abſichten von heut ſind leicht zu errathen. Es liegt der Fronde alles daran den ſpaniſchen Einfluß

bei meinem Vetter dem Herzoge geltend zu machen, um durch dieſe gute Dienſte den Hof zu Madrid deſto eher zu ihrer Unterſtützung von den Niederlanden aus zu bewegen. Deshalb ſchickt der Herzog von Bouillon die Marquiſe an den Hof meines Vetters, ohne die Aufhebung ihres Exils abzuwarten, vorausſetzend, daß die alte Liebe nicht geroſtet. Wäre dieſer Staatsſtreich von der Erfindung der Marquiſe, könnte man ihn entſchuldigen; ſie denkt mit dem Herzen. Daß aber die Herrn von Bouillon und Retz, die es mit den Köpfen ſollten, in ſolche Fehler verfallen, iſt ihnen kaum zu vergeben, und die Beſchämung ihnen wohl zu gönnen, die für ſie aus dem Fehlſchlagen einer ſo armſeligen Machination nothwendig erwachſen muß."

Hiemit endigte der Prinz, und zwar mit der tiefſten Verbeugung.

Die Marquiſe ſchwieg einen Augenblick.

„Don Emanuel, — nahm ſie endlich das Wort, — da Sie mit in meinen Stall gehören, kann ich es Ihnen vergeben, daß Sie von mir ein nicht geſchmeicheltes Portrait entwarfen. Cäſar wurde deshalb aber nicht geringer, weil die Legionen Spöttereien ſeinem Triumphwagen nachriefen. Es iſt einiges Wahre in Ihrer Schilderung, und mehr Malice, wie man von

Ihnen nicht anders erwarten darf. Ob Sie meine Abſichten richtig getroffen, wird die Zeit lehren, wie auch, daß, wenn ich dergleichen wirklich bezwecke, Sie ſich im Irrthume befanden, als Sie dieſe Abſichten kopflos angefangen, und des Mißlingens gewiß, bezeichneten."

„Wie, Madame, Sie können im Ernſte glauben, mein Couſin werde in den Flitterwochen ſeiner Ehe mit der ſchönſten Prinzeſſin Italiens, der er hundert Rückſichten ſchuldig iſt, auf alte vergeſſene Paſſionen ſeiner Jünglingsjahre zurückkommen?"

„Wie, Don Emanuel, Sie werden im Ernſte ſich einbilden, Ihr Vetter, der von klein auf daran gewöhnt iſt, in Ihnen einen Feind zu ſehen, und Ihnen zu mißtrauen, werde ſich ſo plötzlich von Ihnen den Kopf verdrehen laſſen, um ſich Frankreich in die Hände zu geben, deſſen Abſichten doch ſichtlich nur dahin gehen, alle kleine Fürſten Italiens und Deutſchlands ſich zu unterwürfigen Vaſallen zu machen: werde ſich von Ihnen bereden laſſen dem Cardinal Mazarin zu trauen, dem Niemand mehr traut?"

„Wie, Madame, ſollte Don Amadeo ſo unſinnig ſein noch Etwas von Spanien zu erwarten, das ſelbſt nichts mehr für ſich erwartet, und täglich mehr dem

Banquerot an politiſchem Einfluß und Mitteln entgegengeht?"

„Armer Prinz, ich beklage Sie. Sie werden jämmerliche Geſchäfte machen."

„Arme Marquiſe, ich habe das tiefſte Mitleiden mit Ihnen, Sie werden ſich ein entſetzliches Ridicül geben."

„Ha Ha Ha! — Don Emanuel, Sie machen, daß ich vor Lachen erſticke."

„Ha Ha Ha! Madame, wer zuletzt lacht, lacht am beſten."

„Fürwahr, Don Emanuel, der Vortheil wird mithin auf meiner Seite ſein."

„Auf der meinigen Madame, rechnen Sie darauf."

„Prinz, Ihr Vetter wird Ihre Verbannung nicht aufheben."

„Schöne Marquiſe, Sie werden ehr den Hof des Prieſters Johann, als den meines Vetters zu ſehen bekommen."

„Wollen ſehen, Don Emanuel."

„Wollen ſehen, reizende Ambaſſadrica."

„Ich werde dennoch ſiegen, Amaſtro."

Dieſe Worte waren kaum über die Lippen der

Dame gegangen, als ſich ein zwar leiſes, aber deutliches:

„Nein:“

wie von Geiſterlippen geſprochen, vernehmen ließ.

Die Marquiſe fuhr entſetzt zuſammen.

„Was war das? — fragte ſie nach einer Weile, blaß wie der Tod.

„Ein Geiſt, — entgegnete der Prinz, das Grauen unter ſcharfem unheimlichen Lächeln verbergend.

„Ja — ſagte ſie, — ich glaube, daß Sie recht haben, denn unſere Diener ſind im tiefen Schlafe.“

„Prüfen wir die ſeltſame Stimme noch einmal; verſuchen wir, ob ſie auch mir ein Orakel giebt.“

Er rief:

„Ich werde dennoch ſiegen, Marquiſe.“

Die nämliche Stimme antwortete:

„Nein, Nein, Nein.“

aber vernehmlicher.

Die Marquiſe ſtieß einen Schrei aus, der Prinz war dagegen beruhigt und rief befehlend:

„Wer iſt da?“

„Ich —,“ rief die nämliche Stimme die hinter dem Herde hervorkam. Zugleich rauſchte es, und ein bunt und abentheuerlich gekleidetes Weſen erſchien, von einem Getöne angeſchlagener Saiten verkündet, trat

aus dem Dunkel, und ſtellte ſich vor den Prinzen, der es mit prüfenden Blicken maß.

„Wer biſt Du?“ fragte er ſcharf.

„Ich bin eine Fürſtin meines Volkes“ — war die Antwort des fremdartigen Weſens. — „Ich kenne die Vergangenheit und die Zukunft. Sie nennen mich die hellſehende Rabatilla.“

Drittes Kapitel.

Furchtſame Perſonen, die durch irgend ein Unheimliches in Schrecken verſetzt werden, ſind gemeinhin die keckſten Freigeiſter, wenn das Grauſen, dem ihr geringer Muth nur zu bald unterlag, in armſeliger Täuſchung ausgeht.

Die Marquiſe hatte kaum in dem vermeinten Geſpenſte eine gewöhnliche junge Zigeunerin erkannt, die neugierig, liſtig und dreiſt ſich hier verſteckt, um die ungewöhnlichen Gäſte bequem zu betrachten, zu belauſchen, und nach Umſtänden von ihnen Vortheil zu ziehen, als das Gelächter kein Maas fand, mit dem ſie ſich ſelbſt, vornehmlich aber den Prinzen, zu verhöhnen,

dem Gegenſtande ihrer Furcht dagegen entſchiedene Geringſchätzung zu erweiſen, bezweckte.

Don Emanuel, zuerſt viel weniger erſchreckt, war nach der Enttäuſchung deſto tiefer angeregt. Seine ſonſt ſo feinen, durch ein zierliches verbindliches Lächeln in ſtetem Gleichgewichte erhaltenen Mienen, nahmen einen grinſenden, lauernden, furchtbaren Ausdruck an. Die obern, mandelweißen Zähne drückten ſich in die Unterlippe; die rechte Hand zog leiſe und verſtohlen etwas aus dem Buſen hervor, und fuhr damit hinter den Rücken. Es war ein blitzender, ſpitzer, haarſcharfer Dolch, und in ſeinem Geſichte ſtand deutlich das Todesurtel der armen Rabatilla geſchrieben. — Sie hatte gelauſcht, als die Marquiſe ihm ganz richtig ſeine geheimen Abſichten vorgehalten. Sein Geheimniß, das des Hofes von St. Germain, war zu ihrer Verfügung, — ſie durfte den Morgen nicht erleben. Eine ſolche Maasregel begegnete auch ſo wenig Hinderniſſen in dem Gewiſſen dieſes aufs Feinſte geſchliffenen Ritters, als die Beſeitigung einer Fliege, deren Summen ſeine Sieſta geſtört haben möchte. Dennoch fand er im nächſten Augenblicke es nicht, — nun was nicht? — nicht anſtändig, eine Zigeunerin vor den Füßen einer Dame von Stande zu erdolchen, bei der es an Höflich-

keit fehlen zu laſſen die Sitte des vornehmen Umgangs verbot.

Das funkelnde Mordgewehr glitt alſo wieder eben ſo leiſe in die Spalte ſeines Kleides zurück, und er hatte blitzſchnell die gewöhnliche verbindliche, ſorgloſe Phyſiognomie wiedergewonnen, als Gabriele ihn anredete.

„Geſtehen Sie nur ſelbſt, mein ſchöner Herr, daß dieſes kleine Abentheuer, wiewohl es auf eine Myſtification ausläuft, das artigſte von der Welt, und ganz geeignet iſt, die bevorſtehende Langeweile einer ſchlafloſen Nacht zu verkürzen.“

„Allerdings, Madame, es iſt ſo allerliebſt und pikant als möglich, dürfte aber noch mehr an Reiz gewinnen, wenn dieſes liebenswürdige Kind der Kreuzwege von den Staatsgeheimniſſen die es belauſcht, an Orten, wo ſie nicht hingehören, Gebrauch machte.“

„Es wird wohl nicht, und dann erwägen Sie, daß der Kern einer Orange im gemeinen Boden eines ungeeigneten Climas gelegt, nicht aufgehen kann, ſondern darin verkümmern muß. Machen wir uns keine Bedenklichkeiten, und profitiren ſo viel von unſerem kleinen Elementargeiſte als wir ihm abgewinnen kön-

nen. — Kannſt Du aus der Hand wahrſagen, hübſche Zigeunerin?“

Rabatilla hatte das Verhalten des Prinzen genau beobachtet, ſo wenig Sie ſolches nur auch mit einem Blicke verrieth, und antwortete in ihrer gewöhnlichen Weiſe.

„Aus der Hand, — den Karten, — dem gegoſſenen Blei, — den Sternen, — dem Tröpfeln des Regens von den Blättern des Geſträuchs. — Rabatilla erkennt überall Vergangenheit und Zukunft.“

„Nun wohl, wir wollen Deine Künſte der Reihe nach verſuchen. Sage mir aber zuvor, welcher Geiſt gab Dir das mehrfache Nein ein, das Du vorhin unſeren Hoffnungen entgegenriefſt? — Woher weißt Du, daß wir beide den Sieg in unſeren Unternehmungen nicht erlangen werden?“

„Der Geiſt Mikorar war es, der ſchlauſte mit dem wir verkehren, der geſetzt iſt über die heimlichen und liſtigen Unternehmungen der Menſchen. Ich war eingeſchlummert dort im Winkel, und dachte nicht mehr an Euch. Da ſchlüpfte der Geiſt in mein Ohr, und flüſterte: „wach auf Eichhörnchen, und höre die Thoren, — vergieb weiſe Königin, er macht nicht viel Umſtände, Mikorar, — wie ſie einander ihre Geheimniſſe aushorchen. Aber es ſind nur taube Nüſſe die

ſich ſo leicht knacken laſſen." — Und als ihr mit Euren künftigen Siegen prahltet, ſchlüpfte der Geiſt aus meinem Ohre, und fuhr mir über die Lippen. Das war das „Nein" das ihr gehört. Er ſprach, nicht ich."

Die Dame lächelte ſpitz, dann ſagte Sie: „Fürwahr, Amaſtro, wenn dieſer Geiſt klüger iſt als der Cardinal Mazarin und der Coadjutor zuſammengenommen, werden wir uns wenigſtens mit gleichem Mißgeſchicke tröſten können, und was fände man in guter Geſellſchaft nicht erträglich. Doch laſſen wir den Sieur Mikorar ſeine eigenen Nüſſe knacken, und tröſten uns damit, daß die unſrigen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht für ſeine Zähne ſind. Im Uebrigen iſt der Umſtand, daß wir nachgerade noch die Helden eines Feenmährchens werden, gewiß der, den wir am wenigſten auf unſerem Wege erwarten durften. Oder meinen Sie anders?"

„Durchaus nicht, Madame, glaube aber, daß es nur von dem klingenden Inhalte unſerer Taſchen abhängen dürfte, Herrn Mikorar und ſeine ganze werthe Familie unſeren Planen auf das Entſchiedenſte geneigt zu machen."

„Wohl möglich. Es kommt auf die Probe an. — Zigeunerin, Dein Mikorar iſt ein Einfaltspinſel, und Du wirſt hoffentlich klüger ſein als er. Was kümmern ihn, und Dich unſere beſonderen Unternehmungen, mit denen wir übrigens auch nur gegenſeitigen Scherz getrieben haben. Hier iſt meine Hand, und drei goldene Piaſter darauf. Sage mir was Du darin von meinem Geſchicke zu leſen meinſt.“

Rabatilla nahm das Gold, küßte es ehe ſie es einſteckte, und ſchaute in die Hand Gabrielens.

„Welch ſchöne weiße Hand! — rief ſie, — ein Feld von Schnee, in das mächtige Geiſter roſenfarbene Linien gezogen, — und welche! — Du warſt geliebt, gefeiert, bewundert. Da iſt ein kleines braunes Maal, gerade auf der Linie der Macht, das war Dir hinderlich, und damals Eingebüßtes kommt nie wieder. Betrübe Dich aber nicht, Du wirſt entſchädigt werden. Wo Du geliebt, wirſt Du haſſen, wo Du haſſeſt, wirſt Du lieben. — Doch nein, — lieben? — das ſteht eigentlich nicht da, — aber beſitzen. Einige Wünſche, die für Dich nichts taugen, wirſt Du nicht erreichen. Aber ſieh, da kommt ein ganz heimlicher Wunſch geſchlichen, wie ein Haar ſo fein, kaum ſichtbar in der Fläche, er ſpringt plötzlich aus, wendet ſich ein wenig

umher, und ſpringt bald wieder ein in die große Linie des Gewinnes. — Halt, — richtig, — dieſen Wunſch wirſt Du erreichen, und dann noch eine viel größere Dame ſein, als Du heute biſt."

Das läßt ſich allenfalls hören. Wer weiß wozu Alles gut iſt. — Prinz, die Reihe iſt an Ihnen."

„Fürwahr, ich habe einen kleinen Widerwillen mir von dieſer Prophetin wahrſagen zu laſſen, bevor ſie mir nicht ihre eigene Zukunft verkündet, denn über ihre Vergangenheit brauche ich keine Aufſchlüſſe. Wie ſoll ich einem Weſen glauben, das den Inhalt ſeiner nächſten Stunde nicht kennt? Erſt ſage mir Zigeunerin, was Alles Dir bis morgen früh begegnen wird; — oder weißt Du es nicht?

Rabatilla ſchoß aus ihren glühenden ſchwarzen Augen einen ſo leuchtenden ſcharfen durchbohrenden Blick auf den Frager, daß er verwirrt den ſeinen niederſchlug, dann ſagte ſie: — „wohl weiß ich es. — Ich werde leben."

Die letzten Worte betonte ſie ſonderbar, faſt mit einer, den Prinzen bemeiſternden Ueberlegenheit. Er nahm eine Anzahl Goldſtücke, und legte ſie auf ſeine flache Hand mit den Worten: — „nun denn, zeige was du kannſt."

„Stecke Dein Gold erſt wieder ein, — erwiederte ſie. — Du haſt eben viel Metall bei Dir, rundes klingendes, ſpitzes treffendes. Ich mag von Dir weder das eine, noch das andere. Auch gehört Dir nichts das Du verſchenken könnteſt. Endlich glaube ich nicht, daß ich Dir viel Gutes zu verkünden haben werde, und Uebles gebe ich umſonſt.“

Er warf das Geld nachläſſig auf den Tiſch, und bot ihr die leere Hand.

Rabatilla forſchte eine Weile darin, ſchüttelte das Haupt, trat zurück mit den Worten: „es iſt gut ſo. — Beſſer, daß Du Deine Zukunft nicht kennſt.“

„Ha, — weil Du ſie nicht zu leſen verſtehſt.“

„Meinſt Du. — Zeige wieder her. — Aber haſt Du Muth die Wahrheit zu hören?“

„Keine Umſtände.“

„Für eine Krone biſt Du geboren, aber Du haſt von jeher von Allmoſen gelebt, weil Du der Krone nicht werth warſt. Du wirſt nach ihr greifen, Dich lächerlich machen, und zuletzt noch dem Himmel danken, daß er Dir vergönnen wird von den Mitteln und dem guten Willen Deiner Frau zu zehren, — und nichts zu bedeuten. Am Ende wirſt Du Deinen ſchönen

Federhut dort mit der Kapuze vertauſchen, und, — von aller Welt verlacht — ein Mönch werden."

Die Marquiſe hatte zu viel guten Ton, um hierüber zu lachen, ſuchte vielmehr den Prinzen in ſeiner ſichtlichen Verlegenheit mit folgendem Troſte wieder aufzurichten.

„Ich hoffe Sie werden dieſe Sache für das nehmen was ſie iſt. In guter Geſellſchaft erlaubt man ſich, belacht, und vergißt ſolchen Scherz. Oder was dieſes einfältige Geſchöpf für ein Mißgeſchick hält, iſt vielleicht ein Loos, das, wenn Sie es wirklich gezogen, Sie befriedigt, und für andere getäuſchte Hoffnungen entſchädigt. — Wohlan, Du Rabe, ſage dieſem Cavalier wahr, welche Dame es ſein wird die zu ſeiner Gemahlin beſtimmt iſt. Vermuthlich werden wir eine mächtige Erbtochter auf dem Grunde der Taſſe finden."

Rabatilla zog boshaft lächelnd ein ſehr vergriffenes Spiel Karten hervor, legte die Blätter in Reihen auf den Tiſch. Die Anderen ſahen ihr mit Spannung zu. Als ſie fertig war, forſchte ſie in den Figuren, lachte laut und rief: „Was frommt all Euer Gezänk, Eure Ränke, Eure Beſtrebung Euch zu überliſten. — Ihr werdet einander doch heirathen."

Der Prinz ſtand wie vom Blitz getroffen. Gabriele dagegen ſtimmte aus vollem Halſe in das Gelächter der Zigeunerin ein, und rief: Ich — ihn heirathen? — Das wäre die drolligſte Begebenheit von der Welt. — Was ſagen Sie dazu Don Emanuel?

„Nichts Madame. — Es iſt indeß ſpät. Erlauben Sie, daß ich dieſe artige Unterhaltung beſchließe, die Poſten viſitire.“

Er ging hinaus.

Die Marquiſe ſah ihm befremdet, und plötzlich ernſt geworden nach, dann wendete ſie ſich zu Rabatilla.

„Kind, — Du haſt nicht wohl gethan. — Suche zu entfliehen, ehe dieſer Herr Dir wieder begegnet. — Ich ſtehe für nichts. — Du haſt Deine Kunſt ſchlecht verſtanden, ſonſt würdeſt Du erkannt haben, daß Du mit einer Natter zu thun hatteſt, die zum Tode ſticht, wenn man ſie ungeſchickt anfaßt.“

Der Prinz kehrte im nämlichen Augenblicke zurück mit der heiterſten Miene von der Welt.

„Unſere Poſten ſind wachſam, — bemerkte er. — Der Morgen fängt an zu dämmern. Gefällt es Ihnen, Madame, unſere kleine liebenswürdige Sibylle zu entlaſſen, und noch ein Stündchen auf dieſem Sopha

zu ſchlummern, werde ich in jener Ecke des Zimmers ein Gleiches thun."

Rabatilla erwartete nicht ihre Entlaſſung, machte eine tiefe orientaliſche Verbeugung, ſchlug ihre Zitter mit ſicherer Hand, und ſang im Abgehn.

„Hündchen iſt biſſig und Kätzchen iſt kratzig.
Belfert jen's knurrend, ſo pruſtet dieß patzig.
Wau Wau! — Miau Miau!
Hündchen will Futter, das Kätzchen ein Kränzchen.
Jenes hängt Oehrchen, und dieſes hebt Schwänzchen.
Hündchen und Kätzchen, — ſie fahren zur Trau.
Wau!! — Stille mein Männchen, — Miau gilt, —
Miau Miau.

Damit wandelte ſie zur Thüre hinaus, die ſich hinter ihr ſchloß.

Die Marquiſe ſah ihr ernſt und ſchweigend nach, warf ſich auf ihr Polſter, und ſchien ſich dem Schlummer hingeben zu wollen.

Es war ſtill im Zimmer, wohl eine Viertelſtunde lang.

Da knallte in geringer Entfernung ein Schuß. Die Marquiſe fuhr erſchreckt auf, und ſtarrte den Prinzen an.

„Ein Schuß! — ſagte ſie ſchwer athmend. — Don Emanuel, — Sie haben die Zigeunerin erſchießen laſſen."

„Meinen Sie, Madame? — erwiederte er ſcharf mit verzehrtem Lächeln —. Schüſſe und Prophezeihungen treffen nicht immer. Den Erfolg der einen wie der andern offenbart erſt die Zukunft. Die Gegenwart ruft mich auf, Ihnen angenehme Ruhe zu wünſchen.“

„Ruhe, Prinz, — Ruhe? — Die wünſche ich Ihnen.“

Damit wendete ſie ſich auf die andere Seite ihres Lagers, während die wachgewordene Gouvernante ſich als Ehrengarde vor ſie auf einen Schemmel ſetzte, und der Prinz ganz ruhig in ſeiner Ecke entſchlummerte.

Viertes Kapitel.

Als die Marquiſe am nächſten Morgen nach einem geſunden Schlaf erwachte, kamen ihr die Begebenheiten der vergangenen Nacht wie ein Traum vor, den man beim Ankleiden vergißt.

Der Prinz war verbindlicher als jemals, und man kam überein, — da man die Reiſe einmal nicht gemeinſchaftlich fortſetzen konnte und wollte, — daß die Marquiſe zunächſt aufbreche, — erſter aber eine Stunde ſpäter ſeines Weges ziehe. Die Grenze, welche beide heimlich zu überſchreiten beabſichtigten, war keine zwei Stunden mehr entfernt.

Schon waren die Pferde vor die Karoſſe geſpannt, und Emanuel gab Gabrielen den Arm, ſie in den Wagen zu führen, als man draußen das Klingeln vieler Glöckchen vernahm, welche in dortiger Gegend den Saumthieren angehängt zu werden pflegen.

Auf einem der Pfade nach dem Wirthshauſe zu kam auf einem ſtattlichen Maulthiere ein ganz ſchwarz gekleideter Mann geritten, dem ein paar ähnliche Geſtalten auf Eſeln folgten.

Als der Zug näher kam, erkannte man in dem vorderſten Reiter einen Ordensgeiſtlichen, in dem Gefolge dienende Brüder eines Convents.

Die Marquiſe entfärbte ſich, und warf einen verlegenen Blick auf den Prinzen.

Dieſer lächelte boshaft und meinte, der fromme Beſuch könne ſich nur auf ſie beziehen, ſei aber höflicher als erwünſcht, indem er wohl zu weit entgegengekommen.

Indem öffnete ſich die Thüre, und jener Ordensgeiſtliche trat ein.

Sein Kleid offenbarte, daß er der Geſellſchaft Jeſu angehöre. Haltung und Anſtand waren durchaus würdig und ohne anmaßliche Salbung. Die Geſichtszüge bezeichneten einen Mann von mittleren Jahren, und hatten einen Ausdruck von Schärfe und Feinheit. Vertrauen konnten ſie nicht erwecken. Die Unruhe des ſtechenden Blicks verhinderte es.

Der Pater näherte ſich der Marquiſe mit den Manieren des geſchliffenſten Weltmannes, aber auch zugleich mit denen eines alten Bekannten.

„Madame, — ſagte er mit ſanfter wohlklingender Stimme — es iſt mir ungemein erfreulich wahrzunehmen, daß die Anſtrengungen einer ſo weiten und beſchwerlichen Reiſe Ihre Geſundheit nicht gefährdet haben, und wenn ich hier ſo unerwartet erſcheine, bin ich dadurch gerechtfertigt, daß man eine ſo befriedigende Erfahrung nicht früh genug machen kann."

Die Marquiſe ſchien ihre Verwirrung noch nicht vollſtändig bemeiſtern zu können.

Ohne Zweifel war dieſer Jeſuit der ihr entgegengeſchickte Bote auch ihrer geheimen Obern. Es mußte ſie deßhalb in Verlegenheit ſetzen, vielleicht gar mit Gefahr bedrohen, von dieſem Boten in Geſellſchaft des ganz entgegengeſetzten Intereſſen angehörenden Prinzen angetroffen zu werden. Sie meinte daher den bloßen Zufall, der dieſes herbeigeführt, am deutlichſten, ſelbſt für das Auge des Argwohnes, zu verſinnlichen, wenn ſie ſich unbefangen und aufrichtig hingebe. Auch wollte ſie ungehörige Erörterungen vermeiden im Beiſein des politiſchen Gegners, für den Fall, daß der Je-

ſuit den Prinzen nicht kenne. Sie ſagte daher im Tone des gewöhnlichen Umganges:

„Würdiger Vater, Sie ſehen hier den Prinzen Don Emanuel von Amaſtro, mit dem ich, in der That ſehr gegen unſere beiderſeitigen Wünſche, geſtern Abends in einem ſehr ſonderbaren Abentheuer zuſammengetroffen bin. — Mein Prinz — Pater Joſeph Iloskas, — ſehr gelehrtes Mitglied der theologiſchen Facultät zu Bologna."

Der Prinz nickte vornehm, der Jeſuit grüßte mit der tiefſten ehrerbietigſten Verbeugung. „Gnädigſter Herr, — ſagte er — Ihre perſönliche Bekanntſchaft iſt dadurch nicht minder ehrenvoll, daß ſie nicht überraſcht. Wir (er betonte dieſes ganz eigen) wußten bereits um Mitternacht, welche ungewöhnliche Zufälligkeit die Frau Marquiſe mit Eurer Hoheit in dieſer, ſo erleſener Geſellſchaft keineswegs würdigen, Herberge vereinte. Deſto mehr ſollte ich mich beeilen, um noch des Vorzugs theilhaftig zu werden, einem ſo ſchätzenswerthen Fürſten unſere Achtung zu bezeugen."

„Verbunden, mein Herr, — entgegnete der Prinz. — Wer war aber befliſſen, Ihnen von meiner Anweſenheit ſo eilig Kunde zu geben?"

„Wer? — ein Bote, der gerade eben so eilig iſt, als der Wind. — Ein Schuß, Monſeigneur.“

„Wer? — Ein Schuß? — ich weiß von keinem.“ Die Leichtigkeit, mit der Don Emanuel dieſe Worte hinwarf, ſtand im Gegenſatze mit ſeiner ſchnell erbleichenden Wange.

Der Pater verſetzte darauf eben ſo leicht. „So? — weiß Eure Hoheit nichts von dieſem Schuſſe? — das iſt artig. Er knallte hier oben um Mitternacht. Um ein Uhr hatte er uns bereits unten im Refectorium unſeres, unfern von hier belegenen Ordenshauſes verſammelt. So eben hallte er im Cabinete des Abbate Richeldi, erſten Miniſters Ihres erhabenen Vetters, und indem wir reden, weiß der Herzog Don Amadeo bereits, mit welchem unerwarteten Beſuche ihn ſein liebenswürdiger Couſin überraſchen will. Wenn Sie in einer Stunde die Grenze Ihres Familienſtaates erreichen, werden Sie finden, daß man bereits darauf eingerichtet ſein wird, Sie mit aller möglichen Aufmerkſamkeit — zurückzuweiſen.“

Der Prinz wurde ſichtlich faſſungsloſer, doch gelang es ihm zu ſagen: „fürwahr, ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem Schuſſe wollen.“

„Wir wollen mit dieſem Schuſſe nichts. Es kann nur davon die Rede ſein, was Eure Hoheit ſelbſt damit zu wollen beliebte.“

„Ich hoffe, Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich ein Verbrechen — “

„Wer denkt daran. Ein Verbrechen war dieſer Schuß wohl nicht, aber vielleicht Uebleres, — ein Fehler. Doch laſſen wir dieſen Schuß.“

Der Marquiſe ward unheimlich, und ſie nahm das Wort.

„Sie wünſchen mich allein zu ſprechen, Pater Joſeph.“

„Nein, Madame, — Ich habe nur zu ſagen, was Seine Hoheit ſehr wohl hören kann. Wenn zwei ſo geiſtreiche Perſonen ſich über Nacht ihre witzigen Memoiren gegenſeitig vorleſen, wäre es eine Grauſamkeit ihnen den Stoff zu deren durchgreifender Fortſetzung zu unterſchlagen.“

„Pater, — ſagte die Marquiſe im höchſten Erſtaunen, — ich glaube, Sie haben Geiſter im Sold.“

„Bewahre. Wir arme einfältige Religioſen ſind ſchon ſehr zufrieden, wenn wir dergleichen nur ein wenig im Singularis beſitzen. Wenn jedoch unter Geiſter Geſpenſter gemeint ſind, müßten wir hier Seine

Hoheit fragen, ob Hochdieſelben dergleichen etwa über Nacht fabriciren laſſen, die vor unſer einem erſcheinbar ſind."

„Mein Herr, enthalten Sie ſich der Anzüglichkeiten:" rief der Prinz ſtolz und empfindlich.

„Gern, mein Prinz. — Wenn nur die Anzüglichkeiten ſich unſer enthielten, denn Anzüglichkeiten und Bezüglichkeiten ſind ſinnesverwandt, und wer kann es den Ereigniſſen verbieten, daß ſie auf einander Bezug nehmen. — Doch zur Sache. Madame, es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Don Emanuel von Amaſtro in ſeinen Vermuthungen von heute Nacht vollkommen recht hat. Ich habe den Auftrag, Ihnen zu melden, daß der Herzog Don Amadeo auf keine Weiſe zu bewegen geweſen iſt, Ihre Verbannung aufzuheben, und Ihnen den Eintritt in ſeine Staaten zu geſtatten. Er weiß zwar nicht, daß Sie von Paris bereits abgereiſet ſind, und ſich einen Steinwurf weit von ſeiner Grenze befinden. Wüßte er es aber auch, würde das die Sache nicht ändern."

Die Marquiſe ſchien vernichtet. Zorn, Beſchämung kämpften in ihren Zügen.

Der Prinz vergaß ſich, ein wenig hörbar zu lachen. Der Pater warf ihm den höflichſten Blick von

der Welt zu, vor dem aber sein Herz stockte, und das Mark in seinen Adern erfror. — Einen Basiliskenblick.

Endlich rief Gabriele halb weinend: „Er will mich nicht wiedersehen. Der Einzige auf der Welt, den ich wahrhaft geliebt, — den ich — (Sie wollte wohl sagen: „noch liebe:" besann sich jedoch des Besseren.) Das also ist Eure Feinheit, die Ihr Alles zu bewirken unternehmt?"

„Madame, — wir sind ohnmächtige Geistliche, die nichts in die Wage zu legen haben, als guten Willen, und der Herzog ist — ein selbstständiger Character."

„Aber was soll aus mir werden? Soll ich auf meinem Wege zurückkehren? — ich vermag es nicht."

„Wem würde solche Zumuthung in den Sinn kommen. Sammeln Sie sich, um einzusehen, daß dieses Mißlingen nichts bedeutet. Was heute verloren, gewinnt sich doppelt morgen. Keine Sorge für Ihren ferneren Aufenthalt. Befehlen Sie Ihren Leuten, mir auf dem Wege zu folgen, den ich einschlage, und noch heute werden Sie sich in dem bequemsten und sichersten Hafen von der Welt befinden. — Ihre Pferde sind vorgespannt. Seine Hoheit Don Emanuel wird den Ritterdienst nicht versäumen wollen,

Sie in den Wagen zu führen, um zugleich Ihre Bestellungen für Paris zu empfangen, die er, sobald er in St. Germain wiedereintrifft, durch den ersten rückkehrenden Parlementair, den die Fronde an den Hof sendet, besorgen zu lassen die Gefälligkeit hat."

Dieser letzte bitterste Spott verfehlte gerade seine Wirkung, weil er zu stark war. Der Prinz lachte, und gab Gabrielen den Arm, sie hinauszuführen.

Sie stieg ein. Der Pater schwang sich auf ein Maulthier, und der Zug, dem wir eine Strecke folgen müssen, setzte sich in Bewegung.

Eine Richtung zur Seite wurde eingeschlagen. Abwärts ging es in eine tiefe Bergschlucht. Bald gelangte man an einen Strom, über den eine Brücke führte von nicht besserer Beschaffenheit, als die gestrige. Hier zeigten sich aber sorgfältigere Vorrichtungen. Eine Anzahl Landleute hämmerte noch an einem in der Eile aus rohen Baumstämmen gefertigten Geländer.

Der Pater befahl den Bauern, die unfehlbar von ihm angestellt waren, erst die Packwagen herüberzuführen, indessen er die Karosse halten ließ.

Während die Marquise in tiefen Gedanken dasaß, flog ein Blumenstrauß in den Wagen, — sie blickte

überraſcht hinaus, und — die Zigeunerin Rabatilla balancirte bereits auf dem Tritte.

Die Freude Gabrielens, dieſes ſeltſame Weſen, das ſie keineswegs mehr unter den Lebenden meinte, wieder zu ſehen, ließ ſie alle Rückſichten vergeſſen. Sie befahl den Schlag zu öffnen, ſprang hinaus, um das braune Geſchöpf zu umarmen. „Mädchen, — rief ſie, — lebſt du wirklich? — oder biſt du ein Geiſt? —"

„Wie ſollte ich nicht leben, — erwiederte jene mit dem Ausdrucke der keckſten Schelmerei. — Sagte ich es nicht geſtern voraus? — Wozu kenne ich die Zukunft, wenn ich mir nicht ſelbſt zu helfen wüßte. — Rabatilla iſt der Wieſel, der aus der Hand ſchlüpft, die ſich ſchließen will, ihn zu erwürgen, und einen tüchtigen Biß zurückläßt."

„Aber ſollteſt du nicht erſchoſſen werden dieſe Nacht?"

„Freilich."

„Durch welches Wunder entkamſt du?"

Rabatilla präludirte auf ihrer Zitter, und ſang mit poſſenhafter Laune.

Die arme Sünderin kniet
Dicht an des Abhangs Rande.
Die Hände ſchnüren Bande.
Der Schütz ſein Ziel erſieht.

Es knallt. — Doch in die Luft.
„Was kann ſolch Knallen nützen.
Ihr ſeid mir feine Schützen."
So höhnt es aus der Kluft.

Wo blieb die Hexe, — wo?
Eh' noch das Pulver brannte,
Warf ſie ſich von der Kante.
— Nicht Hexen ſchießt man ſo.

„Kind — rief die Marquiſe, — ich möchte Gold darum geben, dich mit mir nehmen, bei mir behalten zu können."

„Schöne Dame, ich bin für Kupferpfennige zu haben."

„Du willſt mir alſo folgen?"

„Warum nicht."

„Aber wenn Pater Joſeph darwider einwendet."

„Er wäre der letzte, der etwas dagegen hätte, — ſagte der Pater, der eben hinzutrat. Madame hat hierin, wie in allen Dingen zu gebieten. — Gefällt es, die Reiſe fortzuſetzen?"

Die Marquiſe ſtieg wieder ein. Rabatilla ſprang hinten auf den Sitz neben den Pagen, und während dieſe beiden die albernſten Poſſen trieben, ging es über die Brücke und — der Zug entſchwindet unſern Blicken.

Fünftes Kapitel.

Der Prinz Emanuel war im Thorwege jener Herberge ſtehen geblieben, um dem Zuge der Marquiſe nachzuſehen. Dieſer war kaum hundert Schritte entfernt, als er ſeine Hand mit ausgebreiteten Fingern aufhob, ihren ſteif gehaltenen Daumen an die Spitze der Naſe ſetzte, ſo das allgemein gültige Zeichen ſchelmiſcher Verhöhnung machte, und dazu aus vollem Halſe lachte.

Hiernächſt wendete er ſich zu ſeinem vertrauten Kammerdiener, der ſein Geſpräch mit dem Pater angehört hatte, und ſagte: — „Dorval, wie gefällt dir dieſer Pfaffe?“

„Monſeigneur, ich meine, daß er zu den ſchlimmſten gehört, und ich für mein Theil habe allen möglichen Reſpect vor ihm.“

„Es iſt auch meine Abſicht nicht, ihn zu verkleinern. Er ſcheint ſonſt ein fähiges Subject. Aber

in mir hat er ſich verrechnet. Er machte einen guten Anfang, mich außer Faſſung zu bringen. Seine Kenntniß von dem, was nur eben über Nacht hier vorgefallen; von dem Schuſſe auf die Zigeunerin, der ſie nicht getroffen haben kann, da Niemand, als ſie, in kaum drei Stunden ihm Nachricht von Jenem, das ſie hier belauſcht, geben konnte, wirkten allerdings mit einer Art von lähmender Magie. Wäre dieſer Pater aber zur höchſten Spitze der Feinheit gelangt, hätte er einſehen müſſen, daß bei mir die Wirkung nur durch Ueberraſchung hervorgebracht werden konnte. Er hätte alſo ſeinem Angriffe auf mich bald ein Ziel ſetzen, und vermeiden ſollen, jene Wirkung durch eine ins Lächerliche fallende Uebertreibung wiederaufzuheben. Nur einen Einfältigen, des Weltlaufs Unkundigen, unterjocht man dadurch, daß man ihn durch Vorſpiegelung der, äußerſten Falles möglichen, Folgen ſeiner Handlungen in Angſt und Schrecken ſetzt. — Ob man eine wilde Katze oder eine Zigeunerin erſchießen läßt, iſt völlig einerlei, vollends für einen prinzlichen Ritter, dem ſein Rang das Vorrecht giebt, auf allen Revieren zu jagen. Niemand dürfte ſich anmaßen, mich deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen, wenn auch die That gelungen wäre. Die größte Armſeligkeit aber war es

Gewicht darauf zu legen, daß mich dieſer Schuß der Grenzbewachung meines Vetters verrathen. Nun gut, — was iſt die Folge, als daß ich nicht heute in erſter Frühe, und nicht auf dem nächſten gewöhnlichen Eintrittspunkte den Staat, aus dem ich noch verbannt bin, unbemerkt betreten kann. Während man auf dieſer einen, von mir bedroht gemeinten Eingangsſtelle die Aufmerkſamkeit aller Subalternen vereinigt, reite ich an ihr vorüber, und ſchleiche mich bei einer andern hinein, die deshalb um ſo mehr vernachläſſigt ſein wird. Ferner mag der Umſtand, daß man im Lande von meiner wirklichen Annäherung nun Kenntniß hat, es immerhin mir ſchwieriger machen, dort einen Schlupfwinkel zu finden, in dem ich mich einſtweilen verbergen kann, die geſteigerte Schwierigkeit iſt doch immer keine Vereitelung. Ich werde meinem guten Glücke vertrauen, und mich dort einrichten, ſo gut es geht. Uebrigens liegt mir auch nichts an dauernder Verborgenheit, dagegen Alles an ſolcher Art der Entdeckung, die es meinem Vetter unthunlich macht, mich ferner zurückzuweiſen, wenn er nicht alle Rückſichten verletzen will, die fürſtlicher Edelmuth ſich jederzeit ſelbſt ſchuldig iſt. Dieſer abgeſchmackte Schuß bewirkt nur, daß die letzte Station meiner Reiſe beſchwerlicher,

durch geheime unwegsame Gegenden, und mein nächstes Quartier in irgend einer Felsenhöhle oder halbzerstörtem Schlosse unbehaglicher wird. — Kurz, es thut Noth, bester Pater Joseph, daß ihr langer schwarzer Rock und ihr Käppchen noch ein wenig bei pfirsichblüthfarbenen Strümpfen, und hochaufgeputztem Federhute in die Schule gehen. Aber dieser verfehlte Schritt bleibt bei dem Allen eine verdrießliche Sache in anderer Beziehung. Die Zigeunerin mußte, es koste was es wolle, aus dem Wege geräumt werden, denn sie ist listig, bestelltes Werkzeug in den Händen meiner Feinde, und — im Besitze des Stoffes zu den ärgerlichsten Klätschereien, die meine nächsten Maaßnehmungen überaus erschweren. Trägt sie dem Minister meines Vetters zu, daß ich wirklich durch meine Herüberkunft den politischen und selbstsüchtigen Zwecken nachstrebe, die mir diese gute Marquise richtig abgemerkt, wird erstlich dadurch der Cardinal Mazarin ausgesetzt, indem seine Absichten in dieser Richtung, zum großen Nachtheile des französischen Einflusses in Italien, durchschaut werden. Ferner kann ich meiner Seits nicht mehr mit dem erforderlichen Scheine der Wahrheit gegen meinen Vetter, den Herzog, geltend machen, daß ich hier für mich durchaus sonst nichts

will, als beſcheiden und ohne Noth im Schoße meiner Familie leben. — Der Argwohn gegen mich wird von Neuem und verſtärkt angeregt, und das iſt eine große Beſchwerde. Darum darf dieſer verfehlte Schuß den Schurken, die ich damit beauftragt, nicht ſo hingehen. Rufe mir Etienne und Maturin."

Der Kammerdiener eilte, und bald ſtanden zwei ſeiner Jäger vor dem Prinzen mit entſchiedenen Galgenphyſiognomien.

„Ihr Söhne von Hündinnen, — rief der aufgebrachte junge Herr, — habe ich Euch deshalb von den Galeeren losgebeten, daß Ihr mir unaufhörlich Pudelſchüſſe in die Luft knallt? — Wie ſteht es um die Zigeunerin?"

„Gnädigſter Herr, wir haben ſie erſchoſſen."

„Schurke, es iſt nicht wahr. Sie befindet ſich ſo wohl, als ich und Ihr."

„Das wäre Zauberei. Wir banden ſie und führten ſie dort an den Rand des Abgrundes, ließen ſie niederknieen, und ſtellten uns zwanzig Schritte von ihr, — weniger wäre eine Schande geweſen. Wir ſchoſſen auch, — aber —

„Aber?"

„Aber freilich, es iſt wahr, daß hier Maturin ver-

ſichert, in dem Augenblicke, als ich losdrückte, ſei ſie verſchwunden geweſen. Wir wollten, daß ſie todt in den Abgrund fallen ſollte. Deshalb war die Stelle ſehr gut gewählt."

„Gimpel! — ſie hat mithin den Schuß nicht abgewartet, ſondern den Augenblick benutzt, ſich noch lebend über, und hinunter zu werfen, und Euch eine Naſe zu drehen. Daß dergleichen nicht wieder vorkommt, — ſonſt — Doch genug von dieſen Albernheiten. Wir brechen auf, verlaſſen den geraden Weg, und werfen uns ſeitwärts ins hohe Gebirge, immer an der Grenze hinreitend. Bis wir einen Ort finden, ſicher hinüber zu ſchlüpfen. — Vorwärts!"

Der Zug gerieth bald in ein Labyrinth von romantiſchen, aber höchſt wilden und grotesken Bergſchluchten.

Ein aufmerkſames, unbefangenes, für Naturmerkwürdigkeiten empfängliches Gemüth würde durch den Wechſel von Scenen, die ſich in den verſchiedenartigſten, aber immer großartigen Formen darboten, tief angeregt worden ſein. Oft ſtarrten die ſenkrechten, ein paar tauſend Fuß hohen Felſenreihen ſo mächtig empor, daß die Reiſenden eine faſt nächtliche Dämmerung umfing, dann wichen zwar die Abſchüſſe in ſchräger Richtung

zurück, bekleideten sich aber dafür oft mit einem so dichten Walde immer grüner, uralter Eichen, daß deren knorrige Aeste über den Pfad ein grünes Schirmdach bildeten. Bald darauf breitete sich die gewaltige Berg- und Gesteinform zu weiten Amphitheatern aus, in deren Schoße ein feuchter, aber erwärmter Boden den kraftigsten Pflanzen- und Blumenwachsthum und malerische Gruppen schattiger, verstreuter Gebüsche und Bäume hervorgetrieben hatte.

Nach einiger Zeit aber hob sich der Pfad, und während links die Tiefe mit dem Bergstrome einen eigentlichen Abgrund bildete, häufte sich rechts formloses Geröll, das von Granitklippen, die sich in verwitterten Gestalten hoch aufbauten, hinuntergestürzt war.

Noch war Don Emanuel keinem Menschen begegnet, denn diese Gegend war fast ohne alle Bewohner und sehr verrufen.

Endlich erblickte er auf einem Steine, an dem er vorüber mußte, eine sitzende Mannergestalt von sonderbarem, verdachtigem Ansehen.

Sie war hoch, von gewaltigen Gliedern, zwar in Kleidern, aber nur in solche gehüllt, die man besser umeinder, als anzieht, denn es waren recht eigentlich

Lumpen. Ein breiter verſchoſſener Hut mit Hahnenfedern deckte ein wildes dunkelbraunes Geſicht mit übergroßen Stutz-, Zwickel- und Kinnbärten. Schwarze Haare fielen verworren auf die Schulter. Doch war dieſe Sperlingsſcheuche vollſtändig bewaffnet mit Karabiner, Piſtolen, Stoßdegen und Dolch. Kurz eine jener grotesken, verwitterten, verdächtigen Geſtalten, die auf Salvator Roſas phantaſtiſchen Landſchaften von dem Felsgeſtein, das ihre Gegenwart beleben ſoll, kaum zu unterſcheiden ſind.

Der Prinz fragte, wohin dieſer Weg führe?

Der Wegelagerer ſah ihn mit ſeinen unheimlich funkelnden Augen groß an, und antwortete: „Reiter nur weiter, Ihr werdet es dann erfahren.“

Dieſe Erwiederung lockte nicht zur Fortſetzung des Geſpräches, und man ritt ſtill vorüber.

Gleich darauf bog der Weg um eine Felſenecke.

Plötzlich hinterwärts ein Schuß. Mehrfacher Wiederhall in den Felſen, kriegeriſchem Pelotonfeuer ähnlich.

Wohl nur ein in die Luft verſendetes Signal jener Vedette, keine mörderiſche Abſicht.

Die nächste Windung der Straße zeigte eine zweite, der ersten völlig ähnliche Banditengestalt, aber schon aufgestanden, und ebenfalls den Karabiner in's Blaue abfeuernd.

Dem Prinzen schien es hiernach nöthig, eine drohende Stellung einzunehmen. Er zog eine seiner Pistolen aus dem Sattel, ritt gerade auf den Schützen los, indem er ihn fragte: „was dieses bedeute und wem es gelte?"

„Es bedeutet, was es gilt, und gilt dem nicht, den es bedeutet:" — gab der Schelm mit einigem Humor zur Antwort.

Don Emanuel ließ auch diesen Posten hinter sich, bald aber traf ein eigenes Brausen sein Ohr, das den Hall vieler menschlicher tiefer Stimmen nicht ganz übertönte, die sich daneben vernehmen ließen.

Alles kündete ihm den Anblick einer neuen seltsamen Scene an, und so war es auch.

Ein ebner geräumiger Grund öffnete sich in der Tiefe, wie heute schon mehre bemerkt worden, dieser aber übertraf die vorigen an Größe, reicher malerischer Wirkung und wurde durch eine besondere ihm eigenthümliche Zierde verherrlicht.

Ein neuer mächtiger Bergſtrom nämlich ſtürzte ſich jenſeits in einem prächtigen Falle, einige hundert Fuß hoch, über zerwühlte Klippen, ſchäumend und toſend hinab, um unten ein großes und tiefes Baſſin zu bilden, das füglich ein kleiner See genannt werden konnte. Noch in deſſen von blühenden Gebüſchen bekränzten Ufern war heftige Unruhe der Gewäſſer, die wie in einem Keſſel zu ſieden ſchienen.

War es Salvator Roſa geweſen, an den die eben im Rücken gebliebenen Bilder mit ihren Figuren erinnerten, erſchien hier eine hochberühmte Zeichnung des großen Michel Angelo, wie durch Zauber verwirklicht.

Mehr als dreißig Männer badeten in dieſem Baſſin, umſprudelt von Schaum und kochendem Wellengewirbel.

Die Schüſſe hatten ſie aufgeſchreckt, und der behaglichen erfriſchenden Ruhe folgte regſtes Getümmel.

Einige ſprangen aus dem Waſſer ſo eben ans Lande, und ſuchten zu ihren Hüllen zu gelangen. Andere noch mitten in dem erquickenden Elemente ſtrebten das hohe Ufer zu erreichen. Jene, in den übereilten, oft verkehrten Beſtrebungen, ihre Kleider in höchſter Eile auf die naſſen Leiber zu ziehen, entwickel-

ten bei dieſer gewaltſamen Anſtrengung in ſchönſten maleriſchen Stellungen die ganze Muskelkraft ihrer Glieder. Verſchiedenes Lebensalter ergab reiche Mannigfaltigkeit trefflichſter Formen und Gruppen, die freilich immer mehr verloren, als das Nackte verſchwand, denn die Kleider, es zu bedecken, waren wie die jener Vorpoſten, von der unſcheinbarſten ärmlichſten Beſchaffenheit, und auch die Bedenklichkeit der näheren Beziehung trat immer mehr hervor, da dieſe Helden noch faſt eiliger waren, zu ihren Piſtolen, Schwertern, Dolchen und Gewehren zu kommen, als zu ihren fragmentariſchen Gewändern.

Der Prinz rief ſeinen Begleitern ein lautes Hallo! zu, ſetzte ſich mit ihnen in geſtreckten Galopp, flog den Abhang herab, da der einzige gangbare Weg von der Höhe über den Schauplatz dieſer Scene und neben dem Badeplatze vorbeiführte. Im Sturme wollte man an dieſem Schwarme vorüberbrauſen, ehe er Zeit gewann, auf- und anzuhalten.

Vergeblich. Halbgekleidete, durch ihren unvollendeten Anzug geſpannt, ſtürzten im taumelnden Laufe herbei; noch ganz Hüllenloſe ließen ihre Kleider im Stiche, griffen zu ihren Waffen, und warfen ſich mit

der ganzen Beweglichkeit ungehinderter Gliedmaßen den Eilenden in den Weg.

Don Emanuel, — dem es an Muth niemals gebrach, nahm sein Pistol wieder, sich gewaltsam Bahn zu machen, indem er sein Roß zu noch schnellerem Laufe anspornte und zugleich mit der Waffe drohte. Vier oder fünf fielen ihm keck in den Zügel, hemmten seine Hand, der von einem unerwarteten Schlage das Pistol entfiel, und er schien völlig in ihrer Macht, als ein waffenloser Mann von Riesengestalt herbeistürzte, die Andern zurückschleuderte, und sich, so wie er war, mit ausgebreiteten Armen vor dem Prinzen niederwarf.

Diesem schien das dunkle wilde, von krausem Haare und Barte umstarrte Gesicht nicht unbekannt. Jener rief mit Donnerstimme. „Was thut Ihr, Kameraden? — was wollt Ihr? Es ist ja Er. — Hoch lebe unser gnädigster Fürst und Gebieter Don Emanuel von Amastre.“

Nun hallten die Klüfte von tumultuarischem Freudengeschrei, und der überraschte Prinz sah sich von den sonderbarsten ausschweifendsten Huldigungen der ganzen rohen Schaar umgeben.

„Wer ſeid Ihr? rief er. — Was wollt Ihr?“

„Wer wir ſind? — rief Jener. — Erkennt Eure Hoheit den treuen Pietro nicht mehr, der Sie, als Sie noch ein Kind waren, hundertmal auf den Armen getragen? — Wir ſind die getreuen Diener Ihres fürſtlichen Hauſes, die entgegeneilten, Sie vor dem Eintritte in Ihr Land, das Ihnen frevelhaft verboten worden, zu empfangen, Sie aller Grenzbewachung zum Trotze ſicher hineinzugeleiten, und, bis es gilt, zu verbergen, wo alle Feinde Ihres guten Rechts Ihnen nichts anhaben ſollen.“

Keine angenehmere Auflöſung dieſes räthſelhaften Abentheuers war denkbar, und als günſtigſte Vorbedeutung begrüßte ſie der Prinz.

In den hartnäckigen Mißſtimmungen, die in früherer Zeit faſt unausgeſetzt zwiſchen ſeinem Vater und dem regierenden Herzoge, ſeinem jüngeren Bruder herrſchten, ehe Don Ludovico, in Folge der Verſuche offenen Verraths in die Verbannung ziehen mußte, hatte er ein allezeit fertiges Häuflein von Bravos aus allen Theilen von Italien, auf deren rückſichtsloſe Keckheit bei guter Bezahlung er rechnen konnte, um ſich verſammelt, und ihnen Wohnungen auf ſeinen

Appanagegütern, in wildeſter Berggegend angewieſen. Mit dieſen hatte er den verzweifelten, unklugen St. [illegible] geführt, der ſeine feindlichen Abſichten offenbarte, und ſein Geſchick vernichtete. Seine Verbannung traf zwar auch ſeine, nicht eingefangene, ſondern rechtzeitig entflohene Trabanten. Dieſe ſetzten ſich aber in dem Nachbarſtaate, heimlich unterſtützt aus Frankreich von ihrem alten Gebieter, feſt, und beunruhigten die Grenzen. Es war unthunlich, ſie zu vertreiben, und ihre Nähe war die Quelle unaufhörlicher Mißſtände. Als der alte Herzog Antonio ſtarb, lag es in dem großmüthigen Sinne ſeines Nachfolgers ſie zu begnadigen, und ihnen die Rückkehr in ihr Eigenthum zu geſtatten, unter der Bedingung ruhigen Verhaltens. Bisher waren ſie derſelben, wenigſtens ſcheinbar, treu geblieben. Heimlich aber unterhielten ſie Einverſtändniſſe mit dem Prinzen Emanuel in St. Germain, und ſo waren ſie Mitwiſſer ſeines Vorhabens ſich nach Italien heimlich zurückzubegeben. Er hatte gemeint, dieſen bedenklichen Schauplatz nie wieder betreten zu dürfen, ohne einiger Sicherheit im Hinterhalte ſich bewußt zu ſein. Sollte er einſt die Umſtände zu einer Schilderhebung, — die ihm keineswegs im Lichte der Rebellion und Verrätherei erſchien, — angethan fin-

den, wollte er eine, für Geld nämlich, allzeit ſchlagfertige Macht zu ſeiner Verfügung haben.

Pietro Rigolfo, ſo hieß der Capitano dieſer Geſetzloſen, die in ihrem Privatleben die Geſtalten von Landleuten und Gebirgsjägern vorſpiegelten, wußte ungefähr die Zeit, in der Don Emanuel an dieſer Grenze anlangen werde, um ſich ins Land zu ſchleichen, hatte ſich aber in Betreff des entſcheidenden Augenblicks um einen Tag verrechnet. Nicht heute in der Frühe, ſondern zeitigſt am ſpäten Abende hatte er gemeint, dem Erwarteten bei jener Herberge auf der Hochebene begegnen zu können, wohin er mit ſeiner Schaar gegen Sonnenuntergang ſich zu begeben gedachte, und da Alle einen müßigen Tag vor ſich zu haben wähnten, hatte Langeweile und Bedürfniß der Erfriſchung ſie zu dem Bade vereinigt, bei dem der Prinz, wie aus den Wolken fallend, ſie eben überraſchte.

Man möchte faſt annehmen, daß die Art dieſes Begegnens Fügung einer höhern Weisheit geweſen, die leeren und unzuverläſſigen Ausſichten eines Fürſten vorauszubedeuten, der auf ſolche Macht bei Entwerfung verwegener Plane zu fußen gedachte, denn nicht nur erſchien er ſelbſt als ein mittelloſer Abentheu-

rer vor dem Gebiete seiner Väter, sondern auch wurde er von Getreuen empfangen, die im buchstäblichen Sinne kein Hemde auf dem Leibe hatten.

Während seine Anhänger so gut und so schnell sie konnten, in ihre Kleider fuhren, hielt Don Emanuel, der so melancholischen Betrachtungen bei diesem Anlaß keineswegs Raum gab, ihnen eine schmeichelhafte wohlgesetzte Anrede, in der er ihnen für die Zukunft goldene Berge versprach, für den Augenblick aber ihnen überließ, was sie mit ihm anstellen wollten, da er zur Zeit keiner Mittel mächtig sei, sich über die Hindernisse hinwegzusetzen, die seine nächsten Schritte verkürzten.

Pietro räumte wiederholt ein, daß alle irgend bequem gangbare Zugänge zahlreich besetzt und streng bewacht, daß überall Personenbeschreibungen des Prinzen veröffentlicht seien, und daß seine Entdeckung und Zurückweisung unfehlbar sei, wenn er nicht die ungebahntesten Pfade, die man außer Acht lassen zu dürfen gemeint, einschlagen, und sich zu einer Verkleidung entschließen wolle. Lasse er sich aber dazu willig finden, werde es ihnen möglich sein, ihn unangefochten hinüber und in ein altes Bergschloß, das sein Eigenthum sei, zu geleiten, wo er einstweilen, in unverdachtiger

Gestalt und unter fremdem Namen verborgen leben könne. Pferde und Gepäck müßten aber zurückbleiben, wiewohl man auch diese nach und nach und möglichst vereinzelt später hinüberzuschaffen unternehme.

Der Prinz besann sich keinen Augenblick. Er vertauschte seine Kleidung mit der sehr unscheinbaren eines gewöhnlichen Jägers, und nahm die Waffen eines solchen.

Zwei Personen aus der Bande führten sein Gefolge durch eine Seitenschlucht in ein ganz abgelegenes Köhlerdorf, während Don Emanuel mit den Uebrigen seine Wanderung zu Fuß antrat. Auf mitunter sehr gefährlichen Wegen waren oft Wände zu überklettern, an denen Gemsen kaum fußen konnten, ewige Schneegefilde vorsichtig zu beschreiten, und Abgründe nieder- und aufzuklimmen.

Der Prinz trotzte aller Anstrengung mit Muth und Heiterkeit.

Endlich als der Mond schon leuchtend am Himmel stand, erschien ein altes Kastell auf einer über schauerlicher Schlucht ragenden Felsenplatte, in wildester einsamster Umgebung, als Ziel der Wanderung unfern der versagten, in der Wolkenregion glücklich überschrit-

tenen Landesgränze, und halb ohnmächtig vor Ermüdung gelangte der hohe Wanderer unter ein Obdach, das aller Bequemlichkeiten entbehrte, kaum vor Wind und Regen schützte. Am Morgen noch ohne Rath und Anhalt, hatte er am Abende beides, so gering es war, und entschlummerte als Gebieter eines Schlosses — in Ruinen, und Anführer einer Schaar von Gesetzlosen. Wir wissen nicht, ob diese Elemente dazu taugten, seinen Schlummer mit sanguinischen Träumen zu erheitern.

Sechſtes Kapitel.

Wer in ſüdlicher Richtung von jenem Gebirgſtock herabſtieg, fand die Gegend bald milder. Hier erſt wehten die Lüfte Italiens.

Auf ſanfter geformten mäßigen Vorbergen rauſchten dichte uralte Kaſtanienwälder. Schwellende Hügel prangten, im Frühlinge wenigſtens, mit dem heiterſten Grün, und dem Farbenſchmelze duftender Blumen. In herrlichen üppigen Thälern, auf lachenden Gefilden, wogten künftige reiche Ernten, wanden ſich Reben von Baum zu Baum, ſchattige Lauben, zierliche Gehange bildend, über, und neben den geräumigen ſtattlichen Straßen. In weit verbreiteten Gärten ſchwollen Feigen unter dem Schirme der ſaftigen Blätter; alle edle Früchte reiften vor den Nordwinden geſchützt in heſperiſcher Fülle. Ein Land des Gedeihens und Segens; — ein Paradies.

Wo die Natur ſo viel gewährt, waren Fleiß und

bildender Geschmack der Menschen nicht lässig gewesen. Lang in die Ebene sich hinziehende wohlgebaute Dörfer bezeugten den Wohlstand des Volkes; den Reichthum und die Prachtliebe des Adels hier feste bethürmte Schlösser, malerisch auf bewaldeten Höhen, dort prächtige Villen, umgeben von bezaubernden Anlagen, mit allem Aufwande der schönen Künste geschmückt, am Ufer klarer Seen. Die Kathedralen entfernter Städte am Horizonte dagegen erinnerten daran, daß über dieser Fülle schätzenswerther, jedoch nur vergänglicher Güter ein Unvergängliches walte, eigentlicher Urquell alles Erfreulichen, das den Geist auf höhere Erkenntniß, in ernster feierlicher Betrachtung hinweise, damit Uebermaas sinnlicher Genußmittel nicht abziehe vom Wichtigsten, dem Aufschwunge zu ewigem Heile.

„Der Mittelpunkt dieses schönen Geländes schien in mäßigem Raume Alles zur Musterzusammenstellung zu vereinen, was jenes Ganze an Bewundernswerthem zerstreut darbot.

In einem See von nicht geringem Umfange spiegelte sich ein weitläufiger Landsitz von höchster, reizendster Vollkommenheit. Der stolze Pallast mit seinen Terrassen, auf denen weiße Statuen schimmerten,

Fontainen ſtiegen, mit ſeinen Balüſtraden, Säulenreihen, Altanen, Gallerien und Kuppeln, mit ſeinen weithinleuchtenden Fenſtern, zeigte überall die ſchönſten Gedanken des großen Paladio in köſtlichen Marmorarten verwirklicht. Die Gärten, die ſich in meilenweiten Gehegen um die Hälfte des Sees zogen, waren Wunder der Pracht. Aber das feſte Land ſchien den erhabenen überreichen Abſichten, und dem Ueberfluß an Mitteln nicht genügt zu haben, denn einige Inſeln im See waren, mitergriffen von der weitreichenden Macht idealer Verſchönerung der Natur, in den Zauberkreis der Anlagen gezogen, und bildeten mit den vergoldeten Dächern ihrer Pavillons, ihren phantaſtiſchen Lauben und Bosquets, beſondere Kleinode in einem geſammten königlichen Schmucke.

Das wallende Panier mit Wappen und heraldiſchen Farben auf dem höchſten Gipfel des Pallaſtes bezeichnete ihn als das Eigenthum des Landesherrn, und dort hielt der Herzog Amadeo mit ſeiner Gemahlin, der jungen Herzogin Angiolina, — ihm erſt ſeit Monaten vermählt, — die ganze lange ſchöne Jahreszeit, entfernt vom ſtörenden Gewühle der Städte, ſeinen prächtigen Hof.

Daß unter ſolchen Umſtänden hier zwar die übrigen Reize des Landlebens, aber nicht Einſamkeit und Stille anzutreffen ſein mochten, verſteht ſich von ſelbſt. An jedem Tage glänzende Feſte, oder doch zahlreiche Verſamlungen bei Hofe. Ein ſehr bemittelter Adel benutzte gern ſolchen Vereinigungspunkt, den ein junges hochgebildetes glänzendes Herrſcherpaar darbot, um alle den Eitelkeiten ein volles Genüge zu thun, die zu keiner Zeit den vornehmen Ständen gefehlt haben; am wenigſten da, wo Verfaſſung und Sitte deren Mitglieder von ernſter Thätigkeit für das Gemeinweſen ausſchloſſen.

Am Tage, von dem hier die Rede, war frühe ſchon der ganze Weg von der nahen Reſidenz nach dem herzoglichen Luſtſchloſſe mit Karoſſen zu Vieren und Sechſen bedeckt.

Ein großer Hoftag lockte den Adel herbei, um den Fürſten gerade heute mit dem höchſten Glanze zu umgeben, und zugleich eine müßige Neugierde zu befriedigen. Es ſtand nämlich die Einführung eines außerordentlichen ſpaniſchen Botſchafters bevor, oſtenſibel abgeſchickt, dem Herzoge zu ſeiner Vermählung den, ein wenig verſpäteten, Glückwunſch des katholiſchen Königes zu überbringen. Doch ſetzte man, mit

Grund, noch geheime Zwecke der Sendung voraus, und, wenn man auch nicht erwartete, völlige Einsicht in diese zu erlangen, schmeichelte man sich doch mit der Hoffnung, durch Aufmerken und Hinhorchen wenigstens in den Vorhof der Heimlichkeiten einzudringen.

Ein majestätischer Saal im Mittelstocke des Palastes empfing, in Wänden von Verde antiquo und Gold, unter einem luftigen Plafond, von Meisterhand mit der Vergötterung des Herkules al fresco bemalt, die glänzende Versammlung. Stattliche Männer gaben ihr Würde, Schönheit der Frauen entzückenden Reiz. Etiquette regelte in abgemessener Feierlichkeit den Ton, und kein allgemeines Gespräch, nur reges Gefluster ging durch die Reihen.

Endlich verkündeten draußen vor dem großen Portale Trommeln und militärische Honneurs den spanischen Gesandten, und man sah aus den Fenstern in die große Avenüe, durch welche der Ceremonienzug auffuhr.

Bald darauf führte der Ceremonienmeister, den goldenen Stab in der Hand, den spanischen Gast, Grafen von Ronda, mit seinem Gefolge in den Saal. Ihm zur Seite ging der Abbate Richeldi, erster Minister des Herzogs, — kürzlich vom Papste

zum Biſchofe in partibus ernannt, — im Ornate ſeiner Würde mit Kreuz und Inful, zu nicht geringer Empfindlichkeit der Nobleſſe, die ihn haßte, weil er nur zu bereitwilliges Werkzeug der unpopulairen Regierung des verſtorbenen Herzogs geweſen war; ihn verachtetete, weil er aus niederm Stande durch geſchmeidige Liſt ſich zu ſeiner gegenwärtigen hohen Stellung — „aus dem Staube" wie man zu ſagen beliebte, — emporgeſchwungen; ihn aber nicht mehr fürchtete, weil man wahrzunehmen meinte, daß die neue Herrſchaft zwar ſeine Dienſte nicht entbehren, ihm dabei aber nicht Raum gewähren mochte, ſeinen vormaligen Credit von Neuem feſtzuſtellen. Deshalb fehlte es nun nicht an Spöttereien über ihn, die ſich die Anweſenden zuflüſterten. Der Abbate nahm lächelnd wahr, was über ihn erging, unterhielt ſich aber, ſcheinbar achtlos und ruhig, in den verbindlichſten Höflichkeitsformen mit dem ſpaniſchen Granden.

Die Erſcheinung des Oberhofmeiſters durch eine bisher verſchloſſene Thüre, oben dem Haupteingange gegenüber, ließ das Geflüſter in tiefe Stille ausgehen. Seine Verbeugung, ſein Ruf:

„Ihre Hoheiten der Herzog und die Herzogin:"

das raſche Aufſchlagen der großen vergoldeten Thürflü-

ge! verkündeten den Eintritt des Hofes, und schon sah man den jungen Herrscher mit seiner fürstlichen Gemahlin, umgeben von einem zahlreichen Hofstaate in höchster Galla, durch die anstoßenden Zimmer heranschreiten, eintreten, die Versammlung sehr gnädig begrüßen, und eine Estrade besteigen, auf der unter einem reichen Thronhimmel zwei vergoldete Lehnstühle bereit standen.

Der Herzog ließ sich nicht nieder, und blieb neben der Herzogin stehen, die mit Hülfe der Oberhofmeisterin, ihrer Damen und schleppentragenden Pagen, feierlich Platz nahm.

Kaum dreißig Jahre mochte der Herzog alt sein; ein großer, blühend schöner, kräftiger Mann, schlank, majestätisch, von gebietender Haltung. Doch zeigte er sich hier nicht zu seinem Vortheile. So fern von jeder Ueberladung sein kostbarer, hofmäßiger Anzug auch angeordnet war, erkannte man nichts desto weniger, daß dieser Fürst sich besser ausnehmen müsse im einfachen Kleide eines Kriegers, an der Spitze eines berittenen Geschwaders.

In gewissermaßen ähnlichem Falle befand sich die Herzogin Angiolina. Eine Dame von kaum zwanzig, zwar hoch und edel von Gestalt, aber überaus zart

und kindlich. Bei ihrer auffallenden, wiewohl mehr geiſtigen als ſinnlichen Schönheit, ſchien ihr übermäßig prächtiger, mit funkelnden Diamanten beinahe bedeckter wallender ſchleppender Anzug für ſie eine wirkliche, ſo holder Jugend nicht zuſagende Laſt. Das zierliche Köpfchen ſchwankte auf dem ſchlanken Halſe, durch ſchweren Schmuck in den Ohren, und auf dem Haupte immer aus dem ruhigen Gleichgewichte gezogen. Sie lächelte hold wie ein Engel, aber es war Wehmüthiges, Mitleid Erbittendes in dieſem entzückenden Lächeln. Alle Welt hätte zuſpringen mögen, ſie zu erleichtern, und durch einen duftenden Blumenkranz dieſes laſtende Diadem zu erſetzen.

Der Abbate näherte ſich zuerſt, mit einer tiefen Verbeugung, in wenigen wohlgeſiellten Worten den Geſandten anzukündigen. Der Herzog ſprach ziemlich leiſe einige flüchtige Worte, in denen nur das: „ſehr willkommen:" ganz deutlich zu verſtehen war.

Der Graf von Ronda, — ein langer hagerer Spanier, von ſcharfen markirten Geſichtszügen — trat vor, mit Grandezza und mehrfachen prätentiöſen Reverenzen, zwei, mit großen Siegeln verſchloſſenen Schreiben in der Hand. Seine Rede wurde mit lau-

ter monotoner Stimme gehalten, war lang, ſchwülſtig, voll Bilder und Hyperbeln. Schwerlich war etwas Gutes im Himmel und auf Erden zu finden, das der katholiſche König: — „ſein erhabener Gebieter:" — dem neuvermählten fürſtlichen Paare bei dieſer Gelegenheit nicht wünſchen ließ, und indem der ſtereotype Nachſatz aller ſolcher Sermone: „daß Seine Majeſtät von der Hoffnung beſeelt ſei, dieſe glückliche Verbindung mit einer, ſeinem königlichen Hauſe ſo nahe verwandten Prinzeſſin werde die Bande wahrer Freundſchaft noch feſter knüpfen, welche beide Mächte bisher ſo glücklich vereinigt:" — überreichte er das für den Herzog beſtimmte Gratulationsſchreiben ſeines Monarchen.

Der Herzog empfing es mit Anſtande, erwiederte laut und mit ungezwungener Grazie die Rede mit folgenden Worten.

„Die gütige Theilnahme Seiner katholiſchen Majeſtät iſt mir überaus ſchätzenswerth, ich widme ihr meinen achtungsvollen Dank. Wenn für einen ſo großen Monarchen die Freundſchaft eines Fürſten von geringer Macht einigen Werth haben kann, gereicht es mir zu beſonderer Genugthuung verſichern zu können, daß, ſofern gegenſeitiges Intereſſe der Staaten, die

uns anvertraut ſind, Befeſtigung dieſer Freundſchaft empfiehlt, kein Ereigniß in meinen Familienangelegenheiten einwirken kann, ihre Bande noch feſter zu ziehen, oder ſie lockerer zu machen. Mein Herr Graf, es iſt mir angenehm, Sie bei mir zu empfangen. Ich habe das Vergnügen Sie zu grüßen."

Dem Abbate Richeldi zuckte es krampfhaft durch alle Glieder während dieſer runden, ſo wenig formellen, völlig undiplomatiſchen Erwiederung, bei der man ſeinem Rathe nicht einmal nachgefragt hatte, und der Botſchafter wurde ſo verwirrt, daß erſt ein halbes Dutzend Bücklinge gegen die Herzogin improviſirt werden mußte, ehe er den auf den Boden gefallenen Faden der Anrede, die er auch an dieſe zu halten hatte, wieder aufraffen konnte. Doch war er ſo ſehr aus dem Gleichgewichte gekommen, daß ein ganzes Füllhorn von Redeblumen, welches er in Bereitſchaft hatte, dieſe erlauchte Dame auch ihrer Seits zu überſchütten, gar nicht einmal zum Vorſchein kam. Sie empfing das ihr beſtimmte Schreiben daher wenigſtens fünf Minuten früher, als es, dem urſprünglichen Plane nach, geſchehen ſollte.

Sie verneigte ſich freundlich, und erwiederte mit einer Stimme, die reine Muſik war.

„Der König, mein erhabener Oheim, hat mich

einer zu ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit werth gehalten. Deſto inniger iſt mein achtungsvoller Dank. Seine Majeſtät wird berückſichtigen, daß, wenn auch eine Infantin mir das Leben gab, Italien mein Vaterland iſt, an das ich daher vor Allem mit den heiligſten Banden gefeſſelt bin. Den erleuchteten Abſichten des Königs werden ſich daher meine Wünſche ſtets anſchließen, ſofern er fortfahren möchte, mein Vaterland mit ſeinem mächtigen Wohlwollen zu beehren."

Der Abbate und die Oberhofmeiſterin wechſelten verlegene Blicke. Die Herzogin hatte ſich überreden laſſen, eine Antwort einzulernen, die der Abbate aufgeſetzt, und die voller Spitzen und Vorbehalte war, nun aber für gut gefunden, ſie in petto zu behalten, und eine aus eignen Mitteln zu ſubſtituiren, die noch runder und gleichgiltiger war, als die ihres Gemahles.

Der Herzog belauſchte ſchelmiſch die Verlegenheit Jener, und biß ſich in die Lippen, das Lachen zu unterdrücken.

Die öffentliche Audienz war eigentlich nun vorüber, der Herzog gab aber nicht das Zeichen der Entlaſſung, entfernte ſich auch nicht, und der Botſchafter ſtand in peinlicher Befangenheit.

Es war still im Saale, man hörte nur den ängstlich stöhnenden Athem des Abbate. Zuletzt hub der Herzog wieder an. „Herr Graf, mein Minister hat hat mich in Kenntniß gesetzt, daß Sie mir noch einige Dinge zu sagen bestellt sind."

„Allerdings, durchlauchtigster Herzog, war die Antwort. — Diese Dinge sind indessen geheimer Art, und ich habe daher bereits mein gehorsamstes Gesuch um eine Privataudienz einzureichen die Ehre gehabt."

„Der König Ihr Herr, — entgegnete der Herzog — wird mir vergeben, daß ich solche Audienz ablehne. Ich habe keine Politik als die meines Volkes, so unbedeutend dessen Macht auch sein mag. Ich ersuche sich äußern zu wollen."

Das war zu stark. Keine geheimen Conferenzen, keine Kabinetspolitik, keine Hinterhalte und Vorbehalte. Der Abbate war einer Ohnmacht nahe, der Spanier stand verdutzt wie ein Schulknabe. Was blieb ihm aber übrig. Bei all seiner Förmlichkeit hatte er doch Gewandtheit genug mit möglichst guter Miene den Verhältnissen sich anzupassen, die zu ändern nicht in seiner Macht stand. Er nahm daher den Ton der geraden Bonhomie an, und rückte mit Folgendem vor.

„Der König, mein allerdurchlauchtigſter Herr, hegt ſehr große Beſorgniß, daß Eure Hoheit die Verbannung des Prinzen Don Emanuel von Amaſtro aufheben, und ihn wieder in den unbeſchränkten Genuß ſeiner Verhältniſſe ſetzen werde."

„Aus welchen Gründen hat Seine katholiſche Majeſtät deshalb ſo beſondere Beſorgniſſe? Ich habe ja nachgegeben, und den Prinzen meinen Vetter, auf ſeine hierauf gerichtete, vom franzöſiſchen Hofe lebhaft unterſtützte Geſuche abſchlägig beſchieden. Solches war freilich meine Schuldigkeit, da die öffentliche Meinung ſich ſo ſehr gegen dieſen unglücklichen, mir ſo nah verwandten Fürſten ausſpricht, und ich verpflichtet bin, meine perſönliche Neigung der Stimme meines Volkes zum Opfer zu bringen.

„Seine Majeſtät hat wohl Urſache zu ſehr nahe liegenden Beſorgniſſen. Jener Prinz iſt ein ſehr gefährlicher, durchaus feindlich geſinnter Intriguant, der hier nichts Anderes, als den Umſturz der beſtehenden Zuſtände bezweckt. Es liegt wohl am Tage, daß ein ſolches Unternehmen, wenn es gelänge, für Spanien, wegen ſeiner nahen italieniſchen Beſitzungen, höchſt gefährlich, wohl unheilbringend ſein würde, und zwar aus

Gründen, bei denen der hohen Weisheit Eurer Hoheit wohl nicht vorgegriffen werden darf."

„Es ist doch eigen, — bemerkte der Herzog, wie es schien mit einiger Empfindlichkeit, — daß mir etwas zur Berufspflicht gemacht werden soll, das meinem persönlichen Wesen ganz fremd ist, — nämlich Furcht. Wie will denn der Prinz die hier bestehenden Zustände umstürzen? — Wer weiß, daß er es will? Gesetzt aber auch, er wollte und könnte es unter Umständen, so bin ich ja auch hier, und der Mann nicht den Anblick eines gezogenen Degens zu scheuen."

„Kein Zweifel an den herrlichen Gaben Eurer Hoheit, doch muß ich ehrerbietig bemerken, daß Hochdieselbe den Prinzen mit viel zu geringem Maaße mißt. Seine List und sein böser Wille sind zu Allem fähig, und es ist Eurer Hoheit schon von Madrid aus eröffnet worden, daß der Prinz sich heimlich in diesen Staat einzuschleichen beabsichtigt."

„Ich wiederhole, Herr Graf, daß ich diese Nachricht mit geziemendem Danke empfangen, und daß ich bereits solche Einrichtungen habe treffen lassen, die meinem Vetter die Ausführung solches Unternehmens unmöglich machen."

„Wenn aber, ungeachtet der Unmöglichkeit, der Prinz ſich dennoch ins Land ſchliche?“

Der Herzog lachte. „Ungeachtet der Unmöglichkeit? — Nun, das wäre die drolligſte Sache von der Welt, und der Seltenheit des Falles wegen, ſollte man es darauf ankommen laſſen.“

„Wäre doch eine mißliche unangenehme Begebenheit. — Und wenn nun Eure Hoheit in ſchöner Regung Ihrer bekannten großmüthigen Seele ihn doch zu Gnaden annehmen ſollte, falls er einmal hier wäre, zu Höchſtihrem Angeſichte gelangte, und durch einſchmeichelnde Eigenſchaften, deren er im hohen Grade mächtig iſt, zu gewinnen wüßte?“

„Mein Herr Graf, das Alles gehört der Zukunft an, die nur Gott kennt.“

„Gott!! — ſagte der Graf mit einer Devotion, der nichts fehlte, als daß er ſich dazu bekreuzte. — Gott hat den Sterblichen den Verſtand gegeben und die Vorſicht. Eure Hoheit iſt Herr in Ihrem Staate, und in Ihrem Hauſe. Seine katholiſche Majeſtät muß aber zuſehen, daß ſie Beides in den ihrigen bleibe. Wenn dieſe Angelegenheit ſo ſteht, wird nicht zu vermeiden ſein, daß der König das Geſuch erneuert,

Eure Hoheit wolle genehmigen, daß spanische Garnisonen in zwei Festungen dieses Landes eingenommen werden, die —"

„Nein, mein Herr Graf, — fiel der Herzog rasch ein, — dazu werde ich mich nicht entschließen können. Ich bin Herr in meinem Lande, und will es bleiben."

„Aber diese Garnisonen sollen keinen andern Befehlen gehorchen, als denen Eurer Hoheit."

„Ich danke achtungsvoll, wünsche jedoch nicht die Anführung fremder Truppen zu übernehmen, da ich eigene zu commandiren habe."

Der Herzog machte nun Miene aufzubrechen. Die Herzogin erhob sich bereits, und die Pagen faßten ihre Schleppe. Der Graf blieb aber stehen, und der Herzog war genöthigt ihn zu befragen, ob noch außer diesem Punkte dem Könige mit etwas gedient werden könne?

„Allerdings, — war die Antwort, — hat der König noch eine Bitte, die aber mehr das Privatleben angeht als die Politik. Die Marquise Gabriele von Ponenti, eine Dame, die meinem durchlauchtigsten Gebieter wesentliche Dienste zu leisten Gelegen-

heit fand, hat ihn dringend und ehrerbietig um Verwendung gebeten, daß sie von Eurer Hoheit begnadigt, und des Exils enthoben werde, zu dem Hochdero Herr Vater gesegneten Andenkens sie in seinem Gutbefinden verurtheilte. Sie bereut, was sie damals gefehlt haben mag, sie hat es durch ein ruheloses Dasein in der Fremde gebüßt. War ihre Schuld eine andere, als die eines glühenden Herzens? Wer ein solches in seiner Brust empfunden, darf ihr ein unerbittlicher Richter nicht sein, und vollends würden bei dieser Handlung der Gnade alle Staatsrücksichten unbetheilt sein."

Das Antlitz des Herzoges hatte sich sichtlich verfinstert, als der Name der Marquise genannt wurde. Die Herzogin warf auf ihn einen fürsprechenden Blick, — ja man hätte ihn einen bittenden nennen können. Er achtete darauf aber nicht, schwieg eine Weile, und sagte endlich mit scharfer Stimme.

„Da Staatsrücksichten hiebei nicht betheilt sind, darf ich mir einen selbstständigen Entschluß wohl erlauben. Ich bedaure ungemein, hierin die Wünsche Seiner katholischen Majestät nicht erfüllen zu können.

Auf Wiederſehen, mein Herr Graf.“

Und damit gab er der Herzogin die Hand, entließ die Verſammlung mit einer raſchen, etwas heftigen Bewegung, und entfernte ſich mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Hofſtaate.

Der ganz aus ſeiner Haltung gekommene Abbate geleitete den kopfſchüttelnden Grafen aus dem Saale in die ihm, und ſeinem Gefolge zur einſtweiligen Wohnung angewieſenen Gemächer im Pallaſte.

Siebentes Kapitel.

Am ſpäten Abende des nämlichen Tages ſchlich eine Geſtalt in dunkeln Mantel gehüllt durch die Corridors des Pallaſtes. Da das Leben in allen Theilen dieſes weitläufigen Gebäudes noch in voller Regſamkeit war, benutzte dieſer Wandler die abgelegenſten Stellen, wo gewöhnlich Niemand zu verweilen pflegte, eröffnete heimliche Thüren leiſe mit einem Nachſchlüſſel, wußte verborgene Hintertreppen zu finden, und gelangte endlich in einen weiten, zwar ſtattlich erleuchteten Vorſaal, in dem ſich aber ſonſt Niemand befand, als ein alter Kammerdiener von fremdem Ausſehen, welcher dieſer Geſtalt eine tiefe Verbeugung machte, und ſie paſſiren ließ.

Dieſes Veſtibül führte nämlich zu den Gemächern des ſpaniſchen Geſandten.

Die Geſtalt klopfte an die Hauptthüre, öffnete ſie auf den Ruf eines leiſen „Herein!“ und trat in das

Gemach, in dem ſie der Graf von Ronda, bereits im Schlafrocke, empfing. Nun ward der Mantel abgelegt, und — der Abbate Richeldi erſchien.

„Ich küſſe Euer Excellenz die Hände, — ſagte er mit dem verbindlichſten Lächeln von der Welt, — und bitte um Entſchuldigung, daß ich ſo ſpät unſerer Verabredung von heut früh entſpreche. Der Herzog entließ mich erſt jetzt."

„Keine Entſchuldigung, werther Herr und Freund, aber iſt dieſe große Heimlichkeit nöthig? Wie ich den Herzog nun kenne, würde er ſich nicht viel daraus machen, wenn wir den ganzen Tag beiſammen ſäßen. Denn wenn wir ihm ſagten, daß wir mit nichts die Zeit hinbrächten, als mit Triktracſpielen, er würde es uns glauben."

„Das kann wohl ſein, Excellenz, kommt aber nicht in Betracht. Der Vogel der Minerva iſt das Symbol der Diplomatie. Haben Sie jemals geſehen, werther Graf, daß ſolcher ſich am hellen Tage mit Mäuſefangen beluſtigt? Die Heimlichkeit iſt einmal die pikante Sauce, in der allein Staatsaffairen von feinem Gaumen goutirt werden. Bleiben wir dabei, — es geſchehe aus Noth, oder nicht."

„Sehr wohl, Abbate, ſehen wir uns."

„Das Kleeblatt iſt noch nicht vollſtändig. Der Beichtvater des Herzogs und der Herzogin fehlt uns noch. Er iſt das nothwendigſte Beſtandtheil der delikaten kleinen Schüſſel, die wir bilden.

Im nämlichen Augenblicke rauſchte es hinter einem lebensgroßen Bilde an der einen Wand, das den Cardinal Richelieu, in vollem Ornate darſtellte. Das Portrait trat ein wenig in ſeinem reich vergoldeten Rahme zurück, und es ergab ſich, daß ſelbiges nur eine maskirte Thüre ſei, durch deren ſchmale Oeffnung niemand anders hineinſchlüpfte, als — der uns ſchon bekannte Pater Joſeph.

Der Graf fand dieſe Erſcheinung auf ſolchem Wege ſo überaus beluſtigend, daß er ſeine Feinheit einen Augenblick vergaß, und herzlich zu lachen anfing.

„Pſt Pſt — warnte der Jeſuit. — Iſt es gleich die ſublimſte Krone meiner guten Werke, einen Grand von Kaſtilien zum Lachen zu bringen, muß ich doch um Vorſicht bitten. Die Wände haben Ohren, und dieſen Zugang kennt ſogar der Herzog nicht. Uebrigens iſt es auch nichts Beſonderes, Unſereins hinter dem Mantel jener hochſeligen Eminenz hervorſchlüpfen zu ſehen. Dieſes Gewand hat zu ſeiner

Zeit noch ganz andere Dinge verborgen, die, — wenn sie einmal hervorkamen, nichts weniger als lächerlich waren."

„Das bei Seite, — bemerkte der Graf, — aber nehmt mir es nicht übel, würdige Herren, Ihr mit Eurer Feinheit bildet einen so sonderbaren Contrast gegen Euren Fürsten, der ein mitten hinein schlagender Haudegen ist, daß solche Zusammenstellung wohl das Zwergfell reizen muß, was Ihr auch anfangen mögt, Euch wichtig und feierlich zu machen. Denn seht, bei dem Allen gebt ihr doch jedem Unbefangenen zu ersehen, daß Ihr hier nur herzlich wenig vermögt."

„Freilich — seufzte der Abbate, — bei dem vorigen Herrn war es ein ander Ding. Welche liebenswürdige Eigenschaften besaß nicht jener treffliche Fürst. Argwohn, so viel man nur wünschen konnte; — ein Herz so bewunderungswerthen Stoffes, daß man es in einem Töpferofen nicht warm bekommen hätte. Dabei ein Verstand, der sich durch das feinste Nadelohr hätte fädeln lassen; — jene wahrhaft vornehme Gleichgiltigkeit, die sich aus der ganzen Menschheit nicht mehr machte, als aus einem Kirschkerne, den man zwischen zwei Fingern schnellt; — eine List, die Gras wachsen hörte; — und bei aller zierlichen noblen Ma-

nier, wo es darauf ankam, die niedlichſte, ſich aller Skrupel überhebende Grauſamkeit von der Welt. — Kurz er war die ſchönſte Miſchung von Löwe und Fuchs, die nach dem unvergleichlichen Recepte des großen Florentiners irgend zu componiren iſt. Ein Vergnügen war es, ſolchem Gebieter zu dienen, denn es galt, den Argwohn ſelbſt zu täuſchen, den Verſtand im Voraus zu umgehen, die Liſt zu überliſten; und dabei hatte man gewiſſermaßen immer das Meſſer an der Kehle, denn jenes treffliche Herz von unerwärmbarem Stahle kannte kein Mitleid, jene ſouveraine Gleichgiltigkeit hatte für frühere Verdienſte keine Rückſichten, und jene bezaubernde Grauſamkeit würde einen Miniſter, in lächelnder graziöſer Zerſtreuung, zerquetſcht haben wie ein unnützes Wachspüppchen auf dem Teller, das eine verzehrte Torte geziert, wenn beſagter Miniſter auf unbeliebtem Wege betroffen worden, oder in eine Conſtellation gerathen wäre, die den Durchlauchtigſten, falls er ſie auch ſelbſt befohlen, hätte compromittiren können. — Sie lachen, Excellenz? — Wiſſen ſie denn nicht, daß die Gefahr, welche zu überwinden, die feinſte Würze einer wichtigen Thätigkeit iſt? — Wahrlich, jetzt, wo Alles hier ſeinen Gang geht, als wenn es keine Politik in der Welt mehr gäbe, iſt

mein Wandel wie der eines Esels zur Mühle, — eben so belastet, und, Gott sei es geklagt — eben so sicher."

„Lassen Sie mir den Herzog für jetzt noch ungetadelt, — nahm der Jesuit das Wort. — Man muß nicht einseitig sein. Vorhin ist er ein Haudegen genannt. — Nun gut. Einmal wird solcher um so schneller stumpf, jemehr man ihn ungehindert zuhauen läßt, sodann ist an Unsereinem, der den Beruf hat, diese werthe Klinge von ihrem Roste zu reinigen, dabei solches Pulver anzuwenden, daß man die Schärfe unmerklich verstumpft. Aber auch dazu ist Heimlichkeit nothwendig, und darum wolle Eure Excellenz Dero gute Laune nicht zu sehr auf unsere Kosten fetiren."

„Besorgen Sie nichts Ungeziemendes von mir, ehrwürdiger Pater. Mit Vergnügen überlasse ich Solches Ihrem Beichtsohne, dem Sie, Ihr gepriesenes Rostpulver in allen Ehren, da eine ganz eigene Weise des Betragens gestatten. Denn nichts ist wohl ungeziemender, als daß ein Fürst etwa vom dritten Range, einem Manne, der eine Macht vom ersten repräsentirt, in den Bart sagt: „Du hättest eben so wohl zu Hause bleiben können, denn wenn mein Interesse dem Deines Herrn nicht widerspricht, brauche ich Dich

nicht, und wenn das Gegentheil ſtattfindet, brauche ich Dich noch weniger, und Du würdeſt dann doch bei mir nichts ausrichten. Ob ich übrigens heirathe, oder nicht heirathe, iſt eine Sache, die Deinen Herrn nichts angeht."

Der Jeſuit zog hierauf ein Geſicht, das man ein kicherndes hätte nennen können, wiewohl er keinen Laut vernehmen ließ.

Der Abbate wiederholte ſeine tiefen Seufzer.

„Sagen Sie mir nur, meine Herren — fuhr der Graf fort, — wie ich den Herzog eigentlich zu nehmen habe?"

„Wie einen Herzog, — der nicht genommen ſein will;" — warf der Jeſuit hin.

„Wie einen Mann, dem an der Wohlfahrt und dem Behagen des gemeinſten Pöbels in ſeinem Staate mehr gelegen iſt, als an allen auswärtigen Staatsactionen in der ganzen Welt:" eiferte der Abbate.

„Fürwahr, ſolche Art Character iſt durchaus neu, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dergleichen man mit den gebräuchlichen Mitteln nicht ausreicht. Ehrlich geſagt, ich ſtehe wie vor einem Brette von Eichenholz. Wir bei uns in Spanien hatten große und mächtige Könige, ſo wie kluge Miniſter, ich entſinne mich aber

nicht gehört zu haben, daß man auf das Volk mehr Rücksicht genommen, als insofern es die Alcavala, oder andern Steuern bezahlte, und so viel an Ketzereien verübte, sich gelegentlich ad majorem Dei gloriam verbrennen zu lassen."

„Nun, ich möchte mein Bisthum in partibus darum geben, wenn das der Herzog gehört hätte, — rief der Abbate. Da würden wir gleich eine Antwort bekommen, an der wir zu schlucken hätten. — Er würde uns sagen: „wie? — hat mich Gott deshalb zum Fürsten eingesetzt, daß ich meinem Volke die Haut abziehen, und es in der ewigen Spannung der Angst erhalten soll? Der Staat ist eine große Familie, ich bin deren Vater, und ich muß dahin sehen, daß sich alle meine Kinder froh, glücklich und in Ehren befinden. Bei solcher Sorge bleibt mir genug im Innern meines Landes zu thun, und ich habe weder Zeit noch Kraft mich um auswärtige Händel zu kümmern, die dem wahren Interesse desselben fremd sind. Niemand gestattet solche Einmischung umsonst, und ohne die Befugniß für sich in Anspruch zu nehmen, sich gegenseits auch in die Angelegenheiten meines Landes zu mischen. Da jenes Erste aber viel Geld kostet, das ich, ohne wahrhaftes Bedürfniß, von meinen Untertha-

nen erpreſſen müßte, das Zweite meiner, und meines Volkes Ehre entgegen iſt, will ich mich auf dergleichen nicht einlaſſen, und die Summen, mit denen ich die Praktiken großer Reiche unterſtützen müßte, bei mir zu Hauſe auf Austrocknung von Sümpfen, Anlagen von Kanälen, zur Belebung des innern Verkehrs, Erleichterung meiner Unterthanen, und Erhöhung ihres Erwerbes verwenden." — Alles Dinge, bei denen der arme Miniſter ſich die Finger abſchreibt, und das Hirn auscalculirt, ohne daß mehr dabei herauskommt, als das Hallo des Geſindels, und Langeweile für den höher begabten Staatsmann. Ich glaube, Pater Joſeph, Ihr Verſtand iſt Ihnen in den Aermel gefallen, daß Sie dem Herzoge ſolche Dinge nicht im Beichtſtuhle ausreden."

„Ich wüßte doch in der That nicht, — erwiederte Dieſer, — warum wir uns die Mühe geben ſollten. Da Sie beide Coadjutoren unſeres Ordens ſind, ſollten Sie doch wohl längſt wiſſen, daß wir uns mit Ausreden überhaupt nicht befaſſen. Wozu frommte das auch. Mit dem Wege zum Ziele haben wir ja durchaus nichts zu ſchaffen, ſondern nur mit dem Ziele ſelbſt. Wenn Jemand ſo großes Belieben hat nur durch einen ſehr verſchlungenen Irrgarten in ſeine

Obſtpflanzung zu gelangen, mag er ihn doch anlegen. Wenn wir nur des Fadens heimlich mächtig bleiben, der durch dieſe eigenſinnig verſchlungenen Gänge führt, und ſo die Obſtpflanzung ſelbſt beliebig mitbenutzen können. Dabei kommt es auf ein paar Schritte mehr oder weniger Denen nicht an, für die Jahrhunderte ein Augenblick, Nationen nur Schachfiguren ſind. — Daß am Ende alle Wege nach Rom führen, weiß jeder Eſeltreiber."

„Pater Joſeph, — bemerkte der Graf, — das iſt ganz gut, ſo lange es geht. Es können aber Zeiten kommen, da ſie gerade auf dieſem Wege am unfehlbarſten über Rom hinaus, in die pontiniſchen Sümpfe gerathen."

Der Abbate nickte bedeutend, und ſagte: „nun, wir wollen uns heute um zukünftige Dinge noch nicht beunruhigen. Richtig und angemeſſen für die Gegenwart iſt die Weiſe des Herzoges einmal nicht. Eine feine Kabinetspolitik iſt und bleibt die höchſte Blüthe der Civiliſation. Große Staaten können niemals Macht genug haben, und ſie erweitern ſie über den Inbegriff ihrer wirklichen Hülfsquellen hinaus, wenn ſie in der Führung der Angelegenheiten anderer Mächte

ſtets ihre Hand zu haben wiſſen. Kleine Staaten dagegen verſtärken dadurch ihr Gewicht, erhöhen ihre Würde und Bedeutung, wenn ſie ſich bei den großen Händeln der Welt eine Stimme erringen. Es ſind freilich nur Lothgewichte, aber die Summa derſelben in der Wageſchaale ergiebt nicht minder ein Pfund.“

„Das iſt auch gerade die rechte Weiſe für einen Mann wie Sie, Monſignore, mit Lothen und Pfunden zu balanciren, — ſpöttelte der Jeſuit. — Der Wagebalken mit ſeinem Züngchen iſt immer die Hauptſache. Und was wollen Sie hier mit Ihrem Kleinkrämertrafik?“

„Abwarten, bis der Herzog mit ſeiner chevaleresken Offenheit ſich recht in Verwickelungen bringt, dieſe aber unterminiren, und wenn die Falle, die er ſich ſelbſt geſtellt, über ihn zuſchlagen will, meine Minen nach einander ſpringen laſſen, die dann die Falle zertrümmern, ihm — freilich ein wenig verdutzt, — aus der Klemme helfen, und ihm ſo beweiſen, daß ein feiner Staatsmann doch keine taube Nuß ſei. Nach ſolcher Erfahrung werde ich ihn hoffentlich von ſeiner Weiſe zurück, in das rechte Gleis bringen, und meinen Credit wieder herſtellen.“

„Nun gut, — meinte der Pater, — hienach haben Sie nichts Beſſeres zu thun, als den Prinzen Emanuel mit Courierpferden holen zu laſſen. Uebrigens würden Sie nicht weit zu ſchicken brauchen. Wenn Sie mir eine Orange geben, will ich Ihnen dafür ſagen, wo er ſich in dieſem Augenblicke befindet."

„Nein, — den Prinzen muß ich mir verbitten. — rief der Graf aufſpringend. — Der iſt nichts weniger, als ein franzöſiſcher Spion, um der ſpaniſchen Herrſchaft in Italien die ſchwachen Seiten abzulauern. Kame der Cardinal Mazarin durch ihn dahin, in unſere Karten zu ſehen, könnten wir die nämlichen Tänze hier erleben, wie in den Niederlanden und Portugal. Mailand und Neapel, nach denen ohnehin Frankreich von jeher lüſtern geweſen, könnten für uns in die Brüche gerathen, wie man die Hand umkehrt."

„Nein, — den Prinzen nehme ich aus, — ſagte der Abbate. — Das iſt eine Perſon, die mir durchaus fatal iſt. Wer hat denn den ganzen Plan ins Werk gerichtet, ſeinen Vater und deſſen Deſcendenz vom Throne zu Gunſten des jüngern Bruders wegzudrängen, als eben ich. Don Emanuel weiß das genau, und deshalb iſt

kein Frieden und keine Verſöhnung denkbar zwiſchen ihm und mir."

„Wohlan denn, ſo behalten Sie Ihre Orange, und ich den Prinzen, der fortfahren mag in altem Gemäuer umzugehen. Dagegen ſage ich Ihnen, daß die Marquiſe hieher zurückmuß, die wir nothwendig wieder in dem Verhältniſſe beim Herzog gebrauchen, das ſie bekleidete, da er noch Erbprinz war, denn, mit einem Worte, ſie iſt ein Beſtandtheil des Roſtpulvers, von dem vorhin die Rede war, und deſſen Anwendung auf die herzogliche Klinge nicht länger zu verſchieben iſt."

„Ja, — fiel der Geſandte dem Pater ins Wort, — die Marquiſe muß hier wieder eingeſetzt werden, es koſte was es wolle, das iſt durchaus im ſpaniſchen Intereſſe. Sie hat eine vortreffliche Anlage zur Intrigue, wenn man ſie gehörig inſtruirt, ihres Arſenales von Koketterie nicht einmal zu erwähnen."

„Nun ſo ſei es, — ſchloß der Jeſuit, — wir werden ja ſehen, was zu thun iſt."

Und damit wurde die Conferenz aufgehoben.

Achtes Kapitel.

Nur wenig Tage nach den eben hier berichteten Ereigniſſen, durchſtreifte ein jugendlicher Jäger, wohlbewehrt mit Jagdmeſſer und Büchſe, eine große Dogge neben ſich, die rauhſten Höhenzüge des Gebirgs. Sein edler zierlicher Anſtand hätte ſeinen höchſt einfachen, unſcheinbaren Aufzug anderswo verdächtig erſcheinen laſſen, aber in dieſer ſchweigenden Wildniß fehlte jeder Beobachter.

Der Mittag war vorüber, die Sonne ſenkte ſich bereits zum Niedergange, und das rathloſe Daſtehen jenes Mannes zeigte deutlich, daß er ſich in einem ihm ganz fremden Gebiete verirrt.

Er ſtieß in ein kleines Horn, das an ſeiner Seite hing, vermuthlich um ſeine Gefährten herbeizurufen, oder durch ein gleiches Signal von ihnen die Richtung zu erfahren, in der ſie anzutreffen ſein möchten. Der

Wiederhall allein gab den Ton zurück. Keine Antwort erscholl; es erschien Niemand.

Von Neuem begann der Jäger seine Wanderung, den Rückweg zu suchen, verstieg sich aber so sehr, daß er am Ende nicht vorwärts, nicht rückwärts konnte.

Mit unsäglicher Mühe war er eine sehr steile Wand emporgeklommen, und auf ein Felsengrath gelangt, auf dem man ohne Schwindel kaum ausdauern konnte. Keine zehn Fuß breit, zog es sich um einen pyramidalisch gestalteten Felsen, dessen lothrechtes Aufsteigen in die Schneeregion hinauf kein Weiterempor zuließ. Riesenhafte Steintrümmer schlossen zu beiden Seiten ab. Dieser unheimliche Ort konnte nur auf dem nämlichen Wege wieder verlassen werden, auf dem der Jäger emporgelangt.

Er wollte sich dazu anschicken, und trat an den freien Rand des Steges. Nun aber zeigte sich dem Niederwärtswollenden als entsetzlicher Abgrund, was vorhin beim Emporklimmen ihn nur als steile, mühsam zu überwindende Höhe ermüdet. Der Schwindel erfaßte ihn. Die ganze Gebirgswelt drehte sich mit ihm im Kreise. Er taumelte zurück, um der Gefahr kopfüber hinunter zu stürzen zu entgehen.

Kaum hatte er ſich wieder geſammelt, als er unfern eine niedrige Höhle im Felſen wahrnahm, der die Rückwand dieſer ſchmalen luftigen Bühne bildete.

War es ſeine Abſicht, dort zu übernachten, oder trieb ihn Neugierde, — genug er ſchritt darauf zu. Kaum hatte er ſich ihr aber um wenig Schritte genähert, als ſeine Dogge anſchlug, ſchnell auf die Steinhaufen losfuhr, die ſich vor dem Eingange befanden, und eben ſo ſchnell, nur winſelnd vor Angſt, den Schweif zwiſchen den Beinen, zu ihrem Herrn zurückeilte, um an ſeinen Knieen Schutz zu ſuchen.

Vergeblich war es, das Thier wieder anzutreiben, es wich nicht, und winſelte um ſo lauter.

Deſto kecker trat der Jäger vor, und erblickte nun — einen ſchwarzen Bären von Rieſengröße, der hinter den Steinen vor der Höhle lang ausgeſtreckt, ſich ſonnte. Die bis auf die Knochen verzehrten Ueberreſte einer Gemſe lagen umher. — Das Thier, — von deſſen Geſchlechte damals noch Viele in jenen Gebirgen hauſten, — ſchien ſehr träg und ſatt. Es hob den Blick empor, — brummte, und ſteckte die Naſe wieder unter die wärmenden Tatzen.

Der Jäger nahm ſeine Büchſe, legte an, zielte auf das Ungeheuer. Der Nachhall des Schuſſes wieder-

holte sich vielmal in den Gebirgen. Ein fürchterliches Gebrüll folgte. Der nur leicht verwundete Bär fuhr wüthend empor, stellte sich auf die Hinterbeine, und schritt, mit den vordern Tatzen in der Luft hin und her schlagend, auf den unbesonnenen Jäger zu. Dieser zog das Jagdmesser, stellte sich an die Felsenwand, und schien entschlossen den Feind zu erwarten. Ein Augenblick, und dieser stand dicht vor ihm. Noch ein Schritt, und er konnte ihn erreichen. Da führte der Bedrängte einen Stoß mit der Klinge. Zum Unglücke hatte er die Stelle schlecht gewählt. Die Spitze traf die eisernen Ribben, ritzte Fell und Fleisch, und machte das Thier noch wüthender.

Noch einmal gelang es dem Jäger, durch eine geschickte Wendung, die vermuthlich die entsetzliche Inspiration der Todesangst unbewußt hervorbrachte, der grausenhaften Umarmung des Gegners zu entkommen, und auf der andern Seite zu entschlüpfen. Ehe der Bär sich wenden konnte, denn er war schwerfällig, versuchte der Unglückliche noch einmal in den Abgrund hinabzufliehen. Schauderhafte Wirkung des Schwindels! — Hinter sich den gewissen Tod, gelang es ihm dennoch nicht die Rettung im Gebiete des Zweifelhaften zu suchen, und die Angst vor dem Hinabstürzen über-

wog die, erwürgt und zerfleischt zu werden. Er taumelte zurück.

Die nächste Secunde zeigte ihm die flammenden Blicke des Bären dicht vor den seinen. Der glühende keichende Athem des Scheusals hauchte an seine Wange. Gebrüll in unmittelbarer Nähe betäubte sein Ohr. Er sah, er hörte nichts mehr. Er schien verloren.

Schon faßte ihn die Tatze, als — ein hallender, von hinten geführter Schlag auf den Kopf des Bären diesen für kurze Frist betäubte. Der Jäger kam zu sich, und erblickte einen ihm völlig unbekannten Mann, der mit donnerndem Geschrei das Thier angriff, und zwar mit einer Sicherheit, die bewies, daß dergleichen Kämpfe ihm nichts Ungewöhnliches seien.

Der Bär verließ sofort den ersten Angreifer, sich dem neuen zuzuwenden, auf den er in höchster Wuth zustürzte. Dieser aber sprang mit einer Schnelle und Besonnenheit, die in Erstaunen setzte, zur Seite, stieß sein funkelndes Jagdmesser dem Bären durchs Herz, daß er taumelte, und todt in den Abgrund stürzte, wobei der Sieger mit lautem Gelächter ein jubelndes „Hallo, Hallo!“ ihm nachsendete, dann ganz gelassen seine Klinge vom Blute mit einem Büschel von Moosgeflecht rei-

nigte, das er dem Felsen entrissen, sie wieder gelassen in die Scheide steckte, und sich nach dem Geretteten umsah.

Dieser war ohnmächtig und leichenblaß an die Felsenwand gesunken. Der Ruf des Retters brachte zwar sofort seine Sinne zurück, nicht aber seine Kräfte, und er sprach mit schwacher Stimme.

„Ich danke Euch, tapfrer Befreier aus der Noth. Aber vergönnt mir einige Sammlung. Dann das Weitere."

Unterdessen musterte er diese hochwichtige neue Bekanntschaft. —

Ein junger Mann, groß, athletisch, von trefflicher Gestalt und Bildung. In der Haltung etwas Stolzes und Gebietendes. Der Anzug ganz nach der Weise gewöhnlicher Bergjäger und zu den Beschwerden derselben eingerichtet, aber bei aller Einfachheit doch stattlich. Gewehr und Jagdmesser zeigten seltenen Schmuck, und kostbare Arbeit.

„Fürwahr, mein Herr Jäger, — sagte der Fremde, — Ihr seid dem Zufalle viel Dank schuldig. Hätte mich ein capriciöser Steinbock, — der bei dieser Gelegenheit seinen Vortheil wahrgenommen, und in alle Welt gegangen ist, — nicht auf diese Teufelskanzel geführt, der gute Freund

da unten hätte Euch zu Mürbbraten geklopft und au naturel verzehrt."

„In der That, mein Freund, — war die Antwort, — ich meine, daß mein Leben keine Bohne mehr werth war, und meine Erkenntlichkeit kann nur durch die Bewunderung übertroffen werden, die ich Eurem Heldenmuthe zolle. Ihr bestandet eine Gefahr, an die ich ohne Schauder nicht denken kann, und nur aus edlem Triebe den Euch völlig Fremden vom Verderben zu retten."

„Ihr legt, mein Herr, dieser Kleinigkeit einen viel zu hohen Werth bei. Unsereins ist daran gewöhnt mit solchen Gästen umzugehen. — Vergebt mir aber die nicht bös gemeinte Bemerkung, — Ihr müßt, noch sehr unerfahren, Euch in der Vorschule der edlen Weidmannskunst befinden, wenn Ihr gemeint gewesen einem Bären nur so geradweg auf den Pelz knallen zu dürfen, wie man ein Kaninchen überburzeln läßt. Der geübteste Schütze setzt, ohne besondere Noth, wohl sein Leben nicht an das Treffen einer Kugel. Ihr hättet, als Ihr den Bären sahtet, Euch still davon machen sollen, denn wenn dergleichen satt ist, pflegt es auch herzlich träg zu sein, und nicht anzufallen oder zu verfolgen, sofern es nicht selbst angegriffen wird, und

wie ich ſehe, hat unſer Mann hier ein Diner eingenommen, das ſelbſt einem infulirten Abte genügen müßte."

„Ihr habt Recht, mein Freund, wenn Ihr mich nur einen Neuling in Eurer Kunſt nennt. Ich bin hier ganz fremd, kenne das Land, und ſeine Eigenthümlichkeiten nicht, und komme aus einem Reiche, wo die Jagd nur ein Spiel iſt, aber kein Kampf. Künftig werde ich mich beſſer vorſehen. Möchtet Ihr mir aber wohl die Hand reichen, mir auf die Beine zu helfen, denn, vorhin ſchon todtmüde, zu meinem übrigen Unſterne kommt nämlich noch der, daß ich mich verirrt ſchon viele Stunden umhertreibe, hat dieſer Vorfall nichts beitragen können, mich zu erfriſchen."

Der Fremde half dem Jäger auf, nahm aus ſeiner Waidtaſche ein Flacon mit ſtarkem köſtlichen Weine, ſchenkte davon in einen kleinen Becher, und reichte ihm zu trinken.

Der Ermüdete fühlte ſich erquickt, und fragte nach dem Namen des Retters.

„Ich dächte, wir ließen die Namen bei Seite, — ſagte Dieſer. — Ich fragte nicht nach Eurem, als ich dem Bären meinen Antrittsbeſuch machte. — Ihr ſeid verirrt. — Wo wollt Ihr denn eigentlich hin?"

„Nach Caſtelnevoſo.“

„Caſtelnevoſo? — Wie könntet Ihr dort hin wollen. Da iſt Niemand, der Euch bewirthen könnte.“

„Dennoch muß ich dorthin, und zwar, weil ich von da her komme.“

„Das iſt ein Anderes. In ſolchem Falle werdet Ihr dort wohl ſelbſt für Eure Einrichtung geſorgt haben. Jenes Schloß gehört dem Prinzen Emanuel von Amaſtro.“

„Ganz richtig, wenn Ihr nämlich ſo höflich ſein wollt, das Recht eines Verbannten noch anzuerkennen.“

„Kennt Ihr den Prinzen, von dem die Rede iſt?“

„Ein wenig.“

„Ich für mein Theil habe nicht das Vergnügen.“

„Wünſchtet Ihr etwa ſeine Bekanntſchaft?“

„Könntet Ihr mir dazu verhelfen?“

„Das will ich nicht behaupten. Ich fragte nur, ob Ihr ſie wünſcht?“

„Warum nicht.“

„Der Prinz iſt ſehr verhaßt in dieſem Lande.“

„Könnte ſein.“

„Beſonders dem Herzoge.“

„Dem möchte ich widersprechen. Aber wißt Ihr auch, daß Blut aus Eurem Aermel fließt?"

„In der That, Ihr habt Recht, mein Freund, und ich gestehe, daß ich auch einigen Schmerz in der Schulter fühle."

„Euer Kleid ist dort zerrissen. Der Bär hat Euch die Tatze eingedrückt, wie ich sehe, und solche Berührung ist nicht sanft. Da wird man nachsehen müssen. Dergleichen Wunden werden bös, wenn sie veralten."

Der Jäger warf sein Kleid ab, und — ein breites rothes Band mit einem goldenen Kreuze in weißem Email, mit den Lilien von Frankreich zwischen den Spitzen, erschien auf seiner Brust. Der Fremde schien es nicht zu beachten, streifte das Hemd weg, und enthüllte drei Wunden auf der Schulter, die heftig bluteten. Seine Beschäftigung ließ ihn nicht übersehen, daß der Jäger durch jenes Ehrenzeichen, das er verborgen getragen, in äußerste Verlegenheit gerieth. Doch wusch er die Wunden erst mit Wasser aus einem in der Nähe sprudelnden Quell, dann mit Weine, und verband sie geschickt mit einem Stücke seines deshalb zerrissenen Tuches, ehe er lächelnd sagte: „Seine Ho-

heit der Prinz Emanuel von Amaſtre wird gewiß ſehr bald völlig geheilt ſein, da der heilige Ludwig, deſſen Ritterzeichen ſich in ſo intimer Nachbarſchaft mit ſeiner Wunde befindet, ein mächtiger Schutzpatron iſt."

Der Jäger erröthete glühend, und ſprach mit Hoheit und Würde. „Es wäre vergebens, in Abrede zu ſtellen, was meine Unachtſamkeit Euch enthüllt. Ja, — ich bin Emanuel von Amaſtre, und es liegt in Eurer Willkühr mich zu verrathen."

„Seien Sie unbeſorgt, gnädiger Herr. Sie werden finden, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben, vielmehr weiß ich es dem Zufall Dank, der mir dieſe ehrenvolle Bekanntſchaft gewährt. Eure Hoheit wohnt alſo gegenwärtig zu Caſtelnevoſe, während Ihr Herr Vetter der Herzog meint, Sie hätten zu St. Germain die angenehmſten Zerſtreuungen von der Welt. Ich heiße Sie herzlich willkommen in dieſem Lande, und bin Ihr ergebenſter Diener."

„Mein Freund, es iſt Etwas in Euch, das mir hohes Vertrauen einflößt. Ich fürchte Euch nicht, wünſche aber, daß Ihr dieſe Börſe annehmt."

Und damit wollte er Jenem einen ſchweren Beutel mit Geld überreichen.

Der Fremde lächelte, und wies das Geſchenk zurück.

„Ich danke Euer Hoheit. Bin eben nicht in Verlegenheit.“

Der Prinz wollte nicht ablaſſen, und ſagte: „Dieſe Gabe iſt euch vielleicht zu gering, aber iſt Alles, das ich gegenwärtig zu geben vermag.“

„Zu gering? — das ganz und gar nicht, — meinte der Andere. — Laßt ſehen. Ich ſchätze die Börſe zu funfzig Louis. Das iſt eine ſchöne Summe für Einen, der damit umzugehen weiß. Damit kann kann man einer ganzen Familie auf die Beine helfen. — Rechnen wir. — Für zwanzig bekommt man ein Stück Land, mit den andern zwanzig baut man ſich, wenn man ſelbſt mit dem Beile umzugehen weiß, und das ſoll jeder Bauer, ein Häuschen mit Stall und Scheune. Für zehn kauft man ein paar Kühe, und einen Pflug dazu. Ausſaat erhält man dann wohl geborgt, auf Rückgewähr bei der nächſten Ernte. Nein, gnädiger Herr, funfzig Goldſtücke achte ich armer Wicht für keine Kleinigkeit. Steckt ja ſchnell Euren Schatz ein, den ich von Euch durchaus nicht annehme, denn ich bekomme ſonſt ſelbſt ein Gelüſten nach ſo allerliebſter Ackerwirthſchaft, die auf Kinder und Kindeskinder

glückliche, zufriedene und ehrliche Menſchen ernährt, an denen der Landesherr ſeine Freude hat."

Der Prinz lächelte ironiſch, und ſagte: „ganz wohl, mein Freund, wenn es ſich ziemte, daß ſich der Landesherr kümmerte um ſolches Miſere."

„Cospetto! — Das ziemt ſich allerdings, und ich wüßte nicht, wer einen Landesherrn davon entbinden könnte, ſeine Schuldigkeit zu thun. — Doch, gnädiger Herr, wir vertändeln die Zeit. Caſtelnevoſo iſt Eurer Hoheit näher, als es ſcheint, denn wir dürfen nur durch jenes Bärenloch gehen, das auch auf der andern Seite einen Ausgang hat, ſo werden wir es ſehen. Ich habe die Ehre, Ihren Wegweiſer zu machen."

Der Prinz folgte dem Manne, in dem er ſich durchaus nicht zu finden wußte, durch jene Höhle, die mit allerlei Ueberbleibſeln der Mahlzeiten ihres bisherigen zottigen Bewohners erfüllt war, auf die andere Seite, und wirklich lag das halbzertrümmerte Kaſtel, das jetzt zur Wohnung des Prinzen diente, in der Entfernung einer Viertelmeile vor ihnen.

Sie ſtiegen den ſteilen Abhang hinunter, und im Thalgrunde angekommen, ſtieß der Fremde in ſein Horn.

Von mehr als vier Seiten erscholl gleiche Antwort näher und ferner, und bald eilten mehr als dreißig Jäger herbei, die den Unbekannten mit Ehrerbietung begrüßten.

Der Prinz stand überrascht.

Sein Begleiter wendete sich zu den Angekommenen und sagte lächelnd: „seht, dieser gütige Cavalier, der die Bärenjagd aus dem Grunde versteht, hat uns auf Kastelnevoso zum Abendessen eingeladen, und ich habe für uns Alle zugesagt. — Seien Sie nicht besorgt, mein Herr, sich mit einer Misere gemein zu machen. Ein Ludwigsritter wird einen Genossen dieses Zeichens nicht für zu gering halten, mit ihm ein Jagdmahl zu theilen."

Und hiermit öffnete der Fremde sein Kleid auf der Brust, und ließ Kette und Kleinod des goldenen Vließes aus der Spalte gleiten.

Don Emanuel wurde noch bleicher, stammelte einige Höflichkeiten, und schloß mit der Bemerkung, wie jetzt wohl die Frage nicht unbescheiden erscheinen dürfe, welche verehrte Bekanntschaft er diesem Abenteuer verdanke?

Die Anwesenden riefen: „Hoch lebe der Herzog Don Amadeo!“

„Hoch lebe der Prinz Emanuel von Amaſire!“ rief der Herzog.

Der Prinz faßte ſich ſchnell, entblößte das Haupt, trat vor, beugte das Knie, und ſagte: „mein Geſchick, durchlauchtigſter Herzog, iſt in Ihren Händen. Ich habe dieſem weiter nichts hinzuzuſetzen.“

Der Herzog hob ihn auf, und umarmte ihn mit folgenden Worten.

„Das haben Sie ganz gut gemacht, mein Herr Vetter. Der iſt ein ſchlechter Mann, der nicht lieber das Brod ſeines Vaterlandes ißt, als die Leckerbiſſen der Fremde. Es iſt bisweilen nöthig, daß man jener feigen armſeligen Politik einmal in den Magen ſtößt. Ich bin Ihnen dafür verpflichtet, mich in die Nothwendigkeit geſetzt zu haben, zwiſchen meiner eigenen Neigung und den aufgenöthigten Gefälligkeiten gegen Andere, die einzige Wahl zu treffen, die mir als Mann von Ehre nun nur noch anſteht. Es iſt endlich Zeit, daß alte Dinge vergeſſen werden, für die wir Beide nicht können. Ich hebe Ihre Verbannung auf, und heiße Sie mit Vergnügen an meinem Hofe

willkommen. — Jetzt aber nach Ihrem Eulennefte von Caſtelnevoſo, das, wie ich da ſehe, über Gebühr verfallen iſt, das wir aber ſchon wieder ausbauen wollen, wiewohl Sie Ihre übrigen Schlöſſer in beſſer Ordnung finden werden. Kommen Sie, mein ſchöner Couſin, und fürchten Sie nicht, daß wir Ihre Vorrathskammern leeren, und Ihre Diener aus der Haut jagen werden. Wir haben Vorräthe und Köche bei uns, und wollen uns einen luſtigen Jagdabend machen."

Neuntes Kapitel.

Am Abende des hierauf folgenden Tages war in der herzoglichen Villa ein großer und glänzender Hofzirkel bei der Herzogin Angielina. Nichts konnte herrlicher und prächtiger ausgestattet sein, als die Räume, welche diese vornehme Versammlung vereinten. Ihre Einrichtung war so feenhaft, daß sie sich fast unkenntlich in die offenen Gallerien und Boskets des Gartens verloren, so daß, wenn man sie durchschritt, zuletzt nicht recht mit sich einig war, ob man sich noch im Pallaste oder schon im Freien befinde, denn Springbrunnen, Orangenbäume und Blumen machten die Säle zu Gärten, und wunderbare Lauben, von weißen Marmorsäulen gestützt, mit Spiegelnischen, Statuen und Vasen verziert, die Partien des Gartens zu Sälen.

Die reizenden wunderbaren Wirkungen schienen aber ihren Zweck, Erheiterung der Gäste, diesmal ganz-

lich zu verfehlen. Die Geſellſchaft war unruhig, ohne belebt zu ſein. Statt ſich um einen gemeinſamen Mittelpunkt zu verſammeln, und in ihm alles geiſtige Intereſſe des ſtattlichen Verkehres zu vereinen, trat Alles in kleine Gruppen auseinander, um einige Augenblicke zu flüſtern, ſich dann wieder zu trennen, um irgend einem ähnlichen Conventikel, am andern Ende des Saales zuzueilen. Es herrſchte auf dieſe Weiſe ein unaufhörliches Zuſammenthun und Auflöſen. Wo für kurze Zeit der Anſtand ein lauteres allgemeineres Geſpräch erzwang, war der Ton kalt, wie das Eiswaſſer, das herumgereicht wurde. Zerſtreuung und Spannung herrſchten zu gleicher Zeit. Ein ungewöhnliches Ereigniß ſchien erwartet zu werden. Jeder trat aus der Gegenwart hinaus, den Geiſt zu allerlei anhaltloſen Vermuthungen in Unkoſten zu ſetzen. Man hatte gehört, der Herzog ſei auf der Jagd in Lebensgefahr geweſen. In welcher? wie er ihr entgangen? ſtand nicht feſt, wenn auch die ſonderbarſten Gerüchte deshalb im Umlaufe waren. Viele flüſterten von einem Mordanfalle, der von den Anhängern, und im Auftrage des Prinzen von Amaſtro verſucht worden. Dann hieß es wieder, der Herzog habe geſtern im Schloſſe des Prinzen zu Kaſtelnevoſo zu Nacht geſpeiſt und

ſich dort der zwar immer durchaus ſchicklichen, aber lauten und ein wenig ſoldatiſchen Fröhlichkeit mit ſeinen Begleitern überlaſſen, denen er, wie man wußte, auf ſeinen Jagden geneigt war.

Allgemein nahm man an, der Herzog ſei bis jetzt noch nicht zurückgekehrt, und Niemand wiſſe, wo er ſich befinde. Endlich aber wurde in Erfahrung gebracht, er ſei ſchon ſeit Mittag im Schloſſe, habe nach dem Abbate Richeldi geſchickt, mit dem er ſich eingeſchloſſen, um zu arbeiten. Was denn aber? Courire waren nicht angekommen, auch nicht zur Abſendung befohlen.

Die Herzogin allein ſchien zu wiſſen, was bevorſtand, denn ſie war ruhig und gelaſſen, dennoch aber zeigte ſich deutlich, daß auch ſie von einer ungewöhnlichen Erwartung bewegt werde. Sie ſaß auf der Eſtrade, und unterhielt ſich, ſcheinbar unbefangen, mit dem ſpaniſchen Botſchafter, und ſeinen ihr vorgeſtellten Cavalieren, ſchaute aber häufig nach der Thüre, und zeigte ſich zerſtreuter, als es ſonſt ihre Weiſe war.

Endlich flogen die Flügelthüren auf, die nach den innern Gemächern führten. „Der Herzog!“ — wurde gerufen. — — Sta[illegible]llen Zimmern, und Dieſer trat ein, mit ſeinem gewöhnlichen heitern Ge-

ſicht und kecken ſtolzen Gange, einen jungen Herrn an der Hand, den hier noch Niemand geſehen hatte.

Ein Blick aber genügte, den ſonderbaren Contraſt anſchaulich zu machen, der zwiſchen beiden Perſonen bezeichnend hervortrat, und Jedem ging der Gedanke auf, dieſe ſeien zwei Weſen, die nun und niemals freundlich zuſammenpaſſen könnten.

Der Herzog heiter, majeſtätiſch, offen; die Phyſiognomie des Andern, ungeachtet ſehr glücklicher Bildung, ſcharf, gekniffen, ohne Gutmüthigkeit, mit dem Ausdrucke lauernder Liſt.

Der Herzog hoch, ſtattlich, der Andere, in Mittelgröße und feiner Form neben ihm verſchwindend.

Der Herzog in ſeinem Aufzuge zwar würdig, aber einfach, ohne alle Abſicht; Jener nicht nur ſehr prächtig, ſondern auch auffallend, nach franzöſiſcher Hofſitte, gekleidet; ein Coſtüm, das man in Italien, wo die Feierlichkeit und Würde der Zierlichkeit vorgezogen wurde, wenig leiden konnte, und als weibiſch verwarf.

Am meiſten zu rathen gab das rothe breite Band mit dem Orden des heiligen Ludwig, welches der Fremde mit vielem Eclat zur Schau trug.

Die Ungewißheit sollte indeß nicht von Dauer sein. Der Herzog, von beiden Seiten auf das Huldreichste und Unbefangendste grüßend, schritt mit seinem Gaste geradesweges auf die Estrade der Herzogin zu, die sich erhob, und sprach, indem er ihr diesen vorstellte, Folgendes.

„Madame, hier bringe ich Ihnen unsern Vetter, den Prinzen Emanuel von Amastre, der, was ich auch dagegen habe thun sollen, dem Drange nicht hat widerstehen können, seine Verwandten aufzusuchen. Das ist ein gutes Zeichen, meine ich, und es liegt einmal in unserer Familie, daß man sich aus Hindernissen nicht viel macht. Da er einmal bei uns ist, wollen wir ihn auch behalten, weil man nie genug gute Freunde haben kann. Ich bitte, daß Sie ihm Ihre Gewogenheit schenken wollen. — Mein Herr Vetter, — das ist Ihre Cousine."

Der Prinz ließ sich auf ein Knie nieder, und sprach mit einschmeichelndstem Tone und Ausdrucke.

„Erhabenste Prinzessin. Durch ein Wunder aus der Tiefe der Bedrängniß auf die Höhen des Glückes plötzlich erhoben, schwindelte mein Haupt. Der Anblick eines Engels giebt mir die Besinnung zurück, aber nur, um sie, im völligen Vergessen Alles dessen,

was ich litt, zu einem Gefühle der höchsten Bewunderung und Verehrung zu stimmen. Der Mund würde nicht enden können, so große Tugenden zu preisen, wenn der Anblick unaussprechlicher Reize ihn nicht verstummen machte. Gottheiten sind gewöhnt, Opfer zu empfangen. Ich lege mein Schweigen vor diesem geweihten Altare nieder, und bitte in treuester Unterwürfigkeit um den huldreichsten Schutz, und die Gnade Ihrer Hoheit."

Angelina winkte aufzustehen, mit dem ganzen Zauber ihres seelenvollen Lächelns, und antwortete sehr gütig.

„Mein Prinz, es freut mich aufrichtig, Sie hier zu sehen. Unser Wohlergehen ist eine Vorausbezahlung unserer Verdienste, und ich weiß, daß die Ihrigen der glücklichen Wendung Ihres Geschicks entsprechen werden. Ich heiße Sie willkommen im Lande Ihrer Ahnen und an diesem Hofe, dem der Zögling des Louvre einige freundliche Nachsicht wolle angedeihen lassen."

Der Prinz stand wie berauscht von dieser Erscheinung. Nie meinte er etwas gesehen zu haben, das eine solche Vereinigung der seelenvollsten Reize darbot, und vollends bei einem Wesen in der ersten Blüthe

holdester Jugend. Der Umstand, daß die Herzogin vor seinem staunenden Blicke erröthete, machte ihre Schönheit noch bezaubernder und rührender. Er wußte nicht, wo er war, und wie ihm geschah.

Während dieser ganzen Einleitung schien der Graf von Ronda am Starrkrampfe zu leiden, denn er stand mit offenem Munde wie versteinert da, und machte eine überaus komische Figur.

Der Herzog, der ihn beobachtet hatte, konnte sich nicht erwehren, in ein kleines Gelächter zu verfallen, das den edlen Botschafter wieder ins Leben brachte, aber nur um ihn in einer plötzlichen Reverenz vor- und rückwärts schnellen zu lassen.

„Guten Abend, mein Herr Graf, — sagte der Herzog. — Da sehen Sie. Vor wenig Tagen wollten Sie von mir, ich solle die Alpenzugänge mit Thüren verschließen lassen, daß mein Vetter nicht zu uns hineinkomme, und nun ist er da. Was wollen wir dabei thun? Sie bemerken, daß es in meiner Familie ist, Unmöglichkeiten möglich zu machen, vertrauen Sie daher auch mir, daß ich, der ich ihr Haupt bin, mich darauf verstehen werde, das Umgekehrte zu leisten. Mein Herr Vetter, hier ist der Graf von Ronda, Bot-

ſchafter Seiner katholiſchen Majeſtät, — ein Cavalier, der zum Sterben in Sie verliebt iſt, und Ihnen helfen will, hier und in Mailand im franzöſiſchen Intereſſe das Unterſte nach Oben zu kehren. Sehen Sie, wie weit Sie mit ihm kommen. Nur Graf, gehen Sie mit dem Prinzen nicht aufs Land. Er iſt ſo paſſionirt für die Bärenjagd, wie Sie darauf Böcke zu ſchießen. Oder, machen Sie zuvor Ihr Teſtament.“

Der Herzog, der ein wenig vom Gascogner an ſich hatte, konnte nicht leicht etwas ohne Scherz abhandeln, und es beluſtigte ihn, wenn er Andere damit in einige Verlegenheit brachte. Der Graf kannte das, und war klug genug, hier gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Der reizbare eitle Prinz aber fühlte ſich durch die Erinnerung an jene Bärenjagd auf wunder Stelle berührt, und in ſein unverwüſtlich verbindliches Lächeln blitzte unwillkührlich ein Zug von Empfindlichkeit und Haß, der deutlich ausſprach: „warte, das gedenke ich Dir.“ Wiewohl dieſer unheimliche Gaſt augenblicklich aus ſeiner Phyſiognomie verſchwand, war er ſelbſt nichtsdeſtoweniger der Mann, in ſolchen Dingen ſich Wort zu halten. Dankbarkeit für die Rettung ſeines Lebens, für die ihm überraſchend erwieſene

Gnade, für die huldreiche und großmüthige Behandlung, waren augenblicklich aus seinem Gemüthe verschwunden, wenn sie wirklich darin zu keimen angefangen hatten. Die alte Abneigung, der Wunsch der Rache behaupteten die Stelle. In diese Nacht seines Innern leuchtete das Bild Angiolinens, aber nicht begütigend, versöhnend, sondern nur um den Neid anzufachen, denn es folterte ihn, solchen Schatz im Besitze eines Feindes zu sehen, und die Begierde erwachte, ihn wo möglich demselben zu entreißen, und sich, es koste was es wolle, selbst anzueignen.

Der Herzog hatte von dem Alten nicht die mindeste Ahnung. Er fuhr fort den Prinzen, wiewohl immer auf seine Weise, schmeichelhaft auszuzeichnen, und ihn der öffentlichen Achtung zu empfehlen, denn — glückliche Mischung eines heitern offenen Characters! — der erbitterte Feind gefiel ihm. Er hoffte in ihm einen Genossen seiner ritterlichen Liebhabereien zu finden. Sein Herz gewährte Raum für jedes Wohlwollen, und er hatte sich immer einen Gefährten seines Alters, und seinem Range wenigstens nahe, gewünscht, mit dem er das Glück einer freudigen kräftigen Jugend vertraulich genießen könne, ohne seiner Würde dabei zu vergeben. Er beneidete jeden seiner Untertha-

nen um einen Genossen, einen Bruder. Er wollte und hoffte, der Prinz solle ihm Beides sein.

Alle Personen von Bedeutung, die sich heute bei Hofe befanden, mußten dem Prinzen vorgestellt werden. Er bot alle Mittel der gewinnendsten Herablassung auf: er sagte Jedem etwas Verbindliches, Schmeichelhaftes, — aber, — er gefiel nicht: — man war durchaus wider ihn gestimmt, und dieser stolze Adel setzte ihm schroffe kalte Höflichkeitsformen entgegen, denen Mangel an Achtung zu Grunde lag. Moralische Eigenschaften diese zu gewinnen hatte er, soweit man hier sein bisheriges Treiben übersah, nicht in die Waagschaale zu legen, und seine Abkunft ward darin nicht minder zu leicht gefunden. Diese erschien nämlich in seinem Vaterlande in einem ganz andern Lichte, als auf dem Schauplatze seiner bisherigen Verbannung. In Frankreich war er nur der Erbe des Prinzen Ludovico gewesen. Hier galt er bei den Meisten nur als Sohn der schönen Fiametta Verberera, die man wenig höher achtete, als eine Grisette.

Sein Scharfsinn, seine Uebung, Stimmungen und Verhältnisse zu belauschen, setzten ihn in der ersten Stunde in das richtige Verständniß, reizten von der

einen Seite seinen Ingrimm, während sie von der andern seinem Verhalten die ruhige sichere Basis entzogen, denn Jemand, den die qualvolle Eitelkeit beherrscht, einer höhern Geltung nachzustreben, als Diejenigen, mit denen er zu verkehren hat, ihm einräumen mögen, ist einem Menschen zu vergleichen, der auf den Fußspitzen steht, balancirt, um größer zu scheinen als er ist, und die Andern zu überragen, denen die Natur eine gleiche Länge mit ihm gegeben. Er hat niemals einen festen Tritt, die unruhigste unbehaglichste Stellung, und am Ende den — Wadenkrampf.

Niemand hatte hier ein Auge für den peinlichen Zustand des Prinzen, als die gütige, feine, geistvolle junge Herzogin. Sie beobachtete im Stillen unausgesetzt den Fremdling, den sein erlittenes Unglück, das Bedenkliche seiner ganzen Stellung in der Welt, ihrem Mitleiden empfahlen, und da sie bald über das, was ihn hier bedrängte, im Klaren war, bedauerte sie ihn von Herzen, und von solchem Bedauern bis zu einem innigeren Interesse ist bei edlen Seelen nur ein Schritt.

Aber auch Don Emanuel nahm bald wahr, in welchem Paradiese ihm eine köstliche Blume der Zwei-

nahme sproßte. Verletzt, unangenehm berührt sonst von Allem, das ihn umgab, eilte er jenem Asyle zu, um am Fuße des gastlichen Heiligthums vor den Anfechtungen der ihm feindlichen Mächte geschützt zu sein.

Er näherte sich ehrerbietig dem Sessel Angiolinens, und gab ihr Veranlassung, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Nur wenig Sterbliche besaßen gleich ihm die Kunst zu gefallen, wenn er es darauf anlegen wollte liebenswürdig zu sein. Heute übertraf er sich selbst, da er auch seinerseits bezaubert, hingerissen war. Ungewöhnliche Geistesbildung stand ihm zu Gebote. Zierlichster Hof- und Weltton war ihm geläufig. Seine Bemerkungen, seine Auffassung, seine Darstellung gaben in diesem Gespräche den unbedeutendsten Dingen eine Würze. Sein glänzender Witz warb alle Grazien. Seine Phantasie glühte in einem Feuer auf, das ihn selbst überraschte. Was er zu erstreben wünschte, gelang. Die fürstliche Angiolina wurde gefesselt, erheitert, zu einem wahrhaft himmlischen Wohlwollen gestimmt. Lange hatte sie solchen Abend nicht erlebt in ihrem gegenwärtigen Stande, der sie zur Zurückhaltung und Etikette nöthigte. Ihre verscheuchte heitere zutrauliche Kindlichkeit wagte sich erst schüchtern,

dann dreiſter hervor, und ſie wurde in einem träume-riſchen Intermezzo das holde mädchenhafte Feenkind wieder, das einſt der Abgott ihrer Geſpielinnen war, ehe ſie den idylliſchen Bänderſchmuck ihrer Locken mit der kalten und ſchweren Krone vertauſcht hatte.

Der Herzog und die übrigen Anweſenden hatten ſich zum Spiele geſetzt. Die Oberhofmeiſterin über-reichte auch ihr die Karte. Sie wies ſie ſorglos ab, um ihr Geſpräch fortzuſetzen, und bemerkte nicht die bedenklichen Mienen, den warnenden Blick der förmli-chen Matrone.

Ein alter Cavalier, — der Marcheſe von St. Mi-caſtro, glühender Feind des verſtorbenen Prinzen Lu-dovico, heftiger Anhänger des Herzogs, beobachtete die junge Fürſtin unausgeſetzt, ohne daß man es wahr-nahm. War es Ausbruch eines unzähmbaren Haſſes, und blinder Anhänglichkeit, oder war es berechnete Bosheit, er nahm den günſtigen Augenblick wahr, um den Herzog bei Seite zu ziehen, und ihm Folgendes einzuflüſtern.

„Hüten Sie ſich, durchlauchtigſter Herr, vor jenem Prinzen da. Er iſt nur hier, um Verderben anzurich-ten. Sehen Sie, wie er ſich um Ihre Hoheit die

Herzogin bemüht. Es ziemt sich, daß unsere erhabene Gebieterin dabei noch kein Arges hat, denn sie ist viel zu jung und rein, als daß man jene sorgfältige Vorsicht von ihr verlangen dürfte, die nur Frauen von mehr Erfahrung erschwingen. Der Prinz hat ein unlauteres Feuer gefangen, und von Tugend und Selbstverläugnung fehlen ihm die Begriffe. Es wird rathsam sein, daß Eure Hoheit dem wohlbelehrten Schüler des Cardinal Mazarin bald seine Schranken anweisen."

Der Herzog lächelte und beseitigte die Mahnung durch einen Scherz.

Damit vertrug sich indessen recht wohl ein unbehagliches Gefühl, das in dem Gemüthe dieses edelmüthigen Fürsten dennoch aufstieg. Einer schwachen Seele wäre es ein Todesstoß gewesen. Diese herrliche Kraft war nicht so leicht zu überwinden. Seiner Gemahlin vertraute er unbedingt, und er mußte es auch. Dem Prinzen glaubte er vergeben zu dürfen, selbst wenn der Inbegriff so vieler Reize und Vollkommenheiten einen Eindruck auf sein Herz machen sollte. Solche Wirkung erschien ihm eben so natürlich als verzeihlich. Dann blieb es aber unerläßlich,

daß Achtsamkeit zur rechten Zeit die Gefahr für sämmtliche Betheilte entferne. Als Fürst und Gemahl fand er sich berufen dahin zu wirken.

Aber auch ohne sich einem Argwohn hinzugeben, der seinem Wesen fremd war, fand er seine Stimmung plötzlich getrübt. Sie theilte sich bald der Gesellschaft mit. Die Zerstreuung, womit der Zirkel begonnen, schien auch sein Ende zu verdüstern, und der Herzog fand es angemessen, die Versammlung, welche ungern zu verweilen schien, früher zu entlassen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Kaum war das Zeichen gegeben, beurlaubte sich Alles mit ängstlicher Eile. In wenig Minuten fanden der Herzog und die Herzogin mit ihren Hofstaaten allein im Saale. Ein Wink des ersten entfernte auch diese, und das Zusammensein der fürstlichen Gatten war ohne Zeugen.

Angiolina eilte sofort, ihrem Gemahle sich auf das Liebenswürdigste anzuschließen, ihm Glück zu wünschen wegen Besiegung einer so großen Gefahr, als die gestern bestandene, und zwar in so edler Absicht; zu erforschen, ob das gute Werk wirklich ohne alle Verletzung seiner eignen Person gelungen sei.

Der Herzog erwiederte mit der innigſten Zärtlichkeit, und da der Mond durch die offenen Thüren aufs Herrlichſte in den Saal leuchtete, und deſſen trüber brennende Kerzen beſchämte, ſchlug er Angiolinen vor, noch einen Gang ins Freie mit ihm ſich gefallen zu laſſen, um in der feierlichen Stille der Nacht die Beruhigung zu gewinnen, die den Schlummer am beſten vorbereitet.

Er gab ihr den Arm, und ſie traten hinaus auf die Terraſſe, wo ſie hin und wieder wandelten.

Zehntes Kapitel.

Eine entzückende Nacht, wenig dunkler, als der Tag.

Ueber die Wipfel der tief unter der Terraſſe rauſchenden Haine wehte balſamiſche Kühlung. Erfriſchende Düfte wogten daher. Die Springbrunnen warfen ihre leuchtenden Strahlen hoch empor, und ihr geheimnißvolles Rauſchen klang wie Geſpräch frei gewordener Elementargeiſter.

Vor den dunkeln Taruswänden ſchimmernd, ſchienen weiße Marmorbilder, die den Garten verzierten, ſich auf ihren Baſen zu bewegen, und Lichtkäfer, die glühenden Funken gleich, von einem zum andern gaukelten, das Botenamt zu beſorgen zwiſchen höhern Mächten, die ſiegreicher Zauber hieher, und in dieſe ideale Formen gebannt.

Der Herzog genoß die Eindrücke dieſer nächtlichen Feier einige Augenblicke ſchweigend. Wie der Weſt

die Saiten einer Harfe berührt und plötzlich harmonische Schwingungen erweckt, die in ihr schlummerten, regte der Einklang aller geheimnißvollen Reize solcher, mehr einer goldenen Traumwelt, als der gemeinen Wirklichkeit entsprechenden Umgebung, Gefühle, Ahnungen in dem Herzen des Fürsten auf, die längst zurückgewichen waren hinter eine allseitige Thatkraft, der auf dem Gebiete berufmäßiger Werkthätigkeit Ziel und Preise der Bestrebung aufgestellt waren.

„Angiolina! — meine Angiolina! — rief er im schmelzendsten Tone aus, und drückte gerührt einen langen heißen Kuß auf die Stirne der jugendlichen Fürstin.

Diese, mehr überrascht, verlegen, als erwiedernd, ergriff seine Hand, und legte sie an ihre Lippen.

Er entzog sie ihr rasch, und ließ einen Blick voll Innigkeit und Schmerz über ihre schönen Züge gleiten.

„Wie? — sagte er, — keine andere Erwiederung für die Huldigungen eines Gemahles, der Sie anbetet? — Sind wir hier noch Sklaven unserer Verhältnisse? Herrscht die bleierne Etikette auch noch in diesem heiligen Tempel Gottes, wo kein Blick unserem Pfade folgt, als der seinige? Wo das große Wort

der Liebe als Machtgebot, von unsichtbaren Engeln geleitet, durch die anbetende Schöpfung geht, dürfen wir, die wir nur Staub sind, noch den eitlen Prunk kleinlich hergebrachter eitler Förmlichkeiten behaupten, der nur bestimmt ist, rohe Unziemlichkeit Untergebener zu bemeistern, und die Ehrerbietung von Thoren und Schwächlingen zu erzwingen?"

Angiolina blickte ihn groß und seelenvoll an. Eine Thräne von ihrer Wimper fiel auf seine Hand. „Was that ich? Bin ich so unglücklich gewesen, meinen Gemahl zu beleidigen? — und womit? — Wenn ich gefehlt habe, geschah es unwissend. Ich habe keinen Wunsch, keine Absicht, als Ihrer Billigung, so viel ich es irgend vermag, immer würdiger zu werden."

„Keine solche Besorgnisse. Sie können mich nicht beleidigen, aber Sie dürfen mich auch nicht mißverstehen. Nicht was Sie sagten, habe ich zu beklagen, nur was Sie nicht sagten."

„Ach Gott! — was habe ich denn sagen sollen?"

„In dem, was Sie sollen, übertreffen Sie sich selbst. Ich wünschte nur, daß Sie auch wollen möchten, was Sie nicht sollen, wenn Sie nicht können."

„Ich will, ich kann Alles, was Sie mir gebieten."

„Wohlan denn. — Lieben Sie mich. — Ich will nichts weiter. — Könnten Sie das wohl?“

„Mein Gemahl, wie wäre es möglich, Sie nicht zu lieben. Fragen Sie den ärmsten Hirten Ihres Staates, — er liebt Sie, — er muß Sie lieben, als ein Abbild himmlischer Güte, als Wohlthäter jedes Bedrängten, als Vater, Freund, Beschützer des Volks, und ich, die Sie an Ihre Seite beriefen, — ich sollte Sie nicht lieben? — Nein, nein. Nach dieser Seite haben Sie keinem Zweifel Raum zu geben, ohne sich selbst Unrecht zu thun.“

„Die Stimme des Schmeichlers suche ich nicht bei Ihnen. Sie wissen, daß ich von einer andern Liebe rede, als der, die man nach redlicher Pflichterfüllung in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Von jenem heiligen Einklange verwandter Seelen, der auch um die einsamen Pfade des Gering sten den Himmel zaubert, wenn seine Seele gestimmt ist ihn nachzuhallen. — Oder kennen Sie nicht diese Liebe?“

„Haben Sie Nachsicht mit mir. Fragen Sie mich nicht so. Petrarka hat mich entzückt. Geweint habe ich mit Tankred über die sterbende Clorinda. Aber, — weilt wirklich diese Liebe auf der Erde? — Ich mußte

es nicht. — Ach, wie ſchön wäre es, wenn Sie auch hier gefunden würde."

„Sie iſt auf Erden, Angiolina, Sie ſteht Ihnen zur Seite. Suchen Sie eine ſolche an meinem Herzen."

„Ha! — das iſt ein großes edles Herz. Ich knie vor dieſem Herzen. Wer bin ich aber, daß ich glauben dürfte, ein ſolches Herz einzunehmen, zu verdienen."

„Angiolina, Sie ſtreicheln dieſes Herz, um es zu verwunden."

„O nein, nein. — Ich kann es nicht verwunden. Jene Liebe iſt eine Regung der Seelen, wenn ſie ahnungsvoll erzittern vor dem ewigen Pulsſchlage Gottes, der klingende himmliſche Sphären bewegt, und zugleich die Empfindungen im Buſen der Sterblichen. Seien wir wahr. Dieſe Regungen knüpfen nicht die Ehen der Fürſten. Ein Geſandter des Herzogs Amadeo warb für ihn um die Hand der unbedeutenden Angiolina, die der erlauchte Machtgeber niemals geſehen, die ihn niemals ſah. Man ſagte ihr, ſie müſſe die Wahl mit ehrerbietigem Danke annehmen. Sie that es ſo gern. Sie hörte den Namen ihres Verlobten mit dem Jubel des Preiſes von den Lippen aller Ed-

ten ertönen; war ſtolz, ſolchen Looſes gewürdigt zu werden. Eine Staatsfeierlichkeit traute ſie einem Gatten an, der viele Meilen von ihr entfernt war. Ich kam hieher. Amadeo war herrlicher, als alle Vorſtellungen. Ich bewundere, ich verehre ihn, — ich bete ihn an. — Ach! — vergeben Sie, kann ein ſterbliches Weſen noch mehr?"

„Sie ſchildern nur, was ſtatthaft ſein konnte bei unſerer erſten Begegnung. Aber, als ich Sie ſah, waren Sie nicht mehr die Wahl meiner Staatskunſt, Sie wurden die meiner glühendſten Neigung. Und ſollte ich zu verwegen gehofft haben, als ich träumte, auch Sie würden einſt dieſe Gefühle erwiedern?"

„Mein Herz gehört Ihnen mit aller Innigkeit, deren es fähig iſt. Auch freudig und rückſichtslos könnte ich mich meinen Gefühlen für Sie überlaſſen, wenn — "

„Wenn? — wenn? — ich bitte, ich beſchwöre Sie, Anaielina, erörtern Sie dieſes wenn."

„Sie wollen es, nun wohl. Wenn ich wüßte, daß Sie ſich nicht täuſchten. Aber glauben Sie mir, — Sie täuſchen ſich."

„Ich verſtehe Sie nicht. Seien Sie deutlicher."

„Kennen Sie Plato, mein Herzog?"

„Nein, Angiolina. — Er ſoll ein groſſer Weiſer ſein. Aber mein Beruf iſt zu handeln, nicht zu träumen."

„Ich kenne nicht viel von ihm. Aber was er von der Liebe ſagt, das weiß ich, und ich glaube, es würde Ihren Beifall finden."

„So laſſen Sie hören."

Sie ſammelte ſich einige Augenblicke, dann ſprach ſie mit ſanfter Begeiſterung.

„Plato, heimiſch im Ueberſinnlichen, wie wir in dieſen Gärten, lehrt uns, daß die Gottheit, mit allen ewigen Geiſtern im Gefolge, auf Wagen, mit Flügelroſſen beſpannt, die Himmel durchzieht im ſeligen Zuge. Je reiner die Geiſter, je glücklicher die Fahrt, auf der jene nichts bezwecken, als wahrzunehmen das geſtaltloſe, ſtoffloſe, ewig Wahre. Was jedes davon erkennt, iſt ſein eigen für unermeßliche Zeiten. Wenn nun die Geiſter gepflanzt worden ſind als Keime des Guten und Schönen in menſchliche Leiber auf Erden und darin aufblühen als Seelen, finden ſich Jene und Dieſe plötzlich überraſcht, entzückt, durch den Anblick verwandter irdiſcher Weſen, die ſie meinen, ſchon ſonſt geſehen zu haben, und anderswo denn auf Erden. Auch irren ſie nicht. Sie erkannten einſt, da

ſie ſelbſt noch Geiſter waren, und Oben, das höhere Sein dieſer Weſen im ewig Wahren, und wurden ſo erkannt von dieſen. Nun waltet gegenſeitig das Band heiliger Erinnerung. Nun wirbt Sehnſucht um das Schöne, und dieſes giebt in gleicher Sehnſucht ſich hin. Das iſt die himmliche wahre Liebe, die Sie vorhin Einklang der Seelen benannten."

„O meine, meine Angiolina! Ihr Weiſer ſpricht wie mein Gefühl, und wahr ſind beide. Als ich ein Geiſt war, erkannte ich Sie dort Oben, darum liebe ich Sie allein, und ewig. Und hätten Sie mein höheres Weſen nicht dort auch erkannt? und ſoll es vergeblich zwiſchen uns walten das Band der heiligen Erinnerung? — Soll Sehnſucht erfolglos das Schöne umwerben?"

Die Herzogin ſtand ſchweigend. Ein Schatten der Wehmuth verdunkelte ihre kindlichen Züge. Langſam ſchüttelte ſie das Haupt, und ſagte:

„Armer Herzog! — nein, nein, — ſo iſt es eben nicht. Ich erkannte Sie wohl, aber Sie, Sie dort nicht die arme Angiolina. Darum ſagte ich vorhin, daß Sie ſich täuſchen. Denn, ſehen Sie wohl, jenes Erkennen der Geiſter im Vorüberrauſchen der geflügelten Wagen iſt von ewiger Wirkung, und unvermeid-

liche Nothwendigkeit iſt deſſen Erfolg. Die ſich dort in wunderbarem Einklange begegneten, müſſen ſich auch lieben auf Erden. Für jedes Andere iſt hier unten verſchloſſen ihr Sinn, ihr Gefühl. Sie jedoch, — ach! was können Sie dafür, — nahmen im ewig Wahren ein anderes Sein in ſich auf, und eben dieſes iſt Ihre Liebe auf Erden. Wehe! — es iſt nicht immer, daß wir hier unten beſitzen dürfen, was wir von jenſeits her lieben, denn hier kämpfen die düſtern Verhängniſſe mit der ewigen Beſtimmung, und bringen hervor unvollkommene Lebensgeſtaltung ſtatt des urbildlich Schönen. Auch Ihnen ward es hier verſagt, das Kleinod Ihrer wahren Liebe, nachdem Sie ihm hinieden begegnet in jener Gabriele, die verbannt iſt aus Ihrer Nähe, wo die finſtern Mächte der Erde gebieten. Sie empfingen dafür Angiolinen. Sie ſind groß und gut. Sie erſtreben die Täuſchung, als ſei jene wahre Liebe ein Wahn geweſen, und die vermeinte zu mir die wahre. Aber Sie werden einſt den Irrthum doch klar aufgehen ſehen, wenn das Saatkorn der Zeit in Aehren ſchießt, — wahrnehmen, daß Sie verurtheilt worden, Ihre ewige Beſtimmung einer irdiſchen zum Opfer zu bringen. Sie konnten nicht dafür. Das iſt das Loos der Fürſten.

Der Herzog blickte auf das holde ſchwärmeriſche Weſen nieder, zwar mild lächelnd, aber ein geheimer Schmerz war in dieſem Lächeln.

„Und Sie — fragte er, — und Sie, täuſchen Sie ſich nicht auch, wenn Sie Ihrerſeits meinten, mich dort oben einſt erblickt zu haben, der ich Sie dort nicht geſehen haben ſoll?“

„Nein nein! — rief ſie wie verklärt, und ihre Augen leuchteten durch Thränen. — Ich erkannte Sie dort wohl, ich liebe Sie unerſchütterlich. Ich kann nicht anders. Ihre Liebe darf ich aber nicht beſitzen, — nur die Pflicht Ihrer großen und edlen Seele. — Ach! — die muß mir genügen. Ich entſage, im Gefühle der inbrünſtigen Verehrung, die ich Ihnen widme.“

Der Herzog erhob ſich mit der feierlichen Würde, die jederzeit ſeinem Ernſte eigen war.

„Nicht weiter, holdſeliger Engel, — ſprach er. Ich weiß genug. Sie kennen zwar die Liebe, aber Ihr reines kindliches Herz iſt den niedrigeren Leidenſchaften fremd, die nur im ſinnlichen Aufbrauſen einer jungen Kraft bisweilen mit verſtreuten Federn aus den Fittigen der Liebe ſich ſchmücken. Dieſer geborgte Schmuck löſet ſich leicht, und ohne Folge bei den Beſ-

ſern. So trug ich bei phantaſtiſchen Spielen jungen, müßigen Uebermuthes die unechten Farben jener Gabriele, die mein innerer Beruf verneinte, und ewig verneint. Das gaukelnde Carouſſel iſt vorüber. Die verblichene Schärpe iſt abgelegt, der leichtſinnige Paladin ward Fürſt und Gatte. Sehen Sie dort den Stern, der ſo klar über den Pinien ſteht. Dieſer wandelt niemals. Seine Stelle am Firmament bleibt unverändert, bis deſſen leuchtende Gewölbe dereinſt zuſammenfallen. So feſt als dieſer Stern iſt Ihre Treue. So feſt wie dieſe die meinige. Keine Verſuchungen vermögen über uns. Kein Zweifel, kein Argwohn können zwiſchen uns einſchleichen. Solche Treue aber iſt das Zeugniß jener ewigen urbildlichen Liebe, und es giebt kein untrüglicheres. So werden Sie dereinſt wahrnehmen, daß Sie ſich täuſchten, als Sie Täuſchung annahmen bei mir. Gleich mächtig und innig ſind unſere gegenſeitigen Gefühle, nur das meine ſteht in der vollen unverwelklichen Blüthe, bei Ihnen dagegen dehnt es ſich noch in der brechenden Knospe. Aber auch dieſe wird herrlich aufgehen, und bald, denn ich werde ein zärtlicher ſorgfältiger Gärtner ſein, das Kind des Paradieſes zu pflegen. Seien Sie getroſt. Vertrauen Sie mir. Die erfreu-

liche heitere Geſtaltung der Zukunft, ſei meine Sorge. — Ihre Wange glüht. Ein kühler Hauch wittert durch die Orangenbäume. Kommen Sie. Boten des Himmels mögen den kindlichen Schlummer ihrer Schweſter mit ſeligen verheißenden Träumen durchſtrahlen nnd Ihr Erwachen ſei Klarheit."

Er führte ſie in den Pallaſt zurück, und übergab ſie der Dienſtbefliſſenheit ihrer Frauen. Er ſelbſt eilte in ſein Kabinet, wo der Abbate Richeldi ſeiner letzten Befehle für den nächſten Tag harrte.

Der Herzog gab ihm mehrere Briefſchaften mit ſeinen Beſtimmungen. Zuletzt ergriff er ein Schreiben, das auf dem Tiſche lag, und ſagte: „da iſt noch Etwas von der Marquiſe Ponenti an mich, das ſie mir durch den Pater Joſeph hat einhändigen laſſen. Es iſt von Mailand datirt. Davon glaube ich aber nichts. Sie iſt uns unfehlbar viel näher, und ich brächte bald heraus wo? wenn es mir irgend wichtig wäre. Ich will ihr nicht antworten, thun Sie es für mich. Schreiben Sie ihr, daß ich ihr die Rückkehr an meinen Hof jetzt nicht geſtatten kann. Künftig dürfte es geſchehen. Sie würde deſſen aber auch nur wenig froh werden. Es ſei Alles unwiederbringlich vorbei."

Der Abbate nahm den Brief, räuſperte ſich, mit dem trübſeligſten Geſichte von der Welt, und erwiederte: — „aber durchlauchtigſter Herr, Sie haben ja doch auch wider unſer dringendes, nur Staatsraiſons bezweckendes Flehen den Prinzen Emanuel, ganz überraſchend, zu unſerem höchſten Erſtaunen, zurückgerufen. Sollte es nicht billig ſein, ſolchen Staatsraiſons, gleichſam zur Vergütigung Gehör zu geben, wo ſie zu Gunſten der Frau Marquiſe entſcheiden, die ohne irgend eine Verſchuldung ſo hart geſtraft worden iſt? Spanien würde dadurch einigermaßen begütigt werden, das jetzt die Nichtachtung ſeiner Bitten ungünſtig aufnehmen dürfte."

„Daraus keine Folgen, Abbate, — ſagte der Herzog ſtark und ernſt. — Was bezweckt Spanien damit, die Galanterien einer ſchönen Frau in ſein Intereſſe zu ziehen? Das muß Mißtrauen erregen, und ich bin kein Freund von Pallaſtintriguen. Was habt Ihr Andern, und namentlich was hat Pater Joſeph hier bei mir die Sache der Marquiſe zu führen? Das mißfällt mir. Ich verbiete es. Sie verbrach nichts, ſie iſt auch nicht verbannt oder beſtraft, ſondern wird aus Schonung ihres eigenen Rufes von einem Orte

fern gehalten, der ihre Heimath nicht iſt, an dem ſie mit Anſtand, ohne Beſchämung, und ohne öffentliches Aergerniß, nicht mehr erſcheinen kann. Sie ſollte mir im Stillen dafür Dank wiſſen, wenn ſie klug wäre. Da ſie es nicht iſt, erweiſe ich ihr den beſten Dienſt, daß ich es für ſie bin. — Den Prinzen meinen Vetter rief ich in ſein Vaterland zurück, nicht aus Laune, ſondern weil es mich vor mir ſelbſt demüthigte, ihn, nach Eurer Anweiſung fürchten zu ſollen; weil es mich verwundete, den ruhigen Sitz auf meinem Throne durch die Mißhandlung eines Blutsverwandten zu erkaufen. Er hat nichts verbrochen, und ſo iſt es meiner nicht würdig, ihn zu beſtrafen. Er hat viel eingebüßt und gelitten, damit ich herrſche. Es iſt meine Pflicht, ihm dafür wenigſtens ſo viel Erſatz zu gewähren, als ich jetzt noch vermag. — Gott befohlen Abbate."

Dieſer machte mit der Miene völliger Zerknirſchung eine tiefe Verbeugung, und zog ſich nach der Thüre zurück.

„Noch eins, Abbate, — rief der Herzog. — Sagen Sie mir doch, was ſie vom Pater Joſeph halten."

„Hoheit! — ein hochgebildeter Gelehrter. Theolog, Philoſoph —

„Nun ja. Aber er taugt nichts zum Beichtvater der Herzogin. Er verſteht dieſes reine und edle, aber wohl zu zarte, ſchüchterne Herz nicht, hat kein Gemüth zur Beſiegung ſeiner Zweifel, keinen Troſt für ſeinen Schmerz. Ja er ſcheint abſichtlich die Spitze noch zu verſchärfen, die meine Gemahlin ſelbſtpeinigend in ihre Seele drückt. Fürwahr, — die Marquiſe zurückgerufen an meinen Hof, und Pater Joſeph Beichtvater der Herzogin; wir hätten eine Combination, um Glück und Frieden für immer aus unſeren Zuſtänden zu verbannen."

„Sollte der Pater gefehlt haben, ſo würde, bei ſeinem Geiſte, es bald gelingen, ſich mit ihm zu verſtändigen."

„Verſtändigen. Die Löſung der Aufgabe wäre ſo leicht, wenn er lieber verſtändig ſein wollte, als fein, und was weiß ich noch ſonſt. Es liegt für jeden Vernünftigen am Tage, daß es, bei wahrhaftem Wohlmeinen, nicht ſchwierig ſein kann, einer Prinzeſſin von ſo ausgezeichnetem Geiſte begreiflich zu machen, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen dem ſinnlichen Ver-

geben eines leidenſchaftlichen, müßigen Jünglinges, und der hohen, reinen und treuen Liebe eines gereiften Mannes, dem nichts heiliger iſt, als ſeine Pflicht, und ſeine Ehre. — Doch das ſind Angelegenheiten, die mit der Politik nichts gemein haben, und bei welchen vollends Sie, mein werther Abbate, — ganz in Uebereinſtimmung mit Ihrer neuen Würde, — durchaus in partibus ſind. — Gute Nacht."

Eilftes Kapitel.

Der Prinz Emanuel war nach Entlaſſung des Hofzirkels, mit aller ſeinem Range gebührenden Ehrerbietung der Hofleute, in die Gemächer des Pallaſtes geführt, die ſein Vater ſchon bewohnt hatte, während er Erbprinz war. Dort erwartete ihn die zu ſeiner Verfügung berufene alte Dienerſchaft ſeines Hauſes. Dieſe warf ſich ihm mit Rührung und Freude zu Füßen, entzückt, den Sohn und Erben des ihr entriſſenen Gebieters in die ihm gebührende Stellung wieder eingeſetzt zu ſehen.

Er war indeß dieſesmal zerſtreut, gleichgiltig, und die Art, wie er dieſe Getreuen aufnahm, kühlte weſentlich die Empfindungen ab, von denen ſie beſeelt waren. Alle Hülfeleiſtungen wurden abgewieſen, und der raſchen Entlaſſung der Verſammelten folgte der Befehl, ihm ſeinen franzöſiſchen Kammerdiener zu ſenden, und

Pietro, der ihn hieher begleitet hatte, und im Vorzimmer wachen ſollte. Er war bald allein. Mit eilenden Schritten durchflog er die Reihe ſeiner reich geſchmückten, und glänzend erleuchteten Gemächer.

In dieſen hatte er als kleiner Knabe geſpielt und gewandelt. Seitdem war Alles unverändert geblieben, und tauſend Erinnerungen ſeiner Kindheit traten ihm von allen Seiten entgegen. Aber dieſe Erinnerungen erfreuten, befriedigten, beſänftigten ihn nicht.

Der zurückgerufene Verbannte ſieht die Heimath nicht in der Weiſe wieder, wie Einer, den anderweite Schickſale lange von derſelben entfernt gehalten. Zurück bringt Jener unverſöhnten Ingrimm, bitteres Schmerzgefühl aus vermeinten oder wirklichen Kränkungen, Waffen der Wiedervergeltung und Rache. Die erkannten Gegenſtände mit ihren Erinnerungen der beſſeren Vergangenheit reizen ſein Mißbehagen nur heftiger auf. Er empfindet nur, daß er ſie ſo lange, und widerrechtlich, wie er annimmt, entbehrt, nicht daß er ſie nun wieder erlangt hat. Er beraubt ſie mit dem Haſſe gegen ſeine Feinde.

Zuletzt ſtand der Prinz in dem Kabinete ſeines verſtorbenen Vaters. Auch hier empfand er keine Rührung, denn nur der Gedanke beſchäftigte ihn, daß er in dem

Urheber ſeiner Tage, auch den der Verwickelungen, Zurückſetzungen, Bedrängniſſe anzuklagen habe, von denen er ſich umgeben fand. Wäre Prinz Ludovico beſonnen und fürſtlich der angemeſſenen Erfüllung ſeiner angebornen Beſtimmungen befliſſen geweſen, ſtatt ſich der maasloſen Befriedigung ſeiner ungeordneten Neigungen, Leidenſchaften und Launen hinzugeben, hätte er weiſe die Verhältniſſe beherrſcht, ſtatt ſich von ihnen bemeiſtern zu laſſen, wäre Alles anders, und, wenn ihm dann ein Sohn geſchenkt worden wäre, regierte dieſer an dem Orte, wo nun ſein einziger Erbe als mittelloſer Abentheurer aus Gnade geduldet wurde.

An der Wand hing ein großes Bildniß der ſchönen Fiametta Verberera, der Mutter des Prinzen, die er im Leben nicht gekannt. Sie war nämlich geſtorben, als er wenig Monat zählte. Es war als Gemälde ein hohes Meiſterwerk, als Bildniß der Mutter das abſtoßendſte für jeden Sohn. Der kindliche Sinn, ſelbſt wo er mit keinen höhern Gemüthseigenſchaften verbunden wirkt, fordert von der Mutter ein Bild der Keuſchheit, Sitte und Milde. Hier erſchien, dem lüſternen Sinne ihres prinzlichen Liebhabers entſprechend, die glühende reizende Venezianerin als Venus, in Aufzug, Stellung und Motiven, die deutlich ausſprachen,

was ſie ihm und der Welt gegolten, was ſie ſelbſt ſich geſtattet, nur in der einzigen Abſicht zu gefallen.

Eine Solche war alſo die Mutter des ſtolzen, eiteln, ehrſüchtigen Prinzen.

Seine Augen funkelten vor Wuth, — ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, und einen Augenblick war er entſchloſſen, das verhaßte Bild mit ſeinem Dolche in Stücke zu zerſchneiden, damit nichts Kenntliches davon übrig bliebe.

Er mußte ſich abwenden, um ſich einigermaßen zu faſſen.

„Ha! — rief er endlich. — Nun verſtehe ich völlig, warum dieſe bäuriſchen Grafen, Marcheſen und Ritter heute meinten, mir ſo ſchnöde, ſo naſerümpfend begegnen zu dürfen. Der Sohn einer Solchen verdient wohl nicht Beſſeres.“

Er ſtürmte heftig auf und nieder im Gemache, und bemerkte nicht, daß Pietro ihn beobachte, der ihm gefolgt, und heimlicher Zeuge dieſes ganzen Auftrittes war. Endlich ſtand er ermüdet ſtill, und ſprach für ſich durch die knirſchenden Zähne mit höhniſchem Lächeln.

„Geduld! — eine kleine Geduld. Es muß anders werden, und wird. Weg — weg mit dieſem Herzoge.

Dann, — ja dann! — Ihr ſollt erfahren, was es heißt, einen Fürſten beleidigen. — Auch hier läßt ſich eine Baſtille begründen. Für jedes Naſerümpfen, meine ſehr hochachtbaren Herrn, ein lettre de cachet, und Richelieu hat gelehrt, wie man umgehen muß mit Euresgleichen."

Da tauchte Angelina's Bild in rührendem Reize vor ihm auf, aber auch nun beſſerte es ihn nicht. „Göttliches Weib! — fuhr er fort, — Dich beſitzen! — Was wäre der Thron ohne Dich. Sind alle ſonſtigen Hinderniſſe nur erſt beſeitigt, findet ſich das Weitere. — Was haſt Du hier empfangen, heldſeliges Fürſtenkind? — Nur den Thron, denn der Mann, der ihn heute mit Dir theilt, kann Dich nicht verſtehen, Deine Neigung nicht beſitzen. Die Welt kennt die Kühle und das Zuſammenhangloſe dieſer Ehe. Du heißeſt ſeine Gemahlin, ohne es zu ſein. — Ich führe Dich auf den Thron zurück, werde darauf ein ganz Anderer ſein an Deiner Seite. Du wäreſt nicht, was Du biſt, könnteſt Du zaudern, und meine Sorge wird es ſein, Dich zu gewinnen."

Mit dieſen Worten ſchreckte er aber vor ſich ſelbſt zuſammen. In der nächtlichen Stille mochte es ihm vorkommen, als ob nicht er, ſondern ein Anderer ſo

gesprochen, und ein Grauen, wie vor Gespenstern über-fiel ihn. Wie konnte es auch anders sein. Die Leidenschaft in ihrer Aufregung reißt die Gedanken über die Grenzen hinaus, welche Ueberlegung in ruhigen Momenten dem Gebiete der Entwürfe angewiesen und Solches, das bisher der Begierde nur als unsicheres Nebelbild am Ende aller, vielleicht möglicher Combinationen erschienen, stürzt in unheimlicher Bestimmtheit plötzlich in die unmittelbare Nähe, stellt sich dem Blicke als dämonischer Bote einer andern Welt dar, und die erschrockene Seele möchte fürs erste nur so schnell als möglich dessen wieder entledigt werden, das zuvor sie doch herzlich herbeigewünscht.

Der Prinz zog die Glocke, und Pietro trat hervor, der hinter dem Thürflügel Alles belauscht.

Beide standen sich lange schweigend gegenüber. Der Herr hatte dem Diener nichts zu sagen, dieser aber erwartete nichts Anderes, als den Befehl, den Herzog meuchlings aus dem Wege zu räumen. Hätte der Prinz aber auch solchen auf der Lippe gehabt, würde ihm doch der Athemzug gefehlt haben, ihm Ton und Flügel zu geben. Zu solchem Geheiße war er längst nicht befähigt. Dazu hätte er so viel an Kühnheit besitzen mögen, als ihm an Tugend fehlte. Eine Tu-

gemerin hatte er zu erſchießen befohlen, aber einen Fürſten? — Solches war dem ſubtilen Ränkemacher zu verwegen, zu bedenklich. Er ſchauderte vor ſolchem entſetzlichen Verbrechen, nicht aus ſittlichem Abſcheue, nur weil, wenn es verübt worden, er in ſich keine Thatkraft vorgefunden hätte, deſſen mögliche Vortheile ſich anzueignen. Für jede andere Waffe als die der Intrigue war ſein Arm zu ſchwach. Auch war er fein genug, die Conſequenzen zu ermeſſen, die ſolches, von ihm ſelbſt gegebene Beiſpiel, dereinſt auf ſeine eigene Sicherheit, Leben und Herrſchaft herabziehen könne.

Daher nahm er endlich mit dem gewinnendſten Lächeln das Wort, und ſagte im mildeſten Tone.

„Es war nur, um Dich zu fragen, guter Pietro, ob es dir wohlgegangen bei der plötzlichen Veränderung unſerer Lage?"

„Hoheit, es verſteht ſich, daß man hier beſſer ißt und trinkt, als zu Caſtelnevoſe."

„Das freut mich, und doch bedaure ich, Dich ſchon morgen ſolchem Ueberfluſſe in Küche und Keller entziehen zu müſſen. Es liegt meinem Dienſte daran, daß Du morgen in Deine Berge zurückkehrſt, und nach wie vor die Bereitwilligkeit für meine etwannigen

Zwecke bei Deinen Genossen pflegst, und für mögliche Fälle gerüstet hältst. Auch wirst Du dafür sorgen, daß sie sich nicht zerstreuen, damit, wenn es nöthig, sie gleich wieder beisammen und zur Hand sind. Wer kann wissen, wie bald ich sie brauche. Wenn mein Vetter der Herzog mich auch mit Merkmalen seiner Gewogenheit überhäuft, darf ich mich doch nicht entwaffnen lassen, mich nicht ohne einen sichernden Hinterhalt auf dieses fremde Gebiet wagen. Es versteht sich von selbst, daß tiefstes Geheimniß unsere Maasregeln und Absichten verdecke."

„Gnädigster Herr, Geheimnisse werden nicht umsonst bewahrt. Jene Schelme hat nur, wer sie bezahlt."

„Wie? — habe ich nicht meine ganze Kasse vor ihnen ausgeschüttet?

„Sie haben das nur für ein Werbegeld genommen, die eigentliche Löhnung noch erwartend, rückständige und fernere."

„Fürwahr, diese guten Leute könnten einen Krösus arm machen. Doch bin ich gern bereit, auch ihre ferneren Dienste zu belohnen, in diesem Augenblicke fehlen mir aber dazu die Mittel. Indessen werde ich

Sorge tragen, ſie herbeizuſchaffen. Füttere ſie bis dahin mit Verſprechungen, und ich bin weit davon entfernt, Dir dabei enge Grenzen zu ziehen. Du wirſt Alles wohl ins Werk zu richten wiſſen. — Gute Nacht."

Pietro entfernte ſich ein wenig betroffen, um ſein Lauſchen hinter der Thüre fortzuſetzen, und der Prinz hatte durch dieſes Geſpräch die Sammlung wieder gewonnen, an die näher liegenden Erforderniſſe zur Erreichung ſeiner Abſichten zu denken.

Nach ſo heftigen Bewegungen, die ihn vom Geſichtspunkte nach ſeinem nächſten Ziele abgebracht, fand er jetzt auf einmal, daß er dieſem, wenn auch ganz ohne ſein Zuthun, weſentlich näher gekommen ſei.

Der Cardinal Mazarin beſtimmte ihn, ſich erſt in das Land ſeines Vetters einzuſchleichen, um dann durch Intriguen und Liſt die Aufhebung ſeines Exils herbeizuführen, und ſich feſten Fuß bei Hofe zu verſchaffen. — War dieſes Alles nicht erreicht? — Zwar nicht durch ſeine Intriguen und Liſt, ſondern durch Zufälligkeiten, die außer ſeiner Beſtimmung lagen, aber, was hinderte ihn, den Erfolgen einen belie-

tigen Schein zu geben, der ſeine Geltung in den Augen des franzöſiſchen Miniſters erhöhen müſſe?

Der Scharfſinn, der ihm eigen war, ſo lange nicht Leidenſchaften und Empfindlichkeiten ihn umnebelten, denn er war, wie alle ſich zurückgeſetzt Meinende, höchſt reizbar, kam plötzlich zum Durchbruche. Mit der Ironie, die gewöhnlich in ihm frei wurde, ſobald er ſich nach heftigen Erſchütterungen wieder ins innere Gleichgewicht geſetzt hatte, fiel er ſich nun ſelbſt an, und als er zufällig vor einem großen Spiegel ſtand, machte er ſeinem Bilde eine höhniſche Verbeugung, indem er ſagte: „mein Prinz, Sie haben anticipirt. Hübſch in der Ordnung. Eins nach dem Andern, und in der Reihe, wenn man bitten darf.“ Und damit war er der frivol ſcheinende, verſchlagene, ſchlangenglatte und ſchlangenkalte Hofmann wieder, als den wir ihn zuerſt kennen lernten.

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, und ſchrieb flüchtig folgende Depeſche an den Cardinal Mazarin.

„Eminenz!

Ihre Befehle, gnädigſter Herr, ſind genau erfüllt. Heimlich betrat ich dieſes Land, mit den unerfreulichſten Ausſichten von der Welt, aber nach wenig Tagen ſchon habe ich mich zum Meiſter der Verhältniſſe ge-

macht, und den Herzog genöthigt, meine Verbannung aufzuheben, ſich mit mir zu verſöhnen, mich mit Eclat in meinen Rang wieder einzuſetzen, allen Machinationen meiner zahlreichen Feinde, allen Intriguen des Kabinets von Aranjuez zum Trotze. Die Senſation iſt ungeheuer, mein Sieg ſo glänzend als entſcheidend. Die Darlegung der Mittel, durch die ich ſchnell ſo Vieles zu erreichen gewußt, darf Euer Eminenz nicht ermüden. Der Staatsmann beachtet nur Zwecke, nicht Mittel. Keine Gefahr iſt mir zu groß, keine Anſtrengung zu ſchwer, wo es gilt dem ſchönen Frankreich, das mir Mutter und Beſchützerin war, meine grenzenloſe Ergebenheit zu beweiſen. Ohne Zweifel wird es mir gelingen, hier die Abſichten des Hofes zu St. Germain in ihrem ganzen Umfange zu befördern. Der Herzog iſt ohne Ahnung von Politik, ohne Feinheit des Geiſtes, in der gemeinſten Lebensrichtung, und ſo gute Priſe für Jeden, der die Mühe übernimmt, ihn zu beſtimmen. Er iſt bereits ganz in meinen Händen, und der Abbate Richeldi der weggeſetzte Hausrath von geſtern. So gelang es mir mit einem Schlage den ſpaniſchen Einfluß zu zertrümmern, der vor wenig Tagen hier noch allmächtig war.

Bei dem Allen kann ich ohne bedeutende Geld-

mittel hier nicht weiter wirken, ſtelle deshalb Eurer Eminenz anheim, mich ſo ſchnell als möglich mit den Summen zu verſehen, die, nach der Verabredung, die Folge meines erſten Gelingens ſein ſollten. Von meiner Seite iſt der Vertrag erfüllt. Frankreich wird gewiß nicht anſtehen, ihm auch ſeinerſeits zu entſprechen.

Uebrigens ſteht hier Alles über einer Mine. Eine Staatsveränderung allein kann hier Frankreich zur unbedingten Herrſchaft verhelfen, und ich bin der Werkzeuge mächtig nach Belieben eine ſolche zu veranſtalten. Doch würde ich erſt dann des Erfolges ſicher ſein, wenn es mir gelungen, den Herzog zu bewegen, mich nicht blos wieder in das Eigenthum meiner väterlichen Güter zu ſetzen, was er bereits gethan, ſondern mir auch die Souveränität in denſelben abzutreten, wie mein Vater ſie einſt bedungen, aber ſtets vergeblich gefordert. Dann wäre ich freilich der geringſte Herrſcher in Italien, aber die größten Dinge haben oft kleine Anfänge, und die Macht des Herzogs wäre um ſo viel gemindert. Auch hätte ich einen feſten Punkt, den Hebel, der wirken ſoll, ſicher zu ſtützen. Doch das Weitere hierüber künftig.

Ich küſſe die Hände Eurer Eminenz, und bitte um Ihren Segen.

Emanuel Prinz von Amaſtro."

Er ſiegelte. Der Morgen dämmerte bereits. Müde, erſchöpft, aber im Zuge von neuen Erwartungen und Wünſchen, warf er ſich auf ſein Lager. Den Brief ſollte ein eigener Bote in den nächſten Tagen heimlich nach Frankreich bringen, wohin er auch gelangt iſt.

Zwölftes Kapitel.

Die Aufhebung der Verbannung des Prinzen, gegen den laut und bestimmt geäußerten Wunsch Spaniens, und unter den Augen des außerordentlichen Gesandten dieser Macht, schien dem Grafen von Ronda ein so rücksichtsloser Verstoß wider alle hergebrachten Formen des Verkehrs zwischen befreundeten Staaten, eine so auffallende Nichtachtung des größeren, vornehmeren von Seiten des geringeren, daß er nicht für schicklich hielt noch länger an diesem Hofe zu verweilen. Er reichte eine bittere Note ein, bat um eine Abschiedsaudienz, die ihm sofort gewährt wurde, mit Beifügung einer vom Herzoge selbst aufgesetzten Erwiederung auf die Note, welche zwar in einem sehr achtungsvollen Tone, aber in einem sehr selbstständigen und geraden Sinne abgefaßt war.

Die Abschiedsaudienz war gleichgiltig und ceremo-

niös, ohne daß dabei Etwas von Geſchäften verhandelt worden wäre.

Der Graf ſuchte einigen Troſt in einer abermaligen geheimen Zuſammenkunft mit dem Abbate Richeldi und dem Pater Joſeph, die am Abend vor ſeiner Abreiſe in ſeinem Zimmer ſtattfand.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie mit heftigen Vorwürfen begann, die der Geſandte wiederholt dem Pater Joſeph machte. Wofür ſei er Beichtvater der Fürſten, wenn er deren Seele und Willensrichtung nicht in ſeiner Gewalt habe?

Der Pater ertrug dieſe Vorwürfe mit unerſchütterlicher Geduld, ehe er aber das Wort zu ſeiner Vertheidigung nehmen konnte, kam ihm der Abbate zuvor, der mit ſarkaſtiſchem Lächeln anhub.

„Eure Excellenz begeht eine Grauſamkeit, dieſen frommen und ſchuldloſen Geiſtlichen für Dinge verantwortlich zu machen, die außer ſeinem Bereiche liegen. Hat er uns doch neulich ſelbſt geſagt, es ſei ſein erhabener Beichtſohn ein Herzog, „der nicht genommen ſein wolle:" und da wäre es ja ſichtlicher Verſtoß gegen alle gute Lebensart geweſen, wenn unſer hochwürdiger Freund ſich hätte beikommen laſſen, ihn ſeinerſeits neh-

men zu wollen. Freilich aber hat er es durch seine Zurückhaltung dahin gebracht, daß der Herzog ihn nimmt, und zwar um ihn — wegzuwerfen, — welches nächstens geschehen wird. Ja — ja, — lächeln Sie nicht so spitzig, Pater. Die Sache ist, wie ich sie Ihnen sage, und zum Ueberflusse habe ich sie aus des Herzogs eigenem Munde."

„Was hat der Herzog mir vorzuwerfen?" fragte der Jesuit lauernd.

„Daß Sie die Herzogin mit platonischen Spitzfindigkeiten über die Liebe unterhalten, welche das menschliche Herz nur einmal zu vergeben haben soll. Danach hätte der Herzog also früher die seinige an die Marquise verzettelt, so daß für die Herzogin nichts übrig geblieben, als die leere bunte Schachtel, aus der eine Andere bereits die Zuckerplätzchen genascht. Sie werden leicht begreifen, daß der Herzog dieses keineswegs nach seinem Geschmacke findet. Sagen Sie mir nur, wo Sie Ihre viel gepriesene Klugheit gelassen haben, Pater? An Ihrer Stelle hätte ich der Herzogin gesagt, der frühere Roman ihres Gemahls mit Gabrielen habe durchaus keine Wichtigkeit, deren Verbannung sehe aber aus, als mißtraue die Herzogin der Neigung ihres Gatten, und wenn daher Angiolina den

vollkommenſten Sieg erfechten wolle, müſſe ſie ſelbſt den Herzog um Rückberufung der Marquiſe bitten. Das hätte gewirkt und wir hätten die „göttliche Gabriele" hier gehabt. Das Weitere hätten wir ihr überlaſſen können."

„Ich zweifle nicht, Monſignore, erwiederte der Jeſuit ſpöttiſch, daß Sie ſo gehandelt hätten. Sie würden hierdurch aber nichts ſonſt erzielt haben, als nur eine Demüthigung der Marquiſe. Eine ſolche Großmuth, ſo großes Vertrauen der Herzogin zu ihm, hätte ihr Gemahl nicht unbelohnt gelaſſen. Er hätte ſich unbedingt in die Arme Angiolinens geworfen, für die er ſchon jetzt eine größere Neigung hegt, als Sie meinen, und die Marquiſe hätte, in der betrübten Rolle der Verſchmähten das Zuſehen gehabt. Mir dagegen ſchien es angemeſſener, erſt die Neigung des Herzoges zu ſeiner Gemahlin zu untergraben, ehe ich die Ponenti wieder auf die Scene führte. Ihr Auftreten wäre dann ein ſiegreiches Einherſchreiten durch die Hallen einſtürzender Tempel geweſen, aus deren Trümmern ſie ſich einen neuen Thron erbaut hätte. Womit konnte ich aber die Gefühle des Herzoges für Angiolinen beſſer zerſtören, als daß ich in die Seele der Letztern geheime Saat des Mißtrauens ſäte, und es kam nur darauf

an, die Körner auszustreuen, die in diesem Boden am sichersten keimen und gedeihen möchten. Ich kann mich rühmen, daß ich das Feld gut bestellt. Wenn die Gluth und die materielle Richtung des Herzoges bei seiner Gattin nur kühler Empfindelei, und spitzfindigen Zweifeln begegnet wäre, würde er müde geworden sein zu werben, wo für ihn keine Befriedigung sich hoffen ließ, und Ueberdruß, Langeweile, Erbitterung hätten ihn sicher zuletzt in die Zauberkreise der Marquise zurückgeführt, die Alles zu gewähren bereit gewesen wäre, was die eisige Fürstin entweder ganz versagte, oder nur kümmerlich darbot."

Der Graf faßte beide Hände des Paters, und rief: „vortrefflicher Mann, und sollte es nicht möglich sein, diesen feinen und weisen Plan noch zu Ende zu führen?"

„Nein, entgegnete der Jesuit. — Auch dieser Plan führt nicht zum Ziele. Die Hindernisse liegen nicht sowohl in dem Wesen des Herzogs, als in der erst in diesen Tagen, also leider zu spät gewonnenen unerwarteten Ueberzeugung, daß für die höheren Zwecke, denen ich verpflichtet bin, auch die Marquise nicht tauglich befunden werden würde, selbst wenn

sie die Herzogin in dem Herzen ihres Gemahles verdrängt hätte."

„Das sind Behauptungen ohne Beweise, eiferte der Abbate. Ich kenne die Marquise viel besser, und bin Zeuge gewesen von der gewaltigen Passion, die der Herr für sie gehabt hat. Besinnen Sie sich doch nur, was wir von ihr erwarten wollten. Sie sollte durch die Künste, deren sie in so hohem Grade mächtig ist, den Herzog in Zerstreuungen stürzen, seine übel gerichtete Thatkraft abspannen, so daß er seiner langweiligen Geschäftigkeit um miserable Dinge den Rücken kehrte, und, ein Rinaldo in dem Feenlabyrinthe der Armida, das Ruder wieder in unsere Hände gäbe. Bringen Sie die Marquise nur her, und Sie werden sehen, was sie über die Sinne ihres bald wieder unterjochten Anbeters vermögen wird."

„Monsignore, Sie täuschen sich in doppelter Hinsicht. Der Herzog würde dann nicht Gabrielen, sie würde vielmehr ihm unterworfen sein. Um ihn dauernd zu fassen, würde sie in alle seine gegenwärtigen Bestrebungen willig und eifrig eingehen, und mit einer veränderten Person, hätten wir nur das nämliche Schauspiel. Wollte sie es anders, würde sie jetzt keine Macht mehr äußern über diesen Fürsten, dessen

Sinnlichkeit seitdem weit zurückgetreten ist hinter seine Eitelkeit, die er mit den hochtrabenden Aufschriften von Fürstenberuf, Landesväterlichkeit, und Eifer für Menschenwohl, in Umlauf setzt, die zuletzt aber nur darauf hinausgeht, sich einen dauernden, ihn überlebenden Namen zu machen. Zu gering an Macht, den Gang der Weltbegebenheiten zu bestimmen, wie Kaiser Karl der Fünfte, oder zu erobern, wie Alexander der Macedonier, sucht er in geckenhafter Nachahmung des Numa einen dürftigen Titel zur Unsterblichkeit."

„Pater! — drohte der Abbate, — Sie gehen zu weit. — Der Herzog ist freilich ein Thor, — aber er meint es ehrlich."

„Nun ja, was man so eben ehrlich nennt. Er sinnt keinen Betrug, und betrügt am Ende auch Niemand als sich selbst. Man mag sich aber nur damit versehen, wie viel des Guten man den Völkern zufließen läßt. Die Völker sind eine Gesammtheit von Menschen, Menschen sind Kinder, und diese haben schwache Magen. Eine mäßige Nahrung darf ihnen nur so viel materielles Wohlsein gewähren, daß sie nicht darauf fallen zu grübeln, um ihr physisches Unbehagen zu betäuben. Indessen selbst diese Grübeleien sind

das Gefährlichſte noch nicht. Sie geben weiter nichts als die fieberhafte Energie der Verzweiflung, die zum Glücke nicht productiv iſt, ſondern höchſtens hohle Hirngeſpinſte der Anarchie hervorruft, in der eine geſchickte Hand bald die Zügel aufrafft, die unbeachtet das tolle Geſpann hinter ſich durch den Staub ſchleppt. Es giebt aber noch ganz andere Reſultate, Monſignore, die nicht aus zu wenig, ſondern aus zuviel materiellem Wohlſein hervorgehen. Einem Volke, dem üppiger Lebensgenuß durch die Unklugheit ſeiner Lenker zur alltäglichen Gewohnheit geworden, will unerſättlich immer mehr davon, und findet bald das äußerſte Maaß langweilig, wie jegliche Gewohnheit es zuletzt wird. Nun erhebt es ſich in das verbotene Gebiet der Ideen. Nun grübelt es nicht mehr, wie eins das verzweifelt am Hungertuche nagt, nein, — ſchaudern Sie, Monſignore, — es denkt."

Der Graf bebte erſchrocken zuſammen, und ſtöhnte: „heiliger Jago! — bitte für uns. — Sollte es wohl noch dahin kommen?

„Es denkt, — wiederholte der Jeſuit mit Nachdruck. — In dieſem Worte liegt eine noch unentdeckte Welt, und wo finden wir die Cortez und die

Pisaure, sie zu unterjochen. — Es denkt. — In diesem entsetzlichen Prozesse stürzen die Traditionen aller vergangenen Jahrhunderte, alle Rechtszustände, die sich darauf gründeten, morsch zusammen. Es gibt dann kein Heil mehr, und keine Geschichte; es giebt kein Gesetz, als das der Gedanke decretirt, der im gigantischen Wandeln die Throne zertritt, und die Altäre der Priester. Und hierin liegt es, worin der Herzog, wie ich vorhin sagte, sich selbst betrügt. Ihr nicht bebrütet er das Ei, aus dem der Drache kommen wird, der auch seine, oder seiner Nachkommen Herrschaft zertrümmert. In Wort und That verkündet er, daß nicht nur sein Volk ihm, daß gegenseits auch Er seinem Volke zu dienen habe. Solches Pfropfreis muß dämonische Früchte tragen. Wenn dem Knechte eingeredet wird, daß er im Vertrage stehe mit seinem Herrn, wird er bald der Herr sein, und in maaßlosen Forderungen alle Schranken der Scheu, der Ehrerbietung und des Gehorsams durchbrechen."

„Guter Vater! — spöttelte der Abbate, — Sie haben Visionen."

„Weiser Mann, — winselte der bleiche Graf, — retten Sie die Sache der Throne, ersticken Sie diese

gefährliche Beispiel hier im Keime. Suchen Sie den Herzog umzustimmen, soviel Sie durch Ihr heiliges Amt vermögen. — Können Sie das wohl noch? —"

Der Pater schwieg einen Augenblick, dann sprach er feierlich: „was ich kann, kommt nicht zur Sprache, nur was ich soll. Was ich soll, werde ich auch können. Unser Beruf, Sie wissen es, ist ein pädagogischer. Wir erziehen, Kinder, — Könige, — Nationen. So durchdacht, so zusammenhängend ist unser System, daß bei zehntausend Fällen kaum in einem es sich unwirksam zeigt. Wenn aber auch wir die Menschheit abgelegt, und mit höheren Kräften gerüstet einherschreiten, unsere Schüler sind Menschen, und die Erbsünde steht auf den ersten Blättern der heiligen Ueberlieferungen. Der Kopf ist der Schlange zertreten, aber sie lebt. Unter Tausenden von Schülern sollte sich nicht ein ungelehriger finden? — Solchen weisen wir aus der Schule. Noch aber hat man den Ausgewiesenen nicht finster wandeln gesehen. Schule heißt in den Wörterbüchern unseres erleuchteten Ordens — das Leben. — Sie wissen es, und auch, daß ich hiermit für das Ihnen bestimmte Theil des Wissens — genug gesagt."

Eine tiefe, faſt ſchauerliche Stille folgte. Der Graf ſaß mit dem Ausdrucke tiefſter Devotion, — der Abbate mit einem Lächeln, das halb ſpöttiſch, halb verlegen ausſah. Doch war er es, der zuerſt das Wort fand.

„Laſſen wir die Dinge bei Seite, ſagte er, die zur Sache nicht gehören. Nach uns immerhin die Sündfluth. Ich bleibe dabei, daß wir die Marquiſe hieher zurückſchaffen müſſen, und wäre es auch nur zur Probe. Sie bringt jedenfalls eine Veränderung zu Wege. Ich bin einmal müde, den bloßen Strohmann hier zu machen."

Der Jeſuit erwiederte ſcharf: „wenn Sie unter uns, Ihre eigene geehrte Perſon verſtehen, mag es Ihnen unverwehrt ſein, dieſer Dame ſolchen Dienſt zu erweiſen, auf unſern Beiſtand können Sie dabei aber nicht mehr rechnen. Von uns iſt die Marquiſe aufgegeben, denn wer uns taugen ſoll, darf nicht lieben, ſondern muß dienen. Thun Sie, was Sie wollen. Wenn ein Miniſter ſich ſelbſt als Strohmann bekennt, mag es ihn auch nicht verdrießen, leeres Stroh zu dreſchen. Mindeſtens kann er damit nichts verderben."

Damit wünschte der Pater dem Grafen glückliche Reise, und entfernte sich durch die geheime Thüre.

Der Abbate sah ihm höhnisch nach, dann rief er „Die Anmaßung und Hoffahrt dieses Ordens kennen wahrlich keine Grenzen mehr, und wachsen in dem Maaße, als er leider immer unentbehrlicher wird. Zum Glücke hat er doch nicht allen Verstand hier unter dem Monde schon an sich gebracht, und es giebt immer noch hochbegabte Einzelne, die sogar ihn in die Schule nehmen könnten. Gut, Herr Pater, Sie wollen die Marquise nicht mehr hieher zurückführen; Sie prahlen damit, allein zu wissen, wo sie sich gegenwärtig befindet. Ihr Geheimniß ist aber durchschaut. Ich weiß die Verborgene so gut zu finden, als Sie, und ohne Sie, wird sie in wenig Tagen sich so gewiß an diesem Hofe befinden, als der Sonntag auf den Sonnabend folgt."

Der Spanier konnte nicht umhin, zu forschen, wie solches Wunder denn möglich zu machen sei?

Der Abbate forcirte seine ohnehin schon spitzen Gesichtszüge zum schmunzelnden Ausdrucke der höchsten Feinheit, und antwortete flüsternd.

„Es kommt ja nur darauf an, daß der Herzog und die Marquise in einem tête à tête mit ein-

ander einmal zuſammentreffen. Der gute Herr wird dann das alte Netz kaum aufgeſpannt ſehen, ſo wird er ſtundlings hineinlaufen, und — alle Noth hat ein Ende."

„Wie aber ſolches tête à tête veranſtalten?"

Die Phyſiognomie des Abbate wurde immer ſubtiler, und der Schimmer der Selbſtgefälligkeit ſtrahlte wahrhaft von ihm aus.

„Nichts leichter, — erwiederte er, — der Herzog ſchreibt ihr ein billet doux, und bittet ſie ſelbſt um eine Zuſammenkunft."

„Wie? — der Herzog? Das heißt, Sie wollen ſeine Handſchrift nachahmen laſſen, und die Marquiſe durch ein Plagiat täuſchen."

Nun war es ein Vergnügen, den Abbate anzuſehen. Er hob ſich trippelnd auf die äußerſten Fußſpitzen, um ſo lang als möglich zu werden, grimmaſſirte, bis er ein Geſicht zu Stande gebracht, ſo beleidigt und heroiſch zugleich, daß es an einen erzürnten Papagei erinnerte, und äußerte ſich im hohen Tone. „Graf. Sie ſind ein alter Chriſt, und ich ein Prieſter: das Duell iſt uns unterſagt, — denn ſonſt

— wahrlich! — Was gestatten Sie sich? — Wofür halten Sie mich? Den Herzog mit seiner eigenen Hand lasse ich dieses Billet schreiben."

„Aber Monsignore, das ist ja unmöglich."

„Unmöglich? — Unmöglich! — Was ist denn einem feinen Staatsmanne unmöglich. — Mein Herr Graf, der Herzog hat es schon geschrieben."

„Abbate, das glaube ich nur, wenn ich es sehe."

„Nun wohlan denn, Sie sollen es sogleich sehen, als Beweis meines höchsten unbegrenzten Vertrauens. — Aber. — Ihr Ehrenwort, als Cavalier, als Grand von Spanien, für Ihre Verschwiegenheit. Am wenigsten darf Pater Joseph davon Wind bekommen."

Damit eröffnete er ein Taschenbuch, zog daraus ein zierliches Billet auf Celadon-Papier mit goldenem Schnitte hervor, und reichte es hin mit triumphirendem Air. „Da — sehen Sie — lesen Sie —. Was sagen Sie dazu?"

Der Graf durchflog es, und gab es zurück mit dem Zeichen des höchsten Erstaunens, in dem er ausrief. „Wie ist mir? — Träume ich? — oder ist dieses Hexenkunst? — Dieses süße Billet hat der Herzog so gewiß eigenhändig geschrieben, und zwar an

die Marquiſe, als ich Ihnen gegenüber ſtehe. Erklären Sie mir dieſes Miraket, wenn ich Sie nicht für einen Zauberer halten ſoll."

„Thun Sie das nur, Graf. Ein guter Diplomat muß hexen können, das gehört durchaus in ſein Fach. Das Miraket kann ich Ihnen aber nicht erklären. Ihnen genüge das Reſultat. — Dieſes Billet wird nun noch mit dem Siegelringe des Herzogs verſiegelt, und fliegt der Marquiſe in den Schoos, ſie weiß nicht wie. Das Weitere findet ſich dann von ſelbſt."

Die Ueberraſchung und das Erſtaunen des Geſandten fanden kein Maas. Er überhäufte den höchlich geſchmeichelten Abbate mit Bezeigungen der Bewunderung, und man trennte ſich im Zuge der roſenfarbenſten Hoffnungen.

Dreizehntes Kapitel.

Wenige Tage nach dieſem Geſpräche, ſtieß eine prächtige, faſt ganz vergoldete, mit einem Purpurhimmel bedeckte Gondel von einer der Terraſſen des herzoglichen Gartens in den See. Die Herzogin, mit einigen ihrer jüngern Damen, begleitet von dem Prinzen Emanuel, unternahm eine Fahrt, theils weil ſie liebte, in ſpäten Nachmittagsſtunden die erfriſchende Kühle zu genießen, welche über den weiten hellen Waſſerſpiegel wehte, theils, weil ſie dem Prinzen gern die verſchiedenen herrlichen Anlagen dieſes künſtlichen Sommeraufenthaltes aus den vortheilhafteſten Geſichtspunkten zeigte, und ſich an ſeiner überraſchten Bewunderung erfreute. Die ſchönſten Schöpfungen der Kunſt in dieſer reizenden Natur waren nämlich noch ziemlich neu, von dem Herzoge Don Antonio in den letzten Jahren ſeiner Regierung mit großem Aufwande in ſehr kurzer Zeit zu Stande gebracht, alſo auch, dem

Prinzen bisher nur durch den Ruf bekannt, der sie bis nach Frankreich verkündete.

Diese Aufmerksamkeit gegen Don Emanuel ließ auf bedeutende Gunst schließen, in die er sich so bei dem Herzoge, als bei Angielinen zu setzen gewußt. In der That hatte er mit höchster Schlauheit hiezu alle Mittel, deren er mächtig war, aufgeboten, denn er mußte nothwendig erst Zutrauen gewinnen, ehe er in den Stand gesetzt war, es zu täuschen. Seine Berechnungen waren so richtig, daß ihr Erfolg selbst seine eigenen Erwartungen übertraf. Den Herzog bestach die Gefälligkeit, sich seinen Eigenthümlichkeiten anzuschmiegen, ein glänzender Witz, ein Geschick vielfach und früh gemachte Erfahrungen, mit theils ergötzlichen, theils merkwürdigen Anecdoten und Characterzügen durchwebt, bei scharfer Bezeichnung der Pointen, anziehend vorzutragen, endlich ein feines Vermögen der Beurtheilung aller Dinge, die in ihrer bunten Gesammtheit das Leben in großen fürstlichen Verhältnissen gestalten. Ohne Zweifel war dadurch ein Schwung, eine geistige Bewegung in die bisher schleppende und einförmige Haltung dieses Hofes gekommen, die dem unerwarteten Gaste, wenigstens als scheinbares Ver-

dienſt anzurechnen waren. Als wirkliches nicht, denn ſeine Bewegungsgründe waren nicht verdienſtlich.

Angiolinen wurde er durch andere Eigenſchaften nicht minder empfohlen. Er verſtand es mit ſeltener Kunſt, ihren oft überſinnlichen, etwas ſpitzfindigen Forſchungsverſuchen in den luftigen Gebieten einer idealen Gemüthswelt auf die Bahn zu helfen, ihr die hochfliegenden Schlüſſe nach unbeſtimmten Vorderſätzen, im zierlichſten Streite darüber, zu erleichtern. Er übte hier die Caſuiſtik des Gefühles, die Dialectik der Grazien. Und wie ſchmeichelhaft war es, von der Lippe ſolchen Meiſters am Ende doch jederzeit, nach lebhaften Erörterungen, das demüthige Bekenntniß erlittener Niederlage zu vernehmen, und mit dem Bewußtſein zu ſchließen, an ihm zum Lehrer geworden zu ſein.

Hiebei wirkte aber nicht bloße Augendienerei des Höflinges. Haben wir dem Prinzen ſo viel Uebles nachzuſagen, dürfen wir an der einzigen Stelle, die ſein Gebild in der Brechung eines reinern Strahles veredelt darſtellt, nicht übelwollend das Auge ſchließen.

Es geht die Sage von einem Steine, der Jeden, der ihn bei ſich trägt, ſichert vor den Wirkungen des Giftes, und den ſchädlichen Einflüſſen des ſogenannten

böſen Blickes. Die Liebe darf mit ſolchem Steine verglichen werden. Derjenige, deſſen Inneres ſie wahrhaft erfüllt, wie ſündhaft er ſonſt geweſen, iſt einſtweilen im Beſitze der Gnade, und würde ewig gerettet ſein, wüßte er ſolches Kleinod in urſprünglicher Reinheit zu bewahren. Alle unedlen Leidenſchaften weichen gleichſam ſchüchtern von ihm zurück. So hielten die Eumeniden gezwungen Stand am Rande des Haines, in deſſen Tiefen der Muttermörder Oreſtes den Altar der ſühnenden Gottheit umfaßte.

Der Prinz war jetzt für Angiolina von ſolcher Liebe erfüllt, und ein Gefühl, deſſen heiligende Gewalt er bisher keineswegs auch nur geahnt, hob ihn, gleichſam auf Flügeln, aus dem nächtlichen Abgrunde, in dem bisher die Larven der Selbſtſucht, des Haſſes und der Rache ihn umgeben, gewährte ſeiner lechzenden Bruſt den Athem in einer nie gekannten reineren Luft. Daß jene Larven ihm nur Stillſtand gönnten; daß ſie, während er der rohen Berührung ihrer Arme entkommen war, ihn nichts deſto weniger durch die unſichtbaren Fäden ihres Baſiliskenblickes an ſich gefeſſelt hielten, unter dem Vorbehalte zu ſeiner Zeit an dieſen ihn wieder zu ſich hinabzuziehen, wie der Knabe den

armen Vogel, den er an der Schnur aufflattern läßt, dieſes Alles wußte der Prinz freilich recht wohl. Um ſo eifriger wollte er die ihm gegönnte Friſt für ſich benutzen; mit um ſo volleren Zügen die Labung trinken; um ſo mächtiger trieb es ihn an, möglichſt zu gewinnen, was, wie er meinte, einmal gewonnen, ihm unter jeden Umſtänden verbleiben müſſe. Er rechnete zuletzt auf die Schwäche des weiblichen Herzens, die dem, welcher dahin gelangt es ganz zu erfüllen, Alles vergiebt.

Land und See ſchienen bei jener Fahrt unter dem Zauber des Entzückens zu ſchlummern. Die Barke entfernte ſich nicht allzuweit vom Ufer, damit alle maleriſchen Formen deſſelben, abgeſpiegelt in der reinen Fluth, den Schiffenden in ſtetem Wechſel offenbart würden. Muſik von Waldhörnern aus einem, in einiger Entfernung vorausgleitenden Kahne erhöhten durch Gehör und Empfindung den Genuß des Auges; ſtimmten die verſchiedenen ſinnlichen Eindrücke zu einer, alle verſchmelzenden Harmonie.

Tempel im ernſten doriſchen Style erhoben ſich dort und hier, verſchieden geformt, auf den Höhen, halb umgeben von geheimnißvoller Waldung, und von

ihren Sockeln senkten sich weiße Marmortreppen, gleich breiten Stromfällen, nieder auf den feuchten Strand.

Wildere Buchten waren gekrönt mit gothischen Schlössern, aus Ruinen verständig wieder hergestellt.

Grüne Thaleinsichten öffneten sich mit den Reizen arkadischer Dörfer; und dem ländlichen Pan mangelte nicht, in freundlicher Nachbarschaft des Sees, das dämmernde Geheimniß idyllischer Grotten, Wohnsitze erdichtet geträumter Nymphen.

Die Damen saßen am Hintertheile der Barke in der Nähe der Ruderer, deren Geplätscher ihren Ohren die Gespräche entzog, welche die Herzogin dem vor ihr stehenden Prinzen gestattete.

„Sie sehen ins Wasser, Prinz, — scherzte Angiolina, — und nicht nach dem Lande. Das heißt einem reichen Mahle mit schnell wechselnden Gängen, den Rücken wenden, und sich mit guter, aber einfacher Fastenkost begnügen. — Oder hat Ihr Auge hier tief unten den Pallast der Nereiden entdeckt?"

„Nein, Madame, — erwiederte er. — Ich werfe nur die Angel der Wehmuth aus, um einige Träumereien zu fischen."

„Beißen sie an?"

„Vortrefflich, gnädigſte Herzogin.“

„Laſſen Sie denn ſehen, was Sie gefangen haben. Einen Delphin? — oder ein Ungeheuer?“

„Ach! nur eine Nixe, die mit halber Stimme ein dürftiges Lied verſingt.

Wo Luft und Flut in Klarheit ſanft verfließen,
Sind ſie der Liebe wahrhaft Gleichniß. — Sich
Hinab, empor; — in glänzender Magie
Wölbt ſich Azur Dich völlig einzuſchließen.

Wenn Liebe Dich zum ſeligſten Genießen
So ganz umfängt, zeigt gleiche Klarheit ſie.
Und löſte ſich ſo holder Zauber nie,
Wo wären dann noch Thränen zu vergießen!

Ach! unbelauſcht, mit Deiner Liebe Leben
Ein innig Paar auf klarer Flut zu ſchweben,
Leis angeweht, in Flammens weich' Entzücken!

Weit ab der Welt mißtönendes Gewimmel,
Hoch über Dir, tief unter Dir, der Himmel,
In Einſamkeit, Beglücktſein, und — Beglücken.

Die Herzogin lächelte und ſagte: „Ihre Nixe, mein Prinz, iſt eben wie alle des Geſchlechts. Ein ſchöner weiblicher Leib, der in unförmliche Fiſchgeſtalt ausgeht. Wer könnte von ſolchem Weſen, das ſelbſt doch nur halb iſt, mehr verlangen, als die halbe Wahrheit, und ich dächte, ein ſolches Urtheil ſtände von al-

terscher bereits fest, als man sich über die Lieder ähnlicher seltsamer Fabelgeschöpfe, der Sirenen, verständigte. Deshalb pflegte man das Ohr mit Wachs zu verschließen, um so wenig davon zu vernehmen als möglich. — Es ist wahr, die Liebe gleicht vollkommen der entzückenden Klarheit, die Luft und Flut gestalten, wenn die erste sich spiegelt in der andern. Ferner ist es wahr, daß die Liebe in Einsamkeit, sich selbst genügend ihre heiligsten Weihen erlangt. Damit ist aber noch keineswegs einzuräumen, sie bedürfe zu ihrem höchsten Glücke, einem anhaltlosen Atome gleich, in einer lichten gestaltenlosen Leere zu schweben. Die Liebe bleibt einsam, in der gestaltenvollsten gedrängtesten Umgebung, und ist mithin in jeder Lage im vollen Genusse des Glückes, weil keine ihren reinen Spiegel zu trüben vermag, und da das Weltgewimmel sie nicht stören kann, mag sie dieses sich wohl gefallen lassen, weil sie nebenbei solchem große Wohlthat zu gewähren vermag. Denn nichts ist würdiger, als ein schönes Beispiel zur allgemeinen Erhebung und Heiligung aufzustellen, und da die Liebe einmal göttlich ist, darf man annehmen, sie sei den Sterblichen nicht blos zu eigener Seligkeit gewährt, sondern als eine Botschaft von Oben, zu deren Verkündigung in der Welt die Seelen, so von ihr

erfüllt ſind, erleſen worden. Den Aufträgen des Schöpfers aber muß das begnadete Geſchöpf mit Hingebung und Befliſſenheit entſprechen. Ihre Nixe dagegen iſt anderer Meinung. Sie will, daß man die göttliche Botſchaft in Einſamkeit allein für ſich behalte. Das wäre aber eine eigennützige, ſelbſtſüchtige, abgünſtige Liebe, alſo keineswegs die echte, und damit kommt die Halbheit der Nixe doch zu Tage, die zu verbergen ſie ſich gewöhnlich wohl angelegen ſein läßt."

„O, meine Herzogin hat recht, und meine arme Nixe hat auch recht. Ihro Hoheit kennt nur eine Liebe, die glückliche. Dieſer iſt es vergönnt, ſich frei zu zeigen. Aber die ſchüchterne Nixe ſingt von einer ganz andern, der unglücklichen nämlich, die empfindet, was ſie nicht zeigen darf, ſich dahin ſehnt, wo Hoffnungsloſigkeit ſie mit dem Haupte der Meduſe verſteinernd anſtarrt. Solcher iſt wohl der Wunſch nach Einſamkeit im völlig Leeren vergönnt, wo Alles zurückweicht, und auch das conventionelle Verbot mit ſeiner Gefahr."

„Sehen Sie, mein Prinz, das ſind nur wieder Dinge, von denen ich kein Wort verſtehe. Die wahre Liebe glaubt zwar, aber ſie hofft nicht, denn was ſollte ſie wohl noch hoffen, da ſie Alles beſitzt. Sie

iſt ein begeiſterndes, zu den Himmeln erhebendes Gefühl, und könnte nicht mehr die wahre Liebe ſein, wenn ſie mehr begehrte, als eben Begeiſterung und Erhebung. Daß ſie nicht zeigen darf, was ſie empfindet, kann wohl nicht beklagt werden, denn da ſie nur Gefühl iſt, hat ſie nichts zu zeigen, und deshalb droht ihr auch keine Gefahr. Sie iſt darum aber nicht minder ein ſchönes Beiſpiel für Andere. Empfinden wir denn nicht entzückt die Nähe der Gottheit, und doch iſt ſie dem ſinnlichen Auge nicht ſichtbar. Die wahre Liebe, wo ſie auch wandelt, ſtrömt einen wunderbaren Duft des Friedens und der Heiligung aus für jeden des Guten Empfänglichen, und dieſer Hauch wirkt ringsumher beglückend, auch ohne daß er ſich zeigt. Genug, daß er da iſt, daß man ihn empfindet; ganz gleichgiltig aber, ob Andere eben wiſſen, womit ihnen ſo Treffliches zugewendet wird. In dieſem Sinne, mein Prinz, begreifen Sie wohl, daß es eine unglückliche Liebe nicht geben kann. Sie iſt die Liebe, — darum iſt ſie glücklich."

„Aber die Liebe braucht Worte zu ihrem Glücke, nicht allein Gefühle. Wo das Wort unterſagt iſt, was frommt das Gefühl."

„Aber, Don Emanuel, wer unterſagt das Wort?"

„Das Verhängniß. Die Seele kennt kein Geſetz, als die Sympathie; dieſe jedoch wirkt nur über uns in ihrer göttlichen Macht. Hier auf Erden umſchränken ſie die ſtarren Scheidungen des Geziemenden. Und wehe dem, der einen Gegenſtand liebt, von dem dieſe unerbittliche Verneinung ihn trennt.“

„Die wahre Liebe, Prinz, kennt keine Schranken auch auf Erden. Mit den reinen Flügeln der Cherubim überfliegt ſie alle, denn für ſie giebt es nicht Verhältniſſe, nicht Räume, nicht Zeiten. Sie hat die Unſchuld des Kindes, und den Muth des Helden. Sie darf Alles wagen, denn ſie folgt einer ewigen, in den Sternen vorgeſchriebenen Nothwendigkeit. — Aber was iſt Ihnen? — Sie werden roth und blaß in raſchem Wechſel. Sie erbeben.“

„Auch der Wonneſchauer iſt ein Erbeben, — erhabenſte Fürſtin, — wenn man plötzlich den Eintritt eines höhern Weſens in die wüſte bedrängte Zuſtände dieſes Erdenlebens gewahrt. Ihr Wort iſt der Ausdruck eines ſolchen. — Daß es mir geſtattet wäre, hier zu Ihren Füßen hinzuſinken, das Tiefſte meines Buſens auszuhauchen, die Bekenntniſſe einer verzagenden Seele zu verkünden. Auch im Bewußtſein

einer unglücklichen Liebe wäre ich der Glücklichſte der Sterblichen."

„Armer Prinz, ſteht es ſo mit Ihnen? Da muß man freilich Mitleid haben. Mit Freunden ſpricht man jedoch nicht auf den Knieen, ſondern Aug' im Auge. Ihre unglückliche Liebe iſt vermuthlich eine Selbſttäuſchung, ein Phantaſiebild. Dringen Sie durch zur Klarheit, die Sie ſelbſt ſo ſehr empfehlen und mit Recht, dann dürften Sie bald wahrnehmen, daß Ihre unglückliche Liebe in eine glückliche verwandelt, die Neigung Ihres Herzens mit den Bedingungen Ihrer äußeren Zuſtände ausgeglichen ſein wird. Die Liebe iſt ein beſonderes Bekenntniß der Eingeweihten, und ſolches will bekannt ſein."

„O welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus! — und ich dürfte Ihnen meine Gefühle bekennen?"

„Warum nicht, wenn Sie mir den Sinn zutrauen Sie zu verſtehen. Recht gern will ich vernehmen, was Sie zu beichten haben, und es würde mir erwünſcht ſein, könnte mein Wohlmeinen Ihnen Befriedigung und Hülfe gewähren."

„Aber der Herzog."

„Für solche Dinge ist er freilich zu beschäftigt. Gern überläßt er mir, was ich, fürs Erste wenigstens, besser und schicklicher besorge, als er. Fürchten Sie nichts von dieser Seite, und sagen mir frei, was das Herz Sie treibt, mir zu offenbaren."

„Ja, — ja, — ich will, ich werde, aber nicht hier, nicht jetzt. — Darf ich Ihnen schreiben?"

„Immerhin."

„Welch Elysium eröffnet mir Ihre Huld! Ist dies noch der nämliche See, derselbe Himmel, der mich vor wenig Augenblicken umfing? Nein, beide sind anders, denn jetzt erst sind sie klar, und vom Rosenlichte der Wonne durchschimmert. O, unaussprechlichen Dank! — Ja, eine neue Welt in Herrlichkeit geht vor mir auf. Ich bin erhört, — beseligt. — Künftig das Weitere."

In diesem Augenblicke landete die Barke. Man stieg aus, um auf einem kleinen Umwege den Pallast zu erreichen, dem man sich vom See aus wieder genähert.

Die Herzogin wandelte in harmloser Heiterkeit, der Prinz in einem Rausche, der es ihm kaum möglich

machte, die Gebote der hofmäßigen Förmlichkeiten zu behaupten. Er mußte die nächste Gelegenheit benutzen, ſich zu beurlauben.

Das entſetzliche Mißverſtändniß, welches hier vorwaltete, braucht kaum erörtert zu werden. Angiolina hatte keine Ahnung auch nur von der Möglichkeit, daß ſie der Gegenſtand der Liebe des Prinzen ſein könne. Sie meinte nur die Bekenntniſſe ſeiner Neigung für eine Andere zu vernehmen, und bei ihrer engliſchen Güte wünſchte ſie ihm durch ſeine Mittheilung an ſie, Erleichterung zu gewähren, vielleicht auch die Mittel zu beſprechen, wie er den Gegenſtand ſeiner Wünſche auf geeigneteſtem Wege erwerben könne.

Der Prinz dagegen hielt dafür, die Herzogin habe ſeine Liebe zu ihr wirklich verſtanden, ſei nicht abgeneigt, ihn zu erhören, wenn er ſich völlig gegen ſie ausſpreche.

In der That muß man erſtaunen über ſolchen Wahn. Indeſſen, iſt es nicht eben der Fluch einer verbotenen Leidenſchaft, daß ſie über das Einfachſte in völliger Unterjochung der Vernunft, verblendet, oft die ungehörigſten Dinge nicht nur ins Reich der Möglichkeit, ſondern ſogar der Wahrſcheinlichkeit zieht? Die

allgemein verbreitete, wiewohl völlig irrthümliche Meinung von einer, das Herrſcherpaar innerlich trennenden, unbeglückten Ehe, befeſtigte dieſe Verblendung, und der Prinz ſchwamm in einem Meere der ſeligſten Erwartungen, die ſelbſt der ſchonendſten Beurtheilung unverzeihlich erſcheinen mußten, und nur in der völlig grundſatz- und tugendloſen Beſchaffenheit ſeines Innern ihre Erklärung, wenn auch nicht ihre Entſchuldigung finden konnten.

Er bebte nichts deſtoweniger vor der Größe ſeines geträumten Glückes ſelbſt zurück, und den ſonſt keine Rückſichten auf Gutes und Edles feſſelten, wo ſeine Leidenſchaften Tribut begehrten, den machte der ſtürmiſche Drang ſeiner Gefühle rathlos, thatunkräftig, und wenn er auch mit ſich einig war, was er beginnen wolle, ſtand er doch in den bedrängteſten Zweifeln über die Art, wie es anzufangen ſei.

Er wollte der Herzogin ſchreiben, ihr nun unumwunden ſeine Liebe bekennen, und ſie bitten, ihm eine geheime Zuſammenkunft zu gewähren. Tage vergingen aber über den mehrfachen Verſuchen, den erſten Schritt einzuleiten. Mehr als zwanzig Billete ſchrieb er, alle vernichtete er wieder. Bisweilen glaubte er

seinen Anforderungen genügt zu haben, dann fehlte die Gelegenheit, den Brief in die rechte Hand zu bringen. Kam solche endlich unerwartet herbei, war der Brief schon wieder verworfen, der neue noch nicht beschafft. Endlich mußte er sogar zu seinem empfindlichen Schmerze das Weitere verschieben, weil Umstände ihn zu kurzer Entfernung vom Hofe nöthigten. Auf dieser Reise hoffte er in der Stille die Sammlung zu erlangen, die solches Werk erforderte, und nun gewährte auch wirklich Sehnsucht nach der Entfernten, was Befangenheit in ihrer Gegenwart nicht hatte aufkommen lassen. Verse, deren Kunst er bemeisterte, erleichterten so bedenkliches Geständniß, so mißliche Bitte. Er schrieb folgende Gleſſen nieder, nach den ersten Strophen einer damals beliebten kleinen Romanze, deren angenehme Musik Angelinen dergestalt gewonnen hatte, daß sie selbige häufig zur Laute zu singen pflegte.

Kennest Du der Liebe Brennen!
Laß mich nun mein Schweigen brechen.
Was Dein Sinn mich ließ erkennen,
Will ich heimlich zu Dir sprechen.

Wenn ich wache, wenn ich träume,
Seh Dein liebes Bild ich schweben.

Alle Fernen, alle Räume
Sind beſeelt von Deinem Leben.
Schmerz durchzuckt mich, weil ich ſaume.
Was ich fühle, mußt Du kennen.
Wiſſ', daß ich Dich glühend liebe.
Doch, wem meld' ich meine Triebe!
Kenneſt Du der Liebe Brennen!

Ja, Du kennſt der Liebe Weben.
Wohl hab' ich Dein Wort verſtanden.
Als wir uns in leichtem Schweben
Auf dem See zuſammenfanden,
Haſt Du Hoffnung mir gegeben.
Dir gefiel es ja zu ſprechen:
„Alles darf die Liebe wagen,
Weil ſie Cherubsflügel tragen."
Laß mich nun mein Schweigen brechen.

Worte ſind oft Räthſelklänge
Von geheimgehaltner Meinung.
Aus der Deinen reich Gepränge
Löſt ich meines Glücks Erſcheinung.
Doch im lauſchenden Gedränge
Ließ ſich nichts bei Namen nennen.
Wo die Zeugen nicht beſchämen,
Laß mich ohne Scheu vernehmen,
Was Dein Sinn mich ließ erkennen.

Schäfer finden auf den Auen
Frei der Liebe ſchönſte Stunden:
Auf der Fürſten Schritt zu ſchauen,
Sind die Späher ſtill verbunden.
Laß uns unſern Tempel bauen,

Wo kein Blick ihn kann durchbrechen.
Du beſiehlſt den Ort, die Stunde.
Dort im ſeligſten der Bunde
Will ich heimlich zu Dir ſprechen.

Er ſchrieb dieſe Verſe auf ein Band von weißer Seide. Ein ganzer Schwarm der ſeligſten Hoffnungen umgaukelte ihn gleich Liebesgöttern, als er dieſes, zierlich gefaltet, von feinſten Wohlgerüchen duftend, in einen kleinen Schrein von Perlmutter und Gold ſteckte, und zu ſich nahm, um es bei der erſten Gelegenheit Angielinen heimlich zu überreichen.

Dieſe fand ſich am nämlichen Abende bei einem großen Hoffeſte. Er tanzte mit der Herzogin, und als er ſie nach Beendigung der Menuet auf ihren Sitz zurückführte, zog er unbemerkt den unſeligen Liebesbrief hervor, überreichte ihn und ſagte:

„Sie erlaubten mir, Ihnen ſchriftlich mein Herz öffnen zu dürfen. Leſen Sie heimlich das hierin verborgene Blatt, und ſeien Sie gewährend der Schutzengel eines ohne Sie Verlornen.“

Angielina, betroffen durch dieſe Worte, noch mehr durch die eigene bängliche Weiſe, in der ſie heimlich vorgetragen wurden, ſah ihn groß und ernſt an, nahm

indeſſen das ſonderbare Billet, und neigte ſich, ihn ſtumm entlaſſend.

Der Prinz zog ſich zurück, folgte aber jedem ihrer Schritte mit ſpähenden Blicken. Bald ſah er, daß ſie ſich in ein Nebenzimmer zurückzog, wo ſie allein war, zu einem großen Armleuchter trat, den Schrein zur Hand nahm, das Band hervorzog, und es las. — Sie hatte geendet, — überflog das Geſchriebene noch einmal, — ſchien nachzuſinnen, — und ſchob das Band in deſſen Hülle zurück, dieſe in ihre Schärpe, und begab ſich wieder in den Saal, und auf ihren Sitz.

Der Prinz wurde von Zweifeln darüber, was er hienach zu hoffen habe, angefallen. Aus keinem Zeichen eine günſtige Wirkung ſeines gewagten Schrittes abnehmen zu können, peinigte ihn. Angiolina, ſo heiter ſie bisher geweſen, war ernſt, zerſtreut, einſilbig. Er näherte ſich dem Kreiſe, der ſie umgab und vergebens befliſſen war ſie zu unterhalten; er wagte ſich in das Geſpräch zu miſchen. Sie antwortete ihm nicht.

In äußerſter Beſorgniß verließ er das Feſt, ſchlaflos brachte er die Nacht hin, und der nächſte Morgen fand ihn in quälender Spannung. Kurz vor Mittage, als er eben zu Pferde ſteigen wollte, um ſich durch

einen Spazierritt zu zerſtreuen, trat ein Page an ihn heran, und überreichte ihm ein Billet. Der Prinz eröffnete zitternd, und las folgende Worte.

„Uebermorgen, Nachmittags ſechs Uhr in der Fiſcherhütte im Park.

Angiolina."

Der Prinz meinte ſich erhört, und konnte im Uebermaaße des Glückes ſich nicht faſſen.

Ende des erſten Theiles.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Die

Intriguanten.

Roman

von

Friedrich von Heyden.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Einhorn.
1840.

Erſtes Kapitel.

Ueber die Karoſſe der „göttlichen Gabriele“ ſchienen auf dieſer Reiſe die bedenklichſten Prüfungen vom Geſchicke verhängt zu ſein. Hatte ſie ſchon ſeit ein paar Tagen allen Stößen widerſtanden ohne zuſammen fallen, die faſt unbefahrbare Wege ſie erdulden ließen, deutete Alles darauf hin, daß ſie auf dieſer letztern beſchwerlichſten Station in der That auch die letzte Epoche ihres glorreichen Daſeins beſtehen werde. Pater Joſeph ritt ihr auf ſeinem groſſen feiſten glatten Maulthiere ziemlich unbekümmert um die knarrenden und krachenden Seufzer, die ſie ſchmerzlich ausſtieß, voran, doch häuften ſich die Schwierigkeiten, die ihr Fortkommen behinderten, immer mehr, je weiter der Tag vorrückte, und es gehört unter die Wunder, daß es ohne Umſtürzen oder Steckenbleiben bisher abging.

Man befand ſich wirklich im wildeſten unwegſamſten Theile des Gebirges, deſſen Pfade ſeit ihrer Schöpfung wahrſcheinlich heute zum erſten Male die Bekanntſchaft einer Kutſche machten.

Dabei erblickte man ſchon ſeit Stunden keine menſchliche Wohnung mehr. Die Vorſicht des würdigen Führers, eine zahlreiche Begleitung von Landleuten anderer Gegenden zu beſtellen, war daher nichts weniger denn überflüſſig.

Weiter erſtreckte ſich ſeine ſichtliche Theilnahme aber nicht, denn das Jammergeſchrei, welches die beinahe vor Angſt ſterbende Gouvernante bei jeder drohenden Gefahr ausſtieß, ging ihm ſo wenig zu Herzen, daß er ſich nicht einmal deshalb umſah.

Die Marquiſe mochte nicht minder beängſtigt ſein, doch beſaß ſie die Würde des vornehmen Betragens in ſo hohem Grade, daß ſie nicht ſchrie, weil Solches für Leute von Stand und Erziehung ſich nicht ſchickt.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Mittage, die trefflichen ſtarken Roſſe fingen an zu ermüden, und noch war kein Ziel der Fahrt, kein Ankommen an irgend einem Orte abzuſehen.

Die Marquiſe ließ den Pater an den Wagen rufen. Er kam, entſchuldigte den gegenwärtigen Zuſtand auf die höflichſte Weiſe von der Welt, bezeichnete ihn als unvermeidlich, empfahl Geduld und guten Muth, indem er ſich wieder entfernte, ohne ſich weiteren Erörterungen darzubieten.

Rabatilla, die in ihrer raſtloſen Beweglichkeit unaufhörlich zwiſchen dem Sitze hinten neben dem Pagen, und dem Stande auf dem hängenden Wagentritte am Schlage wechſelte, wo ſie dann ihrer neuen Beſchützerin zu einiger Unterhaltung Poſſen und Tröſtungen ins Fenſter ſchwatzte, war wenigſtens im Stande, einige Auskunft über die Richtung zu geben, welche man eingeſchlagen.

Dieſe Felsklüfte, Schluchten und Thäler waren ihr genau bekannt. Sie berichtete, der Pater führe den Zug immer an der Grenze des herzoglichen Staates hin, ohne dieſe zu berühren, beabſichtige unfehlbar, die ihm Anvertraute von einer ganz entgegengeſetzten Seite in das verheißene Land zu bringen, und zwar auf einem Punkte, wo man ſolchen Eintritt am wenigſten erwartete, um ſo der erforderlichen Heimlichkeit ganz gewiß zu ſein.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittags war es, und die Zigeunerin schwebte eben wieder im Wagentritte, als die Kutsche mit einem großen Felsstücke im Wege in die unsanfteste aller Berührungen kam, einen Krach gab, der auf das Auseinandergehen der ganzen Maschine deutete, sich gleich darauf fest auf ihr Hintertheil setzte, und — wie eingemauert stehen blieb.

Rabatilla war von dem Rucke herabgefallen, und lag auf der Erde, wiewohl ihr Gelächter jede Besorgniß wegen Beschädigung ausschloß.

Der Kutscher hielt die Pferde an. Die Lakaien sprangen ab, der Page herbei, die begleitenden Bauern heran.

„Was giebt es?" — fragte die Marquise.

„Die Hinterachse ist gebrochen, — hieß es. Wir können nicht mehr von der Stelle."

Dieser Vorfall brachte die Reisende doch zuletzt aus dem Gleichgewichte. Sie zürnte, schalt, klagte, häufte Verwünschungen auf alle Welt, die im entferntesten mit ihrer Reise betheilt war, und wollte eben den Bodensatz ihres Aergers über Pater Joseph ausschütten, als dieser am Wagen erschien, den Schlag öffnete, und Gabrielen die Hand bot, um ihr beim Aussteigen höflichst behülflich zu sein.

Ehe ſie zu Worte kommen konnte, nahm er, wie folgt, das ſeinige.

„Unendlich freue ich mich, Madame —"

„Ich bitte, mein Herr, unterbrach ſie ihn, ſich in Ihrem Entzücken zu mäßigen, denn es iſt die ſonderbarſte Manier, ſich über Dinge zu freuen, die Andere in Verzweiflung bringen, beſonders wenn man die Anläſſe der letztern zu verantworten hat."

„Entſchuldigen Sie, ich wollte nur ſagen, daß ich mich freue, wenn es doch einmal ohne Achſebrechen nicht abgehen ſollte, — und die Fügungen der Vorſehung darf der ſündhafte Sterbliche nicht meiſtern, daß dieſer Vorfall nicht früher eingetreten iſt, als hier, wo ohnehin die Reiſe zu Wagen bald ein Ende nehmen müßte. Wir ſind nämlich nur tauſend Schritte von dem Orte entfernt, wo der Weg unbrauchbar für jedes Fuhrwerk zu werden anfängt."

„Fürwahr, mein Würdigſter, Sie übertreffen ſich ſelbſt in Aufmerkſamkeiten. Nachdem ich mich viele Stunden in meinem Wagen beinahe rädern laſſen, ohne auszuſteigen, ſoll ich, ermattet und nüchtern, meinen Weg ſogar noch zu Fuße fortſetzen, wie eine Landſtreicherin. Galante Zumuthungen. Ich erkläre,

daß ich nicht einen Schritt thue, und daß Sie mich in Ihren Armen forttragen müssen, wenn Sie mich von der Stelle haben wollen."

„Der Träger würde so schätzbarer Bürde nicht würdig sein. Ein Spaziergang von kaum einer halben Viertelstunde wird Sie an einen Ort bringen, der Ihnen eine kurze Ruhe und Erfrischung darbieten kann, und an dem Sie neue Reisevorrichtungen antreffen werden, die der Beschaffenheit des noch zurückzulegenden kurzen Weges angemessener, viel bequemer, und Ihrer vollkommen würdig sein dürften. Ohnehin würde Ihr Wagen, schon der nöthigen Heimlichkeit wegen, noch auf dieser Seite der nahen Grenze haben zurückbleiben müssen, weshalb dieser Unfall, der sich leicht bessern läßt, wenig bedeutet."

Was war zu thun, als sich in die Nothwendigkeit finden. Gabriele nahm den Arm des Paters, und trat, begleitet von ihren Dienern, der Gouvernante und Rabatilla, ihre Wanderung zu Fuße an, während die Sorge für den Wagen und ihr Gepäck, das später ihr nachgetragen werden sollte, ihrem übrigen Gefolge, unter Oberaufsicht des Stallmeisters, verblieb.

So weit ward der Pater wahrhaft befunden, daß nach Ablauf einer Viertelstunde die schöne Reisende zu

einem ſtattlichen Meierhofe, zwar noch auf fremdem Gebiete, aber nahe an der Grenze gelangte, wo ſie in Folge vorausgetroffener Einrichtungen, angemeſſene Aufnahme und einſtweilige Ruhe fand. Auch waren anſtändige Sänften ſchon in Bereitſchaft, ſie über die Gebirge, welche noch zu überſteigen waren, tragen, und ſie mit minderem Aufſehen heimlich in das unterſagte Gebiet verſetzen zu können.

Der leichte Sinn der Dame ließ ſie bald die bisher überſtandenen Mühſeligkeiten vergeſſen, ja erhöhte ihre Laune bis zu Scherzen über die Sonderbarkeit ihrer Lage, da ernſtlichen Beſorgniſſen Raum zu geben, ihr um ſo weniger beikam, als der Jeſuit wiederholt verſicherte, daß dazu nicht der mindeſte Grund vorhanden ſei. Räthſelhaft dagegen erſchien es, daß er, dringend und wiederholt befragt: wohin er Gabrielen zu führen gedenke? erſt zweideutig auswich, dann aber unumwundener verſicherte: noch ſei er ſelbſt unentſchieden. Vorläufig ſeien zwei Orte dazu bezeichnet; welcher von beiden zu wählen, hänge von einer Botſchaft ab, die noch erwartet werden müſſe, da ſie, wider Verhoffen, an dieſer Stelle noch nicht vorgefunden ſei.

Sie ließ ſich indeſſen lange erwarten, dieſe Botſchaft. Eine Stunde verging nach der andern. Schon

neigte ſich die Sonne zum Niedergange, und noch verharrte man in der bisherigen Ungewißheit.

Gabriele wurde zuletzt wieder empfindlich, beſtand darauf, daß nun die Reiſe fortgeſetzt werde, wollte ſich durch alle Gegenvorſtellungen nicht beſchwichtigen laſſen, und meinte, es müſſe jetzt endlich von beiden vorerwähnten Orten der erſte beſte gewählt werden. Anderen Sinnes war der Jeſuit, und ein langwieriger Streit ſchien ſich ausſpinnen zu wollen, als plötzlich das Erſcheinen eines Laienbruders alle Erörterungen abſchloß. Dieſer war der erwartete Bote, und überreichte dem Pater einen Brief.

Er erbrach, las, und rief aus: „wohlan, — ganz nach Wunſch. Madame, das paſſendſte, ſicherſte, anſtändigſte Aſyl iſt Ihnen aufgethan.“

„Wo? — wie? — bei wem?“ — fragte ſie, und er reichte ihr ſtatt der Antwort das Blatt, auf dem folgende Worte ſtanden.

„Ich laſſe dahin geſtellt ſein, Joſeph, ob ich auf die Macht Rückſicht nehmen würde, durch deren Einfluß Du Deinen Antrag zu unterſtützen meineſt. Ich bin Gebieterin meines Hauſes. Führe die Frau Namens Gabriele von Ponemi

indeß nur her, und zu Stephano. Ich will gestatten, daß er sie aufnehme, und daß sie bis auf Weiteres hier verweile. Ich will es, weil ich es will.

Eusebia."

Die Marquise sah den Jesuiten befremdet an, und sagte: „Darf die Frau Namens Gabriele von Ponenti fragen, ob die Eusebia, von der sie vermuthlich an einen Domestiken gewiesen wird, die Prinzessin Eusebia ist?"

„Nicht anders, die Aebtissin des St. Claren Klosters, eine Dame, deren Frömmigkeit und Tugend den höchsten Preis verdienen."

„Ich will ihn ihr nicht streitig machen, begreife indessen nicht, wie Jemand darauf fallen kann, mich mit ihr in irgend eine Verbindung zu bringen. Ich bin ein Weltkind, sie wirbt um die Glorien einer Heiligen. Ich dulde den Stolz keines Sterblichen, sie erhöht den ihres fürstlichen Geschlechtes durch eine gewichtige Zugabe geistigen Dünkels. Dieses Billet giebt davon eine Probe."

„Haben Sie niemals die persönliche Bekanntschaft dieser Prinzessin gemacht?"

„Wie hätte ich die ſuchen, oder erlangen mögen. Sie hat niemals Jemand bei ſich empfangen, und ihre Zurückgezogenheit iſt nur Folge ihrer unweiblichen Kälte und Narrheit, ſonſt wäre ſie nicht in einem Kloſter, ſondern Herzogin jenes Landes, das ich betreten will, und ein anderes Geſchlecht ſaße auf deſſen Throne."

„Alles wahr; aber eben deshalb haben die hohen Einſichten, die ich bediene, die Prinzeſſin-Aebtiſſin ausdrücklich zu ihrer einſtweiligen Beſchützerin erleſen. Da Ihnen ihre frühere tragiſche Geſchichte bekannt iſt, werden Sie ermeſſen, daß bei ihr eine durchaus feindliche Stimmung gegen den Herzog und ſein ganzes Haus vorausgeſetzt werden muß, daß mithin der Hof alle Urſache hat, ſeine Blicke ſo wenig als möglich auf ihr Treiben und ihren klöſterlichen Aufenthalt zu richten, der mitten im Staate einen eigenen, als neutrales Gebiet, wirklich gebildet hat, und zwar ſchon ſeit langer Zeit. Wo könnten Sie alſo mehr Bereitwilligkeit, ſich Ihrer Bedrängniß anzunehmen, vorausſetzen, als eben bei ihr; wo ſich vor unzeitiger Entdeckung Ihres heimlichen Aufenthaltes beſſer bewahrt finden.

Die Marquiſe fand hiegegen zwar nichts einzuwenden, und mußte deßhalb nachgeben, doch ohne in ihrem Innern völlig überzeugt und zufrieden geſtellt zu ſein, und ſo beſtieg ſie ſchmollend ihre Sänfte, die ſofort von rüſtigen Trägern erfaßt, und auf dem Wege fortgetragen wurde, den der Jeſuit, auf ſeinem Maulthiere den geſammten Zug führend, einſchlug.

Nach kurzer Zeit war die Grenze erreicht, ohne irgend eine Anfechtung überſchritten, da der Uebergang in einer ganz unwegſamen, vom gewöhnlichen Verkehre vermiedenen Gegend ſtattfand.

Bald darauf wurde die bisher ſo wilde Landſchaft ſanfter und ebner, und der Mond war bereits aufgegangen, als der Fuß des Gebirges erreicht war.

Die Marquiſe erwachte aus ihren Träumereien, ſchob die Vorhänge der Sänfte, die ſie bisher feſt verſchloſſen hatte, zurück, und blickte ins Freie.

Ein ebnes grünes Thal breitete ſich vor ihr aus, von mehreren kleinen Flüßen durchſchlängelt, hie und dort von uralten Eichen beſchattet. Von der einen Seite ſchützten es die Hochgebirge, von der anderen umgrenzten geringere, dicht bewaldete Höhen. In der Mitte erhob ſich das fürſtliche Nonnenkloſter der heili-

gen Clara, groß, ſtattlich, mit ſchlanken Doppelthür-
men und langen Fenſterreihen, im ernſten Style er-
baut. Aus der dunkeln Bewaldung der Höhen leuch-
teten weiße Kapellen. Sonſt zeigte ſich keine menſch-
liche Wohnung. Vornehmlich jetzt, beim ſanften zau-
berhaften Lichte des Mondes, das Zinnen und Thürme
des Kloſters verſilberte, gewährte die Gegend einen
Eindruck von Feierlichkeit und Heimlichkeit, der ſelbſt
das Gefühl Gabrielens nicht unbefriedigt ließ.

Der Weg wand ſich durch Alleen von Maulbeer-
bäumen, thaubeperlten Raſen auf beiden Seiten, und
ſo gelangte man zu einem würdigen, aber nicht großen
Wohngebäude, außerhalb des Kloſters, aber in deſſen
unmittelbarer Nähe, an deſſen Schwelle die Sänfte
der Reiſenden niedergeſetzt wurde.

Ein alter ſilberhaariger Mann von ehrwürdigem
Anſehen, weltlich, aber doch ſchwarz gekleidet, empfing
ſie ſtumm und würdevoll.

Der Pater eilte herbei ihn vorzuſtellen.

„Signor Stephano, — ſagte er, — einſt Se-
cretair Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Euſebia, jetzt Ober-
intendant der Einkünfte ihres Kloſters. — Werther
Freund, ich brauche Euch nicht zu empfehlen, daß Ma-

dame mit allen Bequemlichkeiten, und wo möglich Erheiterungen umgeben ſein möge, die gegenwärtiger Aufenthalt zu gewähren vermag."

Der Greis lächelte eigenthümlich, und erwiederte. „An Bequemlichkeiten es fehlen zu laſſen, würde meine fürſtliche Gebieterin unter ihrer Würde finden; die Erheiterungen dagegen über derſelben, weil, ſo viel ich weiß, ihr keine andern bekannt ſind, als die Gott durch ein frommes beruhigtes Gewiſſen gewährt. Dieſe findet man entweder allerorten, oder nirgend."

Die Marquiſe, wenig erbaut durch dieſen Empfang, betrat den Vorſaal, und ſtieg eine breite Treppe hinauf. Oben eröffnete ſich ihr eine Reihe hellerleuchteter Gemächer, würdig, aber einfach und ernſt eingerichtet.

Der Intendant ſagte: „Dieſe Zimmer, zur Aufnahme von Gäſten des Kloſters beſtimmt, haben bisher noch keine weiblichen Bewohner beherbergt, ſondern nur den hochwürdigſten Biſchof, und ſolche Geiſtliche, die Geſchäfte und Theilnahme am Gedeihen dieſer frommen Anſtalt hieherführten. Ich weiß daher nicht, wie viel, oder wie wenig Madame von Dem darin vermiſſen wird, was Sie als tägliches Bedürfniß für ſich in Anſpruch zu nehmen gewöhnt iſt."

Die Marquiſe antwortete in hohem Tone. „Signor, tägliche Beſorgniſſe ſind wie tägliche Sorgen. Beide ſchicken ſich in die Zeit. Es iſt zu ſpät noch heute die Hand Ihrer Hoheit der Prinzeſſin-Aebtiſſin küſſen zu können. Melden Sie ihr meine Ankunft mit meinem Danke für ihre Gefälligkeit. Tragen Sie ihr meine Bitte vor, die Stunde zu beſtimmen, in der ich morgen ihr aufwarten darf."

„Ihre Hoheit befahl mir, für den Fall ſolchen Antrages bemerklich zu machen, daß ſie Ihren Aufenthalt hieſelbſt nur als Aſyl, nicht als einen ihr beſtimmten Beſuch betrachtet wiſſen will."

Die Marquiſe erröthete vor Unwillen, doch faßte ſie ſich, und ſagte mit Stolz und Empfindlichkeit: „ſo beſcheide ich mich dahin, daß wir beide verweigern, uns gegenſeitig zu empfangen."

„Damit iſt nicht gemeint, — fügte der Intendant begütigend hinzu, — daß die Prinzeſſin-Aebtiſſin nicht zu jeder Stunde geneigt wäre, Ihnen hier Gehör zu geben, wenn Ihnen ein Geſpräch mit ihr von zeitlichem oder ewigem wahrhaften Nutzen ſein könnte."

„Es iſt meine Sache nicht, Signor, den Meinungen Ihrer Hoheit Rückſicht zu gönnen, da Per-

ſonen, die ſich ſonſt nicht kennen, es nur mit den Formen des Umganges zu thun haben. Ich wünſche Ihnen einen guten Abend."

Der Intendant entfernte ſich, und die gereizte Gabriele geſtattete ſich einige ziemlich boshafte Spötte-reien, um den Mangel an Höflichkeit der Prinzeſſin durch Geringſchätzung zu erwiedern.

Pater Joſeph entſchuldigte Euſebien mit der Bitterkeit ihrer früheren Geſchicke und verſprach Vermittelung, da er ſich ſchmeichle, mit der beſondern Gunſt dieſer Fürſtin beehrt zu werden. Er ſei der Sohn ihrer Gouvernante. Sie habe ihn erziehen laſſen. Am nächſten Morgen werde er zu ihr eilen, und die erforderlichen Rückſprachen nehmen, wonach bald Alles ſich freundlicher geſtalten werde. Wichtiger ſei es dagegen zu berathen, welche Maasregeln füglich zu ergreifen ſeien, die Reiſende bald an das Ziel ihrer hieſigen Abſichten gelangen zu laſſen. Bisher habe nur ein gewiſſermaßen amtliches Verfahren zu ihren Gunſten ſtattgefunden. Sie habe den Herzog von Paris aus, in der Form und Faſſung eines gewöhnlichen Bittſchreibens, um die Erlaubniß zur Rückkehr an ſeinen Hof gebeten, und die Häupter der Fronde

hätten dieſes durch officielle Empfehlungsnoten unterſtützt. Befremden möge es nicht, daß die Antwort des Herzogs hierauf verneinend ausgefallen. Es ſei ja nur von ſeinem Gemüthe, von dem Wiederſcheine ſeiner früheren Leidenſchaft günſtiger Erfolg zu erwarten, und an dieſe allein möge ſie ſich nunmehr wenden. Deshalb möge ſie ihm von hier aus nochmals ſchreiben, aber im Tone jenes alten, liebenswürdigen, unmittelbaren Vertrauens. Zu ſeinem Herzen möge ſie reden, nicht zu ſeiner Staatskunſt, den Brief aber aus Mailand datiren, als habe ſie ſich dorthin verfügt, ſeiner Entſcheidung näher zu ſein, ihm damit zu beweiſen, daß ſie ſich den Einflüſſen und Machinationen der Fronde gänzlich entſchlagen, und keinen Zwecken fremder Politik bei ihrem Erſcheinen heimlich verpflichtet ſei. Er, der Pater ſelbſt, wolle dieſen Brief dem Herzoge einhändigen, als ſei er ihm zur Beſorgung zugeſchickt.

Die Marquiſe war einverſtanden, verſprach ſolchen Brief dem Pater morgen zu übergeben, und entließ ihn.

Sie war nun allein; ehe ſie ſich aber niederſetzte, den Brief zu entwerfen, prüfte ſie ihre gegenwärtige

Lage, und fand ſich mit derſelben wenig befriedigt. Dieſes Bittſtellen, dieſes Eindringen von ihrer Seite; dieſer durchaus verſchobene Zuſtand, in dem ſtatt des Mannes die Dame ſich bewerbend vorwagte, erſter aber ſich ſpröde verweigernd verhielt, verletzten ihren weiblichen Stolz, reizten ſie aber auch deſto mehr, Alles aufzubieten, um die Genugthuung eines deſto glänzenderen Sieges zu erringen. Wie ihre Eitelkeit gewiſſermaßen eine Geſetzlichkeit der Oberherrſchaft ihrer Reize über den einſt Begünſtigten behaupten zu dürfen meinte, ſchien ihr der Herzog ein Empörer, der zur Pflicht eines Unterthans zurückzubringen ſei. Sie ſelbſt erachtete in ihrem guten Rechte ſich zu befinden, ihrer Ehre und Macht ſchuldig zu ſein, den Weihrauch wieder zu entzünden auf einem Altare, der, einmal für ihren Dienſt gegründet, keinem andern Götzen gewidmet werden dürfe. Hatte ſie den Herzog einſt geliebt? — Nach ihrer Weiſe gewiß. — Liebte ſie ihn noch? Vielleicht war ſolcher Traum bei ihr wirklich ſchon vorüber; wäre unter anderen Umſtänden nie wieder aufgetaucht aus den Nebeln ihrer unbeſtimmten Erinnerungen. Nun hatte ſie aber geraume Zeit ſich unausgeſetzt beſchäftigt mit Planen zu ſeiner Wiedereroberung und Beherrſchung, bis ihre Einbildungskraft

der Stelle des Gemüthes sich bemeistert, und den Geist vergangener Leidenschaft wieder heraufbeschworen.

Doch hielt sie es für keine günstige Vorbedeutung, in den Schutz Eusebiens gerathen zu sein. Diese Fürstin selbst war ein wirklich beweinenswerthes Opfer frevelhaftester Männeruntreue. Tochter eines der vornehmsten regierenden Häuser Italiens, war sie schon in früher Jugend dem damaligen Erbprinzen Ludovico, Vater des Don Emanuel, verlobt. Der Bräutigam sah sie zuerst in ihrem sechzehnten Jahre, und wußte ihr eine glühende Neigung einzuflößen, während der flatterhafte grundsatzlose Prinz sie liebte, wie er, wenn er liebte, es überhaupt nur erschwang, nämlich als etwas Neues. Sein jüngerer Bruder, der schlaue, ränkevolle, geistig ihm überlegene Prinz Antonio, strebte aus den Mängeln Ludovicos so viel Vortheile für sich zu ziehen als möglich. Mit Widerwillen sah er den Erstgebornen seines Geschlechtes zwischen sich, und dem Throne. Eine standesmäßige, mit Nachkommenschaft vielleicht gesegnete Ehe desselben mußte für ihn jede Aussicht auch seinerseits dereinst zur Herrschaft möglicher Weise gelangen zu können, unabwendbar verschließen. Die eigene hohe Meinung von

ſeinem innern Herrſcherberufe wurzelte aber in ihm mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, und das wilde Feuer ſeiner Begierden verleugnete jedes Maas, jede Rückſicht. Er kannte dabei ſeinen leichtſinnigen genußluſtigen Bruder zu genau, um ſich nicht bald über ein frevelhaftes Mittel ins Klare zu ſetzen, durch welches der Zweck dieſen, oder doch mindeſtens ſeine Deſcendenz vom Throne wegzudrängen, auf eine Weiſe erreicht werden konnte, die ihn, den Urheber, wenigſtens nicht offenkundig bloß gab.

Er wußte aus Venedig die ſchöne Fiametta Verberera herbeizuſchaffen: die reizendſte Blume des Markusplatzes, natürlich aber nicht die tugendhafteſte. Er unterwies ſie in der Rolle, die er ihr beſtimmt, fand eine gelehrige Schülerin, und verſtand es, ſie ſeinem Bruder zuzuſpielen. Prinz Ludovico fing ſofort wildes Feuer, ſtürzte ſich rückſichtslos in eine Leidenſchaft, die bald das Geſpräch des ganzen Landes wurde, und ſpann den ſchlüpfrigſten Roman mit einer Courtiſanne, faſt unter den Augen ſeiner fürſtlichen Braut, die ſich mit ihrer verwittweten Mutter bereits am Hofe befand. Prinzeſſin Euſebia hatte den Erbprinzen zu ſehr geliebt, um dadurch nicht im Tiefſten gekränkt zu werden. Sie duldete wie ein Engel in

Hoffnung, daß Sanftmuth, liebenswürdige Hingebung, Bitten, Vorſtellungen den Verirrten wieder zur Pflicht würden zurückführen können. Vergeblich. Endlich erwachte ihre gerechte Empfindlichkeit. Beleidigter Stolz führte zu bittern Erörterungen; dieſe entflammten den Eigenſinn des ungebändigten Prinzen. Ein offener, Euſebien beſchämender Bruch war die Folge, und bald mußte die hochgeſinnte Prinzeſſin die Schmach erleben, einer leichtfertigen Dirne weichen zu müſſen, mit der Ludovico ſich bereits heimlich vermählt, vernehmlich um die fürſtliche Verſchmähte zu kränken.

Der Zuſtand Euſebiens grenzte anfangs an Wahnſinn. Sie verfiel in eine ſchwere Krankheit, aus der ſie erſt nach einem Jahre wieder erſtand. Keine Spur von Allem, wodurch ſie früher bezaubert hatte, zeigte ſich nun noch an ihr. Die Blüte ihrer Jugend zerſtört, der Geiſt durch Leiden männlich erſtarkt, aber von allem Irdiſchen abgezogen. Sie hatte Einſicht gewonnen, wie ſie nur in den Ränken des herrſchſüchtigen Prinzen Antonio den Grund ihres Verderbens zu finden habe, und verachtete ihn, und die Welt. Zu ſtolz, um an den Hof ihres Bruders zurückzukehren, blieb ſie in dieſem Lande,

ein ſtets mahnender Vorwurf für das regierende Haus, und ſtiftete dieſes Kloſter, um darin ihr übriges Leben andächtiger Beſchaulichkeit zu widmen. Gern hätte man ihr zuerſt dazu die Erlaubniß verſagt, aber man durfte ihr, ohne ſich ſelbſt noch mehr zu beſchämen, die einzige Entſchädigung, welche ſie anſprach, nicht vorenthalten.

Seitdem hatte ſie dieſen Ort, den ſie aufs Prächtigſte ausbauen und ſchmücken laſſen, ohne Unterbrechung, in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit, bewohnt. Der Ruf ihrer Frömmigkeit erreichte den heiligen Stuhl, und dieſer ehrte ſie durch die höchſten, ihrem Geſchlechte und ſolchen Zuſtänden vorbehaltenen kirchlichen Würden.

Und dieſe geiſtliche Fürſtin war es, der die geheimen Obern des Pater Joſeph den Schutz Gabrielens, und die Förderung ihrer höchſt weltlichen Abſichten ſicher anvertrauen zu dürfen meinten. Was war richtig, was unrichtig, die ſuperfeine Berechnung der erſten, oder die beſorgliche, wenn auch unbeſtimmte Ahnung der letzten?

Zweites Kapitel.

Der frühe Morgen des nächſten Tages warf goldene Strahlen in das Vorzimmer, durch das man hier in das Schlafgemach der Marquiſe gelangte, und beleuchtete auf dem Fußboden einen Gegenſtand, dem es weder an Anmuth noch an Zierlichkeit fehlte.

Ohne irgend eine anderweite Lagerſtelle, als den bloßen ausgeſpannten Teppich, lag reizend hingegoſſen, und im beneidenswertheſten Schlummer, die Zigeunerin Rabatilla. Der Schlaf, der auf dem Mooſe, und unter den Schatten des Waldes, am verglimmenden Lagerfeuer ihrer Bande, ſich ihr noch nie verſagte, umfing ſie hier mit doppelter Süßigkeit, auf einer Stelle, die ihr als Wunder der Ueppigkeit erſcheinen mochte, während Jeder ſonſt in ihrer Lage ſich ruhelos über die Entbehrungen ſelbſt der geringſten gewöhnten Verrichtungen beſchwert hätte. Der ſcharfe Ausdruck der

Liſt in dem hübſchen braunen Antlitze war verſchwunden. Die Unſchuld eines Kindes ſchwebte um die halbgeöffneten lächelnden Lippen, und das ſchelmiſche Auge bedeckten ſchwarze, lange, ſchattende Wimpern.

Ein leiſer Schritt wurde draußen vernommen. Wer mochte ſo früh auf ſein, da alle Bewohner des Hauſes noch im tiefſten Schlummer lagen? — Die Thüre öffnete ſich, und — wer ſchlüpfte hinein? — Der Page.

Auf den Fußſpitzen ſchlich er ſich an die Seite des Mädchens, und ſtand vor ihr, in den Anblick ihrer kunſtloſen wilden Reize verloren. Wohlgefallen leuchtete in den Zügen des heranwachſenden Knaben, und dieſe ſtumme Sprache, dieſer frühe heimliche Beſuch, worauf deuteten ſie ſonſt, als auf die ſchnell gereifte Innigkeit einer noch ſo kurzen Bekanntſchaft, auf Erſtlingsgefühle, die, wiewohl noch halb kindiſch, doch das Meiſte an Süßigkeit zu übertreffen pflegen, das ſpätere reifere, glühendere, aber auch ſchmerzliche Leidenſchaften gewähren.

Schon neigte er ſich, um die Geſpielin zu wecken, als andere Tritte auf dem Gange ſich ſchleichend näherten.

Wie ein verſcheuchtes Reh floh der Knabe, und barg ſich hinter einem Vorhange, um die Eintretenden zu belauſchen.

Leiſe ging die Thüre auf, und eben ſo ſchlich ſich der Pater Joſeph in das Gemach, und auf die Schläferin zu.

Auch er betrachtete ſie eine Weile, aber mit wie verſchiedenem Ausdrucke. Dieſes Lächeln war nicht das wohlwollender Theilnahme, ſondern das der kalten beißenden Verachtung. Mit einem kleinen Stoße des Fußes berührte er zuletzt die artige Träumerin. Sie fuhr auf, ſtand ſchnell wie der Blitz ermuntert auf ihren Füßen, kreuzte die Arme über der Bruſt, und neigte ſich dann, den Saum des langen prieſterlichen Gewandes in tiefſter Unterwürfigkeit zu küſſen.

„Was hat mein hoher Meiſter ſeiner demüthigen Sklavin zu gebieten," — flüſterte ſie. —

„Rabatilla — wurde eben ſo leiſe erwiedert, — ich bin mit Dir wohl zufrieden. Du haſt die Aufträge, die Dir anvertraut worden, mit Schlauheit über Deine Jahre ausgerichtet. Haſt bewieſen, daß die Mühe, die daran gewendet worden, Dich zu einem

feinen Werkzeuge zu ſchleifen, nicht verloren geweſen iſt."

„Gewaltiger Herr, ich bin die Feder im Hauche Deines weiſen Mundes."

„Zwar wäreſt Du bei dieſer Expedition beinahe erſchoſſen worden, doch das ſind Dinge, auf die es zuletzt nicht ankommt."

„Nein Herr, nicht Dir. Das iſt meine eigene Sache. Ueberſtandene Gefahren werden belacht, und was iſt ein Augenblick der Todesangſt gegen die Süßigkeit der Rache. Nicht wahr, Du erlaubſt Deiner Sclavin, daß ſie ſich räche?"

„Immerhin, räche Dich, wie Du kannſt."

„Ja, empfindlich werde ich mich rächen. Der Bube, der die Schlange trat, mag den giftigen Stich, den dieſe ſeiner Ferſe verſetzt, in ſeinem verdorrenden Herzen empfinden."

„Sehr wohl, Rabatilla, er iſt Dir preisgegeben."

„Er ſoll verkümmern, wie Derjenige, deſſen wächſernes Bild, auf die Nadel geſpießt, man am Lichte unter Zauberſprüchen hinſchmelzen läßt."

„Gut, ſehr gut, Rabatilla, — das ſind da kleine kindliche Beluſtigungen, die meine väterliche Nachſicht Dir gern geſtattet. Aber vergiß nicht, daß im Wichtigeren Du Dir nicht angehörſt, ſondern uns.“

„Herr, ich kenne meine Pflicht. Gebiete.“

„Da es wirklich gelungen iſt, Dich in die Nähe des Weibes zu bringen, auf deſſen Schwelle Du geſchlafen, wirſt Du leicht abnehmen, wozu es bewerkſtelligt werden. Deine Munterkeit, Deine Künſte, Deine Gaukeleien werden Dich ihr bald unentbehrlich machen, und Du, biete Alles auf, ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Ihr Leichtſinn, ihre Eitelkeit, ihr Aberglauben, werden die ſtolze Thörin bald ganz in Deine Hände geben, die aber nichts mehr iſt als Du, denn auch ſie ſoll meine Sklavin ſein. Umwalle ſie, wie die Luft, die ſie einzieht, zähle ihre Athemzüge, bewache ihre Blicke; belaure ihre Gedanken; ſpüre auf ihre Tritte; fange jedes Wort auf; bemächtige Dich der Kenntniß von jeder Botſchaft, die ſie empfängt oder erläßt; mache Dein Gedächtniß zum treuen Verzeichniſſe aller ihrer Wünſche, Abſichten, Thaten, und das Alles berichte mir.“

„Ich werde, erhabener Herr.“

„Vergiß aber nicht, Rabanilla, — ſetzte der Jeſuit mit furchtbarem Ernſte hinzu, — daß eine Unachtſamkeit Dich, mit den Deinen, ins Elend ſchleudert, und daß ein Verrath nichts Geringeres ſein würde, als Deine zeitliche und ewige Vernichtung.“

„Vertraue mir, Du haſt nichts zu beſorgen.“

„Wohlan denn, — Du weißt, Mädchen, daß wir wie Könige herrſchen, und wie Könige belohnen.“

„Ich weiß es.“

„Jenes Weib wird bald eine wichtige Stelle in unſerem Dienſte einnehmen. Dann wirſt Du ihr noch näher ſtehen; dann wirſt Du ihr Schatten ſein, und ſie wird ſich ſo wenig von Dir trennen können, als von jenem. Dann wird für Dich ein noch bedeutenderes Amt beginnen. Wirſt Du ihm nachleben, ohne eigene Gedanken, ohne Willen?“

„Ich werde.“

„So gehabe Dich wohl. Die Schläfer des Hauſes fangen an, ſich zu ermuntern. Sobald die Frühmeſſe vorbei iſt, eile ich hinauf zur Aebtiſſin, mit der ich Wichtiges zu verhandeln habe.“

Er entfernte ſich, leiſe wie er gekommen.

Rabatilla ſah ihm mit einem Blicke nach, deſſen Ausdruck ſchwer zu beſchreiben iſt. Es lag darin der boshafteſte Spott; das Bewußtſein innerer Freiheit hinter dem Scheine falſcher Demuth; liſtige, faſt muthwillige Keckheit, unbemeiſtert von den Schrecken einer mit geheimer Willkühr ausgerüſteten Macht.

Der Page ſchlüpfte nun wieder hervor, und flüſterte ihr zu: „ſchöne Dinge habe ich vernommen, Rabatilla.“

„Du haſt nichts vernommen, — erwiederte ſie kalt, — oder, wenn Du vernommen haſt, was Du nicht ſollteſt: wenn ferner Deine Zunge ſo vorlaut wäre, als Dein Ohr fein, wäre Dein Verderben unabwendbar.“

„Mädchen, meinſt Du, daß ich ein Thor ſein werde? daß ich ein Gelüſten tragen werde, mir den Brand auf den Kopf zu ziehen, um Perſonen ein Licht anzuzünden, denen es immerhin danach gehen mag, wie ſie es treiben. Was kümmern mich die Ränke und Kabalen dieſer Großen, die ſich einbilden, höhere Geſchöpfe zu ſein, und uns, ihre Diener, nicht beſſer achten, als ihre Roſſe und Hunde, wenn wir nämlich zierlich und geſchmeidig ſind, ſonſt aber wie Unſauber

keiten, an denen ſie naſerümpfend vorübergehen. Nein, nein. Beſorge von mir nichts. Räche Dich an jenem Prinzen, überliſte meine Gebieterin. Sie hat mich nicht um Rath gefragt, als ſie ſich auf dieſen ſchlüpfrigen Boden begab, und ſo habe ich auch keine Verpflichtung, mir ſelbſt die Beine zu brechen im thörichten Beſtreben ſie unberufen auf dem Glatteiſe zu halten, das ſie aus reinem Uebermuthe zu ihren Spaziergängen gewählt. Dafür aber laß uns miteinander fröhliche Geſpielen ſein, zu ſehen, wie jene Erlauchten mit den Köpfen zuſammenſtoßen, und — ſie heimlich auslachen."

„Du biſt ein luſtiger Vogel, Page, und ich nehme an, was Du bieteſt. Wir armen Weiber unſeres Stammes ſind die Sklavinnen unſerer finſteren Männer, aber das Artige gefällt auch uns. Hat die ewige Vorherbeſtimmung uns beide in ein und das nämliche Joch geſpannt, tragen wir es ſo einträchtig und luſtig als möglich. Zudem, kenne ich die Linien meiner Hand, und die der Deinigen laß Du mich auch prüfen laſſen, ſo weiß ich, daß ich von Dir nichts zu befürchten habe, daß ich Dir vertrauen kann."

„Darf ich denn eine Frage an Dich richten?“

„So viele Dir gefallen.“

„Wie in aller Welt kannſt Du in Verbindung mit dieſem Jeſuiten gekommen ſein?“

„Wie die wilde Katze in die mit dem Wolfe. Beide lauern im Walde auf den heimlichſten Stellen, und da wird es unmöglich ſich nicht zu begegnen. Wenn nun die Wölfe Schaafskleider anlegen, müſſen ſie einen bedächtigen ſittigen Schritt gehen. Da ſie aber nichts deſtoweniger Wölfe bleiben, und rauben wollen, ſchließen ſie mit der Katze ein Bündniß, die das Wild für ſie belauſcht, ihm vom Baume herab auf den Rücken ſpringt, die Augen auskratzt, damit die guten fromm gewordenen Wölfe zu ihrer Mahlzeit bequem gelangen, ohne aus dem Anſtande ihrer Rolle zu fallen.“

„Ich verſtehe, Rabatta. Da dieſe hochwürdigen Väter Alles haben wollen, können ſie auch Alles brauchen, und diejenigen Werkzeuge mögen ihnen am gelegenſten ſein, deren Schlauheit gründlich bewährt iſt, und deren unterſter Standpunkt im allgemeinen Verkehre der Menſchen denen am wenigſten in die Augen fällt, welche zu überliſten ſind auf den Höhen des Lebens.“

„Page, Du irrſt, wie der Jeſuit und ſeine Brüder. Dieſe meinen auch, ich ſei ihr Werkzeug ich bins aber nicht. Sie ſind die meinen. Sie kennen ihre Zukunft nicht, ich aber kenne ſie. So verworfen wir ſind, haben wir das voraus vor den Uebermüthigen, daß, während ſie die Vergangenheit nur ſchlecht, die Gegenwart nur halb, ſonſt aber nichts verſtehen, wir die Gabe beſitzen, das Künftige zu ergründen. So ſage ich Dir, daß ich nicht einmal nöthig habe, dieſen Pater zu betrügen, weil ohne mein Zuthun er ſich ſelbſt betrügt. Es iſt aber alles Recht der Klugen, daß ſie die Einfältigen benutzen; und diejenigen, welche ſich die Klügſten dünken, ſind oft die Einfältigſten, ſagt unſere Altmutter am Feuer."

„Wozu aber ſoll der Pater Dein Werkzeug ſein? — welche Aufgabe haſt Du zu löſen?"

„Mich an jenem Buben zu rächen, und die Anſchläge Deiner Gebieterin zu vereiteln."

„Dirne, Du ſprichſt, als wäreſt Du Miniſter eines großen Hofes, der die Mitte halten will zwiſchen Frankreich und Spanien. Ich möchte Dich einen wilden Holzapfel der Politik nennen, wenn unſere Königin-Regentin in St. Germain, und ihr Herr

Cardinal veredelte Früchte vom gepfropften Baume sind, die viel süßer schmecken, aber den Magen der Genießenden noch mehr verderben. Nun muß ich Dir aber sagen, daß nichts in der Welt mir artiger verkommt, als eine gut angelegte Intrigue. Thu mir daher den Gefallen, und laß mich tiefer in die Karten sehen, wobei Du nichts zu befürchten hast, da Du meiner Theilnahme und Verschwiegenheit gewiß bist."

„Page, Deine Gebieterin ist schön, reich, und ich glaube, auch mächtig, aber der Prinz, wie ihr ihn nennt, verachtet sie, wie das Kind ein Spielwerk, das seine Gespielen alle nach einander besessen haben, indem der Andere es aufnahm, nachdem der Eine es überdrüssig weggeworfen. Er will mit eigenem Einsatze ein hohes Spiel für eigene Rechnung durchführen. Deine Gebieterin will das Nämliche, aber als Gesellschaft, und darum ist sie ihm auch verhaßt. Gewinnt Sie, muß Er verlieren. Hat er verloren, ist er vernichtet für immer. Nun soll er sie heirathen, die er verachtet, haßt; heirathen, wenn er vernichtet, wenn er ein Bettler ist, ärmer als ich und die Meinen. Er soll sie heirathen, um von ihr sein täglich Brod als Almosen zu empfangen; um gedemü-

thigt zu werden bis zur Schmach, wenn er ihr dafür das Einzige geben muß, das dann ihm noch übrig bleiben kann, seinen Stand, und seinen Namen, auf die er so stolz ist. Diese seine Demüthigung ist meine Rache."

„Rabatilla, Du bist eine weltbelehrte Schülerin. Ich erstaune."

„Deiner Gebieterin, Page, will ich sonst wohl. Ihr kann der Name jenes Prinzen sehr nützlich werden, darum soll sie den von ihm gewinnen. Aber muß ich ihr eine Entschädigung dafür verschaffen, daß ich ihre Anschläge auf den Herzog, wie sehr Pater Joseph diese auch begünstigt, nach meinen abweichenden eigenen geheimen Planen vereiteln will. Wie könnte ich aber dazu gelangen, wenn ich mich nicht des Paters bediente, um, dem Anscheine nach in seiner Richtung, die Fäden in meine Hände zu bekommen, an denen diese Puppen zu lenken sind. Der Wolf im Schaafskleide bildet sich ein, die wilde Katze jage für ihn die Beute auf. Wenn diese aber an ihn gelangt, wird er finden, daß die vermeinte Dienerin zuvor den besten Theil für sich genommen. Er wird dann grollen, aber die Katze verspottet den Wolf von

Wipfeln hoher Bäume, oder aus dem Dickicht, in das er ihr nicht folgen könnte, ohne den Schaafspelz zu verlieren, und dann von Schäfern und Hunden erkannt und zu Tode gehetzt zu werden."

„Ich verstehe Dich. Aber was hast Du davon, die Anschläge meiner Gebieterin auf den Herzog zu vereiteln? — Was kümmert Dich dieser Fürst?"

Rabatilla's Züge nahmen, ehe man auffassen konnte wie, einen veränderten Ausdruck an. Eine Innigkeit, eine wehmüthige Milde ging darin auf, die zu ihrer bisherigen Schärfe und Schlauheit den räthselhaftesten Gegensatz bildeten. Sie ergriff ihre Zitter und sagte, als ob sie die Frage des Pagen überhört:

„Deine Gebieterin hat mir befohlen, sie heute um diese Stunde durch eins meiner Lieder zu wecken. Du sollst mir zuhören, damit Du erfahren mögest, daß ich nicht jederzeit Possen im Sinne, und auf der Zunge habe."

Sie präludirte einige Augenblicke, fiel dann in eine feierliche Melodie, mit der sie den Gesang folgender Romanze begleitete.

„Das braune Kind ſchleichet ſo krank und gedrückt:
Das weiße dort ſitzet geſund und geſchmückt.

Das braune, wie kam's in den Garten hinein?
Das weiße dort rief es: o laſſet es ſein.

„Wie weiß biſt Du Kind, und wie weiß iſt Dein Kleid.
Ich braunes bin elend, und hungre mich todt.“

„„Nimm hin, was ich hab'.““ — Mit der zierlichen Hand
Giebt weißes dem braunen im Lumpengewand.

Bringt artiges Spielwerk, ur' ſchenkt es ihm gar.
Da ſpielet am Springquell das ungleiche Paar.

Der Fürſt kommt vom Jagen mit Beute ſo ſchwer.
Es bellen die Doggen, und ſpringen umher.

„Wie kommt zur Prinzeſſin das Teufelsgeſicht?
Raſch, Hunde, greift an, und geſtattet es nicht.“

Die heulen, die packen das braune Kind an.
Sie reißen es nieder, das jammern nur kann.

Das weiße Kind ſchreit, wie getroffen vom Pfeil,
Und wirft ſich dazwiſchen in rettender Eil.

Nicht fürchtet's der Hunde laut heulende Wuth.
Das Kind iſt ein Engel, der Engel hat Muth.

Die Diener vertreiben die Hunde mit Graus.
Das braune Kind wirft durch das Thor man hinaus.

Da lauſcht es am goldenen Gitter, und ſpricht:
„O weißes Kind Dank! — Das vergeß ich Dir nicht.“

Die letzte Strophe ſang Rabatilla mit unbe-

schrecklichem Gefühle, während Ströme von Thränen über ihre Wangen flossen.

Der Knabe sah sie mit Erstaunen.

Dann faßte sie sich, und sagte rasch und fest:

„Paul, jetzt hast Du genug erfahren."

Sie warf sich hiemit die Zither auf den Rücken, daß sie laut erklang, drehte sich auf der Ferse um, und sprang hinaus.

Drittes Kapitel.

Unterdessen hatte Pater Joseph die Räume des Klosters, und das Sprechzimmer erreicht, war der Aebtissin gemeldet, und erwartete sie lange. Endlich öffnete sich die Thüre, die nach dem Innern führt, und die Prinzessin Eusebia trat ein, von einer alten Nonne begleitet, die ehrerbietig im Hintergrunde zurückblieb.

Die Erscheinung der geistlichen Fürstin war ergreifend. Eine hohe, schlanke, ungebeugte Gestalt, von ruhigem aber würdevollen Anstande. Obgleich im Herbste des Lebens zeigte das edelgeformte Antlitz noch Spuren regelmäßiger, wiewohl strenger Schönheit. Jenes bezaubernde Mienenspiel, durch das holde Frauen mit Bewußtsein fesseln, hatte diesen plastischen Zügen wohl immer gefehlt. Die Physiognomie dieser Dame schon allein gab Aufschluß über ihre Geschichte.

Ein gedankenvoller Ernſt thronte auf der Stirne, verkündete ſich in den feſten gebietenden Blicken des großen ſtolzen Auges. Am Munde aber zeigte ſich die Gewohnheit eines wohlwollenden Lächelns, und rechtfertigte den Schluß auf edle Milde des Gemüthes, beſtätigt durch ſtrenge, folgerecht behauptete Grundſätze.

Das weiße Gewand der Nonnen vom Orden der heiligen Clara — eine ſehr kleidende Tracht, auch für Matronen, — umwallte das ſtattliche Bild, ohne andere Auszeichnung als die eines großen Kreuzes von Edelſteinen an einer ſchweren goldenen Kette um den Hals.

Pater Joſeph neigte ſich bei ihrem Eintritte bis zum Boden. Sein ganzes Weſen ſchien verändert. Nichts als Demuth, feierlicher Ernſt, beſcheidene Unterwürfigkeit, oder doch der Schein davon. Die Aebtiſſin grüßte ihn wie einen Untergeordneten, deſſen Ehrerbietung man zu fordern hat, und fragte nach ſeinem Begehr.

Ihre Anrede war lateiniſch. Eine Sprache, die damals auch hochgebildeten Frauen geläufig war, und in dem Verkehre der Geiſtlichen allgemein angewendet

wurde. Eben ſo antwortete der Jeſuit, und das Geſpräch wurde in dieſer klaſſiſchen Form fortgeführt.

Joſeph verſicherte, ſein Beſuch habe vornehmlich zum Zwecke, ſich der Gunſt ſeiner erhabenen Gönnerin von Neuem zu empfehlen.

Die Aebtiſſin wies ihn zurecht. Ein Prieſter habe um keine Gunſt zu werben, als um die des Allmächtigen. Er aber habe mehr Grund als viele Andere, dieſe Werbung inbrünſtig zu bethätigen, denn als Gewiſſensrath des Herzogs ſei die unſterbliche Seele eines Mächtigen unter ſeiner Sorge, und er für das Heil derſelben dereinſt verantwortlich vor dem Richterſtuhle des Herrn.

Nun klagte der Jeſuit wehmüthig über die ſchwere Laſt ſeines Berufes. Er ſei ein frommes zagendes Gemüth. Nach der Stille der Einſiedelei, nach dem Schweigen und der Entbehrung der Thebaide richte ſich ſein Sinn. Jedoch er gehöre ſich nicht ſelbſt, müſſe Folge leiſten ohne zu klügeln, wie ſein Herz auch zucke vor Schmerz, wenn er als Werkzeug anderweit einzugreifen habe, als bei freiem Willen er es ſich geſtatten würde.

„Wolltest Du, o Joseph, — fiel Eusebia ein, — in dieser Weise fortfahren, dürften wir vor Abend nicht zu Demjenigen gelangen, das Du, wie ich vermuthen muß, mir zu eröffnen eigentlich hergekommen bist. Das Gute braucht weder Vorbereitung, noch künstliche Einkleidung. Es ist nicht Schlußfolge, sondern Anfang. Laß mich daher zunächst prüfen, ob das, welches Du bringst, das Gute sei. Hergesandt hast Du jene verbannte Frau Gabriele von Tonenti, welche der Herzog nicht wieder zurückrufen will. Du bittest, daß ich sie heimlich hier bewahre, bis es ihr gelingt, die strenge Seele des Fürsten sich wieder geneigt zu machen. Dein Orden verlangt von mir, was mir nicht wohl geziemt, und ich habe, in meiner künftigen Achtung gegen ihn, zuvor folgende Fragen an Dich zu richten: erstlich was bewegt Deinen Orden, die Sache dieser Frau zu der seinigen zu machen, da ihr Pfad der des Heiles nicht ist? und zweitens: warum ruft man vorzugsweise mich auf, sie zu beschützen, und ihre Sache zu fördern, gegen die den ersten Stein ich zwar nicht aufhebe, mit der ich, eine dem Herrn geweihte Jungfrau, aber nichts gemein haben kann?“

„Erhabenste Herrin, — erwiederte Joseph, —

beide Fragen lassen sich so geradehin nicht beantworten, und wenn gleich Deine Weisheit nicht Gefallen findet an Einkleidungen, wird es Dir doch längst anschaulich geworden sein, wie die Wege der Versehung nicht jederzeit im Hellen, mitunter auch im Dunkeln bezeichnet sind, und daß mithin es geben mag nichts so sich Widersprechendes, das vor einer höhern Einsicht nicht Ausgleichung gewinnen könnte, nichts so auf den ersten Blick Abstoßendes, das sich nicht anknüpfen ließe an einen gerechtfertigten Zweck. Unser heiliger Orden, für die Dauer in unermeßliche Zeiten gegründet, kann in seinen Maasnehmungen nicht die augenblicklichen Mißstände der Gegenwart weichherzig beachten, wo das Heil von Jahrhunderten dagegen zu erzielen ist. Nicht zurückhalten darf er den Fuß vom Zertreten, wo dem Vertilgten ein Keim künftigen angemesseneren Völker- und Menschenlebens entsprießen soll. Darin liegt auch der Grund, warum die Meinen die Sache jener Frau zu der ihrigen machen."

Die Prinzessin ließ einen stolzen strengen Blick über den Jesuiten gleiten. „Dein Orden, — antwortete sie, — gehört der Geschichte, sie hat sein Thun zu

richten, nicht ich. Meine erste Frage ist aber nur besprochen, nicht beantwortet. Was will Dein Orden hier zertreten? Wozu dient ihm hiebei jene Frau?"

„Erhabenste, die Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit des herzoglichen Hauses in diesem Lande ist außer Abrede bei Denen, die gesetzt sind über die Seelen der Sterblichen. Jener Antonius, wie gelangte er zum Throne? wie erhielt er sich darauf? Jener Ludovicus, sein älterer Bruder, wie schändete er sein Geschlecht! — wie irrte er, — lebte er, — starb er! So sind nicht Die, welche der Herr salbt zur Herrschaft über Christen."

„Die, von denen Du redest, stehen vor Gott. Er richtet sie, nicht wir. Amadeus, der gegenwärtige Herrscher verdient Billigung."

„Hat sich die erlauchte fromme Fürstin nicht daran erinnern wollen, wie der Herr gesagt hat, daß er die Sünden der Väter rächte bis ins vierte Glied? Und dieser Amadeus, weiß er in der Unkunde der Laien wohl, was recht ist, was die wahre Tugend bedeutet? Wird so Hohes ermessen mit weltlichem Auge? Dazu ist die heilige Kirche, daß sie nach höherer Einsicht leite die Hüter der Völker. Beachtet aber dieser Fürst die

Macht wohl, die über ihn gesetzt ist? Nicht was sie vorschreibt, nimmt er wahr, befolgt er. Einen Dünkels voll, thut er, was ihm gefällt, was er irrthümlich, verblendet, für gut hält. Selbstständigkeit nennt er, was nichts ist, als Aufsetzigkeit, ketzerische Empörung, und mithin ist er nicht besser, denn Diejenigen von denen er abstammt."

„Darum also möchtet ihr ihn zertreten mit Weibhülfe jener Frau?"

„In so ausgedehntem Sinne ist mein Wort nicht zu verstehen. Es herrsche Amadeus bis ans Ende seiner Tage, aber unter unserer Leitung, und lasse keine Leibeserben, die ihm folgen könnten, denn andere Absichten hat die Vorsehung mit seinem Lande. Da unsere Weisheit keinen Einfluß gewinnen kann auf seinen Verstand, erobern sie solchen vermittelst seiner Sinne. Seine Gemahlin eignet zu unsern Zwecken sich nicht, denn wie möchte der Sinnlichkeit erregen, der selbst keine empfindet, und darum ist ihrem Geiste eine Richtung gegeben, die sie immer weiter vom Irdischen immer ferner in das Gebiet übersinnlicher Träumereien hinausführt, auf dem eine gänzliche Scheidung von den Ansichten und Neigungen ihres Gemahles die nothwendige

Folge ſein muß. Tritt nun jene Gabriele wieder in ihr altes Verhältniß zu ihm, wird ſie ſeine Leidenſchaften, und mit ihnen ſeine Maasregeln beſtimmen. Sie aber wird unſere Dienerin ſein, unſere Schülerin. Dagegen kann ſie ſeine Gemahlin nicht werden, oder, wenn ſie es wird, nicht Kinder zur Welt bringen, die dem Vater nachfolgen dürften auf dem Throne, ſo wenig als jener Emanuel es dürfte, dem wir auch entgegen ſind, weil Frankreich ſich bemüht, die Flecken ſeiner mütterlichen Abſtammung ihm abzuwaſchen, denn dieſer Baſtard wird von jener großen Macht als Werkzeug benutzt, um zu ihrem Staatsvortheile diejenigen Fügungen zu vereiteln, aus denen wir das ewige Schickſal dieſes Landes entwickeln wollen."

„Dieſes Schickſal aber!"

„Durchlauchtigſte Fürſtin, ich bin ermächtigt, Deiner tiefen Einſicht einen Plan von großer Wichtigkeit, und unermeßlichen Folgen nicht zu verſchweigen. Immer gewaltſamer reißen Sünde und Wahn ein unter den Sterblichen. Abwehr deſſen iſt Pflicht, Beſtimmung unſeres heiligen Ordens. Aber was vermögen geiſtige Mittel gegen die Macht ſo vieler, immer erbitterter werdender Feinde. Vorauszuberechnen dürfte die Zeit ſein, da ſchnöde Uebermacht uns

rer Gegner uns niederwirft, ja die geweihte Hand lähmt, die noch erhoben iſt, uns zu beſchützen, ſofern wir nicht eigene Macht uns zu erringen verſtehen, hinter der wir unſer Daſein, unſer Anſehen vor dem Andrange Solcher bewahren, denen mit der Sündhaftigkeit gegeben iſt die rohe Gewalt. Wozu beſaß der Ritterorden des heiligen Johannes die Inſel Rhodus, — warum beſitzt er heute noch Malta? um mit eigenem, nicht geliehenem, Schwerte zu ſchirmen die Chriſtenheit vor den Angriffen der Ungläubigen. — Wer Sind dieſe, deren Mond ohnehin nur halb iſt, nicht weniger furchtbar als jene, alles Heil bekämpfend, Ketzer? Iſt unſere Verbrüderung, die zum Kampfe eingeſetzt iſt mit dieſen nicht eben ſo würdig, die eigene Stätte zu beſitzen, auf der ihre Kraft auch in weltlicher Herrlichkeit fuße? Was wird man unſerem heiligen Orden wohl anhaben können, wenn er thronet unter den Thronenden? Daher, wenn Amadeus ohne berechtigte Erben ſtirbt, möge er in ſeiner letzten Verfügung unſerem Orden, der ihn durch jene Gabriele für ſich gewinnen will, ſein Land und ſeine Herrſchaft als ein Legat hinterlaſſen."

„Und wenn er nicht will?"

„Wird Dasjenige, dem wir nachſtreben, auf ande-

Weise durch Hülfe großer Mächte unser eigen, denen es Vortheil bringt, uns zu beschützen, und bei denen wir unser Ansehen noch mehr befestigen, in sorglicher Vorbereitung hinwirkend auf die endliche Erreichung unserer großen Absicht."

Die Prinzessin schwieg, mit einem Blicke auf Joseph, dessen eigentlichen Ausdruck er vergeblich suchte zu deuten, und eine lange Pause folgte auf diese wichtige Mittheilung, hinter der die schwärzesten noch ungebornen Thaten lauschten. Endlich nahm Eusebia wieder das Wort.

„Da ich nun meine erste Frage beantwortet finde, zu zweiten. Warum ruft man vorzugsweise mich auf, diese Frau zu beschützen?"

„Weil Du, tiefgekränkte Fürstin, in dem Herzoge das Geschlecht hassen mußt, das Dich so schwer beleidigt. Weil Du ein Recht hast zu bestrafen. Weil bei Dir der Wille vorausgesetzt wird, es zu thun, wenn Dir Gelegenheit geboten wird. Schütze diese Frau, befördere ihre Absichten, und Du hast sie."

Eine glühende Röthe überzog das marmorweiße Antlitz Eusebiens. Ihr Auge strahlte königlich. Sie richtete sich hoch auf, und trat majestätisch vor.

„Schweig, rief ſie. — Wer geſtattet Euch einzudringen in meinen großen Schmerz. Ja, ich bin ſchwer beleidigt. Ja, — vergelten will ich. Bei ſolchem Vorhaben bedarf ich aber weder Rathgeber noch Gehülfen, und die Macht Deines Ordens ſcheitert an meiner feſten Bruſt, die Euch verſchloſſen bleibt. Genug. Ich vertreibe keinen dürftigen wegemüden Pilger, der an meiner Schwelle um Speiſe bittet, und auch jene Frau nicht. Sage ihr, ſie könne bleiben, bis es an der Zeit ſein wird, daß ſie wieder gehe. — Mit Gott. Du biſt entlaſſen."

Sie winkte mit ungewöhnlicher Hoheit. Der Jeſuit zog ſich ehrerbietig, aber ſichtlich überraſcht und verlegen zurück.

Feierlichen Schrittes, ſtill und ernſt, wandelte Euſebia den Kreuzgang entlang, an deſſen Ende ihre Gemächer ſich befanden. Dort ſetzte ſie ſich nieder, und ſchrieb folgenden Brief an den Herzog.

„Ränke aller Art werden geſponnen, Sie zu umweben. Vorzeitige Aufklärung wäre für Sie gefährlicher, als völlige Unwiſſenheit. Nur unbe-

nimmte Warnung kann Ihnen nützlich werden. Seien Sie ſtandhaft, beſonnen und feſt. Alle jene Anſchläge werden vergeblich ſein, wenn Sie fortfahren, das Rechte zu wollen, und ſich die Kraft bewahren, es zu vollführen. Dann zertritt im muthigen Wallen ihr Fuß die Skorpione, die ihr Auge nicht ſah. Ich liebe Sie, und Sie wiſſen es. Ich liebe Sie, denn Sie ſind gut. Ihr Vater hat mich ſchwer beleidigt, die Blüte meines Glückes vernichtet. Meine Rache iſt Liebe zu Ihnen, meine Waffe Vergebung, mein Zweck, durch thätiges Wohlmeinen jene Unbill zu vergelten, die man mich leiden ließ. Sie verſtehen mich, und ich danke Ihnen im Namen Ihres Volkes dafür, daß Sie immer meinen Mahnungen Gehör gaben. Sie nannten mich in Ihrem letzten Briefe Ihre Egeria. Wenn Sie der Numa Ihres Volkes ſein wollen, ſoll es an mir nicht fehlen. Vertrauen Sie ſich ſelbſt, Ihrem richtigen Gefühle, und fürchten Sie nicht den Haß Derjenigen, die es übel mit Ihnen meinen. Dem Redlichen hilft Gott.

Gabriele iſt hier, unter dem Schutze Spaniens und der Jeſuiten, und ich ſoll ſie bewahren

Da ſie an jedem andern Orte Ihnen ſchädlicher wer-
den würde, habe ich ſie aufgenommen. Rufen
Sie ſie aber nicht an Ihren Hof zurück. Sie
bringt Ihnen Gefahr. Wenn Sie beharren, ſie
nicht vor ſich zu laſſen, werde ich ſie zu entfer-
nen wiſſen. Große Vorſicht iſt nöthig, nicht dieſer
Frau, die für ſich nichts bedeutet, aber ihrer Be-
ſchützer wegen. Die Zeit iſt noch nicht gekom-
men, mit Dieſen im offenen Kampfe zu ringen.
Das Exil des Prinzen Emanuel beſchämt Sie da-
gegen. Er muß ſich in Ihrer Nähe entweder als
tüchtig und gut bewähren, oder ſeine Verderbniß
offenbahren. Im erſten Falle ſind Sie ſich und
ihm Gerechtigkeit ſchuldig: im andern rechtfertigt
ſich ſeine dann unabänderliche Verſtoßung vor der
Welt. Angiolina iſt Ihr guter Engel. Mein Rath
war es, der ſie Ihnen zuführte, mein inniges Gebet
iſt es, daß ſie Ihnen erhalten werde. Man ſtrebt
ihr Gemüth in ſpitzfindigen Traumgeſtalten zu ver-
flüchtigen, um ſie Ihnen zu entfremden. Seien
Sie mild gegen ſie, vertrauen Sie ihr, fahren Sie
fort, ſie zu lieben, und der Augenblick wird kom-
men, da ſie Wirkliches unterſcheiden lernen wird
vom Scheine. Dann wird die Knospe ihres Her-

tens in die Blüthe treten, und ſie wird Ihnen ganz angehören.

Der Ewige ſegne Sie.

Euſebia."

Auf geheimem, dazu bereits vorgerichtetem Wege gelangten dieſe Zeilen an den Herzog, kurz vor der Antrittsaudienz des ſpaniſchen Botſchafters. Es iſt aus den Begebenheiten bereits bekannt, wie jener ſie gewürdigt.

Viertes Kapitel.

Daß Pater Joſeph, wie eben wahrzunehmen geweſen, ſeiner bedeutenden Liſt ungeachtet, ſich eines Mißgriffes ſchuldig gemacht, als er die Marquiſe Euſebien überantworten, und letztere in ſein Vertrauen ziehen wollen, darf nicht befremden. Die verſchlagenſten Ränkemacher haben keinen Begriff von dem Aufſchwunge großer und edler Seelen, denn vornehmlich darin beſteht ihre vermeinte höhere Einſicht, daß ſie die Wirklichkeit oder Möglichkeit von ſolchen ſich hinwegklügeln. Sie verrechnen ſich daher faſt jederzeit, wenn ſie auf ſolche Seelen einzuwirken beabſichtigen. Ihnen, die ſelbſt nur auf Betrug ausgehen, begegnet dann das, in gewiſſem Sinne, komiſche Unglück, die Betrogenen zu ſein. Aus ſolchem Mißgeſchicke folgt für ſie aber nur Mißbehagen, nicht Belehrung, weil ſie die Bewegungsgründe nicht erfaſſen, durch die jene höhere, ihnen ſittlich überlegene

Naturen ſich beſtimmen laſſen. Sie meinen nur, dieſesmal habe ihre Liſt nicht ausgereicht, die ſchwache Stelle der Gegner zu erkennen, und da ſie eine hohe Meinung von ſich hegen, erwächſt ihnen aus ſolcher Demüthigung eine Qual, empfindlich genug, ihrer künftigen Verdammniß abgerechnet zu werden.

Vergeblich marterte der Jeſuit ſeinen Scharfſinn, wie er Euſebien zu nehmen habe, deren ganzes Verhalten ihm völlig unzuſammenhängend erſchien. Endlich, was wurde aus der Marquiſe? Sie war nicht angenommen, nicht abgewieſen, alſo in der zweideutigſten Lage von der Welt. Ein kümmerlicher Troſt lag nur darin, daß die Prinzeſſin ſich vermuthlich nicht eigentliche Feindſeligkeit gegen ſie geſtatten werde. Deshalb meinte er um ſo eifriger Alles aufbieten zu müſſen, ſie bald auf den Schauplatz ihrer eigentlichen Wirkſamkeit zu befördern.

In ſeinem Antlitze indeſſen war nichts zu leſen von den unerfreulichen Bewegungen ſeines Innern, als er bei Gabrielen eintrat. Er beſpöttelte die klöſterliche Einfalt der Prinzeſſin, die zwar den heimlichen Aufenthalt ihres Gaſtes genehmigen, jede perſönliche Begegnung aber vermeiden wolle, nur um ſich,

ungünſtigen Falles, gegen den Hof nicht auszuſetzen. Den Brief der Marquiſe an den Herzog nahm er in Empfang, verhieß baldige Mittheilung über deſſen Erfolg, und entfernte ſich mit Eile.

Nun begann für Gabrielen ein Zuſtand von einer, für ſie durchaus neuen Beſchaffenheit. Sie befand ſich zum erſten Male in ihrem Leben in völliger Einſamkeit, ohne irgend eins jener Mittel des Zeitvertreibes, der ihr ſeither zur täglichen Gewohnheit geworden. Ohne Geſchick, ohne Beruf, ja ohne innere Hülfsquellen zur ſinnigen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, zeigte ihr dieſe Wirklichkeit nur eine geſtaltenloſe Leere, in deren Mittelpunkt ſie daſtand, rathlos und allein. Solche Lage war, ſelbſt im Traume, ihr niemals vorgekommen. Wäre es der Fall geweſen, würde ſie ſich, erwacht, mit deren unbedingten Unmöglichkeit getröſtet haben. Nichts deſto weniger trug ſie die erſten Wochen ihre Verlaſſenheit noch mit einiger Geduld, denn ihr gewährten die Entwürfe zu einer Fülle von Entſchädigung, die ſie ſich für dieſe vorübergehende Entbehrung künftig bereiten laſſen wolle, einige Unterhaltung. Sonſt ohne Einbildungskraft, wenn auch voll von Einbildungen der Eitelkeit, gewann nun ihr Vorſtellungsvermögen zum erſten Male etwas von ſchöpferiſcher

Kraft, um ihr Luftſchlöſſer künftiger Macht, ſchrankenloſer Sinnenbefriedigung und ſchimmernder Größe aufzubauen, die ſie der Zukunft gleichſam in Beſtellung gab. Denn ſo ſtand es nicht um ſie, als diejenigen meinten, die ſo eben der Führung ihrer Angelegenheiten befliſſen waren. Beſtimmten dieſe ihr die Rolle einer bloßen Geliebten des Herzoges, wies ihr Stolz doch ſolche Demüthigung zurück, und fand nur Befriedigung in einer wirklichen Heirath. Dieſer letzte Preis ihres Trachtens ſchien ihr auch nicht zu hoch zu ſchweben. Wie Alle, nahm ſie an, die Ehe des Herzogs mit Angiolinen ſei eigentlich nur ein Schein, der nächſtens durch Eintritt einer Kataſtrophe beſeitigt werden müſſe, da beide Gatten nicht für einander zu paſſen, ſich gegenſeitig nirgend zu verſtehen ſchienen. Zudem ging das Gerücht, daß alle Aerzte jede Hoffnung Angiolinens, dem Throne Erben zu geben, verneinten. Solcher Ehen Auflöſung, vornehmlich bei regierenden Fürſten, pflegte zu Rom nicht Schwierigkeiten zu finden. Welche Folge der lockendſten Bilder mußte für Gabriele ſich nicht an dieſe Erwägungen knüpfen.

Aber ſie war nicht des Sinnes, ſich auf die Länge durch bunte Hirngeſpinſte befriedigen und tröſten zu

laſſen. Ungeduld und Langeweile überwuchſen nur zu bald ihre Selbſtbeherrſchung, und fielen ſie um ſo ingrimmiger an, als eine lange Zeit verging, ohne daß Pater Joſeph ſich ſehen, oder etwas von ſich hören ließ. In dieſer Verzweiflung ſollte Rabatilla einige Aushülfe gewähren. Gabriele war aber der Poſſen, kleinen Künſte und Lieder der Zigeunerin, die nur zu Anfange beluſtigten, herzlich ſatt. Um ſo eifriger wendete ſie ſich wieder an den ihr wichtigeren Inhalt dieſes myſtiſchen Gefäßes, an den geheimen Schatz der Wahrſagung und Zauberei. Tagelang quälte ſie die Unverdroſſene, ihr, auf jede erreichbare Weiſe, die Zukunft zu offenbaren. Ob ihr glücken werde, was ſie beabſichtige? Ob ſie den Gemahl erlangen werde, den ſie im Sinne habe? Immer hieß es Nein, und Nein, wie auch die Hand ſtudirt, wie die magiſchen Zeichen gelegt, wie punktirt und gezählt wurde. Es blieb dabei, ſie werde und müſſe den Prinzen Emanuel heirathen: eine Ausſicht, die Gabrielen zur Verzweiflung brachte. Dazu kam ein bitteres Gefühl der Demüthigung, daß Euſebia ſie nicht ſprechen, von ihr nicht Kenntniß nehmen wolle, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie feſt entſchloſſen war, dieſes Kloſter mit ſeinem ganzen lebenden und unbelebten Inhalte,

in die Luft ſprengen zu laſſen, ſobald ſie nur erſt Herzogin geworden.

Endlich nach langem Harren wurde Pater Joſeph an einem Morgen unerwartet angemeldet, und Gabriele empfing ihn in der höchſten Spannung, mit Freudensbezeugungen und Vorwürfen. Er ſah düſter aus. Sein ganzes Weſen verkündete nichts Erwünſchtes. Stumm überreichte er einen Brief, den die Ungeduldige eröffnete und las. Er lautete, wie folgt.

„Madame.

Seine Hoheit der Herzog befiehlt mir Ihnen zu melden, daß er den Brief empfangen, den aus Mailand an ihn zu richten Ihnen gefallen. Höchſtderſelbe hat ſich verſagen müſſen, dieſe Zuſchrift ſeinerſeits zu beantworten. So anziehend liebenswürdige Erinnerungen der Vergangenheit auch ſind, kann es begegnen, daß ihr Inhalt den Erforderniſſen einer veränderten Gegenwart nicht entſpricht, und eine zarte Achtung empfiehlt Vermeidung verletzenden Mißtones in geziemendem Schweigen, wo Einklang der Erwiederung von den Umſtänden verneint wird. Es wird Seiner Hoheit, meinem erhabenen Gebieter, erwünſchte

Genugthuung gewähren, wenn einſt der Augenblick eintreten ſollte, dem eine glückliche Vereinigung Ihrer Wünſche mit jenen Umſtänden vielleicht abzugewinnen ſein möchte, wozu nun die Ausſicht noch nicht vorhanden iſt. Bis dahin aber hat die Weisheit des Herzoges ſeinen Geſinnungen widerrathen wollen, Ihnen die Rückkehr an ſeinen Hof und in ſeine Staaten zu geſtatten, wobei er mehr Schonung Ihres Gefühles, Madame, als Rückſicht auf ſeine eigenen Intereſſen ins Auge nimmt, deshalb auch nicht zweifelt, daß Sie mit ſeiner Entſchließung völlig einverſtanden, und geneigt ſein werden, die Bewunderung Ihrer trefflichen Eigenſchaften auf einem größeren Schauplatze wieder in Empfang zu nehmen, als derjenige iſt, den Ihnen dieſes kleine Land darbieten könnte.

Nur dieſe Erwägung kann auch mich für meine Perſon über einen Mißſtand tröſten, der die unbegrenzte Verehrung nicht verändern kann, die Ihnen zu Füßen legt,

Madame

Ihr treugehorſamſter Diener,

Gregorio Richeldi."

Dieſe Zeilen ſtürzten die arme Marquiſe völlig aus dem ſchon umdüſterten Himmel ihrer Hoffnungen in

äußerſte Troſtloſigkeit und Erbitterung. Ein abſchlägiger Beſcheid, wo ſie die zärtlichſte Glut ihrer Empfindungen rückſichtslos aufgewendet, ſich gleichſam aus ſich ſelbſt herausgeſtellt, den letzten Standpunkt ihrer weiblichen Würde aufgegeben hatte. Nicht einmal in eigenem Namen geantwortet; durch einen Diener abgewieſen, wie man an der Thüre einen läſtigen Beſucher abweiſen läßt. Je größer ihre Eitelkeit, und die eigene Meinung von der Macht ihrer Reize, je tiefer ihre Demüthigung, je wilder ihre Verzweiflung. Sie rang die Hände, ſie ſchwamm in Thränen, ſie war einer Ohnmacht nahe, — wie ſie wenigſtens verſicherte, — und da doch irgend Jemand mit den Ausbrüchen ihres Zornes zu treffen ihr Bedürfniß war, mußte der Jeſuit ſich von ihnen überſchütten laſſen.

„Ha, mein hochwürdiger und hochweiſer Vater, rief ſie, das alſo die Feinheit und Macht Ihres Ordens! Sagen Sie mir doch, nach weſſen Aufforderung, auf weſſen Andringen, durch welche Vorſpiegelungen bewogen, ich denn in die ſaubere Rolle gerathen bin, die es Ihnen gefällt, mich hier ſpielen zu laſſen. War es denn nicht Ihr Orden, waren nicht

Sie es, die den ſpaniſchen Statthalter zu Brüſſel, wie es hieß unter Genehmigung des katholiſchen Königes ſelbſt, dahin beſtimmten, dem Herzoge von Bouillon in Paris einzugeben, mich wieder hieher, und in meine alte Verhältniſſe mit dem Herzoge zurückzubringen? Damals ſollte ich nur kommen, ſehen und ſiegen. Die Thoren, die wir waren, Ihnen zu vertrauen; bei Ihnen Eigenſchaften vorauszuſetzen, die Sie weit entfernt ſind zu beſitzen: bei Ihnen Kenntniß der hieſigen Zuſtände zu vermuthen, von denen Sie ſo wenig verſtehen, als ich von der Weisheit des Confucius. Was nun weiter, mein Herr? Beſchließen Sie etwa, den Quersack eines Bettelmönchs für mich zu borgen, um mich ſo unſcheinbar als möglich über die Alpen zurückzuſenden? Haben Sie einen magiſchen Talisman in Bereitſchaft, das grenzenloſe Ridicul zu bannen, dem Sie mich vor ganz Europa ausſetzen, und die Finger zu beſchwören, mit denen man in Paris auf mich weiſen wird?

Ihre Augen funkelten. Sie trat dicht vor den Pater hin, wie eine zürnende Medea.

„Sie haben ſich in mir verrechnet. Auch meine Bruſt hegt die Gewitter eines mächtigen Zornes.

Auch ich habe für Beleidigungen unverſöhnliche Rache. — Sie lächeln. Das iſt ein ſehr wohlfeiles Auskunftsmittel; Zeugniß armſeliger Beſchränkung. Meinen Sie denn, eine Frau ſei zu nichts vorgerichtet, als mit dem Fächer zu ſpielen? Katharina von Medicis war die empfindſamſte, liebenswürdigſte vollendetſte Prinzeſſin aller Zeiten, die in Ohnmacht fiel, wenn ihr Schooshund ſich an ihrer Nadel geritzt. Sie hat aber nach der St. Barthelemei lächelnd zwiſchen den blutigen Leichen der Rebellen gewandelt, die ſich vermeſſen ihr königliches Haupt zu beleidigen, und hat wohl gethan."

Der Jeſuit erwartete ruhig das Ausgehen ihres Athems, dann nahm er das Wort in der verbindlichſten Weiſe.

„Weit davon entfernt bin ich, Madame, Ihrem Geſchmacke in Wahl Ihrer anmuthigen Erheiterungen zu mißtrauen. Aber bedauern muß ich, daß Ihnen der freie ruhige Blick zur Zeit noch abgeht, mit dem ein vollendeter Verſtand alle Vorkommenheiten ermißt, und ſie beherrſcht, weil er ſie nicht empfindet, ſondern nur berechnet. Wer einem Gefühle, welcher Art es auch ſei, noch Macht über ſich geſtattet, iſt ein Neu-

ling, und eine Dame kann durch ſolche Bezeichnung am wenigſten beleidigt werden, da Ihrem holden Geſchlechte nichts bezaubernder ſteht, als eben das Neue. Was iſt denn dieſer Brief? ein Stück Papier mit etwas Dinte aus der Feder eines ſpitzig thuenden Schwachkopfes. Was hat denn der Herzog darin verſagt? Nichts als die Chamade nach einem erſten Schuſſe der Belagerung. Das iſt Form, das iſt Anſtand. Von uns denken Sie ſehr gering, und doch kann uns nichts leichter werden, als Ihre Sache in einem anderen großartigen Style mit Glanz durchzuführen, den wir nur deshalb gern vermeiden wollten, weil Dinge ſo zarter Natur am ſchicklichſten unter der Hand gedeihen. Doch, wir beſcheiden uns. Sie entziehen uns Ihre gute Meinung, und wir haben die Gewohnheit nicht uns aufzudrängen. Ich nehme an, daß ich entlaſſen worden, und ertheile Ihnen meinen Segen."

Die Marquiſe vertrat ihm den Weg. „Nein, — rief ſie, — ſo verlaſſen Sie mich nicht. Ich habe zu fordern, daß Sie nun Alles ins Werk für mich richten, das Sie irgend vermögen. Wie kann es Ihnen leicht ſein, dieſe Breche wieder auszufüllen? Was

können Sie mit Glanz ausführen? Ich will es wissen."

Der Jesuit nahm ruhig seinen Platz wieder ein und sprach: „in der That, es muß befremden, wie eine so staatskluge Dame den einzigen natürlichen Punkt so lange übersehen hat, in dem ihr Interesse wurzelt. Dieser Punkt ist Ihr Recht. Mit welchem sind Sie von hier verwiesen? Was verbrachen Sie hier, das durch Verbannung zu bestrafen wäre? Konnten Sie für die Liebe des damaligen Erbprinzen zu Ihnen? Willkühr, gesetzlose Gewalt des Herzoges Antonio vertrieb sie von hier. Der Unschuldige darf fordern anerkannt, der zu Unrecht Beschädigte in seinen ersten Stand wieder eingesetzt zu werden. Wenn die aus schonender Rücksicht zunächst versuchte Milde des Herzoges, der doch der eigentliche Verschuldete ist, wenn sein Gefühl für Gerechtigkeit vergeblich angesprochen sind, wohlan, dann werde das Recht zur Entscheidung aufgerufen. Der Ausspruch kann nicht zweifelhaft sein."

Die Marquise lächelte bitter und geringschätzend. „Wenn das Ihre ganze Macht ist, dursten Sie damit nicht großthun. Was ist das Recht? Ich habe

gehört, daß darüber dicke Bücher geschrieben sind, aber nicht bemerkt, daß es jemals aus diesen in den Verkehr der Mächtigen und Großen gekommen, wo wenigstens heut zu Tage, sich Jeder ziemlich Alles erlaubt, was in seiner Gewalt steht, und ihm am besten frommt. Gesetzt aber auch, dieses Recht wäre wirklich mehr, als ein Fetzen wurmstichigen Papieres, wo ist das Tribunal, nach diesem Rechte meinen Spahn mit diesem treulosen Herzoge zu schlichten, der für die heiligen Eide der Liebe und Treue kein Gedächtniß hat?"

„Dieses Tribunal besteht aus Königen, und der Statthalter Christi, als Vater aller rechtgläubigen Herrscher, steht ihm vor. Rufen Sie den Papst an. Sobald er zu Ihren Gunsten spricht, sobald er Ihren Anforderungen öffentliche Bedeutung giebt, die Ihnen angethane Unbill abzustellen ermahnt, werden Spanien und Frankreich, ungeachtet des zwischen beiden obwaltenden Kriegszustandes, vermittelnd, und nicht blos fürsprechend einwirken, worauf der Herzog wird geschehen lassen müssen, was er hienach nicht länger abweisen darf."

„Sie träumen, mein Herr. Wie will ich dann gelangen in einer für ihn so unerheblichen Angelegen-

heit den Schutz des römischen Hofes für mich zu gewinnen, da er in größeren so vorsichtig geworden ist?"

„Sie täuschen sich, nicht ich. Dieser Hof wird sich wohl, und nachdrücklich Ihrer annehmen, ja ganz gewiß, wenn —"

„Wenn?" lauschte Gabriele.

„Wenn wir ihn dazu bewegen — fuhr der Jesuit fort, und wir wollen dieses unfehlbar mit Erfolg thun, wenn —"

„Guter Gott! — rief die Dame ungeduldig, — schon wieder ein wenn. Man kann mit Ihresgleichen nicht drei Worte verhandeln, von denen das dritte wenigstens nicht ein „wenn" ist. Ich meine, das ist die Devise Ihres Ordens. Nun also — wenn? — fahren Sie doch fort."

„Wenn Sie, Madame, die Verpflichtungen eingehen, die wir dagegen für uns bedingen."

„Was für Verpflichtungen?"

„Dieses Papier enthält sie. Es sind ihrer nur wenige, für Sie ganz leichte, auf die es Ihnen kaum ankommen möchte."

Er las.

„Die Marquise von Ponenti verpflichtet sich, sobald sie an den Hof des Herzogs zurückgebracht ist, in allen und jeden Dingen, von welcher Art sie auch seien, ohne irgend einen Vorbehalt, oder irgend ein Bedenken, Demjenigen pünktlich und blindlings Gehorsam zu leisten, was ihr von unserem Orden befohlen wird."

„Seltsame Bedingung! bemerkte Gabriele. Und wenn ich einmal der Laune sein sollte, meinen Kopf für mich zu haben?"

„Wird das zwar nicht den Kopf, aber die Laune kosten:" warf Joseph hin, mit einem Blicke, scharf und durchbohrend wie ein Dolch.

Die Marquise schwieg betroffen, und Jener las weiter.

„Sie verpflichtet sich ferner, sobald sie in das bewußte Verhältniß zum Herzoge getreten, seine Thatkraft in sinnlichen Zerstreuungen zu beseitigen, ihm die Mühe des Herrschens zu verleiden, seinen eigenen Willen abzudämpfen, die öffentliche Meinung von ihm abzulenken, damit die Zügel seiner

Regierung in Hände gerathen, die sie zu höheren Zwecken gebrauchen."

„Mein Herr, das ist eine Politik der Hölle. Ich lasse dahingestellt sein, was Sie unter Ihren „besondern Verhältnissen" verstehen, denn ich erörtere keine Unschicklichkeiten. Von dem Allen, was ich hienach soll, will aber ich gerade das Gegentheil. Ich möchte den Herzog groß und bewundert sehen, — ich möchte das, weil, — weil, — ich beschlossen habe, ihn zu lieben."

„Das sollen Sie ja auch, Madame, bis zum Uebermaaße, so daß er Alles sonst darüber vergißt. Können Sie es besser wünschen?"

„Das sind Sachen, werther Herr, die Sie nicht verstehen. Von der Liebe, die Sie im Sinne zu haben scheinen, ist hier nicht die Rede. Nicht hergekommen bin ich, einen blasirten Wüstling im Rade laufen zu lassen, wie ein gefangenes Eichhörnchen für ein Stückchen Zucker. Nochmals, und ohne Ihre Geimassen zu fürchten: ich liebe den Herzog, und kann nichts lieben, das nicht groß ist und stark."

„Freilich nicht ganz nach unserer Bequemlichkeit, doch die dritte Bedingung überträgt das.“

„Lassen Sie hören.“

„Sie verpflichtet sich endlich, nachdem es ihr gelungen, die Ehe des Herzogs mit der Herzogin Angelina — zu destruiren, den Herzog von jeder standesmäßigen Wiedervermählung abzuhalten, damit er keine ebenbürtige Nachkommenschaft hinterlasse.“

Die Marquise hat diese Worte kaum vernommen, als sie alle Vorsicht und Zurückhaltung, in höchstem Unwillen bei Seite ließ.

„Glauben Sie mit einer Thörin zu sprechen?“ rief sie. Haben Sie denn wirklich die beispiellose Frechheit anzunehmen, eine Person meines Standes, meiner Bedeutung könne sich jemals wegwerfen, die Favoritin eines Fürsten vom vierten Range zu werden? Der Herzog ist nicht der Kaiser, ich bin keine Geisette. Meine Lage ist wenig geringer, als die seine. Ich kenne kein besonderes Verhältniß für mich bei ihm, als das seiner Gemahlin.“

„So heirathen Sie ihn, Madame. Das streitet nicht gegen die Bedingungen. Wenn nur —"

„Ersparen Sie sich dieses Mal ihr wenn, Würdigster. Ich lasse mich auf keines ein. Wenn ich ihn heirathe, thue ich es, um Herzogin zu werden. Sie schielen da mit einem recht albernen Blick. — Ja, seine Herzogin. Ich bin nicht geborne Fürstin, aber durch Vermittelung meiner mächtigen Gönner ist die Zusicherung des Kaisers bereits verbrieft, und ausgefertigt in meinen Händen, daß ich zur Reichsfürstin erhoben werde, sobald ein Souverain seinen Thron mit mir theilen will."

„Das ist freilich ein Anderes, — sagte der Pater ruhig und kalt. — Stehen die Sachen so, bedürfen Sie auch unserer Hülfe nicht. Sie haben viel vornehmere Freunde, denen wir nicht vorgreifen wollen. Ich sagte vornehmere, nicht mächtigere. Wir ziehen uns zurück. Versuchen Sie, ob die Beflissenheit Ihrer Gönner ausreichen wird, Sie auf den Thron des Herzogs zu führen. Wir verhandelten zum letzten Male. Leben Sie wohl."

„Ja, gehen Sie, mein Herr, und kommen mir nie wieder vor die Augen."

„Sehr wohl, Madame. Zum Abſchiede nur immer aber unſere Prophezeiung, wenn unſer Rath Ihnen nicht beliebt. Was Sie zunächſt wünſchen, werden Sie vielleicht auf anderem Wege erreichen, aber zu Ihrer Schmach. Was Sie nicht begingen, wird Ihnen doch zugerechnet werden. Mit dem Giftbecher, den Sie nicht gemiſcht, wie die allgemeine Verwerfung Sie fluchend überſtrömen. Gute Geſchäfte, Madame.“

Fünftes Kapitel.

Die Aufregung der Marquise, nachdem der Jesuit sie so schnöde verlassen, und zwar auf dem Strande, an den er eigentlich selbst sie gelockt, nur um sie auf dessen Untiefen scheitern zu lassen, ist nicht zu beschreiben. Auch war ihre Lage die peinlichste. Wohin sollte sie sich wenden, da an diesem Orte sie so wenig länger bleiben durfte, als wollte und konnte?

Ehe sie aber Zeit gewann, die ganze Tiefe ihrer Verlegenheit zu ermessen, ereignete sich, bald hintereinander, und von verschiedenen Seiten, zweifaches völlig Unerwartetes, das, obwohl ohne Zusammenhang, ihren Zuständen eine durchaus veränderte, und dem Anscheine nach vielversprechende Richtung gab.

Zuerst nämlich erschien eine Laienschwester des

Kloſters in ihrem Vorzimmer und ſagte den Beſuch der hochwürdigſten Schweſter Euſebia an.

So ſehr Gabriele überraſcht wurde, fand ſie ſich doch bald in der Ueberzeugung befeſtigt, die Prinzeſſin laſſe endlich ſich nur deshalb zu dieſer Begegnung herab, um ihr den Befehl zur Abreiſe zu ertheilen. Sie rüſtete ſich daher mit allem Stolze, den ſie erſchwingen konnte, ſolcher Mahnung mit angemeſſener Geringſchätzung zu begegnen.

Noch ehe die Stunde verging, ſah ſie die Aebtiſſin, von zwei Nonnen begleitet, durch den an die Umgebung des Hauſes grenzenden Kloſtergarten heranſchreiten.

Die edle gebietende Geſtalt der Fürſtin ergriff ſie jedoch ſchon aus der Ferne, und Gabriele vergaß ſo viel von ihren ſchnöden Vorſätzen, daß der Ueberreſt ſie nicht hinderte hinauszutreten, und Euſebien an der Thüre des Gartenſaales zu empfangen.

Die Züge dieſer hohen Dame zeigten heute einen ungewöhnlichen Ausdruck von Würde. Sie ſetzte ſich mit der ſichern Haltung ihres Standes auf einen Lehnſtuhl, und winkte Gabrielen, auf einem Tabouret ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Meine Tochter, — hub die Prinzeſſin an, — ich ſpreche Niemand, dem ich nicht nützlich werden kann, darum ſehen Sie mich erſt heut. Der Herzog, höre ich, will Sie nicht empfangen. Man hat Sie getäuſcht, und Sie haben ſich ſelbſt getäuſcht. Das erſte mag Gott Ihren Rathgebern, das andere können Menſchen Ihnen füglich vergeben. Das Herz, ſo lange es noch in Weltluſt befangen iſt, irrt zu leicht über ſeine wahre Beſtimmung. Ich glaube, daß nach ſtrengem bürgerlichen Rechte Ihre Zurückweiſung ſich nicht vollſtändig bewährt. Es giebt aber, beſonders für Frauen, noch ein höheres Geſetz, als das geſchriebene, das der Sitte.

Ihre Erſcheinung am Hofe hätte die Sitte für Sie und den Herzog verletzt. Ehe Sie zehn Jahr älter ſind, werden Sie erkennen, daß dieſer wohl gethan. Er kann nicht Ihnen, Sie können ihm nicht angehören. Warum einen Zuſtand herbeiführen, an den hundert Zweideutigkeiten, Mißdeutungen ſich knüpfen, die Ehre des Fürſten gefährden, die Ruhe ſeiner Gemahlin erſchüttern, Ihren eigenen Ruf zu Grunde richten; und was hätten Sie dann noch zu verlieren?

Da der Herzog Ihnen aber, wie er mir heute ſchreibt, ſeine Staaten unterſagt, finden Sie wohl, daß der Anſtand Ihnen gebietet, ſolche ſobald als möglich zu verlaſſen. Da ich nun weiß, daß Sie Niemand haben, mit dem Sie Rath pflegen könnten, komme ich zu Ihnen. Sie ſind zwar eine Frau von Welt, ich bin nur eine einſiedleriſche Nonne, aber dem öffentlichen Treiben nicht fremd, und fähig, es um ſo ſicherer zu beurtheilen, als ich es antheillos, wenn auch aufmerkſam genug, beobachtet."

Gabriele, durch dieſe ganze Erſcheinung, noch mehr aber durch dieſe ſichere einfache gütige Rede unwillkührlich betroffen und überraſcht, ſtimmte den hohen Ton, den ſie ſich vorgeſetzt, zur gewinnendſten Höflichkeit.

„Ihro Hoheit iſt ſehr gütig, ſagte ſie, aber nicht vollſtändig von meinen Abſichten unterrichtet, die keineswegs gegen den Anſtand und die Sitte ſind. Meine Herüberkunft war eine Sendung, den Fürſten dieſes Landes einer unterdrückten Partei in Frankreich geneigt zu machen. Es handelt ſich hier nur um Staatsintereſſen, und der König von Spanien hat meine Mitwirkung gebilligt und unterſtützt."

„Das kann wohl ſein. Es muß aber mit dem guten Rechte, und den Hülfsmitteln jener Partei mißlich genug beſtellt ſein, wenn ſie von ſolchem kleinen Ränkeſpiel Vortheil erwarten mag, und wenn ein Mann ſich nicht darauf einzulaſſen hätte, viel weniger noch eine Frau, die nicht berufen iſt, ſich in Welthändel zu miſchen. — Doch laſſen wir das. Ich bin zu alt, um mich Täuſchungen hinzugeben. Sprechen wir von Wichtigerem. Wo wollen Sie jetzt hin? Was beſchließen Sie für ſich? — Sehen Sie da, meine Tochter, Sie ſchweigen. Mein Schluß, daß Sie darüber mit ſich nicht im Reinen ſeien, war alſo richtig. Mein Rath, Sie begeben ſich nach Venedig. Es iſt ein bei den gegenwärtigen großen Händeln wenig betheilter Staat, und eine würdige und ſichere Zufluchtsſtätte. Ich will an den Dogen ſchreiben, und Sie ihm angelegentlich empfehlen. Bedürfen Sie Geldmittel? Sie ſind für Sie bereit."

„Ihro Hoheit Freigebigkeit will ich keineswegs in Anſpruch nehmen; ich bin mit meinem Bedarfe verſehen. — Venedig; — in der That, auch mir empfiehlt ſich dieſe Stadt. Ich danke für dieſen Rath und will ihn befolgen."

„Und dann?" — fragte Euſebia.

„Das Kabinet von Aranjuez, dem ich verpflichtet bin, muß —"

„Das ſind leere Worte, meine Tochter, Sie haben nur Pflichten gegen Gott und ſich ſelbſt, und das Kabinet von Aranjuez kann Ihnen mit all ſeiner Macht nicht zu Ihrer wahren Ehre, und in den Himmel verhelfen. Sie mögen ſelbſt dazuthun. Die Sache iſt einfach."

„Wie ſoll ich dieſe Aeußerung Ihrer Hoheit verſtehen?"

„Legen Sie das Treiben nach weltlicher Eitelkeit von ſich." —

„Vergeben Sie, gnädigſte Prinzeſſin, es iſt meine Beſtimmung nicht Nonne zu werden."

„Nein, das ſpringt ins Auge. Ihnen möchte ich auch den Hafen des Kloſters am wenigſten anrathen, wiewohl er gut iſt für Solche, die den Beruf empfinden, darin zu landen. Es giebt aber noch genug andere Wege, den Frieden zu ſtiften mit ſich und dem Himmel, und mit mehr oder minder Windungen führen alle zu ſolchem Ziele, ſofern der Pilger nur mit einem Erforderniſſe verſehen iſt, nämlich — mit dem Ernſte."

„Hoheit, ich habe bisweilen bewiesen, vielleicht auch jetzt, daß ich meine Vorsätze mit Festigkeit zu verfolgen strebe."

„Nach dem diese Vorsätze eben sind, und ich meine, daß sonderlicher Ernst in keinem gewesen, was man nämlich also nennen sollte; nicht Eigensinn, gewisse Eitelkeiten zu verfolgen, sondern unerschütterlicher Entschluß, das Rechte, Wohlgeziemende, Heilbringende zu erstreben. Wer solchen Ernst in sich begründet, besitzt eigentlich schon **Alles**. Er befleißigt sich zuerst der **Sitte**, die Schwester ist des Ernstes. Er wägt und ermißt die Dinge und Güter des Lebens nach ihrem eigentlichen Werthe, schiebt solches von sich, das nur glänzt, und nimmt das Unscheinbare, so nachhaltig frommt. Die Nichtigkeit des Zeitlichen erkennt er, und baut seine Zuversicht auf das Ewige. Wer aber könnte des ewigen beflissen sein, ohne daß die Kraft des **Glaubens** über ihn käme; wer vom Glauben durchdrungen, über den nicht auch die **Liebe** sich verbreitete, nicht die sinnliche, jene Ewige, von der mein großer Landsmann **Dante** lehrt:

„Daß sie beweget Sonn' und Sterne."

Wer aber möchte in solcher Liebe aufgehen, dem nicht auch ein ganzer Himmel der **Hoffnung** sich

eröffnete, ſo daß das Herrlichſte, Seligſte, Glauben, Liebe, Hoffnung, in denen die menſchliche Seele zur Gottähnlichkeit heranreift, Anfang und Wurzel hat nur im Ernſte. Dieſem, meine Tochter, müſſen Sie ſich daher zuwenden, wo nicht, kann Ihnen Niemand helfen, weil Sie ſelbſt ſich nicht helfen wollen."

„Wohl fühle und erkenne ich die tiefe Bedeutung Ihrer Worte, hochwürdigſte Prinzeſſin, jedoch dieſe Aufgabe iſt nicht leicht. Wir, die wir in der Welt leben, werden von hundert Dingen umſchwärmt, angelockt, berufen, die meiſt ſehr ernſte Geſichter machen. Hinter vielen freilich ſteckt der Schalk, wer merkt ihn aber ſogleich. Oft geſchieht es zu ſpät, und in ſolchem Falle befand ich mich bisweilen. Auch die Sitte verletzen zu wollen, ſetzt ſich Niemand ſo leicht vor, es iſt dieſe aber der Form nach in verſchiedenen Zuſtänden ſo verſchieden, daß nur im Kloſter und in der Einſiedelei es möglich iſt, über den unbedingten unwandelbaren Begriff der Sitte ſich ins Klare zu ſetzen. Ihre Hoheit iſt ſehr begnadet, jene Klarheit des Ernſtes für ſich errungen zu haben, doch, — die Geſchicke einer Fürſtin gehören ja der Geſchichte, — dieſes unſchätzbare Gut kann nicht vorweg Jedem zugemuthet werden, da es ſelbſt bei Ihnen doch nur das Ergebniß

tiefer beſchaulicher Zurückgezogenheit nach großen Leiden iſt."

„Da irren Sie. Wenn ich dieſen Ernſt nicht ſchon beſeſſen hätte, mich darauf zu ſtützen, wie auf einen Stab, hätte ich mich nicht aufrecht erhalten, als jene Leiden über mich kamen, und ich hätte nicht die Zurückgezogenheit meines Kloſters, ſondern, in voller Verzweiflung, die Tiefe eines Grabes gewählt. Nun muß ich Ihnen aber auch beweiſen, daß der wahre Ernſt nicht düſter iſt, ſondern auch lächeln kann, wie ich es jetzt thue, da von meinen überſtandenen Leiden die Rede iſt, auf die ich, eben meines Ernſtes wegen, und um Gott für dieſen zu danken, oft und gern zurückblicke. Es waren ja nur Prüfungen, ſie ſind beſiegt, und des Sieges darf man ſich freuen.

Doch genug. Die Zeit, die ich Ihnen beſtimmen wollte, iſt verfloſſen. Jeder Augenblick bei mir hat ſeinen beſondern Beruf. Etwas Gutes meinte ich Ihnen zu erweiſen, indem ich Ihnen ſagte, was gewiß Ihnen noch Niemand geſagt hat. Es iſt ein Geſchenk, das ich Ihnen als Wirthin beim Abſchiede mache. Schalten und walten Sie damit, wie Sie können. Es iſt ein Saamenkorn, und es wird trei-

ben, wachsen und blühen, je nachdem Sie es pfle-
gen. Gefällt Ihnen dann dereinst die Pflanze aus
meinem Klostergarten, denken Sie meiner. Gott
mit Ihnen."

Die Prinzessin hatte diese Worte kaum gespro-
chen, als sie auch schon mit ihren Begleiterinnen ver-
schwunden war. Einen tiefen Eindruck hatte sie bei
Gabrielen zurückgelassen. Diese Strenge und Milde,
Einfachheit und Hoheit, Anspruchlosigkeit und Macht
eines klaren Geistes vereinten sich zu einem Ganzen,
das in dem Treiben der Höfe und der großen Welt
nicht angetroffen werden konnte. Solches Ergebniß
mußte doch einen entsprechenden Grund haben, und
dieser setzte das Weltkind vollends in Erstaunen.
Gabriele war nichts weniger als bösartig, aber völlig
unbelehrt in der sittlichen Uebung, das Böse vom
Guten streng zu unterscheiden. Die Grenzen von
beiden waren bei ihr so unbestimmt, daß sie bei ihrem
Treiben oft noch auf dem erlaubten Gebiete, und weit-
ab von der bedenklichen Scheidung sich zu befinden
wähnte, während sie längst auf verpöntem Grunde
wandelte, und sich aus Quellen berauschte, die den
unheimlichsten Tiefen entsprudelten.

„Ja, ſie mag wohl recht haben, dieſe Fürſtin, — rief ſie endlich. — Wir wollen darüber nachdenken. Gewiß, wir wollen das. — Nach Venedig alſo, — und eine Nonne braucht man ja deshalb nicht zu werden. Giebt es doch keine Stadt mit feinerer Geſelligkeit, als dieſes Venedig. Ja, das iſt der Ort, fromm zu werden.“

Sie verſammelte ihre Diener, befahl Alles vorzurichten, da ſie entweder ſchon am nächſten, oder, wenn während deſſen nicht fertig zu werden ſein ſollte, am darauf folgenden Tage, nach Venedig abzureiſen gedachte.

Dann kam eine Ruhe und Stille über ſie, die ſie noch niemals empfunden, als ob die Prinzeſſin die Stätte, auf der ſie erſchienen, erfüllt hätte mit einem heiligenden beſchwichtigenden Zauber, der von Moment zu Moment ſtärker nachwirke. Gabriele verlor ſich einſam in Gedanken und Betrachtungen. Ihren ganzen bisherigen Wandel unterwarf ſie einer Prüfung. Freilich war dieſe ſehr nachſichtig, aber es war doch eine, und es kam damit wirklich eine Dämmerung jenes Ernſtes über ſie, der verhin ihr empfohlen worden.

Das Dunkel des Abends verbreitete ſich. Die Glocke des Kloſters erklang, welche die Nonnen zum Spätgottesdienſte rief. Dieſer feierliche Ton, den Gabriele bisher kaum beachtet, bewegte ſie heute, und zum erſten Male mit Rührung blickte ſie nach der Kirche des Konvents, wo ſo eben die langen Fenſter im Chore ſich erleuchteten, und der Geſang ave stella maris herübertönte, mild hinſchwebend gleich den Lichtern des Abendrothes. Thränen entfielen den Augen der Bewegten. Sie ſank auf die Knie, eine zweite Magdalena, und flüſterte ein Nachtgebet, das ſie als Kind gelernt, und lange ihren Lippen fremd geweſen war.

Heitere Ruhe beglückte ſie auf ihrem Lager. Sie ſchlief harmlos ein, ohne, wie ſonſt, von dem leidenſchaftlichen Drange ihrer Entwürfe lange munter erhalten worden zu ſein. Milde unſchuldige Träume umſchwebten ſie.

Ach! der nächſte Morgen ſollte Alles verändern. Gabriele war erfriſcht aufgeſtanden, und ſo mit ſich zufrieden, daß ſie beſchloß auf dieſem Wege fortzuwandeln. Sie wies die Weltluſt aus ihren Gedanken und ſtrebte dieſe beſonnen auf ihre nächſten Zwecke zu richten.

Da flog plötzlich ein kleiner Brief durch das geöff-

nete Fenſter in ihren Schoos, zierlichſt gefaltet, auf Seladon-Papier, Düfte verhauchend. Das Siegel, Abdruck eines Edelſteins. — Iſts möglich! — Das Wappen, der wohlbekannte Ring des Herzogs. Die Aufſchrift: „An meine Gabriele.“ — Seine Schriftzüge.

Die Marquiſe zitterte, wagte kaum zu öffnen. Zunächſt wollte ſie forſchen, wer Bringer dieſer Botſchaft geweſen. Das Fenſter ging auf den Garten. Es war Niemand darin, Niemand abzuſehen. Nun erbrach ſie. Auch im Briefe die Handſchrift, die Unterzeichnung des Herzoges. Schwindel ergriff ſie. Ihr Auge ſchwamm. Sie las.

„Geliebte Gabriele.

Werden Sie nicht irre an mir. Was man mich hat verſprechen, und Ihnen verweigern laſſen, erkläre ich für unverbindlich, denn ich war gezwungen. Keine andere Beſtimmung erkenne ich an, als die aus meinem Gefühle, das Ihnen auch jetzt noch gewidmet iſt. Sie wollen mich ſprechen. Zwar habe ich ſagen müſſen, ich wolle Sie nicht mehr ſehen, glauben Sie aber nichts davon. Auch ich muß Sie ſprechen, aber im Geheim. Sie kennen die Fiſcherhütte im Park.

Dort ahnt, ſtört uns Niemand. Heute um fünf Uhr Abends erwartet Sie dort

Ihr Amadeo."

den 28. Junius 1649.

Wie Jemand, der aus einem ſchweren Traume erwacht, und nun den hellen Morgen vor ſich aufleuchten ſieht, empfand ſich Gabriele. Seine Handſchrift, heute erſt geſchrieben, und heute ſollte ſie ihn wiederſehen. Er ſelbſt forderte ſie dazu auf, verſicherte ſie der Fortdauer ſeiner Liebe, erklärte für falſches Spiel, daß er ſie öffentlich verſtoßen. Dieſe Freude war zu groß, dieſe Ueberraſchung überwältigend. Alle neuen Vorſätze verflogen im Hauche des Entzückens. Sie erinnerte ſich ihrer nicht mehr. Sie dachte nichts als das nahe Wiederſehen.

Sechstes Kapitel.

Mehrfach schon gedachten wir des See's, der dem Parke der herzoglichen Villa einen so bezaubernden Reiz, so mannigfache schöne Uferlandschaften gewährte. Vor allen verdiente und erhielt die Umgebung der Fischerei, wie man eine der Anlagen nannte, den allgemeinsten Beifall. Der See machte hier eine mäßige, aber tief eingehende Bucht ins Land. Hoher Wald von uralten Kastanien, Eichen und Ulmen reichte beinahe bis an den Strand, und umgab den Wasserspiegel mit einem grünen Gewölbe. Zwischen und vor den Bäumen wucherte dichtes Gebüsch in mannigfacher Farbenpracht blühend. In diesem zeigten sich hier und dort Statuen der Nymphen und Flußgötter von weißem Marmor, auf ihre Urnen hingelehnt, denen reine frische Quellen entsprudelten, mit süßem Geplätscher sich ergießend in den See. Am Ende der Bucht, wo der Boden sich erhöhte, befand sich, auf

geebneter Fläche ſammetreichen Raſens, von kunſtloſen Blumenpflanzungen umgeben, ein Fiſcherhaus von heiterſter, wiewohl ländlicher Form. Die Wände ſcheinbar aus Holz mit Rinden bekleidet. Das Dach Rohr, ein Portikus vor dem Eingange von Baumſtämmen geſtützt. Alles geräumig, ſauber, zierlichſt. Das Innere des Gebäudes dagegen überraſchte durch den Gegenſatz, in dem es zur Außenſeite ſtand. Dem davon nichts Ahnenden ſtrahlte in einem kleinen Salon königliche Pracht verblendend entgegen. Der Fußboden koſtbares Moſaik, Seethiere und Delphine darſtellend. Die Wände mit erleſenſtem Muſchelwerke und venetianiſchen Spiegeln bekleidet. Alle Abtheilungen, alle Simſe aufs reichſte vergoldet. Der Plafond ein treffliches Bild, Najaden darſtellend, die im Meere ſpielen, und den Amor, den ſie zu erhaſchen gewußt, an den Flügeln halten, im Begriffe, ihn neckend in die Wellen zu tauchen. Einige Bildwerke von höchſter Schönheit in Niſchen von Lapislazuli vertheilt. Dieſes Alles im magiſchen Helldunkel, denn die roſenfarbenen Scheiben der großen Fenſter brachen und dämpften das einfallende Licht. Zwei Kabinete zu beiden Seiten konnten als vollendete Muſter ſinnreichſter Ueppigkeit gelten.

Obgleich dieſer anmuthige Ort nur in geringer Entfernung vom Pallaſte ſich befand, konnte man von dieſem hier nichts erblicken oder ahnen, und dadurch erhielt die Stelle den Reiz jener tiefen Einſamkeit, der die im Treiben der Welt ermüdete Seele wie in einem friſchen Bade erquickt.

Selten wandelte hier der Fuß eines Menſchen. Nur von Zeit zu Zeit durchbrachen weiße Hirſche die dichten Hecken, ihren Durſt im See zu löſchen, oder ſich darin abzukühlen. Oft ſchienen ſie, im Grünen ruhend, ebenfalls Marmorgeſtalten zu ſein, und den Gruppen jener Bildſäulen anzugehören.

In tiefer Stille vernahm man nur das Rauſchen der kleinen Kaskaden aus den Urnen der Nymphen, den Geſang der Vögel, das Springen der Fiſche im Waſſer.

Am Abende jenes Tages bot das eine der erwähnten Kabinette im Fiſcherhauſe ein ſinnenreizendes Bild. Im Helldunkel, durch niedergelaſſene Purpurvorhänge an den Fenſtern noch vertieft, erſchien auf einem Ruhebette von perſiſchem Goldbrokat nachläſſig hingegoſſen eine Dame von hoher Schönheit, in verführeriſchem Anzuge, der mehr verrieth, was dem Auge an treffli-

chen Formen gefallen konnte, als bekleidete. Das Wort kann hier nichts beſchreiben. Der Einbildungskraft wird Raum gelaſſen, eine Scene beliebig auszuſchmücken, welche die Rede nur zu ſehr den Sinnen empfehlen möchte, deren Anblick die Sitte aber geziemender vermeidet als aufſucht.

Die Schöne ſchien die Süßigkeit der Ruhe nicht zu empfinden. In innerer Aufregung änderte ſie jeden Augenblick ihre Stellung. Bisweilen erhob ſie ſich, lüftete den Vorhang, und ſchaute durchs Fenſter. Wohl mochten Ungeduld und peinliche Erwartung eines nicht zuverſichtlich vorauszuberechnenden künftigen Ergebniſſes ihre Nerven reizen und erſchüttern.

Endlich ließen ſich draußen im kniſternden Sande leichte Tritte vernehmen. Die Thüre des Pavillons wurde leiſe geöffnet, und es ſchlich Jemand in den Salen. Durch den halbgeöffneten Eingangsflügel des Kabinets nahm die Dame einen jungen ſchlanken Cavalier wahr, mit glänzender eitler Pracht und hoher Zierlichkeit gekleidet und geſchmückt. Sie zitterte. Sein Antlitz konnte ſie nicht deutlich wahrnehmen. Doch bemerkte ſie, daß er um ſich ſchaue, ſich nach einigem vergeblichen Räuſpern, wodurch er wohl irgend wem hier

ſeine Anweſenheit kund zu geben meinte, ihrem Schlupfwinkel näherte, und deſſen Schwelle betrat. Nun erblickte er die lauſchende Schöne, und wurde von ihr erkannt. Gabriele, — ſie war es, — ſtieß einen Ruf des Schreckens aus, denn wir wiſſen, daß ſie weit davon entfernt war, hier den Prinzen Emanuel von Amaſtro zu erwarten, und verbarg ihr Geſicht in den Kiſſen.

Der Prinz glaubte vor der Herzogin zu ſtehen. Das Helldunkel des Kabinets, das noch dämmernder wurde, indem er die Thürflügel hinter ſich ſchloß, begünſtigte, und unterhielt dieſe Täuſchung. Er ließ ſich auf ein Knie nieder, und ſprach mit bebender Stimme.

„Himmliſches, bezauberndes Weſen, nur zur Erde geſendet, um hier unten im Abglanze zu offenbaren, was oben in ewiger Herrlichkeit entzückt, Dein Herz hat mich verſtanden, Du haſt meine glühende Liebe genehmigt, ich bin erhört.“

Die Marquiſe, ohne ſich zu verrathen, machte eine unwillkührliche Bewegung des Schauders und Entſetzens.

Den Emanuel nahm ſie für Kampf der Schüchternheit mit einer Wallung ſich hingeben wollenden

Gefühles, ſchöpfte daraus entzückende Hoffnungen und fuhr muthiger fort.

„Ha! welch' Paradies eröffnet ſich meiner Seele. Weiſe dieſe Bangigkeit zurück. Warum erbangen, und vor mir? Ich bete Dich an. Das Geſchick hat Dir bisher nur freudenloſe Größe zugetheilt. Meine Liebe, mein Muth, wenn Du mich begeiſterſt, werden vermögen, Dir eine ſchönere zu erobern. Der Herzog kann Dich nicht verſtehen, Du kannſt ihn nicht lieben. Ich haſſe ihn mit ganzer Kraft beleidigten gekränkten Gefühles. Zerreiße, was Dich an ihn feſſelt, Du kannſt es, und überlaſſe das Fernere mir. Aber Du gönnſt mir kein Wort, keinen Blick? nicht einmal das Anſchauen Deiner engliſchen Züge? Nein, ſo begnügt ſich die Liebe nicht; ſie weiß aber auch, daß die Gegenliebe der Frauen am liebſten gegönnt wird, wo ſie muthig erobert werden. Ich habe Muth. Eine mächtige Leidenſchaft führt mich über alle Rückſichten hinaus. Ein ſeliger Rauſch umfängt mich, und öffnet meine Arme, Dich zu umſchließen."

Damit hatte er ſich einer Hand Gabrielens bemächtigt, bedeckte ſie mit Küſſen, während er ſtrebte, mit dem andern Arme ſie zu umfangen.

Da fuhr die Marquiſe wild empor gleich einer Mänade. „Zurück, Verwegener, Abſcheulicher, — rief ſie. — Wie wagteſt Du einzudringen, wo Dich Niemand erwartete? Welche Frechheit giebt Dir ein, mein Verhältniß zum Herzoge zu ſchmähen? Woher Dir Kunde, daß ich mich hier befinde?"

Der Prinz, wie verſteinert, blieb vor ihr auf den Knien liegen.

Im nämlichen Augenblick ſcholl ein ſchallendes Gelächter im Salon. Es war die Stimme Rabatilla's. Zugleich riß ſie, beshaft, beide Flügelthüren des Kabinets auf. Der Herzog, die Herzogin, und mehrere Cavaliere ſtanden im Halbkreiſe, überraſchte Zeugen dieſes ſonderbaren Auftritts.

Die Marquiſe ſtieß einen Schrei aus, und ſank auf das Ruhebette zurück. Der Prinz fuhr auf, ſtürzte außer ſich aus dem Kabinete, aber die Füße verſagten ihm den ferneren Dienſt, er blieb wie gelähmt vor dem Herzoge ſtehen, den Tod im Kampfe mit dem ſtockenden Leben in ſeiner Bruſt.

Der Herzog ſah mit durchbohrendem Blicke zuerſt auf die Marquiſe, dann auf Emanuel.

„Fürwahr, — ſagte er, — auf ſo gewählte Geſellſchaft waren wir nicht gefaßt. Das fordert beſondere Erörterungen. Treten Sie, meine Herrn, einen Augenblick in das andere Kabinet, um wieder zu erſcheinen, ſobald ich die Glocke ziehe."

Seine Begleiter entfernten ſich mit ſpöttiſchem Lächeln in der ihnen angewieſenen Richtung.

Der Herzog nahm eine ſtrenge Miene an.

„Mein Herr Vetter, — ſprach er zum Prinzen gewendet, — wir erwarteten Sie hier allerdings, nicht aber in dieſer Geſellſchaft. Sie trauen ſich nicht blos zu ein unbezwinglicher Held bei Frauen zu ſein, ſondern ſind es auch. Ihre Hoffnungen ſind groß, ihre Erfolge noch größer. Es iſt aber eine weite Kluft zwiſchen beiden, und daher zuerſt zu Ihren Hoffnungen.

Theure Angiolina, ich darf Ihnen nicht vorgreifen."

Die Wangen der Herzogin übergoſſen ſich mit Purpur. Sie richtete ſich hoch und ſtolz auf, maß den Prinzen mit einem vernichtenden Blicke, und ſprach mit feſter Stimme, indem ſie das Band mit ſeiner Liebeserklärung hervorzog.

„Sie hatten Dieſes an mich gerichtet, und ich gab es Ihnen nicht gleich zurück, weil Ihre Anmaßung eine härtere Strafe verdiente, meine Pflicht mir eine feierlichere Erwiederung gebot. Wie tief verderbt, wie jedes Guten und Würdigen unfähig, muß Ihr Inneres ſein, wenn eine achtloſe wohlwollende Aeußerung einer ſchuldloſen Seele Sie ſo weit führen konnte, mich des entſetzlichſten Verrathes fähig zu halten. Die beleidigte Herzogin übergab Ihre Zuſchrift dem Herzoge in Gegenwart ſeines Hofes, und forderte Genugthuung. — Mein Herr und Gemahl, ich wiederhole meine Bitte, — ſie geht auf lebenslängliche Entfernung des Prinzen."

Der Herzog erwiederte: „Die Erfüllung dieſes Wunſches iſt Ihnen bereits zugeſagt, nun aber die Dinge unerwartet eine veränderte Geſtalt gewinnen, dürfte zuvor noch Einiges zu erwägen ſein. Wir fanden den Prinzen zu den Füßen dieſer Dame. Da ſie Ihnen unbekannt iſt, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Marquiſe von Ponenti vorſtelle."

Angiolina entfärbte ſich, ließ einen großen Blick auf Gabriele fallen, die einen venezianiſchen Mantel über ihre phantaſtiſche Kleidung geworfen

und ohne die mindeſte Verlegenheit daſtand, auch den Blick der Herzogin durch einen eben ſo ſtolzen erwiederte.

Der Herzog ſchritt auf die Marquiſe zu, mit dem ſtrengſten Ernſte gewaffnet, und mit folgenden Worten.

„Wie durften Sie ſich erlauben, Madame, meinen Staat zu betreten, ſogar hier ſich einzuführen, da Ihre Verbannung noch beſteht, und ich deren Aufhebung verweigere? Mein Land, und mein Hof ſind keine Schauplätze für Liebesabentheuer irrender Ritter und fahrender Damen, und ich muß fordern, daß Sie ein anderes Gebiet für Ihre zärtlichen Zuſammenkünfte ſuchen, wenn mein Vetter, der Prinz von Amaſtro, ein ſo wohlaptirtes Herz beſitzt, um in verſchiedenen Kammern deſſelben verſchiedene verbotene und unverbotene Gefühle zu beherbergen, und Sie das Letzte Ihres Rufes daran ſetzen wollen, eine derſelben zu beziehen.“

Die Marquiſe machte ihm zu Folgendem eine tiefe höhniſche Verbeugung. „Monſeigneur, die Art, in der es Eurer Hoheit gefällt, mit Damen an Ihrem Hofe zu ſprechen, iſt zu tief unter mir, als daß ich etwas darauf zu erwiedern hätte, ſelbſt wenn es

eine Comödie gelten ſollte, die aufzuführen Ihnen hier beliebte."

Sie wendete ſich zur Herzogin.

„Ihro Hoheit allein dürfte hier als Fürſtin und Gemahlin Erörterungen zu erwarten haben. Ja, ich bin Gabriele von Ponenti. Vielleicht hörten Sie dieſen Namen noch nicht von den Lippen Ihres durchlauchtigſten Gatten. Erlauben Sie, daß ich dem Gedächtniſſe des Herzoges nachhelfe. Es ſind nur wenig Jahre, da die Spiegel dieſes Pavillons faſt täglich das Bild des damaligen Erbprinzen, zu den Füßen des meinigen liegend, zurückwarfen. Könnten dieſe Wände reden, ſie würden Stoff zur Geſchwätzigkeit haben, wie das indiscrete Schilf des Königes Midas. Sie würden Schwüre ewiger Liebe, unwandelbarer Treue, die mir hier tauſendmal geleiſtet wurden, wiederholen. Herz, Hand, Thron wurden für viel zu gering gehalten, die ganze Fülle einer als überſchwänglich geprieſenen Neigung aufzuwiegen. Hienach hatte ich von des Herzogs Gelangung zur Macht Anderes zu erwarten, als Fortſetzung einer ungerechten Verbannung. Doch nein, — ich habe nicht Urſache den Herzog anzuklagen. Zu galant als Ritter, um die Härten ſeiner Politik als Fürſt nicht verbindlich zu

vermitteln, verbietet er mir zwar öffentlich ſeine Staaten, ladet mich aber heimlich im nämlichen Augenblicke zu einer verſtohlenen Zuſammenkunft in dieſem wohlbekannten Pavillon ein, und es gefalle Ihre Hoheit ſelbſt zu entſcheiden, ob einer Dame möglich ſein konnte, einer ſo zärtlichen Einladung zu widerſtehen, als Ihr erhabener Gemahl ſich bewogen gefunden, an mich zu richten. Leſen Sie dieſe Zeilen, und wenn ich auch ſonſt Ihren Betrachtungen nicht vorgreifen will, werden Sie wenigſtens hieraus ſo viel entnehmen, daß es nicht der Prinz von Amaſtro geweſen, dem ich hier begegnen wollte."

Damit reichte ſie den Brief des Herzogs hin, ſich ehrerbietig verbeugend.

Angiolina, zwar blaß wie Alabaſter, übte die Kunſt, welche wohlerzogenen fürſtlichen Perſonen eigen zu ſein pflegt, nämlich die der Selbſtbeherrſchung, mit bewunderungswürdigem Erfolge. Nichts konnte graziöſer und zierlicher ſein, als die Bewegung, mit der ſie den Brief zwiſchen ihre Fingerſpitzen empfing, nichts feiner und würdevoller, als ihre Haltung, nichts ſanfter und gemeſſener, als der Ton ihrer Stimme als ſie Folgendes antwortete.

„Eine Frau, die ſich und ihr Geſchlecht achtet, hätte auf ſolche Mahnung jetzt, und hier nicht erſcheinen ſollen, wer ſie auch berief, denn keine Macht der Welt reicht hinaus über die Sitte. Zu ſehr gewöhnt, die Weisheit und den Willen meines erhabenen Herrn und Gemahles zu verehren, ſteht mir kein Urtheil über ſeine Maasregeln zu, am wenigſten ein übereiltes. Was der Herzog nicht für mich geſchrieben, habe ich nicht zu beachten, und ſo erfülle ich nur meine Pflicht, wenn ich ihn bitte, ſich hier jeder Erörterung, die ich durchaus nicht bedarf, zu überheben, und dieſes Blatt in ſeine Hände liefere.“

Sie überreichte das Papier dem Herzoge. Eine Thräne fiel darauf. Ihre Hand zitterte.

Der Fürſt eröffnete das Billet, überflog es ſtill, ohne die mindeſte Verlegenheit oder Ueberraſchung zu verrathen, und las dann den Inhalt mit lauter feſter Stimme den Anweſenden vor, die nicht wußten, wie ſie ſich zu benehmen, was ſie hiervon zu denken hatten. — Als er geendet, nahm er ſeine gütige lächelnde Miene wieder an.

„Arme Marquiſe, — rief er, — das ändert freilich Alles. Die Schwäche, die Sie begingen, den

Mangel an Einſicht, den Sie offenbarten, dürfen wir liebloſ nicht richten. Sie ſind ſchmählich betrogen."

„Betrogen? — fiel die Marquiſe faſt ſchreiend ein, — Sie wagen es zu leugnen, dieſe Zeilen geſchrieben zu haben?"

„Allerdings habe ich ſie geſchrieben, aber nicht heute, ſondern vor fünf Jahren. Ich erkenne dieſes Blatt ſehr wohl. Ehe damals es an Sie abgeſendet werden konnte, legte mein Vater glücklichen Andenkens, in ſeiner Weisheit, die ich verehre, Beſchlag auf meine Papiere. Dieſes Billet iſt ſpäter dabei von mir vermißt, und lange vergeblich geſucht. Es iſt mir lieb, es bei dieſem Vorfalle wieder zu erhalten."

„Wie? — welche nichtige Ausflucht! Werfen Sie einen Blick auf Tag und Jahreszahl."

Er lächelte ironiſch. „Wenn das Ihr letztes Mittel iſt, bedaure ich Sie. Mein Vetter von Amaſtro, prüfen Sie doch. Wie ſteht es um dieſen Tag und dieſe Jahreszahl?"

Der Prinz fand nichts erwünſchter, als auf dieſe Weiſe aus der peinlichen Lage geriſſen zu werden, in der er ſich befand, denn er hoffte das Lächerliche dieſes Zuſammentreffens von ſich ab auf Andere zu werfen, durch fremde Schuld die ſeine in Vergeſſenheit gera-

ihen zu ſehen. Er nahm daher den Brief mit vieler Befliſſenheit, prüfte ihn genau, hielt ihn ans Licht, mit aller Uebung eines Sachkenners, und ſagte dann mit beſhafter Miene: „Die alten Zahlen ſind weggebeizt, aber noch kenntlich unter denen, die fälſchlich darüber geſchrieben worden. Das Papier iſt an dieſer Stelle mürb, verblichen, angegriffen. Der Brief ſelbſt iſt wirklich fünf Jahre alt. Ein Revenant, mit der Lüge der Gegenwart bekleidet.“

„So iſt es, — fuhr der Herzog fort. — Der Betrug ſoll unterſucht, beſtraft werden. Wie dieſer aber feſtſteht, ſo auch die Wahrheit, daß Sie, Marquiſe, und ich, auf ſolche Weiſe uns niemals wieder begegnen können. Was zwiſchen uns in den Tagen augenblicklicher Unbeſonnenheit und regelloſer Leidenſchaft einſt beſtand, iſt für immer vorüber. Geſchieden ſind wir auf ewig. Dieſes Gebot meiner Vernunft wird beſtätigt von meinem Herzen, das unverbrüchlich meiner Gemahlin gehört.“

Angelina fiel ein. „Dieſes Herz iſt zu edel, um nicht großmüthig zu ſein. Endigen Sie dieſen entſetzlichen Auftritt, mein Gemahl. Mein Geſchlecht habe ich zu vertreten, indem ich die Sache dieſer Dame

führe. So darf, so kann ſie von Ihnen nicht entlaſſen werden. Nicht daſtehen darf ſie als beſchämtes Opfer einer abſcheulichen Intrigue. Wenn ſie Ihre Neigung nicht mehr beſitzt, hat ſie die gerechteſten Anſprüche auf Ihre Gnade. Ich bitte Sie, bei der Liebe, mit der Sie mich beglücken, ihre Verbannung aufzuheben; ſie wieder einzuſetzen vor der Welt in die Stellung, die ihrem Range gebühret."

„Angiolina, — war die Antwort, — ich liebe Sie nicht nur, ſondern verehre, bewundere Sie auch. Die Gewährung Ihres Wunſches kann ſich aber allein aus dem Entſchluſſe der Marquiſe ergeben, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, völlig frei ſein wird. Zuerſt aber iſt mein Richteramt über den Pelinzen zu erfüllen. Mein Herr Vetter, Sie begingen entweder eine der ſchlechteſten Handlungen mit Abſicht des Verbrechens, oder die Einfalt eines Knaben, der die Wirkung der Waffen noch nicht kennt, mit denen er ſpielt. Wie ich Sie jetzt kenne, ſetze ich voraus, Sie möchten bei der Zurechnung das Verbrechen der Einfalt verziehen, wenn auch Ihnen freie Wahl gelaſſen würde. — Oder irre ich?"

Der Prinz biß die Lippen, wurde glühend roth und ſchwieg.

„Nun alſo. Die geringſte Rüge des Verbrechens wäre, nach dem Wunſche meiner Gemahlin, Ihre Verdammung. Dieſe wäre für mich unbedenklich, denn nicht der leiſeſte Verdacht würde rege werden, daß ſie Folge eiferſüchtiger Beſorgniſſe von meiner Seite geweſen. Deſto bedenklicher für Sie würde aber ſolche Rüge ſeyn. Von der unausbleiblichen Vernichtung aller Rechtſchaffenen will ich nicht reden, denn dieſe iſt ſelten laut. Diejenige Menge dagegen, welche die große Welt zu nennen man übereingekommen iſt, verkündet ſich deſto mehr in lärmender Stimmgebung. Ein Verbrechen, wie das von Ihnen beabſichtigte, vergiebt ſie, leider, nicht ſchwer, ſofern es nämlich gelang. Das Mißlingen dagegen ſchiebt für ſie den verwegenſten Vorſatz, und wäre er auch auf unbeſcholtenes Ziel gerichtet geweſen, in die Reihe der Verachteten, die ſie, ſchadenfroh ſchonungslos, mit dem unauslöſchlichen Brandmale des Lächerlichen bezeichnet. Wen ſie verlacht, iſt, ihr gegenüber, verloren für immer. Für Sie läge darin der Urtheilsſpruch der Vernichtung. Es widerſtrebt meinem Mitleiden, Sie, nach Ihren Begriffen ſo grenzenlos unglücklich zu machen. Doch kommt Alles auf Ihren freien Willen an, ſo wie ſo. Sprechen

Sie frei. — Wollen Sie dem Lächerlichen nicht ausgeſetzt ſein? —

Der Prinz richtete ſich auf mit der ſchmerzlichen Sammlung verzweifelter Reſignation, und erwiederte entſchloſſen:

„Nein, durchlauchtigſter Herzog, eher den Tod, als das Lächerliche.“

„Nun gut, ich werde Mittel finden, Sie davor zu bewahren. — Frau Marquiſe, ich nehme wahr, daß Sie ſich in der nämlichen übeln Lage befinden, als der Prinz, ja in einer noch übleren, denn meiner Ehre als Fürſt und Gemahl liegt die Anforderung noch viel näher, meinem ganzen Hofe die beißende Anekdote Ihrer mißglückten Beſtürmung meiner ehelichen Treue zu offenbaren, wenn Sie nicht, es koſte was es wolle, vorziehen, Ihrer Sache eine andere Richtung gegeben zu ſehen. Oder ſollten Sie wirklich meinen glänzenden Triumph über Sie mit dem Todeskampfe Ihres Rufes beſiegeln wollen? Doch auch Sie haben freie Wahl. Soll ich ich jene Cavaliere herbeirufen, und ihnen verkünden, wie die Wahrheit Ihrer Sache beſchaffen iſt? — Gebieten Sie?“

„Nein!“ rief Gabriele mit einem Blicke tiefſten Haſſes.

„Wohlan. In ſolchem Falle muß ich von Ihnen, wie von dem Prinzen, unbedingten Gehorſam fordern, welche Maasregel ich auch ſtattfinden laſſe. Verſprechen Sie beide mir einen ſolchen?"

Der Prinz verbeugte ſich ſtumm. Gabriele erwiederte: „Ich bin weder muthlos, noch verſöhnlich. Die Folge wird lehren, daß es mir an Selbſtſtändigkeit nicht gebricht. Jetzt, unterwerfe ich mich. Thun Sie, was Sie können."

Der Herzog zog die Glocke, die Cavaliere traten wieder ein.

„Sollten Sie wohl eine Vorſtellung davon haben, meine Herrn, — redete ſie der Herzog an, — daß, nachdem wir hier, wer weiß welche, verbrecheriſche Abſichten vorausſetzten, wir zuletzt nichts weiter finden würden, als den verwirrten Knoten eines ſpaniſchen Luſtſpieles, der in der letzten Scene von ſelbſt aufgeht? Der Prinz hat jenes Gedicht nicht meiner Gemahlin, ſondern der Marquiſe gewidmet, mit der ihn, ſeit Paris, eine zärtliche Neigung verband. Dagegen ſollte die Herzogin von ihm die Abſchrift eines noch ungedruckten Canzone des Taſſo, über weibliche Züchtigkeit, empfangen, den er mitzutheilen verheißen. Sonderbare Verwechſelung. Der Prinz,

aus bloßem Verſehen, giebt meiner Gemahlin die zärtliche Zuſchrift an die Marquiſe, die ihm heimlich in dieſes Land gefolgt, und ſendet dieſer nach dem Aufenthalt, der ſie hier, ich weiß nicht wo, verbarg, die Ermahnung zur Züchtigkeit. Nicht wenig verwundert iſt daher der Prinz, als er die Zuſicherung meiner Gemahlin erhält, die für ihn zu ſchreiben wir ſie erſuchten. Verlegen findet er ſich ein. Aber, o weh! Die Marquiſe hat durch die dritte Hand Kunde davon erhalten, daß ihr unterwürfiger Diener an dieſem Orte anderen Reizen huldigen wolle. Sie entbrennt in gerechtem Zorne, eilt unbeſtellt hieher, um der vermeinten Nebenbuhlerin zuvorzukommen, und wir trafen eben hier ein, als die Betheilten ſich gegenſeitig erklärt und verſöhnt hatten. So herzbewegenden Geſchicken zärtlich Liebender, bisher durch Verhältniſſe Getrennter, darf der Gott in der Maſchine nicht fehlen. Mit gegenſeitiger Einwilligung habe ich dieſe dankbare Rolle übernommen, und ſtelle Ihnen die Frau Marquiſe vor — als Braut meines werthen Vetters, des Prinzen von Amaſtro. In wenig Wochen wird die Vermählung vollzogen werden."

Es iſt nicht möglich, die Wirkung zu ſchildern, welche dieſe überraſchenden Worte hervorbrachten. Die

Cavaliere, dieſe ſchelmiſche Erfindung durchſchauend, machten dem Prinzen höhniſche Verbeugungen. Dieſer ſtand wie erſtarrt. Die Marquiſe kämpfte mit der höchſten Entrüſtung. Don Emanuel faßte ſich jedoch zuerſt. Mit der äußerſten Verſtellung ließ er ſich auf ein Knie vor dem Herzoge nieder, und rief: „In Gegenwart dieſer Zeugen bitte ich, gnädigſter Herzog, meinen tiefgefühlten Dank für eine Gunſt anzunehmen, die — mich ſchwindeln macht.“

Der Herzog trat zurück, nahm den Arm der Marquiſe, und führte ſie vor ihn hin. „Se. mein Vetter, — hieß es, — Ihre demüthige Stellung kann nur Ihrer Verlobten gehören. Seien Sie gnädig, Madame, befehlen Sie Ihrem Gemahle aufzuſtehen.“

Sie nahm ein verbindliches Air an, und hieß ihn ſich erheben, denn ſie wiſſe ihm ſo viel in's Ohr zu flüſtern, daß er ihr recht nahe ſtehen müſſe.

Der Herzog fügte nun die Hände des widerwilligen Paares ineinander, und hielt ihm eine Verlobungsrede, welche die Hauptbetheiligten ärgerlich lang, die übrigen Anweſenden aber viel zu kurz fanden, da, bei aller ſcheinbaren Salbung, ſie ſprudelte von Witz und Ironie.

Zuletzt gab er seiner Gemahlin den Arm, erklärte, der Zärtlichkeit der Liebenden nicht länger Zwang anthun zu wollen durch Gegenwart so vieler Zeugen, und entfernte sich mit seinem Gefolge.

Der Prinz, die Marquise blieben zurück. Rabatilla lauschte unter dem Teppiche eines bedeckten Tisches hervor.

Der Prinz nahm zuerst das Wort.

„Madame, jene Zigeunerin hat wahr gesagt. Oder wissen Sie einen Ausweg der Beläſtigung, meine Gemahlin zu werden, zu entgehen?"

„Nein, Prinz, ich weiß keinen. Lieben Sie mich?"

„Nicht im Geringsten, schöne Marquise. Habe ich aber etwa das schmeichelhafte Glück, von Ihnen geliebt zu sein?"

„Behüte, ich kann Sie nicht leiden."

„Ha, beim Pfeile des Amor, welche Sympathie!"

„Dennoch, Prinz, sind wir verbunden. Nicht zum Glücke, aber — zur Rache. Schlagen Sie ein."

„Ja zur Rache! so sei es." Er schlug ein.

„Fürchterliche Rache an unsern Feinden, Prinz!"

„Unversöhnliche! ich gelobe es."

„So ſind wir einig. Ihren Arm, Amaſtee. Meine Sänfte wartet im Gebüſche; am Ausgange des Parks, mein Wagen. Ich verweile nicht hier, eile nach der Stadt, meinen ſo lang unbewohnt gebliebenen Pallaſt zu beziehen. Dort erwarte ich Sie morgen. — Kommen Sie.“

Sie gingen. Rabatilla kroch unter dem Tiſche hervor, und ſagte: „Nachet — ich bin auch noch da.“ und lief ihnen nach.

Siebentes Kapitel.

Die Kunde der Begebenheit, von der eben gesprochen worden, verbreitete sich mit Windesschnelle bei Hofe und im Lande, und mit mehrfachen Zusätzen und Entstellungen. Dem Herzoge und der Herzogin erwuchsen dadurch keine Nachtheile, sie waren geliebt und geachtet, deste mehr dem Prinzen und der Marquise die allgemeine Meinung war gegen sie. In gröſter Verlegenheit aber befand sich der Abbate Richeldi. Er hatte sich einer Fälschung schuldig gemacht, die, sollte sie jemals ans Licht kommen, seinen Charakter zu Grunde richten mußte, und dabei doch den Zweck seiner verwerflichen Handlung verfehlt. Die zur Entdeckung ihres Urhebers angestellte Untersuchung hatte zwar zu nichts geführt; es war kein Umstand ermittelt, der den Verdacht auf den bedrängten Minister hätte leiten können, dennoch schien der sehr scharfsichtige Herzog den richtigen Zusammenhang zu ahnen, nahm ein

verändertes, an Geringschätzung grenzendes Betragen gegen den Abbate an, und kundige Beobachter meinten diesem einen baldigen Sturz voraussagen zu dürfen. Einem Namen ohne innere Bedeutung, der sein ganzes Dasein auf dem schwankenden Boden der Hof- und Kabinetsgunst gebaut hatte, mußte die bloße Befürchtung solchen Geschickes zur beängstigenden Folter werden. Er marterte seinen kleinen Verstand zum Ersinnen irgend eines Mittels, sich in seinem ehemaligen Einflusse wieder herzustellen, und konnte keins finden.

Ob er auch dem Pater Joseph auf keine Weise traute, nahm er doch in der Verzweiflung seine Zuflucht zu Diesem. Der Jesuit erschien seit letzter Zeit nur dann, wann er gerufen wurde, am Hofe, der Abbate mußte ihn daher in der Stadt aufsuchen, wo er einem Erziehungshause seines Ordens gleichzeitig vorstand. Er fand ihn, von Folianten umgeben, mit Abfassung eines sehr gelehrten Commentars über die erste Decade des Livius beschäftigt, wobei die Intriguen an den Höfen des Servius Tullius und Tarquinius Superbus ihm zur Zeit viel näher zu liegen schienen als die Begebenheiten des Tages.

„Was soll nun werden?" — fragte ihn der Abbate mit der jämmerlichsten Miene von der Welt. — „Die

Marquiſe iſt freilich hier, aber für uns verloren. Als Gattin des Prinzen wird ſie ſich nun ſeinem Intereſſe hingeben, und dieſes bricht uns den Hals. Der Emanuel wird durch ſeinen Gehorſam dem Herzoge ſich empfehlen, wird bald brauchbar und geſchickt gefunden werden, zu Anſehen kommen, jedes andere verdrängen, mich ſeinen Haß und ſeine Rache fühlen laſſen, für die Streiche, die ich, wie er recht wohl weiß, ſeinem Vater und ihm geſpielt."

„Was kümmert das mich," — entgegnete der Pater. — „Sagen Sie mir aber Monſignore, wie ſoll ich das verſtehen, wenn Livius meldet liber I. Caput LVIII:

Paucis interjectis diebus Sextus Tarquinius inscio Collatino, cum comite uno, Collatiam venit. Denken Sie nur, zu ſolchem galanten Abentheuer comite uno, mit einem Begleiter. Wer war dieſer Comes? Ein Hofcavalier? Das bedeute freilich nichts. Der liebenswürdige Herr hätte ein Dutzend mitnehmen können. Es konnte ſolcher aber nicht ſein, weil es damals noch keine gab. Warum gab es keine? Sagen Sie mir, in welcher Claſſe und Centurie, nach der damaligen neuen Eintheilung des römiſchen Volkes durch Servius Tullius, hätte ſolcher Vogel ohne Federn

Platz finden können? Alſo war es ein anderer comes. Solch ein Pinſel kann doch kein Menſch ſein, und am wenigſten ein königlicher Prinz von ſo guter Erziehung, einen Begleiter, der nicht ein bloßer Strohmann iſt, mitzunehmen, wo es heißt: tace Lucretia — und ſo weiter, und ſo weiter. Darum behaupte ich, daß dieſe Stelle des Autors verfälſcht iſt."

Dem Abbate ging die Geduld aus. Er rief aus: „ich wollte, Sie wären der servus nudus jugulatus, der ein Paar Reihen weiter in ihrem verwünſchten alten Buche ſich vorfindet:" und ging troſtlos von dannen.

Das klaſſiſche Citat aus Livius hatte ihn aber in eine andere Gedankenreihe gebracht. Jener Kataſtrophe mit Lucretien folgte doch eine Verſchwörung. „Ach!" — wünſchte er, — „wenn der an der Naſe herumgeführte Prinz Emanuel doch auch ſo ein Ding anfinge, und ich könnte im Voraus davon Wind bekommen. Ich ließe ihn erſt hineinrennen, und wenn der entſcheidende Schlag geführt werden ſollte, vereitelte ich Alles, und käme dabei wieder in immenſen Credit."

Der Herzog ſeinerſeits war mit der Lage der Sachen zufrieden. Er hatte den Prinzen für ſeine Anmaßung empfindlich gezüchtigt, ohne den Anſtand zu verletzen. Zugleich hatte er ſich für immer der

Marquiſe entledigt, deren Prätenſionen ihm überaus läſtig werden konnten.

Nur in ſeinem ehelichen Verhältniſſe wirkten jene Begebenheiten nicht günſtig. Angiolina zeigte ſich ſchüchterner als jemals. An der Unſchuld und Treue ihres Gemahls zweifelte ſie nicht. Sie hatte aber den Gegenſtand ſeiner früheren Leidenſchaft nun wirklich geſehen; war von dem ganzen Weſen der Marquiſe, wie von ihrer Handlungsweiſe, ſo abgeſtoßen, daß ſie für ſich verzweifelte mit ihren eigenen, ganz abweichenden Eigenſchaften ihren Gemahl auf die Dauer feſſeln zu können, wenn ſolche Frau ihn jemals für ſich zu gewinnen vermocht. Da ſie nun meinte, bei ihrem Satze verharren zu müſſen, daß eine Seele wahrhaft nur einmal lieben könne, und in dieſer erſten Liebe das Geheimniß ihrer wirklichen Sympathie an den Tag lege, fühlte ſie ſich um ſo unglücklicher, als ſie ſelbſt mit der ganzen Innigkeit ihres zarten Gefühles dem Herzoge ergeben war. Ihm gleichgültig werden, ihn verlieren, welch Entſetzen für ſie. Und doch wähnte ſie dieſes Ergebniß, gleich dem Schwerdte des Damokles an einem Haare über ihrem Haupte ſchwebend; und doch wagte ſie nicht, ihrem Gemahl ihre Bekümmerniß zu offenbaren, denn im Anſcheine der Eiferſucht fürchtete

ſie mißverſtanden zu werden, ihn zu kränken und den letzten traurigen Erfolg deſto eher herbeizuführen. Zu wahrhaft indeß, eine Verſtellung mit Sicherheit zu behaupten, verrieth ihr auf die Spitze der Reizbarkeit getriebenes Betragen die Troſtloſigkeit ihres Gemüthes, und alle Zärtlichkeit, alle Schonung des Herzogs vermochten nicht, ein befriedigendes Gleichgewicht herzuſtellen. Arme Fürſtin! ſie trug die Laſt ihres Standes, den ſo viele beneiden, nur weil ſie die ſchweren Aufgaben, die in ihm zu löſen ſind, nicht kennen. Kein Weſen in ihrer Nähe, dem ſie hätte rückhaltslos vertrauen, von deſſen geſundem Urtheile, redlichem Wohlmeinen und ausreichender Erfahrung ſie Troſt und Rath hätte empfangen können. Sie ſaß furchtbar allein auf ihrem Throne, und verblutete lächelnd, im einſamen Schweigen.

Die Marquiſe erſchien niemals am Hofe, lebte in ihrem Palaſte in der Stadt. Sie umgab ſich mit fürſtlichem Glanze, empfing große Geſellſchaft, und fand Perſonen genug, die aus Neugier und grundſatzloſer Genußluſt ihr huldigten. Sie war erklärte Braut des Prinzen und wendete nichts dagegen ein. Don Emanuel richtete ſein Betragen ein nach dem ihrigen. Auch er war meiſt in ihrer Nähe, machte den Wirth

ihres Hauſes, und erſchien in der herzoglichen Villa ſo kurz und ſo ſelten als möglich.

Unter dieſer glatten, hellen Oberfläche ſenkte ſich jedoch eine gefährliche Tiefe, und Rache kochte auf ihrem Grunde. Andere Umſtände trugen dazu bei, verbrecheriſche Entſchlüſſe nicht nur ſchneller zur Reife zu bringen, ſondern den Prinzen auch wegen Ausführung derſelben lediglich an die Marquiſe zu verweiſen.

Don Emanuel erhielt nämlich über Erwarten ſpät die Erwiederung des Cardinals Mazarin auf ſein Schreiben an ihn. Es lautete wie folgt:

„Wie ich anderweit erfahre, mein Prinz, bedarf Ihre Depeche eine weſentliche Berichtigung. Nicht Sie haben die Aufhebung Ihrer Verbannung bewirkt, Zufälle außer Ihrem Bereiche, Launen des Herzogs, haben Ihnen dieſen Dienſt erwieſen. Sie beſitzen dort nicht den mindeſten Einfluß, werden im gewöhnlichen Laufe der Dinge auch keinen erzielen. Frankreich kann keine Mittel aufwenden, wo es Gegenleiſtungen nicht zu erwarten hat. Staatsveränderungen ſind mißliche Dinge, und Jeder unternimmt ſie auf eigene Gefahr. Glücklich ausgeführt gelten ſie als Waare. Frankreich bezieht ſeine Bedürfniſſe wie Jedermann, und bezahlt ſie. Aber es kauft nicht, ohne geſehen zu haben.

Ich bitte Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen und gnädigen Schutz nehme.

Mazarin."

Das Zerplatzen der Seifenblaſe franzöſiſcher Verſprechungen verſetzte den Prinzen in die peinlichſte Lage. Von allen Seiten drängten ihn Gläubiger, die auf deren Gewährung vertröſtet waren, und auch in dieſem Lande hatte er nur Mittel zu ſeinem täglichen Unterhalte, nicht zur Bezahlung hochangewachſener Schulden, zur Bewerkſtelligung von Verſchwörungen. Seine geheimen Söldlinge forderten Rückſtände, mußten nicht nur mit dieſen, ſondern auch mit Geſchenken und Vorſchüſſen betheilt werden, wenn ſie zuſammen- und abgehalten werden ſollten, Verrath an den Geheimniſſen ihres Gebieters zu begehen. Schon deshalb mußte ein entſcheidender Schlag geſchehen. Die Marquiſe gebot über Alles, was dem Prinzen fehlte, denn ſie beſaß große Reichthümer, nicht nur in Italien, ſondern auch in Frankreich, den Niederlanden und in Deutſchland. Machte ſie gemeinſchaftliche Sache mit dem Prinzen, verſah ſie ihn mit den erforderlichen Summen, konnte er jede anderweite Unterſtützung entbehren. Zu ſolchem Bündniſſe war ſie aber ſehr geneigt. Der Prinz war ihr Verlobter. Seine Vortheile kamen ihr zu gut.

Zudem hatte ſie den grimmigſten Haß geworfen auf den Herzog und die Herzogin, und hatte gelebt, Rache zu nehmen an beiden. Die dringendſten Schulden wurden deshalb von ihrem Gelde bezahlt, die unerſättlichen Bravos im Gebirge einſtweilen wieder beſchwichtigt und zur Bereitſchaft neuer geheimer Unternehmungen erkauft. Es kam nun nur darauf an, was man wolle? und wie man es zu erzielen habe?

Ueber Erſtes konnte das würdige Paar zu keinem Entſchluſſe gelangen. Am liebſten hätte es den Herzog gleich entthront, um deſſen Stelle einzunehmen. Aber ſolche Maßregel war zu groß, zu kühn für ſo kleine Geiſter. Sie fürchteten die Wirkung, die auf ſie ſelbſt aus dieſem Unternehmen, ſogar wenn es gelänge, zurückfallen könnte; den Haß des Volkes; bei dieſem Unſicherheit oder Unhaltbarkeit der eigenen angemaßten Herrſchaft. Was konnte alsdann auch die Billigung Frankreichs frommen, wenn überhaupt auf dieſe unter allen Umſtänden zu rechnen ſein ſollte. Bei der Mißbilligung und Gegenwirkung aller übrigen Mächte war von Mazarin kaum mehr als eine zweideutige, vorſichtige und deshalb wenig wirkſame Theilnahme zu erwarten.

Ehr ſchien es erreichbar, den Herzog, im Falle günſtigen Erfolges der Anſchläge, mit Gewalt zu

nöthigen, dem Prinzen die Souverainität in deſſen eigenen Familiengütern, und außerdem einen Theil ſeines übrigen Landes, abzutreten. Don Emanuel würde dadurch aus der bedenklichen abhängigen Stellung eines nicht völlig ebenbürtigen appanagirten Seitenverwandten, in den Rang unabhängiger Fürſten emporgehoben worden ſein. That Dieſes allein den betheilten Perſonen auch nicht völlig genug, meinten ſie zuletzt doch für den Anfang ſich damit begnügen zu müſſen, von künftigen Zuſtänden Gelegenheit zu erſpießlicheren Wagniſſen erwartend.

Dagegen waren ſie über das Wie? ihres Planes nicht im Zweifel. Ein großes Feſt auf einem Schloſſe des Prinzen ſollte am Abende vor ſeiner Vermählung vorgerichtet, der Herzog, die Herzogin mit ihren Hofmaaten ſollten dazu eingeladen werden. Ein Maskenball mochte die heimliche Einführung einer hinreichenden Anzahl der Bravos des Prinzen in den Saal des Feſtes begünſtigen. Auf ein gegebenes Zeichen um Mitternacht ſollte ein Theil derſelben den Herzog unerwartet anfallen, gefangen nehmen und in einem feſten Thurme des Schloſſes verhaften, ein anderer Theil das Nämliche bei der Herzogin bewirken, die dann von Gabrielen in einem entlegenen Theile des Palaſtes

feſtzuhalten ſei. Zu gleicher Zeit ſollte die ganze Macht des Prinzen hereinbrechen, die übrigen Gäſte vertreiben, das Schloß, die ganze Gegend beſetzen, und ſo das unglückliche Fürſtenpaar, wenigſtens einſtweilen, in die Verfügung ſeiner Feinde geben. Ehe dann Hülfe bereit gemacht werden konnte, glaubte man Zeit zu gewinnen, den Herzog durch Drohungen zu Allem zu bewegen, was man von ihm verlangte. Zwar ließ man die Feſtigkeit ſeines Charakters nicht unbeachtet, aber man meinte ſie dadurch brechen zu können, daß man ihn, bei beſtimmter Weigerung, das Aergſte bezüglich des Geſchickes ſeiner Gemahlin fürchten ließ, ſo daß er für ihre Erhaltung opfern möchte, was an ſeine eigene zu wenden er unter ſeiner Würde gehalten haben dürfte. So viel ſchien gewiß anzunehmen, daß er ſeinem Worte, des Zwanges, den er erduldet, ungeachtet, nachher doch treu bleiben werde, um nicht durch das Eingeſtändniß, wie er ſich habe zwingen laſſen, beſchämt zu werden.

Den Zurüſtungen zu dieſem Plane trat aber unerwartet ein Hemmniß entgegen. Pietro, der einzige ganz Verlaßbare von den Anhängern des Prinzen, war bei einer Schlägerei in einem Weinhauſe ſo übel zugerichtet worden, daß er wenig Tage nachher ſtarb.

Mit ihm ging das Werkzeug unter, deſſen der Prinz ſich zur geheimen Verbindung mit ſeinen Anhängern im Gebirge, ſo wie zur Führung ſeiner übrigen verborgenen Angelegenheiten bedienen konnte, und er kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Nun aber war es das Weſen der Zigeunerin Rabatilla, ſich, einer Schlange vergleichbar, in alle Verhältniſſe zu winden, die ihr irgend erreichbar waren, und ſo wurde ſie von Neuem unentbehrlich. Zwar meinte man ihrem Verhalten im Pavillon der Fiſcherei Einiges vorwerfen zu können, denn ſie hatte verſäumt, die Gebieterin rechtzeitig von der Annäherung Uneingeweihter zu benachrichtigen, wiewohl ihr der Auftrag hierzu geworden. Doch war ſie unerſchöpflich in liſtigen Ausreden, ſo daß jene Dinge auf ſich beruhend blieben. Es war daher auch Rabatilla, deren man ſich nun bediente, die Botſchaften und Beſtellungen an die Soldner im Gebirge auszurichten, wozu ſie, wenigſtens dem Scheine nach, wieder völlig in ihren Landſtreicherberuf eingeſetzt wurde. Dadurch kam ſie zur genaueſten Kenntniß des Anſchlages, deſſen Erfolg, ſo wie das Geſchick der Verſchworenen ihr preisgegeben war. Dieſen Treue zu bewahren beabſichtigte ſie keineswegs. Daß auch der ganze Anſchlag mißlinge, war

nothwendig, wenn ſie ihre eigenen Zwecke erreichen wollte. Am einfachſten und würdigſten wäre es geweſen, wenn ſie ſofort dem Herzoge von der Gefahr, die ihn, ſeine Gemahlin und ſeine Herrſchaft bedrohten, hätte Nachricht geben und ſo das frevelhafte Beginnen ſelbſt vereiteln wollen. Es kam ihr aber eben ſo wenig in den Sinn, dieſes zu wollen, als ſie meinte, es zu können oder zu dürfen. Der ſchlaue Fuchs kann die Liſt des Diebes nicht aufgeben und mit der Treue des Hundes häuslichen Gewohnheiten ſich anſchließen. Die junge Zigeunerin bewahrte aus früheſter Kinderzeit für die Herzogin Angiolina jene glühende Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die, ohne Bewußtſein der ſittlichen Pflicht, wilden, leidenſchaftlichen, dem rohen Naturzuſtande noch näher ſtehenden Charakteren, gleichſam inſtinktartig, eigen zu ſein pflegt, in denen Haß und Liebe bei unberechenbaren Schwankungen ſich das Gegengewicht halten. Ihr launenhafter, zu Ränken allein ausgebildeter Sinn hatte keine Vorſtellung davon, daß für ſie, die Begabte, es eine andere Handlungsweiſe geben könne, als die der heimlichen Verſchlagenheit. Auch gefiel ihr keine andere. Sie war eitel auf ihren Scharfſinn, ihre tückiſchen, verſteckten Streiche. Nur in ihnen fühlte ſie die ſüße Genugthuung des Beſitzes

einer geheimen Macht, die ſie, die Verachtete, Ausgeſtoßene, über die Gewaltigen und Hochgeſtellten geltend zu machen verſtand. Gerade Ehrlichkeit und Einfalt waren ihr gleichbedeutend. Ohnedieß kamen ſie ihr nüchtern und langweilig vor. Auch ſie ſtrebte nach Lebensgenuß, war aber für keinen andern empfänglich, als für den ſcharfgewürzten ihrer Hinterliſt.

Sie meinte aber auch nicht anders zu können oder zu dürfen. Verglich ſie ſich auch richtig mit der wilden Katze der Wälder, war ſie, wenigſtens zur Zeit, eine ſolche an der Kette des Pater Joſeph. Sie zitterte vor ihm, wie das gefeſſelte Raubthier im Käfig vor dem Schwirren der Gerte in der Hand ſeines ſtrengen Wärters, dem es an die Kehle möchte, aber nicht kann. Unvereinbar war ſelbſtſtändige Offenheit zum Herzoge und der Herzogin mit der ſklaviſchen Verpflichtung gegen ihren Herrn und Meiſter. Sie fühlte unwillig und zitternd ihre Kette, aber ſie durfte nichts geheim vor ihm halten, und eilte daher ihm die Geheimniſſe der Verſchwörung zu hinterbringen, vor Allem ſeinem Ermeſſen unterwerfend, was deshalb vorzunehmen ſei.

Der Jeſuit hörte ſie ruhig und aufmerkſam an, dann ſagte er mit ungewöhnlicher Feierlichkeit: „Es iſt nicht die Art des Löwen, ſich mit dem Fangen von

Mäuſen zu befaſſen. Dieſer erbärmliche Anſchlag darf freilich nicht gelingen, weil die Urheber bereits weggeworfene Werkzeuge ſind, aber unſeres Einſchreitens iſt er nicht würdig, wenn er ſich auch im höheren Sinne benutzen läßt. Gehe zum Abbate Richeldi, ſage ihm, daß ich Dich ſende, eröffne ihm, als komme es von mir, was Du weißt. Er wird für das Weitere ſorgen. Ihm biſt Du für dieſen Fall allein untergeben."

Dieſe Worte genügten dem ſchlauen Geſchöpfe zur Einſicht, daß der Jeſuit für ſich einen beſonderen Plan verfolge, der auch ihr geheim bleiben ſolle. Das verletzte ſie. Sie gelobte in ſich, auch dieſen Plan wo möglich zu ergründen und zu vereiteln. Vielleicht gelang es auch dabei ihre eigene, ſie ſchwer drückende Kette zu ſprengen.

War Rabatilla verletzt durch die gleichgültige Aufnahme ihrer Entdeckung von Seiten des Jeſuiten, hätte ſie volle Entſchädigung aus der Weiſe entnehmen können, in der Abbate Richeldi ihre Eröffnung empfing. Er vergaß alle Würde, rieb die Hände, hüpfte im Zimmer umher, und machte zuletzt der Zigeunerin ein anſehnliches Geſchenk mit der Bedingung, daß ſie weiter keiner Seele offenbaren dürfe, was ſie wiſſe.

Sie entnahm daraus, daß auch dieſer Miniſter keineswegs Offenheit, ſondern nur Ränke, die mit zu ſeinem Vortheile ausſchlagen ſollten, im Sinne habe, und beſchloß, auch ihm das Verdienſt der Rettung ſeiner Gebieter boshaft zu entreißen und es ſich allein anzueignen. Mit Betheurungen des Beiſtandes entfernte ſie ſich, von denen keine zu halten ſie ſich vornahm.

Der Abbate fand wirklich auch ſeinerſeits ſich nicht bewogen, gegen den Herzog einfach und offen zu Werke zu gehen. Nicht an der bloßen Treue war ihm gelegen, nur an ihrer glänzenden Wirkung. Dieſe mußte deſto mehr in die Augen fallen, wenn aus dem Erfolge hervorzugehen ſcheine, der Miniſter habe erſt im Augenblicke vor der Ausführung des Verbrechens davon Kenntniß erhalten, und dennoch Mittel gefunden, es durch ſchnelles Einſchreiten ſchon während des Ausbruches zu vereiteln, und ſeinen Gebieter zu retten, den von der Gefahr zu unterrichten er nicht mehr Zeit gefunden. Von ſolchem redenden Zeugniſſe außerordentlicher Schlauheit, Thätigkeit und Entſchloſſenheit hoffte er die ſtrahlendſte Wiederherſtellung ſeines getrübten Anſehens. Er beſchloß alſo Einrichtungen zu treffen, die Maßnehmungen der Verſchworenen genau im Auge zu behalten, ohne ſie ahnen zu laſſen, daß er Mitwiſſer

ihres Complottes sei. Hierzu erachtete er nöthig, eine ihm ganz ergebene Person in den Dienst des Prinzen zu bringen, die ihm, dem Abbate, unter der Hand Alles verrathe, was Jener ins Werk richten wolle. Er war auch wirklich glücklich genug, ein solches Geschöpf herbeizuschaffen.

In einem Kerker saß wegen mancherlei bösen Streichen ein gewisser Mandrini, gewandt und einnehmend im Betragen, gefährlich als Gauner. Auf diesen richtete sich der Blick des Abbate. Er verschaffte ihm Begnadigung, und verhieß ihm große Belohnung, wenn er sich verpflichte, den Anweisungen, die er ihm ertheilen wolle, gehorsam nachzukommen, den Zwecken zu dienen, die er durch ihn zu erreichen strebe. Der Verworfene versprach Alles, und betrat, seiner Rolle bald vollkommen mächtig, den untergrabenen Schauplatz. Dem Prinzen stellte er sich als Solchen dar, der die Regierung des Staates anzuklagen habe wegen schweren, vielfach erlittenen Unrechtes; der mancherlei Eröffnungen machen könne über die früheren Verhältnisse des verstorbenen Prinzen Ludovico, dem sein Vater als Secretair gedient haben solle. Wirklich wußte er auch, ob wahr oder falsch steht dahin, Abschriften von

Documenten beizubringen, die ein Abkommen zwiſchen beiden fürſtlichen Brüdern bezüglich der Nachfolgeentſagung ergaben, ganz abweichend von dem, das, zum Nachtheile des Entſagenden, öffentlich zur Anwendung gekommen. Kurz, der verſchmitzte Betrüger, der nur heimlichen Haß und Rachelust gegen den Herzog kund gab, gewann Beifall, Zutrauen, und Don Emanuel nahm ihn in ſeine Dienſte, um ihn als Rathgeber und Werkzeug bei ſeiner Verſchwörung zu benutzen. Bald war Mandrini aller Fäden des Anſchlages mächtig, um ſie in die Hände des Abbate zu legen, dem er, ohne daß der Prinz ſolche Untreue auch nur im Entfernteſten ahnte, Alles verrieth, was beſchloſſen wurde. Richeldi, dadurch auf den Gipfel ſeiner Wünſche gelangt, hatte nun weiter keine Mühe mehr, als darauf zu ſinnen, wie er mit möglichſtem Glanze, als Retter und Schutzgeiſt ſeines Herrn, im entſcheidenden Augenblicke treten könne zwiſchen den Plan der Gegner und deſſen Ausführung. Auch hiermit kam er zuletzt ins Reine, und die Folge wird zeigen, was er hierzu veranſtaltet.

Der Prinz war jedoch bald zur Einſicht gelangt, daß mit der Verhaftung des Herzogs nur der erſte

Augenblick bewältigt ſei, und daß die nächſte Folge noch immer bedenklich bleibe, wenn er ſich nicht der beiden Kaſtelle gleichzeitig bemächtigen könne, mit denen der Herzog ſein Land beſchützte. Dort befehligten zwei Officiere, denen der Prinz Ehrloſigkeit genug zutraute, ſich von ihm beſtechen zu laſſen. Mandrini ſollte mit ihnen vorſichtig und geheim in Unterhandlung treten. Er that es, und, leider, fand er, daß der Prinz ſich in ihnen nicht geirrt. Für die Summe von dreitauſend Zechinen, war Jeder bereit, ſich dem Hochverrathe zu verkaufen, und Folgendes wurde dazu verabredet. Beide Kaſtelle lagen in geringer Entfernung vom Schloſſe des Prinzen, und daſſelbe war von ihren Werken deutlich abzuſehen. Sobald der Herzog verhaftet worden, ſollte vom freien Vorplatze des Schloſſes eine Rakete aufſteigen. Auf dieſes Zeichen wollten die Befehlshaber der verſammelten Mannſchaft erklären, der Herzog habe zu regieren aufgehört, Don Emanuel ſei ihr Gebieter, dem ſie den Eid der Treue ſofort zu leiſten hätten, und um ſie in ihrer Ueberraſchung völlig zu bemeiſtern, ſollten beſondere Abtheilungen von den Söldnern des Prinzen, die am Fuße der Berge im Walde verſteckt gelegen, durch die geöffneten Thore hereinbrechen und die Feſtungen beſetzen.

Auch hiervon gab Mandrini dem Abbate Kunde, und dieſer ermangelte nicht, auch ſolchen verborgenen Gängen durch Minen entgegen- und zuvorzukommen.

So ſtanden beide Parteien zu dieſem verbrecheriſchen Spiele in Bereitſchaft, und nur diejenigen waren harmlos, gegen welche und für welche alle dieſe Maſchinen in Anwendung geſetzt werden ſollten.

Der Herzog empfing die Einladung zu dem frevelhaften Feſte um ſo bereitwilliger, als er eben durch ſein Erſcheinen bei demſelben die Welt glauben machen wollte, er ſtehe im beſten Vernehmen mit dem Prinzen, und wolle ſeine Vermählung als eine Handlung angeſehen wiſſen, die durchaus freiwillig und allen Theilen erwünſcht ſei. So rückte der gefährliche Tag in den letzten Wochen des Julius heran, und wir werden ſehen, wie er ausſchlug.

Achtes Kapitel.

Amaſtro, das Schloß des verſtorbenen Prinzen Ludovico, jetziger Hauptſitz ſeines Sohnes, war die gewöhnliche Sommerreſidenz der früheren Herrſcher geweſen, ehe Don Antonio die neue herzogliche Villa zu dem emporgeſteigert, was ſie jetzt war. Ein weitläuftiges, ehemals befeſtigt geweſenes Gebäude, halb Burg, halb Pallaſt, imponirend durch Maſſen, nicht durch Geſchmack. Spätere Anbaue und Anlagen in einem ganz abweichenden modernen Style entſtellten, ſtatt zu verſchönern. Die Lage aber war ebenfalls trefflich, wiewohl die Kunſt hier weniger nachgeholfen. Der Fuß der Gebirge zeigte in jenem Lande der Reihe nach ziemlich Alles, das, außer der Hauptſtadt ſelbſt, an Anlagen dort merkwürdig war. Zuerſt die neue herzogliche Villa, einige Meilen davon das ſtattliche Kloſter der Prinzeſſin Euſebia, weiterhin das Schloß Amaſtro, und von dieſem nicht weit entlegen die beiden Kaſtelle

des Herzogs, welche die Landesgrenze von dieſer Seite beſchützten.

Amaſtre, ſonſt verlaſſen und ſtill, war ſeit einigen Tagen der Schauplatz lebendigſter Thätigkeit. Der Prinz und die Marquiſe befanden ſich dort, und die Zurüſtungen zu dem großen Feſte beſchäftigten ihre zahlreiche Dienerſchaft.

Am Vorabende deſſelben war Alles in Bereitſchaft. Auch die geheimen Maſchinen der Verſchwörung waren aufgezogen und erwarteten nur den Druck der Feder, um in folgerechten Schlägen ihre verderbliche Wirkſamkeit eintreten zu laſſen.

Gegen Mittag des folgenden Tages verſammelte ſich der geſammte männliche und weibliche Adel des Landes im Schloſſe. Da der Hof erſcheinen ſollte, und der Herzog gewünſcht hatte, daß kein Eingeladener ausbleiben möge, wurde die Geſellſchaft zahlreich und prächtig. Der Prinz bemühte ſich, ſeine gewöhnliche Liebenswürdigkeit noch zu überbieten. Die Marquiſe zeigte den Zauber ihrer Reize und ihres Betragens im höchſten Glanze. Beides ſchien vergeblich. Die Gäſte verharrten in einem feierlichen zurückhaltenden Ernſte, als gelte es zu beweiſen, wie nur Pflicht, nicht freiwillige Neigung ſie hiehergeführt.

Dieſe peinliche Spannung wurde durch die Ankunft des Hofes gemildert. Der Herzog und Angiolina erſchienen mit zahlreichem Gefolge, aber ohne bewaffnete Trabanten, und wurden von dem Prinzen mit tiefſter Ehrerbietung empfangen. Wenige Augenblicke darauf wurde das Zeichen zur Tafel gegeben.

Dieſe war an mehreren langen reich beſetzten Tiſchen in einer offenen, phantaſtiſch verzierten Gallerie zu ebener Erde vorgerichtet, mit freien Blicken durch die Säulenzwiſchenräume in den Schloßgarten, deſſen weiter Raſenplatz durch Orangenbäume und blühende Gewächſe in einen feenhaften Hain verwandelt erſchien, aus dem einige große Springbrunnen hohe Waſſerſäulen emporwarfen, die von balſamiſchen Düften erfüllte, drückend warme Luft mildernd und kühlend.

Der Prinz war die Zuvorkommenheit ſelbſt, ſprudelte von Witz und verſtellter Fröhlichkeit. Faſt gleichzeitig an mehreren Orten vervielfältigte er ſich in der Befliſſenheit des aufmerkſamen Wirthes. Die Koketterie der Marquiſe verfeinerte ſich zur anmuthigſten Grazie.

Solche Beſtrebungen fingen nach und nach an die erwünſchte Wirkung ſelbſt auf die unfreundlichſten Gäſte nicht zu verfehlen, beſonders nachdem die geleerten Becher in beſchleunigter Folge ſich wieder füllten,

und jedesmal mit köſtlicherem, feurigerem Inhalte. Die Heiterkeit, ſo viel die Anweſenheit des Hofes ihr Raum geſtattete, wurde allgemeiner und lauter. Der Herzog gab dazu das ermunterndſte Beiſpiel, nur Angiolina blieb ſtill, gedankenvoll, zerſtreut, theilnahmlos. Vergeblich jede Bemühung, auch ſie zu ermuntern. Sie entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerz, der bei ihr nicht ſelten ſtattfand, und einer eigenthümlichen Weiſe, bei lauten fröhlichen Verſammlungen ſtets in eine mehr ſinnige, als theilnehmende Stimmung zu verfallen.

Gegen das Ende der Tafel bemerkte der Prinz einen ihm völlig unbekannten, gering gekleideten Menſchen, der bisweilen aus den Gebüſchen des Gartenplatzes hervortrat und ſich der Gallerie zu nähern ſuchte, aber ſtets zurückwich, wenn man ſeiner anſichtig wurde. Den Emanuel ſchöpfte einen unbeſtimmten Verdacht, den er aber nicht laut werden ließ, gab heimlich Befehl, ſich dieſer Perſon zu verſichern, ſie in einen Seitenpavillon zu führen, und ihm Nachricht zu geben, ſobald man damit zu Stande gekommen.

Bald darauf erſchien Mandrini, um ſeinem Gebieter einen Wink zu ertheilen, und dieſer begab ſich nach dem beſtimmten Gemache, in welchem er jenen

Verdächtigen bereits vorfand, den zwei Lackeien bemeiſtert hatten.

Es war ein noch junger Menſch von ſtumpfer, einfältiger Miene, der ohne alle Beſorgniß oder Verlegenheit daſtand.

Don Emanuel befragte ihn, wer er ſei? was er ſuche? Der Fremde ſagte aus, er nenne ſich Larozzo, ſei ein Landmann aus einem nahen Dorfe und habe ſich hier nur eingeſchlichen, um den Herzog und die Herzogin in der Nähe zu ſehen. Damit beſchwichtigte er das ahnungsvolle Miſtrauen des Prinzen aber nicht, und dieſer ſuchte ihn, bei verfänglichen Fragen, in ſeine eigenen Ausſagen zu verwickeln. Die Antworten des Buben ergaben ſich aber ſo einfältig und verworren, daß der Prinz ihn zuletzt für einen Stumpfſinnigen hielt, ihm ein paar Geldſtücke zuwarf und ihn bedeutete, ſich eilig fortzumachen und hier nicht wieder betreffen zu laſſen, weil er ſonſt empfindliche Züchtigung zu erwarten habe.

Der angebliche Larozzo verſprach in möglichſter Eil nach ſeinem Dorfe zurückzukehren, machte ſich auch davon, und der Prinz kehrte zur Geſellſchaft zurück, ohne die heimliche Ahnung abweiſen zu können, daß noch ein Prinzip über ſeinen Unternehmungen brüte,

deſſen er nicht mächtig ſei, und das einen, von ihm unberechenbaren Einfluß darauf äußern zu wollen ſich anſchicke.

Ehe er die Gallerie wieder erreichte, bemerkte er, daß Rabatilla ſeinen Schritten folge, und da er wahrgenommen, daß ſie auch bei der Vernehmung jenes Fremden ſich eingeſchlichen und ihr beigewohnt hatte, wendete er ſich raſch um und fragte ſie ſcharf, ob ſie den Larezzo kenne?

Sie zog eins ihrer Affengeſichter und erwiederte:

„Wie ſollte ich den grauen Teufel nicht kennen.“

„Wer iſt dieſer graue Teufel?“

„Einer, der noch nicht ſchwarz iſt, und darum nur ein Knecht des ſchwarzen Teufels. Dabei können aber ſeine Thaten doch ſchwarz genug ſein, wie der Mantel ſeines Gebieters, der von ſo ſchlechtem Stoffe iſt, daß er abfärbt.“

„Was begeht er für Thaten?“

„Nur Eierlegen, aber — in fremde Neſter. Nehmt Euch vor ihm in Acht. Er könnte Euch ein Vögelchen von ſeiner Art ausbrüten laſſen, das Eurer jungen Brut die Hälſe umdrehte, und Euch dazu. Kennt Ihr nicht das Liedchen?

Ich komm', ich komm' aus der Grasmücke Neſt,
Ku Ku!
Sie hat mich gewärmt und ich gab ihr den Reſt.
Ku Ku!
Wer lockende Neſter baut, hüte ſich fein,
Der Schalk legt bedenkliche Eier hinein.
Ku Ku, Ku Ku, Ku Ku!"

Und damit ſprang ſie davon, die höhniſch klingende Melodie ihres Liedes trillernd, und lachend.

Die Tafel wurde bald aufgehoben, der Hof zog ſich in die inneren Gemächer zurück, die übrigen Gäſte ſuchten die ihnen angewieſenen Zimmer der Seitenflügel, um ſich zum Maskenballe umzukleiden, der für den Abend angeſagt war. Der Prinz und die Marquiſe entfernten ſich in gleicher Abſicht, während die Dienerſchaft ſich beeilte, die Vorrichtungen des geſchloſſenen Feſtes wegzuräumen und die Säle zu dem vorzurichten, das in wenig Stunden ſtattfinden ſollte.

Der ebenfalls unter der Zahl der Gäſte ſich befindende Abbate Richeldi war nun eifrig befliſſen, die Pauſe von etwa zwei Stunden bis zum Anfange des Balles, während welcher die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden von dem völlig abgezogen wurde, was außerhalb den Gemächern des Schloſſes vorging, zu benutzen, um auch ſeine fein ausgeſonnenen Anordnungen zu

treffen, in denen er die Frevel des Prinzen zu vereiteln bezweckte. Eine Anzahl ausgewählter Trabanten der herzoglichen Leibwache, die sich im nahen Walde verborgen gehalten, führte er durch einen bedeckten Laubgang unbemerkt in den Garten und wies ihnen ein Versteck in der Nähe des Pallastes an. Etwa zwanzig Mann wußte er durch eine Hinterpforte eben so heimlich in das Gebäude selbst und in das Zimmer des Erbprinzen zu bringen, das für diesen Abend zu seinem Gebrauche bestimmt war. Hiernächst verschloß er die Thüren und nahm die noch übrige Zeit wahr, sich an einen geheimen Ort im Wildparke zu begeben, der in einiger Entfernung besonders abgegrenzt war, wo er mit zwei untergeordneten Officieren aus den beiden Residenzen sich zusammenfand, die er rechtzeitig und heimlich von dem Verrathe ihrer Befehlshaber unterrichtet, in sein Interesse gezogen und dorthin bestellt hatte, um mit ihnen nähere Verabredung zu treffen, wie auch in jenen festen Plätzen das Mißlingen der Anschläge Don Emanuels zu sichern sei. Nach kurzem Berathen wurde folgende Uebereinkunft festgestellt. Sobald die Rakete im Schloßhofe aufgestiegen und dort eben gesehen werden, sollten diese Pflichtgetreuen mit noch einigen Gleichgesinnten den Augenblick wahr-

nehmen, um der Schandthat der feilen Befehlshaber zuvorzukommen, diese zu verhaften, die Thore zu schlie-ßen, die Besatzung von dem Verderben, mit dem sie bedroht worden war, in Kenntniß zu setzen, und die von Außen andringenden Söldner des Prinzen mit voller Ladung aus allen Geschützen von den Wällen zu empfangen.

Neuntes Kapitel.

Ein dunkler, gewitterſchwüler Abend brach ein. Schwere Wolken krönten die Gipfel des nahen Gebirges, die, bei der Stille der Luft, daran zu kleben, und nur einen Windſtoß zu erwarten ſchienen, ſich über die Ebene zu wälzen und hier ihres gefährlichen Inhaltes ſich zu entladen. Bisweilen zuckten ſchon Blitze durch dieſe gährenden Maſſen, und ein ferner Donner weckte grollend den Wiederhall der Klüfte. Am Himmel verhüllte ein Nebelduft die Sterne. Die Natur ſtellte ſich dar wie tiefathemholend, damit ſie bald mit um ſo größerer Macht alle die Schreckniſſe loszulaſſen vermöge, die auch ſie in einem bedrohlichen Hinterhalte geheimnißvoll geſammelt. Einen unbefangenen und unbeſchäftigten Beobachter hätte das wunderbar Ahnungsvolle dieſer ſtummen und großartigen Scene tief ergriffen. Wo gab es hier aber einen ſolchen? Gerade dieſe ungewöhnliche Düſterkeit trug dazu bei, die

Wirkung der durch viele tausend Lampen erleuchteten Facaden des Pallastes zu erhöhen. Wagen auf Wagen, Sänften auf Sänften brachten ganze Züge der zierlichsten Masken herbei, die durch die langen, von breiten Lichtströmen durchwogten Gänge dem Sturme der Trompeten, Hoboen und Hörner zueilten, der aus dem großen Saale im Erdgeschosse entgegenbrauste.

Es sollte diese nächtliche Lustbarkeit jeden Rang, jede geselligen Unterschiede ausgleichen und sich zu einem eigentlichen Volksfeste gestalten, das heißt nach dem damals dort gangbaren Begriffe von Volk, in welcher Benennung die steife Aristokratie des kleinen Staates die sonst nicht hoffähigen bürgerlichen Mittelklassen zusammenfaßte. Alle Personen der Stadt und Umgegend waren eingeladen, die durch Sitte und Anständigkeit des Betragens zur Zulassung sich eigneten.

Die Marquise empfing die Ankommenden, hier die Ehre des Hauses erweisend, wie der Prinz vorhin bei Tafel. Sie allein war deshalb ohne Maske, dagegen in einem Festkleide, mit Diamanten und Perlen beinahe überdeckt.

Charaktermasken aller Art, in Trachten aller Nationen, in phantastischer Nachahmung aller Stände der Landbewohner, mit mehr oder minder Geschmack

ausgerüſtet, aber im flimmernden Glanze, wogten daher.

Der Tanz hatte begonnen. Der Hof und die Großen, meiſt in Mänteln und verhältnißmäßig einfach verkleidet, aber verlarvt, ſahen von einer Eſtrade den Quadrillen zu, die von einzelnen Banden ausgeführt wurden. Es war zu jener Zeit ein allgemein feſtſtehender Gebrauch, daß, wenn es den regierenden Fürſten gefiel, Zeugen und Theilnehmer ſolcher Feſte zu ſein, mehrere Perſonen ihres Gefolges in eben ſolchen Anzügen erſchienen, als ſie ſelbſt für ſich gewählt, um ihre geheiligten Perſonen deſto ſicherer zu verbergen und etwaige geheime Gefahr abzuwenden. Bisweilen kam es vor, daß dennoch ein beſtimmtes, den Vertrauten allein bekanntes Zeichen den Gebieter ſo wenig auffallend als möglich unterſchied. Hier war dieſes eine kleinere rothe Schleife, als Mittelpunkt der größeren weißen, am Federhute des Herzogs, während er den himmelblauen Mantel mit etwa zehn Andern gemein hatte, zu denen auch der Prinz gehörte. An dieſer rothen Schleife ſollten die Verſchwornen den Herzog behufs ſeiner Verhaftung erkennen.

Die Herzogin trug einen reichen auffallenden venezianiſchen Talare von Goldmoire, und einen mit

ſprechenden Kopfſchmuck, ſo Allen, ungeachtet der Larve, kenntlich, da Niemand ſonſt ähnlich geſchmückt erſchien.

Nach den erſten Tänzen leerte ſich die Eſtrade. Der Herzog mit ſeinem Gefolge begab ſich unter die Menge, Zeuge und Theilnehmer der Neckereien zu ſein, welche die Maskenfreiheit rechtfertigte.

So verflogen unbeachtet die Minuten im Getümmel der Luſt, der Augenblick der Schrecken und Verwirrung rückte näher. Schon ſchlug die elfte Stunde, und Niemand, außer den Mitwiſſern des Verbrechens, hatte die mindeſte Ahnung von dem, das der nächſte Glockenſchlag herbeiführen werde. Die Zahl dieſer Mitwiſſer vergrößerte ſich im Saale mit jeder Minute. Die Bravos des Prinzen, ebenfalls in mancherlei Masken geſteckt, ihre Waffen unter Mänteln verbergend, miſchten ſich unbemerkt in den Schwarm der Gäſte. Dieſe noch ſorgloſer zu machen, reichten zahlreiche Diener des Prinzen und der Marquiſe, alle als Mohren geputzt, in ſchwarzen Larven, auserleſene Erfriſchungen umher, denen zugeſprochen wurde, um die Freude bis zum Rauſche zu erhöhen.

Angiolina allein vermochte nicht die allgemeine Luſt zu theilen. Sie behauptete ihren Sitz auf der Eſtrade, im Kreiſe ihrer Damen, und ein eigenes Gefühl der

Bangigkeit beſchlich ihre Seele. Je länger ſie in dieſes bunte, lärmende Gewühl hinabſchaute, je mehr ſchien es ſich vor ihren Blicken zu den unheimlichſten Geſtalten und Gruppen zu verwirren. Das ſtarre Lächeln all dieſer Larven gemahnte ſie wie Verzerrung eines furchtbaren, allein auf ſie gerichteten Hohnes. Aus dem Brauſen der Muſik, dem Jubel der Fröhlichen, wähnte ſie das Gelächter der zu ihren Füßen geöffneten Hölle zu vernehmen. Mit entſetzlicher Angſt folgte ihr Blick der rothen Schleife am Hute ihres Gemahls, auf ſeinem Hinundwiederwandeln durch das Gedräng, und ſie unterdrückte ihren Angſtruf, wenn ihr dieſes tröſtliche Zeichen bisweilen wieder verſchwand.

Sie ertrug es nicht länger. Sie fühlte den fieberhaften Schlag ihres Herzens. Ihre Pulſe, ihre Glieder zitterten. Die Larve brannte auf ihren Wangen, und ſie flüſterte ihrer Oberhofmeiſterin zu, daß ſie einer Ohnmacht nahe ſei, fort möchte, und doch nicht den Muth habe, von der Stelle zu weichen, um den Herzog nicht aus den Augen zu verlieren. Die alte Dame ſprach ihr Muth ein: der Herzog habe nichts zu beſorgen: Niemand im Saale ſei bewaffnet, dürfe bewaffnet ſein. Die Hitze des Saales, die ungewöhnte Verhüllung des Geſichts möge ſie betäubt haben, und

halb mit Gewalt zog ſie die leidende Fürſtin mit noch zwei andern Hofdamen, in ein leeres Nebengemach, das ihrem Gebrauche ausſchließlich vorbehalten war.

Dort löſte man der Herzogin die Larve, fand ihr Antlitz marmorbleich, in kaltem Schweiße gebadet, mit blauen Lippen und flammenden Augen. Man ließ ſie auf einen Polſterſitz nieder, ſchickte ſich an, ſie den Duft ſtärkender Eſſenzen einathmen zu laſſen. Sie wies Alles zurück, klagte über brennenden Durſt, und eine der Damen eilte in den Saal zurück, Eiswaſſer zu befehlen.

In kurzer Zeit kehrte ſie wieder mit einem Diener, der das Verlangte in einem Becher von Bergkryſtall auf einem goldenen Teller trug, der außerdem mit Orangen, Zucker und Biſquit verſehen war. Dieſer Diener war in der Mohrenmaske wie alle andere, ſo daß Niemand ſein Geſicht ſah, ihn überhaupt beachtete. Die Oberhofmeiſterin nahm das Gebrachte, winkte ihm, ſich zu entfernen, und überreichte es der Herzogin.

Angiolina ergriff mit kranker Begierde das kühle Gefäß, um es an die Lippen zu ſetzen. — Da faßte eine Hand, hinter einem Vorhange hervorlangend, ihren Arm, hielt ihn feſt, und eine Stimme flüſterte dicht

hinter ihr: „Engel des Lichtes, trink nicht das Getrau des Teufels. Es ist Gift.“

Die Fürstin fuhr entsetzt zusammen, so daß das Gefäß ihr beinahe entfallen wäre. Eine Dame eilte herbei und empfing es.

Ein rathselhaftes Geschöpf trat nun vor, das bisher hinter jenem Vorhange gelauscht, schwebte nach der Thüre, schloß, verriegelte sie und warf sich dann mit dem Bezeigen der tiefsten Ehrerbietung der Herzogin zu Füßen.

Es war ein Mädchen, in flatterhafter, bunter, phantastischer Zigeunertracht, augenscheinlich für diesen Abend eingerichtet. Das braune, aber sehr wohlgebildete Antlitz trug keine Larve.

Angiolina vermochte nicht zu sprechen. Die Oberhofmeisterin bezwang ihr Grausen und nahm das Wort.

„Seltsames Wesen! — Gift in diesem Becher, sagst Du! Bedenke, daß Du zu bemuisen hast, was Du behauptest.“

Rabatilla, — denn sie war die Fremde, — erhob sich mit der Schnelligkeit des Blitzes. Nahm den Teller mit dem Getränk und rief: „Gift habe ich gesagt, seht her.“

Sie tauchte ein Bisquit in das Waſſer, ließ es von demſelben durchziehen und näherte ſich einem vergoldeten Käfig, in dem ein großer Papagei der Marquiſe ſich im Ringe ſchaukelte, wild und verdrießlich wegen des Lärmens, der ihn im gewöhnten Schlafe ſtörte. Als das Thier, welches bei der Verwirrung des Tages wohl nicht mit Speiſe verſorgt ſein mochte, den feuchten Biſſen ſah, mit dem Rabatilla ſich ihm näherte, riß er weit den krummen Schnabel auf und rief krächzend: „Lori will Zuckerbrod:" und mit hungriger Gier verſchlang er das Dargebotene.

Kaum hatte es einen zweiten Biſſen gleicher Art empfangen, als es alle ſeine Federn ſträubte, ein heiſeres Geſchrei ausſtieß, wie raſend umherflatterte, dann auf den Boden ſeines Gehäuſes in gräßlichen Zuckungen niederſtürzte, mit den Flügeln ſchlug, und mit Winſeln, das dem eines kleinen Kindes ſchauderhaft ähnlich war, ſeinen Geiſt aufgab.

Angiolina, die Damen ſahen mit ſtiller krampfhafter Aufmerkſamkeit zu. Die Oberhofmeiſterin nahm das vergiftete Getränk, und ſtellte ſchweigend es auf den Sims, wie zum künftigen Beweiſe des Frevels.

Die Herzogin, wie zarte weibliche Gemüther nicht ſelten, war nur verzagt bei unbeſtimmter Ahnung einer

noch nicht zu ermeſſenden Gefahr. Der wirkliche Eintritt derſelben rief ſofort einen edeln Muth, eine würdevolle Beſonnenheit hervor. Sie war nicht mehr das zagende junge Weib, ſie war die Herrſcherin dieſes Landes. Mit der ganzen Hoheit und milden Ruhe ihres gewöhnlichen Weſens redete ſie Rabatilla an.

„Du haſt dem Herzoge, meinem Gemahl, einen großen Dienſt erwieſen, Mädchen, der belohnt werden ſoll. Entdeckung eines Frevels beweiſt jedoch unwiderleglich die Mitwiſſenſchaft. Von wem kommt dieſes Gift? Welche ſind es, die ſich zu meinem Untergange verſchworen? Welchen Vortheil für ſich bezwecken ſie dabei?“

„Durchlauchtigſte Herzogin, dieſes Gift kommt nicht von den Gebietern dieſes Hauſes. Sie wiſſen nicht darum. Zwar haben auch dieſe einen gefährlichen Anſchlag im Werke, fürchte aber nichts, befrage mich auch jetzt nicht, denn die Zeit drängt, und ich habe Eile, meine ferneren Pflichten für Dich und um Deinetwillen, für Deinen Herrn und Gemahl, zu erfüllen.“

„Nur noch ein Wort. Welche Pflichten haſt Du für mich?“

Rabatilla brach in Thränen aus und warf ſich Angiolinen abermals zu Füßen „Herzogin!“ — rief ſie,

— „ich war das kranke, verſchmachtende, braune Kind am Brunnen, dem Du einſt Dein Brod reichteſt; das Du aus den Zähnen der Doggen Deines fürſtlichen Vaters geriſſen.“

Schluchzend ergriff ſie die Hände der Erſtaunten, bedeckte ſie mit Küſſen, badete ſie in Thränen, während jene in ſtummer Rührung auf ſie niederblickte.

Plötzlich fuhr Rabatilla auf. „Genug!“ — rief ſie mit ergreifender Energie des Tones und der Bewegung. „Es ziemt der verachteten Tochter der Lagerfeuer nicht, für ihre Gefühle die Majeſtät der Fürſten zum Ziele zu nehmen. Die Zeit iſt koſtbar. Herzogin, wenn ich Dich retten ſoll aus einer zweiten Gefahr, die Dich und Deinen Gemahl nahe bedroht, fordere ich Zutrauen und Gehorſam. Willſt Du ſie mir verſprechen?“

„Ich will:“ war die Antwort.

„Wohlan, ſo verlaſſe dieſes Zimmer in einer Stunde nicht, um keinen Preis, was Du auch draußen vernehmen magſt. Mir aber gieb Deinen goldenen Mantel, Deine Larve, Deinen Hut, Deine Handſchuhe. Statt Deiner begebe ich mich in den Saal. Dieſe alte Frau muß bei Dir bleiben. Jene beiden Mädchen ſollen mir folgen. Hinter uns verriegelt die Thüre.“

Angiolina that, was ihr geheißen worden, und im nächſten Augenblicke ſtand die Zigeunerin in ihrer Maske vor ihr, wie ihr zweites Selbſt, ſo ähnlich in Haltung und Bewegung, daß die Frauen von einem unheimlichen Gefühle ſich ergriffen fanden.

Rabatilla ſchritt mit ſtolzem, ſicherem Gange der Thüre zu. Blieb plötzlich, wie von einem Gedanken ergriffen, ſtehen, indem ihr Blick auf den Degen des Herzogs fiel, den er dort abgelegt, und der in einer Ecke angelehnt ſtand. Sie nahm ihn an ſich, verbarg ihn unter dem Mantel und verließ das Gemach. Die Damen folgten ihr.

Als ſie in der Maske den Saal entlang wandelte, wich ihr Alles ehrerbietig aus. Sie beſtieg die Eſtrade, nahm den Sitz der Herzogin ein, und Niemand ahnte eine Täuſchung. Endlich wendete ſie ſich zu einem der Cavaliere und flüſterte ihm zu:

„Den Herzog will ich ſprechen. — Dort ſteht er.“ Der Hofmann flog dahin, und gleich darauf ſtand der Herzog vor ihr. Sie erhob ſich und lispelte ihm ſehr leiſe ins Ohr:

„Geben Sie mir Ihre rothe Schleife vom Hute, aber heimlich. Ich will Ihnen dafür Ihren Degen

geben. Ich brauche die erſte: Sie werden ſofort den andern nöthig haben."

Er ſtutzte, nahm aber doch den Hut ab, löſte die rothe Schleife, ſchob ſie ihr heimlich zu und empfing unter der Hülle der beiden Mantel ſeine Waffe. Niemand bemerkte was geſchah. Er entfernte ſich wieder.

Sofort erhob ſich Rabatilla, winkte den Damen zurückzubleiben, ſtieg von der Eſtrade und verlor ſich im Gewühle der Masken.

Eben ſchlug die Uhr halb zwölf.

Dem Prinzen Emanuel ließ es nicht Ruhe in den bunten Kreiſen der Fröhlichen. Er zog ſich in einen Winkel des Saales zurück, den einige Säulen verdeckten, und ſtand allein, in banger Erwartung der nächſtkünftigen Dinge.

Plötzlich empfand er einen leiſen Schlag auf der Schulter, zugleich wurde ſeine eine herabhangende Hand gefaßt und aufs Innigſte an eine weibliche Bruſt gedrückt. — Er ſchaute ſich befremdet um. Die Maske der Herzogin ſtand vor ihm. Er traute nicht ſeinen Augen.

„Vergebung!" — flüſterte die lispelnde Stimme Angiolina's. — Ich konnte damals nicht anders. Aber ich liebe Dich. Ich weiß was geſchehen wird, billige

es. Folge mir, daß ich es Dir beweiſe. Du haſt noch eine halbe Stunde Zeit. Der Liebe genügt eine Sekunde."

Er glaubte zu träumen. Ihn ſchwindelte. Alles Blut ſiedete in ſeinen Adern, als das ſchmeichelnde Weſen ſich an ihn ſchmiegte.

Er entgegnete kurz, ſchwer athmend:

„Fordere was Du willſt. Ich folge Dir, — in den Tod, wenn Du gebieteſt. In den Tod, aus Deinen Armen."

Sie zog ihn fort durch eine geheime Thüre, in einen Gang. Nach wenig Schritten öffnete ſich ein dunkeles Kabinet. Die Arme der Maske umſchlangen ihn, drückten ihn innig. Sie ſchob ihre Larve zurück, nahm den Hut ab. Es war zu finſter, als daß er die Züge ſeiner Begleiterin hätte auffaſſen können. Auch ſeine Larve fiel mit ſeinem Hute. Küſſe brannten auf ſeinen Lippen, ſtürzten ihn in den Rauſch einer ſich ſelbſt und die Welt vergeſſenden Leidenſchaft. Auch ſeine Arme umfingen den warmen ſchwellenden Leib; auch ſein Mund trank unausſprechliche Wonnen von dem ihren.

Wie durch Zauberſchlag waren alle ſeine früheren Entwürfe umgeſchaffen, und nicht für die ungeliebte

Gabriele, für Angiolina, wollte er ſiegen und einen Thron rauben, um ihn mit ihr zu theilen.

Welche Minute! Es durfte nur eine ſein. „Ich ſchwöre ewige Liebe!“ betheuerte er leiſe.

„Genug!“ — raunte ſie ihm zu. „Jetzt genug. Die Wände haben Ohren. Zurück nun in den Saal. Morgen mehr an dieſer Stelle.“

Sie ſchob ihn weg. Er taumelte, ſeiner kaum mächtig, der Thüre zu, die er tappend erreichte.

„Halt!“ — ſo rief ſie ihn zurück. — „Deine Larve, den Hut.“

Sie reichte ihm Beides. Er bedeckte ſich damit und ſtürzte hinaus, zurück in den Saal.

Als er dieſen betrat, machte ein Schwarm von Hofleuten ihm Platz, mit tiefer Ehrerbietung, denn auf ſeinem Hute glänzte die rothe Schleife, die, für die Vertrauten, die Perſon des Herzogs bezeichnete. Don Emanuel nahm keine Kenntniß von ihrer Befliſſenheit, eine Fluth ganz anderer Gedanken erfüllte nun ſeine Seele.

Auf der Eſtrade thronte bereits wieder die Maske der Herzogin, als hätte ſie dieſen Platz niemals verlaſſen.

Da tönte die zwölfte Stunde von dem Thurme des Schloſſes, im Saale vernehmlich, mit langen bebenden Schlägen. Kaum war der letzte Schlag verhallt, ſchmetterte durch die Muſik vom hohen Chore eine wilde Fanfare von zwanzig Trompeten und brachte jene zum Schweigen. Zu gleicher Zeit ſah man durch die Fenſter den grellen Schein einer im Schloßhofe aufſteigenden Rakete, die Feuerſchlangen und blendende Leuchtkugeln durch den gewitterſchwarzen Himmel trieb. — Das Zeichen. —

Im nämlichen Augenblicke erhob ſich im Saale der Ruf von mehr als zwanzig Stimmen: „Nieder mit Amadeo, es lebe Don Emanuel!“

Die Rufenden warfen ihre Larven von ſich, ſchwangen funkelnde Schwerter und ſtürzten ſich — auf wen? — Nicht auf den Herzog, der ihrer Wahrnehmung entrückt worden war, ſondern auf den Prinzen, der durch die rothe Schleife ausgezeichnet, für den Herzog genommen wurde, bemeiſterten ſich ſeiner Arme, ſo daß es ihm unmöglich wurde, ſich zu vertheidigen, und riſſen ihn, unter wildem Geſchrei, das die Stimme des Ueberraſchten übertönte, durch die ängſtlich und erſtaunt zurückweichenden Gäſte aus dem Saale.

Die Ueberraſchung, der Schreck, den dieſe Handlung feindlicher Gewalt bei den Anweſenden hervorbrachte, iſt über alle Beſchreibung. Aber es wurde ihnen nicht Zeit gelaſſen, zu Sammlung und Beſinnung zu kommen. Der folgende Ruf:

„Der Herzog iſt gefangen, entthront, es lebe Don Emanuel hoch!“ von mehr als funfzig Bravos ausgeſtoßen, und vom wilden Geſchmetter der Trompeten betäubend begleitet, ließ die Gefahr, in welcher man ſchwebte, in ihrem ganzen entmuthigenden Umfange erkennen. Von allen Seiten flimmerten Schwerter und Dolche. Nun wollten die Geängſteten durch die Ausgänge entfliehen. Alle Thüren waren beſetzt mit Bewaffneten.

Eine Schaar derſelben ſtürzte auf die Eſtrade, die Herzogin zu verhaften. Nur eben hatte man dort noch ihren hohen weißen Federbuſch aus der Agraffe von Diamanten ragen geſehen. Nun lagen Mantel und Hut abgeworfen am Boden. Die ſie getragen, war ſpurlos verſchwunden.

„Die Herzogin? — wo iſt ſie?“ riefen die Verſchwornen.

Der Herzog hatte, ſeine Ueberraſchung ſchnell bemeiſternd und mit gewöhnlichem Scharfblicke die Lage

der Sache durchſchauend, ſich nicht zu erkennen gegeben. Der Ruf: „Die Herzogin!“ ließ ihn Alles vergeſſen. Er warf Larve und Hut von ſich, und ſtürzte, einem Raſenden ähnlich, den bloßen Degen in der Fauſt, durch das Gewühl, Alles niederwerfend.

„Die Herzogin!“ — rief er, — „nur mit meinem Leben werde ich ſie mir entreißen laſſen. Wer noch treu iſt, herbei zum Beiſtande ſeines Fürſten.“

Er meinte Angelina in perſönlicher Gefahr, und hatte keinen andern Gedanken, als ihre Befreiung oder Vertheidigung.

Die Verſchwornen erkannten ihn mit Entſetzen, ohne die vorgefallene Verwechſelung zu ahnen.

„Der Herzog iſt nicht gefangen,“ — hieß es, — nieder mit ihm, nieder.“

Und zwanzig Klingen blitzten ihm entgegen. Ein Blick, den er umherſchweifen ließ, zeigte ihm, daß Angelina nicht mehr im Saale ſei, daß ſie ſchon gerettet, oder der Gefahr im Voraus entgangen ſein müſſe. Nun erſt dachte er an ſeine eigene Vertheidigung.

Er wich aus, — erreichte eine Säule, an der er den Rücken ſich frei hielt, und wehrte die Andringenden ab mit der Kraft und Wuth eines Verzweifelten, zugleich aber auch mit der Beſonnenheit eines Meiſters

in Führung der Waffen. Sein Mantel, um den Arm gewunden, diente ihm als Schild. Seine Klinge traf, wo sie fiel. Einige seiner Gegner lagen im Blute zu seinen Füßen.

Nun erhob er seine Stimme mit ganzer Gewalt. „Nein, der Herzog ist nicht gefangen, wird nicht gefangen, so lange sein Arm und sein Degen halten. Hochverrath! — Meine Getreuen, zu Hülfe Eurem Herzoge!"

Die Gäste hatten sich unterdeß ebenfalls von ihrem ersten Entsetzen erholt. Die Frauen drängten sich in eine Ecke des Saales. Die Männer, leider nach Maskenregel unbewehrt, stürzten in eine dichte Masse geschlossen, mit edlem und treuem Muthe herbei. Was sie auf ihrem Wege erreichen konnten, Stühle, Geräthe, große Leuchter, musikalische Instrumente sogar, wurde zur Waffe. So fielen sie mit dem betäubenden Rufe: „Es lebe Amadeo, hoch!" in die Verschwornen. Ein fürchterliches Getümmel, ein stürmisches, kämpfendes Ringen, durchtobten den Saal.

Die Geschwornen hatten den Vorzug der Waffen, die Getreuen den der Mehrzahl. Der Herzog selbst galt für zehn.

Da gellte ein weiblicher Schrei, die Nerven aller Anweſenden erſchütternd, durch den Raum. Angiolina, mit aufgelöſtem Haare, ſtürzte durch die Menge daher, auf den Herzog zu, als wolle ſie ihn mit ihrem Körper decken vor den Degenſpitzen ſeiner Feinde. Dieſe wichen überraſcht zurück.

Im nämlichen Augenblicke knallte ein Schuß auf den Herzog aus der Piſtole eines Dieners in der Mohrenlivrée des Prinzen, der bisher theilnahmlos dageſtanden. Er hätte die linke Seite des Fürſten getroffen, wenn nicht Angiolina eben dazwiſchen geſtürzt wäre, um ſich an die Bruſt ihres Gemahls zu werfen. Die Kugel traf nun ſie, und die unglückliche Fürſtin ſtürzte im Blute ſchwimmend, ohne Laut, zu den Füßen des Errretteten.

Die Verſchworenen fuhren entſetzt zurück. „Die Herzogin iſt getroffen, ſie iſt todt," riefen hundert Stimmen. Der Herzog ſank ſinnlos, aller Kraft beraubt, neben ſeiner blutenden bleichen Gemahlin nieder.

Nun hörte man das Einſchlagen der Thüren von außen. Sie gaben nach. Eine Schaar von Trabanten des Herzogs ſtürmte mit Hellebarden, Gewehren und bloßen Degen hinein, bemeiſterte ſich der Verſchworenen, die ſofort die Waffen ſtreckten, und beſetzte den Saal.

Der Mörder, eben im Begriff, ſich einen Dolch ins Herz ſtoßen zu wollen, ward daran verhindert und wand ſich unter den Händen der Cavaliere, die ihn bezwangen und binden ließen.

Gabriele erſchien einen Augenblick auf der ganz leeren Eſtrade. Sie warf einen Blick auf die entſetzliche Scene, machte eine Bewegung des Grauſens, und enteilte durch eine Seitenthüre, ohne verfolgt zu werden.

Blitze leuchteten draußen.

Von furchtbaren Donnerſchlägen erzitterte das Schloß.

Zehntes Kapitel.

Die getäuschten Verschwornen, welche den Prinzen Emanuel statt des Herzogs ergriffen und fortgeschleppt hatten, waren bei dieser Handlung ihrer Sinne kaum mächtig gewesen. Durch übermäßigen Genuß trefflichen Weines, der ihnen auf Befehl ihres Gebieters frei gegeben worden, war ihr Muth auf Kosten ihrer Besonnenheit erhöht. Mandrini, der sie anführen sollte, hatte, der heimlichen Verabredung mit dem Abbate Richeldi gemäß, sich vorher unsichtbar gemacht. So gelang es dem Prinzen nicht in den wenigen Secunden, die bis zum Eintritte neuer Umstände verliefen, sich jenen Berauschten durch Worte zu erkennen zu geben. Seine Larve konnte er nicht beseitigen, des freien Gebrauchs seiner Hände beraubt.

So zog man ihn jubelnd und lärmend bis etwa in die Mitte des Corridors, der nach dem festen Thurme des Schlosses führte.

Nun aber ſtürzten aus einer Seitengallerie plötzlich mit nicht minder wildem Geſchrei diejenigen Trabanten des Herzogs herbei, welche Richeldi in dieſen Hinterhalt gelegt, und deren Anführung er perſönlich übernommen.

Mit dem Rufe: „Es lebe der Herzog Amadeo! nieder mit den Verräthern!“ entriſſen ſie Denjenigen, welchen ſie für ihren Fürſten hielten, aus der Mitte der überraſchten Schaar, und bemächtigten ſich dieſer faſt ohne Mühe.

In der Freude des Sieges wollten ſie den vermeinten Herzog in den Saal zurückführen. Da entfiel dem Prinzen die Larve, und der Anblick ſeiner Züge lähmte jede Bewegung während einer kurzen Pauſe höchſten Erſtaunens.

Der nächſte Augenblick gab jedoch der erſtarrten Gruppe das Leben wieder. Ihre Wuth ſah in dem Wehrloſen, deſſen Geſchick in ihren Händen war, nur den Feind ihres Gebieters, und ihre Säbel zuckten nach ſeiner Bruſt. Der Abbate ermahnte, kein Blut zu vergießen, aber Niemand hörte auf ihn, und Don Emanuel wäre verloren geweſen, hätte die Todesangſt ihm nicht ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit verliehen. Er ſchleuderte einen der Gegner zu Boden,

entriß ihm den Degen, ſchlug ſich durch wie ein Raſender, und floh mit beflügelter Eile.

Auf Nebenausgängen hoffte er in den Garten zu entkommen. Die Andern ſtürmten ihm nach.

Eben als ihre Hände ausgeſtreckt waren, ihn wieder zu ergreifen, hörte man den Piſtolenſchuß im Saale, und gleich darauf den von dorther tönenden Ruf: „Die Herzogin iſt getroffen.“

Nun ließen die Trabanten ab von ſeiner Verfolgung, durch den erſchütternden plötzlichen Eindruck dieſes Vorfalls in eine andere Richtung geworfen, und eilten voll Entſetzen dem Schauplatze deſſelben zu.

Der Prinz floh unangefochten durch die langen leeren Gewölbe. Schon dunkelte der Ausgang ins Freie wenige Schritte vor ihm.

Da warf ſich Rabatilla in ſeinen Weg, einer Beſeſſenen ähnlich, mit aufgelöſtem Haare, eine Fackel in der Hand, und hielt ihn feſt.

„Ha! — rief ſie mit wildem Hohngelächter, das in den weiten Räumen wiederhallte, — da haben wir den Herzog Emanuel. Durchlauchtigſter, wo iſt die geſtohlene Krone? Welch ein Unterſchied zwiſchen den Umarmungen einer verkleideten Zigeunerin und einer Fürſtin? Flieh, Bube, flieh, zu gering für den

Dolch einer freien Tochter des ewigen Stammes. Verzweifle, verdirb. So rächt ſich Rabatilla."

Er hörte ſie mit ſprachloſem Grauſen, und die Einſicht des entſetzlichen Betruges ging ihm vollſtändig auf, deſſen Opfer er geworden. Ein Blick auf ſeinen Hut zeigte ihm die daran befeſtigte rothe Schleife. Der ſchönſte Augenblick ſeines Lebens war auch der ſchmählichſte geweſen. Statt eines Engels hatte er den Dämon der Rache umarmt, der ſeinen Wonnerauſch benutzt, ihn mit dem Merkmal ſeines Verderbens verrätheriſch zu bezeichnen. Er ſtürzte hinaus ins Freie.

Rabatilla wollte auf anderem Wege das Weite ſuchen. Da flog ihr der Page entgegen, der aus dem Saale kam. Er rief: „die Herzogin iſt erſchoſſen."

Sie ſtand einen Augenblick verſteinert, dann fragte ſie matt und klanglos: „erſchoſſen? — von wem?"

„Ein Diener des Prinzen in Mohrenmaske." Er eilte vorüber, ſie wollte ihm folgen. Trabanten kamen ihr entgegen, in ihrer Mitte der Mörder gebunden, ohne Larve.

„Der graue Teufel! — ſchrie ſie auf. — Wo iſt der ſchwarze? Hört, — fragt mich, — ich weiß Alles."

Eine Hand ergriff ſie mit zermalmender Kraft an der Schulter, riß ſie zur Seite. Ihr Blick begegnete dem durchbohrenden Auge des Pater Joſeph.

„Pflichtvergeſſene Sklavin, — ſagte er ruhig und ſtolz, — was weißt Du? wonach ſoll man Dich fragen? — Hinweg von hier, oder —"

Rabatilla fuhr auf in grenzenloſer Wuth, die ganze Wildheit ihrer innern Natur, von keiner Rückſicht mehr gebändigt, mit einem Male offenbarend.

„Ich Deine Sklavin? — ſchrie ſie ihn an, — das iſt vorbei. Die Kette iſt geſprengt. Du biſt mein Sklav. Dein Geſchick hängt an einem Worte von meinen Lippen."

„Armes Kind! — ſagte er, zu den Andern, die umherſtanden, gewendet. Sie iſt wahnſinnig. Thut ihr ja nichts zu Leide, und laßt ſie gehen."

Er entfernte ſich ruhigen und gemeſſenen Schrittes. Sie enteilte und verſchwand in der Dunkelheit.

Der Prinz war in den Garten gelangt. Die Nacht war rabenſchwarz. Nur Blitze erhellten ſie für Augenblicke mit gelbem verblendendem Glanze. Donnerſchläge rollten mit der betäubenden Gewalt ganzer Batterien über ſeinem Haupte. Der Sturm

heulte. Ströme eines überschwemmenden Platzregens rauschten auf ihn nieder. Die ganze Natur schien empört.

Dieses Ungewitter entsetzte ihn nicht. Es gewährte ihm Hoffnung, desto sicherer zu entkommen. Aber wohin? Kanonenschüsse dröhnten in der Ferne erst von einer, dann von der andern Seite. Sie mußten von den beiden Kastellen herüberhallen. Der Prinz schmeichelte sich damit, es seien Freudensignale, daß dort wenigstens der Verrath gelungen, und jene Schlösser in seine Gewalt gebracht seien. Er faßte den Entschluß, sich in das nächste derselben zu begeben, und wenn er auch ermaß, daß ein dort erlangter Vortheil nicht ausreiche, sein im Hauptschlage gescheitertes Unternehmen wieder herzustellen, meinte er doch vorläufig hinter jenen Wällen Schutz und Sicherheit im Kreise seiner Getreuen finden zu können, vielleicht sogar den Anhalt, um mit günstigeren Bedingungen für sich selbst wegen der Uebergabe zu unterhandeln.

Ein Reiter konnte jenen Platz füglich in einer halben Stunde erreichen. Aber, woher ein Pferd nehmen?

Er rief sich zurück, daß er befohlen, an allen äußersten Pforten die aus dem Garten ins Freie füh-

ten, berittene Leute aufzuſtellen, um, nach günſtigem Erfolge des Unternehmens im Schloſſe, ſie als Boten in die Umgegend verſenden zu können. Er eilte deshalb dem nächſten dieſer Ausgänge zu.

Wirklich ſtand ein Pferd an die Pforte gebunden. Der Reiter war nirgends zu finden. Vermuthlich hatte er aus Neugier ſeinen Poſten verlaſſen, um dem Lärme des Aufruhrs, der ſelbſt bis hieher gedrungen ſein mochte, an Ort und Stelle nachzuforſchen.

Der Prinz ſchwang ſich in den Sattel, trieb das Pferd mit unbeſpornten Ferſen an, und jagte mit dem Sturmwind um die Wette über das Blachfeld.

Bald vernahm er wildes Geſchrei zu beiden Seiten, ohne in der Dunkelheit erkennen zu können, wer es erhob.

Ein Blitz, der unter fürchterlichem Donner niederzuckte, zeigte ihm das Feld mit Schaaren von Flüchtlingen bedeckt, die in völliger Unordnung von dem Kaſtelle herkamen.

Auch ſie erblickten die ſeltſame Geſtalt zu Pferde, ohne Hut mit dem leichten weit hinflatternden Mantel daherſprengend, und meinten ein Geſpenſt zu ſehen. Die ſchnell wiederkehrende Nacht verſchlang Alles. — Vorwärts ging es, vorwärts.

Da leuchtete es dicht vor ihm. Zwanzig Geſchütze brüllten aus der Höhe auf ihn nieder von den Wällen des Schloſſes, dem er nun ganz nahe war. Die letzte Salve war es, die von der Beſatzung des Herzoges oben den getäuſchten und abgeſchlagenen Söldnern des Prinzen nachgeſendet wurde, die in halb wahnſinniger entſetzenvoller Flucht davon eilten.

Eine Falkonetkugel traf das Pferd Don Emanuels. Es ſtürzte unter ihm todt zuſammen, und erdrückte ihn beinahe unter ſeiner Laſt. Ein abermaliger Blitz zeigte ihm, daß auf dem Boden umher mehrere Leichen verſtreut lagen, niedergeſtreckt vom Geſchütze, und die Gewißheit, daß auch hier Alles für ihn verloren ſei, überwältigte ihn. Beſinnungslos lag er unter ſeinem getödteten Roſſe.

Wie lange er ſo gelegen, er konnte es nachher nicht ermeſſen. Sein Bewußtſein kehrte wieder. Das Gewitter hatte ausgetobt, es war umher tiefe Stille. Durch die Nacht dämmerte der erſte Strahl der Frühe. Er arbeitete ſich unter dem todten Thiere mühſam hervor, floh, ohne ſich umzuſehen, ohne die Richtung zu bedenken. Sein Gehirn belaſtete als ſchmerzende Wucht ſeine Stirne, erdrückte die Gedanken im Keime. Völlig verdumpft lief er, ohne ſich

Athem zu gönnen, ohne Plan, ohne Ziel. Nur eine verworrene Vorſtellung, daß er verfolgt werde, daß Feinde hinter ihm ſeien, daß er auf den Richtplatz geſchleppt, öffentlich hingerichtet werden ſolle, beflügelten ſeine Schritte mit den Schwingen der Angſt.

Seine Schuhe von weißem Atlas mit großen goldenen Roſen waren im Sumpfe ſtecken geblieben, durch den er ſeinen Weg genommen. Er merkte es nicht.

Ein ſteiniger Boden zerriß ſeine ſeidenen Strümpfe; mit bloßen Füßen eilte er über ſpitziges aufgehäuftes Geröll. Er fühlte es nicht.

Der Morgen verbreitete ſein Licht. Er nahm es nicht wahr.

Furchtbare Gebirgsklüfte umgaben ihn, er floh raſtlos dahin, — dahin. —

Ein Waldſtrom, angeſchwollen vom Regen, durchſchnitt rauſchend ſeinen Weg. Er durchwatete ihn.

Die Gegend wurde immer öder, wilder, ſchauerlicher. Was kümmerte ihn die Gegend.

Die Zunge klebte an ſeinem Gaumen. Quellen rieſelten von allen Seiten. Er trank nicht.

Die tiefe Einſamkeit uralter Bergwälder breitete ſich vor ihm aus, er brach ſich durch Dorngeſträuche,

die ihm Hände, Füße und Körper zerfleiſchten. Er empfand keinen Schmerz.

Menſchliche Weſen begegneten ihm fürs Erſte nicht. Auch ergab ſeine Lage, daß er Menſchen zu vermeiden ſtrebte. Sein innerer und äußerer Zuſtand war dergeſtalt losgeriſſen von allen gegenſeitigen Beziehungen zuverſichtlich freundlichen Verkehres, daß ſein letzter Troſt in Dem lag, das manche Andere verzweifeln macht, in der Verlaſſenheit.

Die Sonne ſtand im Mittage. Der Wald öffnete ſich. Ein ſtilles Hirtenthal. Herdenglocken. — Mancherlei Vieh weidend umher.

Die Hüter ſahen mit Befremden die ſeltſame Geſtalt, baarhaupt, baarfuß, blutend, den zerriſſenen unſcheinbar gewordenen ſeidenen Mantel in langen Streifen flatternd um eine prächtige goldgeſtickte Kleidung, funkelnde Ketten und Kleinode an Hals und Bruſt, koſtbare Ringen an den Fingern, mit verſtörten Zügen, wild rollenden Augen.

Sie traten in ſeinen Weg. Sie wollten ihn aufhalten. Er ſchleuderte ſie zur Seite mit der Gewalt des beginnenden Fieberwahnſinnes. Ehe ſie ſich ſeiner bemächtigen konnten, war er ihnen entflohen, nicht mehr einzuholen. Die Hunde bellten ihm nach.

Andere Wälder nahmen den Unglücklichen auf, deſſen geordnetes Bewußtſein wüſten Wahngebilden völlig erlag, wie ſehr krankhafte Aufregung auch ſeine phyſiſchen Kräfte ſteigerte. Tiefe Schattennacht. Neue Einöden. Noch lange trugen ihn ſeine eilenden Füße, ohne daß ſeine Seele wußte wohin? Endlich ſtürzte er nieder, und lag quer über dem Wege, ſtarr, regungslos, gleich einem Todten.

In dieſer Lage, im Fieber, und in gänzlicher Entkräftung, hat er mehrere Stunden zugebracht, denn dieſe Gegend war außer allem Verkehre, in faſt undurchdringlichem Dickicht.

Im Abende ſtand bereits die Sonne, und er richtete ſich endlich wieder auf, um ſeinen Weg mühſam fortzuſetzen, als er das helle Klingen eines Glöckchens im Gebüſche vernahm, das ſich ihm näherte. Bald erſchien eine ſchöne milchweiße Hirſchkuh, welche in einem rothen Bande jene Schelle am Halſe trug.

Das zierliche Thier ſtutzte, blickte den Unbekannten aus hellen klugen Augen an, wie befremdet. Emanuel erwiederte ſolches Anſchauen in gleicher Weiſe, ſtand auf, und trat einige Schritte entgegen.

Die Hindin war nicht ſcheu, wendete ſich, ſchritt langſam auf einem kaum gebahnten Pfade tiefer in

den Wald, der Kranke ſchleppte ſich ihr faſt willenlos mit großer Anſtrengung nach. Sein Haupt brannte und ſchwindelte; ſeine Kräfte waren nach gewaltſamer Ueberſpannung deſto tiefer erſchlafft; ſeine angelaufenen Füße bluteten, und jeder Schritt verurſachte ihm unſäglichen Schmerz. So weit reichte ſeine geiſtige Zerrüttung nicht, daß er für rein körperliches Leid nicht empfindlich geblieben wäre, dies bewieſen ſeine Klagelaute, die ſchon aus der Ferne das lauſchende Ohr ſeines künftigen Helfers trafen, wenn auch die Folge lehren wird, bis zu welchem Grade jene in ihm vorgedrungen.

Bald wurde eine Eiche von ungewöhnlicher Größe erreicht, die mit ihrer weitverbreiteten Krone ein halbes Feld hätte beſchatten können, während der untere Theil des rieſigen Stammes ſchon hohl war, und dergeſtalt, daß hiedurch eine Niſche entſtanden, in der eine vollſtändige kleine Kapelle mit einem Altare, und dem Bilde der ſchmerzenreichen Mutter in ſchreienden Farben, hinreichenden Raum fand.

Ein alter Einſiedler, im Gewande der Bernhardiner, mit langem ſchneeweißem Barte, hatte ſein Abendgebet in dieſem ländlichen Heiligthum verrichtet, und war ſo eben beſchäftigt, ein paar Kerzen, die er vor

dem Wilde angezündet, wieder zu löſchen, und an ſich zu nehmen, als von der Hirſchkuh, der muntern Geſellſchafterin in ſeiner Einſamkeit, geleitet, der ſonderbare bemitleidenswerthe Fremdling, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, vor ihm erſchien. Er faßte ſich jedoch ſofort, und eilte auf den Wankenden zu.

„Armer Jüngling, rief er, wer hat Dich hieher, und in dieſen bejammernswürdigen Zuſtand verſetzt? Prächtig, und doch in Lumpen: fürſtlich ausſehend, und doch ein Bettler. Biſt Du von Räubern überfallen? Nein, ſolche hätten Dir dieſe Kleinode nicht gelaſſen. Biſt Du verirrt? ich will Dich zurechtweiſen. — Oder biſt Du krank? Ach! — ich ſehe wohl, daß dem ſo iſt. Komme mit mir, in meine Zelle, ich will Dir Hülfe leiſten, Dich pflegen, bis der Himmel über Dich verfügt.“

Emanuel ſtarrte ihn an, als ob er ihn nicht verſtehe.

Als der Greis ſeine Hand nehmen wollte, richtete er ſich ſtolz auf, nahm eine majeſtätiſche Miene an, und ſprach heiſer.

„Paques de Dieu! — Drei Schritte zurück. Habe ich auch die Schlacht vor Pavia verloren, bin ich doch König. Weg mit dem Connetable, er iſt ein

Verräther. Wo iſt Lannoy? Ihm will ich meinen Degen geben. — Pardon! — ich bin gefangen. — Bei St. Denis, ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht. Sagt das der Herzogin, meiner Mutter."

Er ſprach dieſe, aus der Geſchichte Königs Franz des Erſten von Frankreich in ihm aufdämmernden Worte, franzöſiſch, und bewegte damit den Alten um ſo inniger, der ein Franzoſe war.

„Mein Sohn, erwiederte er in der nämlichen Mundart, — Du biſt nicht gefangen, aber ſehr leidend. Ruhe iſt dir nöthig. Fürchte nichts, ich will Dir wohl. Stütze Dich auf mich. Ich werde Dich zur Ruhe betten."

Der Unglückliche ließ nun ſchweigend Alles geſchehen, was verlangt wurde. Der Einſiedler ſchleppte ihn mehr als er ihn führte durch einen gelichteten Gang im Gebüſche zu ſeiner Einſiedelei, die auf einer Waldblöße neben einer kleinen einſamen Kirche lag, die der Aufſicht des frommen Bruders anvertraut war.

Eine heimliche Stelle. Was die Einbildungskraft irgend erſchwingen kann, das Bild ſolchen einſamen Hafens der Andacht und des Friedens, der zur Selbſtbeſchauung einladenden Stille, reizend auszuſchmücken, war hier vereint.

Die Kirche, im Kranze uralter Ulmen; ein großes Kreuz vor dem Eingange; die Einſiedelei in dürftiger aber maleriſcher Geſtalt daneben.

Die Hirſchkuh ſprang luſtig ins Gehege von wilden blühenden Roſen, das die Hütte umſchloß.

Die Erſcheinung des Alten belebte auf einmal die tiefe Stille der Waldeinſamkeit. Tauben von ſchönſten Farben, ſäuſelten vom Dache, und umflatterten ihn. Einige ſetzten ſich auf ſeine Schultern, andere klammerten ſich an ſeine Bruſt, und ſchlugen ſie mit ihren ſchimmernden Flügeln. Sie mochten ihr abendliches Futter begehren. Ein großer Rabe kam ſtattlich entgegen geſchritten, und ſchnarrte einige, Menſchenworte nachahmende Laute.

Dieſes Bild der Unſchuld bewegte ſelbſt das zerſtörte Innere des Kranken. Er lächelte, und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Mein Bruder Karl iſt ſehr verbindlich mich nach St. Just zu ſenden. Hier will ich bleiben, und nicht zu entkommen ſuchen.“

Der Alte ließ ihn auf einen Raſenſitz vor der Thüre der Hütte nieder, und unterſuchte den Puls, denn er verſtand die Heilkunde.

„Ach! — rief er, — ſolches Fieber muß wohl

ſeine Vernunft gefangen nehmen, und arge Phantaſien erregen. Armer, armer, junger Mann, Du biſt ſehr krank. Indeſſen getroſt, Du findeſt hier, was Dir dient."

Er ging in die Hütte, ein weiches Lager zu bereiten.

Indem wir den Verlaſſenen ſo ſitzen ſehen, möchten wir uns ſelbſt fragen: wie, wäre Dieſer der glänzende, zierliche, hochſtrebende Prinz Emanuel, der Enkel ſo vieler regierenden Fürſten, der noch geſtern von allem Glanze vornehmer Abkunft umgeben, von zahlreichen Dienern umflattert, nichts Geringeres zu erſtreben dachte, als einen Thron?

Was hat ihn ſo tief herabgebracht? ſo tief, daß er elend, ſeines Verſtandes beraubt, verfolgt, von der übrigen Welt ausgeſtoßen, die einzige Zufluchtſtätte, die für ihn auf Erden zu finden iſt, in der armen Wohnung eines Waldbruders ſuchen, deſſen Beiſtand dankbar empfangen muß, als letzten, aus dem Abgrunde ſeines gegenwärtigen Ungemaches zu erfaſſenden Zweig der Rettung vor dem zeitlichen und ewigen Verſinken?

Freilich nur eigene Schuld hat dieſes bewirkt. Die ſchwere Prüfung iſt gerecht. Und doch, von Natur

war er nichts weniger als bösartig. Quellen seines Unglücks waren nur gänzlicher Mangel rechtlicher Grundsätze, des Gewissens und Uebermaas ungeregelter Eitelkeit. Er büßte die Sünde Derjenigen, die ihn in Selbstsucht, Leichtsinn, unwürdigen Gefühlen des Hasses und der Rache erzogen. So nur straft die Versehung die Fehl der Väter an den Kindern, aber auch die Gestraften wird sie nur dann erst verlassen, wenn sie für immer sich selbst verlassen haben.

Der Greis kam bald zurück, führte den leidenden Gast auf eine Ruhestätte dicht neben seiner eigenen.

Von Allem, das sich bis hieher begeben, hat der Prinz für spätere Tage die Erinnerung, wenn auch in verworrenen unbestimmten Gebilden, bewahret. Die schwere Krankheit, die bei ihm nun zum Ausbruche kam, und ihn lange an diese Stelle fesselte, ließ in seinem Innern eine völlige Leere

Eilftes Kapitel.

…te Thatkraft des Herzoges konnte nur einen …blick durch die Gewalt eines übermächtigen …ckens gefesselt werden.

…he noch Diejenigen, welche seine in ihrem Blute liegende Gemahlin umstanden, sich der Erstarrung des Entsetzens entreißen konnten, erhob sich der muthige Fürst mit der ganzen Lebhaftigkeit und Besonnenheit seiner Seele, um Angelinen den ersten Beistand zu leisten.

Ein Blick offenbarte ihm, daß ihr Blut der Schulter entquollen, daß mithin die Wunde nicht tödtlich, ihr Geist nur durch Ohnmacht gebunden sei.

Er bat die Anwesenden zu Hülfe, vernehmlich die Frauen, befahl Aerzte.

Seine Worte wirkten wie Zauberspruch, der einen versteinernden Bann löset. Die Zahl der Hände, die

nun Hülfe zu leisten bereit und beflissen waren, überstieg das Erforderniß.

Die Fürstin wurde erhoben, ins Nebenzimmer auf ein Ruhebette getragen, alle Fremde wurden dankend entlassen, und der Herzog mit einigen Damen des Hofes, und einem Arzte, der zum Glück sich in der Zahl der Gäste befunden, blieben bei der Kranken.

Sie kam zu sich, fand aber noch nicht Kraft zur mündlichen Mittheilung. Der Arzt bezeichnete diese Schwäche nur als Folge vorhergegangener Ueberreizung der Empfindungen.

Mit großer Schnelligkeit zog er die Kugel geschickt aus der Wunde, und der hierbei unvermeidliche Schmerz gab der Herzogin einen Theil ihrer Kräfte wieder.

In ihren Zügen lächelte die seligste Heiterkeit, als sie folgendergestalt das Wort nahm.

„Wie glücklich bin ich, o mein theurer Gemahl, denn ich ward der Gnade des Himmels, Ihr Leben retten zu dürfen, gewürdigt. Lassen Sie mein Blut einströmen. Schwer habe ich bisher in tiefster Seele gelitten. Aber die Glut eines kurzen körperlichen Wehe's ließ alle Lasten dahinschmelzend sich lösen, und wie Tropfen auf Tropfen heiß meinen Adern entquil-

ten, rinnt Theil auf Theil meiner Bedrängniß vom Herzen.

Alle Umstehenden wurden zu Thränen gerührt. Der Herzog kniete neben ihrem Lager, und bezeigte die die innigste, dankbarste, wehmüthigste Zärtlichkeit, während der Arzt den Verband anlegte, und Ruhe und sorgfältige besonnene Pflege vor Allem empfahl.

Wie diese aber erlangen in dem fremden Schlosse, das nicht nur von den Gästen, sondern auch von seinen gewöhnlichen Bewohnern verlassen war.

Der Morgen war aufgegangen, und der Herzog besprach mit dem Arzte, auf welche Weise Angielina am füglichsten in die herzogliche Villa zu versetzen sei?

Dieser hielt das Unternehmen für nützlich. Wenn sei der Weg, Anstrengung könne den Zustand der Leidenden verschlimmern.

Ehe diese Berathung zur Entscheidung geführt, wurde die Thüre leise und vorsichtig geöffnet. Herein trat eine fremde hohe weibliche Gestalt, von weißen Gewändern und schwarzen Schleiern feierlich umwallt. Ein Strahl der Freude und des Trostes leuchtete aus den Zügen des Herzogs. Mit der Ehrerbietung eines zärtlichen Sohnes eilte er die Prinzessin Eufebia zu

begrüßen, die wie ein plötzlich aus den Wolken niederschwebender Engel erschien.

„Es beschembe Sie nicht, mein Vetter, — sagte die fürstliche Aebtissin, — mich hier zu sehen, während ich in so vielen Jahren meinen einsamen Aufenthalt nicht verlassen. Vor einer Stunde erfuhr ich, was sich hier zugetragen, und es war eine Stimme von oben, die mich aufrief hieher zu eilen, und meine Pflicht zu erfüllen. Einst sollte ich Gebieterin sein in diesem Schlosse, und da es anders geworden, meinte ich meinen Vorsätzen am wenigsten noch einen Schritt über diese Schwelle jemals zuzumuthen. Der für mich bisher so ungesegnete Ort ist mir aber nun ein Heiligthum, seitdem eine so schöne Handlung aufopfernder Liebe, seitdem das hier vergossene Blut eines reinen Weibes ihn geweiht. Ich komme als Mutter, die ihr krankes Kind fordert, die Herzogin in mein Kloster zu führen, wo ihr Ruhe, angemessene Wartung, eine Hülle von Liebe und Sorgfalt zu Theil werden sollen."

Angiolina sah, hörte die Prinzessin, und breitete sehnsüchtig die Arme nach ihr aus.

Der Herzog war einer drückenden Sorgenlast entledigt. Das Kloster konnte in Kurzem erreicht, Angio-

lina ohne Beſchwerde in einem Palankin dahin befördert werden.

In wenig Minuten waren die erforderlichen Vorbereitungen bewerkſtelligt. Die Aebtiſſin geſtattete jedoch keine Begleiterin aus dem Hofſtaate der Herzogin. Sie meinte, einige Zeit müſſe dieſe ihr ganz angehören, getrennt von Allem, das ſie bisher umgeben, und ihrem zu zarten Herzen keinen Anhalt zu gewähren vermocht. Der Befehl Euſebiens wurde gebilligt und beachtet, und dieſe eilte in ihrer Sänfte voran, während Angiolina auf den Schultern von Trabanten nachgetragen wurde. Der Herzog ging ihr ſorgend zur Seite.

Im Kloſter angekommen, wurde die Kranke in das Innere des Gebäudes verſetzt, das dem Eintritte der Männer verſchloſſen blieb. Der Herzog machte einige Einwendung. Er hatte gemeint, die Abſonderung ſeiner Gemahlin von ihrer bisherigen Umgebung werde ſich nicht bis auf ihn erſtrecken. Euſebia bat ihn, zu Angiolinens Beſtem dieſe Entbehrung von kurzer Dauer zu genehmigen. „Sie beſtanden, — ſagte ſie ihm, — bereits eine ſchöne Probe, und es iſt an der Zeit, daß Ihre Gemahlin nun auch die ihrige beſtehe. Zu dieſer gehört, daß die liebe Träumerin Sie in Ihrer ganzen

Bedeutung und Tüchtigkeit verſtehen, und würdigen lerne. Betrachtungen, Erwägungen, Nachdenken werden aber leichter, wirkſamer erſchwungen in Abweſenheit des verehrten Gegenſtandes, denn nichts ſteigt ſchneller im Werthe für ein edles dankbares Herz, als das Vermißte."

Der Abſchied der fürſtlichen Gatten war rührend. Angelina forderte vom Herzoge die Gewährung einer Bitte.

„Einer jungen Zigeunerin, — ſprach ſie, — im Dienſte der Marquiſe, verdanken wir unſere Rettung. Meine Damen werden Ihnen berichten, in welcher Art man mein Leben bedrohte, und wie ich ohne jenes räthſelhafte Weſen jetzt im Sarge liegen würde. Ich habe Niemand perſönlich beleidigt, und da mir meine Retterin betheuerte, daß der Prinz und die Marquiſe jedem Anſchlage auf Meuchelmord durchaus fremd ſeien, ahnte ich gleich einen in ſchauerlicher Finſterniß verborgenen Verrath, der uns beide anfechte, und beſchloß nach Umſtänden mich aufzuopfern, um Ihre unſchätzbaren Tage zu retten. Nun aber auch Emanuel und Gabriele ein eigenes, mit jenen ſchwarzen Anſchlägen nicht zuſammenhängendes Complott bezweckten, iſt mir die feſte Ueberzeugung aufgegangen, ein

uns völlig unbekannter, räthselhafter, gefährlicherer Feind habe die Plane unſerer treuloſen Wirthe, wider deren Abſicht durchſchaut, und benutzen wollen, einen frevelhaften, ſelbſtſüchtigen Zweck durch den Untergang von uns Allen zu erreichen. Darum bitte ich Sie, jene Zigeunerin, der wir über Alles, was Worte benennen können, verpflichtet ſind, mit der ganzen Fülle Ihrer fürſtlichen Freigebigkeit zu belohnen, aber kein Blut fließen zu laſſen, um Emanuel und ſeine Anhänger zu beſtrafen, vielmehr ſtatt deſſen den dunkeln Fäden jenes gewaltigeren geheimen Frevels mit Vorſicht nachzugehen, und dann zu thun, was recht ſein wird, und geziemend."

Euſebia nahm das Wort. „Die Herzogin iſt auf richtigem Wege. Jedoch mein Rath weicht zum Theil ab von ihrer Bitte. Beſtrafen Sie das Vergehen Emanuels mit Mäßigung, denn die eitle Thorheit darin überwiegt das Verbrecheriſche, und ſo war dieſes Beginnen im Voraus mit dem Merkmal der Nichtigkeit geſtempelt. Jene dunkeln Fäden ſuchen Sie aber auf keine Weiſe weiter zu verfolgen. Sie dürften hingelangen, wo Sie nur höchſt ungern angekommen ſein würden, und Ihre Sicherheit bedarf auch der Bemeiſte-

rung jener Fäden nicht mehr. Die That jener armseligen Zigeunerin hat sie für immer zerrissen."

Der Herzog versprach dieses Alles wohlbedacht zu erwägen, und begab sich hinweg.

Die Untersuchung der begangenen Frevelthaten wurde sofort eingeleitet; sämmtliche Gefangene wurden verhört. Es ergab sich sogleich, ganz wie Angiolina vermuthet, daß zwei Complotte über und unter einander sich fortgesponnen, die in sich selbst keine gegenseitigen Beziehungen hatten, während das gefährlichste durchaus räthselhafte nur die gute Gelegenheit, die ihm der Ausbruch des unerheblicheren darbot, mit einer schauderhaften List benutzen wollte, seinen eigenen vergifteten Dolch heimlich der Hand des roh zuschlagenden Ungeschickes unterzuschieben, um dieses für eine gräßliche That verantwortlich zu machen, an die es niemals gedacht.

Die Schuld des Prinzen Emanuel lag zu Tage. Beweise gegen die Marquise konnten nicht wirksam gemacht werden, sie blieb daher unangefochten in ihrem Pallaste, wiewohl gemieden von aller Welt. Die Verfolgung des Prinzen untersagte der Herzog.

Das erste Complott dagegen blieb in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Der Bube, der auf den Herzog geſchoſſen, war, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, der nämliche, der Angiolinen den vergifteten Trank geboten, auch der nämliche, der ſchon bei der Mittagstafel den Verdacht des Prinzen erregt, und ſich ihm Larozzo genannt.

Es ſtand feſt, daß er weder zu den Dienern des Prinzen, noch der Marquiſe gehöre, aber Niemand hatte ihn jemals früher geſehen. Es kam zur Sprache, daß Rabatilla ihn gekannt, und bei ihrem Zuſammentreffen mit ihm, nach ſeiner Gefangennehmung in Amaſtro, geäußert: man möge ſie befragen, ſie wiſſe Alles. Aber wo war die Zigeunerin hingekommen? Man forſchte nach ihr mit Sorgfalt und nach allen Seiten. Der Herzog wendete um ſo mehr jedes Mittel an, ihre Wiederauffindung herbeizuführen, als er die Pflicht ſeiner Dankbarkeit durch eine große Belohnung, die er ihr beſtimmte, noch zu erfüllen hatte. Alles vergeblich. Einige Zigeuner, die zu ihrer Bande zu gehören verſicherten, und die man befragte, ſagten aus, ſie ſei im Walde durch einen Schuß getödtet, man wiſſe nicht von wem. Dieſes war aber entweder eine Verwechſelung verſchiedener Umſtände, indem ein unbeſtimmtes Gerücht den Verſuch Don Emanuels, die Zigeunerin viel früher tödten

laſſen zu wollen, in ſolcher Vergrößerung, bei ihren umherſtreifenden Stammgenoſſen herumgebracht haben mochte; oder eine Lüge. Von einer andern Seite nämlich wurde vernommen, daß in einer ſchon entfernten Gegend eine junge Zigeunerin das Volk bei öffentlichen Feſten in mehren Städten und Dörfern durch ſeltene Geſchicklichkeit in Tanz und Geſang kürzlich beluſtigt, und der Gegenſtand allgemeiner Theilnahme, Bewunderung und Freigebigkeit geworden war. Die Beſchreibung dieſer Virtuoſin paßte durchaus auf Rabatilla. Von da ab war aber jede Spur verloren.

Der Verbrecher ſelbſt widerſprach, daß er Larezzo heiſe, weigerte ſich aber ſeinen wirklichen Namen zu nennen. Die Thaten, die er ausführen wollen, ſtellte er nicht in Abrede, that ſogar groß damit, und beklagte ihr Mißlingen. Hartnäckig blieb er jedoch dabei, daß Niemand ihn zu dieſem Morde angeſtiftet. Höhere Eingebungen, Stimmen von oben, Erſcheinungen höherer Weſen, hätten ihn beſtimmt, wie er ſagte, „das Richteramt des Ewigen an einem Herrſcherpaare zu vollziehen, das ketzeriſch und von Gott verworfen ſei.“ Doch verſicherte er, den Tod des Herzogs nicht zunächſt ſich vorgeſetzt zu haben. Seine urſprüngliche

Abſicht ſei nur gegen die Herzogin gerichtet geweſen. Durch ihren plötzlichen Untergang habe dem Herzoge die Lehre von der Hinfälligkeit und Nichtigkeit alles Irdiſchen zu erkennen gegeben, ihm dieſes mit allen ſeinen Freuden verleidet werden ſollen, damit er, in Zerknirſchung und Demuth, zur Rettung ſeiner unſterblichen Seele, ſich nur an das Ewige wenden, zu ungeſtörtem Gebete und ſchmerzlicher Buße, der Regierung ſeines Landes ſich entſchlagen, und dieſe Solchen überlaſſen möge, die gerüſteter ſeien, als er, ſie im geziemenden Sinne zu führen. Nur weil ſein Streich auf die Herzogin mißglückte, habe der wüſte Schwärmer, in Folge plötzlicher neuer Eingebungen, ihn auf den Herzog richten wollen.

Das ganze Weſen dieſes Elenden trug das Gepräge eines bis zum Wahnſinne geſteigerten Fanatismus. Im Uebrigen war er keineswegs unbelehrt, und konnte, nach dem Umfange ſeiner Kenntniſſe, und ſeiner Uebung ſich in gewählter gebildeter Rede auszudrücken, den unteren Volksklaſſen nicht angehören.

Man gab ihm nach einander mehrere Grade der Folter, um von ihm andere Ausſagen zu erzwingen.

Anfangs litt er ſtandhaft und ſchweigend. Zuletzt preßte ihm der Schmerz die Verheißung aus, er wolle

Alles bekennen, aber erſt am folgenden Tage. Zuvor wolle er die Sacramente empfangen, und dem Pater Joſeph beichten.

Dieſer allgemein geachtete Geiſtliche, der völlig unbetheilt bei allem Bisherigen, ſeine Zurückgezogenheit behauptet hatte, wurde erſucht noch am nämlichen Abende in den Kerker des Unglücklichen ſich zu begeben, um ihm den geforderten Beiſtand zu gewähren.

Er ließ ſich willig finden, kam, und brachte die Hälfte der Nacht bei dem Schuldigen zu.

Als er dieſen verließ, ſagte er dem Kerkermeiſter: der Delinquent wolle zur Nacht eſſen, um ſeine Kräfte für das morgende letzte Verhör zu ſtärken, dem wohl wahrſcheinlich unmittelbar ſeine Hinrichtung folgen werde, da, was er noch vorzubringen habe, wohl manche Andere in Schuld verwickeln, ihn von der eigenen aber nicht befreien könne.

Man brachte dem Gefangenen Speiſe und Wein, die er genoß, und ſich dabei gefaßt und muthig zeigte. Der Kerkermeiſter verließ ihn erſt, als er im tiefen Schlafe lag.

Am Morgen, beim Oeffnen der Thüre ſeines Kerkers, fand man ihn kalt, und todt auf ſeinem Lager ausgeſtreckt. Keine Spur davon, wie er umgekom-

men, und ſo blieb das Räthſel ſeiner unſeligen Erſcheinung ungelöſt.

Die übrigen Schuldigen kamen mit leichten Strafen davon, weil man den Prinzen frei ausgehen zu laſſen beſchloſſen hatte.

Niemand befand ſich in unbefriedigterem Zuſtande, als der Abbate Richeldi. Durch und durch politiſcher Kleinmeiſter, hatte er den gewöhnlichen Fluch dieſer Klaſſe von Intriganten ſich auf den Hals gezogen. Solche Perſonen meinen, die armſeligen Feinheiten und Ränke, mit denen ſie geringe Dinge in ihrem Intereſſe zuſammenzucabaliren, und ſchwächere Menſchen in ihrem Sinne zu beſtimmen verſtehen, paſſen auch für gefährlichere Zuſtände und ſtärkere Characteré. Die Beſchränktheit ihrer Anſichten, die Dürftigkeit ihrer halben Maasregeln, führen ſie dann aber gewöhnlich auf den Strand, wo ſie ſitzen bleiben, von allen Parteien wegen ihrer Zweideutigkeit verachtet. Da ſeine Abſicht völlig umgeſchlagen, durch eine von ihm gelenkte Maſchinerie den Herzog ſelbſt zu befreien, rechnete ſo wenig dieſer, als Jemand ſonſt ihm das Uebrige zum Lobe an, das dabei wirklich auf ſeine Rechnung gehörte. Es erwuchſen vielmehr für ihn die verdrießlichſten Verlegenheiten, indem man von ihm

Rechenschaft forderte: weshalb, wenn er von den Anschlägen des Prinzen Kunde gehabt, er seinen Gebieter nicht rechtzeitig davor gewarnt? Allem Unheile wäre dergestalt vorgebeugt worden. Ferner machte in der Stadt man es ihm laut zum Vorwurfe, daß seinem ungeschickten Benehmen allein die Entweichung des Prinzen zuzuschreiben sei. Ein Glück für ihn war es, daß, man weiß nicht aus welchem Grunde, Mandrini mit einer großen Geldsumme, die er dem Abbate, auf Abschlag künftiger größerer Belohnung, im Voraus entlockt, sich aus dem Staube gemacht, und nicht wieder zum Vorschein kam.

Der Herzog, der den Abbate wohl kannte und durchschaute, beunruhigte ihn am wenigsten. Doch ertrug dieser solche Ungerechtigkeit, wie er es nannte, nicht. Er zog sich vom Hofe zurück, begab sich nach Rom, wo spanischer Einfluß ihm eine behagliche Stellung bei der päpstlichen Curie, zuletzt sogar eine der höchsten Kirchenwürden verschaffte.

Pater Joseph, der in keiner Beziehung in die bestehenden Händel bisher gezogen worden war, weil er ihnen völlig fremd zu sein schien, wurde eines Morgens unerwartet zum Herzoge gerufen. Er verfügte sich in das Kabinet desselben, und man hörte im Vor-

zimmer, daß darinnen der Fürſt nicht laut und nach außen verſtändlich, aber ſehr lebhaft ſprach. Nach einiger Zeit trat der Jeſuit, ruhig lächelnd wie immer, heraus, und begab ſich zu ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen. Doch zeigte ſich ſofort, daß er aufgehört habe, Beichtvater des Hofes ſein. Kurz darauf verließ er das Land, um im Auftrage ſeines Ordens, ausgerüſtet mit großen Machtvollkommenheiten, nach Paraguai ſich zu begeben. Welche Zwecke die Jeſuiten in jener ihnen abgetretenen ſüdamerikaniſchen Colonie anſtrebten, iſt bekannt, und man darf annehmen, daß dieſes fähige Mitglied der frommen Geſellſchaft viel dazu beigetragen hat, deren wunderbare politiſche und kriegeriſche Macht in jenem Lande vermittelſt jener Miſſionen zu vollenden, die ihr erſt unermeßliche Vortheile gewährt, zuletzt aber doch mit beigetragen hat, ihren einſtweiligen Untergang herbeizuführen.

Obgleich der Herzog keinen Tag vorübergehen ließ, an dem er nicht zum Kloſter geeilt wäre, dem Befinden ſeiner Gemahlin mit voller Innigkeit eines zärtlichen Gatten nachzufragen, wurde ihm doch einige Zeit ihr Anblick nicht gewährt. Euſebia gab ihm zwar die tröſtlichſten Nachrichten, beſchwichtigte aber

seine Ungeduld durch die Versicherung, das Gleichgewicht müsse eben so in Angiolinens Gemüthsleben durch sorgsame Pflege wieder hergestellt werden, als in ihren zur Genesung heranreifenden, leiblichen Zuständen.

Eines Abends, als er sich wieder wie gewöhnlich im Sprachzimmer des Klosters einfand, eilte ihm endlich Angiolina mit offenen Armen, und dem seligsten Lächeln der Liebe entgegen, warf sich an seine Brust, schien in Freude des Wiedersehens ihn nicht lassen zu können. Ihr Gemahl, aufs Tiefste gerührt und entzückt, konnte sich kaum finden in solche gänzliche Veränderung ihres Wesens. Einige Blässe ihrer Wangen erinnerte zwar an überstandene Leiden, dagegen offenbarte ihr strahlender Blick, daß ihr Gemüth aufgegangen sei in freudiger Kraft einer hoffnungsvollen inneren Gesundheit.

Eusebia stand daneben, blickte mit dem Lächeln einer Heiligen auf dieses nun endlich glücklich gewordene Paar, und gestattete sich, seit langer Zeit wieder zum ersten Male, eine Thräne der Rührung, als Angiolina den Herzog zu ihr führte, und ihn aufrief, seinen Dank mit dem ihrigen zu vereinen.

„Daß ich ferner sein werde, was ich soll, — rief die junge Fürstin, — Solches ist das Werk

dieſer mütterlichen Freundin. Verkennen Sie mich nicht, o mein Gemahl. Früh entriß der Tod mir die Mutter, ich kannte ſie kaum. Von kaltem fürſtlichem Glanze, von ſchmeichelnder Ehrerbietung Untergeordneter umgeben, wuchs ich auf. Meine Launen, meine Winke regten die Befliſſenheit der Augendiener an. Mein Herz dagegen, wer hatte Wunſch, Sinn, und Vortheil davon, ihm Befriedigung und Anhalt zu gewähren. Voll Liebe war es, Liebe bedurfte es, Liebe ſuchte es, aber es fand nur Täuſchung, und den Schmerz unbefriedigter Sehnſucht. Da wähnte ich, wahre Liebe ſei nur der ſelige Traum hochbegabter, auf dieſe kalte Erde verirrter Geiſter, und folterndes Mißtrauen verbitterte meine Tage, unterſchlug meiner Jugend jegliche Freude. So kam ich in dieſes Land. Von ſolchem Wahne erfüllt, gab ich mich meiner neuen Umgebung hin, und dieſe benutzte den Wahn. Ach! feindliche Mächte umſtellen nur zu oft den glänzenden einſamen Sitz der Größe, und Selbſtſucht ſchmiegt ſich in gewinnendem blendendem Farbenſpiele um die Stufen des Thrones. Endlich zerbrach ein Blitz aus wolkenloſen Höhen den Zauberbann, der mich zu bangen Träumen umſchloſſen hielt. Ein niegefühlter

Schmerz erweckte mich plötzlich. Alles, was bisher mich umwirrte, zerfloß in Nichts, und auf dem neuen Gefilde, das ſich vor mir eröffnete, begegnete mir mein Schutzgeiſt. Er kam, und legte mich an das Herz einer zweiten Mutter. Ihr verdanke ich das neue Leben, das ich lebe, die heitere Einſicht in den Beruf der Frauen, in das ſchöne und einfache Geheimniß der wahren Liebe, die um ſo ſicherer iſt, je froher, inniger, vertrauender ſie den Edeln ſich hingiebt."

„So iſt es, — ſagte Euſebia, — und hiemit, würdiger trefflicher Fürſt, nachdem die Staatskunſt Ihnen eine Gemahlin gab, empfangen Sie aus meinen Händen eine Geliebte, Gattin, zärtliche Freundin, das Pfand eines unerſchütterlichen Glückes. Indem ich dem Sohne gebe, was der Vater mir entriß, indem ich, was er mir zum Fluch werden ließ, an ſeinem Nachfolger ſegne, iſt meine Vergeltung der Unbilden, die ich von Ihrem Geſchlechte erduldet, vollendet, ich darf mein irdiſches Daſein ein abgeſchloſſenes nennen, und meine befreite Seele deſto freudiger jenem ewigen völlig zuwenden, das unſere ſchönſte untrügliche Hoffnung iſt."

Das Glück des herzoglichen Paares iſt von nun an ungetrübt geweſen. Seine, ſpäter durch zahlreiche Nachkommenſchaft geſegnete Ehe war das Muſter und die Freude eines Landes, dem die lange Regierung eines ausgezeichneten Herrſchers ſo viel Segnungen angedeihen ließ, als den damaligen Zuſtänden überhaupt abzugewinnen war.

Zwölftes Kapitel.

Man erinnerte ſich nicht zu Venedig jemals einen glänzenderen Carneval erlebt zu haben, als denjenigen, der im Jahre 1650 ſtattfand.

An einem jener, ungeachtet der frühen Jahreszeit, lieblich milden Abende, der eine völlig wolkenloſe, durch den Vollmond verklärte Himmelswölbung über jene wunderbare Stadt verbreitete, und ihre herrlichen Bauwerke und Denkmäler in günſtigſter Beleuchtung zeigte, wogte ein unzählbares Heer der bunteſten und luſtigſten Masken in geſchmückten Gondeln auf allen Kanalen, um beim Markusplatze ans Land zu ſteigen, und dieſen durch Gewühl, Jubel und Scherze zu beleben.

Das Gedränge wurde endlich ſo groß, daß die vornehme Maſſe genöthigt war, ſich immer mehr aus dem Gewühle zurückzuziehen, und den zahlreichen und prächtig beleuchteten Oſterien zuzueilen, die in langen

Reihen die Arkaden erfüllten, und von der geringen Klasse vermieden wurden.

Die Züge der Nobili und Damen, die hier auf- und abwandelten, und bald an dieſem, bald an jenem Orte einſprachen, ſich an dem mannigfachen Wechſel der Geſellſchaft in jenen öffentlichen Sälen zu beluſtigen, war zwar an ſich nicht ſo unterhaltend, als jener geringe Maskenſchwarm auf dem Platze, in dem Witz und derbe Laune des Volkes in unerſchöpflicher Erfindungskraft ſich offenbarten, denn man ſah hier nur ſeidene Mäntel und conventionelle weiße und ſchwarze Larven, doch aber trieb unter dieſer anſpruchloſen Verhüllung die neckende Intrigue ein nicht minder muthwilliges, wenn auch geheimeres und ſtilleres Spiel. Geflüſter, kurze beißende Zwiegeſpräche, wie ſie die Maskenfreiheit geſtattet, trafen hier nicht minder empfindlich, überraſchend und in Verlegenheit bringend, als auf dem Platze die hin- und zurückgeworfenen an die Wachsgeſichter klappenden Konfetti, und es erwuchſen hier Verwickelungen, von denen manche weit über die kurze Dauer dieſer, rückſichtsloſer Luſt gewidmeten Zeit hinausreichte.

Unter den Arkaden der einen Seite führte ein Cavalier im ſchwarzen Mantel, und mit eben ſolcher

Larve eine hohe ſchlanke Dame in gleicher Vermummung. Diener als Pulcinelle maskirt, gingen dem Paare voran, um unter tauſend Poſſen ihm Platz zu machen. Eben ſolche folgten.

Den Herrn erkannten Viele am Gange, der ein wenig hinkend war, als einen der Senatoren, von großem Reichthum und vornehmer Abſtammung, den aber weder vorgerücktes Alter, noch Podagra abhielten, die Befliſſenheit um das ſchöne Geſchlecht noch immer fortzuſetzen, die, neben den Staatsränken, ſein ganzes Leben beſchäftigt, und verwirrt hatte. In den Kreiſen der venezianiſchen Frauen diente er längſt zur Zielſcheibe des Spottes, und ſo machte er ſich zum Geſchäfte vornehmlich den Begleiter fremder Damen abzugeben, denen Mangel an anderweiter Bekanntſchaft dankbare Nachſicht gegen ſolchen gichtbrüchigen Ritterdienſt empfahl.

Die weibliche Maske gab Vielen dagegen zu rathen. Anſtand, Haltung ließen auf hohen Rang ſchließen, und um ſo eifriger lauſchte man auf das Geſpräch, das beide Perſonen, wiewohl leiſe, doch lebhaft, und in franzöſiſcher Mundart mit einander führten.

Die Dame ſagte unter Andern: „Aber wiſſen Sie gewiß, daß er hier zu Venedig iſt?“

„So gewiß ich Sie anbete, Excellenz!“

„Indeſſen, wo war er ſeither?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was treibt er hier? — wovon lebt er? denn ſo viel ich weiß, muß er von aller Welt verlaſſen, ohne Mittel ſein. Unterſtützt ihn etwa die Republik?“

„Behüte. Da Frankreich ihn durchaus verleugnet, haben wir ihm nichts zu gewähren, als etwa die freien Kanäle, und erforderlichen Falls, ein Gefängniß. Wovon er lebt? Er ſpielt, wie ein Raſender, mit raſendem Glücke, und dadurch verſchafft er ſich einige Mittel, ſtandesmäßig zu erſcheinen, ſo lange ſein Stern an der Bank noch ſcheint. Wenn dieſer untergeht, dann freilich —“

„Nein, ſage ich Ihnen, dahin muß es mit ihm nicht kommen. Mein Vortheil, meine Ehre ſogar verbieten das. Ich muß ihn ſehen, ihn ſprechen. Können Sie ihn zu mir führen?“

„Fordern Sie das nicht von mir. Es würde mir die empfindlichſte Blöße geben. Aber, wenn Sie ihn ſehen wollen, laſſen Sie uns hier eintreten, da er hier an jedem Abende zu finden iſt. Wenn anders es Ihnen

glücken ſollte, ihn in ſeiner Maske zu erkennen, die er hier nicht ablegen darf."

Hiermit öffnete der alte Herr eine große Glasthüre, die zu einer der privilegirten Verſammlungsplätze des Adels führte, und ließ die Dame in einen prächtigen, von hundert Wachskerzen ſtrahlend erleuchteten Saal treten, in deſſen Mitte eine grün bedeckte von vielen Masken umdrängte lange Tafel, mit großen Haufen gemünzten Goldes belegt, eine jener großen Anſtalten für Glücksſpiele erkennen ließ, die zu Venedig von jeher ſo ſehr im Gange waren.

Hier herrſchte tiefe Stille. Das Spiel ward mit äußerſtem Eifer betrieben. Die Masken vor den Geſichtern der Spieler verhinderten die ſonſt ſo lehrreiche Forſchung nach der heftigen Bewegung des Innern, die ſich in den Zügen der Betheilten, wider Willen, zu verrathen pflegt.

Nur der Banquier und ſeine Gehülfen waren nicht maskirt.

Die beiden eingetretenen Perſonen begaben ſich zu dem Tiſche und ſahen dem Spiele eine Weile zu.

Man pointirte im Pharao, und die Bank ſchien im größten Vortheile gegen die Spieler, denn ihre

Kaſſe vermehrte ſich ſichtlich, während letzte meiſt verloren.

„Dieſe Schurken haben heute einen glücklichen Abend," — flüſterte der Herr der Dame zu. — „Sie ſind ſichtlich dabei irgend Jemand auszuziehen. Sie ſpielen falſch. Wen ſie nur auf dem Korn haben?"

Dieſes beklagenswerthe Opfer ward bald entdeckt.

Eine ſchwarze Maske ſtand, während die Anderen ſaßen, und pointirte mit äußerſter Hartnäckigkeit, aber entſchiedenem Unglücke. Jede Karte ſchlug fehl, und eine Hand voll Gold nach der andern glitt zum immer wachſenden Schatze der Bank hinüber.

So ging es eine Weile. Endlich ſchien die verlierende Maske eine Art von verzweiflungsvoller Wuth zu ergreifen. Das Letzte, was ihr übrig blieb, ſetzte ſie auf eine Karte, — auch dieſe ſchlug fehl. — Der Unglückliche ſchlug ſich mit einer feinen ſchneeweißen Hand an die verlarvte Stirn, und ſchien völlig vernichtet dazuſtehen.

„Nun iſt er fertig;" — ſagte der Herr zur Dame.

„Man muß ihm wieder aufhelfen," entgegnete dieſe.

„Gut, dann aber iſt nöthig, mit dem Banquier dort ein Wort zu reden."

Er hinkte hiermit auf jenen zu, klopfte ihm auf die Schulter und reichte ihm, als er ſich umſchaute, eine kleine Karte, auf der nichts befindlich war, als ein ſchwarzes Siegel.

Der Banquier fuhr entſetzt zuſammen, wurde todtenbleich und machte eine tiefe Verbeugung, die er noch tiefer wiederholte, als der maskirte Senator ihm einige Worte zugeflüſtert hatte, aus denen Näherſtehende die Worte: „Arſenal, Galeere," verſtanden haben wollten.

Unterdeſſen näherte ſich jene Dame dem unglücklichen Spieler, reichte ihm eine ſchwere Geldbörſe und ſagte ihm leiſe:

„Zur Hälfte. Coeur Dame."

Der Andere ergriff das Geld mit Heftigkeit, nickte, fing ſofort wieder zu pointiren an, und zwar zunächſt auf die bezeichnete Karte.

Nun hatte ſich das Glück gewendet. Er gewann, pointirte wieder, gewann abermals, und ſo ging es fort.

Schon häufte ſich ein Goldhaufen vor ihm, und vergrößerte ſich immer mehr, je dreiſter und begieriger der Spieler ſich einließ.

So trieb er es etwa eine Stunde, ohne ſich nach ſeiner Spieltheilnehmerin umzuſehen.

Jetzt war er gesättigt, er hörte auf zu spielen, strich eine große Summe ein und wendete sich, nun sich mit seiner Helferin in der Noth zu berechnen.

Er fand sie nicht mehr. Spurlos war sie verschwunden, und es war unmöglich, sie in der Menge ganz gleich gekleideter Masken wieder aufzufinden.

Der Beglückte verließ den Saal, um seine Nachforschungen, so gut es sich thun ließ, in den Arkaden fortzusetzen. Hier ergab sich das Bestreben als nicht minder fruchtlos, und schon verzweifelte er an jedem Erfolge, als ein Knabe mit einer Halblarve in einem glänzenden Anzuge sich ihm näherte und ihm mit tiefer Verbeugung einen Blumenstrauß überreichte, in Venedig die gewöhnliche Aufforderung zu geheimem Besuche bei einer vornehmen Dame.

Der Ritter drückte daher den Strauß mit einer Art von Devotion an die Brust, und folgte dem zierlichen Boten, der ihn zu einem Landungsplatze geleitete, wo er ihn verbindlich ersuchte, in eine bereit stehende Gondel zu steigen, die, wie die übrigen alle, von Außen nur einfach, im Innern desto prächtiger eingerichtet war. Die Gondoliere trugen kostbare von Gold starrende Livreen.

Die Fahrt ging raſch den Canal grande hinab, deſſen wunderbare Bauwerke zu beiden Seiten, vom Schimmer des Mondes leuchtend, ſich im Waſſer ſpiegelten.

Endlich lenkte die Gondel in das Waſſerthor eines großen Palaſtes, der von dem Eigenthümer eben nicht bewohnt wurde, weil dieſer eine der auswärtigen hohen Stellen der Republik bekleidete, und hielt inwendig an einer erleuchteten breiten Treppe von milchweißem Marmor.

Der Page nöthigte den Gaſt, ihm empor zu folgen. Man durchſchritt erſt einen herrlichen Vorſaal, und dann eine Reihe, im Glanze vieler Kerzen ſchimmernder, mit verſchwenderiſcher Pracht geſchmückter Gemächer.

Zuletzt öffnete ſich ein Kabinet, das zu den geheimſten Freuden der Liebesgöttin ſelbſt vorgerichtet ſchien. Schäferſtunden der Götter und ihrer Lieblinge von Titian und ſeinen Schülern gemalt in vergoldeten Rahmen an den ſeidenen Wänden prunkend, Amorinen, an der Decke gaukelnd, aus Marmor gebildet die Purpurvorhänge einer Niſche zurückhaltend, in der auf einem Sopha von ſchneeweißem goldgeſticktem Sammet jene weibliche Maske ſaß.

Sie winkte dem Fremden, auf einem Lehnſtuhle zur Seite Platz zu nehmen, und dem Knaben, ſich zu entfernen.

Nun fielen die Larven, und der Prinz Don Emanuel von Amaſtro befand ſich zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung der Marquiſe von Ponenti gegenüber.

Beide ſchwiegen, während Gabriele, ſchöner als jemals, ihren ehemaligen Verlobten mit Befremden anſah. Sie wußte, wen ſie zu ſich herbeſchieden, und dennoch erkannte ſie den Eingeladenen, den ſie in acht Monaten nicht geſehen, kaum wieder.

Es war der zierliche, jugendlich blühende, heiter und ironiſch lächelnde Ritter nicht mehr. Alles, durch das er ehemals gefiel, war abgewelkt, ſein bleiches Geſicht hager, mit Falten auf den Wangen und der Stirn. Düſteres Feuer brannte unheimlich in den eingeſunkenen Augen. Die zerriſſene Phyſiognomie trug unverkennbare Spuren unheimlicher zerſtörender Leidenſchaft.

„Armer Prinz," — nahm die Marquiſe nach einer langen peinlichen Pauſe das Wort, — „es muß Ihnen übel mitgeſpielt ſein, Sie ſehen ſehr leidend aus."

Er nahm den Schein jener Frivolität wieder an, der ihm in beſſeren Tagen wohl anſtand, nun aber ſich ausnahm wie eine Grimaſſe, da alle Heiterkeit, alle ſpielende Grazie verſchwunden war, und antwortete mit hohl gewordener Stimme eines angehenden Hektikers.

„Fürwahr Madame, Sie bereiten mir da die liebenswürdigſte Carnevalsattrape von der Welt. Ich hätte eher geglaubt, die Kirche von St. Marco mit dem Degenpallaſte eine Sarabande tanzen zu ſehen, als Ihnen hier in Venedig meine Ehrerbietung zu bezeigen.“

„Laſſen Sie das, Amaſtro, es kleidet Sie nicht mehr. Der Scherz iſt für Sie vorüber, ſehe ich.“

Der arme Herr ſchien von dieſen Worten ſchwer getroffen zu werden. Ein wehmüthiger, ja ſchmerzlicher Zug zuckte um ſeine ſchmalen blaſſen Lippen, während zwei abgegrenzte rothe Flecken ſich auf ſeinen Backenknochen entzündeten, und er wiegte das Haupt, indem er ſagte:

„Finden auch Sie, daß es mit mir dahin gekommen iſt, dann muß ich freilich daran glauben. Sie lachen wenigſtens nicht über meine fruchtloſe Anſtrengung, Wirkungen noch jetzt hervorzubringen, die mir ſonſt ſo leicht wurden. Andere ſind ſo mitleidig nicht. Doch das bei Seite. Vermuthlich verehre ich

in Ihnen meine gütige Pharaotheilnehmerin von heute Abend, und es iſt mir höchſt angenehm, Ihnen zu melden, daß wir vortreffliche Geſchäfte gemacht haben, und daß ich Ihnen wenigſtens zweitauſend Dukaten auf Ihre Hälfte auszuzahlen habe. Erlauben Sie mir —

Laſſen Sie das, Prinz. Notiren Sie es zu dem Uebrigen von vorigem Sommer, und laſſen Sie mich durch das ganze Conto einen großen Strich machen."

„Madame."

„Nun? — oder wollen Sie mich durchaus bezahlen?"

„Ich würde es ſogleich mit dem größten Vergnügen, wenn, — "

„Nun alſo laſſen wir es bei dieſem Wenn. Meine Bekanntſchaft mit dieſem Worte iſt ohnehin nicht erſt von heute. Wie leben Sie hier? was treiben Sie?"

„Ich lebe wie Einer, der nichts mehr zu verlieren hat, und treibe die edle Kunſt, mich aufzureiben."

„Wovon aber leben Sie?"

„Von Nichts."

„Das iſt nicht möglich."

„Doch, — denn ich könnte mich deſſen nicht rühmen, etwas zu beſitzen."

„Der franzöſiſche Geſandte hat ſich Ihrer nicht annehmen wollen?“

„Ich bitte Sie, von Allem ſonſt, nur nicht davon. Ich weiß keinen Namen für die ſchmachvolle Geringſchätzung, mit der ich, gleich einem Bettler, abgewieſen worden. Frankreich hat mich furchtbar mißhandelt.“

„Wie ſtets Alles, das es nicht brauchen kann und nicht fürchtet. Erhitzen Sie ſich nicht, armer Prinz. — Wohin führte Sie die Flucht an jenem entſetzlichen Abende?“

„Ich wurde ein Einſiedler, Marquiſe, und noch luſtiger, meinte geraume Zeit, nichts deſto weniger Franz der Erſte glücklichen Andenkens zu ſein.“

„Sie waren krank?“

„Nun ja, und ein Waldbruder verpflegte mich, bis ich mich endlich herabließ auf ſeine Bitten, meine Krone von Frankreich und Navarra niederzulegen. Meine glorreiche Regierung ſoll indeß von ziemlicher Dauer geweſen ſein. Nachher blieb ich noch manche Woche bei dem Alten im Walde. Sein Koch war nicht der geſchickteſte, aber, — ich habe ſchwachen Magen, und habe dabei in Erfahrung gebracht, — ſollten Sie es wohl glauben? — daß ſich ein Klausnerleben, fern von Anfechtung und Beſchämung der Welt, ſehr an-

genehme Seiten hat. Bisweilen ist mir, als müßte ich nur geradehin zu dem Bruder Etienne zurückkehren."

„Prinz, Sie sind noch nicht gesund."

„Mag sein. Bruder Etienne fand mich wiederhergestellt, und hieß mich gehen. Was sollte ich thun? Er war eine gute Haut. Als ich zu ihm kam, hatte ich eine reiche Börse bei mir, und viele Kostbarkeiten. Er lieferte mir Alles treulich zurück, und ich beauftragte ihn, in der nächsten Stadt mir Kleider und ein Pferd zu kaufen. So machte ich mich einsam auf, ohne Begleiter, und kam nach Venedig. Ich verkaufte meine Diamanten, richtete mich beschränkt ein, aber mein kleiner Schatz nahm so schnell ab, daß ich auf Ersatz denken mußte. Ich versuchte mein Glück im Spiele, und war bisweilen reicher als jemals, zu keiner Zeit ganz entblößt, und trat wieder als Cavalier auf, wiewohl an öffentlichen Orten nicht unter meinem Namen. Ich nannte mich Marchese degli Manueli. Ich weiß nicht, wie ich den Verdacht der Staatsinquisition erregte, die für genehm hielt, mir eine Wohnung in den Bleikammern anzuweisen. Diese sind im Winter nicht zu heiß, dennoch war es eine fürchterliche Woche, die ich dort zubrachte. Man ließ mich wieder

geben, und ich weiß ſo wenig die Urſachen meiner Verhaftung, als meiner Befreiung. Ich begann mein Spiel von Neuem, aber das Glück war mir minder günſtig. Heute verließ es mich gänzlich, aber nur, um mich durch Ihre angenehme Gegenwart deſto herrlicher zu entſchädigen."

„Und was denken Sie ferner zu beginnen?"

„Ich könnte als Fechtmeiſter furore machen," — ſagte er mit verzerrtem grimmigem Lächeln. „Der Bruder meiner Frau Mutter, geprieſenen Rufes, gebeihe hier bei dieſem Gewerbe, beſitzt ein Haus, würde mich gewiß anerkennen, wenn ich ihn darum erſuchen wollte. Er dürfte ſo ziemlich der einzige meiner Verwandten ſein, der mich wohl aufnehmen möchte, da die meines Vaters nicht eben erbaut ſein würden, wenn ich mir erlaubte, ſie an mich zu erinnern."

„Prinz, ich beklage Sie von ganzer Seele."

„Sie ſind überaus höflich, Madame. Aber welche Umſtände haben Sie hierher nach Venedig geführt?"

„Langeweile, Prinz. Die Miniatur-Hauptſtadt Ihres Herrn Vetters iſt das abgeſchmackteſte Neſt auf dieſer Erde. In ſolchem Winkel will ich nicht verkümmern. Sonſt hätte ich bis ans Ende meiner Tage dort bleiben können, denn der Herzog ſchien ganz vergeſſen zu

haben, daß ich noch unter den Lebenden wandele. Ich fand indeß nöthig, mit ihm abzurechnen, und so kamen wir ganz liebenswürdig auseinander. Ich hatte Luſt, dem Carneval hier beizuwohnen, und vergnüge mich trefflich. Mein Haus iſt ein Taubenſchlag für Alles, das hier zur Fahne der Galanterie geſchworen. Sie mögen wenig bei Leuten von gutem Tone herumkommen, daß Sie noch nichts von meinen großen Feſten gehört, die ganz Venedig bezaubern, und müſſen das goldene Buch des hieſigen Adels durchleſen von Anfang bis zu Ende, wenn Sie dem Verzeichniſſe meiner Anbeter nachfragen. Doch, laſſen wir das. Ich habe gute Nachrichten für Sie."

„Für mich? Dergleichen Blumen blühen auf meinem Pfade nicht mehr."

„Ja, für Sie, Prinz. Meinen Sie, ich könnte alte Freunde verleugnen? Dann wäre ich nicht beſſer als mein Stall, und das behaupteten Sie doch einſt, als Sie mich mit Circe verglichen. Ich ſagte Ihnen, daß ich mit dem Herzoge abgerechnet. Dabei durfte ich Sie nicht vergeſſen. Der Herzog hat eingewilligt, Ihnen für Ihre Lebensdauer den jährlichen Ertrag Ihrer Güter, die er eingezogen, doppelt zu gewähren, wenn Sie ſich verpflichten, nie wieder ſeine Staaten

zu treten. Es kommt nur auf Sie an, hierin einzuwilligen, um sogleich eine volle Jahresrate in der hiesigen Bank zu erheben."

„Madame, ich falle aus den Wolken. Wofür soll ich dieses Benehmen meines Vetters halten? Für Großmuth?"

„Halten Sie es für was Sie wollen, es fragt sich nur, ob Sie einwilligen. Es ist noch eine Bedingung dabei."

„Welche?"

„Eine Kleinigkeit. Die, daß Sie — mich heirathen."

Der Prinz sah sie starr an. Als er die Ueberraschung bemeistert, sagte er: „Hier ist wohl erst von Ihrer Einwilligung in diese sonderbare Bedingung die Rede."

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge. Ich selbst habe diesen Punkt vorgeschlagen."

„Was kann ich Ihnen noch sein?"

„Mehr als Sie denken. Ich gehe von hier nach Madrid, und bin einer großen und glänzenden Wirksamkeit am Hofe gewiß, wenn ich dort als Prinzessin von Amastro auftrete."

„Sie wollen mithin nur meinen Namen heirathen?"

„Was ſoll ich das leugnen. Der Hof zu Madrid iſt ſehr ſonderbar. Nur verheirathete Frauen und Wittwen erſcheinen dort. Ich bin zwar Wittwe, aber jene Etikette hat ferner die Grille, auch junge, kinderloſe Wittwen mit der eigenſinnigſten Strenge zu den alten Hexen zu zählen, die nur in ſchwarzer, matronenhafter Verhüllung ſich zeigen, und, wie abgelebte Nonnen, jeder Galanterie aus dem Wege gehen müſſen. Das iſt nichts für mich, nichts für meine Abſichten. Als verheirathete Frau, als Prinzeſſin, gehört mir die ſpaniſche Welt. Ihnen dagegen iſt Ihr Namen in ſeiner gegenwärtigen Verdunkelung ein nutzloſer Hausrath. Geben Sie ihn mir, und Sie werden finden, daß ich die Mittel beſitze, ihm ſeinen vollen Glanz wiederzugeben."

„Ihre gütige Berückſichtigung dieſes nutzloſen Hausrathes iſt für mich ſehr ſchmeichelhaft," — ſagte der Prinz mit höchſt trübſeliger Miene. — Indeß, ich will Sie nicht betrügen. Ich habe für Sie alle ſchuldige Achtung, aber die Liebe, — ſehen Sie, — iſt ein eigenſinniges Ding."

„Liebe?" — warf die Marquiſe hin, — „welcher Vernünftige denkt an dergleichen Kindereien. Ich meine, Sie hätten an ſich ſelbſt erfahren, daß ſolche

unnütze Zuthat sich weder mit der Politik, noch mit wahrhaft gutem Tone verträgt. Was kümmert mich Ihre Liebe. Es fällt mir nicht ein, von Ihnen zu fordern, was meinerseits Ihnen zu gewähren ich eben so wenig bei Laune bin. Nichts mehr davon."

„Unter solchen Umständen bin ich allerdings geneigt," stammelte der Prinz.

Die Marquise ließ ihn nicht enden. Sie zog die Glocke rasch und heftig. Ein Schwarm von Dienern und Pagen flog ins Gemach.

Sie stellte ihnen Don Emanuel vor. „Seht hier meinen Gemahl, Euren Herrn, den Prinzen von Amastro. Seine Hoheit bezieht sofort die ganze rechte Seite des Pallastes. Sendet um das Gefolge davon zu unterrichten, und führt Monseigneur in seine Gemächer. Gute Nacht mein Prinz. Der Ungeduld einer so glühenden Liebe als die ist, welche Sie mir so eben beschworen, kann mein nur zu zärtliches Herz nicht widerstehen. Da Sie es so sehnlich wünschen, willige ich ein, daß unsere Verbindung schon morgen ganz früh in der Kirche St. Giovan und Paolo stattfinde."

„Ihr Andern, bestellt das Erforderliche, und ladet den ganzen Adel für morgen Abend zum Feste unserer

Vermählung. Alles was man bisher hier bei mir an Glanz gesehen, muß morgen übertreffen werden."

Angelo, ein Diener, sprang herbei. — „Diese Chatoulle da hat mein Gemahl mir aufzuheben gegeben. Trage sie in sein Kabinet, wenn sie für Dich nicht zu schwer ist. Ich bin unschuldig daran, daß der Prinz die Laune hat, sich mit so großen Summen baaren Geldes zu befassen."

„Gute Nacht, Don Emanuel, angenehme Träume."

Damit verschwand sie, und überließ den Prinzen einem Schwarme geschäftiger, unterwürfiger Diener, die seinen Winken zuvorzukommen strebten. Aus der bedenklichsten Lage fand er sich plötzlich auf den Gipfel aller Vortheile versetzt, und — lächelte dabei so bitter, so scharf, als schneide die schmerzlichste Verneinung durch seine tiefste Brust.

Ganz Venedig erstaunte am folgenden Morgen über die so rasch und unerwartet erfolgte Vermählung der Marquise. Doch sie ließ Niemand zur Besinnung kommen. Sie umgab sich und ihren Gemahl mit fürstlichem Glanze. Ihr Pallast wurde für einige Wochen der Schauplatz der lärmendsten Freude, des verschwenderischen Aufwandes. Die, welche den Prinzen als Marchese degli Manueli verachtet, versicherten

nun, seinem Incognito immer seinen hohen Stand abgemerkt zu haben, und wurden seine aufmerksamsten Schmeichler.

Im nächsten Sommer erschien das junge Paar, umgeben von allem Schimmer der Größe, in Aranjuez, und die Prinzessin Gabriele wurde in wenig Wochen Inhaberin allvermögenden Einflusses. Schlau und weltgeübt wie sie war, gelang es ihr vollkommen, in den Ton am Hofe Philipp IV. einzustimmen, und, dem Beispiele dieses in kleine Galanterieen und Liebeshändel stets verstrickten Monarchen und seiner Günstlinge gemäß, die Frivolität mit der Feierlichkeit der Etiquette zu bekleiden. Don Luis de Haro, damals Minister, führte selbst sie in den geheimen Kreis allerhöchster Vertraulichkeiten, so daß sie, ihrer ausländischen Herkunft ungeachtet, mit einer der ersten weiblichen Hofstellen, ihr Gemahl aber mit der Würde eines Grands erster Klasse geschmückt wurde. Don Emanuel fühlte aber tief, daß er für seine Person nichts sonst vorstelle, als ein unbedeutendes Phantom. Diese schmerzliche Demüthigung brach die letzte Trieb-

ſeder edlen Muthes in ſeiner Bruſt. Er verſank in Nichtigkeit und Trübſinn, von ſeiner Gemahlin vernachläſſigt, die andere Sorgen hatte; bald vergeſſen von allen Andern. Seine kranke Einbildungskraft führte ihm in ſeiner Verlaſſenheit das Bild jener Einſiedelei zurück, in der einſt er Geneſung und Ruhe gefunden. Alle Entbehrungen jenes ärmlichen Aſyles kamen ihm nun wünſchenswerther vor, als ſeine gegenwärtige Lage im Ueberfluſſe zeitlicher Güter. Er erkrankte, floh die Menſchen, vertiefte ſich in aſcetiſche Frömmelei, und endete in wenig Jahren damit, ſeine kinderlos gebliebene Ehe trennen zu laſſen, ſeiner Gemahlin ſeine Anſprüche und Renten abzutreten, — und in ein Kloſter zu treten, in dem er nach einiger Zeit im Rufe großer Heiligkeit geſtorben iſt.

Die Laufbahn Gabrielens verfolgen wir nicht weiter. Sie bot nur Triumphe dar. Zuletzt in den Reichsfürſtenſtand erhoben, gab ſie, noch im Beſitze eines Theiles ihrer Reize, einem deutſchen regierenden Fürſten ihre Hand, dem ſie in ſein Vaterland folgte, wo er ſo höflich war, ſie unumſchränkt herrſchen zu laſſen, über ſein kleines Land und ſeine Perſon. Ihr Ende hatte mit dem ihres zweiten Gemahls darin eine Aehnlichkeit, daß auch ſie in den letzten Jahren ihres Lebens ſich

der düſterſten, unduldſamſten Bigotterie ergab, wieder aus weit verſchiedenen Bewegungsgründen.

Zum Schluſſe mag ein ſpäterer, an ſich unbedeutend erſcheinender Vorfall am Hofe des Herzogs Amadeus nicht unerwähnt bleiben.

Das älteſte Kind Angelinens, eine Prinzeſſin von zehn Jahren, und in allen Dingen das Ebenbild ihrer ſchönen Mutter, überraſchte dieſe einſt damit, daß ſie ihr eine Romanze vom weißen und braunen Kinde vorſang; — die nämliche, welche ſich weiter oben in dieſen Blättern findet. Die Herzogin, höchſt überraſcht, fragte die Kleine, woher ſie dieſes Lied genommen? Die Prinzeſſin berichtete: da ſie, ihrer Gewohnheit gemäß, mit ihrem Geſchwiſter im Garten geſpielt, habe ſich mehrmals eine dürftig erſcheinende Zigeunerin mit zwei Kindern bei ihr eingefunden, die ihr allerlei Kleinigkeiten geſchenkt, woran ihr Alter Freude haben möchte, und endlich habe ſie ihr dieſes Liedchen vorgebracht, mit dem Bedeuten, bei nächſter Gelegenheit es der Mutter vorzuſingen.

Nur Rabatilla konnte die Lehrerin ſein. Alle Mittel, ſie zu erforſchen, wurden wieder mit verdoppelt-

tem Eifer betrachtet. Vergebens. Man kennt keine Spur von ihr entdecken.

Diejenigen, welche ſich auf Dergleichen verſtehen, mögen entſcheiden, welcher Klaſſe von Romanen der eben beſchloſſene angehört. Ergeben nur geſchichtliche Perſonen den hiſtoriſchen Roman, oder iſt ſolcher auch dann entſtanden, wenn erfundene Geſchicke mit der eigenthümlichen Farbe einer gewiſſen geſchichtlichen Epoche bekleidet werden? Die Zeit der Intrigue iſt inſofern vorüber, als die öffentliche Meinung bei Hohen und Niederen ſie verwirft. Da es einſt anders damit beſtellt war, mag man beſcheiden ſich der Gegenwart freuen, und das ermudende, unverdiente Lob der guten, alten Zeit abſchließen. Es gab niemals durchaus gute Zeiten, durfte auch ferner keine geben. Jede Zeit hat Schatten, wie jegliche Licht. Aber die Zeiten, wie ſie nun eben ausfallen, werden beſſer, je mehr die Zahl Solcher anwächſt, die darin uneigennützig das Gute wollen. Je mehr Tugend, je mehr Glück. Nur ſcheint es in der That vorzüglicher, glücklich zu ſein, als viel zu bedeuten, und Diejenigen, welche unzufrieden

ſind, weil ſie eben nicht ſo viel bedeuten, als ſie gern möchten, ſollten einſehen, daß auch die Hochgeſtellten ihr Glück nur da finden, wo es zu haben iſt für Jedermann, in den Tiefen des Gemüthes, und daß die Niedrigen um ſo vornehmer werden, je mehr ſie Dem nachſtreben, wodurch die Hochgeſtellten groß werden, der Sitte und Redlichkeit.

Ende.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Randzeichnungen.

Eine

Sammlung von Novellen

und

Erzählungen

von

Friedrich von Heyden.

Erſter Theil.

Leipzig 1841.

Verlag von Wilhelm Einhorn.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von Novellen und Erzählungen wird der Nachsicht zu empfehlen sein, weil bei ihrer Abfassung und Bekanntmachung alle Mittel außer Anwendung geblieben sind, durch welche die ausgebildete Schriftstellerpraxis unserer Tage nur zu oft Theilnahme und sogar Popularität zu erwerben weiß. Zudem hat das Publikum so viel andere Interessen, daß der Dichter, welcher diesen nicht schmeichelt, schon von Glück zu sagen hat, wenn er nur geduldet wird. Einige Stücke dieser Sammlung sind neu, wie das erste in diesem Theile: die Bewerbungen. Andere sind zwar schon vor zehn und mehr Jahren in Journalen und Taschenbüchern mitgetheilt, sie erneuern sich aber hier, für die seit

dem erneuerte Leſewelt, denn Diejenigen, welchen ſie damals bekannt wurden, ſind theils ſchon aus dem Leben, theils aus dem Kreiſe geſchieden, der ſolche Dinge allenfalls noch beachtet. Ganz anders als die erſten Empfänger dieſer Gaben, dürften die heutigen ſie aufnehmen. Richtungen, Anſichten, Wünſche, Zwecke haben ſich ſeitdem verändert, und einen von dem damaligen meiſt verſchiedenen Geſchmack ergeben. Auch der Verfaſſer iſt in vielen Beziehungen nicht mehr der damalige. Was er einſt hoffte, hat er jetzt ziemlich aufgegeben; was er in jenen Tagen wünſchte, hat ſeine Reſignation beſeitigt. In Einigem hat er unverändert bleiben müſſen und wollen. Daß er ein Dichter war und geblieben, meint er ohne Unbeſcheidenheit behaupten zu dürfen, denn er verdankt dieſe Einſicht nicht ſeinen Erfolgen, ſondern ſeinen Schmerzen. Die des Dichters haben ein ſo eigenthümliches Gepräge, daß der Leidende ſelbſt ſich nicht wohl täuſchen kann. Mit einer Eigenſchaft, die ſo viel Weh bereitet, wird er aber am wenigſten prahlen wollen, namentlich in dieſer Zeit, in welcher der Dichter wenig oder nichts bedeutet.

Von ſeinen Erfolgen weiß der Verfaſſer nichts, denn anſpruchlos ſeine Bahn verfolgend, hat er niemals zurückgeblickt, um wahrzunehmen, ob er gefallen. Die Schmerzen finden ſich ein, ohne daß man nach ihnen ausſieht. Nur zu leicht wird man mißverſtanden, da nun Alle Alles zu verſtehen meinen, und zwar ſo gut, daß jede Mühe des Nachdenkens beſeitigt wird; da Jeder ſeinen Geſichtspunkt für den einzig richtigen allgemeingültigen hält, und deshalb dem nicht nachfragt, von welchem Derjenige ausging, über deſſen Leiſtungen man nach einigem Durchblättern abſpricht. Die Beurtheilungen literariſcher Productionen ſind heute meiſt Abfertigungen, mit etwas mehr oder etwas weniger Anmaßung, Unwiſſenheit und Skandal. Was hat man an ſolchen? Die Kritik iſt zu verehren, aber wo iſt ſie noch zu finden? Was in den literariſchen Tageblättern unter dieſer Firma heute noch auftritt, iſt nur ihr Geſpenſt. Dieſes nimmt Aergerniß daran, daß die Poeſie noch einiges Leben hat, und ſpukt deshalb kettenraſſelnd in den Vorhöfen ihres Tempels. Der Verfaſſer hat den Grundſatz allen Geſpenſtern aus dem Wege zu gehen; es iſt nichts von

ihnen zu lernen. Erwärmen kann man ſich bei ihnen noch weniger. Er lieſt ſchon lange keine kritiſchen und belletriſtiſchen Journale mehr. Er erfährt nicht mehr was vielleicht von ihm darin geſagt werden mag. Er kann nicht anders, will er Productivität und harmoniſche Stimmung bewahren. Auch bedarf er es nicht, daß Andere ſeine Mängel ihm vorhalten. Er kennt dieſe beſſer als jeglicher Andere, ſtrebt eifrig ſie zu überwinden, wobei freilich bisweilen ſeine Kraft hinter ſeinen Einſichten zurükbleibt. Größere kritiſche Werke, welche die Literatur des Vaterlandes aus höheren Geſichtspunkten im Ganzen umfaſſen, gehören der Wiſſenſchaft, nicht der Tagesliteratur, und dieſen widmet der Verfaſſer ſtets ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Er hat Wolfgangs Menzels berühmtes Buch über die Deutſche Literatur mit vorzüglicher Sorgfalt ſtudirt, und hat daraus viel gelernt. Aus ſolchen Werken ſchöpft man die Ueberzeugung wie klein und gering man iſt. Niemals darf man ſie ſchelten oder geringer achten, weil man allen Aeußerungen, die darin vorkommen, nicht beiſtimmt. Das von der allgemeinen Meinung abweichendſte Urtheil eines gründlichen und gelehrten Mannes gehört der

Zeit, darf und muß ausgesprochen werden. Bloße Lobpreisungen, die Einer dem Andern nachbetet, reichen lange nicht aus, den Geist ausgezeichneter Zeitgenossen zu würdigen. Wenn dieser wirklich echt ist, muß er sich auch auf dem Probierstein des scharfen Widerspruches bewähren. Solcher ist aber nur für die Werke großer Meister vorgerichtet. Was Unser-Einer hervorzubringen vermag, bleibt unter ihm. Es dürfte solche Prüfung weder bestehen können, noch zu fürchten haben. Es ist zuletzt schön und würdig, daß solche Prüfung nicht zu erkaufen ist. Das Urtheil der Tagesblätter-Recensenten wird bezahlt. Sie loben und tadeln das Neue auf Bestellung; oder — eine Hand wäscht die andere. Lob und Tadel sind Parteiangelegenheiten, oder gewerbliche Speculationen. Wer dieses bestreiten will, ist unwahr, er lügt in seinen Magen.

Warum führt diese Sammlung den Titel: „Randzeichnungen?"

Wer sah nicht bisweilen jene bewunderungswürdigen Pergamenthandschriften des Mittelalters. Der Text eckig und sauber geschrieben, einen trockenen Anblick gewährend. Auf allen Blättern aber

Anfange, Ränder und Abſchlüſſe mit den zierlichſten Vignetten und Arabesken keck, phantaſtiſch, farbenreich, auf den Text ſinnig heiter anſpielend, bemalt, auf azurblauem, purpurrothem oder goldenem Grunde. Dem redlichen Schreiber waren dieſe artigen Dinge nur Nebenſache, Käufer und Leſer anzulocken. Der Text blieb ſeine ernſte, feierliche Pflicht.

Der Verfaſſer mag ſein ganzes Leben mit einem ſolchen handſchriftlichen Codex vergleichen. Vor ihm aufgeſchlagen liegt es. Eine der Poeſie völlig fremde Berufspflicht gebietet ihm, deſſen Blätter mit einem ſtreng vorgeſchriebenen Inhalte zu füllen, an dieſe bisweilen ermüdende Arbeit den redlichen Fleiß ſeiner Tage zu wenden. Aber wenn in ſpäten Abendſtunden die verbrauchte Feder ſeiner Hand entſinkt, er den Text ſeines Tagewerkes überſieht, dann tauchen aus den verſchwimmenden Zeilen Bilder, Empfindungen, Gaukeleien der Einbildungskraft auf, in phantaſtiſchen Formen, ſeine Bemühungen neckend, abentheuerlich wiederholend, in ideale Reſultate zuſammenziehend, ſie humoriſtiſch theils erklärend, theils verklärend, und er greift zu Griffel und Pinſel, die Ränder der vollgeſchriebenen Seiten mit den Geſchöpfen ſeiner Laune

zu bemalen. Daran ſtärkt, erheitert, ermuthigt er ſich zu neuer Pflicht; in der Einſamkeit, die er ſo ſehr liebt; in der Stille, die ſein Labſal iſt, von ſeligen Tonweiſen, nach den Miſſionen des langen Tages, umwallt.

Was hier dargeboten wird, ſind ſolche Randzeichnungen. Da ſie es ſind, warum ſollten ſie ſich nicht alſo nennen dürfen. Sie ſind, der ernſte Lebensberuf des Verfaſſers, gaukelnd umgeſetzt in Spiele der Dichtung. Sie ſind harmoniſche Nachklänge, in die ein wüſtes Brauſen ſich aufgelöſt. — Beſchwichtigungen einer aufgeregten, überreizten Stimmung.

Wenn um Mitternacht die Lampe vor dem träumeriſchen Zeichner erliſcht, und der Mondſtrahl zittert über dem Papier, gemahnt es ihn oft, daß ſein Treiben doch vielleicht nicht müſſig geweſen. Er denkt daran, daß vielleicht Einer oder der Andere, jetzt oder künftig, einen flüchtigen freundlichen Blick auf ſeine Randzeichnungen wirft, dem es nicht einfallen möchte, ſich mit dem ſchnell veraltenden Tagewerke zu langweilen, wie ſelten Jemand den trockenen, oft unfruchtbar gewordenen Text jener alten Handſchriften

lieſt, während er ſich doch am Anblicke der bunten Randgebilde, die friſch geblieben ſind, erfreut.

Es könnte hier noch erwähnt werden, wie dem Schreiber des Tagewerkes Manches von demjenigen zur Sache frommt, was der Zeichner an den Rand gekändelt. Indeſſen wozu? Dem Betrachter der Zeichnungen wäre dieſes gleichgültig, und die Gebieter des Schreibers danken ihm nicht dafür.

Warum ſind einige Stücke in dieſer Sammlung „Novellen", andere aber „Erzählungen" benannt? Folgt Solches aus der gewonnenen klaren Einſicht in den Unterſchied beider Kategorien? Ueber dieſen iſt bereits ſo viel geſchrieben; ſo Viele prahlen damit, das Weſen beider genau bezeichnet zu haben. Aber nach allem Leſen und Ueberdenken des Geleſenen findet man ſich ſo klug, oder eigentlich ſo unbelehrt, als man war. Ein längſt Verſtorbener jedoch, der zu einer Zeit lebte, da die Deutſchen in ihrer Literatur das Wort Novelle noch nicht gehört hatten, kann für den Hausgebrauch, ſo ſcheint es wenigſtens, praktiſch aushelfen. Th. G. von Hippel ſagt auf der erſten Seite des zweiten Theiles

ſeiner „Lebensläufe nach aufſteigender Linie", Folgendes.

„Oft habe ich gedacht, daß es eine Geſchichte geben könne (ob ein Roman, weiß ich nicht), wo man nicht höre, ſondern ſehe, durch und durch ſehe, wo nicht Erzählung, ſondern Handlung wäre, wo man Alles, oder wenigſtens mehr, ſehe als höre."

Etwas weiter hin fügt er hinzu:

„Dergleichen Geſchichte, wo, wie meine Mutter ſagen würde, gewandelt und gehandelt wird, will man ſie eine redende, eine Geſchichte mit eigenen Worten nennen, meinethalben!"

Hienach nun wird in Erwägung gegeben: ob dieſe Bemerkung nicht am beſten und deutlichſten das Weſen derjenigen Dichtung, die wir heut zu Tage Novelle nennen, bezeichnet. Eine mit eigenen Worten redende Geſchichte, in der man Alles, oder wenigſtens mehr, ſieht, als hört; in der unmittelbar gewandelt und gehandelt wird. Die Erzählung wäre dagegen: eine Geſchichte, die nicht mit eigenen, ſondern mit des Erzählers Worten redet, in der nicht unmittelbar gewandelt

und gehandelt, ſondern nur berichtet wird, wie einſt gewandelt und gehandelt worden. Die Erzählung erſcheine dann durchaus im epiſchen Charakter. Die Novelle bildete dagegen den Uebergang der epiſchen Form in die dramatiſche. Ohnehin eine Eigenthümlichkeit, die Alle für ſie in Anſpruch nehmen.

Aber, wie eben geſagt, nur für Dasjenige, was wir heute, in unſerer Literatur, Novelle nennen, deren Erfinder und unübertrefflicher Meiſter der große Tieck iſt, welcher denn auch erſt neulich in Vittoria Accorombona bewieſen, daß die Novelle auch Roman ſein könne, was Hippel noch nicht wußte, paßt dieſe Unterſcheidung. Nicht aber auf Dasjenige, was Boccaz — ein Dichter, der unſerem Tieck nur wenig nachſteht — und ſeine Nachahmer Novelle genannt haben. Dieſe verſtanden darunter wohl nur etwas Neues. Wer das eigentliche Weſen dieſer Art von Erzählungen ergründen will, muß das unſchätzbare Novellenbuch von Eduard von Bülow zur Hand nehmen. Ein Buch, das niemals vom Tiſche des Verfaſſers kommt, in keiner Haushaltung ſinniger Leute fehlen ſollte, und deſſen höchſt wünſchenswerthe Fortſetzung leider

noch immer erwartet wird. Es ſind hundert Novellen verheißen, in zwei Theilen aber erſt funfzig gegeben. Alle von höchſt merkwürdigem, bedeutendem, mannigfachem Inhalte. Auch ſind in den Vorreden ſowohl von Tieck, als auch von dem Herausgeber ſelbſt, wichtige Belehrungen enthalten.

Schwerlich ſind jene alten urſprünglichen Novellen durchaus erfunden. Den Meiſten dürften wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen, die in künſtleriſcher Behandlung veredelt auftreten. Es kann füglich nicht anders ſein. Auch der Verfaſſer gegenwärtiger Sammlung iſt in gleichem Falle. Er hat oft nur Begebenheiten aufgefaßt, die ihm als wirkliche Ergebniſſe gelegentlich mitgetheilt worden, und dieſen mehr oder weniger vom Seinigen zufügt. Der Inhalt der Novelle: „der graue John" weiſet am wenigſten ſolche Zuthaten auf. Die Geſchichte trug ſich wirklich zu, wie ſie erzählt iſt. Ein würdiger Mann, dem die Gabe poetiſcher Erfindung ganz abgeht, und der heute noch lebt, hat, als unmittelbarer vertrauter Augenzeuge, jenen Begebenheiten beigewohnt. Dieſe erſchienen ſo ſonderbar, daß dem Drange ſie niederzuſchreiben, nachdem ſie

vertraulich mitgetheilt worden, nicht zu widerſtehen war. Einiges iſt freilich idealiſirt. Die Bezeichnung Novelle iſt hier im Sinne der älteren Meiſter zu verſtehen. Die Erzählung Anton Hart iſt eben ſo wenig erfunden, ſondern der Inbegriff provinzieller, nun faſt vergeſſener Familientraditionen.

Breslau, den 21. Februar 1841.

Inhalt.

Seite.

Die Bewerbungen, Novelle 1

Anton Hart, Erzählung 251

Der graue John, Novelle. 387

Die Bewerbungen.

Novelle.

I.

Am Nachmittage des letzten Sonntages im Mai ſchien Wien beinahe verödet. Wer irgend beweglich war, hatte ſich aufgemacht, um außer den Thoren in warmer Luft und entzückender Gegend des neuen Grünes, der Blüthen und des heitern Himmels froh zu werden. Der Prater mit ſeinen Karuſſels, Schaubuden und Gaukelſpielen zog die untere Volksklaſſe an. Die feine Welt eilte in hundert, ja tauſend Wagen, durch den aufwirbelnden Staub der Chauſſee, dem lieblichen Hietzing zu, in deſſen unmittelbarer Nachbarſchaft das kaiſerliche Schönbrunn ſich darbietet, mit ſeinem majeſtätiſchen Palaſte, ſeinen feenhaften weit verbreiteten Gärten, einer mährchenhaften Traumwelt ähnlicher, als irgend einer durch Kunſt hervorgebrachten Anlage.

Damen in glänzendem Putze: Dandys, mit allen Zierlichkeiten der neueſten Mode geſchmückt; vornehm einherſchreitende Matronen, und ſtattliche Herren in

gewissen Jahren, Diener in reichen Livreen hinter sich, durchströmten, dichtgeschaart, in ununterbrochenen Zügen, die breiten schattigen Alleen des Lustreviers, an den Springbrunnen vorüberschreitend, und sich der Kühlung ihrer silbernen Sabeln erfreuend. Ein glückliches Volk von Kindern, unter der Aufsicht ehrbarer Hofmeister, und kostbar thuender Gouvernanten, trieb, in unersättlicher Neugier und Freude, in dem großen Runde der Menagerie sein Wesen, welches den großen beunruhigten Elephanten zu den tiefsinnigsten Betrachtungen veranlaßte.

Im schönen, prächtig ausgestatteten Casino von Domeier, der Villa des Fürsten Metternich gegenüber, zeigte sich eine Versammlung, für welche Garten und Saalräume heute zu beschränkt erschienen. Unter den Bäumen waren Tische dicht an einander gerückt, alle eng besetzt, und nur mit Mühe wanden sich die zahlreichen Diener durch die schmalen Labyrinthe, um den von allen Seiten an sie gerichteten Befehlen nach Kaffee und Gefrornem zu entsprechen. Auf dem Orchester im Freien schwang Strauß, wie ein herrschender Magus, die Rolle aus Notenpapier, und entfesselte den Zauber der jubelnden, girrenden, brausenden und schmetternden Töne, die, gleich gaukelnden geflügelten Geistern, durch die Lüfte zogen, und auf ihren Wegen Lebenslust und Entzücken aus den Herzen hervorlockten.

Kein Gesicht zeigte sich ernst und bewölkt. Aus allen Augen lachte Genuß und Freude.

Aus allen? — Nein, — die historische Treue muß pünktlich sein. Nicht eben aus allen.

In der Thüre des Salons stand ein junger, schöner, stattlicher Herr. Haltung und Stutzbart verriethen den Militair, wenn auch der kurze elegante Civilanzug die Absicht eines behaglichen Incognito an den Tag legte.

Seine Miene ist zwar nicht traurig, aber ernst, zerstreut. Das Ohr scheint der mächtig strömenden Musik verschlossen; das Auge die holdseligen geschmückten Frauen nicht zu sehen, die in langen Reihen dicht vor ihm sitzen. Er hat sich eine brennende Cigarre geben lassen. Sie ist verloschen. Er wirft sie weg. Er hat Granatinen-Eis befohlen. Man bringt, er bezahlt es, hat aber die Bestellung sofort vergessen, und läßt es unberührt zerfließen.

Bekannte sprechen ihn an. Er fertigt sie kurz ab. Man lacht, und läßt ihn stehen.

Endlich scheint ihm die Nähe dieser bewegten Menge fatal zu werden. Er geht hinaus, über die Fahrstraße nach dem kaiserlichen Garten. Was soll er aber im Garten? Dieser ist nicht minder belebt. — „Verdammt! — murmelt er, — ich meine, das Mißgeschick hat heute ganz Wien auf meinen Weg getrieben."

Er möchte, und das will an einem warmen Nach-

mittage etwas sagen, bis zur Gloriette hinaufklimmen, um nur allein zu sein. Aber, guter Gott, er sieht schon von fern, daß die ganze hellgrüne Berglehne wie ein Ameisenhaufen buntfarbig wimmelt.

Am Bassin links, hinter den hohen grünen Laubwänden, steht er in Verzweiflung. Da scheint ein Gedanke in ihm aufzublitzen. Er geht rasch ab, durchschneidet die dunkeln Partien, und ist nach wenig Minuten mitten in den entzückenden Gängen des botanischen Gartens.

Hier hat er, was er begehrt. Dies der Wissenschaft und der stillen Naturbetrachtung gewidmete Paradies ist still und menschenleer. Nur aus der Ferne hallen hüpfende Takte der Strauß'schen Walzer zu ihm hinüber.

Die Vögel schlüpfen zwitschernd und singend durch die blühenden Gebüsche. Bunte Schmetterlinge gaukeln über der weit verbreiteten tropischen Blumenpracht. Ein Strom von wunderbaren Düften wogt labend durch die schattigen Räume.

Hier scheint dem einsamen Waller wohl zu werden. Ein Botaniker dürfte er nicht sein, denn er schreitet einem ganzen Gefilde prunkender Südsee-Pflanzen vorüber, ohne diese Wunder der Treibhäuser auch nur eines Blickes zu würdigen.

Auf dem runden, von blühendem Flieder umhegten

Platze, in dessen Mitte die schöne kleine Reiterstatue Kaiser Joseph des Zweiten aufgestellt ist, weilt er endlich, und wirft sich auf die weiße Marmorbank nieder, in Gedanken versunken.

Ohne Furcht, ihn hier nicht mehr vorzufinden, falls wir ihn wieder aufsuchen möchten, dürfen wir auf kurze Zeit dahin zurückkehren, von wo wir ihn bis zu dieser Stelle begleitet.

Aus Domeier's Kaffee wird wahrgenommen, wie drüben das Diner des Fürsten Hof- und Staats-Kanzlers vorüber ist.

Glänzende Wagen fahren vor, die entlassenen Gäste aufzunehmen, und rollen mit ihnen davon.

An einem offenen Fenster des obern Stocks erblickt man die ehrwürdige und einnehmende Gestalt des hohen, bewunderten Staatsmannes, im angelegentlichen Gespräche mit einem jungen Herrn, der ihm ehrerbietig entgegen lauscht.

Nun scheint der Gegenstand erschöpft. Der Fürst entläßt den Unterredenden mit der ihm eigenen herzgewinnenden Grazie, verschwindet am Fenster, und bald darauf sieht man den jungen Herrn unten vor der Thüre des Hauses erscheinen, an seiner auf ihn wartenden Equipage einem mit Wolltreyen bekleideten Jäger Befehle ertheilen, in deren Gemäßheit sich der Wagen langsam entfernt, während der Eigenthümer über den

Fahrweg schreitet, und in den Garten des Casino tritt.

Man konnte nichts Eleganteres, Einnehmenderes sehen, als diesen jungen Cavalier. Anzug, Frisur, Muster des Geschmackes und der Mode. Die ganze Erscheinung mit jenem eigenen Stempel ausgeprägt, der überall unzweifelhaft den Diplomaten verkündet. Orden erschienen am Halse und im Knopfloche. Unter der Rockklappe lauschte verstohlen ein kleiner Stern, als sehe er aus nach mehreren seines gleichen, um sich in guter Gesellschaft kecker zeigen zu dürfen. Das Gesicht hätte man schön nennen können, wenn man sich nicht zuerst damit abgefunden, es als einnehmend zu bezeichnen. Das Alter dieses Hochbegünstigten mochte kaum dreißig sein.

„Da ist der Graf von Sirmingen:" — flüsterte man. „Der Abgott der schönen Welt, der Dichter, die Krone unserer angehenden Staatsmänner, der erste Pianist in Wien, und der ausgezeichnetste Whistspieler im Reiche."

Der Graf schlüpfte leicht und glatt wie ein Aal, aber nicht ohne vornehme Würde, durch die Menge, den Hut in der Hand, bald rechts, bald links verbindlich grüßend. Er schien irgend Jemand beflissen zu suchen.

Endlich stieß er auf einen Bekannten, und sagte ihm leicht:

„Guten Tag, mein Werther. Sieht man Sie hier? Dieser Strauß ist ein Hexenmeister. Sein neuester Walzer, — wir hörten ihn von drüben, — ist das eigenste Leben der Seele, wenn sie eine Pirouette riskirt. Der Major Baron von Litzfeld pikirt sich Lanner vorzuziehen. — Wo ist der Sünder nur, damit man ihn beschäme."

Der Angeredete, ein dicker, behaglicher, jovialer Kaiserlicher Hofrath, und ein Mann der ein Haus machte, erwiederte lachend: „O Ihr Diplomaten! Ich meine, Ihr könnt nicht in Euer Bett steigen ohne krumme Wege. Warum, theuerster Graf, sagen Sie nicht wie jeder Andere: „ich suche den Baron Litzfeld wie eine verlorne Nadel. Weiß Niemand wo er ist?"

„Und wenn jeder Andere so fragte, wie würde man ihm antworten?"

„Man würde antworten, Litzfeld ist in den botanischen Garten gegangen."

„Vermuthlich nach frischem Niesewurz, weil eins seiner Pferde den Koller bekommen. Das Schauspiel, ihn botanisiren zu sehen, ist zu neu, als daß ich es mir entgehen lassen könnte. Leben Sie wohl."

Damit enteilte er, und war nach einigen Augenblicken ebenfalls im botanischen Garten.

Der Major saß noch auf der Marmorbank, und

zeichnete mit dem obern Ende seiner Reitgerte Figuren in den Sand.

„Bon soir, Baron Linfeld!“ — rief es hinter ihm. Er sah auf. Der Graf stand vor ihm, und sagte:

„Vergebung, daß ich Ihre tiefsinnigen wissenschaftlichen Untersuchungen unterbreche. Möchten Sie mir nicht meine Pferde abkaufen? Für den Fall nämlich, daß ich angemessen fände sie loszuschlagen.“

„Warum denn nicht. Aber wie kommen Sie mir darauf?“

„Ich soll den Gesandtschaftsposten in Brasilien annehmen, und dabei möchte ich mich nicht mit dem Transport eines Marstalles belästigen.“

„Vernünftig. Dort sind Ihnen Maultiere nöthiger, die Sie besser drüben zur Stelle kaufen. Aber weshalb stellen Sie diesen Handel noch in Bedenken?“

„Weil ich vielleicht doch nicht nach Brasilien gehe, so sehr man in mich dringt, und mir goldene Berge verspricht. Ich finde Hindernisse in meiner persönlichen Lage.“

„Nun welche?“

„Mir ist der Einfall angenehm mich zu verheirathen.“

„Ei! — Sie! — mit wem? wenn's kein Geheimniß ist.“

„Zufällig, mein Lieber, ist's ein Geheimniß.“

„Hoffentlich für Sie ein glückliches.“

„Steht noch dahin. Die Dame meines Herzens ist von ganz eigener Façon, die nicht zu berechnen ist. Man muß bei meinem Gewerbe frühzeitig lernen, auf alle Chancen gefaßt zu sein. Deshalb können wir immerhin auf meine Pferde handeln.“

„Nach Ihrer Philosophie könnte ich mich auf Ihre Pferde dann auch nicht einlassen, wenn auch ich wüßte Etwas von Chancen zu sagen.“

„So —? — darf man fragen?“

„Ich gehe damit um den Dienst zu verlassen.“

„Wie? — bei Ihrem stupenten Avancement.“

„Was hat man davon. In Wien, Prag, Pesth oder Mailand ließe sich die Sache mit ansehen. Aber als Cavallerie-Commandeur stets gewärtig zu sein, nach irgend einem einsamen häuslichen idyllischen Neste in Ungarn, oder an die Militairgrenze geworfen zu werden. Da heißt es: sauve qui peut.“

„Wohl wahr. Welchen Ausweg haben Sie aber gefunden.“

„Ich habe die Einfachheit dieses Gartens gesucht, um damit in's Reine zu kommen.“

„Sind Sie fertig?“

„Je nachdem es fällt.“

„Hören Sie, Baron, ich bin zu sehr Ihr Freund, um Sie bei selben Verwicklichkeiten ohne Beistand

laſſen zu können. — Ein Vorſchlag. — Aber — Geheimniß. Auf Ehrenwort."

„Auf Ehrenwort. — Nun?"

„Das Gouvernement von Braſilien hat den dringenden Wunſch geäußert, von hier einen rüſtigen Officier von einiger Erfahrung zu erhalten, zur Wiedereinrichtung des dortigen, ſehr confus gewordenen Kriegsweſens. Der hieſige Hof hat das deshalb an ihn amtlich geſtellte Anliegen amtlich abgelehnt, will aber heimlich nicht entgegen ſein, wenn ſich Jemand hier findet, der, ohne höhere Beglaubigung, alſo nur für ſich, den jenſeitigen Anerbietungen Gehör geben möchte. Dieſe Anerbietungen ſind ungeheuer. Generalspatent, reicher Gehalt; nach fünfjähriger Dienſtzeit, für den Fall des vorbehaltenen freiwilligen Rücktrittes, ſtattliche, lebenslängliche Penſion, nach Wunſch in Capital zu verwandeln. Der braſilianiſche Geſchäftsträger hat deshalb mich erſucht, mit Vorſicht ſolchen Officier nach meiner beſten Einſicht zu ermitteln, der dann die Legation dorthin begleiten kann, wem dieſe auch übertragen werden mag. Im erſten Augenblicke ſchon dachte ich an Sie. Viel Umſtände wird Ihnen die Sache hier wenigſtens nicht machen. Sie bitten um Urlaub zu einer großen Reiſe nach Amerika auf fünf Jahre, ohne Angabe des Zweckes. Ich hoffe, daß er Ihnen bewilligt wird, ohne daß man Ihnen mit Fragen be-

schwerlich fällt. Hier wird Ihnen Ihre Stelle aufbehalten, denn die Aussicht auf einen langen Urlaub überhebt jeder sonst bedenklichen Rücksicht. Wenn Sie wollen, schlagen Sie ein."

„Nun, nun. Der Vorschlag ist lockend. Ich liebe das Abentheuerliche. Noch vor Kurzem hätte ich zugegriffen. Aber nun. — Lieber Graf, ich kann Ihr Mann nicht sein."

„Wie? — Brasilien war ja stets Ihr Steckenpferd. Haben Sie mir nicht die Reise des Prinzen von Neuwied abgeborgt, ohne sie mir jemals zurückzugeben. Warum wollen Sie denn nicht?"

„Aus dem Grunde, der Sie bedenklich macht. Auch ich möchte heirathen."

Der Graf sah weg, und zog ein ironisches Gesicht, dann nahm er die Miene der Freudüberzigkeit und Ueberraschung an, und fuhr fort.

„Das trifft sich sonderbar, auf Ehre. Sind Sie denn schon Ihrer Sache gewiß?"

„Ich wünschte Ja sagen zu können. Aber meine Dame hat eben so spröde Launen als die Ihre. Gleich Ihnen finde ich mich vorerst in den Approchen. Der Unterschied nur, daß Sie die Festung vermittelst Capitulation, ich dagegen sie durch Sturm zu erobern gedenke."

„Ein eigener Fall. Wer iſt denn die Königin Ihrer Gefühle?“

„Wer iſt die Ihre?“

„Sie hörten ja ſchon, daß —“

„So iſt es billig, daß auch Sie davon abſtehen in meine Karten ſehen zu wollen.“

„Aber nur einige Fragen. Ich ſtehe Ihnen das Gleiche zu.“

„Wollen ſehen.“

„Iſt Ihre Dame in Wien?“

„Nein.“

„Die meine auch nicht. Aber hat man ſie dann geſehen?“

„Oft.“

„Die meine auch. Kenne ich ſie?“

„Sehr wohl.“

„Die auch die meine. Gehört ſie zu den Mädchen?“

„Nein.“

„Die meine auch nicht. Sie iſt mithin Witwe.“

„Graf, die Sache fängt an, mir bedenklich zu werden.“

„Daß ſie ſchön iſt, verſteht ſich. Aber iſt ſie reich?“

„Unermeßlich reich.“

„Hi, — wie die meine. Iſt ſie blond?“

„Ja.“

„Die meine desgleichen.“

„Graf, lassen Sie uns abbrechen.“

„Nicht doch. — Ist sie klein?“

„Keineswegs.“

„Also groß, stattlich, majestätisch, eine Armida im Boudoir, eine Amazone zu Pferde.“

Der Major wurde wild und rief:

„Das Alles ist sie. Ein Engel mit den Eigenheiten eines Kobolds. Muse, Grazie, Venus, wenn sie lächelt, Juno, wenn sie zürnt, Minerva, wenn sie denkt, kurz alle Göttinnen des Olymps auf einmal, wenn sie nicht zur Meduse wird, bei der man vor Bewunderung versteinert, sofern man nicht schon in lichten Flammen aufgelodert ist vor Entzücken.“

„Baron,“ — fiel der Graf schelmisch ein, — „Sie singen ein Lob, das nur auf meine Dame paßt, und da Ihr guter Geschmack untrüglich ist, muß ich annehmen, daß wir beide uns um den nämlichen Gegenstand bemühen. So wäre es am besten, um gleich in's Klare zu kommen, wenn Sie sich dennoch entschließen möchten mir den Namen —“

„Nein,“ — stürmte der Major dazwischen. — „ich werde Ihnen den Namen nicht nennen, weil wir uns dann hier sofort schießen müßten, womit es noch Zeit haben mag. Zudem wären Sie eben der Letzte, dem ich so ohne Weiteres das Lebenslicht ausblasen möchte. Wir haben stets als gute Freunde gelebt, und Sie haben

mir Dienſte geleiſtet, die in gutem Andenken ſtehen. Ich hoffe, die Zukunft werde dieſe Beſorgniſſe friedlich löſen, denn am Ende werden Sie vernünftig ſein, mir den Platz laſſen, und nach Braſilien gehen, wenn die Dinge wirklich ſich verhalten, wie der Schein andeutet. Meine Unentſchloſſenheit räumt kühnen und raſchen Entſchlüſſen das Feld. Jedenfalls werde ich Ihnen zuvorkommen. Sollte dies indeſſen nicht gelingen, ſollten wir uns wirklich an den Stufen eines und des nämlichen Altares begegnen, dann — dann — keine Rückſichten mehr, — dann Sie oder ich. Vorgeſehen alſo, und damit Gott befohlen."

Nach dieſem Ausbruche brauſte der Major ſehr erbittert von dannen. Der Graf ſah ihm ſchelmiſch lächelnd nach, und ſagte für ſich:

„Ja wohl, mein Werther, — vorgeſehen, denn nun weiß ich, was ich wiſſen wollte, mache meiner Unentſchloſſenheit auch ein Ende, und werde Derjenige ſein, welcher Ihnen zuvorkommt, ohne Ihre Rodomontaden zu fürchten. — Rüſtig an's Werk."

Er eilte von der andern Seite davon.

II.

Aus den geſchmückten Umgebungen der deutſchen Kaiſerſtadt müſſen wir den verehrten Leſer in eine ländliche Gegend verſetzen, die um ſo mehr anzieht, je weniger ſie der Kunſt verdankt.

Gebirgslandſchaften, wiewohl mitunter bizarr, ſind erhaben, wunderbar. Was wären maleriſche Anſichten ohne Gebirg oder Meer. Dennoch ziehen wir ſolche vor, in denen die hohen Berge bereits in der beginnenden Ebne wellenförmig verſchwimmen. Dieſe ſind wärmer, lieblicher, beruhigender, harmoniſcher.

Alſo auch die, welche wir nun eröffnen.

Rechts, links, mächtige Eichen- und Buchenwaldung. In der Mitte ein See. Ueber demſelben, im Kranze weitläuftiger Gartengehölze, ein maſſenhaft ausgebreitetes Schloß im großen Bauſtyle. Darüber hinaus mächtige Höhenzüge, dicht bewaldet, Burgruinen auf mehren überragenden Felſenſpitzen. Zu den Bergen anſteigend eine liebliche hellgrüne Ebne, von Flüſſen durchſchlängelt, mit reinlichen Dörfern, und artigen kleinen Städten beſtreut, deren Kirchthürme im Sonnenſchein glänzen.

Der Weg windet ſich um den See, am Rande der

Wäldern, und berührt eine artige Försterwohnung, die aus grünem Dickicht hervorlauscht.

Jenseits eine Mühle, an der Einmündung eines Bächchens in den See, benachbart einem Wehre, das dieses mal nicht rauscht, weil es neu gebaut wird. Unteressen ist auch das Wasser abgeleitet, das sonst die Mühle treibt, die nun auch steht.

Das Wehr rauscht, die Mühle klappert nicht: die Arbeiter am Wehrbaue eben zum Frühstücke gegangen: wie still muß es sein. Die Vögel singen in den Eichenwipfeln, die wilden Enten schnattern im See, der Kuckuck ruft. Der klare tiefblaue Himmel wölbt sich am allerstillsten über dem holden Gelände.

Aber horch! Wir vernehmen Hufschläge von Rossen im Walde.

Eine Dame erscheint, in vollem Galopp auf einem schlanken goldfarbenen Renner dahin brausend. Sie ist groß, schlank, herrlich. Ihr Reitkleid bläht sich. Der grüne Schleier flattert von ihrem leichten männlichen Strohhute im Winde. Der von Farben und goldenen Tressen strotzende Jokai hinter ihr, treibt seinen Klepper zum äußersten Jagen an, um ihr folgen zu können. Vor dem Försterhause parirt sie kurz und sicher. Der Zelter steht gehorsam, wie ein schönes Bild.

Ein junges Mädchen tritt aus dem Hause.

„Wie geht es Deinem guten armen Großvater, Anna-Maria?“ fragt die wunderſchöne Dame.

Die Kleine antwortet: „ach Ihro Gnaden, er hat keine gute Nacht gehabt. Das Fieber ließ ihm nicht Ruhe.“

„Gewiß weil Ihr wieder dumme Streiche gemacht, und nicht meine Vorſchriften befolgt habt. Ich muß hinein, und den Sachen ſelbſt nachſehen.“

Der Jokai ſprang herbei Pferd und Zügel zu halten. Die Dame ſtieg ab, und eilte, ein wenig ungeduldig mit der Gerte ſpielend, ins Haus, dem Jokai noch zurufend:

„Führe die Pferde hinter das Haus in den Schatten. Man ſoll nicht ſehen, daß ich hier bin.“

Sie verſchwand mit dem Mädchen, der Reitbube befolgte ihren Befehl.

Die Dame war die Baronin von Herrnſtein, Eigenthümerin jenes Schloſſes, und der ganzen dazu gehörenden anſehnlichen Herrſchaft. Noch nicht dreißig Jahre alt, ſchön, geiſtreich, launenhaft wie eine Fee, gut wie ein Engel, reich wie eine Fürſtin, und — ſeit zwei Jahren kinderloſe Wittwe eines Greiſes von Siebzig, der ſie abgöttiſch geliebt, deſſen einzige Erbin ſie war. — Doch wir werden ſie näher kennen lernen.

Sie mochte noch nicht lange verweilt haben, am Bette ihres alten, kranken, hochbegünſtigten Förſters,

deren Pflege ſie vom Schloſſe aus leitete, als aus dem Walde zwei männliche Geſtalten traten, bei denen das Verhältniß des Herrn zum Diener einleuchtete.

Der Oberſt Graf von Schwert, den wir hier vorführen, war der nächſte Nachbar der Baronin, ſeine Zuſtände bildeten jedoch den Gegenſatz der ihrigen. Er war arm, und hatte viel Unglück erlebt. Als Krieger ausgezeichnet durch Thaten und Einſicht, vermochte er doch niemals dem Sterne des Mißgeſchickes zu entgehen. Seine Siege wurden ausgebeutet von tückiſchen Neidern, ſeine Tugenden vom böſen Leumunde zu Fehlern verdreht. Ein unberechneter Schlag beraubte ihn ſeines nicht unanſehnlichen Vermögens. Eine wider ihn heimlich angezettelte Kabale zwang ihn zur Wahl zwiſchen unverdienter Demüthigung, oder dem Ausſcheiden aus dem activen Kriegsdienſte. Seine Ehre, und das ſtolze Gefühl ſeiner Unſchuld beſtimmten ihn zum letzten. Noch nicht vierzig Jahre alt, mit Wunden bedeckt, im vollen Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Kraft, ſah er ſich auf die geringen Trümmer ſeines zeitlichen Beſitzes, und eine mäßige Penſion zurückgeſetzt; ein Schiffbrüchiger auf dem Meere des conventionellen Lebens.

Er duldete mit Würde, kaufte dieſes kleine Gut, um in dieſer Einſamkeit, — er war noch nicht vermählt, — ſeine Unfälle nicht zu vergeſſen, aber zu belächeln.

Zufälligkeiten verſchafften ihm die nähere Bekanntſchaft ſeiner Nachbarin der Baronin, bald nach dem Tode ihres Gemahles, und der nüchtern gewordene Stoiker widerſtand vielleicht weniger dem Zauber, mit dem ſie Alles in ihren Kreis bannte das ſie anſprach, als es der Ruhe zuträglich war, auf die er urſprünglich es abgeſehen.

Der Oberſt war ein ſchöner Mann, im Sinne der höher begabten Frauen. Er ſah edel, würdig und geiſtreich aus.

Wir ſehen ihn hier mit Gewehr und Waidetaſche. Lorenz, ſein alter Kriegskamerad, Jäger, und begünſtigteſte Diener, — der Vorzug war nicht weſentlich, denn er hatte nur noch dieſen einzigen, — war mit ihm, und führte den Hühnerhund in der Schlinge.

Der Oberſt blickte mit lüſternem Auge über den mit wilden Enten bedeckten See, nahm ſeine Flinte, und — gab ſie dem Jäger ab.

Der alte Lorenz ſah ihn verdutzt an, und fragte: „nun, gnädiger Herr, werden Sie nicht ſchießen?“

„Nein:“ war die Antwort.

„Warum denn nicht?“

Der Gebieter zeigte mit dem Finger auf eine Grenzſäule, an der, in ſchimmernden Farben, ein großes freiherrliches Wappen, mit allem Prunke der Heraldik gemalt war.

„Ah so, — murrte der Alte. Wir ſind nicht mehr in unſerem Reviere, ſondern auf dem der gnädigen Frau Baronin.“

„Wo ich den Wilddieben kein Beiſpiel geben will. Trage mein Gewehr in unſer Gehege zurück.“

„Dieſe Jagdgeſetze dürfen Ew. Gnaden hier nicht in Betracht nehmen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich weiß was ich weiß.“

„Was weißt Du?“

„Was ich Ihnen längſt gern geſagt hätte, wenn Sie nur nicht immer zerſtreut wären, ſo daß mit Ihnen gar nicht mehr zu ſprechen iſt.“

„Ich bin heut nicht zerſtreut, und laſſe mit mir ſprechen.“

„Ew. Gnaden erinnern ſich wohl noch daran, daß Sie mich vor etwa drei Wochen, drüben aufs Schloß ſchickten, um der Frau Baronin ein Präſent von vier unverſtändlichen Schnepfen zu machen, den erſten im Jahre.“

„Ja. — Nun?“

„Als der Mohr mich der gnädigen Frau gemeldet hatte, ließ ſie mich gleich ins Zimmer treten. Gott wie erſchrack ich.“

„Wovor?“

„Denken Ew. Gnaden, — die ſchöne Dame ſchrie

mir entgegen mit einem langen Prügel in der Hand. Ich fuhr zurück, denn ich fürchtete für meine Schnepfen gehörig abgeblaut zu werden. Aber nicht also. Sie lächelte holdselig. Im Zimmer sah es übrigens aus wie in einer Töpferwerkstatt. Große Haufen feuchten Thones, aber nirgend eine Scheibe. Die gnädige Frau machte auch nicht Töpfe. Sie backte einen großen schönen Engel, der noch feucht auf dem Gestelle stand. Dazu brauchte sie den Prügel."

„Sie modellirte; — ist Meisterin darin. Fahre fort."

„Mein bester Herr Lorenz, — sagte sie. Merken Ew. Gnaden, sie sagte Herr, und bester, natürlich weil ich Ihnen diene. — Mein bester Herr Lorenz also, — Ihr Gebieter ist der liebenswürdigste, aufmerksamste Nachbar von der Welt, den ich überaus hoch schätze. Herzlichen Dank für seine Schnepfen. Wenn ich aber seine Siege mit genießen soll, ist nicht mehr als billig, daß ich meinerseits auch mit ihm die Kampfplätze theile, auf denen sie zu erringen sind. Wiederholen Sie ihm also meine Bitte, stets meine Jagdreviere wie die seinigen zu benutzen."

Dabei steckte sie mir drei goldene Dukaten in die Hand, — drei Dukaten für vier Schnepfen! — und schickte Mamsel Nanette, ihre Zofe, mit mir hinaus, mich mit einem köstlichen Frühstücke, und einer Flasche

Ausdruck zu bewirthen, die wenigſtens zwei Gulden Münze werth war."

Der Oberſt lachte. „Wohl bekomme es: — ſagte er. — Das ſind Höflichkeiten, Redensarten. Von reichen Leuten muß man keine Gnadenbeweiſe annehmen, die man nicht erwiedern kann."

„Ew. Gnaden, — muckte Lorenz, — das iſt ſtolzer als:" — er ſtockte verlegen.

„Als klug. — Nicht wahr? — Wie meinſt Du das?"

„Mamſel Nanette iſt das niedlichſte Ding von der Welt, wenn man nur nicht ihr Großvater ſein könnte. Sie zerlegte den kalten Ravaun wie ein Stoßhabicht, und ſchwatzte dazu wie ein Rohrſperling, ſchenkte mir das Glas immer ſchneller wieder voll, als ich es leeren konnte. Sie fragte mich hundert Dinge von Ew. Gnaden. Ob es denn wahr, daß Sie ein Weiberfeind ſeien? Ob Sie immer ſo geweſen? Ich antwortete, wie das kein Wunder ſei. Wem die Frauenzimmer jederzeit nachgelaufen ſeien, wie bebert, müſſe zuletzt in Ueberdruß verfallen."

„Tölpel! — und Lügner obendrein."

„Nun etwas Prahlen gehört zum Gewerbe, und man muß doch zeigen, daß man nicht von geſtern iſt. Als nun Mamſel Nanette mir das fünfte Glas einſchenkte, — es war eine Flaſche von ſechs Gläſern Ew. Gnaden, — ſagte ſie: „Ja, ja, Herr Lorenz, ſchade

um Ihren Herrn.“ — Wie ſo Mamſel? — ſagte ich „Daß er nicht ein klein wenig jünger iſt:“ — ſagte ſie. — Mit Verlaub, Mamſel, — ſagte ich, — mein Herr iſt jung genug, allen Mädchen die Köpfe zu verdreben.“

„Lorenz, — Du warſt betrunken.“

„Von einer Flaſche Ausbruch? — das wäre. Und im Uebrigen Mamſelchen, — ſagte ich weiter, — was nennen Sie denn jung? Mein Herr iſt freilich kein Milchbart, den der Barbier mit der Brille raſiren muß, aber doch immer noch ein ſchelmiſcher Springinsfeld von vierzig Jahren.“ — „Nun, — kicherte ſie, — das iſt freilich jünger als die Erzväter, aber doch ein Alter über das Gourmachen hinaus. Nichts deſtoweniger iſt er conſervirt, und ein ſchöner Mann, gefällt uns auch außerordentlich, und wenn er, zumal er nicht reich iſt, bei uns ſeinen Vortheil verſtände, ſo —“

Der Oberſt hatte unterdeſſen, ſcheinbar achtlos, mit ſeiner ſilbernen Lockpfeife geſpielt. In dieſem Augenblicke ſetzte er ſie an die Lippen, und ließ einen gellenden Pfiff erſchallen, wonach er ausrief: „Verdammt, meine Pfeife hat einen Sprung bekommen.“

Lorenz war aus dem Texte, und empfindlich obendrein. Der Oberſt aber fand für gut, dieſem Zwiegeſpräche ein Ende zu machen, indem er ſagte: „Aergre

Dich nicht, Kamerad, es bekommt Dir ſo wenig, als mir das Courmachen. Geh zurück in unſeren Wald, und erwarte mich mit dem Gewehre an der großen Eiche, wo ich gewöhnlich zu leſen, und meinen wachen Träumen nachzuhängen pflege. Daß ein Ehrenmann bisweilen auch ſeine Träume habe, mag ihm nicht verargt werden, wenn er ſie nur bei wieder erwachter Einſicht beweinet. Beobachtet er ſelbſt darüber ein unverbrüchliches Stillſchweigen, ſteht es ſo wenig Manuel Manetten als Dir an, zu beſchwatzen was der Träumende ſelbſt ſeinen kühnſten Hoffnungen nicht einräumt, indem er ſich vollkommen in den Unterſchied zu finden weiß, zwiſchen einem abgedankten Invaliden, den Recht und Vernunft in das Regiſter der Hageſtolzen zeichnen, und einer jungen, ſchönen, reichen Dame, die daran gewöhnt iſt, Fürſten zu ihren Füßen zu ſehen."

Lorenz entfernte ſich ſtumm, und übelgelaunt.

Der Oberſt ſchritt dem Förſterhauſe zu, denn er war nur hieher gekommen, ſich nach dem Befinden ſeines Freundes und Jagdkumpans, des alten Förſters zu erkundigen.

Als er eben die Hand an die Thüre legen wollte, öffnete ſich dieſe, und die Baronin trat heraus, ſchöner als jemals, und beide Perſonen ſtanden ſich einen Augenblick überraſcht gegenüber.

Die Dame gewann zuerſt Sammlung und Gleich-

gewicht, und begrüßte den Oberſten mit verbindlicher Grazie.

„Herr Graf, — ſagte ſie, ich komme von dem Krankenbeſuche, den Sie eben, wie ich vermuthe, abſtatten wollen. Dergleichen ſind die günſtigſten Conſtellationen für Geſunde, die ſich ſonſt nicht zu treffen wiſſen. Ich finde es ſehr gütig von Ihnen, daß Sie wenigſtens in meinen Wald kommen, da mein armes Haus, ſeit einiger Zeit, das Unglück zu haben ſcheint Ihnen zu mißfallen. Wie ſagt indeß unſer herrlicher Tieck:

„Der Liebe Tempel iſt im Walde."

Das paßt zwar nicht auf Sie, da Sie bekanntlich nicht in mich verliebt ſind. Aber ich variire das Thema nach unſerer Weiſe:

„Der Freundſchaft Tempel iſt im Walde."

Und nicht wahr? das wollen wir gut ſein laſſen."

Der Oberſt erwiederte dieſen Scherz nicht minder fein, und ein paar Augenblicke durchwebte die reizende Frau das Geſpräch mit Neckereien über die Ungeſelligkeit ihres Nachbars, bis ſie in folgender Art abſchloß.

„Sei denn wie ihm wolle; ich darf Sie nicht ſchelten. Das herrlichſte Gut iſt die Freiheit, und wenn mir die Fähigkeit abgeht das höhere Intereſſe zu feſſeln, beſitze ich doch wenigſtens Großmuth genug, meine Mängel zu ergänzen. Deshalb habe ich für neue Er-

vergnügen in meinem Hause gesorgt. Meine beiden Nichten, Töchter meines verstorbenen Bruders, habe ich aus Wien kommen lassen. Agnes zwanzig, Rosa achtzehn Jahre alt. Die holdesten Geschöpfe, deren Gegenwart mich alte Frau wieder jung macht. Im Ernste, Sie müssen zu uns kommen, meine artigen Gäste kennen lernen, aber heirathen keine von beiden, denn — sehen Sie, — wer wird denn heirathen."

Der Oberst lachte, und entgegnete:

„Wenn dieser Wald nicht blos Ohren, sondern auch Zinnnen hätte, welche Verzweiflung könnte seine Zauberhaftigkeit der großen Anzahl Ihrer Bewerber bereiten."

„O! — rief die Baronin, — diese würden sich deshalb um nichts übler befinden. Ich bin so geduldigen Sinnes nicht, als Frau Penelope, glücklichen Andenkens. Meine Heerden und Weinkeller werden von Freiern nicht geplündert werden. Die meinigen wissen bereits so ziemlich woran sie sind. Bis etwa auf zwei bei denen ich wichtige Nebenrücksichten in Betracht nehme, habe ich die lose Waare a tout prix losgeschlagen."

Es gehörte zu den hundert Launen dieser eigenthümlichen Dame, das Gespräch mit Männern gern dergestalt zu wenden, daß diesen kein Ausweg übrig

blieb, als irgend eine Galanterie. Dieß war die gefährliche Probe. Fand ſie dieſe Galanterie fein, geiſtreich, pikant, — und es war ſchwer ſie zu befriedigen, — änderte ſie den Ton, ging in einen ſchönen bedeutungsvollen Ernſt über, und zeigte ſich außerordentlich. Gefiel ihr die Galanterie nicht; war dieſe gezwungen oder fade; — dann wehe dem verunglückten Schmeichler, ſie ſchmetterte ihn mit ironiſchen Ausfällen, von denen keiner die ſchwachen Stellen verfehlte, zu Boden.

Der Oberſt kannte dies, und antwortete ihr, wir wiſſen nicht was. Die Verbindlichkeit fand indeß Gnade vor ihren Augen.

„Nein, — ſagte ſie mit Würde, — ich bin keine Feindin der Männer. Ich liebe den Umgang mit den Ausgezeichneten ihres Geſchlechtes, ziehe ihn dem Verkehre mit Frauen vor. Aber eben deshalb will ich nicht heirathen. Wir preiſen die Civiliſation unſerer Tage. Sie iſt auch in der That verwäſſert und abgeklärt genug. Nichtsdeſtoweniger hat in ihr ein Reſt von Barbarei zurückbleiben ſollen. Zu dieſer gehört aber Courage. Da nun keine Epoche im Ganzen feiger und kleinherziger ſein kann als die jetzige, hat man dieſen Reſt von Barbarei klüglich in die Ehe verwieſen. Weil dieſe ein Bund iſt der Stärkern, Roheren, Gemeineren, mit den Zarten und Wehrloſen, die, ſo weit von ihrer wahren Achtung die Rede iſt, faſt außer dem Geſetze ſind.

erweiſet ſie ſich als der geeigneteſte Schauplatz, alle die bittern entwürdigenden Quälereien, Launen, Mißhandlungen, an unterwürfigen und unterworfenen Opfern, innerhalb der vier Pfähle der Häuslichkeit, in die keine öffentliche Kritik einzudringen das Recht hat, ſicher, unbeſtraft, unbeobachtet, ja ſogar privilegirt, auslaſſen zu dürfen, von denen das Geringſte ſchon ein Verrath an der menſchlichen Würde und Freiheit iſt. — Halt, — ich weiß was Sie ſagen wollen. Nicht alle Männer ſind Tyrannen. Es iſt aber keine Vernunft, die Schlußfolgen der Regel, in blindem Glauben, auf Ausnahmen begründen zu wollen. Man lieſt auf manchem Aushängeſchilde: „Hier iſt gutes Bier:“ aber auf keinem: „Hier ſind gute Ausnahmen.“ Ich mißbillige das Lotto im Staate, und verabſcheue es in den geſelligen Zuſtänden. Alle Looſe ſehen gleich aus, wenn man ſie kauft, und von hunderten gewinnt nur eines durch Zufall. Auf ſolchen Wurf ſetze ich nicht Gewinn und Freiheit. Zur Sklavin bin ich nicht geboren. Ich weiß mir Geſetze zu geben und Andern.“

Der Oberſt ſagte mit einiger Schärfe: „Sie ſind St. Simoniſtin.“

„Nein, — fiel ſie lebhaft ein. — Der St. Simonismus verwirft die Ehe durchaus, ich nur die heutige Obſervanz. Sollte ich die Ehe nicht lieben, bewundern, verehren, ſofern ſie der hohen Anforderungen des

freien Geiſtes entſpricht? Ihr verdanke ich die ſchönſten Tage meines Lebens, mein ganzes Glück, meine Bildung, meine Ueberzeugungen, ja, was noch mehr iſt als dieſes Alles zuſammen, meine Freiheit. Ich war achtzehn Jahre alt, bitter arm, verwaiſt, hülflos, bedrängt, unter erniedrigendem Zwange übermüthiger ſogenannter Gnade lebend, mit einem ſtolzen, kühnen Herzen. Mein verſtorbener Gemahl fand mich, als ich verzweifelte. Wohl nur aus Mitleid gab er mir ſeine Hand; er in einem Alter von neunundfunfzig. Man verlachte, man verſpottete ihn, und mich, vielleicht indem man mich heimlich beneidete. Aber, — wie glücklich war ich, — denn nun war ich frei."

„An der Hand eines alternden Mannes!"

„Welches Mannes! — Ja, ich habe ihn geliebt. O hätten Sie ihn gekannt! Milde, Schönheit der Seele, Feinheit, Gründlichkeit und Vielſeitigkeit der Bildung, Wohlwollen, vereinigten ſich bei keinem Sterblichen zu ſchönerer Harmonie. Mit welchem Entzücken lauſchte ich ſeinen Geſprächen voll Witz, Geiſt und Gefühl; ſeinen mannigfachen Belehrungen. Mein Leben war ein klarer Strom, in dem Paradieſe ſich ſpiegelten. Ach! ich ſollte ihn nur zehn Jahre beſitzen. Ich habe ihn zu früh verloren; mit ihm mein harmloſes Glück."

Sie brach in Thränen aus, und wenn ſchon ihre Worte den Zuhörer ungewöhnlich ergriffen, erſchütterte

ihm dieſes Zeichen weiblicher Weichheit um ſo mehr, weil es ihrem gewöhnlichen Weſen völlig widerſprach, und einen Blick in die Tiefen ihres Innern thun ließ, welche ihr bisheriges Betragen niemals ahnen laſſen. Ihr verſtorbener Gemahl erſchien dem Oberſten noch im Grabe beneidenswerth, und hingeriſſen rief er aus:

„Der Glückliche! welch' ſchönes Denkmal hat ihm Ihre Erinnerung geſtiftet!“

Die Baronin richtete ſich hoch auf. Die Thränen waren verſchwunden, ihr Auge ſtrahlte mächtig. Ein erhabener Unwille drohte auf ihrer hohen Stirne.

„Und dieſe Eintagsfliegen, — rief ſie aus, — dieſe großthuenden Helden von Geſtern, wollen ſich vermeſſen, Ihn mir zu erſetzen? So tief darf ich ihn nicht herabwürdigen und mich.“

Der Oberſt ſchwieg betroffen. Dann nahm er eine ſtolze Miene an, verbeugte ſich, und wollte gehen.

„Wohin denn? — ſprach ſie, wieder plötzlich verändert, und mit der gewinnenden Anmuth, die keinen Willen aufkommen ließ neben dem ihren. — Sie wiſſen noch nicht, daß ich in Dienſtangelegenheiten mit Ihnen zu ſprechen habe. Sie ſind zu einem Commando beſchieden, und zwar auf mein Schloß, für wenigſtens acht Tage. — Stille. — Der Dienſt kennt keinen Widerſpruch, und Sie müſſen ſich einrichten, noch heut Abend

zu Ihrer Bestimmung abzugehen. Zwei auserlesene Cavaliere aus der Residenz, und zwar die letzten, noch nicht beseitigten Nummern aus der langen Liste der Bewerber um meine Hand, — oder um meine Güter, — wollen mich mit ihrem Besuche überraschen. Ein Haus ohne Wirth ist eine Sonate ohne Baß. Nachbarn müssen einander beistehen, tapfre Ritter die Damen beschützen. Uebrigens sind der Major von Litzfeld und der Graf von Sirmingen ein paar bemerkenswerthe Personen. Der erste, ein Stück von Arthus Tafelrunde, das man beim Abräumen vergessen: der andere keine volle Zahl, sondern ein arithmetischer Bruch von Poesie und Diplomatie. Wir werden tausend Spaß mit ihnen haben."

„Und haben Sie diese Herren eingeladen?"

„Sie hören ja, daß sie mich überraschen wollen. Da diese nun aber diejenigen sind, an deren Bewerbung um mich ich noch Nebenabsichten knüpfe, wie ich schon vorhin andeutete, finde ich meinen Vortheil darin mich überraschen zu lassen, und habe ich selbst ihnen diesen Plan durch einen bestissenen Diener meiner Laune unter den Fuß geben lassen. Aber, reinen Mund gehalten. Kurz, Herr Oberst, Sie kommen, und damit, bis auf Wiedersehen, Gott befohlen."

Ehe dieser ein Wort zur Antwort finden konnte, saß sie bereits zu Pferde, winkte ihm einen Gruß zu,

und flog, den Jokai hinter ſich, wie der Sturmwind davon.

Der Oberſt ſah ihr nach, und es war ihm, als ob eine wunderbare Magie ihn der feenhaften, wunderbaren, und doch wilden Erſcheinung unwiderſtehlich nachziehe.

„Was wird daraus?“ — fragte er ſich kopfſchüttelnd, und ſchritt langſam, — noch einmal zurückſehend, in das Haus des Förſters.

III.

Das Zimmer des alten Forſtbeamten zeigte die heitere, wohlhabende Behaglichkeit, welche die Baronin ſo gern denen zu Theil werden ließ, welche ihr dienten.

Der Oberſt fand den kranken, aber ſonſt noch rüſtigen Greis in ſeinem Bette, wiewohl in einem Zuſtande der Beſſerung. Seine Enkelin Anna-Maria, eine hübſche Dirne von etwa achtzehn Jahren, war bei ihm, und ein junger Menſch, einnehmend durch Geſtalt und Weſen, mit dem ſie verlobt war, leiſtete ihr Geſellſchaft. Dieſer war der Müller von drüben. Da ſeine Mühle während des Wehrbaues ſtill ſtehen mußte, hatte er Zeit genug ſeinen Liebeshandel nach Belieben zu betreiben.

Der Förſter begrüßte den Oberſten mit ſichtlicher Freude, und dieſer nahm Platz an ſeinem Bette, mit herzlicher Befliſſenheit ſeinem Ergehen nachfragend.

Als die jungen Leute wahrnahmen, daß der Gaſt ſich zu einigem Verweilen anſchicke, machten ſie Miene ſich zu entfernen. Der Großvater rief ſie zurück. Anna-Maria verſicherte indeß, Beiden ſei ein wichtiger Auftrag von der gnädigen Frau zu Theil geworden, der nicht zu verſchieben ſei. Das Pärchen ſchlüpfte daher kichernd in's Freie, die beiden Andern zurücklaſſend.

Der Alte war von früher Jugend der Gefährte des verſtorbenen Grundherrn geweſen; ſein Begleiter auf großen Reiſen, und bei diplomatiſchen Sendungen. So hatte er das beſondere Vertrauen des Gebieters beſeſſen. Auch war er nicht nur ein tüchtiger, ſondern auch welterfahrener gebildeter Mann, mit dem der Oberſt, der ein leidenſchaftlicher Jagdliebhaber war, gern und viel verkehrte.

„Es iſt gut, — nahm der Kranke das Wort, — daß die beiden loſen Vögel uns verlaſſen haben. Herr Oberſt, die Frau Baronin hat vor meiner Thüre ein ſonderbares Geſpräch mit Ihnen geführt."

„Wie? — fragte dieſer, — Sie haben uns belauſcht? Wie iſt ſolches Ihnen möglich geworden?"

„Warum nicht? Hat das Alter nun meine übrigen Fähigkeiten abgeſtumpft, iſt meinem Gehöre doch

nichts o[illegible]haben gewesen. Aber von allen meinen Zimmerwerkzeugen habe ich auch keines so sehr geübt, und es dadurch geschärft, als dieses. Der Jäger, Sie wissen es, muß darauf sich eben so wohl verlassen können, als auf sein Auge. Der vertraute Diener eines so feinen und schlauen Gesandten, als mein seliger Herr war, mußte zu lauschen verstehen. Das leiseste Geflüster, welches verstohlen am äußersten Ende einer Tafel, oder im fernsten Winkel eines Salon von Ohr zum Ohre ging, durfte mir nicht entgehen, denn mein Gebieter mußte den Inhalt brühwarm zur Verfügung erhalten. Die Geschichte kennt mich nicht, dennoch habe ich viel beigetragen sie zu machen. Ich habe gewisse Staatsverträge in der Geburt erstickt; Intriguen im Entstehen unterschlagen, deren Entwickelung ganz Europa in Brand gesteckt, und das lose balancirende politische Gleichgewicht aus seinen Angeln gehoben hätte. Jetzt habe ich meine Herrin nicht belauschen wollen: aber aus meinem Bette konnte ich nicht, und mein Fenster war halb offen, unter dem sie sprach. Meine jungen Gesellschafter hörten nichts. Sie befanden sich am andern Ende des Zimmers, und haben nur Ohren für ihre eigenen Albernheiten. Herr Oberst, was denken Sie von der Frau Baronin?"

„Ich verehre, bewundere und beklage sie."

„Die Verehrung verdient sie; die Bewunderung

ſind Sie ihr ſchuldig; zum Beklagen iſt keine Urſache vorhanden."

„Doch. Das Genie iſt eine bedenkliche Ausrüſtung ſelbſt für Männer: eine ſcharfe Waffe, die den Eigenthümer ſelbſt oft mehr verletzt, als Andere, denn die gewöhnliche Ordnung der Zuſtände läßt nur ſelten ſich Etwas anhaben. Den Frauen endlich frommt in der Regel das Genie ſo wenig als Raſirmeſſer und ſpitze Scheeren den Kindern. Dieſe ſchneiden damit ſich leicht den Hals ab, oder ſtechen ſich die Augen aus, ehe man es hindern kann. Ich ſage nicht, daß diejenige Stellung, welche unſere Gebräuche den Frauen in der Geſellſchaft anweiſen, eine durchweg gerechtfertigte, von der Natur unbedingt gebotene ſei. Die Sachen ſtehen aber wie ſie ſtehen; der genialſte Trotz einer höher begabten Frau wird ſie nicht ändern. Ihrem Ueberheben wird überall eine ſowohl offen ſchlagfertige, als hinterliſtige Macht entgegenſtehen, weil nichts verbreiteter iſt, als Gemeinheit und Dünkel. Die Kraft des Weibes wird den Widerſtand von daher nicht beſiegen, ſondern wird zuletzt traurig an ihm zerſchellen. Deshalb darf man ſolche Frau auch wohl beklagen."

„Mag bisweilen ſein. Die Baronin iſt dem aber weniger ausgeſetzt. Sie iſt nicht blos hochbegabt, ſondern auch reich und mächtig. Die Reichen und Mächtigen können viel wagen in dieſer Welt."

„Aber nicht Alles. Der Verleumdung, welche dem Rufe der Frauen vorzugsweise gefährlich iſt; dem zerſetzenden Gifte des Lächerlichen; der Täuſchung endlich, können ſie doch nicht entgehen. Was dürften der Baronin alle ihre geiſtigen Gaben und Glücksgüter frommen, wenn ihre Unbeſonnenheit die öffentliche Achtung verſcherzte; wenn Bosheit ihre Regelloſigkeit, als Koketterie, dem neidiſchen Spotte überantwortete; wenn endlich ein ſchlauer Betrüger gerade in ihrer Genialität die ſchwache Seite ausſpürte, und ſo die Gewalt über ſie erſchliche."

„Darum muß ein edler, hochbegabter Mann, der dieſe See durch Liebe zu regeln vermag, bei Zeiten ſie für ſich gewinnen."

„Sie hörten ja aber, daß ſie niemals heirathen will."

„Und werde hören, daß es noch in dieſem Jahre geſchieht."

„Unmöglich."

„Gewiß."

„Wen? den Major von Litzfeld."

„Nein."

„Den Grafen von Sirmingen?"

„Nein."

„Wen denn?"

„Einen Würdigeren."

„Kenne ich ihn?“

„Nein.“

„Alle Männer, die in ihrem Hause verkehren, habe ich gesehen.“

„Man kennt oft am wenigsten, was man täglich sieht.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Die Auflösung steht im nächsten Blatte.“

„Welche Summa ausgezeichneter Eigenschaften müßte derjenige besitzen, welcher die Baronin zu fesseln vermöchte.“

„Keine Summa, nur die erforderlichen.“

„Welche?“

„Tüchtigkeit, Würde, Selbstbeherrschung und Vernunft.“

„Sie hörten ja ferner, daß der Baronin den verstorbenen Gemahl Niemand ersetzen kann.“

„Ich hörte nur, daß diese Eintagsfliegen, und großthuende Helden von Gestern es nicht können.“

„Die Aufgabe scheint dennoch die mißlichste. Die Erinnerung feiert die Vergangenheit zumeist auf Kosten der Gegenwart, und oft muß dabei das Bessere gegen das nur Leidliche die Partie verlieren. War der Baron denn wirklich so liebenswerth?“

„Er war es: hochbegabt, genial wie seine Gemahlin, edel und bezaubernd im Umgange, aber ein Greis

wie ich. Warum er in seinem neun und funfzigsten Jahre, und zwar zum ersten Male, heirathete, und vollends ein schönes, jugendkräftiges, wildes Mädchen von achtzehn? — Nun, er langweilte sich nach seinem Rücktritte von der politischen Bühne. Sehen Sie sein königlich eingerichtetes Schloß, seine kostbaren Sammlungen von Gemälden, Statuen, geschnittenen Steinen, Kupferstichen, Handzeichnungen und Büchern. Sein eigensinniger Geschmack mußte immer das Schönste haben, also auch die schönste Frau, nun er, des Andern überdrüssig, mit dieser Liebhaberei den Versuch machen wollte. Er war niemals ein Wüstling gewesen, also trefflich conservirt, und natürlich. Man bespöttelte ihn, und wahrsagte ihm das Unstätigste. Er war klüger als Alle, hatte sich stets als vollendeter Kenner bewährt, wo es galt einen geschickten Untergebenen zu wählen, oder die Echtheit eines Kunstgegenstandes zu prüfen, der ihm, mit vielen anderen, zum Kaufe angetragen wurde, so durfte er sich vor einem Mißgriffe gesichert erachten, auch bei der Wahl seiner Gattin. Wenig Wochen vergingen, und seine junge Gemahlin vergötterte ihn. Es war aber auch unmöglich sich geschickter und feiner bei ihr zu betragen. Er liebte zärtlich, — aber wie ein Vater. Nirgend durchkreuzte er ihre abweichenden phantastischen muthwilligen Richtungen. Seine ganze Kunst bestand darin, diese unbemerkt zu

verstehn, sie in das Ideale hinüber zu führen, sie damit um so sicherer unschädlich zu machen. Alle ihre Launen, und hundertfachen Einfälle mußten Raum finden. Bei allen war er der immer bereitwillige, theilnehmende Rathgeber, und die Unarten, Capricen eines Kindes klärten sich zu den schönen geistreichen, wenn auch mitunter ein wenig bizarren Schöpfungen einer dichterischen Einbildungskraft. Daher stammt der magische Prunk unserer Säle, die holde Abentheuerlichkeit des Parks, die neckenden Wirkungen in Grotten und Pavillons, das Theater, auf dem eingeübte junge Untergebene artig genug agiren, während wieder andere eine sehr wohlgeübte musikalische Kapelle bilden. Man sperrte sich dabei nicht ein. Man reiste durch Europa im Fluge; empfing glänzende, große, amüsable Gesellschaft. Die junge Dame schmückte sich nach den Portraits des Tizian und Vandyk. In Summa, man vergnügte sich vortrefflich, und der Baron sagte mit Grund, sein Alter sei die ergötzlichste Zeit seines Lebens gewesen. Nun starb er. Der Zauber, mit dem sein überlegener Geist diesen ganzen holden Wirrwarr unvermerkt gelenkt und bestimmt, schien mit seiner Leiche in den Marmorsarg verschlossen zu sein. Als die Zeit des ersten Schmerzes und der Trauer für die junge Wittwe vorüber war, versuchte sie die alte Weise fortzuspielen: aber ach! – es wollte nirgend mehr

stimmen. Die Langeweile, welche sie ihrem Gemahle verscheucht, rächte sich nun an ihr, und ergriff sie hohnlachend. Ihr zu entkommen warf sie sich nun völlig in die Geschäfte, die Verwaltung der großen reichen Güter, deren einzige Erbin sie nach dem letzten Willen ihres Gemahles geblieben, denn schon als er noch lebte, strebte sie mit Eifer und Erfolg in dieser Richtung. Auch dieses hatte in den feinen und schlauen Planen desselben gelegen. Diejenige, welche einst Alles besitzen sollte, mußte die Fähigkeiten noch unter seinen Augen ausbilden, davon einst ersprießlichen Gebrauch zu machen. Deshalb unterzog er sich, schelmisch lächelnd, der Rolle des trägen Odenath, um der jungen Zenobia die ihrige einzuüben. Ich bediene mich seiner Worte, und kann, als sein Vertrauter, gewissenhaft versichern, daß ungeachtet seiner scheinbaren müßigen Bequemlichkeit er alle Geschäfte überwachte und lenkte. Jetzt stand die Baronin auch hiebei wirklich allein. Ihre schon gewonnene Einsicht und Uebung, ihr außerordentlicher Verstand, ihre Thatkraft bemeisterten die Aufgabe vollkommen, aber — das Bestreben beschäftigte, belohnte, ohne zu begeistern. Die holde Stimme war verstummt, die sonst zu sprechen pflegte: „Das hat meine Eugenie brav gemacht.“ Man konnte fertig machen, aber das Fertige war eben nur das Alltägliche. Der Raum dieser Schöpfungen ist ohnehin zu begrenzt für ein grenzen-

loses gütiges Verhältnis. Kurz, die Frau Baronin ist dem Punkte, auch damit fertig zu sein, ziemlich nahe: einem Scheidewege, auf dem sie ratlos und bestimmungslos stillhalten wird, mit der peinlichen Frage: „was nun weiter?“ Ihr richtiger Verstand sagt ihr schon heut, daß in solcher Lage eine angemessene zweite Vermählung der passendste Ausweg sein, und daß, nach ihrer Scheinehe, eine wirkliche, aber glückliche, ihr neue Zeiten und Bestimmungen des Lebens eröffnen, und nach so vielen kalten Spielen endlich den edeln Ernst gewähren müsse, den sie in ihrer Weise verlangt. Diese Erwägung führt sie innerlich, betrübend genug, auf das Bewußtsein ihrer weiblichen Schwächen zurück. Sie sieht ein, den Umständen auch ihrerseits gehorchen zu müssen, nur sie hat nicht gehorchen gelernt. Die Begebenheiten, welche seitdem eingetreten, haben sie vollends verschüchtert. Viele Freier haben sich um ihre Hand und ihren Besitz beworben, keinen hat sie achten können, und die Furcht, zuletzt doch einem Unwürdigen anheim zu fallen, hat sie mit peinigendem Argwohne erfüllt. Da sie bei sich die Verschiedenheit erwägt von allen gewöhnlichen Frauen, die durch bloße Hingebung anziehen, meint sie in jedem Bewerber nur einen Glücksjäger zu sehen, der mehr ihrem Reichtume, als ihrer Person nachstrebe. Deshalb meint sie sagen zu müssen: „ich werde niemals heiraten.“ Sie sagt also, weil

sie keinem Anbeter traut; weil sie verzweifelt eine Heirath in ihrem Sinne erlangen zu können. Wenn der rechte Mann die rechte Weise treffen, ihr volle Ueberzeugung von seinem Werthe, von der Reinheit seiner Absichten einflößen wird, dürfte ihm, dem Begünstigten, ein Glück zu Theil werden, das die kühnsten Erwartungen weit übersteigt."

Der Oberst hatte dieses Alles aufmerksam angehört, und es hin und wieder mit Einwürfen unterbrochen. Jetzt wollte er, nach seiner Meinung, mit bedeutenderen Schlußsätzen antworten, als man draußen vor dem Hause einen ziemlich lauten und lebhaften Stimmenstreit vernahm, der die Aufmerksamkeit abzog. Es eilt nicht den Leser von dessen Anlässen zu unterrichten. — Alles zu seiner Zeit.

IV.

In Wien, im ersten Stocke eines kleinen hübschen Hauses auf der heitern luftigen Mariahilfer-Hauptstraße, fast gegenüber dem Palaste und Garten des Fürsten Esterhazy, wohnte eine muntere alte Wittwe, Frau von Rosenfeld. Ihre Bekannten nannten sie aber nur die Tante, und so genoß sie des Vorzuges mit aller Welt verwandt zu sein, sie wußte nicht wie. Sie war nicht reich, aber

in guten Umständen. Sie gab nicht Gesellschaften, aber sie empfing täglich Besuch von Jungen und Alten. Die letzten suchten nur sie selbst, die ersten ihre beiden schönen Enkelinnen Agnes und Rosa, Waisen ihrer früh verstorbenen Tochter, deren Gemahl als tapferer Officier auf dem Felde der Ehre rühmlich gefallen war. Die Tante bedeutete, nach Umständen aber Allen. Sie war witzig, weltklug, und hatte für alle Vorkommenheiten guten Rath zur Hand, der vielfach eingeholt und befolgt wurde. Galt es, sich bei einem alten Onkel einzuschmeicheln, um in seinem Testamente bedacht zu werden, sie wußte wie man es anzustellen habe. War eine Tochter mit geringer Mitgift unter die Haube zu bringen; oder suchte ein junger Cavalier eine reiche Erbin, um seinen Gläubigern den Mund zu stopfen, man mußte zur Tante fahren.

Eines Nachmittags saß sie in ihrem artigen Zimmer nach der Straße, das durch Teppiche, Blumen, mittelmäßige Bilder in goldenen Rahmen, Tassen, bunte Glaswaaren, Porzellan-Püppchen, und alle mögliche überflüssige Unentbehrlichkeiten von vielfarbiger Straminstickerei, zum behaglichsten Nestchen für junge und alte Kinder ausgeschmückt war, auf ihrem schwellenden Lehnstuhle, zwei zierliche Billets in der Hand. Ihre Gesellschafterin, die alte Demoiselle Le Comte, einst Gouvernante ihrer Tochter, nachher ihrer, eben ab-

wesenden, Enkelinnen, hockte ihr gegenüber, an der einen Seite des Fensters, und strickte Filet. An der andern desgleichen ihr Papagei, neben seinem Messingdraht-Hause, auf der Kletterstange, und speiste Bisquit. Beide verjährte Inventarienstücke des Hauses; beide sich ähnlich an Gestalt und Gemüth. Der betagte Papagei war mürrisch, die betagte Gouvernante auch. Ihm ragte der krumme Schnabel aus einem Barte von gelben struppigen Federn; ihr die lange krumme Nase aus einem Flaus zottiger blonder Seidenlocken.

„Le Comte, — schmunzelte Frau von Rosenfeld. Du wüßtest für Dein Leben gern, was in diesen beiden Billets steht."

„Eine Bewerbung, Ihre Gnaden."

„Etwa um Dich?" —

„Das sich Gott erbarme."

„Um wen denn?"

„Um die Kinder."

„Fehlgeschossen, Le Comte."

„Um Ihre Gnaden selbst."

„Le Comte, das gäbe ein Duell um mich noch am meine alten Tage, denn der Baron von Litzfeld und der Graf von Sirmingen verstehen keinen Spaß. Ich aber stände rathlos wie ein Kind, zwischen einer Punschtorte und einem Pfefferkuchen. Nein, ich soll diesmal noch mein Herz, und die beiden Herren mögen ihr

Leben behalten, wiewohl nicht minder wahr ist, daß beide nach einer Scheibe zielen. Der Spaß ist aber trefflich, daß beide mich für heute um eine Audienz angehen, ohne daß Einer von dem gleichen Vorsatze des Andern weiß. Es wäre arg, wenn sie zu gleicher Zeit kämen. Beide sind zwar gehörig angewiesen, träfe aber der Zweite zu früh ein, während der Erste noch bei mir ist, führe Jenen hinten in den Garten, zeige ihm meine Tulpen, und vertröste ihn damit, daß mein Sachwalter noch bei mir ist, mit dem ich mich über meinen neuen Prozeß berathe."

Die gute alte Dame führte dergleichen stets und mit Glück, um vielerlei Ansprüche zu realisiren, welche ihre Enkelinnen an Diesen und Jenen machen durften. Sie hatte ihnen auf diese Weise bereits ein artiges Sümmchen zusammen gebracht.

„Nun, nun, — murrte Demoiselle Le Comte, — ich will zusehen. Wer von beiden soll aber das große Loos ziehen, und die unbekannte Braut nach Hause führen?"

„Weder der Eine, noch der Andere."

„Das heißt, ehrliche Leute bei der Nase herumführen."

„Le Comte, man kann Dich den ganzen Tag nicht vor sich sehen, ohne die Lust zu bekommen nach Nasen zu greifen."

„Meine Nase hat Gott geschaffen, und sie muß in Demuth gebraucht und geduldet werden.“

„Le Comte, das thue ich. Ich finde sie allerliebst.“

„Die beiden Herren werden es aber nicht allerliebst finden, an den ihren hinter das Licht gezogen zu werden.“

„Le Comte, Du bist eine Gans. Die beiden Herren sind zu treffliche Personagen, als daß einer leer ausgehen dürfte, während der andere den Treffer zieht. Das große Loos ist für Keinen von Beiden. Es giebt aber zwei zweite Gewinnste, auf die sie freilich zur Zeit nicht spekuliren. Die sollen sie zum Troste haben. Damit Basta.“

Man hörte draußen Spornen und Säbel auf der Steintreppe. Gleich darauf wurde an der Thüre gepocht.

„Halt, — sagte Frau von Rosenfeld, — der Major. Le Comte, öffne, und dann auf Deinen Posten.“

Sie verbarg schnell das Billet des Grafen, und legte das des Majors auf den Tisch.

Dieser trat ein, in voller Uniform, die alte Dame hielt auf Etiquette, und küßte ihr die Hand.

„Werden Sie, gütige Tante, mir vergeben, — sagte er, — wenn ich —“

„Still, ich bin eine Christin, mein Lieber, vergebe Ihnen alle Sünden die Sie begangen haben, und noch begehen werden, sofern sie unterhaltend sind. Aber fassen Sie sich kurz. In fünf Minuten erwarte ich eine Störung."

„Man befragt die Orakel, aber man ennüyirt sie nicht."

„Nun also, Sie haben sich wirklich in den Kopf gesetzt, die Schwester meines seligen Schwiegersohnes, die Baronin von Herrnstein, zu heirathen."

„Der innigste Wunsch meines Lebens."

„Wissen Sie denn aber auch, daß dieses fast so viel heißt, als dem Mann im Monde die Laterne ausblasen? Die Baronin ist meine liebe Freundin. Was aber das Freien um sie anbetrifft, ist sie der leibhafte, — doch ich will nicht auch eine Sünde begehen."

„Ja, ma chère tante, — sie ist eine Semiramis, sie ist was Sie wollen, — aber, — sie ist eine Göttin. Ich muß sie haben, oder ich springe von der Ferdinands-brücke in die Donau."

„Bravo; das gefällt mir. Aber vom Stephansthurme gefiele mir besser. Man kann des Guten nie zu viel thun."

„Ich will nicht in die Donau, ich will nicht vom Thurme springen. Ich will die Baronin heirathen."

Frau von Rosenfeld nahm Etwas von ihrem Nachttische, und zeigte es ihm.

„Können Sie mir wohl sagen, wie dieß Ding heißt?“

„Dieß Ding heißt: ein Korb.“

„Lieber Lipfeld, die Baronin hat viele dergleichen, und ich weiß nicht ob Sie dazu angethan sind, der Hahn in einem zu werden.“

„Ich bete die Baronin an.“

„Wie billig.“

„Wie fange ich es an, diese Krone der Frauen zu erwerben?“

„Krone der Frauen! Welche Impertinenz gegen mich! Bin ich eine Vogelscheuche?“

„Sie sind die Krone aller Tanten.“

„Ja so. Nun, was geben Sie mir, wenn ich Ihnen gute Kunde hinterbringe?“

„Einen Zobelpelz.“

„He ho! — bis zum Pelze sind wir noch nicht gelangt. Hören Sie, Lipfeld, die Baronin würde es ganz gern sehen, wenn Sie ihr auf ihrem Schlosse einen Besuch machten.“

„Ist möglich?“

„Sie schreibt mirs. Aber keine Indiscretion.“

„Schönste Tante, ich bin der glücklichste aller Sterblichen.“

„Gemach. Man kauft nicht alle Waare die man beſieht.“

„Aber reelle Perſonen beſehen nur wenn ſie kaufen wollen.“

„Mag ſein. Laſſen Sie ſich aber nicht mit Proteſt zurück[illegible]icken.

„Das wäre zum Raſendwerden. Das blamirte mich vor aller Welt.“

„Seien Sie klug, vertragen Sie ſich geſchickt.“

„Aber wie? — Sagt Ihren Rath.“

„Merken Sie auf. Die Baronin iſt eine abgeſagte Feindin von Geſchäften. Die Bewirthſchaftung ihrer Güter, die Beſorgung ihrer Angelegenheiten widern ſie an. Nur dem Ideal will ſie leben. Zum Glück hat ſie [illegible] die Mittel. Zeigen Sie ſich ihr als einen tüchtigen, ſelbſtſtändigen Geſchäftsmann, als einen gründlichen Oekonomen, als einen erfahrenen Baumeiſter, Forſtmann. Damit können Sie ſich ihr gefällig machen.“

„Beſte Tante, Sie entzücken mich. Alle dieſe Dinge ſind zwar nicht meine ſtärkſten Seiten. Doch es ſoll ſchon gehen, und Ihr Rath iſt trefflich.“

„Gratulire. Aber Sie haben es mit einer ungewöhnlichen Frau zu thun. Merkt ſie Abſicht, ſpringt die Saite, ſo lieblich ſie auch tönt. Sie müſſen Jemand haben, der Ihnen bei ihr harmlos das Wort redet.“

„Wahr; aber wo ſolchen Schutzgeiſt finden?“

„Damit kann ich dienen. Meine beiden Enkelinnen ſind bei ihr. Sie finden ſie dort.“

„Welch glückliches Zuſammentreffen.“

„Ja, ſehr glücklich. Wenden Sie ſich nur an Agnes. Sie iſt fein, wird den rechten Wind für Ihre Segel ſchon finden.“

„O die holdſelige, ſüße Agnes! In ganz Wien lebt kein Mädchen, das mit ihr zu vergleichen wäre. Ich ſtehe bei ihr in Gnaden. Den ganzen vorigen Winter bin ich ihr Tänzer geweſen. Sie hat Verſtand wie ein Engel. Ich will mich ihr ganz anvertrauen. Sie ſoll mich am Gängelbande leiten.“

„Sehr gut. Nun machen Sie aber daß Sie fortkommen.“

Der Major erſchöpfte ſich in Dankſagungen, verhieß ſeine Abreiſe für morgen, bat um ein Briefchen für Agnes, das man zufällig ſchon in Bereitſchaft hatte, und empfahl ſich, glühend von Hoffnung und Freude.

Während dieſer Unterredung war der Graf von Zirmingen in der That ſchon eingetroffen, und hatte unterdeſſen im Garten, an den Tulpenbeeten, die anmuthige Unterhaltung der Demoiſelle Le Comte genoſſen. Ein Zeichen der alten Dame aus dem Fenſter ihres hintern Zimmers beſchied ihn herauf.

Im nächſten Augenblicke ſtand er auf der nämlichen

Stelle, die ſein Nebenbuhler, von dem er ſich hier nichts träumen ließ, ſo eben verlaſſen.

Die Mittheilungen, welche er in ſeiner Reihe zu machen hatte, waren die nämlichen, aber nur dem Inhalte nach; die Form dagegen war gänzlich verſchieden, und danach richtete ſich auch die Aufnahme.

Der Graf ſah ganz ſchmachtend aus, und ſeine Gönnerin fragte daher höchſt mitleidig ſeinem Befinden nach, von welchem er nichts Tröſtliches zu melden wußte. Sein gewöhnliches Kopfweh, war peinigender denn jemals; ſeine Nerven in der traurigſten Verfaſſung. Er ſeufzete über den geringen Erfolg ſeiner vorjährigen Badekur. Kurz, es gab keine beklagenswerthere Perſon, als den armen Grafen.

Frau von Roſenfeld tröſtete, gab Hausmittelchen an die Hand, bot ihm Vermächtniß-Tropfen aus ihrer Handapotheke auf Zucker, aromatiſchen Eſſig die Stirne zu reiben, und hatte die Genugthuung den Patienten auf ihrem Sopha nicht ſterben zu ſehen.

In der That bedeutete die Sache im Mindeſten nichts, welches die alte Dame auch recht wohl wußte. Einiges unheilbare, faſhionable Uebelbefinden gehört durchaus zum Coſtüm eines jugendlichen Diplomaten. Die meiſten leiden unbeſchreiblich, namentlich von den Anſtrengungen ihres Berufes, und bringen der Societät unermeßliche Opfer, wenn ſie ſich täglich fünfmal umkleiden,

Visiten geben, bei großen Diners erscheinen, die sie jedesmal dem Tode nahe verlassen, um den letzten Rest ihrer Lebensgeister an Abendgesellschaften und Bälle mit heroischer Resignation zu wagen.

Statt nun sein Testament zu machen, wollte der gute Graf dennoch heirathen, die Baronin von Herrnstein nämlich, und die chère tante sollte Rath schaffen, wie Solches anzustellen.

Zwar ermangelte diese nicht, auch ihm die großen Schwierigkeiten bei diesem mißlichen Unternehmen vorzuhalten. Giebt es dergleichen aber für einen feinen Diplomaten? Endlich rückte sie auch gegen ihn mit dem Rathe heraus: er möge eilen der Baronin auf ihrem Schlosse einen Besuch zu geben, und vertraute ihm, daß diese selbst nichts angelegentlicher wünsche.

Das Kopfweh des Leidenden war nun mit einemmale verschwunden; seine Nerven ließen nichts zu wünschen übrig; er versicherte morgen früh abreisen zu wollen, und da man ihn bisher bei keiner seiner Missionen ohne Instruction entlassen, erbat er sie sich diesmal von der gütigen Tante.

„Die Baronin, — sagte diese, mit der schlauen Miene, — ist für ihre Person so durchaus in das Materielle gerathen, daß sie selbst sich nur mit der Bewirthschaftung ihrer Güter befassen will. Sie ermißt aber, wie das Ideale in ihrer Umgebung und Erscheinung

nicht minder sorgsam gepflegt sein müsse, um ihrer Stellung in der Welt Würde und Glanz zu geben. Dieses aber soll dem künftigen Gemahle, wie sie ihn wünscht, allein vorbehalten bleiben. Zeigen Sie sich ihr mithin als vollendeter feinsinniger Kenner in der Kunst Landschaften zu verschönern, Parkanlagen zu bestimmen, Prachtbauten anzuordnen, ohne die Kosten zu beachten, denn ihre Eitelkeit liebt nur das Große und Kühne, — dann haben Sie gewonnen."

Dem Grafen erschien Dieses nicht nur überaus angenehm, sondern auch einleuchtend, in sofern er zu wissen meinte, wie schon in den letzten Jahren ihrer ersten Ehe die Baronin sich ganz mit den gutsherrlichen Geschäften befaßt, während ihr Gemahl nur seinen kostspieligen Liebhabereien gelebt.

Frau von Rosenfeld verkümmerte ihm seinen Triumph zwar nicht, meinte indessen doch, die Maasnehmungen dürften nicht nach Wunsche ausschlagen, sofern er nicht auf einen schlauen bereitwilligen Gehülfen rechnen könne, der das Vertrauen der sehr scharfsinnigen und argwöhnischen Baronin uneingeschränkt besitze. Dazu nun empfahl sie ihre Enkelin Rosa, die zufällig sich eben jetzt auf dem Schlosse befinde. Es versteht sich, daß ein Briefchen auch an sie im geheim abzugeben schon fertig lag.

Der Graf wurde roth bei Benennung dieses Na-

mens, versicherte, — dießmal aufrichtig, — daß er der holden Rosa vor allen jungen Damen seiner Bekanntschaft den ersten Preis zugestehe, und daß sie keinen aufrichtigeren Verehrer habe als ihn. — Er werde sich ganz in ihre Hände geben.

Hiermit empfahl er sich in großer Eile. Frau von Rosenfeld lachte ihm nach.

V.

So schritten denn am nächsten Morgen beide junge Herren zu ihrer Abreise, ohne daß der eine von dem Unternehmen des andern Ahnung gehabt hätte. Eben so wenig ahnten sie, daß sie sich geradehin in ein feindliches Lager verfügten. Alle Beamte, Diener, Untergebene und Gutseingesessene der Baronin nämlich vereinten sich in dem entschiedensten Widerwillen und Mißtrauen gegen alle Bewerber um ihre Hand. Der selige Herr hatte sie sehr mild und wohlthätig regiert; seine Gemahlin desgleichen, und so befanden sie sich in den behaglichsten Zuständen. Im zweiten Gemahle ihrer Gebieterin mußten sie einen neuen Herrn erblicken. Besser konnten sie es unter ihm nicht haben, aber leicht schlechter. Er liebte sie nicht; beide Theile kannten sich nicht; und ein altes Sprichwort erinnerte daran, daß

„neue Beſen ſcharf kehren.“ Der verbreiteten Kunde von Abfertigung eines Freiers der Baronin folgte daher immer ein Siegesgeſchrei, während ein neuer auch neue Beſorgniſſe mitbrachte. Der feindliche Argwohn belauſchte und folgte den Schritten deſſelben.

Die Baronin ſympathiſirte mit ihnen, und ſo ſtand eine wachſame geheime Polizei gegen die achtloſen Fremdlinge ſtets zu ihrer Verfügung, die bis jetzt weſentlich beigetragen, ihr die Behauptung ihrer Freiheit zu erleichtern.

Der Major war mit dem Frühſten von Wien aufgebrochen. Der Sitz der Baronin war eine und eine halbe Tagereiſe entfernt, und da er auf dem Landgute eines Freundes ſein Nachtlager nahm, konnte er auf der Reiſe mit ſeinem Nebenbuhler nicht zuſammentreffen.

Die Reiſe war glücklich und angenehm, und ſo konnte der Hoffnungsvolle ungeſtört den Gedanken über die Rolle, welche ihm vorgezeichnet worden, nachhängen. Je mehr er ſie erwog je praktikabler erſchien ſie ihm. Er hatte ſeine Escadron tüchtig commandirt, ſollte es ſchwieriger ſein ein Geſchwader von Schreibern, Verwaltern, Knechten und Bauern zu befehligen? Oekonomie, Baukunſt, Forſtwiſſenſchaft? Nun, nun; bei näherer Prüfung entdeckte er, daß ihm, dem Sohne eines Landkavaliers, dieſe Dinge ſo ganz fremd nicht ſeien. Er fand darin keine Hexerei. Was hundert Andere da-

bei ins Werk richteten, wie ſolle es ihm unerſchwinglich ſein? Möchte der Anfang auch einige Mängel empfinden laſſen; vornehme Sicherheit reiche aus ſie zu verbergen, und die Erfahrung werde zu Hülfe kommen. Die Baronin ſei freilich ſcharfſinnig. Der Ruf werde aber wohl größer ſein als das Weſen. Ehe ſie gewonnen werden, werde man den vollen Schein in geſchickter, beſcheiden thuender Haltung, die hinter ſich alle mögliche Weisheit vermuthen laſſe, zu behaupten wiſſen. Sei die Sache einmal richtig, und nicht mehr rückgängig zu machen, müſſe ſie ohnehin in der Noth eine Tugend finden, und mit dem vorlieb nehmen, was ſie einmal gekauft und bezahlt habe. Muthige, entſchloſſene Leute haben keinen befliſſeneren Schmeichler als ſich ſelbſt, und überreden ſich nur zu leicht Alles zu können was ſie recht ernſtlich wollen. Kurz, mit jeder Meile, die der Major zurücklegte, wuchs ſein Selbſtvertrauen, ſo daß er noch nicht gar zu weit gekommen war, als er ſich ſchon für den ausgezeichneteſten Landwirth und Geſchäftsführer hielt, den man ſich wünſchen könne, und darin eine Sicherheit empfand, welche die Möglichkeit eines Mißlingens trotzig zurückwies.

Es gab aber noch eine andere Anfechtung. Agnes ſollte er bei der Baronin finden; er ſollte ihr einen Brief heimlich abgeben; mit ihr heimlich conſpiriren. Ei ei! — Solche heimliche Vertraulichkeiten mit ſchönen

Mädchen von zwanzig Jahren führen zwiſchen Reize, in denen man ſich leicht verfängt, wenn man nicht ſehr ſichern Schrittes zum Ziele ſchreitet. Agnes gefiel dem guten Major außerordentlich. Ihr Gemüth war ſo kindlich, ihr Benehmen ſo züchtig ſchmiegſam. Es war ihm nichts Neues, daß er eigentlich ein wenig in ſie verliebt ſei. Es kam ihm vor, als müſſe es die artigſte Sache von der Welt ſein ſie zur Frau zu haben, während die Baronin mit alle ihrer reifen Schönheit, und alle ihrem Reichthume, dem neuen Gemahle doch Räthſel aufgeben dürfte, die den Kopf heiß zu machen nur zu ſehr geeignet ſein dürften. Aber — Agnes war leider nichts weniger als eine glänzende Partie. Die Vermählung mit ihr wäre ein ganz gewöhnliches Ereigniß, nach welchem Niemand fragen würde. Dagegen die reiche, ſpröde, eigenſinnige, wählende Baronin; welcher Triumph vor der Welt, ſie als Beſiegte, Gefeſſelte, mit fürſtlichem Glanze aufzuführen, nachdem ſo viel Andere nichts bei ihr davon getragen als die Demüthigung des Lächerlichen. Nein, nein, es mußte bei der Baronin bleiben. Agnes Schade werde es dann nicht ſein, ſtatt des Gemahles einen höchſt freundlich geſinnten Onkel erlangt zu haben, der es ſchon anzuſtellen wiſſen werde, ihr nützlich und bereitwillig zu ſein.

Am nächſten Vormittage erreichte unſer Reiſende ziemlich zeitig das Gebiet der Baronin. Die Frucht-

barkeit, die Schönheit der Lage, entzückten ihn. Schon schwärmte er im Vorgefühle dieses Alles bald sein eigen nennen zu dürfen. Schon nahm er die Miene des Gutsherrn an, und erwiederte mit stolzer Herablassung die demüthigen Grüße der Landleute, an denen er vorüberfuhr. Hochmuth ist indeß nicht weit vom Falle. Von der Höhe eines Berges sah er im Thale den freiherrlichen, wohlgebauten Marktflecken liegen, unfern davon das prächtige Schloß mit seinen großartigen Umgebungen. Sein Herz schlug höher. Er konnte die Zeit kaum erwarten, alle diese Herrlichkeiten zu betreten, und befahl dem Postillon seine Pferde in Lauf zu setzen. Dieser hielt dagegen auf der Höhe bei einem Wirthshause an, mit der Bemerkung: es müsse das eine Hinterrad gehemmt werden, weil der ansehnliche Berg zu jäh abfalle. Der Major schalt die überflüssige Vorsicht, und befahl fortzufahren. Der Postillon widersprach vergeblich. Jener wurde immer hitziger, und ließ den Gastwirth schnöde an, der dazu kam, und, mit seinen vor der Thüre sitzenden Gästen, dem Vornehmen des Postillons das Wort zu reden sich vermaß.

Man mußte endlich gehorchen. Die Pferde zogen an. Der Postillon ging nebenher, die Leine in der Hand. Der Jäger des Majors hielt an der Seite den Wagen.

Dieser war aber noch nicht zwanzig Schritte weiter

gelangt, als er ſchon in die Quere ruſchte. Der Poſtillon ſah ſich ängſtlich um. Der Jäger ſuchte auf den Poſtillon. Der Major ſchalt: „Vorwärts.“

Ja, vorwärts! — Der Wagen ſchlug den Pferden an die Füße. Dieſe wurden wild, verwickelten ſich in die Stränge, und die ganze Equipage befand ſich in den Händen des Schickſals zu beliebiger Verfügung.

Dieſe ließ ſich nicht erwarten. Die Noth war groß. Vergeblich rief man die Leute vom Wirthshauſe. Sie lachten und blieben ſitzen. Nur ein junger Menſch, der fremd ſchien, und als wandernder Handwerksburſche auftrat, ſprang herbei, änderte aber nichts an der Sachlage. Der Wagen wurde zur Seite geſchleudert, die Achſe brach an einem Baume, die Deichſel zerſprang wie Glas, und die ganze confuſe Wirthſchaft ſtürzte in den Chauſſeegraben. Die Pferde ſtanden, weil ſie mußten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welche Scene hierauf folgte. Der Poſtillon begütigte ſeine Pferde, die auf den Hinterbeinen agirten. Der Jäger, deſſen betreßter Federhut auf einer Pfütze ſegelte, und der Handwerksburſche bemühten ſich den Major unter den Trümmern ſeines Wagens hervorzuziehen.

Er hatte keinen Schaden genommen, war aber außer ſich, ſchalt entſetzlich, und hätte dem Poſtillon, dem Gaſtwirthe und ſeinen Gäſten, die ſehr beluſtigte Zu-

ſchauer abgaben, an die Hälſe mögen. Der Handwerksburſche ſuchte ihn indeß im breiteſten ſchwäbiſchen Dialekte zu begütigen, indem er die ganze Geſellſchaft weidlich mit verfluchte, den Zürnenden aber erinnerte: er möge ja nicht thun als ob er ſich ärgere. Das ſei dem Geſindel nur Waſſer auf die Mühle.

Der Major, ſo aufgebracht er war, fand doch die Bemerkung nicht da ohne Grund, gab ſeinen Ausbrüchen einen allgemeineren Inhalt, dachte aber: „wartet, ich will euch Bursch ſchon eintränken, wenn ich bald Euer Herr ſein werde. Die Baronin hat ihre Leute aus Rand und Band kommen laſſen, und ſolch ſteiler Berg iſt ja allen Grundſätzen einer guten Oekonomie gerade entgegen. O was werde ich nicht Alles zu thun finden."

Unterdeſſen hatten Poſtillon, Jäger und Handwerksburſche den Wagen wieder auf die Beine gebracht. Guter Gott, was war aus der ſchönen ganz neuen Jagdkaleſche geworden. Wie ſie ſich befand, konnte ſie nicht zu einer Fahrt von hundert Schritten taugen, und man war noch mehr als eine halbe Stunde vom Schloſſe.

Nach einiger Berathung kam man überein ſie behutſam nach dem Flecken zu ſchaffen, um ſie dort bei Schmidt und Wagenbauer in die Kur zu geben, wobei der mit einem blanken Dukaten belohnte Handwerksburſche behülflich ſein wollte.

Der verunglückte Reiſende dagegen bequemte ſich,

denn was wollte er ſonſt anfangen, — die kleine Strecke zu Fuße zurückzulegen, und ließ ſich einen Fußweg andeuten, auf dem man über Wieſen und durch Gehölz, dem der herrſchaftliche Park ſich anſchloß, um Vieles näher und bequemer zum Schloſſe gelangen könne.

Die Umgebungen auf dieſem Nebenpfade waren entzückend, der Wanderer fand ſich aber nicht bei Laune ſie zu genießen. Aufgebracht wie er war, mißfiel ihm Alles, und vermeinte Bewirthſchaftungsmängel plagten ihn von allen Seiten.

„Die Baronin, — ſagte er ſich, — verſteht, wie ich nun ſehe, davon durchaus nichts. Alles verkehrt. Welch Glück für ſie, daß ſie nun mich hat, der dieſes Alles in Ordnung bringen wird.“

Sein Mißfallen hatte indeß noch ganz andere Prüfungen zu beſtehen. Er gelangte endlich auch an den See, das Förſterhaus, wo wir bereits waren, und da er drüben den Wehrbau ſah, erinnerte er ſich daran, daß er ſeit geſtern auch ein großer Bauverſtändiger ſei, nahm an, jene Verrichtungen könnten nicht das Mindeſte taugen, und fand es unerläßlich, den Abweg um den See zu machen, um zu erforſchen welch confuſes Zeug denn dort die Leute auf ſeinem Grunde und Boden unternommen, denn alle Werkleute waren ſchon wieder rüſtig an der Arbeit.

Als er drüben anlangte, nahm er die volle Beſtätigung ſeiner Befürchtungen mit großem Verdruſſe wahr.

Das Wehr war bald fertig; der ſchätzbare Kenner fand es indeß nicht niedrig genug, und mit unnützer Verſchwendung von Holze angelegt. Auch führe es zu viel Waſſer zur Mühle, und in den See. Bei geringerem Gefälle werde oberhalb, — meinte er, — eine größere Waſſermaſſe erhalten, die er nothwendig zu einem weitläuftigen Wieſenberieſelungs-Projecte, ein Ding wovon er einmal geleſen, gebrauchen wollte.

Er befahl daher barſch den Werkmeiſter zu rufen, der eben nicht zur Hand war.

Man ſah ihn groß an, lachte, that ihm aber den Willen.

Der Zimmermann erſchien, und der Major überhäufte ſeinen Bau mit empfindlichem Tadel.

Dieſer Geſcholtene, der Mann nicht ſich viel bieten zu laſſen; der Major in Civilkleidern; es erfolgte daher die nicht minder empfindliche Erwiederung: das Wehr müſſe ſo ſein. Die Höhe richte ſich nach dem regulirten Fachbaume der Mühle, und da dieſe drei Gänge habe, brauche ſie gerade ſo viel Waſſer als das Wehr ihr zuführe.

Der Major ſah nicht ab, was ihn der Fachbaum der Mühle angehe, und weshalb dieſe gerade drei Gänge haben müſſe. Der Zimmermann dagegen fand nichts

überflüſſiger als die Wieſenberieſelung. Ein Wort gab das andere. Man gerieth in Streit, wurde zuerſt empfindlich, dann anzüglich, endlich grob. Die Arbeiter legten ihre Beile ab, und beluſtigten ſich an dieſem Intermezzo.

Der Major nannte den Zimmermann einen Dorfpfuſcher; dieſer bemerkte, wie ihm dergleichen noch Niemand geſagt, und wie auf ſeiner Werkſtatt kein Sterblicher ſonſt Etwas zu befehlen habe als er.

Darauf belehrte Jener den Handwerksmann, wie das Befehlen ganz auf ſeiner Seite ſei.

Dieſer fragte nach der Berechtigung, mit einer ſchnöden Nebenbezeichnung.

Der Major fuhr aus: „die Berechtigung ergebe ſich aus ſeiner Stellung, denn in Kurzem werde er Herr dieſer Güter ſein, und das Geſindel fortjagen, das nicht Ordre parire.“

Dieſe Worte waren nun keineswegs zur guten Stunde geſagt, denn ſie erklärten das Räthſel ſeiner Erſcheinung, das ihn bisher noch nothdürftig beſchützt.

„Er iſt auch ein Freier!“ riefen alle Arbeiter mit Hohngelächter. „So einer hat noch gefehlt.“

Der Ausbruch brachte den Unglücklichen plötzlich zur Beſinnung. Aber ehe er Zeit gewonnen einzulenken, trat ſchon der Zimmermann auf ihn zu, und ſagte ſpöttiſch:

„Mein Herr, ich bin Ihnen für Ihre Belehrung sehr verbunden, werde mir jedoch Zeit lassen, davon Gebrauch zu machen. Viele haben gefreit, und sind mit langer Nase wieder abgezogen. Die Frau Baronin versteht es. Nicht Alles in der Welt pflückt und knackt man so leicht als Haselnüsse, die jeder Narr vom Busche zerren kann. Wir haben unsere Geschäfte hier, Sie die Ihren wo es Ihnen beliebt. Gott befohlen."

Der Major konnte bei so gestalteten Dingen füglich nicht anders als seinen Rückzug nehmen. Er that es mit möglichstem Anstande. Man wird aber ermessen, daß seine Laune nicht verbessert war, als er wieder bei dem Försterhause ankam, wo er sofort Jemand begegnen sollte, dessen Erscheinen keineswegs geeignet war, seine Stimmung zu versüßen.

VI.

Der Graf wollte am nämlichen Morgen, der den Major abreisen sah, ebenfalls sehr früh aufbrechen, aber das alte Sprichwort: „zeitig gesattelt, spät geritten," bewährte sich. Diplomaten müssen so große Reisen machen, daß man bei ihnen vorzügliche Uebung in der Beweglichkeit voraussetzen sollte. Es zeigt sich aber

anders, denn ſie werden nicht ſelten überaus ſchwer flott, weil ſie, ſelbſt auf der Reiſe, keine ihrer eleganten Bequemlichkeiten entbehren wollen. Da man, — ſo heißt es, — das halbe Leben im Wagen zubringe, müſſe man ſich die Exiſtenz darin behaglich machen. Keine gefeierte Operntänzerin, oder bewunderte Prima Donna machte mit ſich ſo viel Umſtände in ſolchen Fällen, als unſer guter Graf.

Sein Wagen ſtand ſeit zwei Stunden angeſpannt vor der Thüre, und noch lief ſein Kammerdiener in der Stadt umher, um alle die Niedlichkeiten zuſammen zu bringen, die ſein Herr, ſelbſt für eine Landpartie von einigen Tagen, unentbehrlich fand.

Endlich fuhr man ab. Aber an der nächſten Straßenecke mußte ſchon wieder gehalten werden, weil noch Dieſes und Jenes vergeſſen worden. Zum Glücke führte der Weg über den Graben, den Kohlmarkt und den Michaelsplatz. Der Diener konnte alſo noch vier oder fünfmal abſteigen, um aus den Läden an der Straße das Vermißte herbeizuſchaffen. Der arme Menſch athmete auf, als man endlich die Burg hinter ſich hatte, über den Paradeplatz durch das neue Burgthor rollte, das Glacis zurück ließ, und in die Vorſtadt gelangte. Er wußte nämlich ſehr wohl, ſein Herr werde ſich eher der peinlichſten Entſagung unterwerfen, als daß er einen Krämer der Vorſtadt in Nahrung ſetzte.

Die Sache ſchien nun beſſeren Fortgang nehmen zu wollen.

Kaum hatte man aber auf dem Felde die ſogenannte „Spinnerin am Kreuze“ erreicht, als der Graf die Morgenluft ſcharf fand, — es war der ſanfteſte Junitag von der Welt, — und den Bonbons aus der Wagentaſche zuſprach, ohne die er nicht wohl beſtehen konnte. Aber, guter Gott, das Bonbon ſchmeckte nach Anis, und der Graf duldete nur die Beimiſchung von Ananas.

„Louis, — rief er, — welche afröſe Bonbons! Es iſt Wurmpulver darin.“

„Gnädigſter Graf, ich habe ſie von Ihrem Zuckerbäcker am Graben geholt.“

„Es iſt nicht wahr. Sie ſind aus dem abſcheulichen kleinen Laden in der Kärnthner Straße, zur Schäferin glaube ich, wo die dicke entſetzliche Frau mit dem gelbſeidenen Kleide feil hält, die den Schulkindern Gerſtenzucker verkauft, und der alten geizigen Fürſtin S.... jene ſchauderhaften Sorten bäckt, mit denen ſie ihre Gäſte vergiftet. — Ich laſſe mir nichts weiß machen.“

Die Betheuerungen des Kammerdieners fruchteten nicht. Der Graf war ohne Bonbons, und in der unglücklichſten Laune von der Welt.

Das herrliche Wetter, die entzückend ſchöne Gegend, man fuhr durch die Briel, konnten ihn nicht erheitern.

Er warf ſich zurück, um Nahrung für ſeine Schwermuth und Betäubung ſeines Kopfwehs aus den Méditations poétiques von Lamartine zu ſchöpfen, bis er endlich einſchlief.

Da träumte ihm, er ſtehe vor der Ariadne von Dannecker. Der Tiger, auf dem ſie ſaß, war aber nicht von Marmor, ſondern das große bengaliſche Exemplar aus van Akens Menagerie in London. Die Ariadne war eben ſo wenig von Marmor, ſondern war die Baronin, in einer Ballrobe mit blauen Teufelchen garnirt. Er wollte ihr eine Liebeserklärung machen, kam aber nicht dazu, denn der Tiger gähnte dabei ſo entſetzlich, und zeigte ihm die Zähne, daß ihm die Courage verging. Die Boa der Dame war zudem auch nicht von Zobel, ſondern eine wirkliche Boa constrictor, die jedesmal den Kopf hob, wenn er wieder anfangen wollte, und ihn mit Baſiliskenblick anſchaute. Die blauen Teufelchen ſtreckten dazu rothe Zungen aus, und ſchnitten abſcheuliche Geſichter. In der Angſt zog er das Briefchen hervor, das ihm die Tante an Roſa mitgegeben. Dieſes verwandelte ſich in eine weiße Taube, flog ihm aus der Hand, und gerade auf Roſa zu, die im Winkel des Zimmers in einer Porzellanvaſe ſaß. Sie ſprang aus der Vaſe, und lief auf ihn zu, um ihm die Taube wieder zu bringen. Die Boa constrictor, am Halſe der Baronin, ſchnappte aber danach, erhaſchte indeſſen nur

ein Rosenbouquet, das der Graf so eben mit der zierlichsten Verbeugung der Schönen überreichen wollte. Die Schlange verschluckte es, wie ein Kaninchen, und wurde davon ganz klar und durchsichtig, bis sie sich zuletzt in eine Rosenkette umschuf, die ihn umschlang, und zwar so fest, daß sie ihm beinahe die Kehle zuschnürte; wovon er erwachte. Welch tolles Zeug träumt man nicht.

Da die Nachempfindungen des Traumes ihn nicht unterhaltender machten, verspüren wir keine Lust ihn Schritt auf Schritt bei seiner Reise zu begleiten, die er so schnell zurücklegte, daß er am andern Vormittage, nur etwas später als der Major, sich auf dem Gebiete der Baronin, und auch bei jenem Wirthshause auf der Höhe befand, wo er sich indessen seinerseits dem Anlegen des Hemmschuhes nicht widersetzte. Er ließ vielmehr länger halten, und stieg aus, theils seinen Anzug ein wenig zu ordnen, theils die schöne Gegend in Augenschein zu nehmen, und zwar um so beflissener, als auch er sich während der Reise durch eifriges Nachdenken über die Rolle, die er zu spielen übernommen, zu so außerordentlichen Einsichten in der höheren Gartenkunst, seiner Meinung nach, gesteigert, daß er nicht zweifelte, sogar den bekannten großen fürstlichen Meister, welcher in diesem Fache nicht verstorben ist, in die Schule nehmen zu können.

Da fiel sein erster Blick auf den zertrümmerten Wagen seines unglücklichen Nebenbuhlers, der noch auf der

Straße lag. Er hatte dieſen, da er neu war, noch nicht geſehen, und weil der Jäger des Eigenthümers, den er ſonſt kannte, eben nicht zugegen war, konnte er nicht ermeſſen, wem dieſes geſcheiterte Wrak angehöre.

Bei dem Wirthe und den Gäſten war ſonſt nichts in Erfahrung zu bringen, als die Begebenheit ſelbſt, und daß der Eigenthümer, nach vielen landsknechtmäßigen Reden und Scheltworten, zu Fuß den Nebenweg durch den herrſchaftlichen Park eingeſchlagen. Die, ohnehin dürftige Perſonenbeſchreibung zog ſich in die ſchalkhafte Bemerkung zuſammen: „der böſe Herr ſei vermuthlich auch ein Freier um die Frau Baronin.“

Hiervon wurde der Graf lebhaft ergriffen, und nachdem er hier alle ſeine Anisbonbons an die Kinder losgeſchlagen, die umherſtanden ihn anzugaffen, entſchloß auch er ſich zu einer Fußwanderung auf dieſem Nebenwege, theils zu dem Zwecke, des Freiers Anblick noch vor dem Eintritte in das Schloß zu erlangen, wenn er ihn einholen könne; theils, die Anlagen ſeines künftigen Eigenthums ſo ſchnell als möglich in Augenſchein nehmen zu können, um rechten Orts ſogleich durch ſeine Vorſchläge zu deren Verſchönerung Wirkung hervorzubringen.

Er verkündete ſeinen Entſchluß, und ließ ſich zurechtweiſen. Da er ſich aber in die confuſen Bedeutungen nicht finden konnte, befahl er einen Wegweiſer. Zu

seinem Dienste erbot sich nun sofort jener uns schon bekannte Handwerksbursche, — diesmal aber im berlinischen Dialekt, — der noch immer zur Stelle war, und dem Grafen, von seiner ersten Erscheinung ab, wie ein Argus [illegible] hatte. Das Anerbieten wurde bald-möglichst angenommen, und man machte sich auf den Weg, indessen der leere Wagen die große Straße verfolgte.

Der Graf war durchaus ein vornehmer Mann, mithin gegen Personen des Mittelstandes sehr gemessen, und gegen die der unteren Klassen überaus herablassend. Daher knüpfte er mit seinem Begleiter bald ein gemüthliches Gespräch an. Der Bursche konnte einnehmen. Sein von der Sonne sehr gebräuntes Gesicht war hübsch und schlau. Sein Anzug, wie bei solchen Wandrern gebräuchlich, zwar dürftig, aber malerisch. Zudem sprach er nicht nur verständig, sondern auch drollig.

Er gab sich für einen Müller, der aber auch die Kunstgärtnerei verstehe, aus. Diese habe er zu Potsdam in den königlichen Gärten erlernt. Der tägliche Anblick der berühmten historischen Windmühle, dicht hinter Sanssouci, welcher sogar der alte Fritz nichts habe anfinnen dürfen, sei indeß für ihn so eindringlich geworden, daß er zu seiner gegenwärtigen Profession umgesattelt.

Als reisender Kunstgärtner mußte er sich jetzt dem Grafen vorzüglich empfehlen. Deshalb stand dieser nicht an zu bemerken, wie die ganze Gegend viel malerischer

ſein könnte, wenn man nicht alle Verſchönerung durch die Kunſt vernachläſſigt hätte. Wohin man aber ſehe, nehme man nur Verwirrung und Ungeſchick wahr.

Der junge Menſch wollte dieß nicht ſo geradehin zugeben, ließ ſich indeß für jetzt noch belehren.

Allgemach gelangte man aber zu jener ſchönen Partie am See, neben dem Förſterhauſe.

Der ungewöhnliche Reiz dieſer Anſicht frappirte den Grafen einen Augenblick, und er konnte nicht verkennen, daß hier die Natur, ohne Nachhülfe, ſich in denjenigen harmoniſchen landſchaftlichen Formen ausgeſprochen, die dem Style des Claude Lorrain eigen ſind.

Sein Begleiter ſchien Aehnliches zu empfinden, denn wie im Selbſtvergeſſen rief er aus:

„Nicht wahr, gnädiger Herr, dieſes Fleckchen Erde iſt ohne Tadel. Es muß wohl ein Glücklicher ſein, hier zu wohnen, und dieſes können ſo wenig die Kunſt, als Ew. Gnaden noch ſchöner machen, als es bereits iſt.“

Der Graf konnte dem Bewußtſein ſeiner höheren Kennerſchaft aber unmöglich ſo viel vergeben, daß er der Aeußerung eines Landläufers ſo ohne Weiteres hätte beiſtimmen mögen.

Zudem führte ihn die Erinnerung an Claude Lorrain zu einer der ſchönſten und berühmteſten Compoſitionen deſſelben zurück, nämlich zu der Landſchaft mit dem Tempel im Vordergrunde, und mit dem See in der Mitte,

welcher, breit und mächtig, über einen quer durchgehenden Felsenwall stürzt.

Der geehrte Leser wird dieses schöne Bild wenigstens aus Kupferstichen kennen, welche oft vorkommen.

„Nein, — rief daher der Graf, naserümpfend, — es fehlt viel, daß diese Ansicht geworden, was sie sein könnte. Jedoch soll Etwas aus ihr werden. Jenes Haus da, — er deutete das Försterhaus an, — welches von der gemeinsten Form ist, — muß fort. Ein Tempel der Waldgottheiten im reichen korinthischen Style kommt an die Stelle, und das Wehr muß eine Höhe von wenigstens zwanzig Fuß erhalten (dem Major war es dagegen noch nicht niedrig genug), um, bei daran aufgebauten großen Steinmassen, welche die Formen des Sturzes mannigfaltiger machen, eine breite, mächtige wilde Kaskade zu ergeben. Dann wird Würde und Majestät in diese nun noch ganz unbedeutende Partie kommen."

„Wenn das Wehr so hoch ist, — rief der Hammerer, — kann die Mühle nicht mehr mahlen."

„Wer fragt danach, — versetzte der Graf. — Die Mühle verdirbt ohnehin Alles, auch sie muß fort."

„Das geht nicht, — eiferte Jener. — Dabei ginge eine gute Nahrung zu Grunde, ein Zins an die Herrschaft. Und ein Entschädigungsanspruch des Müllers müßte baar honorirt werden."

„Als wenn solche Miiere in Betracht käme."

„Glück genug, — höhnte der junge Mensch, — daß Ew. Gnaden nicht der Herr sind. Die Frau Baronin ist die beste und klügste Dame im Lande, welche für ihr Plaisir nicht ungerechte Handlungen begeht. Der schöne Plan dürfte daher für die Mühlen und Wehre im Monde aufbehalten bleiben."

Auch der Graf hatte Galle, wenn er seine Eitelkeit beleidigt fand.

„Nicht für den Mond, — fuhr er auf, — für die Erde, und meine Güter, entwerfe ich meine Plane. Alle Ehrfurcht für die Baronin. Aber es dürfte sich ausweisen, daß sie in Kurzem hier nicht allein zu gebieten hätte; daß ich hier Herr sein, und dann das Recht und die Macht haben werde, zu thun was mir beliebt."

Kaum waren diese Worte im Eifer entschlüpft, als er viel darum gegeben hätte, sich nicht so weit vergessen zu haben. Der junge Handwerker ließ ihm aber nicht Zeit wieder einzulenken.

„Ja so, — replicirte er. — Ew. Gnaden gehören also auch zu den vielen Freiern der Frau Baronin, über welche die ganze Gegend sich lustig macht. Indessen, — da wir eben am Wasser stehen, fällt mir das alte Sprichwort ein, daß mancher zum Fischen ausgeht, und mit Krebsen nach Hause kommt. Ich wünsche gute Verrichtung."

Damit wendete sich der Bursche, blickte noch ein-

mal ſpöttiſch nach dem Grafen zurück, ſprang ins Dickicht, und war verſchwunden.

Dieſer war empört, und wollte dem Menſchen nacheilen, ihn zur Rede ſtellen, zurechtweiſen, begütigen, zum Schweigen bringen, aber, im unentſchiedenen Kampfe mit ſich ſelbſt, unterließ er Alles, und eilte, in höchſter Aufregung allein auf ſeinem Pfade weiter, ohne zu ſehen wohin, und als er eben um ein Gebüſch biegen wollte, rannte ihm ein Zweiter eben ſo heftig entgegen. Beide ſtießen mit den Köpfen zuſammen, prallten zurück, und der Graf ſah Niemand ſonſt ſich gegenüber ſtehen, als Denjenigen, welchen er von allen Sterblichen am wenigſten herbei gewünſcht hätte: — ſeinen beargwöhnten Nebenbuhler, — den Major.

VII.

Wenn zwei Planeten, durch irgend eine unglückliche Veränderung ihrer Bahnen, plötzlich an einander geriethen, und ſich einen Stoß beibrächten, könnte, verhältnißmäßig, ſich keine größere Verwirrung im Sonnenſyſteme ergeben, als die, welche ſich in den Sinnen und Gemüthern unſerer Reiſenden hervorthat, bei ſo unberechnetem, unerwünſchtem Zuſammentreffen. Der Graf

gewann zuerſt das Gleichgewicht wieder, und bewährte, daß vom Schreckerregenden zum Lächerlichen nur ein Schritt ſei, denn er brach in ein lautes Gelächter aus.

Der Major verlor darüber die Faſſung vollends. „Zum T—! rief er aus. — Es iſt nicht beluſtigend, wenn man Jemand das Gehirn eindrückt, und das Rückenmark erſchüttert. Wer ſind Sie denn Herr, daß Sie—? Aber was ſehe ich! — Graf Sirmingen!"

Dieſer überreichte ihm ſeine Karte mit der vollendetſten espiegerie, und mit den Worten: „Ihnen zu dienen, mon cher!"

„Das geht nicht zu, ohne Hexerei. Wie kommen Sie denn hieher?"

„In meinem Wagen; — erwiederte der Graf mit vieler Ruhe, und indem er aus einem Etui von Perlenmutter und Gold ein Flacon nahm, ſich die Stirne zu befeuchten, ſetzte er hinzu:

„Aber Sie? darf man fragen wie Sie hieher kommen?"

„Auch in meinem Wagen. Aber er iſt zerbrochen."

„Bedaure ungemein. Ein übles Omen. Indeſſen wo wollten Sie denn eigentlich hin, mein Theuerſter?"

„Zur Baronin von Herrnſtein."

„Ei! — das iſt ſonderbar."

„Und Sie?"

„Auch zur Baronin von Herrnſtein."

„Das ist noch viel sonderbarer.“

„Ganz und gar nicht.“

„Was wollen Sie da?“

„Darf ich zuerst mir die Ehre geben zu fragen, was Sie da wollen?“

„Ich will, — ich will, — die Baronin mit einem Besuche überraschen.“

„Sie kleiner Schelm! — wie galant. Nun, ich bin in der nämlichen Absicht auf dem Wege.“

„So, so, — höchst erwünscht!“

„Sehr verbunden, — wiewohl —“

„Ha! ha! Graf. Wiewohl es Ihnen nicht erwünscht ist, dabei gerade mir in den Wurf zu kommen.“

„Meine Hochachtung für Sie, mein bester Maler, gebietet Aufrichtigkeit. In der That hege ich dießmal den bescheidenen Wunsch, daß Sie wären wo der Pfeffer wächst.“

„Ah! — mein Compliment, Herr Graf. Wie sind Sie aber auf solchen curiosen Einfall gerathen?“

„Ihre Antwort auf meine gleiche Frage wird uns verständigen.“

„Meine Bestimmung trieb mich.“

„Grandios! — Bestimmung! — Wohl eine botanische. Denken wir an den botanischen Garten.“

„Nun ja. Combiniren Sie meine Absicht, wenn Sie können.“

„Wohl eine Blume zu finden, von so großer Seltenheit, daß selbst jener Garten kein Exemplar davon aufweiset, und sogar Linné sie nicht kennt. Die rare viola matrimonialis, glaube ich."

„Meinetwegen. Dann entsinnen Sie sich aber auch, was ich Ihnen damals andeutete, für den Fall, daß wir uns bei solcher Bestrebung auf einem Felde begegnen möchten."

„Sie wollten Ihre botanische Kapsel in ein Feldstück verwandeln. Uebereilen Sie sich nicht. Es hat noch Zeit."

„Bis Sie selbst die schöne viola, — wie heißt sie nur, — in Ihrem Herbarium haben."

„Wie Sie wollen."

„Nein, wie ich nicht will. Möchten Sie von mir guten Rath annehmen?"

„Lassen Sie hören."

„Setzen Sie sich in Ihren Wagen und fahren nach Wien zurück."

„Sehr gern; wenn Sie mir mit gutem Beispiele vorangehen."

„Sie hörten ja, — mein Wagen ist zerbrochen."

„Ich biete Ihnen dazu den meinigen an, welcher ganz ist."

Der Major fing an, wild zu werden.

„Ich will und kann nicht, — rief er, — damit

Sie kenn Alles erfahren; die Baronin erwartet mich."

„Das ist nicht möglich."

„Wie? — Sie wagen an meinen Worten zu zweifeln?"

„Nein. Ich glaubte Ihnen ja schon, daß Sie die Baronin überraschen wollen. Wie kann das geschehen, wenn Sie von ihr erwartet werden?"

„Die Ueberraschung ist schließlich Form, conventionelle Formsache. Sie hat mich eingeladen, — wenn auch unwissend."

„Und wen?"

„Durch Frau von Rosenfeld."

„Sie scherzen. Solche Einladung wäre halbe Genehmigung Ihrer Bewerbung. Darum kann aber die Sache nicht sein, denn Frau von Rosenfeld eben war es, die mir eine Einladung der Baronin, für mich, und zwar mehr als unwissend bestellt hat. Die schöne Witwe hier hat zu viel Schicklichkeitsgefühl, um zwei Männer auf einmal zur Auswahl sich herzubieten, und Frau von Rosenfeld ist keine Närrin."

„Aber eine Schelmin, Graf. Sie sind von ihr arrangirt."

„Irrthümer erzielt man nur bei Ihnen."

„Graf, das verletzt Mich."

„Welches wollen Sie denn vergießen? Das der Baronin, oder das der Frau von Rosenfeld?"

„Nun vollends Spott. — Das Ihre will ich vergießen."

„Sehen Sie zu, wie Sie mich anzapfen."

„Sirmingen, — donnerte der Major, — Sie affectiren ein sangfroid, das nicht Stich halten wird." —

„Machen Sie die Probe."

„Nun denn, in der Hölle Namen. Sie schießen sich mit mir, und auf der Stelle."

Während dieses Streites waren Beide bis dicht vor die Thüre des Försterhauses gekommen. Der Oberst, der, wie wir wissen, darin war, und die Stimmen draußen vernahm, eilte hinaus, im Augenblicke als die Ausforderung erfolgte. Er stutzte, und stellte sich hinter die Thüre.

Der Graf lächelte, und ohne das Anordnen seiner zierlichen Scheitellocken vor einem Taschenspiegel zu unterbrechen, das er zufällig mit graciöser Nachlässigkeit begonnen, antwortete er:

„Schießen? Recht gern. Treffen Sie nur Ihre Einrichtungen. Ich habe keine Waffen bei der Hand."

Der Major fand, nachdem die Sachen aufs Aeußerste gekommen waren, seine Besinnung wieder, und ermaß seine Uebereilung, so wie das Unpassende und Unkluge solches Handels an dieser Stelle. So muthvoll er war

wünschte er doch ihn vermeiden zu können. Er sagte daher gemäßigt aber mit Würde:

„Ich bedaure, daß Sie mich genöthigt haben aus mir selbst hinaus zu gehen. Ein Händelmacher bin ich nie gewesen. Wenn Sie indessen wollen, kann ich mit Waffen dienen. Ihnen aber überlasse ich die Bestimmung der Stunde."

„Sie ist bestimmt. Sie wollten sich mit mir auf der Stelle schießen. Ich halte Sie beim Worte."

Der Major lachte, und warf scherzhaft hin: „nun, nun: — wir dürfen doch erst unsere Testamente machen."

„Nicht doch. Ich will Ihren Intestaterben den Spaß nicht verderben."

Der Graf sagte diese Worte so höhnisch, und mit so geringschätzendem Seitenblick auf seinen Gegner, daß dieser mit Recht davon empört wurde.

„Johann, — rief er wild, — meine Pistolen."

Da nun sein Diener nicht gleich herbeikam, und er, in der Wallung, sich dessen nicht erinnerte, wo er ihn gelassen, eilte er um nach ihm auszusehen, und rannte damit an den Oberjen, der eben vortrat.

Der Major erschrack, und da dieser Fremde nur in einfacher Gestalt einherging, fuhr er ihn an: „Herr, — was wollen Sie hier? — wer sind Sie?"

„Oberſt Graf Schwerin!“ entgegnete der Befragte mit gebietender Würde.

Der Aufgebrachte zog den Hut, und trat zurück.

„Herr Oberſt, — nahm er dann das Wort, — der Name eines ſo berühmten, allgemein verehrten Kriegers, deſſen Antlitz ich noch niemals geſehen, fordert meine Ehrerbietung. Ich bin der Major Freiherr von Litzfeld.“

„Willkommen! — war die Antwort. — Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört. — Graf Sirmingen. — Nicht wahr?“

Der Graf verbeugte ſich.

Der Oberſt ſchritt lächelnd auf dieſen zu, und redete ihn an: „Herr Graf, Sie gefallen mir. Ich dächte, Major, wir räumten dieſem Cavalier ein, daß er den ſchönſten Muth hat.“

„Herr Oberſt, ich verkehre mit keiner Memme.“

„Muth? — lispelte der Graf. — O zu gütig. Ich fürchte mich entſetzlich vor Mäuſen, Wanzen, Spinnen und Tabackspfeifen. Kugeln ſind aber kein Ungeziefer, und Pulverdampf afficirt nicht die Nerven.“

„Recht ſo. Aber wenn Sie ſich ſchießen wollen, meine Herren, fehlen, außer den Waffen, zwei Dinge. Der rechte Platz, und der Secundant. Von dieſer Stelle begreifen Sie wohl, daß ſie ganz ungeeignet ſei.

Niemand, auf meinem Gute, findet ſich eine beſſere im Walde, und zum Secundanten erbiete ich mich."

„Viel Ehre, — gab der Graf zur Antwort. Wegen der Stelle beſtehe ich auf dieſe, und ohne Verzug. Der Major hat auf der Stelle geſagt. Die Peitſche in ſeine Sache."

„Weshalb wollen Sie ſich denn ſchießen?"

„Fragen Sie den Major."

„Nein, fragen Sie den Grafen."

„Ich weiſe Beide zurück, denn ich weiß, daß Sie ſo wie Sie, die Frau Baronin mit einem Beſuche überraſchen wollen. Ein andermal davon, wie ich es erfahren. Die Ueberraſchung dürfte zu draſtiſch ausfallen, wenn Sie ſich dabei die Hälſe brächen."

„Dergleichen iſt eben Mode," verſüßtirte der Graf.

„Meine Herren, — gebot der Oberſt mit Feſtigkeit, — aus dem Zweikampfe wird nichts. Ich laſſe ihn nicht zu. Herr Graf, Sie halten den Major für einen Mann von Ehre und Muth, denn ich, — verſtehen Sie mich, — ich erkläre, daß er es iſt."

„Ich halte ihn für das, wofür Sie ihn halten."

„Nun ſo bitte ich Ihnen in ſeinem Auftrage ſeine Ueberzeugung ab."

Der Graf ging auf den Major zu, gab ihm die Hand und bot ihm die Wange dar, indem er ſagte: „aus Rückſicht für den Herrn Oberſten, ein andermal."

Der Major legte die Wange auf die seinige, und erwiederte: „ja ein andermal, — aus Rücksicht.“

Der Oberst mußte lachen. „Immerhin, — rief er aus. — In dieser Stimmung dürfen Sie aber nicht gemeinsam das Schloß betreten. Mein Haus ist nicht zu entfernt. Ich lade Sie ein, das Mahl eines Invaliden zu theilen. Wenn dann die Dünste dieser Aufregung verraucht sind: wenn die schickliche Stellung besprochen sein wird, die Sie gegenseitig auf dem spiegelglatten Boden einnehmen mögen, den Sie betreten wollen, geleite ich Sie selbst heut Abend zur Frau Baronin, die mich mit nachbarlicher Güte beehrt.“

Der Rath war verständig, die Einladung ehrenvoll: man nahm sie an, und die drei gingen von dannen.

Der alte Förster, der sich aus dem Bette gemacht, sah aus dem Fenster, in Nachtmütze und Schlafrock, ihnen nach.

„Recht so, Herr Oberst, — lächelte er für sich. — Die Nebenbuhler versöhnen, ihnen Vertrauen und Schwächen abgewinnen, und dann. — Bravo. Wenn mein seliger Herr das sehen könnte, es würde ihm gefallen, — und — er verstand es.“

VIII.

In einer mit Statuen und ſeltenen Blumen reich und maleriſch verzierten offenen Halle am Schloſſe der Baronin überblickte man, zwiſchen den Säulen durch, die ausgezeichnetſten Partien des Gartens. In der Mitte derſelben, an einem großen Tiſche, ſaßen Agnes und Roſa, die beiden, ſchon erwähnten Nichten. Die unfruchtbaren Beſchreibungen ihrer Geſtalten mögen wir uns erſparen, mit der allgemeinen Verſicherung, daß Beide ſchön ſeien. Dem Geſchmacke und der Einbildungskraft des Leſers ſtellen wir die Details anheim. Ihre Geiſtes- und Gemüthsrichtungen ſind uns wichtiger. Was frommt aber auch hiebei ein analytiſches Verfahren. Mögen ſie dafür ſelbſt kund geben, was von ihnen zu halten ſei: in wie weit, und worin ſie ſich unterſcheiden. Deshalb belauſchen wir ihr unbedachtes gegenſeitiges Geplauder, und wenden uns davon nicht ab, wenn wir auch wahrnehmen, daß es nicht unmittelbar die Begebenheiten berührt, und weiter fördert, die nunmehr unſere eigentliche Aufgabe ſind.

Agnes iſt mit ihrer Stickerei an einem Rahmen beſchäftigt; Roſa eifrig beſliſſen, aus einem neben ihr ſtehenden Korbe voll Tuch-, Sammt- und Seidefleck-

chen das albernſte Hanswurſtjäckchen zuſammenzuſtücken, das man nur ſehen kann.

„Roſa, — ſagte Agnes, — ſo lange Du dieſe Poſſen treibſt, läßt ſich mit Dir nicht vernünftig ſprechen."

„Agnes, — erwiederte Jene, — es dürfte Dir zurückgerufen ſein, daß es zu den gebotenen Liebespflichten gehört, die Nackten zu bekleiden, und wenn die Affen im allerliebſten Drahthauſe der Tante, im Garten dort, ihre höchſt ſchäbigen Felle auch ſchon beſitzen, wirſt Du Dich ferner deſſen erinnern, daß Kleider Leute machen, und daß ich nur dem erhabenſten Beiſpiele folge, wenn ich dem vornehm thuenden Affen ein franzöſiſches Hofkleid beſtimme, damit er dem alten Präſidenten, — Du weißt ſchon welchem, — noch ähnlicher werde, und eine Uniform dem martialiſchen Pimpin mit der blauen Naſe, auf daß er in jeder Beziehung an den alten General erinnere, dem er, ſchon in ſeiner natürlichen Interimsuniform, außerordentlich gleicht. Du wirſt meine Beſchäftigung auch überaus ſtandesgemäß und noble erachten, denn Affen finden ſich, nach täglicher Erfahrung, in jeder guten Geſellſchaft, und da ſie nicht einmal kriechen, — was in dieſer doch durchweg als profitable und hergebracht gilt, ſondern ſpringen, auf Tiſch und Bänke nämlich, wird Niemand daran zweifeln dürfen, daß ſie, — die Affen nämlich, —

nicht nur recht eigentlich zur haute volée gehören, — ſondern auch über ihrer Zeit ſtehen."

„Still, Du Elſter. Beantworte mir dafür meine Frage von vorhin."

„Welche?"

„Ob ein Brautſtand länger als fünf Monate dauern dürfe?"

„Nein, ſofern die Braut nicht eine Närrin iſt."

„Dann fällt die Hochzeit der Laute ſchon in ihren Winteraufenthalt in der Stadt. Denke Dir, alle dieſe Soiréen, dieſe Parüre."

„Ich beneide ſolchen Plunder nicht voraus. Meine Lust ist der Polterabend, den wir den Norddeutſchen nachzumachen anfangen."

„Nun, ich bin auch dabei. Wiewohl ſolche Polterabende wahre Torturen ſind für die Brautleute."

„Warum heirathen ſie, wenn ſie ſich nicht wollen chikaniren laſſen. Man erhält in der Welt nichts gratis. Und was iſt auch Bängliches dabei? Höchſtens eine Sündflut von ungeſalzenen Verſen."

„Gott ſei es geklagt."

„Nein, Gott ſei es nicht geklagt. Was wollten die Leute ſonſt anfangen, die ſich das ganze Jahr lang mit ihren Verſen nicht vor die Thüre wagen dürften. An Polterabenden dürfen ſie ihr Mäschen frei laufen laſſen. Dann muß man ſtill halten, und ſich obenein

noch ſchönſtens dafür beranten mit Haferſchleim begoſſen zu werden."

„Man ſollte das Geſetz geben, daß alle Poetenrabenegedichte nur im Armenhauſe beſtellt würden, um ſich doch auch einmal der geiſtigen Armuth wohlthätig zu beweiſen."

„Nichts davon, Agnes. Der Graf von Sirmingen hat meine Kundſchaft, und bedient mich auf Roſapapier im goldenen Schnitt, das nach Lavendel riecht. Eine Herzſtärkung bei der unſäglichen Mühe des Memorirens."

„Weißt Du was, Roſa, — wir wollen ein Paar darſtellen. Ich die Phantaſie, Du die Wirklichkeit."

„Ich bin dabei."

„Ich nehme eine Robe von azurblauem Atlas, ein kurzes Kleid darüber, von Silbergaze mit Pfauenaugen garnirt, und ſetze ein großes Paar von bunten Schmetterlingsflügeln an meine Schultern."

„Nicht auch ein Paar Hörner auf den Kopf, anzudeuten, daß die Phantaſie bisweilen extravagirt?"

„Du biſt nicht klug. Deinerſeits, als Wirklichkeit, nimmſt Du einen kurzen runden Cotillon von ponceau Sammt mit Gold, und"

„Nein, Agnes. Ich nehme den koſtlichen Sonntagsanzug der hieſigen alten Haushälterin Martye, mit ihrem

gewaltigen Schlüſſelbunde. Die Toilette der Wirklichkeit iſt nie ſehr gewählt, und die gute Dame hat immer zu verſchließen was man gern hätte, und aufzuſchließen was man nicht mag."

„Aber Roſa, wir ſtreiten über die Haut des Bären, ehe wir ihn haben. Wird denn die Tante überhaupt heirathen?"

„Nun, ſo mag ſie es unterlaſſen. Die Männer ſind ohnehin die Gegenſtände nicht, derentwegen es belohnte ſich Kopfbrechen zu machen."

Agnes ſteckte die Nadel ein und ſah vor ſich hin, dann äußerte ſie mit einer Art von Schüchternheit, Roſa habe nur halb recht. Allerdings ſolle man ſich vorzeitig darüber nicht Kopfbrechen machen, was der Himmel fügen werde. Die Männer dürfe man aber auch ſo lange nicht geringſchätzen, als man ſich deſſen noch nicht bewußt geworden, würdiger und beſſer zu ſein, als ſie. Menſchen mit menſchlichen Schwächen ſeien Alle, Männer wie Frauen. Die erſten hätten aber mannigfaltigeren Beruf, die Frauen dagegen nur den, durch Treue und Liebe zu beglücken. Wo beglücke man inniger als da, wo man achte. Wen könne man höher achten, als Denjenigen, welcher uns nicht Geringeres hingebe, als ſeine ganze Seele. Nicht würdiger könne daher eine vernünftige Frau ihren angeblichen Beruf erfüllen, als

im Eifer, die Freude, der ſorgende Beiſtand und der Troſt eines edlen Mannes zu ſein.

Roſa wollte über dieſe Predigt, — ſo nannte ſie die Bemerkungen der Schweſter, — ſich krank lachen. Man wiſſe ſchon, was es mit den ganzen Seelen auf ſich habe, welche die Männer vorgeblich verſchenkten. Ein Mädchen von Vernunft heirathe nur, um unter dem Privilegium der Frauen die ſelbſtſtändige Entwickelung ſeines Characters möglich zu machen. Man betrage ſich dann wohlanſtändig und ſittſam in der Ehe, weil man Dieſes ſich ſelbſt ſchuldig ſei. Wenn ſie einen Mann nehme, werde ſie nur ſolchen begnadigen, deſſen Schwächen ſie durchſchaue, weil alsdann es ihr niemals fehlen könne, mit ihm zu machen, was ihr beliebe. Die Liebe beſtehe nur im Belieben. Wenn eine Frau geſchenkt ſei, ſei ſie Alles was ſie ſein ſolle, denn alsdann ſei ſie auch tugendhaft. Nur eine Närrin könne Betiſen begehen, ihren Ruf aufs Spiel zu ſetzen.

Agnes, welche ungern disputirte, während ihre jüngere Schweſter danach brannte, — Agnes alſo, nahm nur die letzte Bemerkung auf, um darüber zu klagen, daß die gute Tante durch das Verhalten gegen ihre Freier, ſo wie durch ihre ganze Lebensrichtung, ihren Ruf gefährde, und ſich der liebloſeſten Beurtheilung ausſetze.

Da Agnes hiebei weniger ihre eigenen Anſichten

offenbarte, als die anderer Leute, welche sie vernommen, dürfen wir hier in sofern einigen Werth darauf legen, als wir damit den Urtheilsspruch erfahren, den die sogenannte gute Gesellschaft, die niemals Abweichungen gut heißt, über die ungewöhnliche Frau aussprach.

Er lautete dahin: Da sie dem Leben sich fröhlich und dreist darbiete, dessen ganze Kraftfülle offenbare, zeige sie sich in ihren Mißhandlungen der Männer keineswegs als Genie, welches bei Frauen, selbst wenn es echt wäre, nur als Unart gelten könne, sondern als schamlose Kokette, die nur in maaßlosen Triumphen einer unbelohnten, immer wechselnden Bewunderung, anstößige Befriedigung einer kaltherzigen Eitelkeit finde, und zuletzt verdienten Lohn in allgemeiner Verachtung ernten werde.

Solchem bösen Leumunde, klagte Agnes, sei kein Widerspruch derjenigen, welche die Tante nach ihrem wahren Werthe zu schätzen verständen, gewachsen. Man könne sich nur darüber grämen. In ihrer eigenen Macht allein stehe es, alle mißlautenden Stimmen verstummen zu machen, wenn sie sich endlich zum Ernste entschließen, und einem würdigen Manne die Hand geben wolle.

Rosa fand diesen Gesichtspunkt der Schwester nicht nach ihrem Sinne. Wer dürfe danach fragen, — meinte sie, — was die Leute sagen, wenn man nur selbst wisse was man wolle. Die Tante wisse das aber nicht. Da-

mit ſie nun ins richtige Gleis komme, müſſe ſie ſich allerdings verheirathen, und zwar bald. Man dürfe keiner Frau verbieten, nach ihrer Laune zu leben, aber mit Geſchick. Das beſte Werkzeug zu dieſem bliebe ein Mann, der ſchon durch ſeine Verhältniſſe von einer ſo reichen Frau abhänge. Eine verheirathete Dame könne der Welt zu rathen aufgeben was ſie wolle; könne ſich wegſetzen über alle Convenienzen, ſofern ſie nur das Terrain jenſeits der Schranken bezahlen könne. Das Bizarrſte erſcheine dann pikant, originell, finde Vertheidiger und Nachahmer. Nur eine verheirathete Frau könne in die Mode kommen. Ein Mädchen ſtehe über eine Wittwe, wenn ſie auch noch ſo bezaubernd ſei, unter, oder neben derſelben.

So weit hatte man ſich nothdürftig geeinigt, wiewohl Agneſens Kopfſchütteln noch remonſtrirte.

Wie ſollte aber Derjenige beſchaffen ſein, welcher der Tante empfohlen werden könnte?

Neuer Streit.

Agnes beſtand auf einen redlichen, verſtändigen, geraden Mann von feſtem Character und würdigen Grundſätzen, welcher den Extravaganzen der Tante die Regel vorzeichnen könne.

Roſa dagegen ſah nicht ab, was mit ſolchem Thiere anzufangen ſei, eiferte gegen alle Hausthrannen, und drang auf einen feinen, ſchmiegſamen, allezeit dienſtfer-

tigen Weltmann, mit dem die Tante machen könne was ſie wolle.

Es war hieraus zweierlei deutlich. Einmal, daß jede der beiden Schweſtern für die Tante bereits eine beſtimmte Wahl, und zwar nach eigenem Sinne, getroffen; ſodann, daß Beide bereits in die Phaſe des Mädchenlebens getreten, in der die Neigung für irgend einen Auserwählten bereits in Knospe ſteht, während die Entfaltung derſelben noch nicht den Wunſch ans Licht gegeben, ihn ſelbſt zu beſitzen. In ſolcher Uebergangsepoche gönnen die Mädchen oft genug die Männer, welche ihnen ſelbſt am beſten gefallen, Anderen ihres Geſchlechtes, denen ſie anhängen. Bald lernen ſie beſſer, das heißt egoiſtiſcher, unterſcheiden.

Als der Streit am hitzigſten war, trat die Tante ein, mit raſchem Schritte aus dem Garten kommend, wo ſie ſchon früher, ohne von den Nichten beachtet zu werden, in einiger Entfernung lebhaft mit dem Zimmermanne, dem Müller und deſſen Braut Anna-Maria verkehrt hatte.

Sie ſchien aufgeregt. Der Anblick der beiden Mädchen ſtellte das Gleichgewicht aber ſofort wieder her, und ſie fragte was es gebe?

Die Nichten ſtanden nicht an, aufrichtig ihre Hin- und Wiederrede zu berichten, denn man vertraute ſich gegenſeitig herzlich und unbedingt.

Die Baronin lachte, und ſagte: „Ihr ſeid beide Kinder, die ſelbſt noch nicht wiſſen was ſie wollen. Weil Ihr mich mit Gewalt verheirathen mögt, müßt Ihr die Ehe für den Himmel auf Erden halten, und ſo gilt es, daß man Euch zuerſt unter die Hauben bringt, da es ſeiner Zeit ohnehin geſchehen muß. Und was die Männer anbelangt, ſollte man Euch, um ganz ſicher zu gehen, mit denjenigen trauen laſſen, die für mich auszuſuchen Ihr Euch die Mühe gegeben. Nennt mir ſie nur gleich, damit man wiſſe woran man iſt."

Agnes wurde roth und empfindlich. Roſa lachte aus vollem Halſe, und meinte die engliſche Tante ſolle nur zunächſt für ſich Anſtalten treffen. Was ſie Beide anbetreffe, ſo wollten ſie mit Vergnügen die Hündlein ſein, die ſich von den Broſamen von des Herrn Tiſch nährten, und ſich mit dem begnügen, was ſie, — die Tante nämlich, — übrig laſſe. Den Namen der Begünſtigten wollte aber Keine von Beiden preisgeben.

„Nun, — ſagte die Baronin, — es wird ſich ausweiſen. Heute treffen, — was ich Euch jetzt erſt anzukündigen gut finde, — zwei alte Bekanntſchaften von Euch ein, natürlich um mir den Hof zu machen. So könnt Ihr zuſehen, ob, und wie Ihr ihnen bei mir das Wort reden wollt."

„Wer? — wer?" — riefen Beide.

„Der Baron von Litzfeld."

Agnes erſchrak, wurde glühend, und wendete ſich ſchweigend ab.

„Der Andere? liebe Tante:“ bat Roſa.

„Der Graf von Sirmingen.“

Allerliebſt! — fuhr ſie aus. Das iſt Einer mit dem ich conſpirire, und den ich, wenn ihn ſonſt Niemand mag, auch heirathe, — um — ihn zum Beten zu haben.“

„Roſa — warnte die Baronin, — wenn man Dich beim Wort nähme. Der Graf iſt reich, vornehm, voll Auszeichnungen, eine glänzende Partie, — aber, wenn Du ihn für ſo harmlos hältſt, kennſt Du ihn nicht. Ich kenne ihn beſſer. Die höflichſten, am ſanfteſten auftretenden, einſchmeichelndſten Anbeter, ſind nicht ſelten die ſtarrſten, quälendſten, gebieteriſchſten Ehemänner, wiewohl ein ſolcher, — wenn er nur ſonſt gut, verſtändig und redlich iſt, — bei Dir ſo übel angebracht nicht erſcheine, denn die Großmama, die Dich verzogen, und ihre Theegeſellſchafterinnen haben Dir mancherlei Dinge in das kleine Köpfchen geſetzt, die heraus müßten, wenn Du ſo tüchtig werden ſollſt, als Du es kannſt. Einſtweilen biſt Du mein kleiner Schelm, und — mit der Zeit bricht man alle Roſen, die am ſchärfſten beſtachelten auch.“

Der Abend rückte näher, und man befand ſich bereits bei dem Anordnen des Theetiſches, als der

Oberſt, der Graf, und der Major gemeldet wurden.

„Wenn Ihr wüßtet warum dieſe drei zuſammen eintreffen, — ſagte die Baronin lachend zu ihren Nichten, — Ihr würdet Euch wundern. Den Oberſten ſahet Ihr noch nicht. Ich habe ihn eingeladen. Seht ihn an, er iſt nicht gewöhnlich, und hat viel — gelitten."

Die drei Fremden traten ein. Der Oberſt in Uniform, eine gebietende vornehme Erſcheinung, welche die Mädchen frappirte.

Der Major gab ſich mit der ihm eigenen ritterlichen Anmuth.

Der Graf leicht, zierlich, ſorglos, wie gewöhnlich.

Die Baronin that überraſcht, aber nicht ohne Schelmerei, empfing indeß verbindlich und ungezwungen. Dennoch lag in ihrem Weſen etwas Scharfes, Gereiztes.

Die beiden Mädchen fanden, daß die Tante heute nicht ihren liebenswürdigen Tag habe, meinten deshalb den beiden Fremden aus Wien deſto gütiger zuvorkommen zu müſſen, und während die Baronin ſich einige Augenblicke mit achtungsvollem Intereſſe dem Oberſten widmete, ergaben ſich getheilte Annäherungen zwiſchen dem Major und Agneſen, — dem Grafen und Roſa. Jeder dieſer Herren benutzte den Augenblick, im Vertrauen den Zweck ſeines Hierſeins anzudeuten, und das für ihn ausgeſtellte Creditiv der Großmutter geheim in

die rechten Hände zu bringen. Jene verſprach nun, in ihrem Sinne, die beſte Dienſtbefliſſenheit, wiewohl keineswegs ſo unbefangen und von Herzen als es ſtattgefunden hätte, wären die beiden Schützlinge drei Stunden früher eingetroffen. Die oben erwähnte perſönliche Andeutung der Tante nämlich hatte einen Lichtſtrahl in die beiden jungen Herzen geworfen, bei deſſen plötzlicher Erleuchtung jene egoiſtiſchen Unterſcheidungen, deren wir vorhin gedachten, ſich bereits kund zu geben anfingen. Mit dem Munde wünſchte man den Bewerbungen um die Tante den beſten Erfolg, im Herzen dagegen, daß nichts daraus werde, damit man — doch wir dürfen nicht indiskret ſein.

Der Kreis um den Theetiſch war geſchloſſen, die Unterhaltung fing an ſich zu beleben. Die Baronin erkundigte ſich nach Bekannten in Wien; nach Neuigkeiten, und da keinem der Anweſenden Geiſt und Witz abging, hätte man zuletzt ſich behaglich fühlen können, wenn nicht wiederholte Unterbrechungen die Fäden der Mittheilungen oft bis zur Ungebühr durchſchnitten hätten.

Jeden Augenblick nämlich meldete der Mohr der Baronin dieſer irgend einen ihrer Beamten, der wirthſchaftliche Meldungen auszurichten, und ſich Verhaltungsbefehle zu erbitten hatte. Die Dame fand dann nichts wichtiger als dieſe Vorträge, und erließ ihre

Beſtimmungen mit ſo viel Energie, daß Jedermann wahrnehmen mußte, ſie ſei die eigentliche Seele ihrer großartigen Verhältniſſe.

Zwar ermangelte ſie nicht, jedesmal ihre Gäſte um Verzeihung zu bitten, fand aber nicht erforderlich die Gewährung abzuwarten. Den Oberſten ſchien ihr Treiben außerordentlich zu intereſſiren, die Baronin den Rath, um welchen ſie ihn bisweilen anſprach, mit achtungsvoller Dankbarkeit aufzunehmen. Die beiden Andern waren, bei dieſen, oft ziemlich zeitraubenden Intermezzos, auf die Unterhaltung mit den Mädchen verwieſen, welche bei ſich meinten, wie die Tante heute unerträglich ſei.

„Gnädige Frau, — ſprach der Major während einer kurzen Ruhe, — Ihre Geſchäfte erſcheinen beinahe zu groß, zu vielfach für eine Dame. Das muß Sie ermüden."

„Durchaus nicht; — war die Antwort. — Der wahre Beruf, und die Bedeutung des Lebens dürfen einen rüſtigen Sinn niemals ermüden. Nur jene nichtige Zerſtreuungen der ſogenannten großen, guten Geſellſchaft; nur jene Spiele, bei denen der Einſatz Nichts iſt, und der Gewinn auch Nichts, haben ſolche Folgen."

„Nun, — rief der Graf, — der rüſtige Sinn, meine ich, erzielt überall das Angemeſſene, wo er ſich

in Ordnung und richtiger Folge hält. Jene Gesellschaft heißt groß, weil sie die großen Verhältnisse gestaltet: gut, weil sie dem Leben die schicklichen Formen bewahrt. Dagegen ermüdet es in allen Zuständen, wenn den verschiedenen Vorkommenheiten des Berufes nicht die passende Stunde, und das geziemende Maas angewiesen wird."

„Mein guter Graf, — entgegnete die Baronin, — Sie sagen Etwas, dem ich völlig beitrete. Auch ich halte es so mit meinen Angelegenheiten, nur ist für sie jede Stunde passend, da mein ganzer Tag dem Nützlichen meines Berufes gewidmet ist, und das geziemende Maas stellt sich von selbst ein, da jedem Geschäfte zu geben ist, so viel es bedarf."

Der Graf stand nicht an sehr pikant und fein zu repliciren, schade nur, daß die Baronin kein Wort mehr davon vernahm, denn nun fand sich der Kammerdiener ein, um seiner Gebieterin neue Botschaften ins Ohr zu flüstern, welche sie sehr lebhaft aufzunehmen schien.

„Was ist das? — rief sie empfindlich. — Thorheiten. Er soll herkommen, ich werde ihm selbst den Kopf zurecht setzen."

Der Kammerdiener ging. Die Dame stand auf, und schritt lebhaft aus der Halle in den Garten. Die Andern folgten neugierig.

Draußen erschien der Zimmermann, und der Ma-

jor, dem nichts Gutes ahnte, ſchlüpfte hinter den Oberſten.

„Was fällt Euch ein? — herrſchte die Baronin den Handwerker an. — Warum wollt Ihr mir den Dienſt kündigen? Warum den Bau des Wehres nicht vollenden?

„Ihre Gnaden, — war die Antwort, — ſchloſſen den Contract mit einem verſtändigen Meiſter, und mithin iſt er ungültig, ſobald ich nichts mehr bin als ein Dorfpfuſcher."

„Wer hat Euch ſo genannt?"

„Einer der das Recht dazu haben will."

„Poſſen. Weshalb hat man Euch ſo genannt?"

„Wegen des Wehres."

„Ich habe es ja gebilligt."

„Von dem was Ihre Gnaden gebilligt, iſt nicht mehr die Rede. Das Wehr ſoll niedriger gelegt werden, und ſchmäler, welches Unſinn iſt. Das Waſſer ſoll minder Gefälle haben, um damit die obern Wieſen zu bewäſſern, welches auch Unſinn iſt, da die Wieſen ſchon zu naß ſind."

„Wer hat denn dieſen, allerdings baaren Unſinn vorgeſchrieben?"

„Nun, ein guter Freund von Ihro Gnaden. Sie werden wohl am beſten wiſſen welcher. Er kam auf die Bauſtelle, ſchalt, beſchimpfte uns. Und als wir

ihn bedeuten wollten, fuhr er uns an: Er allein habe hier zu befehlen, denn in Kurzem werde Er unser Herr sein."

„Guter Freund, Ihr dürftet mehr Wein getrunken haben als Euch dient."

„Heute noch keinen Tropfen Ihre Gnaden. Da steht der Herr selbst." — Er deutete auf den Major der nun dreist und erbittert hervorgetreten war. — „Er darf nicht leugnen, wenn er ein Ehrenmann ist."

Der Major ward roth, und die Adern seiner Stirn liefen an, vor Zorn.

Agnes zitterte.

Rosa schüttelte sich vor Lachen.

Der Graf warf einen schadenfrohen Blick auf seinen schwerbedrängten Nebenbuhler.

Die Baronin erhob sich stolz, sah den Major starr an, und sagte:

„Baron Litzfeld, was muß ich hören!"

Der Major wollte eben lebhaft, und mit Entschlossenheit antworten, aber ach! — es ward ihm dazu nicht Zeit gelassen, denn Anna-Maria — die Enkelin des Försters, und ihr Verlobter der junge Müller, flogen ungemeldet herbei um sich der Baronin zu Füßen zu werfen.

„Erbarmen! — rief das Mädchen — mit meinem alten Großvater, und uns Beiden."

Die Dame fragte erſchrocken: ob den Großvater ein Rückfall betroffen habe?

„Nein, — nein, — hieß es. — Aber unſer Haus im Walde ſoll niedergeriſſen —

Der Müller fiel ein:

„meine Mühle caſſirt werden, wo ich dann Annen-Marien nicht heirathen kann.“

Kurz der Graf hatte nur ſeinerſeits die Verlegenheit zu beſtehen, auch ſeinen Landſchaftsverſchönerungsplan mit allen Zuſätzen auf die Scene gebracht zu ſehen.

Er hielt ſich indeſſen beſſer, wollte von nichts wiſſen, und wenn er auch in dem Müller jenen Handwerksburſchen ſofort wieder erkannte, — wiewohl dieſer ſich die braune Schminke vom Geſichte gewaſchen, die Verkleidung abgelegt, und ſeine natürliche Mundart wieder angenommen hatte, — und daher augenfällig etwas, daß man ihm einen ſchon vorher angelegten Streich ſpiele, meinte er doch ſich mit diplomatiſchem Doppelſinne durchhelfen zu können, indem er auf Ehre verſicherte, Annen-Marien in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſehen zu haben.

Es half ihm nichts. Das loſe Geſchöpf räumte zwar die Richtigkeit ein, erklärte aber den Herrn unbemerkt hinter Großvaters Thüre belauſcht zu haben.

Der Graf lachte, und, indem Roſa ihn mit ſtetigen-

der Beſorgniß beobachtete, rief er mit unerſchütterlicher Treiſtigkeit aus: ma foi, ich bin entzückt die Idylle endlich einmal auch intriguant zu finden, und mich dadurch mit dieſer ſonſt ſo inſipiden Dichtungsweiſe zu verſöhnen. Schöne gnädige Frau, Myrtil und Phillis ſagen die Wahrheit. Ja ich habe das Alles geſagt. Aber wer könnte der Verſuchung auch widerſtehen, jene artige Gegend im Style Claude Lorrains einzig machen zu wollen, damit ſie dergeſtalt der einzigen Beſitzerin würdig werde."

Damit küßte er der Baronin ſchelmiſch und nickend die Hand.

Roſa brach ein.

„Ich muß den Grafen in Schutz nehmen. Ich finde ſeinen Einfall allerliebſt."

„Ich auch, erwiederte die Baronin, — wie Alles was meinen werthen Freunden irgend gefällt, die bald hier die Herren ſein werden; — wie beide zu gleicher Zeit, begreife ich zwar nicht. — Auch füge ich mich in ſchuldiger Unterordnung ihrem Willen.

Baron Litzfeld. Das Wehr ſoll niedriger werden, auf Gefahr meine Wieſen zu verſumpfen. Ihrer uneigennützigen Freundſchaft kann ich ein Opfer bringen, für das Ihre Einſicht von der andern Seite gewiß vielfach entſchädigen wird. Sie werden freilich dabei mehr Mühe haben, als ſich mit einer gewöhnlichen Landwar-

tie vereinigen läßt. Nivelliren Sie Strom und See, entwerfen Sie das Profil, fertigen Sie einen neuen Bau-Plan an, mit Rissen, Zeichnungen, wohl berechneten Kosten-Anschlägen, und legen Sie mir dieses Alles vor, mit der gehörigen Erläuterung. Sie sind zu sachverständig um nicht auch gründlich zu sein. Auf Gründlichkeit muß ich jedoch bestehen, denn nur der äußersten werden meine Ueberzeugungen sich fügen. Zimmermann, Ihr habt Euch morgen früh bei diesem Herrn zu melden, und genau seine Befehle zu befolgen.

Ihnen, mein pittoresker Graf, zolle ich dagegen ohne Weiteres meine höchste Bewunderung, und die einzige Besitzerin bittet Sie dringend die einzige Claude-Lorrainisirung ihrer Landwirthschaft wo möglich schon morgen früh zu beginnen, mit Tempeln, Kaskaden ꝛc. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, an Ihrem ritterlichen Arme die unwürdige Staffage dieses großartigen Bildes abzugeben."

„Des Vaters Haus!" — jammerte das Mädchen.

„Meine Mühle." — Der Müller.

„Kinder, es hilft Alles nichts, — fuhr die Grausame fort. — Weg mit dem Försterhause, Paradiese bedürfen des Försters nicht. Weg mit der Mühle, das Ideal bepudert sich nicht mit Mehlstaub.

Vivat die Kaskade! Vivat der Tempel! Eure Einbußen werden groß sein, mehr betragen, als ich

meinerſeits daran zu wenden habe. Aber deshalb keine Sorge. Dieſer Herr beſitzt Schätze uns Alle zu entſchädigen; auch mich, die ich am meiſten verliere."

„O das wird eine große Rechnung werden!" — wimmerte der Müller.

„Was thuts. Er gebietet in ſeinem reichen Innern über einen Zauber, der Berge verſetzt, Wüſten in Seenhaine verwandelt, dem Meere gebietet, und den Blitzen des Himmels ihre Bahn anweiſet. Die göttliche Poeſie ſpielt mit den Hinderniſſen, und was der Dichter will muß geſchehen."

„Nun das muß man ſagen, — warf der Zimmermann dazwiſchen. — Der Eine will das Wehr niedriger, der Andere thurmhoch. Da wird ja das Wehr zuerſt ausweiſen, wer von den beiden Herren hier den Vogel abſchießt."

Anna-Maria ſchien das Stichwort nur erwartet zu haben.

„Ja, ja, — ſeufzte ſie. — Der Vogel wird denn zuletzt doch wohl noch fallen, und der Schützenkönig ausgerufen werden. Ach Ihre Gnaden, am Ende iſt es doch wahr, was Alle im Marktflecken ſagen. Sie ſind unſere liebe gnädige Herrſchaft nicht mehr. Wir bekommen einen neuen Herrn."

Sie lief, und rief in das Bosket.

„Ihr Andern, kommt nur Alle herbei, und küßt der

lieben gnädigen Frau zum letztenmale den Rock. Der neue Herr iſt ſchon da."

Auf dieſen Ruf ſtürzte eine Menge von Landleuten mit Haſt herbei, umgab die Baronin und ſchrie.

„Bleiben Sie allein die Unſere. Wir wollen keinen Herrn neben Ihnen."

Dieſe Scene war zu ſtark. Der Major knirſchte, der Graf biß ſich die Lippen, Agnes weinte, Roſa ſtampfte mit dem Fuße, der Oberſt blickte finſter, die Baronin ſtrahlte vor Schadenfreude, ſuchte indeß die Leute zu beſchwichtigen mit der Mahnung ſich von Annen-Marien nichts vorſchwindeln zu laſſen.

Dieſe ergab ſich ſo wohlfeilen Kaufs nicht.

„Glaubt mir, — ſchrie ſie. Ich habe Alles gehört und geſehen. Die beiden Herren zankten ſich vor unſerer Thüre im Walde, wer von ihnen die gnädige Frau bekommen ſolle, riefen zuletzt nach Piſtolen, um ihr zu Liebe einander todt zu ſchießen. Der Herr Oberſt kann es bezeugen. Wäre er nicht dazu gekommen, wäre Mord und Todtſchlag erfolgt."

Die Verwirrung des Majors ſtieg aufs Höchſte. Der Graf roch an ſeinem Flacon. Die Baronin brach in ein Gelächter aus. Der Oberſt indeß nahm es ſehr übel, nun auch ſeinerſeits zu einer Rolle in dem Schauſpiele berufen zu werden, und brach ärgerlich aus.

„Das heißt die Sache zu weit treiben. Kleine

Herr ich werde nichts bezeugen, als daß Du eine Plaudertasche, und arge Zuträgerin bist. Gnädige Frau, es steht mir nicht an zu erörtern, was Wahres, oder Gemachtes an diesem Auftritte sein mag, der keineswegs meinen Beifall hat. Sie genehmigen wohl daß ich Sie ersuche, entweder demselben ein schickliches Ende zu gebieten, oder mir zu erlauben, mich dem Anblicke desselben entziehen zu dürfen."

Die Baronin sah ihn groß und bedeutend an, dann ging ein verbindliches Lächeln durch ihre Züge, und sie redete zu den Landleuten in folgender Weise:

„Meine Freunde, seid unbesorgt. Sollte ich dann zu meinem Glücke rathsam finden, Euch und mir einen Herrn zu geben, würde dieser nur ein Solcher sein, der nicht zerstört was Euch werth ist, sondern mir aufbauen hilft was Eure Wohlfahrt erhöhen kann. Zur Zeit hat hier Niemand zu befehlen als ich, und es soll niemals eine kommen, in der ich aufhöre über das frei und selbstständig zu verfügen, welches mein ist.

Die beiden Herren, meine werthen Freunde, sind gänzlich mißverstanden. Nicht ich war der Gegenstand ihres Streites, den die Thörin dort belauscht haben will. Beide sind zu weise um zu meinen, mich durch Ausbrüche einer ungeregelten Leidenschaft gewinnen zu können. Auch bin ich über die Zeiten hinaus, Wünschen von solcher Heftigkeit anheimzufallen. Ich bin besser

unterrichtet. Ihr Streit betraf dieſe, meine beiden Nichten, über die Frage, welche von ihnen den Vorzug der Liebenswürdigkeit verdiene. Dabei iſt aber kein Ernſt. Daraus folgen keine Hochzeiten. Unſere Comödie iſt damit noch nicht aus. Wir Andern haben unſere Thorheiten wie Ihr, und können ſie Galanterie. Und damit Ihr ein Beiſpiel ſehet, wie weit wir den hohlen Spaß treiben, wird jeder dieſer beiden Ritter mir den Gefallen erweiſen, blos zu Eurer Belehrung, vor ſeiner Dame das Knie zu beugen, und für die flüchtige Luſt einer Laune ſich zu ihrem Diener bekennen."

Hiemit führte ſie Agnes dem Major, Roſa dem Grafen zu. Die Mädchen leiſteten zwar keinen Widerſtand, zeigten ſich aber höchſt übel gelaunt. Die beiden Herren, wohl oder übel, ließen ſich jeder vor ſeiner Dame auf ein Knie nieder, und zwangen ſich zu einem verbindlichen Lächeln.

Die Baronin trat zurück, und wendete ſich zum Oberſten. „Damit ich bei dieſem Spiele nicht leer ausgehe, erwähle ich Sie, Graf von Schwert, zu meinem Paladin."

Der Oberſt nahm ihre Hand, küßte ſie, und ſprach: „Sie können mir nichts Ehrenvolleres, und Angenehmeres erweiſen. Die Kniebeugung wollen Sie mir aber wohl erlaſſen. Denn wenn ich auch bei anderen Anläſſen keinen würdigeren Platz finden könnte, als den

zu Ihren Füßen, iſt doch dieſer nicht geeignet, für Sie ihn zu genehmigen, für mich, ihn einzunehmen."

So hatte ſich denn unvorbereitet ein Tableau zuſammengeſtellt. Die Landleute entſprachen der ihnen darin angewieſenen Stelle. Die Baronin entließ ſie mit den Worten: „Ihr ſeid nun verſtändigt. Gehet, und erzählt den Euren was Ihr erfahren."

Mit Jubelgeſchrei zerſtreuten ſie ſich.

Der Graf ſprang auf, lachte aus vollem Halſe, verſöhnte ſich, den Major, alle Welt, und ſtellte das geſellige Gleichgewicht mit den feinſten Wendungen wieder her. Niemand konnte mit mehr Anſtand gute Miene zum böſen Spiele machen.

Der Umſtand kam zu Hülfe, daß ſo eben auch mehre Wagen vorfuhren, welche einige vornehme Familien der Nachbarſchaft herbeiführten, um, — eingeladen oder nicht, — bei der Baronin, die faſt täglich Geſellſchaft ſah, den Abend zuzubringen. So war man in großem, meiſt ſchon bekanntem, fröhlichem Kreiſe, da junge Leute beider Geſchlechter nicht fehlten. Die Dame vom Hauſe gab ſich mit bezaubernder Zuvorkommenheit. Man meldete, daß die Bewohner des Fleckens um die Erlaubniß einkamen, zu Ehren der gnädigen Frau ein Feuerwerk abbrennen zu dürfen, welches zu irgend einer gelegentlichen Veranlaſſung ſchon bereit lag. Man gewährte, und die Baronin erfreute die guten Leute

dafür mit einem Feste im erleuchteten Park. Während man dort unten speiste und nach ländlicher Musik tanzte, soupirte man prachtvoll oben im Schlosse. Nach der Tafel widerstand man auch hier nicht der Lust einen Ball zu improvisiren. Kurz, die Freude war allgemein, und alle Welt schien höchlich zufriedengestellt.

IX.

Man schien zufriedengestellt. Der Schein trog indessen. Daß dieser ganze Handel von der Baronin vorbereitet, und nach ihren Anweisungen abgespielt worden, zweifelte Niemand. Es lag zu Tage, wie sie nichts sonst dabei bezweckt, als die Bewerber um ihre Hand bloszustellen, und dadurch abzuschrecken. Jeder überwand indessen die Pille, welche er zu schlucken bekommen, nach seiner eigenen Weise.

Der Graf stellte sich sorglos, tanzte ohne Pause, umgaukelte bald die Baronin, bald Rosa, und machte den Allerweltsliebenswürdigen mit dem besten Erfolge.

Der Major war fein, verbindlich, aber gemessen, tanzte wenig, vermied die Baronin, und unterhielt Agnes mit würdevoller anspruchloser Haltung.

Die beiden Mädchen grollten der Tante, einmal weil

sie zwei Männer so bitter, und entwürdigend geeyrt, für die sie beide lebhafte Theilnahme hegten, ohne sich der Bewegungsgründe oder Absichten deutlich bewußt zu werden: sodann weil sie sich ihrerseits verletzt fanden, bei einem, ihnen so mißfälligen Schauspiele zu erbärmlichen Statistenrollen, wider ihren Willen, gemißbraucht zu sein; wo nicht gar zu bloßen Schirmen, hinter denen man plumpe Maschinen in Bewegung setzte.

Die Baronin allein hätte zufrieden sein können. Die Trübung ihrer Schadenfreude ging aber von dem Obersten aus. Sie legte Werth auf seine Achtung, seinen Beifall, und er hatte ihr sein Mißfallen so deutlich zu erkennen gegeben, als seine Sitte es irgend zuließ. Sie nahm daher nicht ohne Beunruhigung wahr, daß er düsterer, zerstreuter und einsamer während des ganzen Abends war, als gewöhnlich, und ließ deshalb an zarter Aufmerksamkeit ihn zu erheitern es nicht fehlen. Diese war im Allgemeinen nicht auffallend. Der Graf indeß belauschte sie dennoch, der hinter dem Scheine der Achtlosigkeit seine Augen überall hatte wie ein Luchs, und er meinte zu wissen, woran er sei.

Als sich daher die Gesellschaft nach Mitternacht trennte, ging Jeder auf sein Zimmer, weniger mit dem Vorsatze zu schlafen, als die gemachten Wahrnehmun-

gen zu erwägen, um danach fernere Entschlüsse zur Reife zu bringen.

Am nächsten Morgen war der Major zeitig aufgestanden. Ein gesunder Schlaf hatte ihn erquickt und erheitert. Zu männlich tüchtig um einen Groll lange in sich zu hegen, war er aus Temperament eben so leicht versöhnlich als aus Grundsätzen. Aber heute war er nicht blos versöhnt; er hatte die gestrigen Unbilden, wenn auch nicht vergessen, so doch weit aus dem Bereiche seiner Empfindlichkeit gestellt, wonach sie ihm nur noch erschienen, mehr als solche die einen Dritten betroffen, dessen Geschicke ihm wenig zu Herzen gingen. Nicht Leichtsinn oder Schlaffheit brachte diese Veränderung hervor. Ein neuer Geist war seit gestern über ihn gekommen, der Alles in ihm und um ihn mit Rosenfarbe übergoß, und mit dem Fächeln seiner weichen Schwingen alle düstere Nebel verwehte, die seine Stimmung hätten bedrohen können.

Einem Träumenden gleich schritt er im Zimmer auf und ab. Ein Wohlbehagen, dem ein Zusatz von Bänglichkeit und Zweifel nichts an Süßigkeit entzog, nahm ihn ein. Endlich öffnete er das Fenster und schaute in die schöne, morgenduftende Gegend mit unbeschreiblicher Wonne. Aus den ziehenden Gewölken, von den thaubeperlten Auen, aus den Baumwipfeln des Parks, flogen bekränzte Hoffnungen auf ihn zu. Der Gesang

der eben erweckten Vögel begrüßte das neue Leben, zu dem auch er heute erwacht war, und weissagte ihm glückliche Erfüllung süßer, neugeborner Wünsche.

Es pochte an seiner Thüre, und der Graf trat bei ihm ein, lächelnd wie immer. In diesem Lächeln zuckte jedoch eine Malice, die deutlich offenbarte, wie sein Gemüth sich keineswegs in so reiner Stimmung befinde.

„Guten Morgen, Baron Litzfeld, — sagte er. — Sie begreifen, daß ich die Zeit nicht erwarten kann, Ihrer Laune nachzufragen, in Folge der anmuthigen Begegnung, die uns gestern zu Theil geworden."

„Meine Laune ist die beste von der Welt. Lassen Sie uns an jene Thorheiten nicht mehr denken. Wer möchte sich mit dergleichen den guten Tag verderben, der viel erfreulicher zu verwenden ist."

„Ich erstaune. Sie wollen das hinnehmen? Eine solche Beleidigung nicht rächen?"

„Beleidigungen räche ich selbst an Männern nicht; ich bestrafe sie. Eine Frau ist, wie Sie wollen, unter, oder über meiner Empfindlichkeit. Meine Waffen sind für sie nicht geschmiedet oder geschliffen. Ein Feind, den ich nicht offen zur Rede stellen kann, ist für mich keiner. Ich lasse ihn stehen und gehe vorüber."

„Mein guter Major, diese Gesinnungen haben dem Amadis von Gallien, oder dem Lanzilot sehr wohl angestanden. Damals gab es keine Kämpfe als mit dem

Schwerte, das freilich nur zwiſchen Männern entſcheiden kann. Seit das Leben aber von der breiten Baſis roher Gewalt in die Spitze der Convention getrieben iſt, auf welcher Frauen ſo gut mitzählen als Männer, iſt mit ſolcher Chevalerie nicht mehr auszukommen. Was der Geiſt heute verſchuldet, muß der Geiſt ſich zurechnen laſſen und vertreten. Dieſer iſt aber geſchlechtlos."

„Sie haben in gewiſſem Sinne Recht. Es giebt aber auch große und kleine Geiſter, wie es vordem tapfre und ſchwache Ritter gab. Und jetzt müſſen die Geiſter eben ſo auf ihre Farben halten, wie vormals die Ritter auf die ihrigen."

„Sie ſind philoſophiſcher als galant. Die Baronin würde es übel empfinden, und mit Recht, ſollte ſie erfahren, von Ihnen zu den kleinen Geiſtern gezählt zu ſein, die Ihrer Schilderhebung nicht würdig erachtet worden."

„Nicht doch. Ich halte die Baronin für eine ſeltene, ausgezeichnete Frau. So ſelten und ausgezeichnet, daß ich mit ihr nichts zu ſchaffen haben will."

„Ihre Bewerbung um ſie haben Sie alſo aufgegeben?"

„Ja. — Wollen Sie bei der Ihrigen verharren? In dieſem Falle wünſche ich beſten Erfolg."

„Ich weiß nicht ob ich Ihnen danken, ob ich Ihrer Reſignation mich freuen ſoll. Sie iſt indeß eine That-

sache, und gilt als solche so viel, als ich sie gelten zu machen wissen möchte. Indeß stillstehen auf dem einmal betretenen Pfade kann, darf ich nicht. Zu welchem Ziele er mich führen mag, ist noch nicht zu berechnen. Aber neben jedem etwa Möglichen steht ein Bestimmtes, das mir mehr gilt als das Ziel: verdiente Züchtigung einer ungeregelten beleidigenden Laune."

„Die Baronin hat diese Züchtigung nicht verdient."

„Wie? — ich begreife Sie nicht."

„Sie übte Nothwehr. Diese stand ihr frei."

„Waren wir etwa Drachen sie zu bedrängen?"

„Sofern Unwahrheit ein Drache ist, ja."

„Baron, Sie werden beleidigend."

„So darf Sie ein Vorwurf nicht beleidigen, in den ich mich selbst einschließe."

„Ich bitte um Erklärung."

„Was wollten wir bei der Baronin?"

„Wir bewarben uns um ihren Besitz."

„Hand aufs Herz, und Aug in Auge. Das thaten wir nicht. Es war nicht ihr Besitz, es war der ihrer Verhältnisse, um den wir uns bewarben. Widersprechen Sie mir, widerlegen Sie mich, wenn Sie können. Wenn wir Liebe für sie zu empfinden meinten, täuschten wir uns selbst, oder wir kannten nicht die Liebe."

Der Graf ſchwieg betroffen und ſchaute aus dem Fenſter. — Der Major fuhr fort.

„Die Baronin gilt als die ſchönſte, die glänzendſte Frau in der Geſellſchaft. Alle Welt huldigt zu ihren Füßen, und Niemand rühmte ſich ſeither ihrer Gunſt. Welche Lockung für unſere Eitelkeit, als der Sieger, der auserkohrne Gemahl dieſer Armida auftreten zu dürfen. Sie iſt unermeßlich reich. Welcher Reiz, über ihre Schätze zu gebieten. Die Baronin iſt indeß nicht blos ſchön, nicht blos glänzend, nicht blos reich: ſie iſt auch geiſtvoll, welterfahren und klug, und weiß, daß die wahre Liebe ſolche Erwägungen nicht kennt. Sie iſt noch mehr als das Alles, ſie iſt auch edel, ſie empfindet, und mit dem Scharfblicke des Gemüthes weiß ſie den Schein vom Weſen zu unterſcheiden. Sie iſt ſich der Freiheit bewußt und der Kraft. Sie iſt des Entſchluſſes fähig die letzte an die Behauptung der erſten zu ſetzen. Das Recht unterſtützt ſie. Warum ſoll ſie alle jene Vorzüge des Geſchickes beſitzen, um ſie den egoiſtiſchen Berechnungen fremden Vortheiles zu opfern? Warum ſoll ſie Alles hingeben wollen, um dafür nichts zu empfangen, als eine bunte leere Schachtel der Convenienz? Jeder wehrt ſich wie er kann. Ich habe ihr nichts vorzuwerfen. Ich habe ihr eine Blöße gezeigt, und Sie thaten es. Man hat ſie uns entlockt; man hat uns verführt. Warum hatten wir Etwas, das zu

entlocken war. Warum ließen wir uns verführen. So haben wir uns nur ſelbſt anzuklagen, und ſind wir entwürdigt, kann nur weiſe Einſicht unſerer Schwächen, das gediegenſte Zeichen echter Kraft, uns die verſcherzte Würde zurückgeben."

„Aber dieſe Art, dieſes ſchonungsloſe Verfahren, uns dem Hohne von Domeſtiken und Bauern preiszugeben."

„Den Hohn von Domeſtiken und Bauern darf ich verachten."

„Ich aber nicht den ihrer Gebieterin. Baron, ich weiß nicht, — oder beſſer, ich mag nicht wiſſen, was ſeit geſtern Ihnen angeflogen iſt. Es intereſſirt mich auch nicht. Sie ſprechen heute ſo weiſe von der wahren Liebe, daß es den Anſchein gewinnt, als ſei Ihnen dieſe treffliche Einſicht über Nacht gekommen. Gute Geſchäfte, mein Werther. Ich habe andere zu beſorgen. Mir genügt es zu erfahren, daß ich auf Sie dabei nicht rechnen kann. Guten Morgen."

„Halt, Graf. Was wollen Sie thun?"

„Mich ankleiden laſſen, und dann, — mit der Baronin ſprechen."

„Sehen Sie ſich vor. Bedenken Sie wohl was Sie thun."

„Sorgen Sie nicht. Dieſe ſchöne, nicht blos reiche, nicht blos glänzende, ſondern auch geiſtvolle, welt-

erfahrene und edle Baronin ist zu diesem ihren langen Register auch noch eine moderne Baronin. Damit bezeichnet man heute nicht mehr die Ausrüstung mit neumodischen Hüten, Foques und Fichús, sondern mit destructiven Zeitideen. Um die Auflösung unserer historischen Zustände von unten anzufangen, weil wir Andern gelernt haben dem Versuche von oben wirksam zu begegnen, hat man die Emanzipation der Frauen, von der schon zu anderen Zeiten hohle Rede gewesen, nieder in Cours gesetzt, und das schwindelhafte Papier geht an der Börse unserer heutigen Thorheiten gewaltig in die Höhe. Die Baronin speculirt darin, und hat Mittel so wie Keckheit zu riskiren. Da ich sie aber durchschaue, und diesen Umtrieben, wie allen übrigen, welche die sociale Ordnung gefährden, einen unversöhnlichen Haß geschworen, will ich ihr den Markt verderben."

„Ich bitte Sie, fechten Sie nicht mit Windmühlen."

„Ich bitte Sie, mahlen Sie nicht, während schon die Mühle brennt. Seit dem Paradiese hat in den Frauen ein kleines verfluchtes Teufelchen Sitz genommen, welches mit seinem vergifteten allerliebsten Züngelchen Jegliches in der Welt versuchen will, und bei dieser niedlichen Berührung Alles zersetzt. Dieses Kobölchen heißt — Vorwitz, — und duldet nichts neben sich. Seit Jahrtausenden haben wir Männer uns be-

streb den abscheulichen kleinen Popanz mit allerlei Zuckerplätzchen zu füttern, zuletzt mit den bunten Pompons der Galanterie, um seinem Mäulchen unschädliche Beschäftigung zu geben. Es hat auch daran geknuspert, und nur hin und wieder, — wie Aeffchen und Eichhörnchen eben sind, — den Pflegern in die Finger gebissen. Nach gerade aber fängt der Dämon an auf anderes Naschwerk lüstern zu werden. Er bekommt wieder Appetit nach den Aepfeln vom Baume der Erkenntniß, und wir sollen die Mysterie (vor Zeiten hießen alle Komödien so) vom Sündenfalle noch einmal aufführen sehen. Er radotirt von Rechten, und kräht danach. — Impertinent. Rechte sind nur das Erbtheil der Männer. Für Frauen gehört die Condescendance. Die Gefahr, wenn man sie aufkommen läßt, ist unermeßlich, unberechenbar. Den Frauen ist, besonders wenn sie pikirt sind, nichts ehrwürdig; und wann sind sie nicht pikirt? Sie werden dann im verwegenen Launenspiele den mystischen Schleier abreißen vom geheiligten Berufe der Männer: die erhabensten Werke unserer Weisheit spottend profaniren; unsere mächtigsten Zwecke bloßgeben; die gewonnenen Schlachten der Feldherren, die Feinheit der Staatsmänner, die Rechenexempel der Financiers, die Weisheit der Richter unter der bedenklichen Firma der gesunden Vernunft und der Arbeit lächerlich und zu nichte machen; den Völkern

zuſchreien, daß ſie Narren geweſen ſich an den Naſen herumführen zu laſſen, und ein Geſchlecht erziehen, unbedeutbar wie ſie ſelbſt. Sie werden herrſchen, — wir aber ihre Knechte ſein."

Der Graf war ſehr echauffirt und ſehr angegriffen. Er wehte ſich Luft zu mit ſeinem Tuche, und roch an ſeinem Flacon. Er war auch ein wenig heiſer geworden, — und — guter Gott! — er hatte keine Ananasbonbons.

Der Major hatte ihm mit feinem Lächeln zugehört, dann nahm er das Wort.

„Ei, ei, was das für Dinge ſind. Wer hätte der guten Baronin zutrauen mögen, daß ſie ſolche Streiche im Schilde führe. Was mich anbetrifft, bin ich Soldat, und die Furcht iſt nicht mein Metier. Ich meine ſogar, auch Sie ſollten ſich deshalb nicht außer Faſſung bringen laſſen. Giebt es in dem Sinne der Frauen ſolches Teufelchen, als das vorbemerkte, nimmt mich es eben nicht Wunder, daß es, nachdem es ſo gar lange mit faden Zuckerplätzchen gefüttert iſt, ſich den Magen verdorben, einen Ekel vor ſolcher Koſt bekommen, und nach geſunder, tüchtigerer Nahrung verlangt. Vielleicht war das Ding wirklich einmal ein Engelchen, und iſt nur ein Teufelchen geworden, weil ſo üble Diät es krank gemacht. Die artigſten Kinder werden zu Hexenbälgen, wenn es ihnen im Magen ſitzt. Es käme doch

auf die Probe an, ob bei einem angemeſſeneren Kuchenzettel dem Schelm nicht die Launen vergingen, und man einen guten Kameraden an ihm hätte. Solchen Falles möchten Ihre Befürchtungen nicht viel auf ſich haben. Haben die Frauen ihren Witz, haben die Männer dafür ihre Kraft, oder ſollten ſie haben. Nun giebts freilich alte Weiber genug auch unter uns. Das iſt aber eben wider die Ordnung, und wenn die Frauen das an uns nicht leiden mögen, ſo bezwecken ſie ja nur die Herſtellung der Ordnung, nicht aber die Deſtruction. Ich möchte ſie deshalb nicht ſchelten, ſondern bei der Parole bekannt machen: „Die Frauen finden ſeit einiger Zeit, daß Ihr wahre Waſchlappen ſeid. Schämt Euch, und werdet rechte Kerls.“ Wenn dann die Escadron nur Ordre parirt, ſollen die Frauen früh aufſtehen, wenn ſie uns unter bekommen wollten. Sehen ſie dann bei uns Ernſt und Tüchtigkeit, werden ſie es an Achtung nicht fehlen laſſen. Das aber iſt nichts, daß die Frauen keine Rechte hätten. Es wäre ja ein Skandal in der Welt, der nicht mit anzuſehen wäre, wenn die heiligſten Intereſſen der Menſchheit nur auf pure miſerable Höflichkeit baſirt wären. Dann ginge ich noch heute ins Kloſter. Ein verſtändiger Mann muß recht haben, wenn er recht hat, und eine verſtändige Frau desgleichen, wenn ſie recht hat. Es würde mir ſehr wohl behagen, wenn ich eine Frau hätte, die zu dem

was ich ſtrebe und erringe, ihr gediegen Theil geben könnte. Das iſt, auf Ehre! doch wider alle Ehre, ſondern falſches Spiel, wenn die Frauen nur ihr zeitlich Gut mit uns ſollen theilen dürfen, ihr geiſtiges aber unter den Scheffel ſetzen, den wir ins Haus bringen. Was bei dem Einen recht iſt, beſteht bei dem Andern als billig. Die Frauen werden nicht pikirt ſein, wenn man ſie nicht pikirt. Myſtiſche Schleier muß kein Ehrenmann vor ſein Thun hängen. Wenn ſie irgend wo hängen, iſts ja lobenswerth, wenn ſie abgeriſſen werden. Die echte Weisheit läßt ſich nicht profaniren. Mächtige Zwecke für das Gute habe keine Blößen. Schlachten ſollen nur geſchlagen werden für Vaterland und Ehre, Staatsactionen nur für das Heil der Könige und Völker eintreten, Rechenexempel ein richtiges Facit geben, Richter das Rechte ſprechen, dann haben alle ſammt und ſonders die geſunde Vernunft auf ihrer Seite, und die Frauen ſollen wohl bleiben laſſen, dieſes Alles lächerlich zu machen. Wenn ſie es dennoch probiren, ſind ſie Narrinnen, und haben die Partie verloren. Es wäre fatal, wenn Ihr Andern ſeither die Völker bei der Naſe herumgeführt. Ich finde daß es nicht geſchehen iſt, kann es auch beweiſen. Wir lieben und verehren unſere guten Herrſcher, und wiſſen warum. Wenn Ihr Herren dergleichen aber verſucht, und die Frauen Euch das am Beſten verleiden. Vivant!

Man ſoll ſie dann gleich durch Brief und Siegel emancipiren. Dann ſollen, dann müſſen ſie herrſchen, und ich bin ihr gehorſamſter Diener. — Verdammt meine Cigarre iſt ausgegangen."

„Baron, — ſagte der Graf ingrimmig, — mit Ihnen läßt ſich nicht verſtändig ſprechen. Sie ſind reif für den Pantoffel."

„Den haben ja die Frauen, wenn ſie emancipirt, nicht mehr. Dann ziehen ſie Stiefeln an, und — wir ſind durch." —

Der Graf maas den Major mit höhniſchem Blicke, klapperte auf dem Tiſche mit den Fingern eine ſchwere Paſſage aus einer Sonate, und ſagte: „Gott befohlen, mon cher!"

Er wendete ſich, um zu gehen. Der Major rief ihm nach: „Wo denn hin?"

„Sie hörten ja ſchon. Zur Baronin."

„Graf. Sie haben arge Dinge im Kopfe. Ich werde die Baronin vor Ihnen warnen."

„Immerhin:" rief jener, und ſchlüpfte durch die Thüre.

X.

Die Baronin hatte den Major von Litzfeld, — wie der geneigte Leſer ſich erinnern wird, — „ein Stück

von Arthus Tafelrunde genannt, das man beim Abräumen vergeſſen.“ Dieß klingt boshaft, ergiebt aber doch eine richtige Bezeichnung. Ein Stück von Arthus Tafelrunde war der werthe Herr in gewiſſem Sinne allerdings, denn er beſaß alle die edlen, offenen und tapfern Eigenſchaften der alten Chevalerie, alle jene Caſuiſtik der feinen Ehre und der zierlichen Höflichkeit gegen Frauen, welche dem Lanzilot und ſeinen Genoſſen nachgerühmt wird. Da ſolche Eigenſchaften, und das ihnen entſprechende Verhalten aber jetzt ziemlich aus der Mode gekommen, während unſere Dandys eher eine faſhionable Rohheit, und vornehme Geringſchätzung, namentlich gegen Frauen, zur Schau tragen, vollends aller Galanterie abſagen, um zu ſcheinen was ſie nicht ſind, nämlich geiſtestief, unbefriedigt, und bedeutend, durfte man auch wohl jenem Lobe des Majors hinzuſetzen: „er ſei beim Abräumen vergeſſen.“ Wie nun in der Weiſe jener alten Paladine eine anſehnliche Demuth lag, deren ſie ſich befliſſen zeigten, ſofern ſie der Unſtern traf, einmal beſiegt zu werden, um gleichſam das feindlich gewordene Geſchick durch Buße wieder zu verſöhnen, bethätigte auch nun der Major eine ähnliche Eigenſchaft, der Baronin gegenüber. Die moderne Zeitrichtung, der er in ſeiner Bewerbung um ſie dießmal nachgegeben, ſchien ihm, nun er recht zur Beſinnung gekommen, ein Verrath an Ehre und Ritterpflicht, die nur der Dame,

nicht ihren äußern zufälligen Verhältniſſen huldigen ſoll, und ſtatt der Baronin wegen der derben Lection, die ſie ihm gegeben, zu zürnen, hätte er ſie nun lieber abbitten mögen. Er verwarf ſich durchaus, und wünſchte die erſte beſte Gelegenheit, ſich in geziemender Weiſe wieder herzuſtellen. Die feindlichen Vorſätze des Grafen gegen die Baronin erſchienen ihm daher als Felonie, und ergaben für ihn den ernſtlichen, aber zugleich auch offen verkündeten Vorſatz, ſie vor ihm warnen zu wollen.

Der Graf, der doch ſo fein ſein wollte, verkannte ihn aber. Er legte dieſem die eigennützigſte Abſicht unter. Wir werden indeſſen bald ſehen, wie weit er ſich irrte, indem er unſeren Ritter für ſo falſch hielt, als, dießmal wenigſtens, er ſelbſt war.

Daß der Major ſich ſelbſt Wort hielt, verſteht ſich von ſelbſt. Kaum hatte der Graf ſich entfernt, klingelte er nach ſeinem Jäger, um ſich ankleiden zu laſſen, und eilte in den Park, weil er aus dem Fenſter dort die Baronin, welche früh aufſtand, ſchon in der Ferne wahrgenommen.

Das Glück zeigte ſich ſeinem Vorſatze aber nicht günſtig. Er durchſtreifte die weitläuftigen Luſtgehölze nach allen Richtungen, ohne die Dame finden zu können. Zuletzt verlief er ſich im eigentlichſten Sinne, und gelangte endlich auf einen freien Raſenplatz, welchen die Haine mit heiligem Schauer umgaben. Ein der Antike

meisterhaft nachgebildeter Tempel erhob sich dort, ganz aus Stein, massenhaft, im dorischen Style, zu dem eine breite majestätische Treppe von zwanzig Stufen emporführte. Durch die weit geöffneten Thüren des Seulenperistyls drang der Blick, schon von fern, in das Innere, und nahm in der Tiefe eine große Statuengruppe von milchweißem Marmor wahr, die wunderbar aus dem Dunkel hervorleuchtete.

Er eilte auf die großartige Erscheinung zu, und betrat den Tempel, um von Bewunderung durchdrungen zu werden, denn er sah sich einem der erhabensten und herrlichsten Werke neuer Bildhauerkunst gegenüber, dessen Gestalten gewöhnliche Lebensgröße übertraf.

Herkules, dem Hebe den Trank der Unsterblichkeit, und der Vermählung, gereicht hat.

Da der große Meister sich jeder modernen Zierlichkeit und Empfindsamkeit enthalten, und den großen Sinn der Antike glücklich ausgesprochen hatte, ergriff die Darstellung, in mächtiger Einfachheit und Naivetät ungemein.

Der Heros, aufrechtstehend, die Schaale, die er bereits geleert, noch in der Hand. Die gewaltigen Formen seines nackten Leibes durch Verklärung besänftiget und idealisch erhöht. In seinen edlen Zügen die Ueberraschung des neuen Göttergefühls, und des liebenden Verlangens. Seine andere Hand ruht auf

Hebes Schulter, und bezeichnet eine ernste, aber rührende Innigkeit. Löwenhaut und Keule liegen zu Füßen, aber eine Stufe tiefer; Symbole der abgelegten, zurückgebliebenen Sterblichkeit, mit ihren Kämpfen, Prüfungen und Leiden. Hebe unbeschreiblich schön, von leichten Gewandungen umflort, den leeren Krug in der Hand des einen niedergesunkenen Armes, die des andern kindlich auf die zarte Brust gelegt, ohne diese zu bedecken. Ihr Haupt gesenkt, jungfräuliche holde Scham in den edlen, ernsten, aber sanften Zügen. Der Adler des Zeus zwischen Beiden, gleichsam als Brautführer, das stolze Haupt emporgehoben, und der kühne Blick scheint die Neuvermählten aufzufordern.

Der Major blieb vor diesem Kunstwerke in Entzücken verloren, er wußte selbst nicht wie lange, bis ein Rauschen, das sich vernehmen ließ, ihn weckte. Er schaute um, und Agnes stand vor ihm, schön wie jene Hebe. Ihre Erscheinung ließ alle Saiten seiner Empfindung erbeben. Bei ihr schien die seine Aehnliches zu bewirken, denn auch sie senkte die Augen nieder, errötbete, und ihre Brust erbebte. So waren sie einen Augenblick stumm sich gegenüber, im Rausche der Ueberraschung.

Agnes fand sich zuerst, und sagte, nicht ganz ohne Schüchternheit:

„Sie vertiefen sich auch in dieses Werk aus der

ſchönen Schule des großen Thorwaldſen. Aber, was feſſelt vornehmlich Ihre Bewunderung; — der Gegenſtand, — oder die Ausführung?"

Er erwiederte: „ich bin nicht Kenner genug, um in dieſer Beziehung zu unterſcheiden, meine aber die Ausführung entzücke nur, weil ſie vermocht ſich aufzuſchwingen zur Höhe des Gegenſtandes."

„Der Gegenſtand alſo. Mithin können die ſinnigen Fabeln des Alterthums noch nicht abgewelkt ſein, wenn ſie heute noch vermögen, in ſichtlicher Verkörperung, unſere Einbildungskraft zu beflügeln, unſere Herzen zu rühren."

„Wäre denn eine Fabel, was wir hier vor uns ſehen? Ich dächte nicht. Herkules iſt die männliche Kraft; Hebe die weibliche Milde, welche jener den Jauchtrank der Liebe reicht, der ſie reinigt von allen Schlacken wüſter irdiſcher, irrender Leidenſchaft, und ſie damit zur Göttlichkeit verklärt. Wie ſonſt, als durch den Adler, könnte ferner der mächtige, unaufhaltbare Aufſchwung bezeichnet werden, in dem edle, durch gleiche innigſte Neigung verbundene Seelen ſich zu der Sonnenhöhe zeitlicher und ewiger Beſtimmung erheben. Sofern nun dieſes Werk ausdrückt was dem Menſchen das Heiligſte und Höchſte zu allen Zeiten ſein wird: wie könnte ſeine Darſtellung eine Fabel ſein?"

„Sie ſind ein feiner Erklärer."

„Nicht ich erkläre, das Werk vielmehr iſt es, welches mich erklärt, indem es ausſpricht, was meine Seele empfindet, mein Wort aber nicht zu verkünden vermag. Es erklärt, um mich aufzuklären. Dieſer Marmor führt mich aus dem Dunkel in das Licht; aus der Irre auf den Pfad; läßt den Wahn des Gewünſchten niederſinken, und offenbart mir die Wahrheit des Wünſchenswerthen. Als unbefriedigter bethörter Laie betrat ich dieſe Halle. Als beſeligter Eingeweihter werde ich ſie verlaſſen. O wenn dann auch mir, wie dem Götterſohne dort, von geliebter Hand, dereinſt die beſeligende Schaale gereicht würde, damit ich ſie leerte, um neu geboren zu werden in Begeiſterung zur unausſprechlich wonnevollen Pflicht.“

Er war aufgelöſt in Empfindung, und die Strahlen ſeines Auges durchleuchteten auch ihr innerſtes Weſen, daß es davon erklang, wie die Seule Memnons von dem Lichte der Morgenröthe. Ihre Blicke ſchwammen in Thränen. Er ſah es, wollte ſprechen, und das Wort haftete an ſeiner Lippe. Er wollte auf ſie zuſchreiten, und ſein Fuß konnte ſich vom Marmorboden nicht löſen.

Agnes bemeiſterte aber noch einmal den Augenblick, und ſagte ſanft mit ſcheuer Huld: „Der Götterſohn beſtand Vieles, bis der Rand jener Schaale ſeine Lippe berührte. So mag derjenige, welcher ſich ihm in

tieferem Sinne als die bloße Form andeutet, wohl vergleichen darf, auch das Leid und die Demüthigung auf ſeinem Pfade nicht ſchmähen. Giebt er ſich zuletzt, wie er iſt, muß er erkannt, muß endlich belohnt werden, denn Würdiges findet ſich zuletzt immer zum Würdigen. Was die ſchüchterne Freundſchaft einer treuen Seele vermag den rauhen Pfad zu ebnen, ſoll willig und ergeben bethätigt werden."

„Nicht alſo, — entgegnete er, mit zitternder Stimme. — Die Hülfe aufopfernder Freundſchaft frommt mir nicht mehr. Nicht ſie, die Liebe ſelbſt, reicht jene Schaale. Das Leid kann von einer ſchönen Gewährung abgewendet werden, und die Demüthigung iſt vorüber. Wohl war ſie verdient, als der Thor, in den Schlangenknoten gemeiner weltlicher Rückſichten verſtrickt, das Wahre und Schöne überſah, das ſo nahe ſtand, und dem Irrlicht nachſtrebte, das ihn höhnte. Aber der Schmerz iſt die Mutter der Einſicht. Dieſe zeitigt den Entſchluß. Da die wahre Liebe niemals berechnet, zieht ein heiliger Augenblick ihre Summe; haucht ein Athemzug von ihr die Schuppe der Blindheit hinweg; öffnet ein einziger ihrer Strahlen alle Knospen der Seele, und giebt mit einemmale die bisher ungeahnten Geheimniſſe der Neigung ans Licht. So bei mir. Ich irrte geſtern. Aber eine laue Nacht erſchafft einen Frühling auf den Gefilden der Erde, und ſollte ſie

weniger vermögen in dem was so viel geistiger, so viel durchdringlicher, so viel erregbarer, so viel erfüllter ist von Keimen himmlischer Aussaat; in der menschlichen Seele? Der Morgen ist gekommen; mein Frühling blüht umher; und ich irre nicht mehr. Die Pforte, an welcher gestern der Verirrte anpochte, blieb verschlossen, die Stimme des Spottes drang daraus hervor, und scheuchte den Thoren hinweg. Da erschien ihm ein Engel, und schwebte vor ihm her, als er erbittert von dannen schritt. Er folgte ihm. Nun wich die Erbitterung: Friede, Vergebung, Sehnsucht nahmen ihn ein, und ihm winkte der Engel bis zu der geöffneten Pforte des Paradieses. — Endlich erreicht er ihn; — fasst dessen Hand, — und sieht, daß er sein Engel werde."

Er hatte die letzten Worte mit steigendem Feuer und solcher Inbrunst gesprochen, daß Agnes nicht daran zweifeln konnte, wie die Bedeutung Niemand sonst angehe als sie. Nun er zuletzt noch ihre Hand ergriff, und sie an seine brennenden Lippen drückte, und sie seinen flammenden schwimmenden Blicken begegnete, durchdrang sie Wonne, und namenlose Beängstigung zugleich. Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, und mit dem Rufe: „um Himmelswillen, — was höre ich. — Lassen Sie mich:" entfliehen. Aber er hielt sie fester: er zog sie, — und rief außer sich: „Agnes

Sie ſind mein, — ewig! — ewig! — Zu Ihren Füßen meine Schwüre, — Ihre Gewährung."

Er war im Begriffe vor ihr niederzuſinken, ſie es zu hindern. Ihre Arme hielten ihn. Da durchzuckte ihn dieſe Berührung mit elektriſcher Kraft. Er fuhr wieder hoch empor, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie lag, wie geknickt, ihrer nicht mächtig, an ſeiner Bruſt. „Ewig mein!" — jubelte er. — „Ewig!" hallte ſie leiſe wieder, während heiße Thränen durch die langen Wimpern ihrer geſchloſſenen Augen rannen. Beide ſahen, empfanden nichts, als nur ſich und ihre Seligkeit.

Da legten ſich plötzlich zwei zarte Hände auf ihre Häupter, und eine milde Stimme flüſterte: „Ja, — ewig!"

Sie fuhren auf. Die Baronin ſtand vor ihnen, hehr und ſchön. Sie war hinter der Gruppe des Herkules hervorgetreten, wo ſie unbemerkt obiges Geſpräch vernommen.

Agnes ſchrie auf.

„Still, ſtill! — ſprach die herrliche Frau. — Es iſt ſo, wie es ſein ſollte."

Beide ſtürzten zu ihren Füßen. Sie hob ſie auf, und umarmte Beide. Dann ſagte ſie: „Ihr ſeid einander werth. Seid glücklich. Liebt mich, wie ich Euch liebe. — Vorerſt aber, — Geheimniß."

Die Wonne der nächſten Augenblicke iſt über jeder Beſchreibung.

XI.

Der Graf war endlich mit seiner weitläuftigen Toilette fertig geworden. Er war zum Entzücken frisirt. Alle jene kleine modische frivole Niedlichkeiten, welche den Dandy bezeichnen, und an den Theetischen der Damen auf alle Herzen zu zielen bestimmt sind, blieben heute aus seinem Anzuge entfernt. Dieser war feierlich, schwarz, wie behufs einer confidentiellen diplomatischen Conferenz. Diamanten funkelten auf seiner Brust. Auf seinem Kleide ein Stern. Ein breites schillerndes Ordensband über der Weste. Seine Wangen glühten. Er hatte entsetzliches Kopfweh, oder meinte es zu haben. Um seinem französischen Kammerdiener seine namenlosen Leiden eindringlich zu bezeichnen, klagte er ihm: „das Kabinet in seinem Gehirne sei heute in der entschiedensten Minorität gegen die rechte und linke Seite seiner Nerven."

Louis verstand ihn vollkommen, seufzete tief, und antwortete: „mein Gott! in welchen Zeiten leben wir! Stehen die Sachen so, monsieur le Comte, muß ein Staatsstreich riskirt werden."

Der Graf versicherte nichts Geringeres im Sinne zu haben, befahl ihm ein Futteral von rothem Maroquin zu reichen, öffnete es, und ließ einen kostbaren Schmuck von Edelsteinen an der Sonne spielen.

Louis ſchrie auf vor Bewunderung: „Ha! da iſt ſchon die Ordonanz!“

„Ja, — ſagte der Graf, — die Ordonanz:“ ſchlug das Futeral zu, ſteckte es in die Taſche, und verſendete Louis um ihn der Baronin zu einem Toilettenbeſuche zu melden.

Bald ward er von der Gewährung ſeines Antrages unterrichtet, eilte hinab, und die Baronin, — wiewohl ſchon vollkommen angekleidet, — empfing ihn in einem, mit ſtrahlender Pracht, à la rococo, meublirten Kabinete.

Er näherte ſich ihr mit verklärtem Lächeln, und drückte ihre Hand zärtlich an ſeine Lippen.

„Gnädige Frau, — ſagte er, — wie könnte ich Worte finden die Fülle meines Dankes Ihnen zu Füßen zu legen. Der ſüblime Vorzug Ihrer Wahl erhebt mich über mein ganzes Geſchlecht. Niemals ward eine ſchüchterne Liebe herrlicher belohnt. Dieſe kann nur durch die Verehrung aufgewogen werden, mit der ich mich als Ihr Gemahl, Ihres unſchätzbaren Beſitzes würdig zeigen werde.“

Die Baronin kannte ihn viel zu gut um bei ihm auf ſolchen Staatsſtreich nicht gefaßt und vorbereitet zu ſein, war aber zu ſehr Meiſterin ihrer Rolle, um nicht höchſt befremdet und überraſcht zu thun, wobei ſie ihn, ein wenig entrüſtet, darauf aufmerkſam machte, daß

er für Scherz zu viel gewagt, im Ernſte aber unmöglich in einem Wahne befangen ſein könne, der bei ihrem bisherigen Verhalten nicht aufkommen dürfe.

Der Graf ließ ſich indeß nicht einſchüchtern, lächelte ſüß, führte ſie mit dem feinſten Anſtande auf den Sopha, nahm neben ihr in eleganter Vertraulichkeit Platz, und warf gleichſam badinirend hin, dieſer liebenswürdige Schein des Widerſtrebens ſei nur in der Ordnung. Man unterzeichne niemals ohne Demonſtration. Ganz natürlich, daß ſie, wenn auch nachgebend, die politiſche Würde ihres Kabinets durch einigen drohenden Devit maintenire, nachdem ſie die Amazonenkönigin ſo lange mit ſo einziger Grazie, und ſo entzückendem Erfolge durchgeführt. Die Arrière-pensée ſei indeß klar. Unmöglich könne ſie zwei ihrer Verehrer confidentiel verſchieden haben, um öffentlich die Negociationen zu brüskiren. Dieſes wäre ein ungebräuchlicher Rückſichtenverſtoß gegen contrahirende unabhängige Mächte: Erſchütterung des Gleichgewichtes. Ob man gleich das bekannte Sprichwort: „was ſich liebt neckt ſich:“ den Kammerjungfern und Lakaien überlaſſen dürfe, reiche der Sinn deſſelben doch wohl aus dem Vorzimmer in den Salon; und damit ſei der geſtrige publique, aber anders gemeinte Eclat für den Einſichtigeren vollkommen erklärt. Er ſeinerſeits ſei davon bezaubert. Sie habe damit einen Scharfſinn, eine Fähigkeit bewieſen,

die ſie den eminenteſten Unterhändlern an die Seite ſtellten. Ihre Umgebungen, die, wie bekannt, mit großer Ungunſt ihre zweite Vermählung betrachteten, würden, — welches ihnen zu gönnen, — ſich artig gefoppt finden, wenn, am nächſten Tage, ſie demjenigen als ihrem Gebieter huldigen müßten, den ſie geſtern verhöhnt. Er, der von ihr Erwählte, — denn von dem Major ſei wohl nicht die Rede, — werde dagegen für jenen Scandal die eclatanteſte Genugthuung erlangen, wenn er, an der Hand der Liebe, aus jener Demüthigung, auf den herrlichen Platz an ihrer Seite erhöht werde.

Die Baronin ließ ihn endigen. Ihre Mienen blieben vollkommen ruhig, nach einer kleinen Pauſe erwiederte ſie mit einem räthſelhaften Lächeln.

„Hören Sie, Graf, Ihre Dialektik offenbart, daß Sie in einer Kloſterſchule erzogen ſind. Sie ſollten Kardinal werden, denn als Diplomat werden Sie Ihr Glück nicht finden, ſondern ſich oft horrible Blößen geben. Sie operiren, ohne das Terrain zu kennen. Sie bilden ſich ein, mich durch Ihren Angriff außer Faſſung zu bringen, und ſo mein Quartier zu überrumpeln. Die Vorpoſten ſind aber wachſam.“

„Mein Gott! — wie ſoll ich das verſtehen?“

„Sie wiſſen ſo wohl als ich, daß ich nicht daran denke Sie heirathen zu wollen. Ich weiß, daß ſchon der erſte Biß in die Frucht Ihrer Bewerbung um mich

Ihnen ſo ſtumpfe Zähne gemacht, daß nur die Ausſicht auf die Möglichkeit des zweiten Ihnen Nervenzufälle erregt, und dennoch wollen Sie mir einreden, Ihre Maske von Wachs ſei Ihr eigentliches Geſicht. Ich bin die Frau aber nicht, welche ſich vor Masken fürchtet, dagegen Diejenige, welche dem Popanz das Licht an die Naſe hält, um ihn von ganzer Seele auszulachen."

Sie that dieß wirklich ſo herzlich, daß der Graf vor innerem Grimme außer ſich gerieth.

„Gnädige Frau, — rief er ſo pikirt, als ſeine unerſchütterliche Conduite irgend zuließ, — Sie haben vollkommen recht zu lachen. Auch ich finde, — wenn ich denn durchaus rund heraus ſein ſoll, — nichts Lächerlicheres, als dieſe Heirath von uns Beiden. Was iſt aber zu thun, wo keine andere Wahl übrig bleibt. Die Sache iſt mir bitterer Ernſt, und kein Pas de deux en masque. Sie ſind zu weit mit mir gegangen, um noch zurückweichen zu können. Sie haben mich geſtern indignirt, ſind alſo heute mir Wiederherſtellung ſchuldig, — denn zu Damen ſpricht man nicht von Genugthuung. Dieſes iſt das einzige Mittel ſie mir zu gewähren. — Ich muß Ihr Gemahl werden."

„Mon Comte, — ich beſcheinige, daß Ihr Verhalten durchaus in den hergebrachten Geſchäftsformen iſt. Ein völlig abgeriebener Legationspraktikus muß Ihre In-

ſtructionen verfaßt haben. Wo finden wir nur eine goldene Tabatiere für ihn? Erſt ſeine Approchen, dann Drohungen. Das iſt der conſtituirte Paßgang der Diplomatie. Indeſſen meine Feſtungen ſind proviantirt, meine Armee auf dem Kriegsfuße, und ich ſage Ihnen, daß Sie der unterhaltendſte Geck von der Welt ſind."

„Ah! — Sie entzücken mich, meine Verehrte. Eine ſo wohl armirte Macht erläßt aber noch Manifeſte, ehe ſie Marſch ordre giebt. Ich bitte um das Ihre."

„Da Sie den Feldzug eröffneten, muß ich zuvor das Ihre erwarten. Laſſen Sie doch hören, wie Sie Ihr definitives Muß durchſetzen wollen."

„Sie befehlen. Mein Laufer trägt in zwei Tagen die zierlichſt geſtochenen Meldungen meiner Verlobung mit Ihnen durch ganz Wien. In allen öffentlichen Blättern wird ſie geleſen. Ich erbitte mir, wie es meine Pflicht iſt, die allerhöchſte Genehmigung des Monarchen, empfange die Glückwünſche des Hofes, des diplomatiſchen Corps, und des Adels."

Die Baronin ſah ihn mit einem ſtechenden Blicke an, der ihm das Mark durchbohrte. Es lag darin eine Ueberlegenheit, ein Stolz, eine Ironie, die weit die Grenzen gewöhnlicher Weiblichkeit überſchritten.

„Sirmingen, — ſagte ſie, — warum ſehen Sie denn weg? Ich glaube gar Sie fürchten ſich vor mir.— Sehen Sie mich nur an. Ich thue Ihnen nichts. Wahr-

haftig, ich muß Ihnen etwas Schmeichelhaftes ſagen, um Ihnen wieder Courage zu machen. Wiſſen ſie auch, daß ſie ein Schelm, und gar nicht ſo einfältig ſind, als ich mir einbildete. Im Vertrauen, Ihr Streich wäre im Allgemeinen nicht daohne. Wenn ich ein Mann wäre, und eine Gans mit ſechszehn Ahnen und hunderttauſend Gulden jährlichen Renten eintreiben wollte, ich machte es eben ſo. — Sie fangen an mir zu gefallen. Auf Ehre. — Da — küſſen Sie mir die Hand."

Er that es ſehr graciös, und indem er ſich auf ein Knie niederließ, lispelte er: „wer zweifelt, daß die Baronin von Herrnſtein in Allem einzig, unnachahmlich iſt, ſelbſt in der Koketterie. — So darf ich hoffen?"

Plötzlich nahm die Baronin wieder einen mächtigen, gebietenden Ernſt an.

„Nein, — ſprach ſie, — Sie dürfen nicht hoffen. Eine Bürgersfrau würde eine Anmaßung wie die Ihre freilich verſpotten. In unſerer vornehmen Welt iſt es anders. In ihr muß ſich eine Frau, die ein Ridicül dargeboten, verloren geben. Nun kennt man kein peinlicheres, als wenn eine Dame von Rang eine ſchon publicirte Verbindung desavouiren ſoll, denn ſie geſteht damit ein, albern genug geweſen zu ſein, um zum Beſten gehabt werden zu dürfen. An allen Theetiſchen, in Vorzimmern, Salons, Foyers der Theater, Kaffeehäuſern heißt es dann: „ſie muß ſich eine entſetzliche

Blöße gegeben haben, daß man Solches bei ihr wagen mögen. Das muß man herausbringen.“ So wird die Arme das unſelige Fragezeichen der Geſellſchaft. Einem ſolchen fehlt die Antwort aber niemals. Was die Neugierde nicht ergründet, erſinnt die Bosheit, und der Skandal iſt fertig, ehe der Thee kalt wird. Der erſte Urheber des ganzen Handels darf nichts beſorgen, wenn er Credit hat. Wird er befragt, kann er ſchelmiſch lächeln. Das ſteht ihm ſo allerliebſt. Er muß natürlich recht haben. Bei ſeinem Geſchlechte; eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus. Bei den Frauen; ſie haben erwachſene Töchter zu verſorgen, und der liebe Gewiſſe iſt eine gute Partie. Bei den Mädchen; ſie freuen ſich herzlich, daß ein Platz vacant iſt, — und wer kann wiſſen. — Sie ſehen, Graf, daß ich Ihrem Savoir faire Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. — Aber, mein Beſter, Sie ſind zwar ein vollkommener Mann, — jedoch, ich bleibe dabei, ein ſchlechter Diplomat. Sie kennen das Terrain nicht. Ihr Anſchlag glückte wohl bei hundert Weibern der großen Welt, — aber nicht bei mir. Ich lache Sie aus.“

Sie lachte noch herzlicher als vorhin.

Der Graf wurde immer empfindlicher. Er bezwang ſich kaum.

„Und warum denn nicht bei Ihnen?“ ſtammelte er.

„Weil ich mir, — entgegnete ſie, — aus dem al-

bernen Dinge, das die große Welt guten Ruf nennt, nicht das mindeste mache, da es keine Wurzeln hat in der Sittlichkeit. Eine Frau darf sein was Sie wollen, und alle Leute können es wissen. Wenn sie sich in der Mode zu erhalten versteht, wozu nur Uebung gehört, genießt sie des besten Rufes, der zu wünschen ist. Alles liegt ihr zu Füßen. Alles drängt sich in ihren Kreis. Ihre Fehler sind bezaubernd, denn sie unterhalten. Ist sie reich, ledig, wird sie von Augendienern bestürmt. Graf, geben Sie: setzen Sie Ihre Malice und Salonpraxis in die äußersten Unkosten. Machen Sie mich zur Fabel des Tages. Richten Sie mich nach Kräften zu Grunde. Ich lache Sie aus. Entweder beachte ich Ihre Armseligkeiten nicht, und treibe hier bei mir es fort, wie es mir zusagt. Oder, ich komme nach Wien, erzähle in meiner Manier wie ich mit Ihnen umgegangen. Das frappirt. Die Lacher verlassen Sie; denn, — beiläufig gesagt, — Ihr Witz reicht nicht aus, sie gegen mich festzuhalten, und desertiren zu mir herüber. Endlich, um alle Mittel zu bethätigen, kostet es mich drei Bälle, mit Orangerie auf den Treppen, Fontainen im Vorzimmer, Büffets zum Einbrechen, und die ganze liebe große Welt theilt laut meine Ueberzeugung, daß Sie — ein Thor seien, und weicht nur darin von der meinigen ab, daß ich von ihr als ein Wunder aller fashionablen Vollkommenheiten gepriesen werde."

Der Graf biß ſich die Lippen, und äußerte dann: „Sie mögen darin recht haben. Eine Frau kann das Alles, wenn ſie aufgehört hat eine zu ſein.“

„Mein Fall, Herr Graf. Wirklich bin ich dasjenige keineswegs, welches Ihnen und Ihresgleichen beliebt eine Frau zu nennen. Ich bin ein menſchliches Weſen, und ein freies.“

„Ha! — ich vergaß, daß ich mit einer Emancipirten ſpreche.“

„Fallen Sie in dieſen Gedächtnißfehler nicht wieder. Es iſt an der Zeit, daß man ſich an jene Thatſache gewöhne.“

Der Graf ſtand auf.

„Frau Baronin, — rief er. — Eine emancipirte Frau, die natürlich keine Frau mehr iſt, hat keine Anſprüche weiter auf Rückſichten und Galanterie. Sie muß Rede ſtehen. Welche offne Genugthuung für die mir offen angethane Beleidigung? Ich fordre ſie.“

„Graf, — ich ſchieße das As aus der Karte.“

„Ich ſchieße mich nur mit Ebenbürtigen.“

„Nun, was ſonſt? — Laſſen Sie hören.“

„Ich finde meine Genugthuung darin, daß —“

„Daß? — nun?“

„Daß Sie auf die Ehre einer emancipirten Frau feierlich verſprechen, niemals mehr der Bewerbung eines

anderen Mannes Gewährung zuzugeſtehen, und wäre er der herrlichſte ſeines Geſchlechtes."

„Graf, Sie werden anmaßend, unartig. Ich verweiſe es Ihnen."

„Ha, — ich beſcheide mich. Nun ich die Dame wiedergefunde, beuge ich mein Knie, und brauche keine Genugthuung mehr nach dieſem offenen Eingeſtändniſſe Ihrer Schwäche. Das alſo iſt das große Reſultat Ihrer Emancipation, nach einigen ſpröden Capricen doch einen Mann nehmen zu wollen, wie jede Andere Tout ce bruit pour une omelette! Die Sache iſt wahrlich nicht neu. Leben Sie wohl, ſchöne gnädige Frau. Die Schwachen beleidigen niemals. Ich habe mich in Ihnen getäuſcht."

Er verneigte ſich, um zu gehen. Sie rief ihn zurück.

„Halt, noch ein Wort."

Er verweilte. Sie erhob ſich königlich, glühend, mit leuchtenden Blicken.

„Ich habe Ihnen, — fuhr ſie fort, — nur die Lection mit auf den Weg geben wollen, daß die Emancipation der Frauen zwar die Galanterie als nichtig und heuchleriſch verſchmäht, aber Achtung gebietet. Lernen Sie erſt mich verſtehen, ehe Sie mich richten. Sie müſſen in der That eine außerordentliche Meinung von Ihren Vortrefflichkeiten hegen, wenn Sie zu verlangen wagen, das freie Weib, welches ſich nicht beglückt

erachtet vor Ihrem Triumphwagen in goldenen Ketten zu wandeln, dürfe deshalb das große und reiche Facit ihrer Bestimmung aufgeben. Dem ist nicht also. Auch die Emancipirte darf den Würdigen lieben, besitzen wollen. Sie unterscheidet sich nur darin, daß sie nicht blos passiv, sondern auch activ in die Schranken der Wahl tritt. Sie ist die Waare nicht, welche auf den Käufer wartet, sondern das muthige Wesen, welches vor den Edeln hintritt, und sagen darf: „Du bist meiner würdig. Erkennest Du, daß ich auch Deiner würdig bin, laß uns vereint durchs Leben wallen, in heiliger frommer Liebe und felsenfester Treue.“ — Erschrecken Sie nicht, mein Süßer. Ihnen drohen von daher ganz gewiß keine Verlegenheiten. Lächeln Sie auch nicht, denn ich sage nicht, daß ich so zu handeln gedenke. Bis Vernunft und Recht überall durchgedrungen, kann ein starkes, muthiges Weib auch einsam, und sich selbst leben. Was Sie vorhin mir angesonnen, beleidigte mich nur, weil Sie kein Recht haben, es zu fordern. Nicht um Ihnen eine Schadenfreude zu gewähren, sondern um meiner würdig zu bleiben, sage ich Ihnen, daß ich von jeher entschlossen war mich niemals der hergebrachten Bewerbung eines Mannes günstig zu zeigen, denn in meiner eigenthümlichen Lage traue ich keinem gewöhnlichen Bewerber. Ob ich mich jemals wieder vermähle, steht bei

Gott, der uns alle, mit Beilegung der Willensfreiheit, emancipirt hat. — Wer aber um mich wirbt, hat mich verloren."

Der Graf hatte seinen Zweck erreicht. Es lag ihm vom Anfange an nur daran, der Baronin diese Worte zu entlocken, denn er meinte die Macht zu besitzen, sie einst, zu ihrem Mißbehagen, dabei festhalten zu können.

„Holdes, willensfreies Wesen, — girrte er verbindlich, — „wer um Sie wirbt, hat Sie verloren." Sie schlossen mit einer Sentenz, ich schließe mit einer Prophezeiung. Auch Ihre Stunde wird schlagen. Sie werden geliebt werden, und — wieder lieben. Der Begünstigte wird zu Ihren Füßen sinken. Ihr Gemüth wird Sie anfeuern vor seiner Bewerbung um Ihre Hand in seliger, rein weiblicher Gewährung hinzuschmelzen. Dann aber wird Ihr Gelübde mit dem scharfen, eiskalten Schwerte dazwischen schlagen. Ihr Stolz wird sich emporrichten, ein erschreckendes Gespenst, und — dem Gelübde den Sieg verschaffen. Bald jedoch wird die schmerzlichste Reue in Ihnen erwachen, und den Wunsch bestügeln, das zurückgeworfene Kleinod des Lebens dennoch selbstständig, aber unweiblich zu erobern. Sie werden jenem Manne dann sagen: „Du bist meiner würdig. Erkennest Du, daß ich Deiner würdig bin, nun wohlan." Dieser wird dann aber empfinden, daß er ein Mann sei, über Launenspiele

erhaben. Wird unendlich bedauern, daß der ſonderbare Antrag zu ſpät komme, und wird — „Nein!“ ſagen. Dann werden Sie nichts auf der Welt ſein, als — emancipirt. Ich aber werde die Genugthuung erlangt haben, der ich nachſtrebe. — Gute Geſchäfte, gnädige Frau.“

Er verneigte ſich, und war verſchwunden.

Die Baronin ſtand einen Augenblick betroffen, dann fragte ſie ſich ſelbſt mit weicher, inniger Stimme: „Wird er Nein ſagen? — Wenn er es ſagt, habe ich nichts an ihm verloren.“

Agnes und der Major, welche eben ins Nebenzimmer traten, vernahmen dieſe Worte. Sie ſahen ſich befremdet an, und eine Ahnung ergriff ſie.

XII.

Die Baronin hatte ferner den Grafen: „keine volle Zahl, ſondern einen arithmetiſchen Bruch von Poeſie und Diplomatie“ genannt. Dies klingt ebenfalls ſehr boshaft, ergiebt aber nicht minder eine richtige Bezeichnung. Der Graf hatte dichteriſche Empfindungen zu Zeiten, und die Gabe ſie in wohlklingenden Verſen auszuſprechen. Daraus erwuchſen für ihn jene Reizbarkeit und Empfindlichkeit, in die gewöhnliche Gün-

linge der Muſe nur zu oft verfallen, und welche ihn, wenn er ſich verletzt fand, zu einem erbitterten Feinde machten; ferner die Eitelkeit, welche unausgeſetzt Huldigungen ſeiner vermeinten Ueberlegenheit verlangte, und ihre Verſagung zu rächen ſtrebte. Dagegen fehlten ihm: der kühne Schwung der Begeiſterung, der den wahren Dichter über die kleinlichen Anfechtungen ſocialer Wirren erhebt: die ſchöpferiſche Einbildungskraft, welche eine glänzende Fülle idealer Geſtaltungen und Zuſtände dieſem Hochbegabten vorzaubert, und ihn in ſo weit mit allen Unbilden der gemeinen Wirklichkeit wieder verſöhnt, als er bei einiger Sammlung ſie tief unter ſich erblickt. Ferner hatte der Graf, bei ſeiner vollendeten Weltbildung, viel Geſchick zu den äußeren repräſentativen Formen der Diplomatie; demnächſt Feinheit und Malice genug zur Salon- und Kabinets-Intrigue; endlich Schmiegſamkeit und Ränke, ſich, wo es galt, jeder fremden Individualität einzufügen, und ſich durch die engſten Gänge der Staatshändel zu winden, ohne die leicht abfärbenden Wände zu ſtreifen. Dagegen fehlten ihm der tiefe, eindringende Blick in die Politik: die ſcharf unterſcheidende, berechnende, überſchauende Klugheit; der hier zerſetzende, dort combinirende eiskalte Verſtand; der unerſchütterliche Gleichmuth; die ſtrenge Beharrlichkeit: die ſchonungsloſe, tief verſteckte Liſt, welche allein den vollendeten Meiſter in den auswärti-

gen Verhältniſſen der Staaten ergeben. Als Dichter zwitſcherte er nach der Tonweiſe ſeiner Muſter; als Diplomat tanzte er auf dem Seil ſeiner Inſtructionen. Ganz war er mithin weder dort noch hier, ſondern in der That ein arithmetiſcher Bruch von zwei Potenzen; der Zähler Poeſie, der Nenner Diplomatie: artiger Dilettant in der Kunſt; bloßes Werkzeug, wenn auch fein geſchliffenes und polirtes, in den Geſchäften.

Die ſeinigen bei der Baronin meinte er vorzüglich eingeleitet zu haben. Er wollte verſuchen, ob ſie ihn vielleicht doch nicht heirathen möchte, und zwar par force. Aber er ging nicht ohne Hinterhalt ans Werk, denn die Sache ſchien ihm jedenfalls zweifelhaft. Mißglückte ihm die Heirath, ſollte ihm die Beſtrafung der Baronin, oder doch ſeine Rache an ihr, glücken, und er meinte ſie an ihrer ſchwächſten und empfindlichſten Stelle zu treffen. Seinen Korb, auf den er gefaßt war, hatte er nun einkaſſirt. Dieſe mißliche Erwerbung betrübte ihn keineswegs. Er hatte die Baronin, ob ſie ihm auch ſehr wohl anſtand, doch eigentlich niemals geliebt, wenn er es ſich vielleicht auch einige Zeit eingebildet. Sie war eine glänzende Partie, und ſolche wollte er Niemand gönnen, als ſich ſelbſt. Er ermaß, daß eine dieſer Art zur äußeren Vollendung ſeiner Stellung in der Welt gehöre. Seit geſtern Abend konnte er eigentlich die Baronin nicht ausſtehen, nach dem letzten

Gespräche, in welchem er ihre ganze Ueberlegenheit empfunden, haßte er sie intensiv. Hätte er sie erlangt, nun, — er würde ihr vielleicht großmüthig vergeben, oder sie seine Empfindlichkeit zur gelegenen Zeit haben ein wenig büßen lassen. Was sieht man einer schönen, steinreichen Frau in der großen Welt nicht nach. Nun aber hatte sie ihn gedemüthigt, während er doch ihr Solches zugedacht. — Nein, — dieses war zu arg. Sie mußte bis ins innerste Mark gekränkt werden.

Er wußte auch schon, wie er es anstellen werde. Sein Plan schien unfehlbar, und ganz allerliebst. Er war in den Park gekommen, er wußte nicht recht wie, und hüpfte durch die geheimen Seitenalleen, sich die Hände reibend, und kichernd.

Bald aber empfand er, daß er drinnen zu viel gesprochen. Er fühlte die Kehle gereizt, griff in die Tasche und zog hervor — ach! nicht seine Bonboniere, er hatte keine Ananas-Bonbons, — sondern das Futteral mit dem herrlichen Diamantenschmucke, den er für die Baronin bestimmt hatte.

Er erschrack ein wenig, öffnete, sah die funkelnden Juwelen an und trat mit dem Fuße.

„Verdammt, — rief er, — was fängt man nun an mit diesem Plunder?“

Als der Graf dieses später selbst erzählte, denn wie

konnte man es ſonſt wiſſen, räumte man ein, daß dieſe Frage eben ſo natürlich, als die Sache mißlich war.

Er hatte den Schmuck, auf Riſico, dem Laden ſeines Juweliers kurz vor ſeiner Abreiſe von Wien entnommen, noch ohne ihn vorerſt zu bezahlen. Der Künſtler ſelbſt, wie diejenigen vertrauten und ſachverſtändigen Perſonen, welche der Graf bei der Auswahl zugezogen, hatten nicht umhin gekonnt ſchelmiſch auf die geheime Abſicht eines Brautgeſchenkes zu ſchließen, ihre Glückwünſche abzuſtatten, und er — hatte, in der Hoffnung ſeines Herzens, den Verſtoß begangen, ſolche, wenn auch mit einigem lächelnden Widerſpruche, zu genehmigen. Am Abende war in einer glänzenden Geſellſchaft der Stadt, wohin der Ruf dieſes Ankaufes ſchon gedrungen, die bevorſtehende Vermählung des Grafen, auf Grund deſſelben, als etwas Feſtſtehendes verkündet. Brachte er nun den Schmuck dem Meiſter zurück, erführe die ganze Stadt, daß Er! — abgewieſen worden. — Welche entſetzliche Demüthigung!

Ein Troſt blieb noch übrig. Niemand wußte, welche Dame er zur Königin ſeiner Wünſche erſehen, denn man rieth in der ganzen ſchönen Welt umher, ohne ins Klare zu kommen. Er ſelbſt war zur Sache diplomatiſch diskret geweſen. Sofern es ihm alſo glückte, von dieſer Landpartie nur als Bräutigam zurückzukommen, — wenn auch nicht als der der Baronin, — und

seinen Schmuck irgendwo angebracht zu haben, war er aus der Noth.

Aber, mit wem sich aus dem Stegreife hier verloben? Die artigen Nichten der Baronin mußten sofort beifallen. Reich waren sie freilich nicht, aber sehr beliebt in der Gesellschaft, sehr wohl erzogen, sehr anmuthig, sehr hübsch, sehr gesucht. — Agnes? — o nicht doch. Sie hatte ihn niemals interessirt. Aber Rosa? — Ha! Sie war allerliebst, sie war pikant, sie war witzig, sie hatte gesellige Eigenschaften, sie machte die Dame mit einer schelmischen Grazie zum küssen. — Aber — nun aber? — Rosa war doch nur eine Heirath, keine Partie. — Kann man denn aber Alles bei einander haben? — Nein, — man kann nicht Alles bei einander haben. Ueberall findet sich ein Haken, und man muß nicht zu viel Bedenklichkeiten daran hängen. Der Graf fing sofort an seine jährlichen Einkünfte zu summiren, und brachte heraus, daß sie passable seien. Er war, nebenbei erwähnt, sehr reich, und unabhängig. Aber eine Frau, die wenig mitbringt, muß man meist selbst unterhalten. Er summirte wieder, was solche Frau wohl verbrauche. Man muß ihm nachsagen, daß er nicht calkulirte wie ein Geizhals. Sodann schritt er zur Subtraction. Da er in dieser Species aber nicht ganz so gewandt war, verschob er diese einstweilen, und unternahm es dafür ein kleines Intermezzo mit seinem

Herzen aufzuführen. Zu seiner Zufriedenheit fand er darin wirklich Rosa's Bildniß in einem geheimen Winkelchen vor, indeß, die Wahrheit zu gestehen, nur contourirt, höchstens grundirt. Die Uebermalung, die Lasuren fehlten noch. Der Graf hätte viel darum geben mögen, wenn sich gleich ein geschickter Künstler gefunden hätte, das Portrait zu vollenden. Er hatte Eile, und wollte doch bis über die Ohren verliebt sein, denn der Bruch seines Wesens wurde wieder einmal unecht, und der poetische Zähler überwog den diplomatischen Nenner. Vielleicht thäte ein schneller Zufall, was der Calcul nicht erschwingt. Warten wir doch ab. —

Er war, mit diesen Gedanken vollauf beschäftigt, allein im Park umhergelaufen, und an den See gelangt, wo dieser vor einem, zum Fischerhäuschen ausgestatteten, artigen Pavillon eine tiefe Bucht ins Land macht. Eine holde, abgelegene, einsame Stelle, nur belebt von den Schwänen, die zahlreich auf dem Wasser segelten, und gegenüber, auf einer wenig entlegenen, kleinen, von dichtem Buschwerk bekleideten und von Wasserpflanzen umhegten Insel, ihre Neste hatten.

Er betrat das Häuschen und fand auf dem Tische Rosa's Hut, ihren Shawl, und — ein Körbchen mit Semmeln, ganz gewiß um die Schwäne damit zu füttern, denn das anmuthige Wesen war leidenschaftliche Freundin von geselligen schönen Thieren.

Der Graf tändelte mit dem Hute und mit dem Shawl, fand beide allerliebſt, und fühlte, daß an Roſa's Bilde in ſeinem Herzen ſehr fleißig gemalt werde. Der Zähler im Bruche wurde immer größer, der Nenner immer kleiner, und wenn der Strich dazwiſchen nur nicht geweſen wäre, — der häßliche Strich! — es dürfte diesmal zu einer ganzen Zahl gekommen ſein, und zwar zu einer poetiſchen: ein rarer Fall. Nichts zündender als artige verſtreute Dinge einer artigen Perſon, die man anfängt ein wenig lieb zu haben. Und wo Roſa's Hut und Shawl Kameradſchaft gemacht, konnte ſie ſelbſt nicht eben weit ſein.

Unſer Ritter bildete dieſen Schluß in ſich eben aus, als ihn ein Hülferuf, der vom See herkam, und in dem er Roſa's Stimme erkannte, plötzlich aufſchreckte. Er ſtürzte hinaus, nach dem Ufer hin, kam aber ſchon vor dem Ziele aus der draſtiſchen Stimmung, welche ihm die vermeinte Todesgefahr der Holden bereitet hatte, denn ſeine Erſcheinung wurde von drüben mit einem ſchallenden Gelächter begrüßt.

Nun nahm er Roſa wirklich wahr, die in ziemlicher Entfernung auf dem See, in der Nähe der Inſel, auf einem ganz kleinen erbärmlichen Kahn aufrecht ſtand, und allerlei Poſſen trieb, einen herrlichen großen Schwan zur Seite.

„Aber mein Gott, Gnädigſte, — rief er keichend,

Sie ſtehen ja da wie eine Waſſernixe mitten in ihrem Elemente. Wie ſind Sie nur dahin gekommen, und haben ſich ſolchem Seelenverkäufer anvertraut? Wie wollen Sie denn wieder ans Land gelangen?"

„Sehen Sie, Monsieur le Comte, — war die Antwort, — da liegt eben der Knoten, und wenn mir nicht Jemand wieder zum feſten Lande verhilft, ſitze ich hier bis zum jüngſten Tage. Wenigſtens eine halbe Stunde ſchon gebe ich hier eine köſtliche Statue ab. Es findet ſich aber Niemand mich zu zeichnen."

„Aber ich begreife nicht."

„Was iſt dabei zu begreifen. Heute Mittag iſt bei der Tante große Geſellſchaft, und als ich herkam, um die Schwäne zu füttern, bemerkte ich hier im See, — ſehen Sie nur ſelbſt, — ein halbes Hundert der ſchönſten weißen Waſſerlilien. Ich begriff nicht, wie die Marktweibhändlerinnen noch nicht darauf gefallen, ſie nachzumachen, denn ſie müßten ſich einzig ausnehmen. Da fiel mir endlich ein, dergleichen heute ins Haar zu nehmen. Das wäre ganz neu. Kein Menſch iſt noch auf ſo Etwas gekommen. Der Kahn hier iſt dort angebunden; das Ruder dabei. Ich denke, es wird wohl gehen. Ich ſpringe hinein, löſe ihn, und richtig, — ich plätſchere mit dem Ruder bis hieher. Der große Hans hier, — (ſie zeigte auf ihren Schwan), — mir immer zur Seite. Ich pflücke mir eine ganze Ladung Waſſerlilien, aber —

o weh! — das Ruder entfällt mir, — und da ſitze ich, denn im Umſehen ſchwimmt es eine halbe Meile von hier. — Dort iſt es noch."

„Meine Gnädige, das iſt ein fataler Zufall."

„Ja, ſehr fatal. Wir wollen ihn nachher recenſiren. Helfen Sie mir nur erſt aus der Klemme."

„Ich würde ſogleich laufen Jemand zu rufen, aber ich ſehe keinen zweiten Kahn, und wenn wir den nicht haben, ſo —"

„Muß der Jemand ins Waſſer gehen bis hieher, und mich ans Land ziehen."

„Dieſer Jemand könnte doch aber nicht, — einer Dame gegenüber —"

„Nein, das könnte der Jemand allerdings nicht."

„Dann würde dieſer Jemand aber ſich die Kleider bis auf die Haut naß machen."

„Unvermeidlich."

„Meine Gnädige, es iſt ein ſehr großer Fehler des Waſſers, daß es naß macht."

„Ein unverzeihlicher. Denn wenn es den nicht hätte, würde ich ohne Weiteres ſelbſt ans Land gehen, ohne erſt mit Ihnen zu capituliren."

„Die Sache hat aber noch eine Seite."

„Welche? wenn ich fragen darf. Nicht die daß das Waſſer auch brennt. Denn wenn ich Sie erſt er-

reiche, will ich Ihnen ſo viel davon auf den Kopf geben, daß Sie das Gegentheil fühlen ſollen."

„Ich bitte um Gnade. Ich ſpreche nicht mehr vom Waſſer, ſondern von einem ſehr intrikaten Falle."

„Laſſen Sie hören."

„Von dem, daß ich mich entſetzlich blamire, wenn ich erſt Jemand rufe Sie zu retten."

„Weil, — fiel ſie ein, — es Ihre Schuldigkeit wäre mir ſelbſt dieſen hereiſchen Dienſt zu leiſten. Sehr wahr, — Sie würden ſich horribel blamiren, denn ich erzählte es aller Welt."

„Aber, — was ſoll ich thun?"

„Hineinſpringen."

„Wie ich hier eben bin?"

„Natürlich."

„Leider kann ich nicht ſchwimmen."

„Das Waſſer iſt noch nicht fünf Fuß tief, und geht Ihnen höchſtens bis an die Kravatte."

„Wer kann das wiſſen."

„Ich kann es wiſſen. Schon zweimal habe ich hier mit Agnes im Freien gebadet."

„Nicht möglich."

„Warum denn nicht? Wenigſtens zwanzig ausgeſtellte weibliche Vorpoſten ſchützten vor Ueberfall."

„Aber die Schwäne?"

„Sie ſehen wie ich mit dieſen ſtehe."

Sie ſtreichelte dabei den Schwan, der in den Kahn geſtiegen war, und ſeinen langen Hals ihr anſchmiegte. Der Graf fand ſchon dieſes Bild ſo maleriſch und reizend, daß er nicht umhin konnte, auf ein früher hier dargeſtelltes, noch viel reizenderes zurückzuſchließen.

„Allerliebſt, — rief er. — War dieſes angenehme Thier eben ſo attachant damals, als es Ihnen gefiel, ſich der zwanzig ausgeſtellten weiblichen Vorpoſten zu bedienen?“

„Noch viel attachanter.“

„Mein Fräulein, das muß ein Tableau gegeben haben, gegen welches die Leda von Coreggio —“

„Keine Impertinenzen, Herr Graf, ſonſt ſtürze ich Sie kopfüber ins Waſſer, wenn ich erſt wieder auf dem Trocknen bin.“

„Um Himmelswillen! — ich beſcheide mich.“

„Nun, ſo friſch ans Werk.“

„Sehr gern, — aber, wie ſchon angedeutet, — in meinen Kleidern —“

„Sie ziehen nachher trockene an, und hängen die naſſen auf den Zaun.“

„Zu Befehl.“

Er trat mit ſichtlichem Widerwillen bis an den äußerſten Rand, hob den einen Fuß, tauchte die Spitze des zierlichen Stiefels von lackirtem Leder ins Waſſer, und zog ihn wieder zurück. Roſa lachte maaßlos.

welches ihn ganz außer Faſſung brachte. Endlich rief ſie: — „Laſſen Sie, es geht nicht. Ich dispenſire Sie von einer Erfriſchung, der Ihre Nerven nicht gewachſen ſind.“

„In der That, ſie ſind eben heute nicht in der verlaßbarſten Ordnung.“

„Pedaure. Einem ſo feinen Diplomaten wird ein Reichthum von andern Mitteln zu Gebote ſtehen, den Handel ohne Efforts zu ſchlichten.“

„Der Fall iſt zu neu. Er iſt in meinen Inſtructionen nicht vorgedacht.“

„Und daohne geht es nicht? — Ei, ei. Da werde ich freilich zur Sache das Beſte thun mögen. — Sehen Sie, in dieſem Kahne findet ſich die lange Leine des Fiſchers. Wenn ich ein Ende derſelben hier an den Kahn knüpfe, und das andere auf irgend eine Weiſe hinüber und in Ihre Hände bringen kann, ziehen Sie dann den Kahn, und mich, ſanft und ohne Mühe zu ſich ans Land.“

„Sehr wahr; — ſehr ſcharfſinnig. — Aber wie ſollte ich wohl zu dem anderen Ende gelangen können?“

„Einfach. Sie werfen einen Stein zu mir hinüber; ich befeſtige ihn an jenes Ende, und werfe ihn zu Ihnen zurück.“

„Zum Erſtaunen! — höchſt treffend. Ich will verſuchen, ob es mir gelingt Ihnen den Stein zu ſpediren.“

Ein ſolcher war leicht gefunden, aber ach! nicht ſo leicht hinüber gefördert. Der Graf warf, aber traf nicht den Kahn; der Stein flog zu kurz. Ein zweiter Wurf ging über das Ziel hinaus. Ein dritter zur Seite. Kurz, der Arme mußte geſtehen, was die That ohnehin bewies, wie er ganz ungeübt im Werfen ſei, und dieſen Ausweg bei beſtem Willen nicht zu Stande bringe.

Roſa ergötzte ſich ungemein. Endlich ſagte ſie halb athemlos: „nun ſo muß das äußerſte, wenn auch zweifelhafte Mittel verſucht werden. Eilen Sie. Im Fiſcherhauſe finden Sie einige Semmeln. Bewaffnen Sie ſich mit einer derſelben, und kehren eiligſt zurück.“

„Sehr gern. Was ſollte uns aber eine Semmel frommen?“

„Es iſt ein Zauber darin. Sie ſollen ſehen.“

Dabei ſchmeichelte ſie dem Schwane, der noch immer neben ihr ſtand, während der Graf in einem Augenblicke die Semmel herbeibrachte, höchſt geſpannt auf den ihm unbegreiflichen Ausgang.

Roſa befeſtigte ſchnell das eine Ende der Leine an der Spitze des Kahnes, ſchürzte am andern eine loſe Schlinge, und warf ſie unvermerkt dem Schwane über den Hals. Dann gebot ſie:

„Jetzt halten Sie ein Stück der Semmel vor ſich hin, und rufen — Hans, Hans.“

„Wozu? — wozu?"

„Hans! — Hans! sage ich Ihnen. Es gilt dem Schwane, und er ist die einzige Mannsperson nicht, die schon auf solchen Ruf Folge geleistet."

Der Graf that wie geheißen, und kaum war die zweideutige Lockung erschollen, als der Schwan auffuhr, ins Wasser rauschte, und wie ein Pfeil, mit aufgeblähtem Gefieder, ans Ufer schoß, um die Speise aus der Hand des Ueberraschten zu schnappen, dem nun mit einemmale Alles klar wurde. Schnell nahm er die Schlinge vom Halse des Thieres, und zog an der Leine, die nun in seiner Macht war, den Kahn leise dem Lande zu.

Sein Herz hüpfte, als er das holde Geschöpf sich entgegenschweben sah. Es bezauberte ihn, bis zur Mahnung die Arme auszubreiten, um es darin zu empfangen. Dieser Auftritt, in dem es so keck, so schlau, so malerisch reizend erschien, bestimmte, vollendete sein Gefühl.

Da stieß der Kahn ans Land. Rosa sprang heraus, ihr seidenes Schürzchen voll Wasserlilien, und hüpfte leicht wie ein Reh dem Fischerhause zu, der Graf folgte ihr.

Aber hier veränderte sich der Ton. Der Wildfang errötbete, und die jungfräuliche Scheu, mit einem Manne, der ihm keineswegs ganz gleichgültig war,

zum erstenmale ganz allein zu sein, legte der vorwitzigen Laune Zügel an.

Sie sah nach ihren Wasserlilien, welche sie ordnen wollte, und fand sie bereits im Abwelken. Die Schürze entglitt ihren Händen, und die Blumen lagen am Boden.

„Sie taugen nichts mehr; waren nichts mehr als faconirtes Wasser. Ihrem mütterlichen Elemente entrissen, sind sie Schlamm. Nicht einmal zum kurzen Putze eines Sommertages können sie dienen," sagte sie.

Es lag etwas eigen Schwermüthiges in den Worten und im Ausdrucke, das den Grafen rührte.

„So wären Sie denn heute ohne Schmuck, — rief er aus. — Aber das darf nicht sein. Half ich Ihnen beim Einsammeln Ihrer treulosen Blumen, muß es, da diese hin sind, bei der Genossenschaft bleiben. Ich muß für andere sorgen, und habe zum Glück welche, die unverwelklich sind, und Sie jederzeit an meine treue Verehrung erinnern können. Nehmen Sie diese von mir an, und tragen sie oft als ein Andenken dieser holden Stunde."

Er zog den Diamantenschmuck hervor, und reichte ihn ihr mit bittendem Blicke.

Sie nahm das Futteral, öffnete es, die Edelsteine funkelten ihr entgegen. Ihr Blick ruhte einen Moment darauf. Dann schüttelte sie das Haupt, blickte ernst, mit Würde auf, und gab die Kleinodien zurück.

„Nicht alſo — ſprach ſie. — Dieſer Schmuck war meiner Tante beſtimmt. So gering ich auch ſein mag, bin ich doch zu ſtolz nun annehmen zu wollen, was ſie verſchmähte.“

„Roſa! — o Roſa!“

„Verkennen Sie mich nicht. Ich will Sie nicht beleidigen. Auch ich verkenne Sie nicht. Sie meinen es gut. Ich danke Ihnen. Aber es darf nicht ſein. In dieſen Steinen iſt ein Vermögen enthalten. Mit dergleichen darf ein Mann, der noch unvermählt iſt, nur ſeine Braut beſchenken. Die bin ich nicht. Wäre ich eine ſolche, würde ich niemals Brautgeſchenke empfangen, die den Werth eines Blumenſtraußes überſteigen. Die Liebe, ſofern ſie wirklich mehr als bloße Redensart iſt, braucht keine Pracht. Nur die Verhältniſſe brauchen ſie. Fügen dieſe, daß man ſolche haben muß, ſo ſchafft man ſie an, wie jeden andern nöthigen Hausrath, ärgert ſich über die Rechnung des Juweliers, und giebt die theure Waare der Kammerfrau in Verwahrung. Die Frau ſtandesmäßig auszurüſten, iſt die Schuldigkeit des Mannes. Er ehrt damit nur ſich, nicht ſie, und darf das Bedürfniß ſeiner Lage, oder ſeine Eitelkeit, ihr nicht als Liebespfand anrechnen wollen.“

„Roſa! — Sie ſprachen harte Worte. Aber eins war dabei, deſſen Süßigkeit alles Bittere Ihrer Bemer-

kungen überwiegt. Sie ſagten: „Braut! — Wer Sie die ſeinige nennen dürfte!“

„Fürs erſte nicht Der, welcher in ſeiner Uebung dieſes Wortes bei mir nicht den Anfang gemacht. Sie ſehen mich groß an. Sie hätten mir dieſen Ernſt nicht zugetraut. Nun ja, — man nennt mich einen Eulenſpiegel, und ich treibe Poſſen. Unter mancher bunter kindiſcher Bandſchleife ſchlägt aber ein ſtolzes Herz, und es ſchwellt deſto höher auf, je plötzlich unſanfte kränkende Berührungen es gereizt. Geſtern früh hätte ich alſo noch nicht geſprochen. — Heute bin ich klüger.“

„Sie äußern ſo Bedeutendes, Wichtiges, daß ich Sie bitten muß, ſich näher zu erklären, denn mögen Sie wollen, oder nicht, Ihre Sache iſt die meinige.“

„Könnte richtig ſein, wenigſtens in gewiſſem Sinne. Meine Tante iſt ſehr gut. Ich verehre und liebe ſie. Aber ſie hat nicht wohl gethan, an Ihnen, dem Major, meiner Schweſter, und mir. Ihre Anſichten, Grundſätze, machen ſie zur Männerfeindin. Das iſt ihre Sache. Aber ſie mußte offen ſein. Niemals hat ſie daran gedacht Einem von Ihnen Beiden ihre Hand zu geben. Warum lockte ſie denn zwei argloſe Männer hieher, um ſie erſt in Schlingen zu fangen, in denen ſie ſich Blößen geben ſollten, um ſie dann zu verhöhnen?“

Erlauben Sie mir meinen Bescheid hierüber noch zurückzuhalten."

„Ich fürchte Sie übersehen das Richtige. Meine Tante ist viel zu gut aus bloßem Muthwillen ein Kind zu kränken. Sie hatte Sie durchschaut; den eigentlichen Zweck Ihrer Bewerbungen richtig ermessen, und wollte Sie bestrafen; dafür bestrafen, daß Sie eine Täuschung bezweckten, und das Streben nach den glänzenden Vortheilen, die sich an ihren Besitz knüpfen, in den Farben persönlicher Neigung auftreten ließen."

„Das war frevelhaft, denn die Täuschung war nicht unser Zweck, höchstens bestimmte uns eine Selbsttäuschung."

„Mag zugegeben werden. Es gehört hier nicht zur Sache. — Warum wurden aber meine Schwester und ich, — deren guter Ruf der Tante sonst doch so heilig ist, — in dieses mißliche Spiel ungewarnt gezogen? — Wissen Sie es nicht?"

„Auch dießmal will ich die Antwort schuldig bleiben."

„Ich finde angemessener ganz offen zu sein, denn der Hinterhalt hiebei wäre Roetterie. Um die Aufmerksamkeit der Männer, welche die Tante durch Kränkungen von sich abgewendet, uns zuzulenken, und meine Schwester und mich, aus dem Vorrathe abgewiesener Bewerber, mit guten Partien zu versehen."

„Ha!“

„Die Worte klingen freilich ärger als die Sache iſt. Man hat unſer Heil, man hat das Ihre nicht aus den Augen geſetzt. Man traute uns zu, daß wir Sie Beide würden beglücken können. Man erwählte in Ihnen die Würdigſten zu dieſem Plane. Man hoffte, wir Alle würden, wenn er eingeſchlagen, mit unſern Looſen zufrieden ſein, entweder nichts davon ahnen, oder vergeben.“

„Roſa. Ihre Tante hat ein intriguantes Spiel getrieben. Aber — ſie meinte es dennoch gut. Wenn ich mich recht beſinne, könnte ich ihr am Ende wirklich vergeben.“

„Das ſollen wir Alle. Sie, und ich, dürfen aber keine blinde Werkzeuge ſein. Die Zuſtände machten uns erſt zu Leidensgenoſſen, dann zu Freunden. Wenn wir uns achten ſollen, müſſen wir frei ſein.“

„Ihre Tante iſt die Alleinſchuldige nicht. Ihre Großmutter“ —

„Halt. — Ueber dieſe darf ich nicht urtheilen. Ich bin ihr Verehrung und Gehorſam ſchuldig. Da ich ſie zärtlich liebe, werde ich es daran auch nie fehlen laſſen. Als Thatſache, die ich jedoch nicht beurtheilen laſſe, erwähne ich aber, daß ſie allerdings Bundesgenoſſin der Tante iſt. Sie vermochte Sie hieher zu kommen. Sie wies Sie Beide an uns. In ihrem Briefe, den Sie mir

von ihr überbrachten, ſteht aber nur der Auftrag: den Koch meiner Tante zu erinnern, ſie, — mit Champignons-Pulver zu verſorgen, und — Ihnen ſo gut als möglich zu gefallen."

„Ich weiß genug:" ſagte der Graf, und ein feines boshaftes Lächeln ging durch ſeine Züge. Roſa bemerkte es ſofort, und ſogleich wieder in ihren gewöhnlichen luſtigen ſchelmiſchen Ton fallend, erwiederte ſie:

„Nun, ſo können wir, als folgſame Kinder, unſere Puppen nehmen, mit denen wir ſo artig geſpielt, und nach Hauſe gehen."

Der Graf hielt ſie zurück. „Halt. Das habe ich nicht gemeint. Ich, liebe und ſchöne Roſa, weiß genug von Ihnen, Sie jedoch nicht von mir. Von Ihrer Großmutter und Tante nichts weiter. Der erſten alle ſchuldige Achtung. Auch that ſie nur was die meiſten Mütter gern thun, die Töchter zu verſorgen haben. Das iſt hergebracht, und wird nicht hoch angeſchlagen. Ihrer Tante nicht minder alle ſchuldigen Rückſichten, überlaſſen Sie aber mir, mich gelegentlich mit ihr abzufinden. Der Streich ſoll ihr nicht hingehen. Wenn jedoch meiſt jedes Uebel auch eine gute Seite hat, von der in der Folge nicht ſelten Wohlthaten ausgehen, welche für das Mißbehagen reichlich entſchädigen, genehmigen Sie, daß ich mich an dieſe Seite in gegenwärtigem Falle wende. Ich habe in dieſen Vorfällen das Auge gewonnen, Sie

zu erkennen. Mein Herz lehrt mich eine neue Sprache, indem es Ihnen entgegenſchlägt. Sie haben eine neue Seele in mir erweckt. Was ſind mir nun alle jene kleinen Praktiken gegen Sie. Dieſe ſind geſcheitert. Aber auf ihren Trümmern finden wir uns in freier Selbſtbeſtimmung zuſammen. Immer haben wir geſiegt, wenn nicht jene, die wir zertrümmert, wenn unſere eigene Neigung, die nur eigene Geſetze befolgt, uns dennoch zuſammen führt. — Roſa, mir iſt klar geworden, daß ich Sie liebe, — anbete, — daß ich nicht leben kann, ohne Sie zu beſitzen. Zeigen Sie ſich weiblich, gütig, — willigen Sie ein die meine zu werden."

Er ſprach dieſes ſo weich, ſo bittend, ſo verſchieden von ſeiner gewöhnlichen Art, daß Roſa ihn wie befremdet anſchaute. Sie war das Weſen aber nicht, das einer bloßen Empfindung ihre einmal gefaßten Entſchlüſſe preis gab.

„Herr Graf, — ſagte ſie kurz und beſtimmt. — Laſſen Sie uns vorerſt, wie ich ſchon anbot, gute Freunde bleiben, aber — nichts ſonſt. In dieſer lieben Welt gilt Jeder was er ſich gelten macht. Ich bin nicht Spielzeug fremder Launen, weil ich meinen Kopf für mich habe. Von meinen Herzen iſt noch lange die Rede nicht. Ich habe ferner nicht Beruf, mir ſofort den Brautkranz aufzuſetzen, und mich damit vor

die Beſchämung zu ſtellen, die Ihnen meine Tante angethan. Endlich ſteht es mir ganz und gar nicht an, neben meiner anderweiten geringen Ausſtattung, meinem Herrn Gemahl, zum gelegentlichen Gebrauche, wenn er üble Laune hat, einen Situationsplan mitzubringen, auf dem der krumme Weg gezeichnet iſt, den man ihn durch dick und dünn geführt hat, bis zu ſeinem Zuſammentreffen mit mir am Altare. — Nein, nein, — davon vorerſt wenigſtens nichts. Auf Wiederſehen Herr Graf."

Unterdeſſen hatte ſie ſich mit Hut und Shawl bewaffnet, machte ihm eine ihrer kleinen drolligen Verneigungen, und flog davon.

Der Graf ſtand, ſah ihr eine Weile nach, dann ſagte er: „wer hätte dem loſen Schelm ſo viel Character zugetraut. — Du haſt recht, loſer Schelm. Dennoch muß ich Dich haben, und ſollte ich Alles daran ſetzen. — Ihnen, Frau Baronin, die Sie mir auch dieſen Handel gütigſt verdorben haben, werde ich aber zeigen wer ich bin."

Er wandelte langſam dem Schloſſe zu.

XIII.

Der Oberſt Graf von Schwert war eine zu ſelbſtſtändige Natur, als daß er geſellſchaftlichen Ge-

kränchen viel Gewalt über ſich geſtattet hätte. Den ganzen Morgen hatte man ihn nicht geſehen, weil er ſchon früh um 6 Uhr mit dem Oekonomie-Intendanten der Baronin, einem unterrichteten, gebildeten Manne, ausgeritten war, um, im Intereſſe des eifrigen Landwirthes, ihre viel geprieſenen Einrichtungen zu muſtern.

Man trabte durch Felder, Forſten und Pflanzungen: beſah Meiereien, koſtbare Schäfereien, ausgezeichnete Heerden, Culturanlagen, Wieſenwirthſchaften, großartige Fabrikunternehmungen, und der Kennerblick des Oberſten ward faſt verblendet von allen dieſen Erſcheinungen und Reſultaten. Er kannte zwar ſchon die Baronin als Schöpferin und Beleberin von dieſem Allem, aber ſeine Erwartungen, ſo anſehnlich ſie geweſen, wurden in jeglicher Hinſicht übertroffen.

Der aufmerkſame Intendant vollendete die Wirkung, indem er die ſchönen aber ſtilleren Eigenſchaften der Seele ſeiner Gebieterin mit wahrem Enthuſiasmus hervorhob, und dieſe durch mannigfache Characterzüge belegte, welche hohe Sitte, menſchenfreundliche Milde, und Wohlthätigkeit offenbarten.

Auf dem Heimritte war der würdige Oberſt mehr ſchweigſam als beredt, denn ihm war eigen und neu zu Muthe. Wie es bisweilen ſich begiebt, daß irgend ein, anfangs nicht wahrnehmbares, Ereigniß in der Atmoſphäre die Witterung des Tages plötzlich verändert,

und die lange beharrlich gewesenen Stände der Barometer zum Schwanken bringt, eben so hatten die neuen Eindrücke die seither so fest und tüchtig bewahrten Seelenzustände unseres Freundes mit einemmale unerwartet umgestimmt, und das strenge Gleichgewicht zwischen Verstand und Gemüth aufgehoben. Er vergaß, oder beseitigte einen wesentlichen Theil seiner vorigen Bedenklichkeiten, und ging ein in Richtungen, Vorsätze und Entschlüsse, die gestern noch völlig ausser seinem Gesichtskreise lagen.

Er dachte: „welch eine Frau! — Sie ist schön: — Andere sind es auch. Sie ist hochgebildet, geistreich, bezaubernd; man sah aber viele ihres Geschlechtes mit gleichen Vorzügen, und nicht selten verbargen sie dahinter tadelnswerthe Gemüthseigenschaften. Sie ist sittenrein, gut, edel; Manche sind es auch, oft grundsatzlos, aus Temperament. Sie ist aber darin einzig, und nur sich selbst gleich, daß sie alle diese Trefflichkeiten vereinigt, und sie durch die Energie einer männlichen Seele unterstützt. Wer darf ihr danach zürnen, daß die gemeine Ordnung der Dinge ihr widersteht; sie im kühnen Aufschwunge des Geistes für sich ein neues Gesetz anstrebt. Daß sie die Bewerbungen der heutigen gewöhnlichen Männer verschmäht, welche nur gestempelt sind mit dem Probezeichen der Mode und Convenienz, um als Scheidemünze vom Zeitalter in Cours gesetzt zu werden,

ohne den Werth wirklich zu enthalten, den ihre Prägung besagt. — Und diese Frau besitzen! Von dieser Frau geliebt werden! Welche Genugthuung für den gerechtfertigten Stolz einer männlichen Seele. Welcher Trost für das bescheidene, aber muthige Selbstbewußtsein, denn wer sie erwerben könnte, müßte sie verdient haben. Wer sie verdienen können, müßte von der Herrlichkeit des Preises auf den eigenen Werth schließen dürfen. Welcher Lohn für alle Qualen seither von Neid, Abgunst und Ränke hervorgerufen, die freie Thatkraft bis zum Verzagen zu verkümmern. — Und wenn ich dieser Hochbegnadigte sein könnte? — Warum nicht? — Weiß ich doch sie zu würdigen. Ich bin nicht jung. Sie berechnet die Bedeutung nicht nach Jahren. Ich bin arm. Aber Thaten, Leiden und Wunden sind mein Reichthum. Ich bin glücklos. Was ist jeglich anderes Glück gegen dasjenige, welches von ihr zu empfangen ist. Sollte ich wagen? Ich wagte oft mein Alles für Pflicht und Ehre. Der Muth, den ich hundert drohenden Feuerschlünden gegenüber bewährte, er sollte dießmal meine Fahne verlassen? Dort trieb er mich an mein Leben in die Schanze zu schlagen, hier sollte er sich treulos zeigen, wo es gilt ein neues Leben zu gewinnen."

In diesen Betrachtungen kam der Oberst bei dem Schlosse an, als eben der Ton der Glocke zur Tafel rief.

Ihm blieben nur wenig Minuten seinen Anzug zu ändern, und er trat in das Versammlungszimmer, das mit einer großen, lauten, gestern schon eingeladenen Gesellschaft erfüllt war. Man paarte sich, um sich, durch eine lange Reihe prächtig eingerichteter Staatszimmer, in den Speisesaal zur Tafel zu begeben. Die Baronin reichte dem Obersten den Arm, um an seiner Seite den glänzenden Zug anzuführen. Auf dem Wege gab er ihr Rechenschaft von der Weise, in welcher er den Morgen verwendet, und bezeigte ihr, mit der ganzen würdevollen Feinheit eines vornehmen Weltmannes, seine Bewunderung. Sie nahm dieses wohl auf, und wies ihm den Platz neben sich an.

Die lange Tafel mit Prachtgeräthen und Blumen bedeckt, gewährte den reichsten und einladendsten Anblick. Das Mahl und die Weine waren erlesen, und im Ueberflusse.

Dem Obersten fiel die Erscheinung der Baronin auf. Er meinte sie noch nie so schön gesehen zu haben, und doch war sie einfach und matronenhaft gekleidet; sichtlich um durch Erkünstelung eines, ihr wirklich noch abgehenden, reiferen Alters die holde Jugend ihrer Nichten hervorzuheben. Diese feine Selbstverleugnung rührte ihren begeisterten Verehrer. Mehr aber noch der Anhauch sinniger Schwermuth, welcher heute den so glänzenden Spiegel ihrer Laune getrübt zu haben schien. Er

machte es ſich nun zur Aufgabe ſie zu erheitern, und bot alle Mittel auf, die er ſonſt, etwas verdroſſen und verſtimmt in großen Geſellſchaften, zurückzuhalten pflegte, die allgemeine Unterhaltung, ihr wohlgefällig, zu beleben. Er entzückte die Geſellſchaft. Wenn nun aber auch die Andern weit davon entfernt waren zu ahnen, welche Zauberruthe die geheimen Quellen ſeiner Tiefe geöffnet, merkte doch der Graf ſehr wohl, welche Macht die helltönende Glocke geſtimmt, und zog die ſeinige an, in ihre Klänge harmoniſch einzutönen. Laß es doch in ſeinem Plane, den Argloſen, welchen er allein durchſchaut, immer ſicherer und muthiger zu machen. Niemand zeigte ſich daher freudiger angeregt durch die Einfälle des Oberſten, als eben er. Da nichts dem Beſtreben ſchimmernde Converſation zu machen förderlicher iſt, als der Beiſtand eines gleich Mächtigen, der ſich aber geſchickt unterzuordnen weiß, half er dem Oberſten aufmerkſam, und mit der feinſten Huldigung nach, und ſo warfen beide gleichſam bunte Federbälle des Witzes über die Tafel einander zu, zum allgemeinen Ergötzen der Geſellſchaft.

Der Glanz, welchen dieſes Spiel von Einfällen über die Unterhaltung verbreitete, durchleuchtete auch die Stimmung der Baronin. Ihre Laune hob, und bewegte die bisher geſenkten Flügel wieder, auf denen ſie freudig aufſtieg, um, in kecken Schwingungen, von

einer Blüthe der feinen Geselligkeit zur andern hinüber zu flattern, und bald dieses, bald jenes Gebild des höheren Lebens zu umkreisen.

Die Tafel ward später aufgehoben als gewöhnlich. Die glücklich angeregte Gesellschaft zerstreute sich in einzelnen Partien in den Anlagen des Parks, um sich bald wieder auf der großen Terrasse am See zusammenzufinden, wo die Dame vom Hause zu einer Wasserfahrt auf zierlichen Gondeln einladete. Der See schimmerte im Lichte des niedergehenden Tages. Die Klänge der Waldhörner wurden von den nahen Forsten vielfach zurückgegeben. Man landete im Grün des Eichenhaines, den Abend in mancherlei ländlichen Lustbarkeiten, bei Musik und Erleuchtung, zu verkürzen.

Die Baronin, welche Alles anordnete, bewegte und regelte, schien die alten Mährchen der Feen zu verwirklichen. Der Oberst, ob auch gemessen und würdevoll, gab das Bild eines Glücklichen. Der Major wünschte die bunte laute Scene weit weg, um mit Agnes, die ihm, vor so vielen uneingeweihten Zeugen, nur selten ein paar Worte gestattete, in seliger Einsamkeit diese grünen Schatten durchwallen zu dürfen. Rosa war ausgelassen. Der Graf war Allen Alles.

Die Nacht brach ein, als man beim Scheine der Fackeln zurückfuhr.

Bei dem Aussteigen aus den Gondeln bot der

Oberſt der Baronin die Hand. Unwillkührlich drückte er dieſe mit ſanfter Innigkeit, und er meinte ſich nicht zu täuſchen, daß dieſer Druck leiſe erwiedert worden. Sein Blut ſiedete auf, und floß in ſein Herz zurück.

Das Geräuſch des Aufbruches der Fremden folgte. Die Gäſte des Schloſſes beurlaubten ſich, und eilten ihren Gemächern zu.

Der Oberſt war höchſt aufgeregt, durchſchritt heftig das Zimmer, und ſchickte Lorenz mit kurzen Worten fort, der ſich eingefunden ihn zu bedienen.

Die Luft ſchien ihm ſchwül und drückend. Er öffnete das Fenſter. Eine warme Sommernacht. Der Vollmond am Himmel. In zauberiſchem Silberſcheine vor den Blicken ausgebreitet, Park, See, Gebirge. Ihn trieb es hinaus, ſich in der balſamiſchen Kühlung zu erfriſchen. Eine offene Seitenthüre führte ihn auf die Terraſſe. Unten empfingen ihn die ſtattlichen Alleen.

Er wandelte, von Gedanken berauſchenden Inhaltes der Wirklichkeit entrückt.

Da kamen Schritte ihm entgegen. Der Graf ſtand vor ihm.

Man begrüßte ſich, erklärte gegenſeitig den nächtlichen Spaziergang, und wandelte mit einander.

Plötzlich blieb der Graf ſtehen, und fragte: „Wie gefiel Ihnen heute die Baronin, Herr Oberſt?“

„Ich bin wohl mit ihr zufrieden geweſen.“

„Ich auch.“

„Gratulire.“

„Wozu?“

„Zu Ihrem Glücke. Denn aus Ihrer Zufriedenheit muß ich abnehmen, daß Ihren Bewerbungen Gewährung zu Theil geworden.“

Dieſe Aeußerung war nur ausforſchend.

„Meiner Bewerbung? — entgegnete der Graf. — O keineswegeſ. Ich mag ſie nicht.“

„Ihre Bewerbung hat alſo nicht einmal ſtattgefunden?“

„Doch; um den Korb einzuziehen, den ich brauchte. Gott ſei Dank, ich habe ihn.“

„Wozu denn brauchten Sie ihn?“

„Die Sottiſe von geſtern darin friſch zu erhalten.“

„Ich billige die geſtrige Scene allerdings nicht.“

„Ich weiß es, und verehre Sie deshalb um ſo mehr.“

„War der Major glücklicher?“

„Wenigſtens nicht bei ihr. Ich meine er hat ſich anderswo entſchädigt. Aber es kümmert mich nicht.“

„Sie ſcheinen erbittert, Herr Graf.“

„Durchaus nicht. Ich will offen ſein. Ich mußte mich gegen die Baronin erklären. Aber nicht blos bedurfte ich ihre Abweiſung um das Gewicht derſelben

rem der gestrigen Beleidigung zuzuschreiben, sondern auch, beim Empfange, einen Blick in die Seele dieser Armida zu thun. Es ist mir gelungen. Ich weiß nun warum sie alle ihre bisherigen Bewerber verschmäht. — Wollen Sie es auch wissen?"

„Ich bitte darum."

„Weil — sie bereits im Geheimen einen Andern liebt."

Der Oberst fuhr zurück. Aber faßte sich schnell. „Einen Andern liebt? — sagte er. — Herr Graf!"

„Weil sie einen Andern liebt: heimlich, mit der vollen Glut ihrer stolzen Seele."

„Wen? — o wen?"

„Herr Oberst, — diese Frage von Ihnen? — von Ihnen!"

„Warum nicht?"

„Vergeben Sie mir meine Freiheit, denn sie ist wohlgemeint. — Sind Sie blind mit sehenden Augen?"

„Ich verstehe Sie nicht. — Wen liebt die Baronin?"

„Sie."

Diese Antwort traf den würdigen Mann wie ein elektrischer Schlag. Er war außer Fassung. Endlich sprach er ruhig und gehalten.

„Wenn das Ihre ganze Entdeckung ist. — Sie irren sich."

„Ganz gewiß nicht.“

„Woher wissen Sie es.“

„Wie wissen Sie es nicht?“

„Weil, — weil, — es nicht möglich ist.“

„Bescheiden, groß, und schön! — Nichtsdestoweniger irrthümlich. Darf ich ein dreistes Wort wagen? Wenn Sie auf Ihrer ruhmvollen Laufbahn sich mehr zugetraut, Ihren Werth den Verhältnissen gegenüber nicht zu gering angeschlagen hätten, wären Sie heute nicht hier.“

Es lag so viel Richtiges in dieser Bemerkung; so viel von dem, das der Oberst sich täglich selbst, und mit bestem Grunde, sagte, daß der Graf dadurch wesentlich in seiner Meinung stieg. Doch fand er angemessen die gewichtige Mahnung leicht zu nehmen. Er lachte, und erwiederte:

„Herr Graf, Sie sind klug.“

„Das bedeutet wenig, — war die Antwort. — Mit der Klugheit kommt man nicht weit. Die Kraft aber kann Alles, was sie wollen darf. Die Ihrige ist bewährt. Wohlan. Eine Damencaprice ist keine Festung. Seien Sie kühn, und Sie werden siegen.“

„Gestatten Sie mir den Weg meiner Bestimmung selbst zu wählen.“

„Sehen Sie die Dinge wie sie sind, bleibt Ihnen

keine Wahl. Ich bitte Sie inſtändigſt. Zeigen Sie ſich in Ihrer Farbe, — als Held."

„Warum dringen Sie in mich?"

„Weil an Ihren Sieg ich meine Abſichten knüpfe."

„Abſichten?? — welche?"

„Genugthuung von der Baronin zu erlangen. Ich kann es nur durch Sie."

„Wie iſt das möglich?"

„Sehr einfach, und würdig. Es gewährt mir Genugthuung dieſe ſpröde Männerfeindin, die den uralten Vorrechten unſeres ſtärkeren Geſchlechtes Hohn ſpricht, in der Gewalt eines ſtarken Mannes gedemüthigt, und entlarvt zu erblicken. Es gewährt mir Genugthuung der Welt die Einſicht aufzuzwingen, daß ich, wie ſo manche Andere, nur deshalb von ihr verſchmäht worden, weil ein Beſſerer, ſchon vor dieſen Bewerbungen, ihr Herz beſeſſen."

„Und das ſagen Sie mir?"

„Eben Ihnen, damit Sie, wenn Sie irgend ein Gefühl für ſie hegen, erkennen mögen, wie es zur eigenen Ehre dieſer Dame nöthig ſei, ſie jeder ferneren Mißdeutung zu entheben. Dieſe kann ſonſt nicht ausbleiben. Die gerechte Empfindlichkeit, welche ſie erregt, dürfte ſich an ihrem Rufe ſchadlos halten, wenn dieſem der Schutz eines würdigen Gemahles nicht zur Seite ſteht."

„Wer ihren Ruf antaſtet, — fuhr Jener heftig auf, — ſoll das ganze Gewicht meiner Züchtigung empfinden."

„Nur ihr Gemahl dürfte zu ſolcher für berechtigt erachtet werden. Als dieſen ſich darzuſtellen, gebietet Ihnen das mächtigſte aller Motive: — Ihre Ehre."

„Meine Ehre?"

„Ja, Ihre Ehre. Sie lieben die Baronin. Leugnen Sie es nicht. Sie dürften es auch nicht ohne Ihre Ehre zu verletzen, denn was wäre dieſe ohne Wahrheit. Sie lieben ſie; ich weiß es. Noch mehr weiß ich, Sie werden wieder geliebt. Wenn Ihre Ehre es Ihnen zur Pflicht macht, die derjenigen zu bewahren, welche Ihnen ihr Herz widmet, fordert die Ehre Sie auch unabweislich auf, um ihre Hand zu werben, denn wer von dem allwaltenden Geſchicke in einen edeln Beruf geſtellt iſt, muß dieſem mit voller Hingebung entſprechen, wenn er ein Ehrenmann iſt."

Der Oberſt kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt. Aber umſonſt. Der ſchlaue Weltmann hatte den Argloſen umſtrickt.

„Ja, — brach er aus: — ich liebe ſie."

„Wer ſo viel geſagt, — fiel der Graf raſch ein, — muß handeln, — und wagen."

Es ſei denn alſo, — nahm jener mit edler Feſtigkeit das Wort. — Auch ich empfinde was ich mir nun ſchuldig bin. Ich wage den Einſatz, — die letzte Hoffnung

meines Lebens. Verliere ich, werde ich verarmt ſeyen, am Rande einer dürren, verbrannten, ſchattenloſen Wüſte, um meinen einſamen Pfad durch Einöden fortzuſetzen, bis an mein verlaſſenes, unbeweintes Grab. Lächeln Sie nicht, junger geſchmeichelter Sohn des Glückes. Ich wage mehr als Sie ahnen. Wer nach einander alle Schiffe ſcheitern geſehen, denen er ſeine Güter anvertraute, mag bedenklicher dem zerbrechlichen Kiele nachblicken, das den Hafen verläßt, mit den letzten heiligſten Reſten ſeines Beſitzes beladen. Dort brandet die See, — dort wirbelt ſie auf, über verborgenen Klippen in der Tiefe. Niederwerfende Beſchämung wittert über den ſchäumenden Wellen. Milde Luft, die meine Knabenlocken fächelte; Vaterland; ritterlicher Namen; dem Gekränkten, Verwundeten waret ihr Balſam, ſicherer geliebter Boden, und aufrechthaltender Stab. Dann aber — dann — hinweg — hinweg! ihr erdrückt, wankt, zerſplittert. Ueber den Ocean, an die fernſten Küſten. Im Gefühle entſetzlicher Enttäuſchung über dem Getäuſchten brütend zu verſchmachten, daß ſelbſt das Letzte, Süßeſte, Heiligſte nur mit tröſtlichen, verheißenden Blicken den Vertrauenden angelockt, um ihn ſchonungslos zu verhöhnen."

Der Graf faßte die Hand des lebhaft Bewegten, indem er ihm zuſprach mit Folgendem.

„Solcher Hohn wäre nur die Verurtheilung der

Verhöhnenden. Eine große Seele, wie die Ihre, verschmachtet nicht vor unbefriedigt gebliebenen Ansprüchen des Gefühles. Es besteht nur den letzten Kampf mit den gewöhnlichen Regungen der Menschheit, um siegreich daraus hervorzugehen, und im Waffengeschmeide der Kraft die Bahn des Heldenthumes zu betreten."

„Heldenthum!!—" rief Jener mit Bitterkeit.

„Heldenthum! — ja, dieses fordert Sie, sofern Sie seine Trompetenklänge dann vernehmen wollen, wann, — welches ich keineswegs besorge, — die Stimme der Liebe sich als treuloser Sirenengesang für Sie erweisen sollte. Erfahren Sie denn zuletzt, daß solchen Falles, eine eigene Fügung der Verhältnisse in meine geringe Hand das Vermögen gelegt hat, jene Klänge dahin zu stimmen, daß sie Meer und Land mit dem Rufe nach Ihnen erfüllen. Mag dann dieser Welttheil, mögen seine unbefriedigenden geselligen Zustände erfahren, daß sie einen außerordentlichen Mann verkannt, den sie unbefähigt waren in würdiger Weise sich anzueignen. Mögen sie Diesem mit Bedauern und Reue nachblicken, wenn er einen Schauplatz sieht, der ihm nur peinliche Rückerinnerungen gewähren kann, und eine neue prächtige Scene für seine Thatkraft sich erobert. — Ocean! — ich bahne Ihnen die königliche Fahrt durch seine ferne Brandungen. Ferne Küsten! ich wecke den Jubelruf, welcher Sie dort

begrüßen wird. — Gebieten Sie über mich; ich habe die Vollmachten Ihnen zu dienen."

„Ich begreife Sie nicht, Herr Graf."

„Sie werden es. — Empfangen Sie dieses Packet." Er zog solches hervor, mit großen Siegeln verschlossen, und überreichte es.

„Oeffnen Sie es, — fuhr er fort. — Sie finden darin wichtige Papiere, welche die Geschicke eines neuen unermeßlichen Reiches in Ihre Hände legen. Lesen Sie mit Ernst und Muße. Wenn Sie dann einst dafürhalten sollten, nur den Ausweg einschlagen zu mögen, der Ihnen darin eröffnet wird, schreiben Sie Ihren Namen in den Vertrag, der diesen Schriften beiliegt, unterzeichnen Sie ihn, und geben ihn mir zurück. Dann strömen für alle Unbilden, von denen Sie hier heimgesucht wurden, Entschädigungen auf Ihr beglücktes Haupt, welche die kühnsten, berechenbaren Erwartungen übersteigen. Gute Nacht, Herr Oberst. Morgen mehr."

Der Graf enteilte, die Allee hinab.

Rosa, die noch auf war, lauschte an ihrem Fenster, als er die Terrasse heraufstieg und ins Schloß ging. Sie hörte ihn lachen, und die Worte sagen: „Glückliche Träume, Frau Baronin, ich halte Sie."

Der Oberst stand einen Augenblick, die Papiere in der Hand. Dann eilte er auf sein Zimmer zurück, und entsiegelte in hoher Spannung das Packet. Es enthielt

Abſchriften ſämmtlicher Verhandlungen über die Sendung eines General-Capitains an das braſilianiſche Heer, deſſen Inſtructionen, und den Entwurf des mit ihm abzuſchließenden Vertrages, noch ohne Namen.

Er ſetzte ſich nieder, las eifrig die halbe Nacht, legte ſich dann zu Bette, um — den Schlaf nicht zu finden.

XIV.

Nach zwei Tagen, welche dem lauten Genuſſe einer, zwar geiſtig angeregten, aber doch zuletzt ermüdenden, Geſelligkeit in großem Kreiſe gewidmet worden, empfanden Alle im Schloſſe das Bedürfniß ſich zu ſammeln. Jeder richtete ſich daher, ſeinem Sinne gemäß, im Kleinen ein, wobei natürlich Gleichgeſinntes ſich anzog. Agnes und der Major, die mit feinem Geſchick ihr inniges Verhältniß vor den nicht Eingeweihten zu verbergen wußten, vereinten ſich am Pianoforte. Im nämlichen Saale am Fenſter hatte der Graf ein kleines Atelier für ſich aufgeſchlagen, um Roſa, welche vor ihm ſaß, in Aquarel zu malen, welcher angenehmen Kunſt er eine gewiſſe Meiſterſchaft abgewonnen.

Die Baronin war ſchon zeitig in Begleitung des Oberſten ausgeritten, denn ſie wollte ſich nicht nehmen laſſen, ihm die merkwürdigſten Einrichtungen auf

ihren Gütern, welche der gestrige Ausflug mit dem Intendanten nicht mit umfassen können, heute selbst zu zeigen, und darüber sein Urtheil zu vernehmen.

Sie war sanfter und sinniger als sonst. Er dagegen in erhöhter Stimmung. Der herrliche Sommermorgen, die laue Luft, die schönen Gegenden, erhöhten den Genuß, und manche, anderswo gebotene, conventionelle Rücksicht konnte nicht wohl aufkommen, in dem erfrischenden, das innere Leben steigernden, freien Hauche der Natur.

Das Gespräch war lebhaft, bedeutend, hielt sich indeß an den Sachen. Die Begleitung der Beamten wies die Vertraulichkeit in die Heiligthümer der Seelen zurück.

Als man nach dem Schlosse zurückgekehrt, führte die Baronin den Freund in ihr Kabinet, legte Karten, Zeichnungen, Bauanschläge, Bewirthschaftungsprojecte vor ihm aus, und verbreitete sich über deren Zwecke und Gehalt mit hinreißender Beredsamkeit und mächtigem Verstande. Mit siegreicher Klarheit handelte sie Entwürfe ab, zur materiellen und geistigen Erhöhung in den Zuständen ihrer Gutseingesessenen. An diese knüpfte sie wieder neue Plane. Ihre verwegene Einbildungskraft, von speculirendem Scharfsinne geleitet, ließ Summe anrechnen, den Schooß der Erde sich aufthun, Steine zu schwunghaftem Erwerbe für Alle ans Licht zu geben.

In Wüſtungen ließ ſie neue Ortſchaften entſtehen, und bekleidete dürres Heideland mit der goldenen Fülle der Saaten; bedeckte es mit zahlreichen Heerden.

Beſcheidene Einwürfe wurden durch geiſtreiche Ausführungen in allen Details widerlegt, bis zuletzt der tüchtige einſichtige Mann ſich nicht nur überzeugt, ſondern durch alle an ihm emporflutenden Eindrücke ſo überwältigt fand, daß ſeine Gefühle ſich keiner Zurückhaltung mehr bequemten, und dieſe vertrauliche Einſamkeit ihn fortriß, ſeinen ſchon vorhin befeſtigten Vorſatz nunmehr ohne Verzug in die Schranken des Wagniſſes zu führen.

„Gnädige Frau, — ſagte er —. Sie kennen die Sage von jenem Irion, der die Juno zu umfaſſen ſtrebte, und — eine Wolke umſchlang, die in ſeinen Armen zerrann. Der Mythus berichtet uns aber nur das Ende, nicht den Anfang jener Begebenheit. So viel hätte der Sterbliche nicht gewagt, wenn die Gottheit ſich nicht herabgelaſſen, ihn durch ihr hingebendes Vertrauen zu ermuthigen. Ich habe jederzeit die Schmeichelei verachtet, und dafür gebüßt. Wie aber Juno die erſte unter den Göttinnen, ſind Sie die erſte unter den Frauen. Wenn Sie beſchloſſen, die Huldigung keines Mannes zu genehmigen, wäre es die ſchmerzlichſte aller Grauſamkeiten mir die ganze Summe Ihrer Trefflichkeiten zu entſchleiern, wie noch Keinem vor mir. Dieſer Vorzug vernichtet mich, wenn nicht ein noch höherer hinzu

kommt, mich bis zu Ihnen zu erheben. Bin ich ausgerüstet befunden Sie zu verſtehen, müßte ich auch werth erachtet werden Sie zu beſitzen, oder Sie hätten nur ein erſtaunenswürdiges Gebäude vor mir aufgerichtet, es zu zertrümmern. Der Argwohn ſchmiedete den Schild, den Sie bis heut den Bewerbern um Ihre Hand entgegen hielten. Dieſem dürfen, werden Sie bei mir nicht Raum geben. Meine ganze Seele liegt aufgeſchlagen vor Ihnen da, wie die Ihrige vor mir. Sie bezwecken die Schöpfung ſo vieles Schönen, Würdigen und Großen. Mein Muth fühlt ſich dieſen mächtigen Vorſätzen gewachſen. Von jeher haben ſeltene Geiſter ſich ſtärker, befähigter gefunden, wenn es ihnen gelang für ihre Beſtrebungen die verſtändige Genoſſenſchaft eingeweihter Kräfte zu gewinnen. Sie ſollen, ſie werden erſchwingen, was ihnen vorſchwebt. Sie müſſen ſich freigebietend bewegen in dem Kreiſe, deſſen Sonne ſie geworden. Aber Ihre Freiheit, Ihre Selbſtſtändigkeit wird nicht gefährdet, wenn ich mich zum Gehülfen, zum Theilnehmer an Ihrem Werke erbiete. Wer Wichtiges erſchaffen darf, genießt doppelte Schöpfungsluſt, wenn das Entzücken der verwandten beihülflichen Seele das Spiegelbild des Werkes zurückſtrahlt. Zwar, — wer ſind Sie: — wer bin ich. Sie, Blüthe der Jugend, des Glückes, der Schönheit: ich, die reife Frucht, welche bleich geblieben in der feuchten kalten Dämmerung des

Mißgeſchickes. Sie, von günſtigen Verhältniſſen jeder Art hoch empor gehoben; ich, ein Bettler, durch eine Grafenkrone beſchämt, nicht geziert."

„Halten Sie ein, — fiel ſie ihm lebhaft ins Wort. — Ihre vermeinte Entwürdigung iſt das ſtolzeſte Ueberheben."

„Nein, — fuhr er fort. — Ueberhebung bezweckte ich nicht, ſo wenig als Entwürdigung. Niemals kann ich aufhören, das Selbſtgefühl des Kriegers, und den alten Muth zu empfinden, deſſen Zeugniß aufleuchtete aus dem Schwunge meines Degens. Jenes Selbſtgefühl, dieſer Muth, weiſen mich in die Bahn der Bewerbung um das Höchſte, weil ich mit dieſem zu ſtehen, zu wagen, zu vollbringen mich befähigt finde. So ſtehe ich nun vor Ihnen, und bitte um Ihr großes reiches Herz, — um Ihre Hand."

Die Baronin ſah ihn groß und feſt an, bis ſich eine tiefe Wehmuth in ihren Zügen ausdrückte. Lange ſchwieg ſie, nicht etwa verlegen um den Sinn der Antwort, wohl aber um Worte, dieſen einzukleiden, denn doppelſinnig ſollte die Entgegnung ſein. Verneinend auf der Oberfläche; dagegen in der unterſten Tiefe verheißend. So war Alles gelegen an der Durchſichtigkeit jener erſten, damit das leuchtende Kleinod auf dem Grunde dem Blicke des würdigen Mannes nicht entgehe. Schwer-

ich konnte die Ausgleichung solcher Gegensätze nach Wunsche gelingen. Endlich hub sie an.

„Ich habe dieses Geständniß erwartet. Nicht aber daß es so, daß es in solchem Augenblicke, daß es nach solchem Zusammentreffen fremder Umstände mir vorgetragen werden möchte. Man kann einer Sache sehr hold sein, und doch den Sinn der Pläne verneinen, welche unberufen deren Richtung zu bestimmen sich vermessen. Frei bin ich selbst, und könnte mich nur mit der Freiheit verständigen. Vor allen Männern, die ich kenne, wären Sie würdig mir solch ein Geständniß abzulegen, aber die Geschichte dieses Geständnisses müßte auch Ihrer, und meiner würdig sein, wenn ich mir gestatten sollte, es zu genehmigen."

Der Oberst erschrack. Ein verletzendes Licht ging mit einemmale vor ihm auf. Er erkannte, daß sie die Machinationen klarreich durchschaut, welche ihn listig übermeistert, um ihn gleichsam gebunden und dienstbar, einem Wagnisse entgegenzutreiben, das nur seinen selbstständigen Entschlüssen hätte zugänglich sein, und nur von diesen hätte angestrebt werden sollen. Er war verwirrt, und nur ein dumpfer Laut des Schmerzes ging über seine Lippen.

„Guter Freund, — sagte die Baronin bewegt. — Lassen, beherrschen Sie sich. Seien wir weise."

„Fürwahr! — meinte er bitter. — So iſt an der Zeit.“

„Die Zeit iſt aber nur Gegenwart, dieſe gewährt die Fäden, aus denen wir die Zukunft weben.“

„Mein Gewebe iſt zerriſſen.“

„Ihr Gewebe? — ich bezweifle es.“

„Das meines Glückes wenigſtens.“

„Das bezweifle ich ferner. Nur das Ihrer Bewerbung. Diejenigen, welche um das Glück werben, erlangen es nicht leicht, ſo wenig jene launenhafte Fortuna, als das echte Glück des Weiſen. Die erſte verſchüttet in blinder Willkühr ihr Füllhorn oft auf Häupter der Thoren, das andere krönt nur denjenigen, welcher den Sinn darauf richtet, nicht ſowohl es zu haben, als es zu verdienen. Iſt nun auch nichts gemein zwiſchen jener Aftergöttin und mir, opfere ich doch in Demuth auf dem Altare ihres erhabenen Urbildes, und ſo durfte ich ohne Vorwitz mein Gelübde ausſprechen: „wer um mich wirbt hat mich verloren.“

„Verloren! — verloren!“ rief der Oberſt im Tone der Verzweiflung.

„Warum entſetzt Sie dieſes Wort? — fuhr Jene fort. Dem Weiſen bedeutet es nichts. Weil er nichts verlieren kann, das auf richtigem Wege nicht veredelt wieder gefunden werden könnte. Jener König von Sa-

mos fand den im Meere verſenkten Ring wieder, in den Eingeweiden eines Fiſches."

„Und von Unglücksahnungen verſcheucht, wendete der eigentliche Weiſe ſich von ihm."

„Nicht aber weil der König den Ring wiederfand, ſondern weil es geſchah, nachdem er ihn hoffährtig verſchleudert, und ſeine Unfähigkeit offenbarte, die Warnung des Schickſals weiſe zu beherzigen, welche das wiedergefundene Kleinod ihm vor Augen legte. Derjenige, welcher in einer Art wirbt, die ſeiner unwerth iſt, hat ſich an ein Element verſchleudert, ſo treulos als jenes Meer. Er beſinne ſich, damit er dereinſt nicht blos wiederfinde, ſondern auch ſo — daß der Weiſe ſich nicht von ihm abzuwenden brauche."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Um ſo übler für mich."

„Ich meine, Sie ſpotten meiner."

„Um ſo übler für Sie."

„Laſſen Sie uns enden, gnädige Frau."

„Nein, laſſen Sie uns beginnen."

„Ha! — ich verſtehe Sie. Wohlan denn, — es ſei darum. Wollen Sie mir erlauben, daß ich für ein paar Federzüge mich Ihres Schreibzeuges bediene."

„Gern. Was haben Sie?"

„Wer Sie wahrhaft liebt, kann niemals aufhören Sie zu lieben. Wer Sie verlor, kann die Luft nicht

athmen, die Sie umgiebt. Ich bitte, leſen Sie dieſe Schrift."

Er reichte ihr ein Papier, das er hervorgezogen. Sie nahm es, durchlas es aufmerkſam. Ein wehmüthiger Blick fiel von Zeit zu Zeit auf den Mann, von dem im Tiefſten mißverſtanden zu ſein, ſie nicht zweifeln konnte. Nachdem ſie geendet, wog ſie die Schrift in der Hand.

„Wahrlich, — ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd, — dies kleine Blatt wiegt Centnerlaſt. Hohe Reichswürden, viele tauſende von Gruſaden. Aber ſein Gewicht iſt noch nicht voll. Die Stelle iſt noch leer gelaſſen, die den Namen des Hochbeglückten einnehmen ſoll, dem das Alles beſchieden iſt. Für welchen iſt die Lücke beſtimmt?"

„Nun für den meinigen!" — rief Jener ſtark und entſchieden, nahm die Schrift, füllte ſie aus, und unterzeichnete ſie.

Er ſah nicht, daß die Baronin zuſammenſchrack, erſt Miene machte ihn zu hindern, dann ſich faßte und entſchloſſen ſtehen blieb. — Nach langer Pauſe hub ſie wieder an.

„Ich wünſche Ew. Excellenz Glück. Es iſt für mich ein rührendes, aber erhebendes Bewußtſein, daß der atlantiſche Ocean mit allen ſeinen Brandungen, Klippen und Eilanden über die Pflichten nichts vermag, die

Neigung, Bewunderung, Verehrung auflegen. Erlauben Sie."

Sie ſtand auf, öffnete einen Schrank, und entnahm ihm einen prächtigen goldenen mit Edelſteinen bedeckten Degen.

„Nehmen Sie dieſe Waffe zum Andenken von mir. Es geziemt meiner unwandelbaren Ergebenheit den Helden auszurüſten zum Kampfe, zum Siege. Dieſer iſt der Degen des großen Eugen. Der Papſt hat ihn geweiht. Er bringt Ihnen Glück. Durch eigene Umſtände kam er in den Beſitz meines verſtorbenen Gemahls. Er muß in eine Hand übergehen, welche die Geſchichte ſeines Ruhmes fortzuſetzen vermag."

Der Oberſt blickte ſie ſchmerzlich an, und zauderte.

„Nehmen Sie, wenn Sie groß genug denken die Bedeutung dieſes inhaltvollen Augenblickes zu bewahren."

Er richtete ſich ſtolz auf, drückte ihre Hand an ſein Herz, nahm den Degen, und wollte gehen. Sie rief ihn zurück.

„Noch eins. — Was ich Ihnen nun noch zu ſagen habe, könnte, nach dem Vorigen, unwürdig, gemein erſcheinen: ein greller Mißton in den verklingenden Hall einer Aeolsharfe. Der Schein iſt aber trügend. Auch an den uralten Wänden der ägyptiſchen Tempel finden ſich Abbildungen niederiger Dinge. Sie drücken aber tiefen, heiligen Sinn aus, den der Laie nicht begreift.

Auch mein flach ſcheinendes Wort iſt eine Hieroglyphe, deren Tiefe erſt die Zukunft ermeſſen wird."

„Sprechen Sie ohne Rückhalt."

„Ihr neues Unternehmen erfordert anſehnliche Mittel. Ich beſitze dieſe. Ein Mann Ihres Gehaltes wird nicht beſchenkt. Ihr Gut aber iſt Ihnen nun eine Laſt. Wollen Sie mir es verkaufen?"

„Sie haben zu befehlen."

„Ich biete Ihnen hunderttauſend Gulden."

„Die Hälfte wäre Ueberthеuerung."

„Wie Sie wollen. In dieſem Falle wäre jede Summe gleichgültig, die kleinſte wie die größte. Morgen unterzeichnen wir den Kaufvertrag."

„Ich werde mich einfinden."

„Jetzt genug. Gehen Sie zum Grafen. Sie haben ſich ihm mitzutheilen."

Es lag in dem Schluſſe eine Schärfe, ein Vorwurf, die dem Oberſten durch die Seele ſchnitten. Er verließ das Gemach.

Mit feſten raſchen Schritten trat er in den Saal, das Papier in der einen, den Degen in der andern Hand, und ſchritt auf den Grafen zu, der, Roſa gegenüber, an der Staffelei ſaß.

Er reichte ihm das Papier. Der Graf blickte hinein, und ſagte: „Ei! — iſt es doch dahin gekommen?"

„Dahin: erwiederte Jener. — Ich unterzeichnete

in ihrem Beiſein, und ſie ſchenkte mir dieſen Degen, — den des großen Eugen."

„Was iſt das?" fuhr Roſa erſchreckt auf.

Der Oberſt verließ das Gemach. Der Graf antwortete: „O nichts, — gar nichts."

Dann pinſelte er verwirrt und zerſtreut an dem Bilde.

„Halt, was machen Sie? — ſchrie Roſa auf. — Sie ſtreichen ja mein Kleid, das hellroth ſein ſoll, mit der blauen Farbe des Hintergrundes an."

„Verdammt! — fuhr er auf. — Doch es thut nichts: — ſetzte er hinzu. Es iſt die Farbe der Beſtändigkeit. Man hält den Hintergrund dafür dunkel und grau."

„Wie Sie meinen:" — entgegnete ſie ſpitz.

XV.

Der Graf von Sirmingen hatte alſo bis nun ſeinen Zweck vollſtändig erreicht.

Als die Miniſter des noch minderjährigen braſilianiſchen Monarchen den Vorſatz faßten, und danach Maaßnehmungen einleiteten, der Kriegsmacht ihres Gebietes einen europäiſchen Anführer zu geben, der dieſer das ſein ſollte, was der Graf von der Lippe einſt der

portugieſiſchen geweſen, ahnten ſie gewiß nicht, daß ſie damit ein Werkzeug ſchmiedeten, um damit, in weiteſter Ferne, einen ihnen völlig unbekannten Ränkemacher auszurüſten, zur Verſtörung der zarteſten Verhältniſſe des häuslichen Lebens von Privatperſonen, deren Wohl und Wehe außer jeglicher Beziehung zu ihren Staatszwecken ſtand. Und doch hätten jene Würdenträger den Grafen nicht einmal des Mißbrauches ihres Auftrages anklagen können. Dem Major Baron von Litzfeld gegenüber, hatte er denſelben nur benutzt, um darüber ins Klare zu kommen, ob er dieſen als ſeinen Nebenbuhler bei der Baronin zu betrachten habe, denn er war ihm, in dieſem Sinne, bereits verdächtig geworden. Er wußte genau, daß der Befragte das Anerbieten ablehnen werde. Er wußte ferner, daß, falls er es wirklich hätte annehmen mögen, ihm, als Officier im activen Dienſte, dazu die Erlaubniß verweigert werden würde, denn es ſtand feſt, daß der Hof dieſem Wunſche der fremden Macht, ſo weit von ihm abhing, nicht förderlich ſein, überhaupt von der ganzen Sache nichts wiſſen wolle. Bei dem Oberſten dagegen ſtellten ſich die Umſtände ganz anders. Er war zu jenem Berufe auf vorzügliche Weiſe durch Character, Kenntniſſe und Erfahrungen geeignet. Als verabſchiedeter Officier bedeutete er der Regierung ſeines Vaterlandes nicht das Mindeſte mehr. Er konnte hingehen wohin er wollte, und ſeine Entfernung ſchrieb

überdies die ihm ausgeſetzte Penſion den Erſparniſſen zu. Entſchloß er ſich alſo zu dieſem Abentheuer, durfte jener entlegene Staat ſich Glück wünſchen zu ſo treffli-chem Gewinne. Jedenfalls handelte daher der Graf ge-ſchickt, wenn er ſeine Werbung auf ihn richtete. Ne-benbei erreichte er aber noch alle ſeine Privatzwecke, der Oberſt mochte dem Rufe über das Meer folgen, oder er mochte ihm nicht folgen. Kurz er konnte zufrieden, ja fröhlich ſein, und doch war er es keineswegs. Es macht immer bange, wenn etwas Gewagtes ſo leicht nach Wunſch ausſchlägt. Man traut keiner Sache recht, die nicht viel Mühe gemacht. Er witterte Etwas von peinlicher Beſchämung in der Luft, und dies war fatal. Sein Kopfweh fand ſich wieder ein, und ſeine Nerven zeigten ſich widerhaariger denn jemals.

Der Oberſt war nach jenem Geſpräche mit der Ba-ronin gleich nach Hauſe gefahren, und wer hätte ſich erlauben dürfen, ihn zurückzuhalten. Er durchſchaute den Mißbrauch, den der Graf mit ſeinen edelſten, bis-her ſo würdig beherrſchten Neigungen getrieben, und konnte ihn nicht einmal rächen, ohne ſich von Neuem bloszuſtellen. An Vorwürfen, die er ſich ſelbſt machte, fehlte es auch nicht. Der Mangel an Selbſtvertrauen führt leicht dahin, daß man in Fällen, da man mit ſich ſelbſt nicht einig werden kann, aus Verkennung des eigenen Werthes, ſolchen Perſonen Gewalt über ſich ein-

räumt, die, wie es heißt, zum Troſte und zur Aufmunterung, dieſen Mangel aus ihren Mitteln abzuhelfen befliſſen ſind. Solche ſoll man aber fern von ſich halten. Einmal ſind, in hundert Fällen, ihre Richtungen nicht die unſrigen, und ſie können uns auf den Strand führen, wenn wir zufällig weniger Vordhöhe haben als ſie. Sodann meinen ſie es ſelten ganz ehrlich. Entweder ſitzt, oft in unverdächtiger Verkleidung, geheime Schadenfreude an ihrem Steuer, denn Keiner gönnt dem Andern viel Gutes. Oder ſie haben Etwas zu ihren eigenen Zwecken als heimliche Contrabande unter dem Decke, das ſie bei dieſer guten Gelegenheit mit einſchmugglen möchten, denn Egoismus iſt die Erbſünde unſeres lieben Geſchlechtes. Man thut daher am beſten, wenn man ſich erſt mit Gott, dann mit der eigenen Kraft berâth, und ſich hierauf ſelbſt, und allein hilft, ſo gut es eben geht. Dabei meine man aber ja nicht, daß an der ſeit einigen Jahren ſo beliebt gewordenen hochtrabenden Phraſe: „hilf Dir ſelbſt, ſo wird Dir Gott helfen,“ etwas Wahres ſei. Dieſe iſt nämlich nichts mehr, als ein locker durch Pomade und Puder zuſammengeklebtes Abbélöckchen, an eine große rothe Jakobinermütze mit einer Stecknadel ohne Kopf gebeſtet, die herausfällt, ſobald man mit dem Haupte wackelt. Wenn man erſt an ſich denkt, und dann an Gott, könnte man übel ankommen, denn unſere eigenſüchtige Weis-

heit iſt ſo weit nicht her, daß Gott ſich veranlaßt finden könnte, ihr die Schleppe nachzutragen. Die Sache geht viel beſſer, wenn man ſagt: „Vertraue auf Gott, und hilf Dir ſelbſt.“

Auch die Baronin mochte, nachdem der Oberſt ſie verlaſſen, mit feſtem Vertrauen in jene doppelte Berathung eingegangen ſein, denn durch Neigung und Grundſatz in die Enge getrieben, fand ſie ſich nicht minder bedrängt. Die erſte ſprach ſich eben nach jener Verhandlung noch beſtimmter und inniger für den Oberſten aus. Von ihrem Grundſatze durfte die ſeltene Frau aber nicht abweichen. Wir, unſerer Seits, können auch nicht umhin, dieſen zu billigen. Dagegen iſt eine andere Frage: ob ſie berechtigt war, eigennützige Bewerbungen mit Spott abzuſchlagen, wie ſie gethan? Der Spott aber hat, wie die Sachen nun einmal ſtehen, ſein gutes Recht wie der Ernſt. Er iſt die Wehrhaftigkeit ohne Gewalt, der Stachel der Schwächeren, äußerlich Zurückgeſetzten, welche die rohe Uebermacht ſonſt ungeſtraft zertreten würde. Es giebt Auswüchſe der heutigen Civiliſation, die man keinenfalls dulden darf, und denen man nur mit dem Spotte beikommen kann, denn weil ſie ledern ſind, iſt kein Ernſt ſcharf genug, tief in ſie einzuſchneiden, und ſie können nur durch Zerſetzung beſeitigt werden. Nun heißt es, der Spott ſei nicht chriſtlich. Das wäre ſchade, und auch übel. Den

Nichtchriſten wäre er dann erlaubt, etwa wie der höhere Zinsfuß bei gewagten Darlehnen, und ſie dürften dann, in ihrem Privilegio, den armen Chriſten arg mitſpielen, die ſich gegen dieſe Waffe, die mächtigſte von allen, nicht wehren könnten. Jeder Gegenſtand indeſſen hat zwei Seiten, mithin auch die Demuth, welche das Grundgebot des wahren Chriſtenthums iſt. Mit dieſer muß der Krieg z. B. ſich doch auch verſtändigt haben, denn wir wüßten viele Kriege anzuführen, die ſich nicht blos fanatiſch, ſondern höchſt chriſtlich proklamirt, und haben höchſt fromme und chriſtlich demüthige Perſonen an der Spitze von Armeen geſehen.

Gegentheils wäre auch die Bezeichnung eines „chriſtlichen Helden" der herrlichſten, glorreichſten, welche der Geiſt erſchwingt, ein innerer Widerſpruch, ein Unding, eine Verhöhnung. So kann es denn auch, unſerer geringen Meinung nach, unbeſchadet aller Schärfe, einen ſehr demüthigen und chriſtlichen Spott geben, welcher die Hoffahrt lächelnd, aber unerbittlich angreift, in dem ſich der Spötter nicht nur nicht überhebt, ſondern, und das bezeichnet eben die Demuth, zumeiſt in ſeine eigene Bruſt greift, und, wo nöthig, das an ſich zuerſt wetzt, was er Andern entgegen halten will. Nur eins iſt verboten, unbedingt, ſo verwandt es dem Spotte iſt, der Hohn, denn dieſer iſt auch Hoffahrt, und alſo vom Böſen.

Die Baronin hatte ihre Bewerber aber nicht verhöhnt. Ihr Spott war auch nicht einmal lieblos. Er traf nicht sowohl die Personen, als die Schwächen der ganzen Zeit, Egoismus, schonungslose Habgier, welche die Befriedigung von Genußlust und Eitelkeit anstrebt. Diese erklären genugsam, daß bei dem jüngeren Geschlechte die edle Liebe immer mehr verschwindet: daß es den Thorheiten beigezählt wird, wenn nur sie, die heilige Uebereinstimmung der Seelen, in einem Ausnahmefalle, die schmuck- und glanzlose, aber selige Verbindung eines Paares ergeben. An die Stelle der Liebe ist die schlaue Berechnung getreten, und die Geldheirath ist der Polarstern unserer weltklugen jungen Männer. Unsere Sitten sind davon krank geworden, und verblichen. Die Galanterie, die feine zarte Beflissenheit der Jünglinge gegen Mädchen und Frauen, ist verschwunden, und hat eine süffisante, unhöfliche, rauhe, zutäppische Manier in die Salons geführt.

Auch hatte dieser Spott, wenigstens auf der einen Seite, sich schon in wohlthätiger Folge bewährt. Er hatte den Major von Litzfeld aus dem Taumel erweckt, in welchem die Zeitrichtung auch seine edlere Seele mit fortgerissen; hatte ihn einem hohen Glücke entgegengeführt, das ihm sonst entgangen, und vielleicht erst eingeleuchtet hätte, wenn es zu spät gewesen wäre.

Der Graf? — Der Erfolg der Kur war hier zwei-

ſelbſter. Die Eitelkeit, welche ſich ſelbſt den Hof macht, fällt nicht mit einem Schlage, und noch als Blume hat Narziß nicht aufgehört ein Dandy zu ſein. Nichtsdeſtoweniger erfüllte der Graf auch nur ſeine Beſtimmung, indem er der Baronin wehe gethan. Auch die würdigſte Abſicht iſt, ſofern ſie Schmerz erregt, der Vergeltung nicht überhoben. Dieſe ſoll den Gehalt jener erproben, und wer Feuer anzündet, um zu erhellen, und zu erwärmen, muß es hinnehmen, wenn er ſelbſt ſich dabei ein wenig die Finger verbrennt, und wenn der Rauch ihm auch einmal ins Geſicht ſchlägt.

Die muthige thatkräftige Frau bewährte ſich aber auch in der Widerwärtigkeit, und trat Roſa lächelnd und wohlgemuth entgegen, als dieſe ſie theilnehmend aufſuchte.

Die Nichte war nämlich betheilter als man meinen möchte. Klug über ihre Jahre, aber auch kalt und ſtolz, ohne deshalb der Herzensgüte zu entbehren, war ſie die einzige, welche die Plane der Tante, und die Verhältniſſe durchſchaute. Das Zutrauen der Baronin hatte ſie dadurch gewonnen, daß ſie ſich gegen ſie über Alles frei ausgeſprochen, das ſie auf dem Herzen trug. Sie hatte das Verfahren der Tante zuerſt nicht gebilligt, ehe ſie den Grafen geſprochen. Der Umſtand indeſſen daß dieſer, den ſie als ſchlau und gemüthlos kannte, gleich ohne Weiteres eine Bewerbung um ſie erſchwin-

gen können, nachdem die um die Baronin geſcheitert, zeigte ihn ihr in einem anderen Lichte, und ſie that ihm zum Theile unrecht, eben weil auch ſie ſchlau war. Er hatte ſeine Anträge bei ihr wirklich wohlgemeint, und ſie waren ihm Ernſt. Sie ſah darin aber großentheils nur ein Auskunftsmittel ſeines Verſtandes, und war auf ihrer Hut, weil eben ſie ſich zu hoch ſtellte, zum Auskunftsmittel zu dienen. Daher billigte ſie nun die Handlungsweiſe der Baronin, ſagte es ihr frei heraus, und tadelte den Grafen. Der Tante war dieſes nicht ganz genehm. Sie hatte ſich bereden laſſen in die Plane der Frau von Roſenfeld einzugehen, der daran gelegen war ihre jüngere Enkelin ſo mit dem Grafen zu verbinden, als die ältere mit dem Major. Sie vertheidigte daher den Grafen, vornehmlich um Roſa's Herz zu prüfen, denn ſie hatte in des Mädchens Seele eine Neigung für den Grafen entdeckt, die Stolz und Trotz nur am Aufkeimen hinderten. Sie begütigte endlich die Nichte, indem ſie einestheils ihrem Sinne billige Gerechtigkeit widerfahren ließ, anderntheils aber ſie ermahnte, den Grafen nicht zu raſch zu richten, und zu verwerfen. Damit ſtellte ſie Roſa in den Beruf einer ſcharfen Beobachtung, und das feine Geſchöpf übte dieſe mit einer Schärfe, die jedem Worte, jedem Schritte des Argloſen mit Argusaugen folgte. Ihr entging deshalb auch die Befliſſenheit nicht, welche er dem Oberſten bewies, in

dem ſie den Verehrer der Tante bald ermaß, und ſchöpfte Verdacht daraus. Sie hatte den Oberſten am Abende zuvor in den Garten gehen, und den Grafen ihm folgen geſehen. Sie hatte aus ihrem Fenſter ihr Geſpräch nicht gehört, aber deſſen Lebhaftigkeit beobachtet. Sie hatte wahrgenommen, daß der Graf dem Oberſten jenes Paket gab, und des erſten triumphirende, höhnende Worte vernommen, als er ins Schloß zurückkehrte. Sie zweifelte nicht an einer wider die Tante gerichteten argliſtigen Machination, eilte am frühen Morgen ihr von dem Erlauſchten Kenntniß zu geben, ſie zu warnen, und die Baronin combinirte nach den Vorgängen ganz richtig die bevorſtehenden Ergebniſſe. Sie war daher vorbereitet als ſie eintraten, und entſchloſſen dieſe nicht einſchlagen zu laſſen, es möge daraus entſtehen was da wolle. Nun aber galt es das Wichtigſte, nämlich Befriedigung und Genugthuung in die verſtörten Zuſtände wieder zurückzuführen, und zu heilen, wo ſie genöthigt geweſen zu verwunden.

Nach dem eben Angedeuteten kann kein Zweifel ſein, daß Roſa genau wußte woran ſie war, als in ihrem Beiſein der Oberſt zu dem Grafen trat, um ihm, wenn auch in dunkeln, Jedem ſonſt unverſtändlichen Worten, den Inhalt ſeines Geſpräches mit ihrer Tante, ſo wie deſſen nun unabwendbar ſcheinende Folgen anzudeuten. In höchſter Unruhe machte ſie ſich bald los, eilte in das

Kabinet der Tante, und warf ſich ihr in Thränen in die Arme.

Dieſe erwiederte ihre Innigkeit mit ſchöner Wärme, und ſagte:

„Ruhig, liebe Roſa. Was wir vorausſahen, hat ſich begeben.“

„Es hat ſich begeben, und Sie lächeln?“

„Warum ſollte ich nicht. Du ſiehſt, ich lächle ohne Thränen, alſo nicht in Wehmuth, ſondern mit dem Bewußtſein meiner Klarheit, meiner Kraft.“

„Der Graf alſo? —“

„Der Graf.“

„Und Sie haſſen, Sie verabſcheuen ihn nicht?“

„Ich kann ihn nur bedauern.“

„Er iſt verwerflich, — unwürdig.“

„Das ſind die Irrenden niemals.“

„Er muß beſtraft werden.“

„Nicht doch, nur belehrt, und das iſt meine Sorge.“

„Und wenn er belehrt iſt?“

„Soll ihn meine Roſa beglücken, und damit die Lehre vollenden.“

„Niemals kann ich beglücken, wo ich verachte.“

„Halt Roſa. Von achtzehn Jahren hat man das Recht noch nicht zu verachten, weil man die Kunſt zu

achten noch nicht ausgelernt hat, selbst wenn man um vier Jahre wenigstens zu früh gereift ist, wie Du."

„O diese Männer! — Ja, Sie haben Recht in ihrer höheren Begabung sie zu verwerfen. Wer Ihnen gleich sein könnte. — Aber Geduld, ich wills, ich werde es können."

„Rosa, ich nehme wahr, daß Du mich verkennst, wie die Uebrigen mich verkennen. Die Begabung, welche blind verwirft, wäre keine höhere. Ich verwerfe die Männer nicht, nur die Abwege von ihrer eigentlichen Bestimmung, die Mode, welche diese Abwege trägt, verwerfe ich. Kein Weib darf die Männer verwerfen oder verachten, denn es verachtete und verwürfe damit seine Bestimmung. Ich bin frei, will es bleiben. Aber die schönste Blüthe der Freiheit ist es, welche diese dem Würdigen unterordnet, um in seiner Freiheit doppelt frei zu sein. Nur in seiner Hinneigung zum Manne vollendet sich das Weib. Ohne den Mann ist es nichts. Ohne diese Hinneigung zerfällt es mit der Sitte, erklügelt sich eine Selbstständigkeit wider die Natur, und reflectirt sich, statt empor zum Ideale, hinunter zur Caricatur. Ohne den Mann ist das Weib halb, das Uebelste so man sein kann. An seinem edlen und starken Herzen wird es ganz. Ich verwarf meine Bewerber, weil ich ermaß, daß ich mit keinem von ihnen ein Ganzes werden könne. Ich verspottete sie, weil die An-

maßung bei ihnen, mit ihrer Armuth mich ergänzen zu wollen, Spott verdiente wie jede andere. Auch im Spotte wußte ich zu unterscheiden, und wies den Plan Deiner Großmutter nicht ab, die Besten aus der Summe mit weiblichen Wesen entschädigen zu wollen, deren Gemüth neben dem ihren gegenseitige Ergänzung hoffen ließ. Ein Theil meines Vorhabens ist schon gelungen. Der Graf nun kann Dich ergänzen, Du ihn. Er hat zu viel Convenienz, Du zu wenig. Er ist geschmeidig, Du bist trotzig. Er ist eitel, Du nur zu gleichgültig gegen den Beifall Anderer, aus Caprice. Er ist ein sentimentaler Dichterling, Du bist ein Epigramm. Er ist besser als er sich giebt, denn wenn er sich besinnt, nimmt er Vernunft an; Du schlimmer als Du scheinst, denn wenn Du Dich erst besinnst, ist mit Dir nicht aufzukommen. Die innersten Kerne von Euch Beiden muß man billigen, sie sind aber in so viele sonderbare Schaalen incrustirt, daß jene endlich nur zum Vorschein kommen können, wenn diese sich an einander durchgerieben. In beschränkten Verhältnissen würdet Ihr Euch täglich streiten. Die vornehmen Zustände, denen Ihr anheim fallt, schließen aber alle Extreme aus, weil sie streng geregelt sind."

„Liebe Tante, — entgegnete Rosa mit einem ganz unbeschreibbaren Ausdrucke, gemischt aus Laune, Trotz und Nachdenken, — Sie sagen da viele Dinge auf ein-

mal. Es ſind deren eben zu viele, als daß ich ſie in Summa unterſchreiben könnte. Ueber das Eine oder Andere ließe ſich allenfalls unterhandeln. Dieſes ſehe ich aber klar, daß der armen Roſa Niemand Rath ertheilen kann. Es war übrigens immer ſo, denn ſchon früher, wenn ich nach dem Rath Anderer meine Puppe einkleiden wollte, kam es niemals zu Stande. Die arme Roſa mußte ſich ſelbſt helfen. Alle Welt fand ihre Puppen abſcheulich; ſie ſelbſt fand ſie dagegen allerliebſt, und vergnügte ſich mit ihnen um ſo geſicherter, als Niemand ſie ihr ſtreitig machte. So wird es wohl auch ferner bleiben mögen. Wenn der Graf vor acht Tagen um meine Hand geworben, wer weiß. Ich war ihm gut, und noch etwas einfältiger als heute. Wenn ich aber nun in der That von der gütigen Vorſehung mit ſo viel Stacheln geſegnet bin, als Sie mir eben vorgehalten, dürften andere Hände als die des Grafen und Seinesgleichen erforderlich ſein, mich zu rupfen, und ich meine, wie die Operation ſo empfindlich ſein dürfte, daß ich nur ſtill halten würde unter der Hand eines Mannes, den ich verehre, der mir imponirt. Indem ich nun der lieben Großmama die Hand küſſe, die ſchon manchesmal genäht was ſie wieder auftrennen müſſen, und Sie meine ſchöne holde Tante nenne, die zum Gegengewicht bei ſo viel Trefflichem auf einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben darf, ohne

deshalb zu erröthen, ſchließe ich mit den Worten: „Ende gut, Alles gut.“ Wie der Graf ſich am Ende zeigen wird, werde ich ihn beurtheilen, und hiemit wollen wir uns mit weiterem Nachdenken nicht Unruhe machen, ſondern dem trüben Tage ſo heitre [illegible] ir-nen zeigen als möglich, denn wenn gewiſſe Leute ihre Mühle zu hoch ſtellen, iſt es durchaus kein Erforderniß für uns, ihnen dazu Waſſer zu geben.“

Die Baronin fand in den letzten Worten einen Wink für ihr eigenes Verhalten. Sie ließ daher das Weitere auf ſich beruhen, und betrat mit Roſa den Speiſeſaal, wo man ſie zur Tafel erwartete, mit ihrer gewöhnlichen Klarheit.

Der Graf beobachtete jede ihrer Mienen, belauſchte jedes ihrer Worte, fand ſie aber unergründlich, und gab ſich mit verbindlicher Eleganz und ſorgloſer Haltung dem Geſpräche hin, das die Baronin mit Laune und Anmuth faſt nur an ihn richtete.

Kurz ehe man ſich erhob, ſprang die Baronin plötzlich von der bisherigen Unterhaltung ab, und ſagte nicht ohne Schelmerei:

„Aber Herr Graf, wer hätte bei Ihnen, einem ſentimentalen Dichter, vorausſetzen mögen, daß Sie ſogar mit einer Landpartie diplomatiſche Zwecke verbinden, und hier in meiner demüthigen Hütte den Connetable für einen überſeeiſchen Thron anwerben würden. Ja, —

der Oberſt hat mir davon geſagt. Ich freue mich doppelt, weil ich ihm dabei ſein Gut, das ich ſchon längſt gern gehabt, abgeſchwatzt, und zwar für einen Spottpreis. Ich mache ein eminentes Geſchäft. Man muß die Leute angehen wenn ſie Geld brauchen. Morgen kommt der Oberſt wieder her, um den Kaufcontrakt zu vollziehen, den ich eben abfaſſen laſſe. Dazu ſind Sie mir gerade gelegen. Man iſt in dieſem Lande, wie in manchem andern, zu der preiswürdigen Einſicht gelangt, daß der Verſtand einer Frau unmöglich über die Länge von drei Ellen Spitzen oder Band hinausreiche, und hat für ſie bei jedem wichtigeren Geſchäfte einen männlichen Beiſtand vorgeſchrieben. Wohlan denn, ſeien Sie mein Paladin auf dieſem Turnierplatze der blinden Themis, um meinen Farben den Sieg zu verſchaffen."

„Schöne gnädige Frau, — erwiederte der Graf geſchmeidig, — ich werde der Göttin die Binde abkämpfen, und Ihnen huldigend zu Füßen legen."

„Und wir, — fiel Roſa ein, — werden Sie auf ihre Waage ſetzen, um Sie triumphirend zum Himmel ſteigen zu laſſen."

Der Graf wendete ſich ab, und dachte: „dieſe Frau iſt entweder die größte Spitzbübin, welche die Erde trägt, oder — der leibhafte Gott ſei bei uns. Ich bin nun froh, daß ich von ihr losgekommen, denn gegentheils hätte ich wahrlich nicht gewußt, wo ich mich hätte aſſecuriren ſollen."

XVI.

Das kleine Gut des Oberſten hatte eine ſehr ſchöne, aber auch ſehr einſame Lage. Dichte Eichenwälder umgaben es ringsum; keine Heerſtraße berührte es. In der ganzen Gegend herrſchte eine feierliche Stille, wie Gottesfrieden. Einſiedelei im eigentlichen Sinne, mußte es demjenigen unſchätzbar ſein, der in Ruhe und Zurückgezogenheit die Wunden der Seele ausheilen mochte, die, auf den bewegten Schauplätzen des Lebens, den Schlachtfeldern der Leidenſchaft, der Streit um das Glück geſchlagen, welches der Beſiegte zwar verliert, während der Sieger, nachdem der Rauch ſeines Triumphes vorüber iſt, wahrnimmt, daß er es eben ſo wenig gewonnen.

Wie theuer war dem Eigenthümer dieſes heilige Aſyl geworden! Wie viel ſüße Stunden hatte er hier zugebracht in der Sammlung des Weiſen.

Als er heimkehrte; als der Friedensathem der heitern Räume ihn wieder anwehte, ſchien ein Theil der Anfechtungen, die ſeither ihn bedrängt hatten, von ihm gewichen. Er hatte ſich unterdeſſen verloren, und empfing ſich hier zurück. Auch die alte Liebe für die Baronin fand er hier wieder vor, denn in der That, er hatte ſie hier gelaſſen, um dort, in jener verführeriſchen Nähe der außerordentlichen Frau, in eine neue einzugehen, die dem Gleichgewichte ſeiner Seele eigentlich

nicht entſprach. Jene alte hatte mehr verehrt als begehrt; die neue dagegen mehr begehrt als verehrt. Jene war ruhig und beſchäftigend, dieſe ſtürmiſch und ringend geweſen. In jener war Lebenswärme, Fieberglut dagegen in dieſer.

Dieſe neue Liebe hatte ihn nicht belohnt, und jene alte, ſollte er ihr nicht auch entſagen, wie dem ſtillen Wohnſitze, in welchem er ſie gepflegt? Die Löſung dieſer Frage ergab eine erneuerte Bedrängung. Alle Wurzeln ſeines Gemüthslebens bluteten, als er ſie losreißen wollte von dem mütterlichen Boden, in dem ſie gediehen. Ein Trauerflor überwallte ihn. In dieſem blieb er freilich immer der Tüchtige, und Gefaßte, aber er haderte mit ſich ſelbſt.

Vergangenheit und Ausſicht auf die Zukunft ſchienen ihm verloren, und was ſich noch als letztere geltend machte, war eine weite Leere voll nebelhafter phantasmagoriſcher Geſtalten, ohne Weſen und wahre Befriedigung, beleuchtet vom fahlen leidenhaften Schimmer des Zweifels.

Der Tag ſo trüber Erfahrungen neigte ſich zu Ende, und es nahm ſich aus, als wenn die Witterung mit dem Sinne unſeres Freundes umſchlagen wolle. Der Regen, den die Vegetation ſo ſehr bedurfte, war lange ausgeblieben. Ein ſtets heitrer wolkenloſer Himmel hatte mit ſommerlicher Glut die Fluren verſengt.

An dieſem Abende fingen endlich am ſüdlichen Horizonte ſich ſchwere Gewitterwolken zu thürmen an. Ein banger Windhauch flüſterte in den Bäumen, verſtärkte ſich aber bei dem Niedergange der Sonne, deren ſtrahlenloſe, ins Rieſenhafte vergrößerte Scheibe in ein wogendes Meer brennenden Blutes unterzutauchen ſchien.

Mit ſtiller Beängſtigung ſahen die Landleute einem furchtbaren Wetter entgegen, das in ſtets heftigem Wetterleuchten die Schrecniſſe ſeiner Ausrüſtung verkündete.

Der Mond am nächtlichen Himmel ſchien es eine Weile zurückzuhalten. Als er niederſank, vernahm man das Rollen des Donners anfangs fern, dann immer näher und näher, und Blitze kreuzten ſchauerlich die ſchwarzen, ſich überwachſenden Gewölke.

Es legte ſich Niemand zur Ruhe. Der Oberſt verſammelte ſein Geſinde, nahm der Thiere in den Ställen, und der Scheuern wahr, und ließ für mögliche Unfälle Vorrichtungen treffen.

Dieſe wirthlichen Obliegenheiten zogen ihn ab von der Gedankenreihe, die den Frieden ſeines Gemüthes untergraben hatte, und ſpannten die ſchlaff gewordenen Sennen ſeiner Kraft wieder an.

Vor Mitternacht noch entwickelte ſich das Ungewitter in ſeiner ganzen Macht, und verbreitete Entſetzen. Der Himmel ſchien zu brennen. Von faſt ununterbrochenen Donnerſchlägen zitterte die Erde. Der Sturm

heulte, und Ströme des heftigſten Platzregens peitſchten Fenſter und Dächer. Es ſchlug mehrmals ein in die Bäume des nahen Forſtes. Das Vieh brüllte bänglich in ſeinen Wohnungen. Die Pferde raſten an ihren Krippen, und wollten ſich losreißen. Eine grauſige Nacht.

Der Aufruhr der Elemente wirkte jedoch heilend auf die Seele des Oberſten. Wie er die Luft in Schreckniſſen reinigte, klärten ſeine Eindrücke das Innere des tüchtigen Mannes. Er wandelte die Nacht hindurch in ſeinem Zimmer auf und nieder, in welchem Dunkel und die ſchnelle Tageshelle der Blitze wechſelten, und lauſchte mit einer Art von Entzücken den erſchütternden Tönen der dem Gleichgewichte enthobenen Natur. Sie wurden ihm zum Wiegenliede, das ſeine aufgeregten Gefühle in Schlummer ſang.

Als das Wetter vorüber war, das ohne Beſchädigungen vergangen, dämmerte der Tag, und der Ueberwachte warf ſich aufs Bett, um ermüdet in den tiefſten Schlaf zu ſinken.

Ihn träumte, er liege, halb nackt und ſchwer verwundet, in einem tiefen Urwalde. Rieſenhafte ſeltſame Bäume, von vielfach blühenden Lianen umſponnen, verbreiteten über ihn einen dämmernden Schatten. Vögel von prächtigem bunten Gefieder ſegelten mißtönig ſchreiend durch die Wölbungen der tiefgrünen Laubdome.

Ungeheure, glänzende, vielfarbige Schlangen wanden ſich auf dem Boden, und um die Stämme. Aus den dichten Zweigen grinzten abſcheuliche Larven mit funkelnden Augen auf ihn nieder. Seine Wunden brannten. Ihn durſtete. Er fühlte ſich zum Tode. Da ſetzte ſich ein ſchöner bloßer milchweißer Fuß auf ſeine durchſtochene Bruſt. Sie ſchmerzte nicht mehr, und ihm wurde wohl. Er hob das Auge, und ſah ein wunderſchönes Weib in dürftigen Hüllen neben ſich, von weichem hellen Haare umwallt, das mit zärtlichem Blicke auf ihn niederſchaute. Er erkannte die theuern wohlbekannten Züge der hohen Frau, die er allein im Leben geliebt, die er geſtern für immer verloren. Sie reichte ihm eine Schaale mit kaltem Waſſer, das er trank, und von dem er genas. Sie aber ſagte: „wo Du biſt, bin ich auch. Ich laſſe Dich nimmer.“

Er wollte ſie umfaſſen, da erwachte er, und die Sonne ſchien ihm ins Antlitz.

Er ſprang auf, und lachte bitter. „Ich laſſe Dich nimmer!“ — rief er. — „Du lügenhafter Traum. Wir wiſſen es beſſer. Und wenn dem ſo wäre. Ich bin kein Knabe, der ſich foppen läßt. Entſchuldigen Sie mich, gnädige Frau. Ihre Herablaſſung kommt zu ſpät. Ich bin unterdeſſen verſagt.“

Wenn die Sache dergeſtalt blieb, hatte der Graf was er wollte. Wäre er doch zugegen geweſen.

Der Oberſt war der Nämliche nicht mehr, oder er war es wieder. Nicht der von geſtern, der vor zehn Jahren. Alle zarten Bande, mit denen die Neigung ihn zuletzt umwunden, waren abgeſtreift. Sein Sinn beſtand auf die Ferne, auf Thaten und Abentheuer, auf Gefahren und Ruhm. Er wünſchte ſich Glück zu ſeinem neuen Berufe; er liebte ihn; er wußte Demjenigen Dank, der ihn ihm zugänglich gemacht; rechtete nicht mit der Tücke des Bewegungsgrundes.

Gleichgültig überblickte er die heitere ſtille Umgebung, die er verlaſſen wollte. Sie war ſein Eigenthum nicht mehr. Lorenz, dem nun Eröffnungen über das Bevorſtehende gemacht wurden, fing an zu klagen. Ihm ward herriſch Schweigen geboten. Er ſollte auch nicht mitgenommen, aber der Gnade der neuen Gutsherrſchaft empfohlen werden.

Dennoch erwachte der Trieb von den heimlichen Plätzchen in Feld und Wald Abſchied zu nehmen, die ſo oft Ruheſtätten ſeiner Träumereien geweſen waren.

Er eilte ins Freie. Nach dem Gewitter war der Morgen ſtill, klar und himmliſch ſchön. Die ganze Natur war erfriſcht, gleichſam mit neuem Grün bekleidet, und die Regengüſſe der verfloſſenen Nacht ſchimmerten als klare Edelſteine auf den Spitzen der Gräſer. Ein entzückender balſamiſcher Hauch durchwebte die Gegend.

Der Sinnende wandelte lange umher, über die Wiesen, durch den Wald. Endlich gelangte er zu der alten Eiche, von der schon oben die Rede gewesen ist.

Der Steinsitz unter derselben war schon trocken, und der Oberst ließ sich auch heut, wie sonst fast täglich, darauf nieder.

Die Gegend umher romantisch wild; ein dichter hochstämmiger Wald. Unfern rauschte ein Bach, den ein kleiner, kaum kenntlicher Fußpfad durchschnitt.

Es währte nicht gar lange, als jenseits ein schon betagter Mönch aus einem nahen Kloster erschien, der einen kleinen Chorknaben bei sich hatte, welcher in seinem langen rothen Rocke, und weißem Hemde, ihm mit einer brennenden Laterne vorherschritt. Es war nichts Besonderes an dieser Erscheinung. Im Walde lag eine kleine einsame Kirche, in der alle Woche einmal in der frühe Messe gelesen werden mußte, und das nahe Kloster hatte die Pflicht diesen heiligen Dienst zu versehen. Heute war der fromme Bruder zu diesem Amte auf einem anderen gebahnten, aber weiteren Wege an Ort und Stelle gelangt. Die Rückkehr wollte er abkürzen, und hatte deshalb von dem Chorknaben sich vermuthlich beschwatzen lassen, durch den Wald zu gehen. Nun waren sie an den Bach gekommen. Gewöhnlich war dieser so seicht, daß man ihn trockenen Fußes, von einem Steine im Bette zum andern, überschreiten konnte. Nun

aber hatte der Regen der Nacht ihn geſchwellt, und er war zum waſſerreichen Strome geworden, der mit Geräuſch ſeines Weges zog.

Das ungleiche Paar am jenſeitigen Ufer ſchien ſehr in Verlegenheit geſetzt zu ſein, wegen Unterſchlagung der gewöhnten Bequemlichkeit. Man wandelte eine Weile am Ufer hin und her, die alte Fuhrt zu ſuchen. Die bekannten Steine waren aber nicht mehr zu ſehen, und man war ſchon zu weit gelangt, um wieder umkehren zu wollen.

Endlich entſchlug ſich der Chorknabe aller Bedenklichkeiten. Er ſchürzte ſein langes Gewand hoch auf, warf die Schuhe von ſich, und ſtieg guten Muthes in das Waſſer, um es, die Laterne in der Hand, zu durchwaten, dem armen Mönche rückſichtslos überlaſſend, ſich fortzuhelfen ſo gut er konnte.

Dem Oberſten gefiel der kecke Bube, aber zugleich rührte ihn die Verlaſſenheit des alten ehrwürdigen Mannes. Es fand ſich Niemand ihn zu ſtützen, zu leiten, ihn zu lieben, und doch bedurfte er es ſo ſehr. Unſer Freund lächelte ironiſch, und ſagte für ſich: „Du armer Schelm! Dies ſollte man zeichnen laſſen, zum Titelkupfer für ein Hageſtolzenbrevier.“

Der Mönch ſah dem Knaben nach, und rief: „Anton! Anton! Du biſt eine arge Fliege, ſiehſt Dich nicht mal nach mir um. Und wenn ich hier zu Grunde

gehe, kommſt Du heim, und ſagſt zum Herrn Pater Guardian: Ew. Hochwürden, der alte Bruder Seraphim iſt ertrunken, und mich hungert."

Damit war aber auch ſein Unwille beſeitigt. Er zog die bloßen Füße aus den Sandalen, hob mit den Händen, in denen er dieſe vor der Bruſt hielt, ſein grobes Gewand bis übers Knie, und nahm gelaſſen den nämlichen Weg durch den Bach, den ſein ſorgloſer Begleiter eingeſchlagen.

Dießſeits glücklich angekommen, ließ er ſäuberlich die Kutte fallen, als wäre ſie von Sammt. Die Holzſchuhe hielt er aber zu werth, ſie mit ſeinen naſſen Füßen zu befeuchten. Sie blieben auf ſeiner Bruſt, während er wohlgemuth barfuß ſeinen Weg fortſetzte, der ihn nicht am Oberſten vorüber führte.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!" rief dieſer ihn an.

„In Ewigkeit!" ſagte der Mönch mit ſanfter Stimme, tiefer demüthiger Verbeugung, und wollte von dannen.

„Ehrwürdiger Vater, Ihr habt ſo ungewöhnliche Anſtrengung beſtanden, daß Ihr wohl daran thun möchtet, hier neben mir Platz zu nehmen, und ein wenig zu raſten. Dann giebt ein verſtändiges Wort auch wohl das andere. Oder laßt Ihr nicht gern mit Euch ſprechen?"

„Im Gegentheil, — entgegnete der Alte, — ich laſſe mich gern von verſtändigen Leuten belehren. Zu Ihren Dienſten, edler Herr.“

Damit nahm er Platz, und rief dem Gherknaben nach, er möge nur vorausgehen.

„Ihr habt, guter Vater, ſo eben einen weiſen heiligen Spruch ſinnlich aufgeführt, den nämlich: Es iſt nicht gut, wenn der Menſch allein ſteht.“

„Sie haben aus einer kleinen unbedeutenden Begebenheit nur einen weiſen Sinn gezogen. Dem Weiſen dient freilich Alles zur Lehre.“

„Ihr findet alſo auch, wie Jenes nicht gut ſei.“

„Allerdings finde ich das.“

„Aber Ihr ſeid doch auch allein, und lächelt wie ein Glücklicher.“

„Glücklich bin ich freilich, aber ich bin auch nicht allein.“

„Das ſind Wortſpiele. Jener Spruch deutet darauf hin, daß es gut ſei, wenn man ein Weib habe.“

„Ich habs auch. Ein liebes, frommes, treues Weib.“

„Ihr? — fürwahr das möchte ich ſehen.“

„Lieber Herr, Solches möchte füglich nicht geſchehen können.“

„Ei, ſeid Ihr eiferſüchtig?“

„Ganz und gar nicht. Aber meine liebe Gefährtin iſt ſchüchtern und demüthig, birgt ſich am liebſten im

Kämmerlein, und möchte nur an ihren Werken erkannt sein."

„Das läßt sich hören."

„Besser fühlt sich's."

„Dazu solltet Ihr Euch weiter über Eure liebe Gebärtin auslassen."

„Dann müßte ich erst mit dem Sprachgebrauche zanken, welcher sie geradehin zum Manne macht, sie der nennt."

„Der also? — und was dazu?"

„Der Glaube. Lächeln Sie nicht. Ist denn er, oder wie ich lieber möchte, sie, nicht das treuste, das innigste, weiblichste, echt weibliche Wesen. Der Verstand ist ein wehrhafter Mann, will mit dem Kopfe durch alle Wände, und wenn man ihn so walten ließe, wie er es in der Art hat, fürwahr, er würde am Ende machen, daß uns das Haus auf den Kopf fiele. Aber da kommt der Glaube, lockt ihn mit sanftem Liebreize an, und der Stürmer sinkt in dessen Arme. Da haben wir nun die schönste Ehe. Der gezähmte, beschwichtigte Mann erzeugt das Gute und Schöne. Das liebevolle Weib empfängt es, trägt es unter dem sanften Herzen. Wenn endlich die junge That geboren ist, nährt sie die Mutter mit der Milch der Liebe, singt sie in seligen stärkenden Schlummer mit den Liedern der Hoffnung, und erzieht sie zum frommen Helden. Dem

Mönche nun ist ja der Glaube Alles, sein einziges Glück, sein Dießseits und Jenseits. Denn wie er so einsam wandelt und grübelt, was für Anfechtungen müßte ihm der Verstand geben. Aber er nimmt ihn gefangen, und flieht in die selige Genossenschaft des Glaubens.

— Darum bin ich denn nicht allein, edler Herr, sondern habe ein inbrünstig geliebtes Weib, und darf wohl lächeln wie ein Glücklicher."

„Ihr wißt Eure Sache wohl zu führen, mein Vater. Man möchte Euch beneiden."

„Dazu ist keine Ursache. Nicht Alle passen fürs Kloster."

„Aber doch alle für den Glauben."

„Den kann man auch außer dem Kloster haben."

„Den **könnte** man haben; hat ihn aber nicht so wohlfeil als Ihr in Eurer harmlosen Unschuld meint. Die Bahn der Kinder dieser Welt ist **rauh**, und der Glaube hat einen weichen Fuß."

„Da muß man die Bahn ebnen. Dazu haben die Kinder dieser Welt ja die **Kraft**."

„Einer allein machts nicht."

„Nun freilich. Aber ihrer Zwei, meine ich, machens schon. Dafür heißt es ja eben: „es ist nicht gut daß der Mensch allein sei. Dafür ist den Kindern **dieser**

Welt ja die **Ehe** geboten, ſtatt welcher uns, den Kindern *jener* **Welt**, zu unſerem ſtilleren Bedarfe, ihr himmliſches **Urbild** als Erſatz gegeben worden."

„Ihr preiſet alſo die Ehe."

„Sie iſt ein Sakrament."

„Es ſteht doch aber in der Schrift: Heirathen iſt gut, nicht heirathen iſt beſſer. Wie erklärt Ihr nun das?"

„Da müßten Sie die ehrwürdigen Herren Benediktiner drüben befragen, die hochgelahrte Profeſſoren ſind, Tag und Nacht über ihren Büchern ſitzen, und ihre Herren Studenten im Disputiren üben. Wir Andern ſind nur demüthige Knechte Gottes, die ihr Tagewerk damit hinbringen, die einfältige Dorfjugend Leſen, Schreiben, Rechnen und Beten zu lehren. Ich meine indeſſen, man möchte ſich mit jener Erklärung nicht Mühe geben; ſich damit begnügen zu thun was *gut* iſt. Wenn Dieſer oder Jener das Gute erſt noch *beſſer* machen will, ohne es recht aus dem Grunde zu verſtehen, pflegt Hoffahrt heraus zu kommen."

„Der große Held Eugenius hatte auch keine Frau."

„Er mag ſich auch danach befunden haben."

„Schlagt Ihr ſo gering an das Bewußtſein ſo großer Siege, ſo außerordentlicher Thaten, den wunderbaren Heldenruhm?"

„Für Vaterland und wahren Glauben eingesetzt, o nein."

„Wenn Vaterland und wahrer Glaube aber bei den Sachen *nicht* sind? —

„Dann richte ich nicht, und geh vorüber."

„Ihr solltet doch stehen bleiben, und die Dinge genauer ansehen."

„Möchte kaum belohnen. Mit diesen sogenannten *großen Thaten*, mit diesen *Siegen*, mit diesem *Heldenthume*! Wird man dadurch *besser* und *glücklicher*? Was hat der Vollbringer, was hat die Welt, was hat der Himmel davon? Wenns vorbei ist, könnte man wieder von vorn anfangen, und käme nicht weiter."

„So? so? — darüber ließe sich viel sagen."

„Da es dazu uns Beiden, edler Herr, an Zeit gebricht, wollen wir es beim Wenigen bewenden lassen. Bei großem Glanze ist großer Schatten; bei vielem Lichte viel Neid, und Einer mag aus hundert Wunden geblutet, und ungeheure Thaten vollbracht haben, wird es immer nicht Allen recht gemacht sein. Die eifrigsten Lobpreiser ins Angesicht, schmähen desto ärger hinter dem Rücken. Heute findet man die Dinge vortrefflich, über Nacht ist man nüchtern geworden, und meint morgen zu entdecken, daß gar nicht so viel daran sei. Die *Herren* sagen dann: „den Mann haben wir ja

dafür bezahlt." — Die Knechte: „er habe für das Geleiſtete viel zu viel bekommen." Die Zeitungen ſchlagen Lärm, und in Jahresfriſt iſt von Allem nicht mehr die Rede. Man hat dann Etwas anderes. Und ſo gehts noch zum Beſten. Meiſt kommts ſchlimmer. Der Undank kränkt den Trefflichen aufs Blut. Die Verleumdung begeifert ihn. Sein Lorbeer iſt verwelkt, dürr geworden, und iſt dem Pöbel zur Brühe zu ſchlecht. Der treue Hausvater dagegen, neben ſeiner verſtändigen lieben Gefährtin, im Kreiſe ſeiner holden Kinder und frommen Diener, weiß wofür er lebt, freut ſich der Dankbarkeit und zärtlichen Hingebung der Seinen. Er hat allein das wahre Glück, und nicht den Schein, weil ihm der Glaube ſichtbar zur Seite ſteht. — Edler Herr, nichts für ungut. Falls Sie eben auf dem Scheideweg ſtehen zwiſchen dem Glücke, und dem Scheine, mag Ihnen der einfältige Kloſterbruder nicht unnütz begegnet ſein. Gedenken Sie ſeiner. Gott ſegne Sie."

Damit ſchob der gute Vater ſeine bloßen trocken gewordenen Füße in die Holzſchuhe, ſtand auf, und wollte gehen. Der Oberſt hielt ihn zurück!

„Wartet noch, — ſagte er. — Ich werde Eurer viel gedenken. Vielleicht habt Ihr, ohne es zu bezwecken, mit Euren ſchlichten, ſchmuckloſen Worten mir

einen groſsen Dienſt geleiſtet. Damit Ihr auch meiner gedenket, nehmt dieſen Ring."

Er zog einen koſtbaren Ring, Denkmal beſſerer Zeiten, vom Finger, und reichte ihn dem Alten.

Dieſer ſchüttelte das Haupt und erwiederte.

„Groſsen Dank für den guten Willen, aber ich kann dergleichen nicht brauchen. Sie wiſſen es ja."

„Ihr habt ein Muttergottesbild, das viel verehrt wird, ſchmückt es damit."

„Die heilige Mutter hat Schmuck genug. Sie achtet ſeiner nicht. Die frommen Seelen, welche ihn ihr weihten, ehrten und erfreuten durch die Demuth, in der ſie ſich des weltlichen Schmuckes entledigten, nur ſich, nicht ſie. So demüthig ſind Sie noch nicht. Behalten Sie Ihr Kleinod, eben weil Sie noch am Scheidewege ſtehen. Sie können's ſelbſt brauchen."

„Betet darum für mich."

„Sehr gern, kann aber auch gratis geſchehen."

Der Mönch grüſste und zog von dannen, den Oberſten ſehr bewegt zurücklaſſend.

Die Zeit ſich zur Baronin zu begeben rückte heran, und er eilte ſich bereit zu machen.

XVII.

Als der Oberſt vor dem Schloſſe der Baronin anlangte, wurde er mit ungewöhnlicher Ehrerbietung von dem vertrauten Intendanten der Dame empfangen, und in die Gartenhalle geführt, woſelbſt Agnes, Roſa, der Major und der Graf verſammelt waren. Roſa eilte ihm mit der gewinnendſten achtungsvollſten Freundlichkeit entgegen, und entſchuldigte ihre Tante, die nicht erſcheinen könne, weil ſie zur Zeit noch mit ihrem Berichtshalter in ihrem Kabinete beſchäftigt ſei. Auch die Andern bewieſen ihm auffallende, zum Theil ſehr herzliche Befliſſenheit, ſo daß ihm einleuchtete, wie er ihnen beſonders werth geworden, und ſie an ſeinem Ergehen lebhaften Antheil nahmen.

Wir ſchelten, — ſagte Agnes, — ſo eben den Grafen hier, der Ihnen jene verfänglichen Anträge gemacht, welche Sie Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden vielleicht für immer entführen, und haben ihn bereits ſo in die Enge getrieben, daß er ſeine Sache aufgeben muß. Fürwahr, Sie ſollten ihn ebenfalls im Stiche laſſen, und ſich uns erhalten. Das Gewiſſe iſt beſſer als das Ungewiſſe, und wer ſieht voraus, welches ſchöne Glück Ihnen auch noch die Nähe gewähren kann, unerhofft, ehe Sie es denken."

„Mein Fräulein, — erwiederte der Oberſt, —

wem, wie mir, die Nähe nicht Gewiſſes mehr bieten kann, wagt nicht viel, wenn er das Ungewiſſe in der Ferne ſucht. Wer nichts für ſich mehr hofft, darf für Andere hoffen, und Thätigkeit iſt zuletzt der wirkſamſte Balſam für ein verwundetes Gemüth. Uebrigens, in dem Andenken edler Seelen fortzuleben, wie die ſind, welche ich hier zurücklaſſe, iſt ein ſo ſchönes Bewußtſein, daß ich hoffen darf, damit auch in weiteſter Ferne mich anzubauen. So nehme ich das Beſte in meinem Bereiche mit mir, und mit meiner unveränderlichen Ergebenheit laſſe ich zugleich mein beſtes Theil auch hier zurück, ſo daß, ſelbſt jenſeits des Meeres, ich niemals aufhören kann hier heimiſch zu ſein."

„Bei ſolcher Reſignation, — fiel Roſa ins Wort, — dürfte unſerem geehrten Freunde nicht mehr mit Ermahnungen beizukommen ſein, welches, ich kann mir nun einmal nicht helfen, ſehr ſchade iſt."

„Um ſo mehr, — nahm der Major das Wort, — als ich ihm ein rührendes, nachahmenswerthes Beiſpiel geben kann, wie viel Liebes auch dieſer alte Welttheil noch enthält, das uns wohl zukommen mag, ſofern wir nur dem Wahne abſagen, und dem wahren Glücke das unverblendete Auge zuwenden. So eben hat unſere gütige Wirthin mir die Erlaubniß ertheilt, das ſelige Loos, welches mir zugefallen, öffentlich kund zu thun, und ſo darf ich denn auch Ihnen, Herr Oberſt, anzei-

gen, wie mein verſchobenes Duell mit dem Herrn Grafen hier, aus gänzlichem Mangel an zureichenden Gründen, nicht ſtattfinden wird. Die Frau Baronin kann uns nicht mehr entzweien, denn ſie hat das Irrlicht, dem ich nachlief, ausgeblaſen, und mir einen Stern dafür aufgehen laſſen. Eine, nur verkannte und nicht genugſam beſtimmt geweſene Neigung iſt dadurch plötzlich zur Reife gekommen, und ich darf Ihnen in der holden Agnes mit hoher Freude meine Braut vorſtellen."

Der Oberſt ward ſichtlich ergriffen. Um die Bewegung zu verbergen, wendete er ſich an Roſa und den Grafen, mit einem fragenden Blicke, der vom letzten unerwiedert blieb, von Roſa aber raſch angenommen wurde.

„Nein — ſagte ſie, — die Aufbietung des Herrn Grafen iſt noch nicht beſtellt, und ich glaube, daß ſeine glühende Liebe, an welcher er allerdings keinen Mangel hat, bei der Kirche Schwierigkeiten findet. Er iſt mit ſeiner Geliebten im verbotenen Grade verwandt, denn dieſe iſt Niemand anders als — er ſelbſt."

„Unſere ſchöne Freundin, — kadinirte der Graf, — iſt natürlich genöthigt, den Character ihres Namens durchzuführen, und ihre Verehrer mit einem erleſenen Sortiment von Dornen zu bedienen. Indeß, wenn ſie auch nicht viel geliebt hat, wird ihr doch viel vergeben.

und auf ein paar Stiche weniger oder mehr darf es bei ihr nicht ankommen. Zudem habe ich das allgemeine Mißfallen nur bezüglich meiner Dienſtbefliſſenheit gegen Sie, Herr Oberſt, zu dulden. Es iſt nicht auszudrücken, wie ſehr Sie hier in Gunſt ſtehen. Deshalb bereue ich beinahe was ich gethan, und muß mich in Ihren Schutz geben. Sie werden ermeſſen, daß der Vertrag, den Sie geſtern unterzeichnet, vorerſt Sie zu nichts verpflichtet, und er ſogleich vernichtet werden kann, wenn es Ihnen gelegen iſt, wieder davon abzugehen."

Der Oberſt wollte ihm antworten. Die Thüre öffnete ſich aber, und die Baronin, von ihrem Gerichtshalter, welcher Papiere trug, begleitet, trat ein.

Ihre Erſcheinung veränderte plötzlich die Luft. Eine feierliche Stille der Erwartung trat ein, und die Anweſenden warfen ſich Blicke der Ueberraſchung zu.

Die wunderbare, unberechenbare Dame ſchien gänzlich verwandelt. In ihren Zügen lag ein Ausdruck von Milde und Weichheit, der noch niemals darin wahrgenommen worden. Ein eigenes wehmüthiges Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Ihre Haltung entbehrte der bisherigen ſichern Majeſtät, und ſie ſchwebte daher wie eine Erſcheinung.

Selbſt ihr Anzug war ungewöhnlich. Sie hatte die matronenhafte Tracht, deren ſie ſich ſonſt befliſſen,

abgelegt. Ein einfaches weißes Gewand umfloß sie. Das schöne Haar, das sie sonst niemals den Blicken preis gab, war unbedeckt, und natürlich geordnet. Da sie Putz und Schmuck niemals geliebt, mangelte er auch nun völlig. Der herrlichste Schmuck war aber ihre außerordentliche Schönheit, die nun, wie nie bisher, in ihrer ganzen Macht erschien. Sie war zur Jungfrau geworden, mit dem ganzen Liebreitze der Unschuld, und stellte sich deshalb wenigstens um zehn Jahre verjüngt dar, weil sie, bis nun, sich selbst um so viel älter gemacht.

Der Oberst wollte sich ihr nähern, um sie zu begrüßen. Ihre Erscheinung traf ihn aber dergestalt, daß er auf halbem Wege stehen blieb, sich abwendete, und die Hand aufs Auge legte.

Sie schien es nicht zu bemerken, sondern redete ihn an: „Ihr Erscheinen heute beweiset, daß Ihr Entschluß von gestern nicht wankend geworden. Seien Sie mir gegrüßt. Auch meiner steht fest. Diese Gerichtsperson hat den Kaufvertrag, den wir verabredeten, ausgefertigt. Lesen Sie ihn, und wir mögen ihn dann unterschreiben."

Sie reichte dem Obersten die Schrift. Er nahm, durchflog sie, und gab sie mit der Bemerkung, daß er dagegen nichts einzuwenden finde, zurück.

„Wohlan denn, — ſagte ſie, — ſo wollen wir ſie vollziehen. — Graf Sirmingen."

Sie unterſchrieb, der Graf neben ihr. Der Oberſt nahm die Feder, hielt ſie eine Weile vor ſich hin, dann unterzeichnete er ebenfalls.

„So ſind wir fertig, — fuhr ſie fort, — und nahm ein Packet aus den Händen des Gerichtshalters, das ſie dem Oberſten überreichte."

„Hier iſt die Zahlung in Wechſeln auf Wien, die in acht Tagen fällig ſind."

Jener nahm die Papiere, warf einen wehmüthigen Blick darauf, und ſteckte ſie ein.

„So muß ich denn, — hub er an, — nachdem alle Bande zerriſſen ſind, die mich an dieſes Land feſſelten, die letzte Kraft aufbieten, um meinen Abſchied für immer zu nehmen."

„Halt! — fiel die Baronin plötzlich ins Wort, indem ſie mit einemmale ihre ganze Hoheit wieder annahm. — Halt. Zwiſchen dem gegenwärtigen Augenblicke, und ſolchem Abſchiede, liegt noch ein wichtiges Geſchick, das ſein Recht in Anſpruch nimmt. Nur das freie muthige Wort kann es beſtimmen. Ich will ſolches vor dieſen vertrauten Zeugen um ſo offener ausſprechen, als ich keineswegs erröthen würde, ſollte auch alle Welt es vernehmen. Nichts kann wichtiger im Leben eines Menſchen ſein, als ein Abſchied. Er nimmt, ohne daß

Grund abzusehen ist. Er löset die bisherigen Bande, ohne für Knüpfung neuer, welche gleichmäßig befriedigen, Gewähr zu leisten."

„Gnädige Frau, — bat der Oberst, — vermehren Sie nicht die Centnerlast dieser Stunde."

„Da diese Stunde noch nicht vorüber ist, wissen Sie so wenig als ich, wie schwer sie ins Gewicht fallen wird; man muß sie also gewähren lassen, aber nichtsdestoweniger sich mit ihr abfinden. Wer dem Schicksal nicht entschlossen ins Auge sehen kann, wird seinerseits sich nicht darüber beklagen dürfen, wenn das Schicksal nur mit Seitenblicken an ihm vorüber geht."

„Sprechen Sie, ich habe die Kraft Sie zu vernehmen."

„Vor zwei Tagen hatten Sie von der Möglichkeit solches Abschiedes noch keine Ahnung. Gestern früh noch empörte sich Ihr Wunsch gegen ihn. Heute meinen Sie ihn um jeden Preis beschleunigen zu müssen. Solche Schwankungen bei einem so tüchtigen Manne lassen auf große Gemüthsumwälzungen schließen. Woher nun diese? Sie bewarben sich um meine Hand, und ich fand angemessen diese Ihnen zu versagen, wie den Andern. Ich durfte nicht anders. Ich war solche Versagung jenen Andern schuldig, und mir. Mein Grundsatz steht fest. Wer sich um mich bewirbt, hat mich verloren."

„Nun alſo. Der Abſchied iſt hiermit erklärt, und von mir gerechtfertigt, gnädige Frau. Andern meine ich darüber nicht Rechenſchaft ablegen zu dürfen.“

„Ich aber, — ſagte Jene, — bin ſie Ihnen ſchuldig, und mir. Nicht ſowohl in Worten, als in Handlungen. An der Feſtigkeit Ihrer Entſchlüſſe habe ich nicht gezweifelt, aber es galt auch die der meinen zu bewähren. Man hat mich oft im Mißverſtehen meiner Natur der Koketterie beſchuldigt. Ferner hat man mich des launiſchen Männerhaſſes und des kleinlichen Argwohnes angeklagt. Ich wäre wirklich nichts mehr als eine ganz gewöhnliche Kokette geweſen, wenn ich Ihren Entſchluß, um meinetwillen Vaterland, Eigenthum und Gewohnheiten auf immer verlaſſen zu wollen, mir nur hätte zum willkommenen Schreckſchluſſe dienen laſſen, der endlich mein huldreiches Nachgeben zur Folge gehabt hätte. Nein, ich hielt Sie beim Worte, und bewies der Welt meinen Ernſt. Ich erwarb Ihr Eigenthum und rüſtete Sie zur Reiſe aus.“

Der Oberſt ſammelte einen Augenblick ſeine ganze Kraft, und rief:

„Ich bin im Begriffe ſie anzutreten.“

„Iſt das Ihr feſter, unwiderruflicher Entſchluß?“

„Er iſt es.“

„Sehr wohl. Wann gedenken Sie ſich einzuſchiffen?“

„In vier Wochen.“

„Dieſe Friſt genügt auch mir.“

Sie wendete ſich zum Gerichtshalter.

„Haben Sie die bewußten Papiere zur Hand?“

Dieſer bejate, und überreichte ein beſonderes Packet. Die Baronin nahm es, und wendete ſich zum Major.

„Mein theurer Neffe, beharren Sie bei den Verſprechungen, die Sie mir heut früh geleiſtet?“

Dieſer antwortete: „wenn Sie darauf beſtehen, allerdings, und mit gerührter Ergebung. Was auch geſchehe, das edle Vertrauen, welches Sie in mich und meine geliebte Agnes geſetzt, ſoll nicht getäuſcht werden.“

„Wohlan denn, — ſetzte die Baronin hinzu, — ſo eilen Sie Ihre Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte zu erbitten. Hier empfangen Sie die Generalvollmacht zur Führung aller meiner Angelegenheiten. Sie werden mit Ihrer jungen Gemahlin in dieſem Schloſſe wohnen, und meinen Hausſtand fortſetzen. Die Geſchäfte, welche Sie übernehmen, ſind groß, denn alle Plane in der Verwaltung meiner Güter ſollen nach der Inſtruction genau ausgeführt werden, die ich dieſe Nacht aufgeſetzt, und die ich Ihnen hiebei übergebe. Ihr Beruf iſt nicht leicht. Ihr geſunder Verſtand, Ihre Liebe zur Sache, Ihr redlicher Wille werden Ihnen Bahn brechen. Mein Intendant, der außerordentlich erfahren und treu iſt, wird Ihnen mit ſeinen Einſichten raſtlos zur Seite ſein, wird Ihnen alle Details erſparen, und nur die allge-

meine Aufſicht wird Ihr perſönliches Geſchäft ſein. Sollte ich einſt Ihnen Rechenſchaft abfordern, hoffe ich, daß dieſe zu Ihrer und meiner völligen Genugthuung ausſchlagen wird. Ich kann niemals aufhören im Geiſte bei Ihnen zu ſein, wie weit die Ferne auch ſein wird, die uns trennt."

„Wie? — rief der Graf erſtaunt: — Sie wollen Ihre Güter, dieſes Land verlaſſen?"

„Allerdings."

„Wohin? — wie?"

„Mein Wohin kann nicht zweifelhaft ſein. Mein Wie dürfte Ihnen zu rathen geben. Ich folge meinem Gemahle, wie es meine Pflicht ſein wird."

Der Oberſt erſchrack, und war ſtumm. Der Graf meinte aus den Wolken zu fallen, und erſchwang nur die Worte: „Ihrem Gemahle?"

„Ich begreife, — alſo ſetzte die Baronin ihre Erklärung weiter fort, — daß Sie dieſes ſehr befremden muß, nach dem was zwiſchen uns verhandelt worden. Sie glaubten mich an meinem Gelübde entweder feſthalten zu können, um mir jede Vermählung unmöglich zu machen, oder gegentheils mich zu beſchämen. Meinem Gelübde bin ich treu geblieben. Sie beſtimmten den Oberſten ſich um meine Hand zu bewerben, und er mußte mich in ſolcher Bewerbung verlieren. Ob es

Ihnen nun wird gelingen können mich zu beſchämen, wird ſich ausweiſen."

Sie wendete ſich wieder zu dem Oberſten.

„Edler, vielgeprüfter Mann, Sie haben nur verloren was in der Bewerbung zu verlieren war, nicht aber was Sie außer dieſer Bewerbung bereits beſaßen, immer beſitzen werden, — meine Achtung. In meinem eigenen Weſen iſt mir erlaubt, dieſe über die Liebe zu ſtellen. Die Liebe mag ſich der Bewerbung hingeben, die Achtung gehorcht dem Gebote. Die Liebe mag ſchmeicheln und bitten, der Geachtete hat zu fordern. Es iſt lange her, daß Sie mir unausſprechlich theuer ſind. Es iſt lange her, ich habe es wohl erkannt, daß ich Ihnen werth bin. Ich hatte einen ſchönen Plan. Ich wollte unſer Geſchick dem heiligen Augenblicke entgegenführen, in dem von Ihnen zu mir, oder von mir zu Ihnen, geſagt werden ſollte: „da einmal feſt ſteht, daß Du nicht ohne mich, ich nicht ohne Dich leben kann, iſt es unſer Beruf, daß wir ganz beiſammen bleiben." Das wäre dann keine Bewerbung geweſen, bei der nothwendig Einer zu bitten, der Andere zu gewähren hat, in welcher alſo die Willkühr nach Macht beharret, ſondern Einſicht in eine Nothwendigkeit, der nur die Thorheit widerſtreben mag, und ich wenigſtens bin keine Thörin. Sie verkannten ſich, dieß war der Grund meines tiefen, geheimen Kummers, und wagten nicht

Ihr ſchönes Selbſt an die Herbeiführung ſolches Augenblickes. Da ſteigerte ſich meine Seele zur Männlichkeit. Ich ſelbſt führe dieſen Augenblick herbei, und ſage jene Worte, die ihm vorbehalten blieben. Ob Sie denſelben widerſtreben möchten, weiß ich freilich nicht; wohl aber daß Sie längſt es nicht mehr können. Ich hatte eine große Verpflichtung zu erfüllen; mir einen zweiten Gemahl zu geben, der das Andenken meines verewigten neben ſich dulden kann, auf den dieſer Verewigte beifällig niederſehen mag. Ich fühle das Weben ſeiner ſchönen Billigung über meinem Haupte."

Ihre Augen floſſen über. Ihre Sprache verrieth die tiefſte Rührung.

„Die auf fremden Rath, in einer Weiſe die Ihnen und mir nicht anſtand, Umworbene haben Sie verlieren müſſen. In der ſelbſtſtändig und frei ſich Hingebenden empfangen Sie die Verlorne, Ihrer würdig, zurück. Sie ſind mein auf ewig. Ich bin die Ihrige."

Sie reichte ihm die Hand. Agnes ſank in Thränen aufgelöſt in die Arme ihres Verlobten. Roſa fixirte den Grafen mit durchbohrenden Blicken.

Draußen hatten ſich in ehrerbietiger Stille alle Diener und Untergebene der Baronin unter Anführung des Intendanten verſammelt, und blickten mit Rührung und kaum zurückgehaltener Freude auf ihre Gebieterin.

Der Oberſt ſchien erſtarrt. Er hielt die Hand der Baronin, und blickte ins Leere. Plötzlich fuhr er auf, und ſtürzte ihr zu Füßen. Sie hob ihn auf, drückte einen Kuß auf ſeine Stirne. Dieſe Berührung gab ihm das Leben wieder. Er richtete ſich hoch auf, und blickte mit Hoheit umher.

„Ja, — rief er aus mit ſtarker Stimme. Ich empfinde nun doch, daß ich Ihrer würdig bin, denn ich kann einen ſolchen Augenblick ertragen wie ein Mann. Einziges, wunderbares, hochverehrtes, — ach! ich muß wohl ſagen, unausſprechlich geliebtes Weſen, mag ich von Dir nicht verkannt werden, von Dir nicht, — denn was geht nun die übrige Welt mich noch an. Ich habe mich verhalten wie mir geziemte. Ich habe mit mir ſelbſt gerungen. Blicke in meine bisherigen Geſchicke, und Du wirſt mich verſtehen, wirſt mich billigen. Du ſollſt Dich in mir nicht getäuſcht haben. Auch ich erkenne Dich, und die Nothwendigkeit Deiner Richtungen. Das erhabene Beiſpiel, das Du Deinem Geſchlechte in dieſer verflachten Zeit gegeben, möchte es nicht verloren geben. Ich bewundere Dich, ich bete Dich an. Mein ganzes Leben ſei eine Huldigung Deiner Trefflichkeit. Von Deinem und meinem Glücke ſprechen wir hier nicht, es iſt für uns, nur für uns."

Er konnte nichts weiter ſagen, denn als er an ſein künftiges Glück dachte, ſtockte ſeine Stimme.

Die Baronin wollte keine Rührung zur Schau ſtellen. Sie wendete ſich daher zum Grafen.

„Nun, Graf Sirmingen, wie ſteht es? Sind Sie zufrieden geſtellt? wie ſieht es aus mit der Beſchämung? Es iſt nun Zeit dazu, oder niemals. Wird dieſer Mann, dem ich mich nun ſelbſt angetragen, unendlich bedauern, daß der ſonderbare Antrag zu ſpät komme? wird er Nein ſagen? und bin ich auf der Welt nichts mehr als — emancipirt?“

„Aber ich bitte Sie, — rief der Graf, — iſt es denn Ihr wirklicher Ernſt?“

„Daß ich dieſen Mann heirathe? — Ja.“

„O mein Gott, das nicht, wer zweifelt daran. Aber daß Sie Ihre Güter verlaſſen, und ihm nach — nach — wie heißt es denn? — folgen?“

„Armer Freund, Sie vergeſſen vor Alteration ja ſogar Ihre Geographie. Ja, ich folge allerdings meinem Gemahle nach Braſilien, wie es meine Pflicht iſt, denn es heißt für alle Zeit und alle Zuſtände, daß das Weib Alles verlaſſe und dem Manne folge. Meinen Muth habe ich über mein Geſchlecht erheben können, meine Pflicht bleibt auf ihrer Stelle. Ich laſſe viel Liebes zurück. Aber da er mir lieber als alles Andere iſt, ziehe ich mit ihm, und könnte mich morgen einſchiffen. Ich werde ihm auch dort nützlich werden. Sie wollten jener Beſtimmung einen mittelloſen abhängigen

Abenteurer zuführen, und ich bringe einen großen Herrn hinüber, der Geſetze vorſchreiben kann. — Aber dem aber auch nicht ſo. Wo von Noth und Aufopferung die Rede iſt, darf ich auch von Liebe ſprechen, denn da iſt nur ſie die Tröſterin und Helferin. Mit ihm durchzöge ich arm und verachtet die Meere; mit ihm kämpfte ich am fremden Strande um das Brod; ihm folgte ich in die Kriege, verbände ſeine Wunden, bettelte mit dem Invaliden auf den Straßen, durchwatete die Sümpfe der Urwälder mit ihm, bereitete ihm ſein Mahl an dem Feuer der Wilden. Für ihn erduldete ich Alles, denn über alles Denken — liebe ich ihn."

Der Graf wurde wild bis zum Selbſtvergeſſen.

„Nein, — eiferte er, — das iſt nicht auszuhalten. Solchen Triumph ſollen weder Sie haben, noch Er. Zur Zeit hängt es nur von mir ab, ob er nach Braſilien gehen darf, oder nicht. Ich ſage Ihnen alſo, daß er keineswegs hingehen wird, daß ich es nicht dulde, daß ich mich nicht zum Beſten haben laſſe. — Nein, nein, nein, — er geht nicht hin, und Sie, gnädige Frau, eben ſo wenig. Ich geſtatte Ihnen die ganze Welt, aber nur gerade dieſes Braſilien nicht. Der Vertrag, der unterzeichnet worden, iſt nur eine Einleitung. Er gilt nur ſo viel als ich ihn gelten mache. Wenn ich wollte, müßte er hinüber. Aber ich will nicht. — Da iſt dieſer Vertrag, und da fliegt er hin."

Er zog ihn aus der Tasche, zerriß ihn in hundert Stücke, und warf diese hinaus in den Garten, wo denn allerdings der Wind mit ihnen sein Spiel trieb.

Der Oberst lachte und entgegnete: „nun, nun, ereifern Sie sich nicht. Ich bin der Mann keineswegs mich aufzudrängen. Und wenn ich Ihnen nicht mehr anstehe, habe ich nichts dawider zu Hause zu bleiben."

Die Baronin schien in Wonne aufzuleuchten, und zum erstenmale warf sie sich stumm an seine Brust.

Die Untergebenen hatten diesen Augenblick nur abgewartet. Sie waren länger nicht zu halten, drangen hinein, wogten um ihre Gebieterin und ihren Verlobten unter den lebhaftesten Freudenbezeugungen.

Der Graf schien ganz erschöpft. Rosa, die kein Auge von ihm verwendet, und der in dem Vorhergegangenen nichts von Bedeutung gewesen, als sein Verhalten, näherte sich ihm und sagte:

„Nun, Herr Graf. Wenn sich aus diesem Allen ein Schlußtableau vervollständigen soll, müssen wir uns auf irgend eine Weise anschließen, sonst geben wir erbärmliche Statisten ab, die beim Arrangement vergessen worden."

Sie sprach dies so laut, daß Alle es hörten, und in Spannung ihr die Blicke zuwarfen.

Der Graf schöpfte tiefen Athem, als ob er erst jetzt zu sich selbst komme. Sein Auge wanderte von Einem

zum Andern mit dem Ausdrucke der Befremdung. Er rieb ſich die Stirne, dann nahmen ſeine Züge ein Gepräge von Milde und Gutmüthigkeit an, und lächelnd ſagte er Folgendes.

„O dieſe Nerven! dieſes Kopfweh! wenn ſie einmal recht toll ſind, ſetzen ſie mich aus mir ſelbſt hinaus, und auf die Straße. Wo bin ich nur in dieſen letzten Tagen geweſen? Was mag ich getrieben haben? Ach, ja ſo. Ich rufe mir Alles zurück, aber fürwahr nur wie aus einem Traume. Nun finde ich Alle zufrieden und beglückt, kann mich aufrichtig daran erfreuen, und theilnehmend Glück wünſchen. Gnädige Frau, Sie haben geſiegt. Dieſes will ich Jedlichem ſagen, der es hören mag. Ihre Theorien mögen ganz gut ſein für gewiſſe Frauen, und es mag ſein, daß es zur Abwechſelung auch ſolche geben muß. Aufrichtig geſprochen, es iſt aber mein Genre nicht, ohne daß dieſes deshalb das beſte wäre. Herr Oberſt, zwiſchen uns keinen Groll. Es ſoll mich freuen wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht. Aber ich empfinde, daß ich nicht Gleichmuth genug beſitze, einen bloßen Epilogus zu machen, und werde darauf zurückgeführt, daß auch ich im Stücke eine Rolle zu machen habe. Schöne gütige Roſa, wenn ich ſeither geträumt, iſt doch aus ſo viel Entſchwundenem eine Wahrheit geblieben, nämlich die, daß Sie mir immer ſehr theuer geweſen ſind. Zuletzt ging mir auf

daß ich Sie innigſt liebe: nur Sie, worauf ich inzwiſchen auch gefallen ſein mag, einzig geliebt habe. In dieſem Schloſſe haben die Bewerbungen, wie wir geſehen, keinen Credit. Bei mir ſteht es feſt, daß ich ohne Sie nicht leben mag. An Ihnen alſo iſt es, ob Sie, im Sinne Ihrer Frau Tante, Ihren Beitrag zur Vollendung des großen Schickſalsſpruches geben wollen, den wir vorhin vernommen."

Roſa antwortete ſofort mit großer Feſtigkeit.

„Nein, Herr Graf, ich muß meinen Beitrag verſagen. Ich kann ſehr wohl ohne Sie leben, und wenn Sie Ihren ſogenannten Traum erſt völlig abſchütteln, werden Sie ohne Zweifel finden, daß Sie auch ſehr wohl ohne mich werden leben können. Vor kurzer Zeit dürfte von mir in ſolchem Falle Anderes vernommen ſein, ich bin aber zur rechten Zeit klüger geworden, und habe deutlich wahrgenommen, daß wir für einander nicht paſſen. Capricen darf man zu gut halten. Egoismus dagegen iſt eine Eisfläche, nur dazu, die eigene Eitelkeit im Spiegel zu begaffen, und Alle rings umher erfrieren zu machen. Malice, im vollen Ernſt, und um Anderen weſentlich zu ſchaden, iſt eine Sache, die ich durchaus und immer verwerfe. Ihre Nähe verſchließt mein Herz. Da ich Ihnen aufrichtig das beſte Glück wünſche, handle ich nur redlich, wenn ich Ihnen bei

Zeiten verkünde, daß bei mir keines für Sie gefunden werden kann."

Der Abgewieſene trat erbleichend zurück.

Die Baronin ſah die junge Nichte bedeutend an, drohte mit dem Finger, und warnte: „Roſa, beſinne Dich."

Das holde Geſchöpf flog auf ſie zu, und warf ſich in ihre Arme. „Liebe Tante, — flehte ſie. — Ich will Ihnen ſonſt in Allem gehorſam ſein, nur nicht in dieſen Dingen. Seien Sie gewiß, daß ich ſehr wohl weiß was ich thue. Ich will der alten Frau Martha ihr Schlüſſelbund abnehmen, und Ihnen um Gottes Lohn dienen von früh bis ſpät. Ich will den Aſchenbrödel bei Ihnen vorſtellen, und luſtige Lieder dazu ſingen. Aber den Grafen kann ich nicht heirathen, und wenn er mich zur Königin machte. Keine Macht in der Welt könnte mich dazu nöthigen, und wenn man mich mit ihm zum Altare ſchleppte mit Gewalt, würde dieſe doch nichts vermögen. Ich würde Nein ſchreien, daß die Kirche davon wiederhallen ſollte."

„Ha! — rief der Graf, — das ſollen Sie nicht. Leben Sie glücklich, meine Wünſche ſollen Sie darin nicht ſtören. Ich ſehe was ich hätte beſitzen können, und wie ich es verloren. Ich eile, Sie von meiner Gegenwart zu befreien."

Er nahm, nicht ohne Rührung, Abſchied von der Baronin.

Dieſe zeigte ihm eine wohlwollende Theilnahme.

„Es thut mir wehe, — ſagte ſie, — daß die Sache ſo ausgeſchlagen iſt. Ich hatte es anders im Sinne. Da ich Sie beſſer kenne, als Sie ſich ſelbſt, und Alle ſonſt; da ich weiß, daß unter vieler Verkünſtelung ein Schatz in Ihnen verborgen liegt, der, wenn er gehoben würde, alle Schlacken jener bei weitem aufwiegen würde, hoffte ich in Roſa die Ausrüſtung zu ſolchem Heile vorzufinden, und vermaß mich Sie vom falſchen Wege ab und in ihre Arme zu führen. Ihre Beſtimmung gelang mir, weil ich Ihr Weſen richtig abwog. Roſa darf ich nicht ſchelten, muß aber beſchämt geſtehen, ſie nicht genug gekannt zu haben. Wer dürfte aber bei ſo jungen Jahren eine ſolche Durchbildung des Charakters und Selbſtbeſtimmung vorausſetzen. Geben wir indeß noch nicht alle Hoffnung auf, wenn anders Sie noch von der endlichen Befriedigung derſelben Genugthuung erwarten. Wir aber wollen immer einander nahe, und gute Freunde bleiben."

„Um dies Letzte bitte ich, — erwiederte er herzlich. — Ich erkenne Ihre gute Meinung, und habe Ihnen alſo auch nichts zu vergeben. Mir haben Sie nichts zu verzeihen, da ich, eben durch die Abſicht des Gegentheils, Ihnen die angemeſſenſte Gelegenheit gab, die

ganze Würde Ihrer hohen Natur zu offenbaren, und Ihr Glück zu begründen. Ich reise dahin ab, wohin Sie zu gehen entschlossen waren; nach Brasilien. Der Himmel segne Sie. Da Sie mein ganzes Vertrauen besitzen, sollen Sie so oft als möglich von mir vernehmen. Leben Sie wohl."

Er verließ den Saal, und in einer Viertelstunde das Schloß, womit sich denn eine Katastrophe endete, die für alle Betheilten gleich wichtig, wenn auch nicht für Alle gleich heilbringend war. Die Zurückgebliebenen wurden in gegenseitiger Liebe einer Seligkeit theilhaft, die am beredtesten ausgedrückt wird durch — Schweigen.

Die Verbindung des Major von Litzfeld mit Agnesen erfolgte zuerst. Die der Baronin mit dem Obersten später.

Ein großartiges Leben offenbarte sich von nun ab auf dem Schlosse. Der Graf und die Gräfin von Schwert gewähren noch heute das Muster einer Ehe, wie sie kaum irgend wo sonst angetroffen wird. Beide wirken, jeder frei und thatkräftig, in den verschiedenen Berufsrichtungen, die sie sich bei Führung ihrer ausgebreiteten Angelegenheiten angewiesen haben. Was Jeder

leiſtet, führt aber zum Ganzen hin, das die Harmonie ihrer Seelen in den herrlichſten Erfolgen abſpiegelt. Zwei Söhne, ſchön und geiſtreich wie die Mutter, edel und tüchtig wie der Vater, blühen zwiſchen ihnen empor, und erhöhen ihr Glück.

Der Major hat den Dienſt verlaſſen, und führt mit Agnes ein idylliſches Leben, voll innigſter Zärtlichkeit, im Kreiſe holder Kinder, auf dem ehemaligen Gute des Oberſten, das ihnen überlaſſen worden. Ihre holde Nachbarſchaft verbreitet über die ländliche Geſelligkeit, deren Mittelpunkt das Schloß iſt, einen bezaubernden Reiz.

Roſa iſt noch unvermählt, lebt bei der Tante, der ſie ſich mit begeiſterter Innigkeit angeſchloſſen, und iſt eifrig befliſſen ſich ihr Weſen anzueignen. Da ihre Begabung aber ſo hoch und klar nicht iſt, und ihre Capricen ſich, bei aller Gutmüthigkeit, immer ſchärfer ausbilden, gewährt ſie eine bisweilen ſonderbare, aber jedenfalls anziehende Erſcheinung. Sie hat bisher alle Bewerber ausgeſchlagen, und verkündet, ihre Freiheit keinem Verhältniſſe opfern zu wollen.

Der Graf war mehre Jahre in Braſilien, ſchrieb jährlich zweimal lange Briefe an die Gräfin von Schwert, die er jedesmal mit koſtbaren und ſeltenen Gaben jenes fernen Himmelsſtriches begleitete. Seine Aeußerungen über Roſa verriethen, daß er nicht aufgehört Theil an

ihr zu nehmen. Man hoffte daher, daß bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr das geſtörte Verhältniß zwiſchen Beiden wieder angeknüpft werden könne.

Der Graf kam endlich zurück, und man erwartete ihn auf dem Schloſſe mit großer Spannung. Er traf ein. — Aber — er ſchien der alte nicht mehr. Seine Geſundheit hatte gelitten. Er war blaß, hager, überreizt. Ein feines ſcharfes Lächeln lag unverwüſtlich auf ſeinen Lippen. Seine Züge waren ſo geregelt durch conventionelle ſubtile Feinheit, daß ſie nichts mehr ſagten. Seine Worte gemeſſen, verbindlich, aber ohne Empfindung und Ausdruck. Er war nichts mehr als ein von außen glatter, von innen ausgebrannter, blaſirter Weltenmann.

Die Gräfin empfing ihn mit Herzlichkeit. Der Graf mit edler Theilnahme. Roſa ſchien keine Eile zu haben ihn zu begrüßen. Nach mehrmaliger Beſchickung trat ſie endlich in den Saal.

Der Graf verneigte ſich vor ihr höchſt achtungsvoll.

Sie dankte ihm mit vieler Anmuth.

Dann ſtanden ſie ſich gegenüber, und — hatten ſich nichts zu ſagen.

Anton Hart.

Novelle.

I.

Die beiden Thürme des prächtigen Kloſters zur heiligen Linde in dem oſtpreußiſchen Ermlande leuchteten in der Morgenſonne, welche ihre wärmenden Strahlen durch den ehrwürdigen Kiefernhain ergoß, der das einſame ſtattliche Gebäude umgab. Durch dieſen, in ſeiner Art einzigen Wald, deſſen hohe Schönheit der Verfaſſer, als er in ſeiner Kindheit ihn mehrere Male ſah, allgemein bewundern hörte, und der mit ſeinen majeſtätiſchen Rieſenſtämmen, welche, ein wunderbarer Umſtand, ſich alle, gleichſam in Ehrerbietung, dem Kloſter zu neigen, mit ſeinem ſaftgrünen Unterholze von Haſel und Birken, noch heute in ſeiner Erinnerung ſteht, trabte auf dem Wege von dem Städtchen Röſſel nach dem Kloſter ein großer rüſtiger junger Menſch, auf einem jener ſtarken, aber leichten und flüchtigen Pferde von polniſcher Race, die noch heute in jener Provinz heimiſch ſind. Der Reiter ſchien dem ländlichen Mittelſtande anzugehören, deſſen einfache eigen-

thümliche Formen damals, — dieſe Begebenheiten fallen ins Jahr 1736, — viel verbreiteter waren, als es heute der Fall iſt. Sein hienach keineswegs idealiſcher Anzug konnte indeſſen die hohe treffliche Geſtalt des jungen Reiſenden nicht beeinträchtigen, wie denn auch die Schönheit ſeiner Geſichtszüge nichts verlor durch den, ſonſt unvortheilhaften, breitgerändeten, und nur an einer Seite aufgeſchlagenen Hut, unter welchem eine Fülle blonder Locken niederwallte. Sein halb entblößter Nacken und die athletiſchen Schultern deuteten auf jene frühgereifte Kraft, welche das Ergebniß einer, im Freien durchlebten, und durch mancherlei waghälſige Uebungen geſtählten Jugend zu ſein pflegt.

Als er um eine Ecke des Waldes bog, ſah er plötzlich in einiger Entfernung das Kloſter vor ſich liegen, und er hielt überraſcht ſein Pferd an. Das prächtige Gebäude erregte weniger ſein Erſtaunen, als der heilige Frieden, der es umgab. Eine Weile betrachtete er es ſchweigend, und er wäre noch länger in dieſer müſſigen Beſchauung verharrt, hätten die beiden Thurmuhren nicht die ſiebente Morgenſtunde geſchlagen. „Schon ſo ſpät?“ — ſagte er, — „da werde ich denn wohl hinein müſſen, mein Heil zu verſuchen, ehe die geiſtlichen Herrn an ihre v i e l e n Geſchäfte gehen.“

Er erregte ſein Pferd durch einen nachdrücklichen Peitſchenſchwung, der es indeß keineswegs berührte,

und das ſchlanke flüchtige Thier flog mit ihm den Hohlweg hinab, dem Kloſter zu. —

Er hatte kaum den Platz verlaſſen, als hinter einer der vielen kleinen Capellen, welche jene geweihte Gegend verzieren, zwei Laienbrüder des Kloſters hervortraten, und dem jungen Menſchen verwundert nachſahen. —

„Ei, ei," — ſprach der eine, — „ehe die geiſtlichen Herrn an ihre vielen Geſchäfte gehen? an ihre vielen Geſchäfte! — Was meint der Bengel damit?"

„Bruder Mathias," — ſagte der andere, — „die vielen Geſchäfte unſerer hochehrwürdigen Herrn kann niemand beſpötteln, als ein preußiſcher Ketzer, und der Junge iſt ein ſolcher. Siehſt Du nicht den dunkelblauen Rock? — Kein Unterthan unſeres allerdurchlauchtigſten Fürſtenbiſchofs zu Heilberg trägt einen ſolchen. Das iſt die verhaßte Farbe von Friedrich Wilhelms Monturen, welche ſeine Werber allen langen Hänſen aufſchwatzen. Mir wird übel, wenn ich dergleichen ſehe."

„Beruhige Dich, Bruder Johannes," — entgegnete der erſte. — „Der Blaurock wird unſer Kloſter mit dem wunderthätigen Marienbilde nicht gleich in die Taſche ſtecken. Indeß es iſt nicht geheuer, wenn ſolch ein Sohn babyloniſcher Herkunft ſich bei uns ſehen läßt. Dieſer preußiſche König und ſeine Eiſenfreſſer von Soldaten ſind die Wölfe, welche um unſere Schaafſtälle ſchleichen, wie der hochwürdige Vater Guardian zu ſagen pflegt.

Laß uns eilen und ihm anſagen, was wir geſehen und gehört, denn vor einer Fliege muß man auf der Hut ſein, wenn ſie von drüben herkommt."

Damit machten die beiden achtbaren Perſonen ſich eiligſt davon, um das Innere des Kloſters noch vor dem Fremden zu erreichen, der ſich in einem unſern gelegenen Wirthshauſe nothwendig ſo lange aufhalten müſſe, um ſein Pferd unterzubringen.

2.

Der Leſer wird die Aeußerungen jener beiden Diener des Heiligthums zu deuten wiſſen, wenn er ſich die öffentlichen Verhältniſſe zurückruft, welche damals in jenen Gegenden vorwalteten. Das Bisthum Ermland ſtand zu jener Zeit noch unter polniſcher Hoheit, aber im Beſitze der Biſchöfe zu Heilsberg. Dieſe Prälaten waren geiſtliche Fürſten und weltliche Landesherrn. In erſter Beziehung waren ſie keinem Erzbiſchofe untergeordnet, weshalb ſie auch den Titel Fürſtbiſchöfe führten; in zweiter, genoſſen ſie faſt aller Vorrechte der Souverainität, denn der Wahlkönig auf dem Throne zu Warſchau hatte längſt keinen Nachdruck mehr in ſo entfernten Gegenden; die Verhältniſſe zu einem ſo vornehmen geiſtlichen Haupte erforderten ohnedieß zarte Behandlung.

und die Unterthanen hatten keinen Grund in Beschwerden das Ansehn des weltlichen Oberherrn wieder geltend zu machen, denn sie wohnten zu warm unter dem Krummstabe, und waren ohnedies größtentheils Nachkommen deutscher Eingewanderter, welchen das polnische Wesen ein Greuel war. Dieses kleine geistliche, ganz von Katholiken bewohnte Ländchen war aber beklemmend in die ganz protestantischen Staaten des immer mächtiger werdenden Königes von Preußen geschoben, und die Lage keinesweges behaglich. Damals regierte König Friedrich Wilhelm der Erste. Dieser Monarch hatte einen zu hohen Begriff von Recht, als daß er seinen geistlichen Nachbar absichtlich hätte beschädigen mögen, indeß seine Diener waren im Kleinen nicht so schonend. Die Verwaltungsweise beider Gebiete contrastirte zu sehr. Im Preußischen militairische Formen, ein streng geordnetes Abgabensystem, eine pünktliche Handhabung der öffentlichen Ordnung. Im Ermlande geistliche Behaglichkeit, welche gern lebte, und leben ließ; so geringe Abgaben, daß, besonders bei der allgemeinen Wohlhabenheit, sie nicht gemerkt wurden; ein buntes Feiertagsleben, und nichts von Soldaten im ganzen Ländchen, die funfzig oder sechzig Trabanten ausgenommen, welche vor dem fürstlichen Schlosse zu Heilsberg die Ehrenwache bezogen, und deren Stellen recht eigentliche Pfründen waren, wiewohl mit Gewehr und Bärenmütze. Die

preußischen Behörden meinten: Se. Majestät der König müsse ja des nächsten das Ermland haben, um sich zu arrondiren, und machten daher mit diesem fremden Gebiete herzlich wenig Complimente. Desertirte ein Soldat aus Bartenstein oder Rastenburg, so verfolgte man ihn ins Ermland, that dort wie zu Hause, schalt, befahl und forderte, ohne den Landesherrn und sein Ansehn sonderlich zu achten, welcher, als ein Mann des Friedens, die Ruhe liebte, nur eine Stimme hatte zum Gebet, nur Hände zum Segnen. Kam ein schöner, großer Bauersohn aus dem Ermlande auf den Jahrmarkt einer preußischen Garnisonstadt, so mochte er sich vor jedem Kruge Bier hüten, denn es war gewiß ein Unteroffizier nicht weit, der so höflich war, ihm den zweiten, dritten, und vierten einschenken zu lassen, und ihn seinen lieben Sohn zu nennen, bis ihm die Sinne vergingen, und er am nächsten Morgen in der Wachstube aufmunterte als — Recrut.

Im Ermlande kannte und fürchtete man aber auch die preußische vermeinte Arrondirungsnothwendigkeit, traute daher dem Nachbar nicht über den Weg, besorgte in der unbedeutendsten Annäherung von drüben eine Falle, und die damalige, überaus strenge Scheidung der beiden Religionsparteien erhöhten Mißtrauen und Widerwillen von beiden Seiten um ein Bedeutendes. Jetzt freilich ist dieses alles vergessen. Das Ermland

iſt wirklich preußiſch geworden, kennet ſich wohl im Gefühle der Sicherheit, welche die Einverleibung in einen großen, weiſe und mild regierten Staat gewährt, hält an dem Könige mit erprobter Treue, und die Anhänglichkeit an das gemeinſam gewordene Vaterland hat die verſchiedenen Religionsparteien in brüderlicher Duldung ausgeglichen.

3.

Der junge Reiſende hatte ſein Pferd im Wirthshauſe oder im Kruge, wie man dort ſagt, untergebracht, und ſchickte ſich an, nach dem Kloſter zu gehen.

Im Kruge war niemand als eine alte Frau, und eine Junge von vierzehn Jahren, alle übrigen Einwohner waren in der Kirche um Meſſe zu hören, zu welcher die melodiſchen Glocken des Kloſters unlängſt entboten hatten. Die Alte zeigte böſen Willen gegen den Fremden, und ſie hätte ihm lieber gar kein Frühſtück gegeben, wenn er es nur nicht ſo barſch gefordert hätte.

Der Junge hatte ſich hinter dem Ofen verkrochen, und wäre gewiß nicht hervorgekommen, dem fremden Pferde Hafer vorzuſchütten, hätte die Großmutter ihn nicht hervorgezogen, mit dem Troſte, es ſei ja lichter Tag, und der Ketzer werde ihn nicht gleich freſſen.

Der Fremde fragte lachend, ob ihn nicht einer von beiden im Kloſter zu demjenigen führen wolle, der ihn bei dem Vater Guardian anmelden könne, welchen er nothwendig ſprechen müſſe.

Die Alte antwortete mit einem entſcheidenden Nein, der Junge mit einem Geheule, das ſich faſt wie eine Verwünſchung vernehmen ließ, und der Reiſende machte ſich daher allein auf den Weg.

Ohne angehalten zu werden, gelangte er bis ins Innere des Kloſters. Die große Pforte ſtand am Tage offen und unbewacht, und da im Hofe kein lebendes Weſen zu finden war, erdreiſtete ſich der junge Mann bis in die langen und luftigen Corridors vorzudringen, welche im unteren Gelaſſe zu dem Refectorium, der abgeſonderten geräumigen Wohnung des Guardian, den Küchen, Wirthſchaftsräumen u. ſ. w. führten, während im erſten Stocke, zu dem man auf breiten, ſtattlichen Doppeltreppen emporſtieg, an ähnlichen Gängen die Zellen der Mönche, deren Anzahl bedeutend war, ſich befanden. Alles, was unſeren Fremden umgab, war ihm neu und erſchien ihm ſtattlich, denn der Reichthum des Kloſters, die großen Einkünfte, welche die zahlreichen Wallfahrten, und die dem wunderthätigen Marienbilde dargebrachten Opfer zu Wege brachten, begründeten die ſtolzen baulichen Einrichtungen, und den prächtigen Schmuck des Heiligthums, welche noch heute

nachdem das Kloſter längſt aufgehoben iſt, bewundert werden. Faſt ſchauerlich war es aber dem jungen Proteſtanten zu Muthe, als ſein Blick ſich in den endloſen Räumen verlor, deren feierliches Schweigen nur durch den Hall ſeiner Tritte unterbrochen wurde. In einſeitiger Abneigung gegen den römiſchen Cultus, gegen das Kloſterthum ins beſondere, erzogen, wurden alle Schreckensmährchen in ihm lebendig, mit welchen man ſeine jugendliche Wißbegierde genährt, und ihm war es, als würden alle dieſe gemalten Märtyrer und Heilige, deren lebensgroße Bilder in gemeſſenen Zwiſchenräumen die weißen Wände verzierten, aus ihren Rahmen lebendig heraustreten, ihn mit glühenden Händen ergreifen, und in jene niemals erhellten Verließe voll Moder und Leichenduft hinabſtoßen, über welche hinzuſchreiten er ſich einbildete.

Bald indeß gewahrte er in der äußerſten Entfernung eines neuen Corridors, welchen er, um eine Ecke biegend, eben betreten, zwei Mönchsgeſtalten, welche mit leichten, unhörbaren Tritten auf ihn zuſchwebten, und ihn verbindlich grüßten. Es waren die beiden Laienbrüder, welche wir ſchon kennen, und er nahm die Gelegenheit wahr, ihnen ſeinen Wunſch, den Pater Guardian in einer wichtigen Angelegenheit ſprechen zu wollen, vorzutragen.

Bruder Johannes fragte demüthig, wen er dem Hochwürdigen zu melden habe?

„Der Herr Guardian wird meinen Namen schon kennen — meinte der junge Mann. — Sagt ihm, Anton Hart, der Sohn des Königlichen Beamten aus S. in preußisch Litthauen sei hier, und wolle das mündlich besprechen, worauf der Herr Guardian ihm auf sechs Briefe nicht habe antworten wollen."

Bruder Johannes entfernte sich in Eil, und Bruder Matthias versuchte es, den Fremdling mit gleichgültig scheinenden Fragen über die eigentliche Absicht seiner Herüberkunft auszuholen, ohne daß er seinen Zweck erreichte. Sein würdiger Genosse kam indeß bald zurück, mit der Bestellung, der hochwürdige Vater Guardian bedauere unendlich, heute Vormittag den Besuch des Herrn Hart nicht empfangen zu können, wichtigen Andachtsübungen habe er sich eben zu widmen. Wenn er, Herr Hart, den Nachmittag, vielleicht den nächsten Morgen, erwarten, und unterdessen die Gastfreundschaft des armen Klosters nicht verschmähen wolle, so werde der Hochwürdige es alsdann über sich zu gewinnen suchen, seinen Geist irdischen Dingen zuzuwenden.

„Schon gut, — antwortete Anton, — mit diesem Namen wollen wir den Helden dieser Darstellung nun stets benennen. Fürs erste werde ich hier bleiben und warten. Der Herr Guardian soll mir aber nicht ent-

geben, und ſollte ich einen Monat, ohne Warmes zu genießen, auf ſeiner Schwelle ſitzen, und ſeine Laune für weltliche Dinge abpaſſen, die, wenn ſie kommt, ziemlich vorherrſchend zu ſein ſcheint."

Damit wollte er ſich entfernen, die beiden Laienbrüder verſicherten indeß, die Sache ſei nicht ſo gemeint. Johannes berief ſich auf den Befehl des Hochwürdigen, ihm unterdeſſen alle Merkwürdigkeiten des Kloſters zu zeigen, und Mathias, — zu deſſen Departement Küche und Speiſegewölbe gehörten, — auf eine Rehkeule, welche Anton zu Mittage ſich ſchmecken laſſen möge, weil die Herrn Paters zwar aus väterlicher Herablaſſung ſolche Leckerbiſſen aus den Händen der Frommen nicht zurückweiſen, ihrer Mäßigkeit aber im Genuſſe derſelben nicht peinliche Gewalt anthun möchten.

4.

Der Namen Anton Hart hatte indeß wie ein Zauberſpruch im Kloſter gewirkt. Der Zipperlage des Vater Guardian ward mit einem kalten gebratenen Kapaun auf dem Wege nach der Bodenkammer begegnet, welchen der Hochwürdige, durch dieſe Meldung beim Frühſtück unangenehm überraſcht, ganz ungewöhnlicher Weiſe vernachläſſigt. Durch alle Zellen der Mönche war das

magische Wort in wenigen Minuten gelungen, und hatte die Väters aus ihren frommen Betrachtungen aufgeschreckt. Schon versammelten sie sich auf den Gängen vor ihren Zellen in einzelnen Gruppen, um, nicht im besten Latein, sich über die vermuthlichen Absichten des Fremdlings erst leise, dann immer lauter und lauter zu besprechen. Endlich stürzte ein Bote des Guardian athemlos herbei, sie alle sofort zu demselben, Behufs einer wichtigen Berathung zu entbieten. Das wilde Heer schien in den Corridors einher, und die Treppen hinabzubrausen. Die Kutten flatterten, die Knotengürtel peitschten die Beine und Knie der Eilenden, und nur die Nähe der Wohnung ihres Vorgesetzten brachte Anstand und Gemessenheit einigermaßen wieder zurück. — Aber auch die Berathung schien zu keinem anderen Ergebnisse zu führen, als zu einem Befehle, die besten Pferde im Stalle, mit so wenig Aufsehn als möglich, vor eine leichte Kalesche zu spannen, nach Nössel zu eilen, und eine Justizperson herbeizuholen, deren das Kloster sich als Rechtsfreund zu bedienen pflegte.

Unser Anton wurde absichtlich von dem Schauplatze dieser Regsamkeit entfernt gehalten, und was man ihm unterdeß zeigte, war so neu für ihn, so erstaunenswürdig, daß es mehr als genügte seine Aufmerksamkeit

einſtweilen von allem, was ſonſt in ſeiner Nähe vorgehen mochte, abzuziehen.

So viel uns von der berühmten Kirche des Kloſters zur heiligen Linde in der Erinnerung geblieben iſt, imponirt ſie mehr durch Größe und Pracht, als daß ſie den gebildeten Geſchmack durch edeln und reinen Styl befriedigte. Die Bauart iſt nicht mehr gothiſch, ſondern nähert ſich ſchon dem modernen, und zwar der in die Augen fallenden, das Gemüth aber durch keinen Eindruck der Ehrwürdigkeit anſprechenden Manier, welche die von den Jeſuiten aufgeführten Gebäude auszeichnet. Der ſchöne viereckige Platz, auf welchem ſich die große Kirche erhebt, iſt mit bedeckten Arkaden umgeben, welche an der Decke al Fresko, mit Scenen aus dem alten und neuen Teſtament bemalt ſind. Die Arbeit wurde ſonſt bewundert, wiewohl ſie nicht ganz vollendet war. Der italieniſche Maler, den man für dieſes Werk im ſiebzehnten Jahrhundert beſonders kommen laſſen, ſtürzte vom Gerüſte und brach den Hals. Ein halbfertiges Bild, ſo wie einige noch nicht einmal grundirte Stellen, wurden lange als Zeugniſſe dieſes tragiſchen Ergebniſſes im damaligen verlaſſenen Zuſtande gelaſſen. In jedem der beiden hinteren Winkel dieſer Arkaden erhebt ſich ein mächtiger achteckiger Pavillon mit einer ſtattlichen Kuppel. Das Gewölbe der Kirche ſelbſt iſt ebenfalls durch den Pinſel jenes fremden ver-

unglückten Meisters verziert. Die täuschende Wirkung einer gemalten runden Oeffnung, durch welche gemaltes Licht einfällt, zeugt von der Geschicklichkeit des Verfertigers, wenn auch nicht von seinem Genie. Glänzende Altäre sind in großer Anzahl vorhanden. In der Mitte der Kirche steht auf einem mäßigen Fußgestell von getriebenem Kupfer, in welchem der Stumpf eines Lindenstammes nachgeahmt worden, das wunderthätige, angeblich vom Himmel gefallene Marienbild, welches indeß, den Blicken der Andächtigen entzogen, in eine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kinde aus getriebenem Silber, von etwa vier Fuß Höhe, verschlossen ist, von nicht zu verachtender Arbeit. Mutter und Kind sind gekrönt. In der Krone des letzteren befindet sich ein Flöckchen purpurfarbner Seide, dessen Berührung an kranken Theilen des Körpers deren Heilung bewirken soll. Der Anblick der Anwendung dieses Mittels ist für den unbefangenen Zuschauer nichts weniger als einladend, aber eine Menge von Weihgeschenken aus Silber, in der Gestalt von Augen, Händen und Füßen u. s. w., welche in der Nähe des Hochaltars befestigt sind, sollen den Erfolg bestätigen. Der Schatz der Kirche bietet einen großen Reichthum von Kostbarkeiten dar. In den Grabgewölben unter derselben wird der unversehrt erhaltene Leichnam des vom Gerüste gefallenen Malers gezeigt, welchem das Gotteshaus seine

Verzierung verdankt, mit dem Pinsel in der Hand. Seine Erhaltung wird der Gnadenwirkung des wunderthätigen Bildes zugeschrieben, dem vielleicht eine geschickte Balsamirung zu Hülfe gekommen.

Die Legende gründet die Errichtung des Klosters auf den Umstand, daß ein Hirt in diesem Walde, vor mehreren Jahrhunderten, sein Vieh geweidet, welches indeß von einem Lindenbaume mehrere Tage hindurch nicht wegzutreiben gewesen, sondern in knieender Stellung, und mit lautem Gebrüll ihn umgeben. Die Nachforschung des Hirten habe in den Zweigen das vom Himmel gefallene Bild der heiligen Jungfrau entdeckt, dessen Dasein er in dem nahen Städtchen Rössel angemeldet, worauf die Geistlichkeit das Bild in feierlicher Procession abgeholt, und nach der dortigen Kirche gebracht. Dreimal indeß verschwand, ohne menschliches Zuthun, zur Nachtzeit, das Wunderbild von der heiligen Stätte, und dreimal offenbarte am frühen Morgen das seltsame Bezeigen der Heerden den beharrlichen Flüchtling in den Zweigen der heiligen Linde. Nun ward die Absicht aufgegeben, das Bild seinem selbstgewählten irdischen Wohnplatze zu entziehen. Man lichtete den Wald. Eine prächtige Gnadenkirche umschloß die heilige Linde. Ihr Stumpf wurde mit Kupfer bekleidet, um das Bild und seine silberne Hülle für ewige

Zeiten zu tragen. Wallfahrten strömten nun aus den entferntesten Gegenden herbei, und zahlreiche Wunder verbreiteten seinen Ruf. Noch in der Kindheit des Verfassers waren die Tage vor Peter und Paul in der heiligen Linde Volksfeste für die katholischen Einwohner. Die Freude mischte sich mit der Andacht. Ein großer Markt, versehen mit allen Bedürfnissen des Lebens, mit allen, selbst mit den kostbarsten Artikeln des Luxus, umgab die Kirchen, und feierliche Processionen vertrugen sich mit der Menge der Käufer und der Neugierigen, welche sie theilen mußten, um durch die Straßen von Juden zum geweihten Ziele ihrer Wanderung zu gelangen. Melodische Hymnen tönten in den Jubel der Luft ringsumher, und eine allgemeine Duldung glich das Widerstrebende mit einander aus. Dann erhoben sich auch viele Lustgezelte in dem schönen Haine des Klosters, in welchem der Adel der weitverbreiteten Umgegend diese fröhlichen Tage beging. Alte Freunde und Bekannte, welche sich sonst nirgend so leicht antrafen, sahen sich hier, und glänzende Gelage halb im Freien, Feuerwerke, Gaukelspiele, belebten den sonst in majestätischem Schweigen ruhenden Wald, dessen Anmuth, selbst in den heißen Stunden des Tages, durch den, ebenfalls dem Gnadenbilde zugerechneten Umstand erhöht wurde, daß nie ein lästiges, oder schädliches Insekt, keine Fliege, keine Mücke, ihn durchschwärmte: das

einzige Wunder des Ortes, deſſen angenehmen Erfolg wir aus eigener Erfahrung beſtätigen können.

Anton konnte von ſolchem glänzenden Schauſpiele nicht Zeuge ſein. Seine Anweſenheit fiel in die erſten Tage des Mai's; indeß die Kirche mit ihren Schätzen und Gemälden waren hinlänglich, ſein Erſtaunen zu erregen, und er vergaß über dieſen prunkenden Erſcheinungen die Bedenken, welche ſeine abweichende Ueberzeugung ſonſt gegen dieſelben, ihren Anlaß und Zweck, geltend gemacht hätte. Bruder Johannes und Bruder Mathias wetteiferten in dem Beſtreben, die eifrigen Führer und liebenswürdigen Wirthe zu machen. Ein ſehr wohl bereitetes Mittageſſen in dem Sommerhauſe des herrlich gelegenen, künſtlich eingerichteten, terraſſirten Kloſtergartens ließ nichts zu wünſchen übrig, als noch einen zweiten Theilnehmer, denn die beiden Geſellſchafter waren nicht zu bewegen ſich ſpeiſend und trinkend, ſondern beſtanden darauf, ſich nur dienend und unterhaltend zu bethätigen. So kam die vierte Nachmittagsſtunde heran, in welcher der hochwürdige Pater Guardian endlich Raum für zeitliche Dinge, und für unſeren Helden gewann.

5.

Auf dem Wege zu der beabſichtigten Unterredung mußte der zerſtreute Anton den Ernſt ſeiner Entſchlüſſe

erſt mühſam wieder ſammeln; ein gewichtiges Zeugniß für die erweichenden und mildernden Gaben der würdigen Brüder Mathias und Johannes. Er betrat indeſſen ſchon wieder mit ziemlich barſcher Miene das Beſuchzimmer des Guardian, und muſterte dieſen, der ihn ſtehend erwartete, mit ſtechenden Blicken. Der hochehrwürdige Herr war keine mißfällige Erſcheinung. Eine ſchlanke, beinahe hagere Geſtalt, von vornehmer Bläſſe, mit durchbohrenden ſchwarzen Augen, ein unverwüſtliches einſchmeichelndes Lächeln auf den Lippen. Er gehörte einem adelichen polniſchen, aber heruntergekommenen Hauſe, war bei den Jeſuiten erzogen, und für das Weltleben beſtimmt, jedoch Armuth trieb ihn in ein Kloſter, wo Gewandheit und Talent ihn förderten bis zu ſeiner heutigen Stelle, die weniger in die Augen fallend, als bequem und vortheilhaft erſchien. Er war jetzt ein Mann über funfzig, indeß verſtand er es, ſeine prieſterliche Würde mit einem Anſtriche gewinnender Grazie zu vereinen, und ſeine Ordenstracht maleriſch anzuordnen, deren faltenreiche Fülle einer edlen Geſtalt ohnehin nicht unvortheilhaft ſtand.

„Ihr habt mich ſprechen wollen, mein junger Freund,“ — ſagte er verbindlich, — „worin kann ein armer demüthiger Mönch Euch nützlich werden?“

„„Darin, — daß Ew. Hochwürden mir mein Geld geben.““

„Geld? — welches, mein Sohn?“ —

„„Haben der Herr Guardian nicht meine Briefe erhalten?““

„Nehmt an, ich hätte ſie nicht erhalten!“

„„Nun, ſo muß Euch mein Name ſchon lehren, welches Geld ich meine. Ich heiße Anton Hart.““

„Ihr fordert zu viel von mir, junger Freund, wenn Ihr mir ſtets bereite Erinnerung an alle weltlichen Händel zumuthet, die mich als Vorſteher dieſes Kloſters leider hin und wieder berühren. Ich eile ſie zu vergeſſen, um mir meinen geiſtlichen Beruf deſto gegenwärtiger zu erhalten. Seid ausführlicher!“

„„Mein mütterlicher Großvater, Franziskus Klein, Gutsbeſitzer in dieſem Lande hat ſein ganzes Vermögen, baare ſechs tauſend Thaler niedergelegt in dieſem Kloſter. Bis zu meiner Mündigkeit ſollten die Zinſen dem Kloſter gehören, dann aber ſollte das Kapital mir ausgezahlt werden. Nun bin ich mündig; durch dieſe Papiere iſt meine Perſon legitimirt, ich bitte um mein Geld, oder vielmehr um die Hypothekeninſtrumente, in welchen es angelegt iſt, und die hier verzeichnet ſind.““

„Ja ſo,“ — ſagte der Guardian, — „ich entſinne mich. Euer Vater gewann bei meinem flüchtigen Zuſammentreffen, und ſpäter als Gaſt des würdigen Franziskus Klein, heimlich das Herz ſeiner Tochter, und warb um ihre Hand. Der katholiſche Vater der Jung-

frau wies, — und wer möchte ihn deshalb tadeln, — den proteſtantiſchen Bewerber unabänderlich zurück. Indeß Euer Vater wußte Eure Mutter zur Flucht zu bewegen, und im Preußiſchen ſchloß ein lutheriſcher Geiſtlicher den ungehörigen Bund."

„„Wozu das alles, Herr Vater? da ich auf der Welt bin, ſo dürfte es mir nicht als eine Neuigkeit erzählt werden, wie ich hineingekommen.""

„Ganz wohl: indeß ich habe zu bevorworten, was Euer Großvater beſchloſſen, ehe ich ſeinen Willen erfülle. Seid Ihr in dem Glauben der römiſchen Kirche erzogen?"

„„Nein, — ich bin Proteſtant wie mein Vater.""

„So habt Ihr auf den Nachlaß Eures Großvaters keinen Anſpruch zu machen, — er gehört dieſem Kloſter."

„„Das wäre, Herr Vater. Mein Großvater wurde erſt auf dem Sterbebette meiner Mutter mit ihr verſöhnt. Ach, daß ſie ſo früh ſtarb! — Er wurde verſöhnt mit ihr und mir, dem zehnjährigen Knaben. Meinem Vater verſagte er ſich hartnäckig, und faßte den Entſchluß zwar Einrichtungen auf den Fall ſeines, ebenfalls nahe bevorſtehenden Todes zu treffen, die meinen Vater jeder Möglichkeit des Mitgenuſſes am Erbteile ſeiner verſtorbenen Gattin beraubten, mir aber deſſen künftigen Beſitz ſichern ſollten. Er gab dieſem Kloſter

in ſeiner letztwilligen Verfügung den Nießbrauch ſeines Vermögens, aber nur bis zu meiner Mündigkeit, wo es mir auszuantworten ſei.""

„Richtig, Anton Hart," — warf der Guardian mit vornehmer Nachläſſigkeit hin. — „Ward aber dieſe Ausantwortung nicht an eine Bedingung geknüpft?"

„„An eine, die ich erfülle: — an einen Wandel, der mich meines Großvaters würdig mache. Wer wagt es, an meinem Fleiße, meiner Redlichkeit, meinem Eifer für das Gute zu zweifeln?""

„Niemand im Allgemeinen. Aber Ihr ſeid Proteſtant."

„„Mein Großvater hat meine Erbfähigkeit nirgend von meinem katholiſchen Bekenntniſſe abhängig gemacht.""

„Allerdings. Er war ein eifriger gläubiger Katholik, im ſchönſten Sinne des Wortes, wie könnte alſo Euer Wandel ſeiner würdig ſein, wenn Ihr in unabläſſiger Gefährdung Eures ewigen Heiles ſorglos dahin taumelt?"

Das Blut ſchoß in Antons Wangen. Seine Augen funkelten, er wollte im höchſten Zorne auffahren, aber er faßte ſich und antwortete:

„„Das alſo war es? — Doch ich konnte vermuthen, daß Ihr dieſe Gelegenheit für Euren Bekehrungseifer nicht würdet unbenutzt laſſen wollen.""

Der Guardian lachte. „Was fällt Euch ein, junger Mensch? Mir liegt nichts an Eurer Bekehrung. Bleibt was Ihr seid, und Niemand auf der Welt wird Euch dabei weniger beschwerlich fallen als ich. Wie dürfte ein armer demüthiger Mönch sich unterfangen den großen Kampf mit dem Zeitgeiste in Eurem Vaterlande auszufechten, der Euch zur Seite steht. — Nicht doch, folgt dem Bekenntnisse Eures Monarchen, der auf Erden keinen Richter hat! Mir aber verargt nicht, wenn ich gewissenhaft den meiner Sorge anvertrauten letzten Willen Eures Großvaters erfülle, und Euch seinen Nachlaß nicht eher überliefre, als bis Ihr der Bedingung desselben vollständig und öffentlich entsprochen habt. — Man läutet zur Vesper. Meine Pflicht ruft mich. Friede sei mit Euch, Anton Hart!"

Mit diesen Worten verschwand der Mönch durch eine Seitenthüre, und Anton stürzte halb außer sich durch den Corridor, den Klosterhof, dem Wirthshause zu.

Er sattelte ingrimmsvoll sein Pferd. Es war schon spät, er wollte indeß keine Stunde mehr an dem Orte verweilen, dessen bloßer Anblick sein Innerstes empörte. Wie ein schwer Verfolgter sprengte er nach Rössel zurück. Nach und nach sammelte er sich wieder, und fragte sich, was nun zu thun sei? „Es soll, schlimmsten Falles," — eiferte er, — „zum Prozesse kommen, und Gerechtigkeit wird doch wohl hier zu Lande zu

Hause sein, vollends in einer klaren Nacht. Morgen muß ich nach Heilsberg. Es wird doch dort ein Sachwalter sich gewinnen lassen. Es gilt mein ganzes zeitliches Gut, und ich muß das Aeußerste versuchen."

6.

Als Anton Rössel erreichte, war es ihm zu zeitig, dort zu übernachten, denn ihn trieb es vorwärts mit dringender Ungeduld. Er meinte, noch ein Paar Stunden in den schönen, klaren, duftigen Frühlingsabend hinreiten, und sich in einem Dorfe einer Herberge versichert halten zu können, die gewiß nicht schlechter sein werde, als die zu Rössel. Als er noch zwei Meilen zurückgelegt, erhob sich der volle Mond über die schönen Waldungen, welche die nicht anmuthlose Gegend verzierten, und der junge Reisende meinte, nun seinen Weg nach kurzer Erfrischung seines Pferdes die ganze Nacht hindurch fortsetzen zu können, die in dieser Jahreszeit ohnehin kaum fünf Stunden mehr dauern werde. Zwar sagte er sich, daß dieser Zeitgewinn für die Erreichung seiner Absichten ganz gleichgültig sei, aber seltsam — ein gewisses Wunderbares, Unbegreifliches, das, wie ihm bald klar wurde, mit seinem Erbschaftsgeschäfte nichts gemein habe, stachelte ihn, so oft sein rüstiges Pferd seinen fliegenden Trott nur etwas zu mäßigen begann. Seine Ungeduld steigerte sich endlich

zum peinlichen Unbehagen, und dieſes Unbehagen zur zitternden Angſt. Umſonſt ſuchte er, eine Stimmung zu bemeiſtern, welcher alle ſeine Bemühung weder Grund noch Klarheit abgewinnen konnte. Ihn umtönte es, als ob aus dem dichten Schatten des Waldes eine angſtvolle, herzzerreißende Stimme ihm zurufe: „Vorwärts, vorwärts, eile! ein bedrohtes Leben zählt die Hufſchläge deines Roſſes.“

Der Forſt ward dichter und ſchwärzer, als unſer junger Reiſende in einem ziemlich ſeitwärts gelegenen großen Kirchdorfe Ein Uhr ſchlagen hörte. Der Rappe trabte müde, plötzlich ſtand er, hob den kleinen gekrümmten Kopf, ſpitzte die Ohren und ſchnarchte, als witterte er etwas Unheimliches. Der Reiter befürchtete das Unerſchleichen eines Wolfes. Bald aber vernahm er in der Entfernung ein ſeltſames Getön, über deſſen eigentliche Beſchaffenheit er in Zweifel war. Ein durch kurze Pauſen unterbrochenes Kreiſchen, in welches ein mißtöniges Geheul von vielen Stimmen einfiel, das ſich aber immer nur einige Takte vernehmen ließ, um jenes monotone Geſchrei einige Zeit allein fortdauern zu laſſen. Anton trieb ſein Pferd an, es wollte nicht weiter, bemühte ſich wider den Willen des Reiters umzukehren, ſeitwärts durchs Dickicht ſich einen Weg zu bahnen; aber es mußte dem widerſtrebenden Gebieter gehorchen, wiewohl es aus einem ängſtlichen Schritt

nicht zu bringen war. Während etwa fünfhundert Schritte auf dieſe Weiſe zurückgelegt worden waren, wurden jene Töne, welchen der Reiſende um ſo viel näher gekommen war, immer deutlicher und beſtimmter. Das Kreiſchen ward zur zeternden Wehklage, das vielſtimmige, gleichſam dorartig einfallende Geheul zum herzzerreißenden Jammer. Anton kannte bei einer nächtlichen Gefahr keine Furcht, dieſe entſetzliche Ankündigung der Nähe unbegreiflicher Weſen, überlief ihn dennoch mit eiſigem Schauer.

Waren es Menſchenſtimmen, die er vernahm? Hielten böſe Geiſter hier ihren nächtlichen Sabbath? Der Glaube an die letzten war jenem Zeitalter noch nicht fremd; wozu ſollten aber Menſchen dieſe grauſenhaften Gebräuche begehen? — und welche könnten es ſein? — Räuber würden ſich nicht auf dieſe Weiſe bemerkbar machen. Unter dieſen Erwägungen kam Anton endlich dem Schauplatze dieſer Begebenheit näher und näher, bis er ſich unerwartet mitten auf demſelben befand, als er auf eine kleine Waldblöße gerieth, in deren Mitte vier von verſchiedenen Richtungen kommende Wege ſich kreuzten. Gerade auf dem Punkte dieſer Kreuzung loderte ein mäßiger Holzſtoß von aufgebäutem dürren Reißig. Dunkele Geſtalten kauerten um denſelben, und das Licht, welches die Flamme des Holzſtoßes verbreitete, ließ ſechs oder ſieben alte Weiber, in abenteuerliche

Lumpen gehüllt, erkennen, welche in einem entſetzlichen Uniſono die kreiſchenden Töne ausſtießen. In einiger Entfernung, aber ſchon im Dunkel der nächtlichen Waldſchatten, welchen der untergehende Mond eben die letzte Dämmerung entzogen, lagerten mehrere zerſtreute Gruppen, die dem, durch das Feuer geblendeten Auge, kaum ſichtbar waren, und welche von Zeit zu Zeit jenes Klagegeheul ausſtießen, deſſen markdurchdringendes Wehe alle Nerven des Gefühls durchreißen zu wollen ſchien. Wenn bisweilen dieſen Geſängen — denn das ſollten ſie wohl ſein, — eine Pauſe gegönnt war, herrſchte tiefe Stille, in welcher man den Widerhall deutlich vernahm, der die verſchwimmenden Töne durch die entfernteren Waldungen trug, den Flügelſchlag der Eulen hörte, die aufgeſchreckt über die Waldung ſegelten, und ihren Todtenruf in den Lüften erſchallen ließen.

Anton, anfangs ungeſehen, hielt ſein Pferd an, und beobachtete, noch unter den niederhängenden Aeſten der uralten Buchen, dieſe ſeltſame Scene. Sie erfüllte ihn mit bänglicheren Empfindungen, je weniger er ihre Bedeutung begriff. Sein Rappe aber war ganz ruhig geworden, und rupfte die Haſelſträuche am Wege, ohne das Schauſpiel, das ſeinen Reiter verwirrte, zu beachten. Nach einiger aufmerkſamen Prüfung erkannte der Reiſende in dieſe Verſammlung als Zigeuner.

Zur damaligen Zeit erſchienen ſolche Landſtreicher häufig in jenen Gegenden. Im Preußiſchen, wo ſtets ſtrenge Polizei war, wagten ſie indeß nur einzeln aufzutreten, um in Edelhöfen und Dörfern ihre Dienſte als Keſſelflicker, Viehärzte, Mäuſe-, Ratten- und Raupenvertreiber, wohl auch als Muſikanten und Wahrſager anzubieten. Im Ermlande dagegen trieben ſie ſich im ganzen Lande in den Waldungen umher, und durchſtreiften als eine wahre Landplage die Gegenden, bettelnd bei Tage, mitunter ſtehlend bei Nacht, und das milde geiſtliche Regiment beſaß nicht den Nachdruck, ſie zu verbannen oder zu zügeln.

War es ein Geräuſch, das Anton's Roß in den Gebüſchen veranlaßte, war es die Veränderung des Windes, welche den Rauch abwärts trieb und den zahlreichen Hunden der Bande, die im Graſe um den Scheiterhaufen lagen, die Witterung des Fremdlings gewährte — wenigſtens fünf Doggen fuhren lautbellend auf, ſprangen den Lauſchenden an, — und er war entdeckt. Der Geſang verſtummte, alle Augen richteten ſich auf ihn. Das allgemeine Schweigen, welches den Uebergang zu noch unberechenbaren Ereigniſſen zu machen ſchien, hatte etwas Schauerliches, und Anton empfand die heftigen Schläge ſeines Herzens. Mit einemmale riß ſich eine der alten Frauen vom Boden auf, ergriff einen Feuerbrand, ſchwang ihn gleich einer Fackel über

ihrem von langen, losen, grauen Haaren umflatterten Haupte, und zeterte in dem halbpolnischen Zigeunerdialekt, der Anton nicht ganz fremd war: „Er ist da! — er ist da! — Holla hu!“ — die übrigen Weiber sprangen ebenfalls empor, und wiederholten den Ruf. Mit Geräusch erhoben sich alle Versammelten, es mochten mehr als funfzig sein, und stießen das nämliche Geschrei aus. Der Wald erklang, und im vierfachen Wiederhall erscholl ihr gräßliches Holla hu in der Ferne.

Antons Pferd scheute, und riß in gewaltigen Sätzen gerade mitten in die unheimliche Schaar. Die Männer stürzten auf ihn zu, und Anton riß ein Pistol hervor, das er geladen bei sich führte, und befahl ihnen mit Donnerstimme zurückzuweichen. Im nämlichen Augenblick sprang aber das alte Weib, welches ihn zuerst bemerkt hatte, an ihn heran und hielt ihm den Arm. — „Fürchte nichts,“ — rief sie — „wir begrüßen Dich. Wir wissen was kommen soll, und hofften auf Dich, ohne Dich nennen zu können. Hörtest Du unsere Todtenklage? Wir gaben die Hoffnung auf. Du bist aber da! — Du bist da! — Holla hu!“

Holla hu! erscholl der allgemeine Ruf von Neuem, und während Anton mühsam sein Pferd beschwichtigte, fragte er: „„Was bedeuten Eure Reden? was wollt Ihr von mir?““

„Frage nicht uns, — antwortete die Alte — frage dieſen.“ —

Hiemit ſtürzte ſie in den Kreis der Männer im Dunkeln, riß einen jungen Mann zu Anton hin, von vortheilhafter Geſtalt, beſſer als die Uebrigen, phantaſtiſch, aber nachläſſig gekleidet, der ſich mit lauter Wehklage auf die Knie warf, und, wie es ſchien, mit dem Flehen der Seelenangſt ſeine Hände zu Anton erhob. In den nicht unangenehmen Zügen dieſes jungen Zigeuners lag ein tiefer, man könnte ſagen ein ungeheurer, an Verzweiflung grenzender Schmerz. Seine Augen ſchwammen in Thränen. Er wollte reden, aber ſeine Zunge ſchien im grenzenloſen Kummer die Kraft verloren zu haben, articulirte Töne zu bilden.

„Er kann nicht ſprechen,“ — ſagte die Alte, — „aber ſeine Thränen ſagen genug.“

„„Was ſoll das alles?““ — fragte Anton noch ein Mal.

„Frage nicht!“ erwiederte die Alte, „Du wirſt es erfahren. — Eile, — eile, — eile! — Ein wichtiger Morgen bricht an. Der Scheiterhaufen ſteht. Eine Zögerung von der Zeit, die der Haaſe braucht, ſein Lager ſpielend zu umkreiſen, und die Aſche weht in den Winden. — Eile, — eile! Der Morgen wird kommen. Die Glocken werden gehen. Schaaren werden wallen.

Aber Du kommſt; die Glocken verſtummen, die Flammen werden verlöſchen vom Hauche Deines Mundes. — Die Nacht iſt kühl, Deine Kräfte ermatten. — Das Getränk, — reicht es ihm!"

Ein junges Mädchen ſprang herbei, und reichte einen vollen zinnernen Becher dem jungen Reiſenden empor. Er zauderte ihn anzunehmen.

„Trink," — trieb ihn die Alte. — „Es wird Dir wohl thun. Dann fort nach Heilsberg, das Du in der erſten Frühe erreichen mußt."

Ohne ſich zu beſinnen, trank er. Es war ein alter feuriger Meth. Er that einen Zug, den zweiten, und Glut ſchien durch alle ſeine Adern zu rinnen.

Die Alte nahm ihm den Becher ab, und rief: „die fernen Hähne krähen, der Wächter bellt wau wau, die Fledermaus ſucht ihre Wohnung, die Eule das Neſt, das Reh regt ſich im Lager, — fort fort! — Holla hu!" —

Der Schlag einer Peitſche traf von hinten den Rappen Antons. Er ſchlug aus, brauſte im wilden Galopp davon, und ehe der Reiter ſich völlig zu ſammeln vermochte, vernahm er ſchon weit hinter ſich, nochmals, im Walde verhallend, den Ruf: „Holla hu! — Holla hu!" —

7.

Als die Sonne aufging, lag Heilsberg vor unſerem Reiſenden. Dieſe nicht unanſehnliche Stadt wird wegen der Anmuth ihrer Lage in jener Gegend geprieſen. In dem ganz flachen Lande geben die Höhen, welche den Ort von der einen Seite umſchließen, und ein angenehmes, von einem kleinen Gewäſſer durchrieſeltes Thal bilden, das Modell im Kleinen einer Gebirgslandſchaft. Die Stadt ſelbſt nimmt ſich, mit mehreren Thürmen und den beiden fürſtbiſchöflichen Schlöſſern, beſonders aus der Ferne, gut aus, und möchte noch heute allen ähnlichen Plätzen viele Meilen im Umkreiſe weit vorzuziehen ſein. Was ſie aber in jener Zeit, als Reſidenz eines regierenden Fürſten, geweſen, läßt ſich noch aus den großartigen Ueberbleibſeln abnehmen, die jetzt immer mehr verfallen, ihren erſten Ruin aber nur dem verheerenden Kriege der Jahre 1806 und 1807 zuſchreiben.

Sieben Uhr Morgens mochte es ſein, als Anton die Vorſtadt erreichte, und ſein Pferd in einem Wirthshauſe unterzubringen ſuchte. Dichtes Volksgewühl erfüllte die Straßen mit verwirrendem Getöſe, und alle Anweſenden ſchienen in ungeduldiger Spannung eines Dinges zu warten, was da kommen ſoll. Anton miſchte ſich unter die Menge, ohne zu wiſſen, was ſie anrege. Ein freundlicher junger Menſch aus der Stadt trat zu

ihm und sagte: „die Leute sind thöricht, sich hier in den Straßen einzudrängen, wo man nichts sieht als den Zug. Kommt mit mir auf den Kreuzberg, wo das Ding selbst vor sich geht!“ Anton war bereit, und der junge Bürger führte ihn aus dem Gewühl durch ein Haus ins Freie, wo nur noch wenige Zuschauer dem entfernten Schauplatze des unbekannten Ergebnisses zueilten. Endlich sagte Anton zu seinem Begleiter: — „ich bin Euch wohl gefolgt, aber ich weiß nicht wozu?“

„„So seid Ihr wohl fremd hieselbst?““ — erwiederte dieser. — „„Eine Zigeunerin ist der Zauberei beschuldigt. Endlich hat man ihr den Prozeß gemacht. Sie ist des Bundes mit dem Bösen vollständig überführt, und soll heute als Hexe auf dem Kreuzberge verbrannt werden.““

Anton vernahm diese Auskunft mit Entsetzen. In seinem Vaterlande glaubte man an keine Hexen mehr, und schon wollte er mit Abscheu vor einem Schauspiele fliehen, dessen bloßer Name sein Herz mit tiefstem Mitleiden erfüllte, aber plötzlich ging ihm über sein nächtliches Abentheuer einiges Licht auf, und er begriff so viel, daß sie das schauderhafte Geschick einer Tochter ihres Stammes, durch die zu ihren halbheidnischen Gebräuchen gehörende Todtenklage, betrauert, und daß sie von ihm, Gott weiß durch welches Zusammentreffen von Umständen, Rettung der Bedrohten erwarteten.

Dabei wurde ihm das Bild jenes verzweiflungsvollen jungen Mannes lebendig, welcher auf irgend eine Weise der Delinquentin näher angehören mochte, und ſo beſchloß er, ſich nach dem Richtplatze zu begeben, um dem Geſchicke, wenn es ihn zu dem erwarteten Helfer in der höchſten Noth beſtimmt haben ſollte, ſich wenigſtens nicht durch Schwäche zu entziehen. Nach einigem Steigen gelangte er auf den Kreuzberg, ſo genannt, weil dort auf der höchſten Kuppe des kleinen Gebirges ein Kreuz aufgeſtellt worden, welches weit zu ſehen iſt. In einiger Entfernung von dieſem war der Scheiterhaufen ſo aufgerichtet, daß die Delinquentin dieſes Gnadenzeichen im Tode vor Augen haben ſollte. Schergen umgaben ihn, und eine große Anzahl von Zuſchauern hatte ſich auf dem Raſen zwiſchen den Gebüſchen gelagert, welche damals noch dieſe Erhöhung bekleideten.

Kaum aber angelangt, vernahm Anton das helle Läuten einer Glocke in der Stadt. „Das iſt das Armeſünderglöckchen," — ſagte der junge Begleiter. — „Sie giebt das Zeichen, daß man jetzt die Hexe zum Richtplatze führe. Nun, es geſchieht ihr recht. In zwanzig Dörfern hat ſie im vorigen Sommer das Vieh behext, daß es Blut ſtatt Milch gegeben, und viele Stücke gefallen ſind. Auch Menſchen hat ſie es angethan, die ihr nicht geben wollten, was ſie verlangte, ſo, daß ſie verkrummten, verlahmten, und erblindeten."

Anton ſchwieg, denn er richtete ſein Auge auf den Zug, der ſich eben von der Stadt her dem Berge zu bewegte. Eine unzählige Volksmenge wogte heran. Dann erſchienen bewaffnete Bürger, um Ordnung zu erhalten; hierauf eine Gerichtsperſon, von Amtsdienern umgeben, endlich die Delinquentin, in einem weißen, ſchwarzbeſetzten Armenſünderhemde, welches ihr langes reiches Rabenhaar umwallte, barfuß, einen Strick um den Hals. Sie ging zwiſchen ihrem Vertheidiger und einem Mönche, welcher letzte ſich um ihr ewiges Leben bemühen ſollte, nachdem der erſte ihr zeitliches der Strenge oder den Vorurtheilen des Richters nicht zu entziehen vermocht.

Anton durchrieſelte ein eiſiger Schauer, als er die Unglückliche am Fuße des Berges deutlicher erkennen konnte. Sie ſchien noch ganz jung, und, ungeachtet der bräunlichen Farbe, ſogar ſchön zu ſein. Auf ihrem Arme trug ſie ein Kind von etwa einem halben Jahre, das ſich ängſtlich um ihren Hals klammerte, und welches ſie mit dem Ausdrucke gräßlicher Seelenpein zu hegen ſchien. Umſonſt ſuchte ihr der Mönch Reue und Buße zu predigen. Sie ſtand von Zeit zu Zeit ſtill, hielt ihr Kind in beiden Händen vor ſich hin, ſtarrte in ſein kleines Antlitz, als wollte ſie die Erinnerung jedes Zuges deſſelben in die hoffnungsloſe Ewigkeit mit ſich hinüber nehmen, und preßte es dann mit Jammergeſchrei

in welches das arme kleine Geschöpf kreischend mit einstimmte, an Brust und Lippen.

„Barmherziger Gott," — fragte Anton, — „soll denn das Kind mit verbrannt werden?"

„„Wie mögt Ihr das fragen,"" — entgegnete der Begleiter. — „„Das Weib hat ihr Kind bei ihrem Leben nur nicht von sich lassen wollen. Wenn sie den Scheiterhaufen besteigt, wird es ihr abgenommen, und, da es ein Mädchen ist, den Nonnen im Kloster der Stadt übergeben, welche sich erboten, es gottselig zu erziehen.""

Die Unglückliche betrat nun den Richtplatz, und sah den Scheiterhaufen, welchem die Schergen mit angezündeten Fackeln sich näherten. Sie stieß einen Schrei aus, stürzte auf die Knie, und war nicht von der Stelle zu bringen. Ihr Vertheidiger trat erblaßt zurück. Der Mönch schien ihr zuzureden. Sie stieß ihn von sich. — „Hinweg!" — rief sie, — „Du bist ein Mensch, bist mit den andern gegen meine Unschuld verschworen. Giebt es kein Erbarmen mehr auf Erden? — Muß ich denn? muß ich?" —

Der Ton ihrer Stimme hatte etwas Herzzerreißendes, und die sonst regelmäßigen Züge des kaum zwanzigjährigen Geschöpfes verzerrten sich zur gräßlichen Larve der Todesangst.

„Nehmt Ihr jetzt das Kind!“ befahl die Gerichtsperſon, und die Amtsdiener ſchickten ſich an, den Auftrag zu vollziehen.

„Mein Kind,“ — ſchrie ſie, und fuhr auf, — „nein, ich gebe es nicht, ich laſſe es nicht von mir. Es ſoll mit mir ſterben. Die Welt iſt voll Teufel, und Ihr alle ſeid ihre erbarmungsloſen Gehülfen.“

Der Mönch ermahnte vergebens. Sie ſchien eine Löwin, welche um ihr Junges kämpft. Ihre dunkeln glühenden Augen rollten. Mit einem Arme umſchlang ſie das nackte, ſchreiende Kind, mit dem andern vertheidigte ſie es, denn ſie war nicht gebunden. — Es glückt ihr, ſich für einen Augenblick frei zu machen.

„Heilige Jungfrau,“ — rief ſie, — „es iſt an Dir nun, — rette mich, — thue Wunder! Sende einen Deiner Boten! Es iſt die höchſte Zeit.“

Sie ſteht, — ſie blickt wild umher. Von neuem ergriffen, läßt ſie es geſchehen. Man faßt ihr Kind; ſie vertheidigt es nicht mehr.

In dieſem Augenblicke ſchiebt Anton ein Paar Zuſchauer zurück, die vor ihm ſtehen, und tritt hervor.

Sie ſieht ihn; ein electriſcher Schlag ſcheint ihren ganzen Körper zu durchzittern; ihre Miene gewinnt den Ausdruck des Triumphes.

„Heilige Mutter der Gnade,“ — bricht ſie aus, — „Du ſchickſt ihn. — Ich bin gerettet!“

Ehe man es hindern kann, liegt ſie mit ihrem Kinde zu ſeinen Füßen.

8.

Die Ueberraſchung, das Erſtaunen der anweſenden Menge möchten durch Worte nicht zu ſchildern ſein. Sehr Viele glaubten an die wunderbare Erſcheinung eines übermenſchlichen Weſens, und zweifelten nur, welchem Principe es angehöre. Anton beachtete aber nichts als die Unglückliche. „Barbara!“ — ruft er, — „ſo ſehe ich Euch wieder? — Erholt Euch! — Faßt Euch! — Ich bin kein überirdiſcher Bote, aber ein treuer Freund, und entſchloſſener Zeuge für Eure Unſchuld. Wenn es wirklich Hexen giebt, ſo ſeid doch Ihr keine Hexe.“

Er wollte ſie aufrichten, aber er brachte ſie nicht weiter als bis zu ſeinen Knieen, die ſie umklammert hielt, wie wenn ſie ein Aſyl erreicht, das nur noch allein ihr Schutz zu gewähren vermöge.

Der Vertheidiger trat zu dem Richter, und redete ihn an. „Sie ſehen einen ganz neuen Umſtand, der für die Angeklagte von den wichtigſten Folgen ſein muß. Man hat nur Zeugen wider ſie abhören können, keine für ſie. Ein ſolcher iſt da. Die Sache nimmt eine andere Wendung, und für jetzt wenigſtens kann das Urtel nicht vollzogen werden.“

Der Richter nahm mit vieler Behaglichkeit eine Prise. „Bene,“ — erwiederte er, — „optime. Dissentire keineswegs. Ein überaus rarer Fall, dieser Hexenproceß; — intrikat, — sehr intrikat, — fein, — sehr fein. — Ein allerliebster Fall. Die Jagd geht von neuem los, und auf einem anderen Felde. — Hexa, — es ist heute nichts mit der Execution. Bringt Delinquentin wieder ins Gefängniß!“

Barbara sollte nun fort und zurückgebracht werden, sie wollte aber von Anton nicht lassen.

„Dummer Schnack!“ — sagte der Richter, und, zu Anton gewandt, befahl er: „Man bedeute sie, daß man sie nicht zum Henker gebe, sondern werde vernehmen werden.“

Anton ermahnte Barbara, Folge zu leisten. Sie stand still auf, küßte seine Hand, ihr Kind, und ließ sich unter dem Nachströmen der Menge zur Stadt zurückführen.

Der Richter faßte nun Anton scharf ins Auge, nahm wieder Taback mit einem vornehmen Air, und fragte ihn: „wer ist man?“

„„Anton Hart, der Sohn des Königlich preußischen Beamten zu S. in Littbauen.“ “

Der achtbare Herr schien sehr, und nicht zum angenehmsten, überrascht, denn er entgegnete mit einem langgedehnten: „So! — man ist doch legitimirt?“ —

„„Zu dienen.““

„Man folge mir nach der Stadt, um verhört zu werden. Soll ſogleich geſchehen. Bin cúriös, wie der casus durch dieſes novum zu ſtehen kommt: überaus cúriös. Herr Advocat,“ — zu dem Vertheidiger ſich wendend, — „werden den juvenis paucis verbis von dem quid, quomodo quando unterrichten, und mir ſelbigen zur Gerichtsſtelle bringen — stante pede.“

Hiemit wandelte der ehrbare Prieſter der Themis, feierlichen Schrittes, wiewohl augenſcheinlich nicht in beſter Laune, den Berg hinunter nach der Stadt, wo er ſich in ſeiner Wohnung nur ſo lange aufhielt, um Wäſche und Perücke zu wechſeln, und ſich nach dem fürſtbiſchöflichen Schloſſe begab, in deſſen neuem Flügel das Gericht ſeine Sitzungen hielt.

Der Advocat, ein junger Mann, von feinem, liebenswürdigen Aeußern, näherte ſich aber Anton, und faßte ſeine Hand. „Der Himmel ſendet Sie, mein Herr, ein unſchuldiges junges Geſchöpf zu retten. Was ſoll ich weitläuftig ſein. Ein junges Zigeunerweib hat im ganzen Sommer vorigen Jahres ſich hier umhergetrieben, und hat leichtſinnig in der Gegend, um deſto reichere Spenden zu erpreſſen, zuerſt den Glauben an ihre böſen Künſte rege gemacht. Als ſie endlich verſchwunden, haben Zufälle mancher Art, welche ſich bei Menſchen und Vieh ereigneten, die durch ſie Heimgeſuchten ver-

anlaßt, dieſelben der Hexerei jener Landſtreicherin zuzuſchreiben, und alle ſchwuren ihr Rache, wenn ſie ſich wieder ſehen laſſe. Etwa kurz nach Weihnachten erſcheint dieſe Barbara, welche wir eben geſehen, und treibt einen kleinen Handel mit Kräutern und anderen Heilmitteln, wie die beſſeren Subjecte unter den Zigeunern es pflegen. Man glaubt in ihr jene Zauberin zu erkennen; ſie wird angeklagt, und ungeachtet ihres hartnäckigen Läugnens, auf die Abhörung von vierzig Zeugen, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Zwei Zeugen allein ſind bei der Behauptung geblieben, ſie und jene Hexe ſeien nicht eine und die nämliche Perſon. Der Umſtand indeß, daß jenes verdächtige Subject ſich zu jener Zeit in den letzten Monaten der Schwangerſchaft befunden, und dieſe Barbara ein Kind mit ſich führt, deſſen Geburt mit dem damaligen Verſchwinden jener Beſchuldigten übereinſtimmt, hat, neben der überwiegenden Mehrheit der ihr entgegenſtehenden Zeugenausſagen, vornehmlich ihre Verurtheilung begründet. Sie ſelbſt hat ihre Vertheidigung ſtets darauf geſtützt, daß ſie den ganzen vorigen Sommer nicht hier, ſondern in preußiſch Lithauen, namentlich im Hauſe des Amtmann Hart zu S. zugebracht, wo ſie deſſen Sohn, gerade in dem Monate, in welchem hier die hauptſächlichſten Zaubereien von ihr ausgeübt ſein ſollen, in einer gefährlichen Krankheit gepflegt. Man hat dieſe Verſicherung

ſtets als Schwindelei betrachtet, und nicht darauf rückſichtigen wollen, aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen. Treten Sie nun hier ſelbſt auf, und beweiſen durch Ihre wohllegitimirte Perſon und eidliche Ausſage dieſe Behauptung, ſo iſt die Unglückliche allerdings gerettet; denn die Verſchiedenheit der Perſon iſt unzweifelhaft dargethan."

9.

Nachdem Anton vor dem Gerichte eine genaue Prüfung über ſeine Perſon hatte aushalten müſſen, welche er zum Glück durch die unzweifelhafteſten, ſogar gerichtlichen Zeugniſſe legitimiren konnte, die er vollſtändig bei ſich führte, um auf Grund derſelben ſein großväterliches Erbtheil erheben zu können, ward er drei volle Stunden in Kreuz und Quer darüber vernommen, durch welche Mittel und Wege es ihm möglich geworden, Nachricht von der Gefahr zu erhalten, welche hier die arme Barbara bedroht, um ihr in der äußerſten Noth zu Hülfe zu eilen. Er hatte große Mühe, zu beweiſen, daß ſein Erſcheinen im entſcheidenden Augenblicke nur ein Zufall geweſen, während man ihm nicht undeutlich zu verſtehen gab, wie die natürliche Auflöſung des Räthſels keineswegs willkommen erſcheine, und daß ein Zugeben mit nicht rechten Dingen, als ein Beweis für Barbaras Hexentalent, erwünſchter geweſen wäre.

die war schon so spät geworden, daß das Verhör geschlossen und auf morgen verlegt werden mußte, ohne daß Anton mit Barbara zusammengestellt, ohne daß etwas für sie Entscheidendes geschehen wäre.

Mißmüthig verließ Anton den Gerichtssaal, und merkte kaum, daß Barbaras Vertheidiger ihn begleite, bis dieser seine Hand faßte, und ihn ersuchte, nicht nur bei ihm das verspätete Mittagessen einzunehmen, sondern auch so lange dieser Hanael ihn hier aufhalte, sein Haus als das eigene zu betrachten. Das Anerbieten war nicht abzuweisen, und Anton betrat in Folge desselben den liebenswürdigsten und herzlichsten Familienkreis.

Ein treffliches Mahl, ein reichlich gespendeter guter Wein eröffnete die Herzen bald zu gegenseitigem Vertrauen, und der eigentliche Zweck von Antons Anwesenheit kam auf eine sehr erwünschte Weise zur Sprache.

Der Sachwalter untersuchte die ihm von seinem Gaste auf dessen Erbschaftsangelegenheit vorgelegten Papiere, und ließ sich, wie folgt, darüber vernehmen.

„Die Sache hat zwei Seiten, und ich möchte, nach der allerdings zweideutigen Fassung des Testamentes, nicht dafür gut sagen, ob der Richter nicht der Meinung des Vater Guardian beistimmen würde. Von einem eigentlichen Rechtsstreite verspreche ich mir also wenig, oder nichts. Indessen ein Ausweg anderer Art liegt vor uns. Da bei dieser Sache eine geistliche Stif-

tung betheiligt ist, so kann der Fürstbischof in doppelter Eigenschaft, als geistliches Oberhaupt und Landesherr, die Sache entscheiden, und Sie haben gewonnen, wenn er Ihrer und, ich gestehe es, auch meiner Auslegung des Testaments beitritt."

„„Dies dürfte aber schwerlich zu erwarten sein.""

„Warum nicht? — Der Fürstbischof ist ein Herr von edlem Charakter, und streng gerecht gegen Jedermann. Er ist ein Weltgeistlicher, seine sämmtlichen geistlichen Räthe sind solche, und sie sind daher den Klostergeistlichen abhold, vornehmlich dem jesuitischen Pater Guardian in der heiligen Linde. Lassen Sie uns daher keine Zeit verlieren. Eine Bittschrift ist schnell entworfen, schnell abgeschrieben. In einer Stunde befindet sie sich in den Händen des ersten vortragenden Rathes, Domherrn von M., der mein Freund ist. Dieser giebt sie in der nächsten Stunde dem Fürsten. Letzterer ist aber so rüstig und arbeitsam, daß er vielleicht schon an diesem Abende die Stunde für Ihre in Antrag gebrachte Audienz zu morgen in der Frühe bestimmt. Fassen Sie dann guten Muth, und sorgen Sie dafür, einen günstigen persönlichen Eindruck zu machen, der bei dem unmittelbaren Zusammentreffen mit den Großen gewöhnlich das Beste thut!"

10.

Der Sachwalter hatte wahr gesprochen. Noch am nämlichen Abend erhielt Anton eine Weisung durch den Hofcourir, Sr. fürstbischöfliche Gnaden hätten die Bittschrift huldreich aufgenommen, und wolle ihm morgen um 9 Uhr Morgens die erbetene Audienz gewähren.

Anton verfehlte nicht, sich andern Tages zur bestimmten Stunde nach dem fürstbischöflichen Schlosse zu begeben. Noch niemals hatte er einem Großen der Erde gegenüber gestanden, kein Wunder also, daß er sich befangen befand. Er folgte dem Hofcourir durch eine lange Reihe von Gemächern, bis er in einem Saale die Weisung zu warten erhielt, indem der Begleiter durch eine Seitenthür verschwand. Anton wurde durch den fürstlichen Glanz der Einrichtung, die ihn umgab, in Erstaunen gesetzt, und er musterte mit kindlicher Neugier die ungeheuren Pfeilerspiegel, die rothen seidenen Tapeten, die Gemälde an den Wänden, die ganz vergoldeten Meubles, die gemalte Decke, bis beide Flügel einer großen Thür, die zu den innern Zimmern führte, aufsprangen, und ein großer stattlicher Mann, im besten Lebensalter, eintrat, im langen Gewande von violetter Seide, ein großes Kreuz von funkelnden Diamanten, an einer reichen Kette niederhängend vom Halse, den Stern des weißen Adlerordens auf der Brust, ein

kleines violettes Käppchen auf der wohlfrisirten Perücke. Die Haltung war vornehm, die Bildung des Gesichts edel und einnehmend.

Anton verneigte sich tief, der Fürst, — Sprößling eines erlauchten reichen und mächtigen polnischen Hauses, — blieb vor ihm stehen, heftete einen forschenden aber freundlichen Blick auf ihn, und begann ein Gespräch, welches dem jungen Manne so merkwürdig gewesen, daß er es nachher niedergeschrieben, und seinen Nachkommen bewahrt hat.

„Er heißt Anton Hart," — begann der Fürst, — „ist also der junge Preuße, dessen Zeugniß gestern eine vermeinte Hexe schon am Fuße des Scheiterhaufens von einem unverdienten Tode errettet. Ich freue mich, Ihn zu sehen. Er muß indeß nicht meinen, es seien bei uns Hinrichtungen Unschuldiger an der Tagesordnung. Auch Gerichtshöfe können irren, hier wie überall, besonders in solchen Sachen, wo man es mit einem bösen Feinde zu thun hat, dem Macht gegeben ist auch zur Verführung der Besten, zur Täuschung der Verständigen. Die Gnade Gottes wacht indeß über den Frommen, verscheucht die Nebel, welche die Hölle verbreitet, und Er, mein Sohn, wird sich dessen nicht überheben, den Wirkungen der ewigen Vorsehung zum Werkzeuge gedient zu haben. Kommen ähnliche Verbrechen und solche Bestrafungen auch häufig in seinem Vaterlande vor?"

„„Nein, gnädigſter Herr, niemals!““

„Wie? iſt dort der Böſe kein brüllender Löwe, der nach Beute ausgeht? Walten dort himmliſche Wächter mit ſtärkern Schilden zum Schutze der Sterblichen vor dem Vater der Erbſünde als hier?“

„„Nicht das ich wüßte, indeß der König unſer Herr hat die Hexenprozeſſe abgeſchafft.““

„Die Prozeſſe, — ein dreiſter Schritt, — aber auch die Verbrechen?“

„„Sie hörten auf am nämlichen Tage, an welchem man aufhörte, an ſie zu glauben.““

„Junger Menſch, ich erſtaune. Schneiden ſich bei Euch geiſtige Richtungen ab wie Zeitepochen im Kalender? Und wie kam es, daß Ihr heute aufhören konntet zu glauben, woran Ihr geſtern nicht zweifeltet?“

„„Der König ließ bei ſeinen Gerichtshöfen das Verfahren gegen Perſonen, welche der Hexerei beſchuldigt worden, einſtellen, und wie hätte er dieſes ohne die Ueberzeugung von der gänzlichen Nichtigkeit dieſer Beſchuldigungen thun mögen?““

„Und Ihr vermochtet, ſeine Ueberzeugung ſo ohne Weiteres zu der Eurigen zu machen?“

„„— e konnten wir anders? — Iſt der König unſer Herr nicht von Gottes Gnaden? — Wo wäre Wahrheit und Weisheit auf Erden für uns zu finden, wenn ſie nicht ihm beiwohnten?““

Der Fürſt ſah den Jüngling groß an, ſchien dann in Nachdenken zu verſinken, bis er nach einigen Augenblicken, gleichſam für ſich, anhub:

„Sonderbar! — was die weiſeſten Kirchenlehrer behauptet, was die Sprüche der Concilien außer Zweifel geſtellt, woran Jahrhunderte gehalten, wirft ein weltlicher Fürſt mit einem Federzuge um, und ein ganzes Volk macht es für ſich zur Ehrenſache, plötzlich ſeiner Meinung zu ſein. Wo zeigt ſich gleiches in der Geſchichte? Was vermögen dieſe königlichen Hohenzollern nicht alles! — Und es kann noch Leute geben, welche im blinden Wahne daran zweifeln, daß ſie Alles um ſich neu geſtalten, daß ſie die nächſten Blätter der Geſchichte für ſich in Anſpruch nehmen werden?"

Er wendete ſich wieder zu Anton.

„Junger Mann, ich weiß, was Er mir zu ſagen hat. Wenn wir in den Augen ſeines Volkes bei unſerem Verfahren gegen die Einflüſſe des Böſen auch abergläubiſch erſcheinen, ſo gebe Er und lege Zeugniß davon in Seinem Lande ab, daß wir nichtsdeſtoweniger das Gute nach unſerer Ueberzeugung fördern und pflegen, und daß wir, wenn wir auch in Ueberklugheit dem Zeitgeiſte nicht vorauslaufen, doch hinter dem niemals zurückbleiben, das, Gott ſei Dank! — für alle Zeiten gehört, — der Gerechtigkeit. — Die Deutung, welche der Guardian von der heiligen Linde dem

Teſtamente Seines Großvaters abgewonnen, iſt eine offenbare Verdrehung. Sein Erbtheil ſoll ihm zu Heller und Pfennig ausgezahlt werden. Es iſt bereits befohlen. Dem Abſchoſſe für meine Kaſſe entſage ich zu Seinen Gunſten. — Mit Gott!" —

Er gab das Zeichen der Entlaſſung und Anton, nach einem ſtummen, ehrerbietigen Danke, entfernte ſich mit Zeichen der freudigſten Ueberraſchung.

11.

So hatte denn Anton, größtentheils durch ſeine ſeltſame, unerwartete Verwickelung in Barbaras Proceß, auch ſeinen eigenen Wunſch auf das Vollſtändigſte erreicht. Nach zwei Tagen erfolgte auch die völlige Freiſprechung der Zigeunerin. Sie erſchien im Hauſe ihres ehemaligen Vertheidigers, um demſelben, und vor allem Anton, ihren Dank abzuſtatten. Nachdem der letztere nicht hindern können, daß ſie ſich ihm zu Füßen geworfen, und ſeine Hände mit Thränen und Küſſen bedeckt, ihn wiederholt ihren Retter, ihren Engel, genannt, ſprang ſie plötzlich auf, und rief: — „Aber wie ſoll ich Eure That vergelten?" — Sie ſann eine Weile nach, und ſagte ſchlau: „Gebt mir Eure Hand!"

Sie unterſuchte die Fläche derſelben, wie Wahrſagerinnen pflegen.

„Ha!“ — rief ſie aus, — „welche ſchönen Linien! — Ihr werdet reich werden, glücklich. In kurzer Zeit wird Euch eine Gefahr bedroben, aber ſie wird nicht nur bald vorübergehen, ſondern auch Eure künftige ganze Wohlfahrt begründen. — Auch bei Vornehmen ſollt Ihr Glück haben. Den größten Mann, der ſeit Jahrhunderten gelebt, ſollt Ihr von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, ſprechen, und Ihr werdet Kindern und Kindeskindern erzählen, wie herrlich er Euch erſchienen. — Aber vorher iſt noch eine Beſtimmung zu erfüllen. — Die arme Barbara kann Euch reicher machen als alle Könige der Erde es vermöchten, und ſie wird es. Sie kann Euch ein Geſchenk überweiſen, das alle Güter der Erde überwiegt. — Welchen Weg nehmt Ihr, um zu Eurer Heimath zurückzukehren?“

„„Ueber Raſtenburg.““

„Das geht nicht. Ihr müßt einen Umweg machen über preußiſch Eylau. Reitet die gerade Straße durch's Preußiſche nach Eylau zu, bis Ihr an den Wald kommt, den man die große Heide nennt. Am Förſterhäuschen am Walde verlaßt Ihr, ohne zu fragen, den großen Weg, und ſchlagt den Fußweg ein. Achtet es nicht, wenn es den Anſchein gewinnt, als wäret Ihr in der Waldung verirrt! Ein großer Holzſchlag wird erſcheinen. Reitet getroſt denſelben entlang! Die nächſte menſchliche Wohnung, welche Ihr antreffſt, —

es wird eine ſtattliche Mühle ſein, — iſt Euer Ziel. Tretet dort ein, und ſagt, Barbara habe Euch genennet! Ihr werdet willkommen ſein. Dort überlaßt Euch Eurem Gefühle, und das Geſchenk, welches die dankbare Barbara für Euch erleſen, kann Euch nicht entgehn. — Denkt Ihr des jungen Mannes, der, wie Ihr im Verhör ſagtet, Euch im Walde vor Heilsberg zur Nachtzeit durch ſeine Verzweiflung erſchütterte?"

„„Allerdings, Barbara"".

„Er war mein Gatte. Aus ſeinem Schmerze ermeßt, wie unendlich beſeligend die Wonne treuverbundener Herzen ſein muß! Bewahrt wohl Barbaras Geſchenk, wenn Ihr es Euch aneignet, und denkt, wenn es Euch wohl geht, an die arme Zigeunerin, die damit die Rettung ihres Lebens zu vergelten ſich beſtrebte! — Lebt wohl! — In einer Stunde bin ich auf dem Wege, den Ihr nach mir einſchlagen werdet, und morgen herberge ich da, wo Euch die Herberge beſtimmt wird."

Sie ſagte dieſes alles mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, und war verſchwunden, ehe man den Sinn und die Abſicht ihrer Aeußerungen ſich klar machen können.

12.

Obgleich der Fürſtbiſchof pünktlich Wort gehalten, und ein ſchriftlicher, dem mündlichen ganz entſprechender Beſcheid ſchon andern Tages in Antons Händen war, ſo begegnete die Ausführung des höchſten Befehles doch ſo vielen Weiterungen und Formalitäten, daß unſer junge Reiſende erſt nach zehn Tagen mit der Gewißheit, ſeinen Zweck erreicht zu haben, Heilsberg verlaſſen konnte, nachdem er den Sachwalter, den wir bereits kennen, zu ſeinem Bevollmächtigten, behufs der künftigen Empfangnahme des Geldes, beſtellt hatte.

Es war einige Tage vor Pfingſten, als Anton von ſeinem liebenswürdigen Wirthe einen gerührten, dankbaren Abſchied nahm, und leichten fröhlichen Herzens eine Stadt verließ, in welcher er Zeuge ſo erſchütternder, und ſelbſt Gegenſtand ſo wichtiger Begebenheiten für ſein eignes Leben geworden war.

Vor dem Thore hielt er unſchlüſſig ſein Pferd an. Welchen Weg ſollte er einſchlagen? den nächſten, der ihn über Raſtenburg zur Heimath führte? den Umweg über preußiſch Eylau, auf welchen ihn Barbara mit ſo räthſelhaften Andeutungen gewieſen? Die Jugend liebt das Wunderbare, das Abenteuerliche; ein geheimer Zug alſo, nennen wir ihn Neugierde, nennen wir ihn Aberglaube, trieb ihn an, den Weiſungen der Zi-

genuerin zu folgen. Aber der Jüngling war nicht dazu nach erzogen, der Einbildungskraft, oder doch den Neigungen des Gemüthes, mehr Einfluß zu gestatten, als den Ansprüchen der gesunden praktischen Vernunft, und ein Umweg von acht Meilen wenigstens, ohne deutlich vorschwebenden Zweck, schien vor dem eigenen Gewissen nicht zu billigen. Da kam ihm ein weitläuftiger Verwandter in den Sinn, den er nur zweimal in seinem Leben gesehen, der bei Eylau wohne, den bei dieser Gelegenheit zu besuchen, es wohl gezieme, und die heimliche Lust hatte den plausiblen Vorwand gefunden, sich für die phantastische Richtung zu entscheiden. — Er schlug getrost die Straße nach Eylau ein.

Es war ein herrlicher warmer Tag. Alle Bäume grünten frisch und duftig, alle Gärten in den Dörfern standen in der Blüte, und über den mit tausend Blumen bedeckten Wiesen wehte der balsamische Hauch des Lenzes. Anton, fröhlich von Natur, sich der Erwerbung eines, lange zweifelhaft betrachteten, für die damalige Zeit nicht unansehnlichen Vermögens, das ganz zu seiner alleinigen Verfügung stand, bewußt, schaute in die Welt wie ein Glücklicher, und nichts, was seine Einbildungskraft ihm vorspiegeln konnte, schien ihm unerreichbar.

So gelangte er gegen vier Uhr Nachmittags zu dem Forste, noch heute die große Eylauer Heide genannt, und zu dem ihm von Barbara bezeichneten Försterhause

chen. Er ſah den Fußweg, den ſie ihm angedeutet, und der ihn rechts vom Wege, tief in die Waldung führte. Schon zuviel hatte er dieſer räthſelhaften Weiſung nachgegeben, als daß er nun ſich hätte zurückhalten ſollen, wo es galt, den letzten Schritt zur erſehnten Aufklärung zu thun. Bei dem allen hat Anton ſtets behauptet, nicht er ſelbſt habe den Seitenweg eingeſchlagen, ſondern ſein Pferd habe in eigener Wahl, wiewohl unverhindert, die große ſandige Straße verlaſſen, um, auf dem feſteren Fußpfade luſtig dahin trabend, ſich in die kühlende Grüne des Haines zu vertiefen, deſſen damals noch ungelichtetes Gebiet einen Flächenraum von mehr als einer Quadratmeile umfaßte. Bald verſchwand der Fußweg in dem üppigen Graswuchſe des Bodens, zwiſchen Wachholderaufſchuß und Farrenkräutern, und wirklich gewann es den Anſchein, als habe der Reitende ſich verirrt. Das muthige Pferd ſchien indeß ſicherer über die Richtung zu ſein als der Reiter, es hielt ſich in ſeinem rüſtigen Trott, als befinde es ſich in einer ihm wohlbekannten Gegend. Die Umgebung ward indeß immer wilder und einſamer. Oft ſchienen dichte Gebüſche den Weg bis zur Undurchdringlichkeit verengen zu wollen, oft zeigten ſich freiere Plätze, welche deſto verlaſſener und abgelegener vorkamen. Rehe weideten hier und dort an den Bächen, und mochten dem Nahenden kaum ausweichen. Ein Elenhirſch mit zwei Kühen

wandelten unzierlichen Schrittes vorüber. Schon fielen die Sonnenſtrahlen ſchräger durch die uralten Tannen und Buchen, und ſchon fing Anton an, manchen Beſorgniſſen Raum zu geben, als endlich der ihm bezeichnete Holzſchlag ſich auftat, und ihm die tröſtliche Gewißheit gab, ſich in der angedeuteten, zum Ziele führenden Richtung zu befinden. Er ritt alſo getroſt wohl eine halbe Stunde, zwiſchen den Stümpfen gefallener Bäume, bis er ein ſonniges Revier erreichte, ganz aus hochſtämmigen Birken gebildet, deren ſilberne Stämme maleriſch abſtachen gegen das helle Grün ihrer niederhängenden Zweige, an welchen das ſinkende Tagesgeſtirn die jungen Blätter vergoldete. Ein nicht unbeträchtlicher Strom durchfloß, hin und wieder durch Erlengebüſche verſteckt, dieſe reizende Einſamkeit, welche würzige Kräuter, und überall wuchernde Maiblumen mit balſamiſchen Düften erfüllten. Eine eigentliche Straße war nirgend zu ſehen, aber eine weidende Heerde, deren Glocken ſchon aus der Ferne vernommen wurden, ließen auf die Nähe menſchlicher Wohnungen ſchließen. Ein Hirtenknabe ſaß unter einem Baume, mit Schnitzen hölzerner Löffel beſchäftigt.

„Iſt dies der rechte Weg?“ — fragte ihn Anton.

„„Sofern Ihr nach der Mühle wollt, — ja!“ ward ihm zur Antwort.

Der Reiter verlor ſich bald in den Geſträuchen am Ufer des Fluſſes. Dieſe wurden ſo dicht, daß er abſtieg, und das Pferd hinter ſich führte. Bald hörte er das Rauſchen eines großen Wehrs in geringer Ferne. Er folgte der Richtung dieſes einladenden Schalles. Schon iſt ein freierer Platz durch das Dickicht wahrzunehmen, aber ein Graben voll klaren fließenden Waſſers verwehrt an dieſer Stelle den Eintritt. Anton verfolgt dieſen Graben, bis ſeinem überraſchten Blicke eine liebliche Scene ſich darſtellt. — Ein einſamer Bleichplatz am Fluſſe. Mehrere Stücke Leinwand ſind ausgeſpannt. Ein Mädchen iſt eben beſchäftigt, ſie aus einem Kübel in geſchicktem Schwunge mit Waſſer zu beſprengen, und Anton glaubt nicht ſchöneres geſehen zu haben. Welche Schilderung würde uns der unnachahmliche Cervantes von dieſer ländlichen Jungfrau entworfen haben! Den Glanz ihrer Augen hätte er uns gezeigt, die Herrlichkeit ihres blendenden Nackens, die zierliche Form ihrer Arme und Hände, ihrer Füße ſogar, deren eben hüllenloſe bewunderungswürdige Weiße und Zartheit eine verkleidete überraſchte Prinzeſſin zu verrathen ſchienen. Anton, welcher des Vortheiles genoß unbemerkt zu ſein, beobachtete die Schöne mit niemals empfundenem Entzücken. Sie gehörte zu jenen edeln, ſchlanken, aber kräftigen Frauengeſtalten, welche jenen Gegenden eigen iſt. Der maleriſche Anzug zwar ländlich, aber in Stoff, Zuſchnitt

und Anordnung eine höhere Wohlhabenheit, und eine sehr viel bessere als die bäuerische Lebensweise verratend. Die Beschäftigung, die Zurüstung zu derselben, welche bei Anwendung so vielen Wassers nicht füglich zu umgehen ist, würden zwar uns heute Zweifel erregen, nicht aber damals unserem Reisenden. Er weiß, daß die Wirklichkeit, selbst bei der höheren Klasse der Landleute, eine Sorge für die selbstverfertigte Leinwand auf der Bleiche zu einer Ehrensache erhebt, die auffallenden Abweichungen von den gewöhnlichen stattlicheren Lebensformen der Frauen und Mädchen ausnahmsweise herbeiführt. Seinen Rappen möchte er darum geben, sich ihr nähern, mit ihr vertraulich kosen zu dürfen. Er ist nicht empfindsam, aber jung, lebenskräftig und empfänglich. — Und wenn Barbara ihn an Diese und an ihre Eltern gewiesen? Endlich bemerkt er, daß keine hundert Schritte aufwärts eine Brücke über den Graben geschlagen ist, und daß er dort schicklicher zu der Schönen gelangen kann, und ohne sie zu erschrecken. Er schleicht sich dorthin, das Pferd hinter sich führend. Mit glühenden Wangen überschreitet er die Brücke, mit Herzklopfen betritt er den Bleichplatz, und nun, — bemerkt ihn das Mädchen. — Ihre erste Regung ist Unwillen.

„Was habt Ihr hier mit Eurem Pferde auf der Bleiche zu suchen? Ihr werdet die Leinwand besudeln."

Und damit löste ſie beſchämend das Band, welches ihre Kleidung geſchürzt hat, und der Rock fällt bis zu den Knöcheln der glänzenden Füße.

„„Vergebt,““ — antwortete Anton, — „„ich will Eurer Leinwand nicht zu nahe kommen. Ich bin hier ganz fremd und,““ — der unwahre Vorwand entſchlüpfte ihm, er wußte nicht wie, — „„bin verirrt.““

„Das iſt ein Anderes, — wer ſeid Ihr?“ —

„„Anton Hart heiße ich.““

„Wie?“ rief ſie, „Anton Hart“ — und die Röthe ihrer Wangen ſchien ſich über Stirn und Hals verbreiten zu wollen.

„„Kennt Ihr meinen Namen, ſchönes Mädchen?““

„Ich habe von Euch reden gehört. Wie kommt Ihr aber hieher?“

„„Ich wiederhole es Euch, ich bin verirrt. Nur da ſolches in dieſer mir fremden, abgelegenen Gegend vorher zu befürchten war, hat mich eine mir bekannte Zigeunerin für den Fall nach einer Mühle, die in dieſer Richtung liege, gewieſen. Sie verſicherte mich, ich werde dort Obdach bei gaſtfreien Leuten finden, wenn ich ſage, daß mich Barbara ſende.““

„Iſt's möglich! Barbara ſendet Euch ſelbſt? Seid gegrüßt. Die Mühle, von der allein die Rede ſein

kann, iſt meine Heimath. Ich führe Euch zu den Meinen. Eure Erwartung ſoll nicht getäuſcht werden."

„„Ihr kennt Barbara?""

„Wir kennen ſie lange. Vor kurzem übernachtete ſie bei uns. Sie ſchilderte uns ihre Gefahr, und ihre Rettung durch Euch."

Das Auge des lieblichen Geſchöpfes füllte ſich mit Thränen, und ſie richtete einen ſeelenvollen Blick auf den jungen Fremdling.

„„Und darf ich fragen, Jungfrau, wie Ihr heißt, und wem Ihr angehört?""

„Mein Vater iſt todt. Aber die Mutter lebt. Wir beſitzen die beiden Mühlenwerke am Strome, die Mahlmühle und die Brettmühle. Der Oheim beſorgt das Gewerbe, welches die Mutter forttreibt. — Thereſe Werner heiße ich."

„„Thereſe!"" — wiederholte Anton mit weicher Stimme.

„Gefällt Euch der Name?"

„„Wie Ihr mir gefallt.""

„Im Ernſte? — Das freut mich. Der Mutter werdet Ihr willkommen ſein. Barbara hat wohlgethan, Euch gerade an uns zu weiſen, wiewohl ſie uns mit keiner Silbe darauf vorbereitet. — Kommt nur! — Aber wie bin ich denn?" — ſagte ſie auf einmal erröthend

thend. — „Wartet ein wenig, bis ich meine Schuhe wieder angelegt! Auf der Bleiche, — nun Ihr werdet es wissen, — geht es nicht anders."

Sie schlüpfte leicht wie ein Reh in das Gebüsch und kam in wenigen Minuten beschuht zu dem entzückten Jünglinge zurück. Eine Dienerin folgte ihr, welche wahrscheinlich bis jetzt versteckt war, um die Wache auf der Bleiche statt der heimkehrenden Gebieterin zu übernehmen.

„Kommt jetzt!" — sagte sie zu Anton, — „wir haben nur wenige Schritte, und die Sonne ist im Untergehen." Sie faßte seine Hand, ihn zu geleiten. Er empfand den Schlag aller Pulse beflügelt in seinen Adern.

13.

Die Familie, in welche das Zusammentreffen der Umstände unseren Anton geführt, gehörte zu den Zierden des ländlichen Mittelstandes, den zu jener Zeit auch in Preußen eine seltene Biederkeit, bei bedeutendem Segen an zeitlichen Gütern, eine fromme Genügsamkeit, und die Fröhlichkeit auszeichnete, welche eine gemüthliche Beschränkung und ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung hervorzubringen pflegen. Die Wittwe Ver-

war, noch eine Frau in rüſtigen Jahren, verlor ihren Gatten als Thereſe noch ein Kind war. Sie blieb im Beſitze eines reichen Gewerbes und nicht unerheblicher Erſparniſſe, aber ſie heirathete nicht wieder, nahm ihren Bruder zu ſich, der ebenfalls Wittwer, ein geſchickter Mühlenbauverſtändiger, aber auch ein ſtiller, freundlicher Mann war, und alſo beſonders geſchickt mit ſeiner Schweſter zu wirthſchaften, welche Sanftmuth an Männern vorzüglich empfehlenswerth fand. Thereſe, das herrlichſte Kind, wurde daher mehr durch den Oheim als durch die Mutter erzogen und in mancherlei Dingen unterrichtet, die ſonſt Mädchen in dieſen Verhältniſſen damals fremd zu ſein pflegten.

Die ſtattliche Mühle, welche kaum einem Gaſthofe wich, beherbergte viele Tugenden unter ihrem keineswegs niedrigen Dache, keine aber wurde darin mit mehr Befliſſenheit geübt, als die Gaſtfreundſchaft, und wir brauchen daher Antons Aufnahme kaum zu ſchildern, als er durch Thereſe der Mutter und dem Oheim zugeführt wurde, welche eben die letzten Mahlgäſte vor den Feſttagen abgefertigt hatten.

Kaum hatte indeß Thereſe den Namen Anton Hart genannt, als die lebhaften Augen der noch ſtattlichen Mutter zu leuchten anfingen, und ſie freudig ausrief: „Wie! — Anton Hart? — Der Retter der armen unſchuldigen Barbara! — Seid willkommen! Niemand

konnte erſcheinen, den ich herzlicher begrüßt hätte. Wie viel Liebes und Schönes hat uns Barbara von Euch erzählt! Aber ſagt, wie kommt Ihr hieher? — womit können wir Euch dienen?“

„„Ich bin verirrt, und wollte Euch inſtändigſt um ein Obdach für dieſe Nacht bitten.““

„Verirrt? — Ihr habt ſehr wohlgethan, Euch hieher zu verirren. Obdach? — der König würde nicht beſſer aufgenommen werden können. — Aber wo geht die Reiſe hin?“

„„Ich will morgen einen Vetter in F. bei Pr. Eylau beſuchen, und bei dieſem die Feſttage zubringen.““

„In F.? — doch wohl nicht Herrn Pfarrer Kranz?“

„„Den nämlichen.““

„Herr Hart, Ihr müßt Euch wenig um Eure Verwandten bekümmern. — Der ehrwürdige Herr iſt ſeit einem Jahre Erzprieſter in E. geworden, und Ihr hättet gute zehn Meilen bis dahin.“

„„Das bedaure ich recht ſehr.““

„Wir aber bedauern es heute keineswegs. Ihr bleibt die Feſttage bei uns, denn Ihr werdet dieſe doch nicht auf der Landſtraße zubringen wollen? — Kein Einreden! Es bleibt dabei. Gottfried, nimm dem Herrn das Pferd ab! Bruder, Thereſe, führt den Gaſt in das Zimmer! Ich eile, das Oberſtübchen für ihn einrichten zu laſſen.“

Sie war im nämlichen Augenblicke im Hauſe verſchwunden, und man hörte nur ihre, Befehle ertheilende Stimme

Kaum eine Stunde war vergangen, und Anton fühlte ſich behaglich in der zwar einfachen, aber höchſt ſaubere und gediegene Wohlhabenheit verkündenden Umgebung: heimiſch bei dieſen wackeren und freundlichen Menſchen. Sie wurden ihm theuer, und mit innigſter Freude nahm er wahr, daß er auch ihnen nicht gleichgültig ſei. Jeder Augenblick feſſelte ihn aber mehr und mehr an die reizende Thereſe; und ſie? — mochte ſich im Stillen nicht minder an ſeiner Nähe erfreuen. Wenn ſich ihre Augen zufällig begegneten, erröthete ſie beide, und doch, — dieſe Begegnung ſchien beiden ſo erwünſcht zu ſein, daß ſie in einer und der nämlichen Viertelſtunde mehrmals zu erröthen ſich Gelegenheit gaben. Die Mutter war in Fragen über Antons Verhältniſſe nicht zurückhaltend; der milde verſtändige Oheim wußte das unbeſchränkte Zutrauen für ſich in Anſpruch zu nehmen; und ſo währte es nicht lange, bis die Familie alle Umſtände erfahren, welche Anton in dieſe Gegend geführt. Auch hier gereichte es dem ohnehin mit Beifall angeſehenen jungen Manne nicht zum Nachtheile, nebenbei noch als ein wohlhabender zu erſcheinen. Die Zuvorkommenheit der Mutter wurde dadurch erleichtert, die Neigung des Oheims bis zur Väterlichkeit geſteigert

und Thereſe? — für das ſchuldloſe zarte weibliche Herz liegen zeitliche Güter unter dem Maaße der Würdigung. Als er ihr ſpät gute Nacht bot, und dabei ihre Hand faßte, wurde ſie tief bewegt, innig erſchüttert, und wußte nicht weßhalb.

14.

Es gehört zu den größten Wonnen des Reiſenden in einer Herberge, welche gegen Bezahlung, oder aus Gaſtfreundſchaft gewährt wird, ſich gleich behaglich, und in der Fremde heimiſch zu empfinden. Auch Anton machte dieſe Bemerkung, als er höchſt einladend und erfreulich von dem Oberſtübchen angeſprochen wurde, welches man ihm zum Nachtlager angewieſen. Wie ſehr aber wurde dieſer angenehme Eindruck geſteigert, als der ihn einführende Oheim erwähnte, dieſes ſei Thereſens Zimmerchen, welches ſie freiwillig ihm habe einräumen wollen, weil das andere Giebelzimmer, nach Wegräumung der darin aufbewahrten Vorräthe, nicht ſogleich habe in die zierliche Ordnung gebracht werden können, welche ſie für unerläßlich gehalten.

Als Anton allein war, wurde es ihm wunderbar bang und ſüß ums Herz. Hier hatte ſie, als in ihrem beſonderen kleinen Eigenthum, gewaltet. An dieſer Stelle noch in voriger Nacht geſchlafen, von jungfräulichen harmloſen Träumen umgaukelt. Dieſer kleine

Spiegel hatte noch an diesem Morgen ihr liebes Bild, gerötbet von der Glut des früh entwichenen Schlummers, zurückgegeben. Das beschränkte Kämmerchen schien ihm eine weite Welt, und er begab sich auf Entdeckungsreisen, um zurückgebliebene Denkmale ihres anmuthigen Schaltens und Waltens darin aufzufinden. Aber sie war zu sehr der Ordnung beflissen, als daß sie etwas hätte umherliegen, oder bei ihrem Umzuge zurücklassen sollen. — — Sieh indeß, — etwas Goldenes schimmerte auf dem Simse ihres Schrankes, zwischen hochgelben Taschentürkissen, großen dunkelrothen Aepfeln und bunten Ostereiern, die zu dessen Zierde aufgestellt waren! Es war der vergoldete Schnitt ihres Kirchenliederbuches. Er öffnete das Buch. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel stand geschrieben:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb.

Thereſe Wernerin.

Anton, selbst ein eifriger Schönschreiber, hielt viel auf zierliche Schrift. Diese war nicht sonderlich, ängstlich, eckig, und die dick gewordene Dinte war augenscheinlich mit Essig verdünnt, weshalb die Buchstaben mehr gelb als schwarz aussahen. Aber sie hatte es geschrieben, und Anton meinte, es sei eine recht gute Hand. Im Buche lagen zwischen den Blättern getrocknete Vergißmeinnicht, Veilchen und andere Blümchen.

welche ſie wohl beim Nachhauſegehen aus der Kirche gepflückt und aufbewahrt haben mochte. Anton wünſchte, ein ſolches Blümchen ſich anzueignen, aber ſein zartes Gewiſſen hatte noch nicht einmal den Verſöhnungspunkt mit einem galanten Diebſtahle gefunden. „Wenn ich es nehme," — meinte er, — „und es hat ja doch durch ſich keinen Werth, — ſo muß ich mich ehrlich dazu bekennen." Ein kleines Stückchen ſauberes Papier fand er in ſeiner Brieftaſche. Ein Dintefaß ſtand auf dem Fenſter, und eine Feder ſteckte darin. Der Inhalt des erſten war wieder eingetrocknet, und die letzte ſchien wie in erhärteter Lava zu haften. Etwas Waſſer brachte die verſteinerte Schwärze wieder in Fluß, ſein Federmeſſer gab dem zerfreſſenen Kiele wieder einige Tauglichkeit, die zu den wenigen von ihm geſchriebenen Worten ausreichte:

„Das Blümchen habe zum Andenken genommen,
welches ich pflichtmäßig hiedurch beſcheinige.
Anton Hart aus S., den 5. Mai 1738."

Anton barg das Blümchen in ſeine Brieftaſche, legte das Zettelchen dafür in das Buch, und dieſes an ſeine Stelle. Es war ſchon ſpät, aber er war noch zu munter, um das Bette zu ſuchen. Er öffnete das kleine Fenſter. Der Mond ſchien hell. Die Gegend lag in einem ſilbernen Scheine, und es war eine ſo heimliche, ſo liebliche Gegend. Der Fluß, der im weißen Schim-

mer dahin ſtrömte. Das grüne Thal mit ſeinen Gärten, ſeinen Birken, die im Winde flüſterten. Der Obſtgarten an der wohlgebauten ſtattlichen Mühle, der im Blütenſchnee dalag. Es war ſtill. Die Mühle ging dieſe Nacht nicht. Ihre Bewohner ſchienen bereits zu ſchlafen. Nur das Wehr rauſchte feierlich. Die Fröſche quackten. Ein Paar Sproſſer ſchlugen im Garten, und die Hunde bellten den Mond an. Die Luft war frühlingswarm, und die Düfte des Flieders und Jasmins wallten aus den Lauben unten balſamiſch zu ihm empor. „Hier mit ihr wohnen," — dachte er, — „ich möchte des Großvaters Nachlaß darum geben."

„Horch!" — da hörte er leichte Schritte, welche im Hauſe die Treppe hinan ſchlüpften. Er hörte Mädchenſtimmen, und erkannte die Thereſens. Wahrſcheinlich ſuchten ſie ihre Betten in einer Bodenkammer, denn eine Thüre wurde geöffnet, und zugeſchlagen, und das Geſpräch verlor ſich. Ohne zu wiſſen wie, ſtand Anton draußen auf dem Saale. Licht ſchimmerte aus den Spalten eines nahgelegenen hölzernen Verſchlages, und hinter der Bretterwand hörte er die Mädchen ſprechen.

„Nun, Jungfrau Thereſe, wie gefällt Euch der Gaſt?" fragte die Dienerin.

Thereſe antwortete: „„Du willſt mich wohl ausfragen, weil ich heute, um ihm Platz zu machen, in

Deiner Kammer ſchlafen muß, Anna? — Recht wohl.““

„Hört! — das wäre ein Mann für Euch.“

„„Warum nicht gar? Der will höher hinaus.““

„Eine Gräfin wird er doch nicht freien.“

„„Er iſt reich.““

„Seid Ihr es nicht?“

„„Mit mir hat es Zeit.““

„Habt Ihr nicht neulich von einem grünen Burbaum geträumt?“

„„Ja wohl.““

„Das bedeutet nahen Brautſtand.“

„„Poſſen.““

„Und was hat Euch geſtern die Zigeunerin Barbara prophezeit?“

„„Thorheiten.““

„Einen ſchmucken Freier. Könnt Ihr ihn beſſer wünſchen?“

„„Was weiß ich. Aber weißt Du, Anna, daß ihn Barbara eben an uns gewieſen?““

„Was Ihr ſagt! — Dann iſt's richtig.“

„„Du faſelſt.““

„Wenn er aber nun Ernſt machte, was würdet Ihr thun?“

„„Ich weiß nicht.““

„Ihr würdet gewiß Ja ſagen.“

„„Albernes Ding.““

„Würdet Ihr Nein ſagen?“

„„Laß mich in Frieden?““

„Auf's Gewiſſen, — würdet Ihr Nein ſagen?—“

„„Er hat mich niemals beleidigt, und Nein iſt ein hartes Wort.““

„Seht Ihr alſo, Jungfer Thereſe? Ihr würdet Ja ſagen, und es wäre das beſte Wort von Euern Lippen.“

Das Licht wurde plötzlich ausgeblaſen, und Thereſe ſagte kichernd: „„gute Nacht, Anna!““

Antons Herz pochte heftig. „Sie würde nicht Nein ſagen,“ — flüſterte er. — „Gott im Himmel, — Die oder Keine!“ — Er ging in ſein Zimmer, kleidete ſich ſchnell aus, und ſank wie ein Berauſchter in die Kiſſen.

Wir überlaſſen ihn dem ſeeligen Schlummer der Unſchuld, in welcher der zärtliche Gedanke an Thereſen verdämmert, um mit ſeinem frühſten Erwachen am nächſten Morgen wieder lebendig zu werden, und eilen, den hier abbrechenden Faden unſerer Darſtellung in einer entfernten Gegend, an weit verſchiedenen Begebenheiten und Erſcheinungen wieder anzuknüpfen.

15.

Es war im Spätſommer des nämlichen Jahres 1736, als, an einem regendunkeln Abende, der ganz be-

ſonders zur Geſelligkeit geeignet erſchien, mehrere Diener in etwas corporalmäßig zugeſchnittenen, anſtändigen, aber nichts weniger als glänzenden Livreen, eilig beſchäftigt waren, einen Saal zu einer Verſammlung einzurichten, die an dieſem Abende darin ſtattfinden ſollte. Der Saal war hoch und geräumig, mit einer al Fresco gemalten Decke, und ſah vornehm aus, von eigentlicher Pracht war aber nichts zu entdecken. Der Boden war freilich auf das zierlichſte getäfelt, und glänzend mit Wachs frottirt, die Wände waren allerdings mit grünem Damaſte bekleidet, und mit goldenen Leiſten verziert, aber kein Teppich war ausgebreitet, die Tapeten hatten den Lüſtre verloren, und die Leiſten waren ein wenig blind geworden. Um den ſchönen Plafond war es ſchade, denn man hatte ihn nicht mit der Sorgfalt der Kunſtliebe geſchont, und die treffliche Malerei war bis zur Unkenntlichkeit mancher Figuren verdunkelt. Abgeſehen von dieſen Bezeichnungen des Luxus, herrſchte aber eine echt holländiſche Sauberkeit im ganzen Gemache. Auch ſchienen Einrichtungen und Meubles eine gewiſſe Vorliebe des Eigners für bataviſche Formen und Lebensweiſe zu verrathen. Das einzige Prachtſtück war ein großer Kronleuchter von Bergkriſtal, an welchem die Diener ſo eben zwanzig große Kerzen von milchweißem Wachſe entzündeten. Sodann wurde eine lange Tafel, welche von einem Ende des Gemaches zum anderen reichte,

aufgeschlagen, und mit einem kostbaren holländischen Gedecke überspreitet. Kleine holländische Rohrschemmel wurden umher an einander gereiht; für die noch nicht eingetroffenen Gäste Thonpfeifen, Porzellanschaalen mit feinem Taback, Fidibus und Wachsstöcke zurecht gelegt, brennende Kerzen auf hohen schweren silbernen Armleuchtern wurden auf den Tafeln vertheilt; und so war die Zurüstung zu der sonderbarsten Tabagie fertig, die jemals gesehn worden. Stimmen vor der Thüre verkundeten die Annäherung der Gäste. Sie traten ein, nur Herrn vom Militair, keiner unter funfzig, lauter ehrbare altväterliche, mitunter ein wenig saure Gesichter, alle von Range, einige mit Ordenssternen, die Bänder auf den, unten am Magen nur mit zwei Knöpfen geschlossenen langen Westen, von Schärpen umgürtet. Keiner erlaubte es sich, abzulegen und Platz zu nehmen, alle standen in einzelnen Gruppen umher, gleichsam erwartend, unter einander flüsternd. Da rauschte eine Seitenthüre. Das leise Gespräch der Anwesenden verstummte plötzlich, und alle, eine steife dienstmäßige Stellung annehmend, richteten ehrfurchtsvolle Blicke auf den Eintretenden. Dieser war ein Mann von mittlerer Größe, in einem Stabsofficieralter, von ziemlicher Corpulenz. Das Gesicht mit herrlichen blauen Augen zeigte, ungeachtet seiner, der schönen Form entquollenen Fülle, einen edeln majestätischen, aber strengen Ausdruck.

Die Kleidung war eine einfache blaue Infanterieuniform ohne Stickerei. Der Stern des ſchwarzen Adlerordens glänzte auf der Bruſt. Schuhe von dienſtmäßigem Schnitt, und lange Kamaſchen von ſchneeweißer feiner Leinwand bekleideten die Füße. Gang und Anſtand waren frei und gebietend.

„Guten Abend, Ihr Herren," — ſprach der Eintretende mit faſt unmerklicher Neigung des Hauptes. — „Ich hoffe, daß unſerem Kreiſe niemand mangelt." —

„Niemand, Ew. Majeſtät," antwortete ein ſilberhaariger General-Lieutenant.

„Nun, — ſo ſetzen wir uns!" — ſagte der König und nahm den oberſten Platz am Tiſche.

Die übrigen Anweſenden folgten ſeinem Beiſpiele, und — das Tabakscollegium Königs Friedrich Wilhelm des Erſten war hiemit, und zwar in ſeinem Schloſſe zu Potsdam verſammelt.

16.

Die Thonpfeifen wirbelten ihre Rauchſäulen und Düfte empor, die Diener reichten gläſerne Krüge mit Bier gefüllt umher, da nur dieſes Getränk dem Genuſſe des Tabaks, ſelbſt hier, angemeſſen erachtet wurde, aber das Geſpräch wollte nicht recht in den Gang kommen, denn der König war ſichtlich zerſtreut. End-

lich hub er an: „Was ſteht in den Zeitungen Ihr Herren?“

Man fragte, ob Sr. Majeſtät befehle, daß ſie vorgeleſen würden? —

„Nein,“ — ſagte der Monarch. — „Die Händel der Welt werden mir täglich gleichgültiger. Wer die Zeitung geleſen, theile uns das Neuſte aus unſerer Nähe mit.“

„„Es giebt für uns nichts Wichtigeres,““ — erwiederte ein General, — „„als daß Ew. Majeſtät uns ſchon morgen verlaſſen, um Ihre Reiſe nach Preußen anzutreten, und das —““

„Und das?“ fragte der König.

„„Kann uns keineswegs erfreulich ſein,““

„Obligirt für die Attention.“

„„Ew. Majeſtät mißverſtehen mich, es war auf Courtoiſie durchaus nicht abgeſehen.““

„Nun? — worauf denn, wenns beliebt?“

„„Auf ehrerbietigen Tadel, mit Devotion zu melden, denn Ew. Majeſtät genießen leider nicht der beſten Geſundheit, die Jahreszeit iſt vorgerückt, das üble Wetter tritt in Preußen früher ein als hier. Ob die Reiſe überhaupt nöthig iſt, liegt außer unſerer Beurtheilung. Unſeres geringen Ermeſſens möchte aber jenes Land nicht über Winter davonlaufen, ſo daß

Ew. Majeſtät künftigen Frühling immer noch zeitig genug dorthin gelangt wären.““

„Künftigen Frühling?“ — erwiederte der König faſt ſinnig. — „Wer weiß, wer dann noch lebt. — Keine Complimente, Ihr Herren! Wir kennen Eure Levanté, ſind indeß Zufällen ausgeſetzt, welche uns kein hohes Alter verſprechen. Indeß wie Gott will. Wir fürchten die letzte Stunde nicht, hoffen einen nachſichtigen Richter, und wiſſen unſere Staaten, unſere Armee und unſeren wohlerworbenen Treſor in guten Händen. Wir müſſen indeſſen unſerem Nachfolger ein gutes Fundament hinterlaſſen. Neue Einrichtungen ſind gemacht in der Verwaltung unſerer Domänen. Hier tragen ſie gute Früchte, man muß ſehen, wie ſie ſich in Preußen eignen.“

Ein General von ſtrengem ſoldatiſchen Anſehen, welcher neben dem Könige ſaß, ſchlug eine tiefe Lache auf. Friedrich Wilhelm, nicht daran gewöhnt, ſeine Worte ſo aufgenommen zu ſehen, ſchaute mit einer Miene nach dem Verwegenen, die böſes Wetter verſprach. Seine Stirne erheiterte ſich aber wieder, denn er bemerkte, es ſei Fürſt Leopold von Deſſau geweſen, ſein berühmter General Feldmarſchall, ſein aufrichtiger, wiewohl etwas roher Freund und Liebling, ſein naher Verwandter, und ein Reichsfürſt wie er.

„Nun,“ ſagte er, — „Ew. Liebden ſcheinen ab-

ſonderlich heiteren Hümeurs. Darf man fragen, was es hiebei zu lachen giebt?"

„„Was es zu lachen giebt?"" — erwiederte der Fürſt, und ſtrich ſich den Knebelbart: — „„daß Ew. Majeſtät mit den vielen Federfuchſern bei Ihren Kriegs- und Domänen-Kammern meinen, vernünftig haushalten zu können, ohne nicht zuweilen Einen oder den Andern, zum Exempel für die Uebrigen, fünfundzwanzig Mal Gaſſen zu laufen.""

„Ew. Liebden ſind ein groſſer General, reden aber eben von Dingen, die Sie nicht verſtehen."

„„Himmeltauſendsapperment, Ew. Majeſtät, man muß mindeſtens ein König ſein, um mir dieſes in den Bart zu ſagen. Ein guter Infantriſt verſteht Alles. — Wenn aller Leute Wirthſchaft nur ſo beſtellt wäre als die meine. Mein Land gedeiht, meine Beutel ſind voll, und meine Beamten, — von welchen freilich keiner nicht wenigſtens Unteroffizier geweſen, — betrügen mich nicht.""

„Schauſſiren Ew. Liebden ſich nicht ohne Noth. — Betrügen mich denn meine?"

„„Weiß nicht, Ew. Majeſtät.""

„Ew. Liebden dürfen ſich nicht rar und koſtbar machen, convenirt denſelben nicht ſonderlich, weder als braver Soldat, noch als freundwilliger Vetter. Neve-

tire die Frage: — wo betrügen mich denn meine Beamten?"

„„Ew. Majestät reisen ja nach Preußen, von wo ich unlängst herkomme, und mich an dem Gedeihen meiner Güter in Litauen erfreut habe. Ew. Majestät mögen selbst zusehen. Bin Allerhöchst Dero General Feldmarschall, nicht aber Dero Angeber und Spion.""

Der König gerieth in die peinlichste Stimmung, und drang mit Bitten und Mahnungen so lange in den eisernen Fürsten, bis dieser sich endlich bequemte und sagte: „„Nun, der Kriegs- und Domänenrath von Süß in Königsberg ist ein Schelm. Die Kinder sagen das auf der Straße, aber beweisen kann es ihm Niemand. Er beaufsichtigt im persönlichen Auftrage selbstständig alle Domänenämter in Litauen, die mehrsten Beamten sind seine Creaturen, und müssen mehr in seine Tasche wirthschaften als in die Ew. Majestät, wenn er ihnen nicht den Hals brechen soll. Ich weiß das von guter Hand, ich habe aber Parole gegeben, den Mann nicht zu nennen.""

Der Zorn stieg auf die Stirne des Monarchen, der in solchen Sachen gerade am wenigsten Spaß verstand.

„Ich bin Ew. Liebden sehr verbunden für die gute Botschaft," — sagte er mit erkünstelter Fassung. — „Dieselben beschuldigen da einen Cavalier, der nur

wegen schwächlicher Leibesconstitution nicht im Militair dienen können, obwohl von guter Familie, ein mir wohlbekanntes, sehr routinirtes und qualificirtes Subject der infamsten Felonie, die den Galgen verdiente. Vor Dero Parole allen schuldigen Respect, wir geben aber auch unsere als Edelmann, Offizier und König, daß wir den von Süß hängen lassen, so das wahr ist, welches Ew. Liebden ihm nachsagen. Seine Verschuldung dürfte übrigens ohne criminelle Mitwissenschaft seines unmittelbaren Vorgesetzten nicht möglich sein."

Fürst Leopold fuhr vom Stuhle in die Höhe, stemmte die geballte Faust in die Seite und entgegnete mit barschem Commandoton:

„„Beschuldigen Ew. Majestät keinen treuen Diener und Ehrenmann. Der Kammerdirector von P. zu Königsberg ist der tüchtigste und rechtschaffenste Mann, der, so mir Gott helfe, einer Grenadiercompagnie würdig wäre. Das sage ich, — ich sage das Ew. Majestät, und bin curiös zu erfahren, wer nun noch Courage haben wird, ihn einen Schelm zu nennen.""

„Wir bitten Ew. Liebden um Pardon," — sagte der König zwar nachgebend, aber im gereizten Tone. — Werden indeß excüsiren, wenn unser Eins sich herausnimmt zu bemerken, wie dann des von Süß unentwickelter Frevel, von welchem aber die Buben auf der Straße

ſprechen, Räthſel ſind, zu deren Löſung wenigſtens unſer armer Verſtand nicht ausreicht."

„„Glaubs gern,"" — ſagte der Fürſt mit gewöhnlichem Phlegma, und blies eine Tabackswolke, die für ein Paar Sekunden ihn, den König und die zunächſt Sitzenden in undurchdringlichen Nebel verhüllte, — „„geht mir nicht beſſer, bin aber auch ein ehrlicher Soldat und kein Federfuchſer. Ich ſagte es ja vorhin, ohne fünfundzwanzig Mal Gaſſenlaufen kommt kein Licht in die Sache. Aber das hilft gewiß. Der von Süß hat da neulich wieder einen Streich geſpielt, den ich auf meinen Gütern in Lithauen erfuhr, ehe ich von dort abreiſte, der —""

„Erzählen doch Ew. Liebden ſothanen Streich!" — fiel der König ein, — „wollen ſehen, ob er auf einem Umwege zu etwas führt."

„„Ew. Majeſtät haben das Domänenamt E. in Lithauen, es grenzt an meine dortigen Vorwerke, an den Amtmann Hart verpachtet. Dieſer ſoll dreitauſend Thaler Pacht zahlen, Ew. Majeſtät erhalten wirklich aber nur tauſend.""

„Richtig Ew. Liebden, alldieweilen zweitauſend Thaler jährlich contractmäßig zu großen Meliorations verwendet werden ſollen, durch welche das Amt dem Kronprinzen, meinem Sohne, wenn er regiert, dereinſt ſechstauſend Thaler jährlich bringen wird."

„„Gratulire,““ — entgegnete der Fürſt, — „„das Amt trägt aber wirklich nicht nur dreitauſend, ſondern ſchon fünftauſend Thaler ein, und wenn nur zweitauſend Thaler jährlich an die Meliorations verwendet werden ſollen, ſo hätte das Amt bei der vorjährigen Verpachtung nicht für tauſend Thaler baar, ſondern um dreitauſend Thaler jährlich dem Pächter zugeſchlagen werden ſollen, und der Pächter hätte doch noch ſeinen anſtändigen Vortheil gehabt. Aber nicht einmal die zweitauſend Thaler werden zur Verbeſſerung verwendet, das heißt in der Wirklichkeit, denn auf dem Papiere weiß der Süß blauen Dunſt genug vorzuſchwindeln, und es giebt ehrliche Leute, die ihm glauben. Aber dafür ſtiehlt er Ew. Majeſtät jährlich von dem einen ein paar tauſend Thaler für ſich, und überläßt dem Amtmann Hart auch ſeinen Theil, damit er zu ſeinen Intriguen und Practiken ſich verzieht. Der Hart war vor zehn Jahren ein ſo armer Mann, daß der Süß für ihn Caution ſtellte, nun iſt er reicher als es möglich wäre, wenn es mit rechten Dingen zuginge. Aber der Satan läßt nicht mit ſich ſpielen. Der Hart hatte einen tüchtigen Sohn, er hieß mit Vornamen Anton, einen hübſchen Burſchen von zwanzig Jahren, den ich ſelbſt geſehen habe, und der die Seele der Wirthſchaft war, ohne daß er in die Ränke des Vaters jemals eingeweiht worden. Der arme Junge macht eine Erbſchaft, und

gleich fällt es dem Süß ein, seine Maitresse an ihn zu verheirathen. Der Vater, den der saubre Kriegsrath in Händen hat, willigt ein, der Sohn sperrt sich dagegen. Da nimmt der Vater ihn bei Seite und läßt ihn zum ersten Male in die Karten sehen. Hart kann dem von Süß nichts beweisen, Süß kann ihn aber zum Bettler, zum Schelm machen und in die Karre bringen, wenn er sich nicht willenlos seinen Absichten fügt. Der junge Mensch steht wie vom Blitz getroffen, bittet um eine Nacht Bedenkzeit, und am andern Morgen ist er in die weite Welt entlaufen, niemand weiß wohin.""

Der König hatte dem Berichte mit starrer Aufmerksamkeit zugehört, endlich sagte er: — „Der Junge wird vor den Soldaten desertirt sein, oder weil des von Süß — Gott sei bei uns — Maitresse ihm nicht angestanden. Woher sollte man auch, da man seiner nicht wieder habhaft geworden, die eigentlichen Bewegungsgründe seines Davonlaufens wissen?" —

„„Der junge Mensch,"" — versetzte Fürst Leopold, — „„hat am Abende vor seiner Flucht demjenigen sein Herz aufgeschlossen, von welchem ich diese ganze Geschichte erfahren, und welchen nicht namhaft zu machen ich Parole gegeben.""

Der König stand auf mit den Worten: „Nach Belieben. Ew. Liebden haben Ihre Parole, wir die unsrige, und morgen reisen wir nach Preußen. — Auf

glückliches Wiederſehen, Ihr Herren. Es wird ſpät. Madame erwartet mich, und ich bin ihr und meinen Kindern dieſen Abend ſchuldig."

Er grüßte freundlich und dem Anſcheine nach völlig beruhigt, indem er ſich durch die Seitenthür in die Zimmer der Königin begab.

Der König reiſte am folgenden Morgen wirklich nach Preußen ab. Ein Adjutant, ein Arzt, und nur die nothwendigſte Dienerſchaft bildeten ſeine unmittelbare Begleitung, indeß der Kronprinz folgte ihm dieſes Mal mit zwei Cavalieren in einem beſondern Wagen, und ſo war das Gefolge des einfachen Monarchen zahlreicher als ſonſt. Die Reiſe wurde mit gewöhnlicher Schnelligkeit durch Pommern zurückgelegt, und ſchon nach ſechs Tagen erreichte Friedrich Wilhelm um fünf Uhr Nachmittags die entlegene Hauptſtadt ſeines Königreichs. Der Kronprinz, obgleich eben in der höchſten Gunſt ſeines längſt mit ihm völlig ausgeſöhnten Vaters, hatte mit ſeiner gewöhnlichen Feinheit einen Vorwand gefunden, ſich in dem ſieben Meilen von Königsberg entlegenen Flecken Brandenburg am friſchen Haffe ein paar Stunden länger zu verweilen, um bei dem allgemeinen Intereſſe, welches überall eingeflößt zu haben er ſich bewußt war, dem Könige bei dem Einzuge in die Stadt nicht durch ſeine, dort noch niemals geſehene Erſcheinung einen Theil der Aufmerkſamkeit des Volks zu

entziehen. Erſt in der Dämmerung beabſichtigte er, unerkannt auf der alten Königsburg Friedrich des Erſten einzutreffen.

Die Straßen der Stadt, durch welche der Monarch vom Brandenburger Thore bis zum Schloſſe fahren mußte, und welche ſich bis zur Länge einer halben Meile hinziehen, waren mit Volksmaſſen erfüllt, die begierig waren ihren Gebieter zu ſehen. Der König indeſſen, ſo wohl er es mit ſeinem Volke meinte, und ſo gern er ſich geliebt ſah, war kein Freund von ſolchen Auftritten, wie er zu ſagen pflegte, und ſeine Stirn verfinſterte ſich ſchon, als er durchs Thor fuhr und die vielen Perſonen erblickte, welche am Wege ſtanden. Als ſein Wagen jedoch an der Kirche um die Ecke bog, und er den Haberberg und die lange, breite, ſchnurgerade Vorſtadt mit einer unüberſehbaren Menge erfüllt ſah, gerieth er in Zorn. Er rief aus dem Wagen: „Haben die Faulenzer nichts zu Hauſe zu thun?“ Das Raſſeln des pfeilſchnell dahinfliegenden Wagens, das Jubelgeſchrei des Volkes, dem die Fülle und das ſcheinbar blühende Ausſehen des Königs große Freude erregten, übertönte ſelbſt die Commandoſtimme des ſoldatiſchen Fürſten, ſo daß die Ausbrüche ſeines Unwillens von keinem Ohre vernommen wurden. Seine Empfindlichkeit wurde dadurch geſteigert, und ſchon wollte er halten laſſen, und den Befehl nachdrücklicher wiederholen, als ſein neben

ihm im Wagen ſitzender General-Adjutant, ein Mann, auf welchen der König viel hielt, ihn ziemlich trocken erſuchte, das gut ſein zu laſſen. „Er werde ja doch nur von wenigen gehört werden. Kinder freuten ſich immer am Anblicke des lange nicht geſehenen Vaters, und Se. Majeſtät ſei ja der Vater Aller.“

Der Schluß wirkte. Der König ſchwieg, erheiterte ſich nach und nach, und noch hatte er die grüne Brücke nicht erreicht, als er ſchon, aufs huldreichſte lächelnd, der entzückten jubelnden Volksmenge zunickte, und da das Gedränge immer dichter wurde, den Poſtillons zurufen ließ, langſamer zu fahren. So ging es durch die kneiphöfiſche Langgaſſe, wo der Monarch vor den vielen zierlich gekleideten Frauen und Töchtern der reichen Kaufleute, welche auf den Balcons vor den Thüren ſich befanden, ſogar mit einer Art von Ritterlichkeit den Hut zog, und allgemeine Begeiſterung erregte, deren Ausdruck ihn immer aufgeräumter machte.

Sein Wagen rollte über die Krämerbrücke, und fuhr eben in die altſtädtiſche Langgaſſe, als ſich ein Vorfall ereignete, welcher die böſeſten Folgen hätte haben können. Es iſt dort eine für die Paſſage im Volksgewühle gefährliche Stelle. Gleich nach der Brücke verengt ſich die Straße in dieſem ſehr dicht bebauten Theile jener Hauptſtadt zwiſchen hohen und ſtattlichen Häuſern ſo ſehr, daß es zweien Wagen faſt unmöglich iſt, neben einander zu

fahren. Da nun dieſe Einfahrt in die Straße jederzeit höchſt belebt iſt, das Geräuſch der Wagen ſich in dieſer Beſchränkung verſtärkt und etwaige Verwirrung noch vermehrt, ſo iſt dieſer Ort bei jeder ungewöhnlichen Gelegenheit nie ohne Aufmerkſamkeit und Beſorgniß zu durchſchreiten. Ein junges Mädchen ſchien mit einem Briefe in der Hand gerade hier den König erwartet zu haben, wo ſie allerdings am leichteſten Gelegenheit fand, ihm die Bittſchrift zu überreichen, oder in die Kutſche zu werfen. Wahrſcheinlich um letzteres zu bewirken, hob ſie ſich, auf der unterſten Stufe einer Treppe ſtehend, auf den Zußſpitzen empor, als ſie dem hohen Reiſenden gegenüber war. In dieſem Augenblicke wurde ſie aber von der Seite und von hinten gedrängt und geſtoßen, ſo daß ſie zu Boden und zwiſchen die Räder des Wagens ſtürzte.

„Halt!“ — donnerte der Monarch. — „Halt!“ — riefen hundert Stimmen von allen Seiten ihm nach. Nebenanſtehende fielen den Pferden in die Zügel, und der Wagen ſtand in dem Augenblicke, in welchem das Hinterrad eben die Unglückliche berühren ſollte, die man nun unverſehrt, aber halb ſinnlos vor Schreck, unter dem Wagen hervorzog.

18.

Wer das heftige Temperament König Friedrich Wilhelm des Erſten erwägen will, bedarf keiner Schil-

derung der Aufregung, in welche ihn dieſe Begebenheit verſetzte.

Die Poſtillons wollten weiter fahren, aber ein neues Halt von ſeinem Munde, noch donnernder als das erſte, feſſelte wie ein Zauberſpruch jede Bewegung.

„Welche Unordnung!“ — ſchalt er. — „Iſt keine Aufſicht hier, — keine Polizei? — Wo iſt die Polizei?“

Es befand ſich zu ihrem Glücke entweder gar keine in der Nähe, oder ſie war incognito, und fand es, wie die Sachen ſtanden, nicht gerathen, ſich zu decouvriren. Die Wahrheit zu geſtehen, war dieſer Zweig der öffentlichen Verwaltung damals noch ſehr weit von ſeinem heutigen zweckmäßigen Nachdrucke entfernt. — Der König fuhr fort:

„Ich ſehe, daß ich kommen muß, um ihnen die Köpfe zurecht zu ſetzen. Ich werde den ganzen Magiſtrat zum Teufel jagen.“

Einer der zürnenden Blicke des Monarchen fiel nun auf den unglücklichen Anlaß ſeines Unwillens, und die erſte Sylbe eines neuen Ausbruches ſtarb auf ſeinen Lippen. Nach ſeinem eigenen ſpätern Geſtändniſſe erinnerte er ſich nicht, etwas Schöneres geſehen zu haben als dieſes Mädchen, welchem der Schreck, die der Blässe folgende glühende Röthe, die Verwirrung in allen Zügen, ein um ſo rührenderes Anſehen gaben.

Friedrich Wilhelm betrachtete ſie, ſich weit aus dem

Fenſter der Kutſche lehnend, länger als eine Minute ſchweigend, während welcher der Sturm in ſeinem Innern ſich völlig beſchwichtigte. Endlich fragte er mit Güte: „Du haſt keinen Schaden genommen, mein Kind?“

Das arme Geſchöpf war ſo verwirrt, daß es nicht antworten konnte.

„Nun,“ — fuhr der König fort, nachdem er vergebens den Beſcheid erwartet, — „hat der Schreck Dich ſtumm gemacht? — Wer biſt Du?“ —

Das Mädchen fand noch immer keine Faſſung, und ein junges Weib von brauner Geſichtsfarbe, welche die Begleiterin zu machen ſchien, erwiederte für ſie:

„„Die Arme iſt verwirrt und erſchrocken, allerdurchlauchtigſte Majeſtät. Sie heißt Thereſe Werner und iſt die einzige Tochter der ſteinreichen Müllerin aus J.““

„Serviteur,“ — entgegnete der König mit Laune. „Was bewegt aber die ſteinreiche Müllerprinzeſſin, ſich zwiſchen die Wagenräder eines armen Mannes in den Koth zu legen?“

„„Sie wollte eine demüthige Bittſchrift überreichen.““

„Sehr herablaſſend von dieſer ſteinreichen Perſonage. Gebt Eure Bittſchrift her, da Ihr Euch einmal der Gefahr ausgeſetzt habt, deshalb gerädert zu werden!

wiewohl wir uns ſonſt mit dergleichen auf dieſe Art nicht befaſſen."

Ja, — die Bittſchrift, — wo war die? — Sie war bei dem Falle der armen Thereſe aus der Hand gekommen, und nun nirgend mehr zu ſehen. Vermuthlich war ſie von der Menge in den Koth getreten. Kurz, ſie war nicht mehr vorhanden.

„Ach, — die Bittſchrift," — ſagte nun Thereſe ſelbſt, — „ich habe ſie nicht mehr."

„Hat auch nichts zu bedeuten," — meinte der König lachend. — „Da ich höre, daß Du nicht ſtumm biſt, artiges Kind, ſo kannſt Du mir Dein Anliegen mündlich vortragen. Gegen ſteinreiche Leute muß man zuvorkommend ſein. Die Sache wird ſo große Eile nicht haben. Morgen bin ich nicht zu ſprechen, übermorgen auch nicht, aber Sonnabend Vormittags Schlag neun Uhr melde Dich auf dem Schloſſe bei meinen Leuten, ſie werden Dich zu mir führen. — Vorwärts!"

Der Wagen fuhr fort, während der König noch einen Blick zurück auf Thereſen fallen ließ, und dann zu ſeinem General-Adjutanten ſagte: „nicht wahr, Oberſt, — ſie war ſchön?"

„„Sehr ſchön, Ew. Majeſtät.""

„Aber ſie wäre bei einem Haare gerädert worden. Das iſt ja hier eine Teufelswirthſchaft. Ich muß ein Einſehen darin haben. Solch eine Lumpenpolizei!"

und hiemit ging die Stimmung des Königs, die, wie bei allen Jähzornigen, schnellem Wechsel unterworfen war, von neuem in die äußerste Heftigkeit über, in welcher er Maaßregeln der höchsten Strenge beschloß, die niemals zur Ausführung gelangen sollten.

Dieser neue Sturm währte indeß nur so lange, bis der König den Schloßberg hinauffuhr. Hier standen zwei Compagnien vom Regimente des Gouverneurs in Parade, und begrüßten den König mit klingendem Spiel und kriegerischen Ehren. Man konnte, außer der bekannten Riesengarde zu Potsdam, nichts Trefflicheres sehen als diese Truppe, und der Monarch musterte sie im Vorbeifahren mit dem Lächeln des Entzückens. Im innern Schloßhofe, unter einem Verschlage, der den Eingang verkleidet, und oben einen zu den Staatsgemächern der Königlichen Wohnung gehörenden Balcon trägt, hielt der Wagen. Der Gouverneur, der Kammerdirector und der Oberbürgermeister empfingen den erhabenen Reisenden am Schlage. Der erste stand in besonderer Gunst. — „Grüß Ihn Gott, lieber General!" — redete ihn der König an, — „ich freue mich, Ihn wieder zu sehen. Ich muß Ihm sagen, daß mir Sein Regiment sehr wohl gefällt. — Schöne Leute, — sehr schöne Leute!"

Aber im Vorzimmer waren die Mitglieder der Landescollegien, der Adel, die Geistlichkeit, die Notabeln

der Stadt, die Deputirten der Kaufmannschaft versammelt. Der König begrüßte sie sehr gnädig, aber [illegible] hinderte nicht, daß Dieser oder Jener, wie der Monarch die Reihe hinunter ging, sein Theil bekommen hätte.

Dem Oberbürgermeister wurde die schlechte Polizei vorgerückt, aber er wurde nichts weniger als zum Teufel gejagt.

Die Aeußerung, welche dem Kammerdirector von B., einem geschickten und redlichen Beamten, zu Theil wurde, verstand indeß niemand. „Es freut mich, lieber v. B., Seinen Eifer in meinem Dienste öffentlich loben zu können. Aber Er sieht blaß aus, --- befindet Er sich nicht wohl?“ ---

„„Ew. Majestät, leider nicht sonderlich.““

„Er arbeitet selbst zu viel. Ich will, daß Er sich persönlich menagirt, und dafür Seinen Untergebenen desto schärfer auf die Finger sieht. Er ist ein treuer und redlicher Mann, der meine volle Gnade hat und behalten soll: Er muß aber ja nicht glauben, daß, weil Er treu ist, alle anderen Leute es auch sind. Er hat auch räudige Schaafe unter seiner Heerde. Ich werde ihm aber zu Hülfe kommen, und einen Galgen vor die Kriegs- und Domänen-Kammer aufbauen lassen, an welchem der hangen soll, der an meinem Dienste treulos wird und Sein Vertrauen mißbraucht. Morgen mehr davon in allem Guten, lieber v. B.!“

Neben dem Kammerdirector ſtand der Kriegs- und Domänenrath von Süß, reich gekleidet, mit einem ironiſchen Lächeln auf den geſpitzten Lippen, als wolle er den Galgen perſifliren.

Der König bemerkte es unglücklicherweiſe, und warf ihm einen furchtbaren Blick zu, der Todtenblaſſe über das Geſicht des Vorwitzigen goß, das Lächeln in den Ausdruck paniſchen Schreckens verzog, und ging an ihm vorüber in die für ihn eingerichteten Zimmer, mit dem Befehle, den Kronprinzen zu ihm zu beſcheiden, ſobald er eintreffe.

Die erſten Tage nach der Ankunft des Königs gingen unter Muſterungen der Garniſon und langen Conferenzen mit dem Kammerdirector von P. in Gegenwart des Kronprinzen vorüber, der wenig öffentlich erſchien, ſo geſpannt man auf ſeine Erſcheinung war. Akten von der Kriegs- und Domänen-Kammer wurden dem Könige vorgelegt, von ihm in die Gemächer des Kronprinzen getragen, der ſich die Abende hindurch in Gemeinſchaft mit dem Kammerdirector damit beſchäftigte, und deshalb einen Ball ausſchlug, welchen der Adel für ihn veranſtalten wollte. Ein reitender Bote mußte den Amtmann Hart aus S. unverzüglich nach Königsberg beſcheiden, und der Kriegsrath von Süß erhielt vorläufig Stubenarreſt. Man zerbrach ſich die Köpfe über dieſe Maaßregeln, man ergründete ſie aber nicht.

Am dritten Morgen ſaß der König eben beim Frühſtücke, als ſein Kammerdiener das Mädchen meldete, welches Se. Majeſtät um dieſe Stunde herbeſtellt, und vorzulaſſen befohlen.

Der Monarch, eben mit Leſen eines Memoirs beſchäftigt, winkte bejahend, ohne aufzuſehen.

Aus den früheren Abſchnitten dieſes Berichtes kennen wir bereits den Charakter der ländlichen Thereſe, wir dürfen alſo nicht ausführlich ſein bei der Schilderung der Befangenheit, der zitternden Schritte, mit denen ſie das Zimmer des Landesherrn betrat, und ihn in ſeinem offenſtehenden Cabinette wahrnahm, der ſie anfangs nicht zu bemerken ſchien. Sie ſtand wartend, und ihr nach oben gerichtetes Auge ſchien bisweilen Kraft von daher zu erflehen. Hätte ſie nur die Zigeunerin Barbara, welche ihr bei dieſem zweifelhaften Unternehmen nie von der Seite gekommen, wie ſie denn auch den Gedanken dazu hergegeben, und ihr durch ihre Kunſt dabei weſentliche Dienſte geleiſtet, bei ſich haben können. Aber dieſe Secundantin war ſchlau genug, ſich der unmittelbaren Theilnahme an dieſem letzten Schritte zu entziehen, wohl wiſſend, daß bei Friedrich Wilhelm ihr Urſprung und ihre Lebensweiſe der Clientin keineswegs zur Empfehlung gereichen würden.

Der König legte das Papier aus der Hand, ſah ſich um und redete ſie an.

„Nur näher, mein Kind! Was ſtand in Deiner Bittſchrift? — Der Bräutigam iſt unter die Soldaten genommen, und ich ſoll ihn wohl losgeben?"

„„Ach ja, allergnädigſter König.""

„Sagte ich es nicht voraus? — Das iſt das alte Lied. Wenn es nach Euch ginge, hätte ich eine Armee von Zwergen, Bucklichten und Waſſerköpfen, denn an denen freilich iſt Euch nichts gelegen. Das geht ſo nicht. Wie groß iſt der Menſch?"

„„Ich weiß das ſo genau nicht.""

„Ungefähr."

„„Wohl größer als —"" — ſie zauderte.

„Als ich," — fiel der König lachend ein. — „Das würde nicht viel bedeuten. Unſereins hat andere Meriten. Wenn der Menſch aber zwölf Zoll iſt, wird nichts daraus, denn alsdann hat er Grenadiergröße. Bei Mousquetiermaaß drücke ich ein Auge zu. Bei welchem Regimente iſt er eingeſtellt?"

„„Ich weiß auch dieſes nicht,"" — antwortete Thereſe, und brach in Thränen aus.

„Nun, — wo iſt er denn ausgehoben?"

„„Er iſt gar nicht ausgehoben. Die Werber haben ihn mit Gewalt fortgeſchleppt.""

„Was? — die Werber? — iſt er ein Ausländer?"

„„Nein, Ew. Majeſtät, es iſt ein Landeskind.""

„Einfältiges Zeug, da brauchen ſich die Werber um

den nicht zu bemühen. Wie heißt er? — Wo ist er her? —"

„„Er heißt Anton Hart, Sohn des Amtmanns aus T.""

„Was!" — fuhr der König auf: — „der seinem Vater und der Fahne, der er verpflichtet war als Unterthan, entlaufen. Der ist ein Deserteur, ein ausgetretener Cantonist, der muß hängen. — Wo ist er? — Meine Winkelzüge!"

Therese ward blaß wie der Tod, rang sprachlos die Hände und warf sich, in Thränen schwimmend, vor dem Könige zu Füßen.

Dieser Anblick besänftigte den Erzürnten. „Steh auf!" — sagte er, — „ich kann das nicht leiden. Kniee vor Gott, nicht vor mir! Ich werde Dich anhören. Ich strafe keinen Unschuldigen. Warum ist er davongelaufen?"

Therese hatte sich gesammelt, und in dem entscheidenden Augenblicke gab ihr die Liebe Fassung und Kraft.

„„Ew. Majestät,"" — sagte sie mit zitternder aber vernehmlicher Stimme, — „„Anton Hart ist ein guter Sohn und getreuer Unterthan. Er kam zufällig in unsere Gegend, als er eben eine bedeutende Erbschaft im Ermlande in Besitz genommen, und wir gewannen uns lieb. Er begab sich dann in der Absicht zu seinem Vater, um seine Einwilligung zu unserer Heirath zu

erlangen und zu mir zurückzukehren. Nach einigen Monaten traf er wieder zur Nachtzeit wie ein Flüchtling bei uns ein. Er kam nicht von Hause, sondern aus dem Ermlande. Er war blaß, unglücklich, verzweifelt. Sein Vater hatte ihn bei seiner Rückkehr nöthigen wollen, die Haushälterin des Kriegsrath von Süß zu heirathen. Als er widerstand, hat er ihm gezeigt, wie der v. Süß und der Vater Ew. Majestät schändlich betrogen, daß aber Süß, listiger als der Vater, sich versteckt, und wenn es ihm gefiele, den Vater verderben könne, ohne sich blos zu geben, und daß die Gemeinschaft nicht sicher zwischen ihnen bestehen könne, wenn Anton sich zu dieser Heirath nicht entschließe. Anton wollte aber den Betrug nicht theilen und mitverschulden. Er bat den Vater auf den Knieen, aus der Gemeinschaft mit dem Kriegsrath zu treten, ihn entweder anzugeben, oder, falls er ihm nichts beweisen könne, seinen Theil an dem Betruge aufzuopfern, sich aus der Pacht zurückzuziehen und etwas anderes mit redlicher Absicht zu beginnen, wozu, wenn auch der Vater all sein Erworbenes hingebe, Antons mütterliches Vermögen die Mittel biete. Der Vater wollte oder konnte dieses nicht, und Anton sah kein anderes Mittel redlich zu bleiben, als heimlich zu entfliehen. Seine Flucht glückte. Er begab sich nach dem Ermlande, wo er sicher war, und wo sich noch sein Vermögen befand.""

Thereſens Kräfte ſchienen erſchöpft. Sie holte tief Athem.

„Ganz wohl," — ſagte der König, — „daß der junge Menſch den Betrug nicht theilen wollte, iſt honet, es wäre aber ſeine Pflicht geweſen, ihn anzugeben. Er iſt deshalb aber nicht minder ein ausgetretener Canonist. Er gehörte dem Militair an."

„„Nein, Ew. Majeſtät,"" — entgegnete Thereſe lebhaft, — „„als einziger Sohn ſeines Vaters hatte er ſchon ſeit Jahren die Befreiung vom Kriegsdienſte erlangt.""

„Nun, — ſo gehörten doch dereinſt ſeine Söhne der Fahne. Indeß, ich will das diesmal nicht genau nehmen. Hängen ſoll er nicht, wenn wir ihn erſt haben: auf Parole, mein Kind! Aber wie iſt er unter die Werber gerathen?"

„„Er hielt ſich zu Heilsberg auf, und hatte ſichere Ausſicht, drüben ſich anzukaufen. Wir wohnten nur wenige Meilen von der Grenze. Er ſchlich ſich mehrmals in der Nacht zu uns herüber, und hielt ſich bei uns, aus Liebe zu mir, einige Tage verborgen. Meine Mutter hatte nichts dagegen, denn wir ſollten uns heirathen, und zwar noch vor Weihnachten. Die Hochzeit ſollte drüben ſein, wo wir uns hinbegeben wollten. Mehrmals waren ihm ſeine heimlichen Beſuche geglückt. Aber boshafte Angeber hatten verbreitet, daß wir heim-

lich einen gefährlichen Verbrecher beherbergten, der verfolgt würde. Er ritt eines Abends von uns, und — war nicht in Heilsberg angekommen. — Nach der namenloſen Angſt mehrerer Tage erfuhren wir durch eine Zigeunerin, die ſich ehrlich durch einen Handel nährt, er ſei dicht an der ermländiſchen Grenze von einem Commando angehalten, nach Bartenſtein gebracht, erſt verhört, zwar nicht als der geſuchte Verbrecher anerkannt, aber von den Werbern in Beſchlag genommen, mit Gewalt zum Soldaten geworben und hierher transportirt.""

Der König hatte mit Aufmerkſamkeit zugehört, dann nahm er das Wort. „Kein Wunder, wenn er ſich nicht legitimiren konnte und wollte. — Haſt Du nicht ermitteln können, ob er ſich noch hier befindet?"

„„Nein, Ew. Majeſtät, wir haben vergebens nach ihm geforſcht. Aber Ew. Majeſtät werden ſich unſeres Unglücks erbarmen, Sie werden ihn ermitteln laſſen, Sie werden ihn freigeben. Wir wollen danken, wir wollen für Sie beten.""

„Schon gut, wir wollen ſehen, was zu thun iſt. In welchen Verhältniſſen leben Deine Eltern, oder Deine Mutter? — Bei wem befindeſt Du Dich hier? —"

Thereſe gab über die Verhältniſſe ihrer Familie Auskunft, verſicherte auf den Rath guter Freunde hierher zu einer nahen Verwandten von ihrer Mutter geſendet zu

ſein, um den König für ihren Geliebten anzugeben, und bezeichnete noch ihre hieſige Wohnung.

Der König vermerkte die letzte in ſein Taſchenbuch, und entließ das Mädchen mit den Worten: „Geh mit Gott' wir wollen ſehen, was zu thun iſt. Verweile hier noch einige Tage. Du ſollſt von mir hören."

Hierauf wendete er ihr den Rücken, ſeine Papiere wieder zur Hand nehmend.

Der Monarch hatte ſchon mehrere Minuten ſich beſchäftigt, und Thereſe längſt entfernt geglaubt, als er zufällig aufſah, und ihr Bild noch im Spiegel wahrnahm. Er wendete ſich um, und fragte: „biſt Du noch hier? — Was giebt es ſonſt?"

Thereſe ſtammelte: „„ich habe Ew. Majeſtät bitten wollen, ein kleines Geſchenk anzunehmen.""

Der König lachte: „Du willſt mich beſtechen. Haben meine Beamte Euch daran gewöhnt?"

„„O nicht doch. Es iſt nur eine Kleinigkeit aus gutem Herzen. Eigener Hände Arbeit.""

„Das iſt etwas anders. Laß wenigſtens ſehen."

Thereſe hielt jetzt ein in weißes Papier geſchlagenes Packet, das bisher hinter ihr auf dem Boden gelegen, und überreichte es dem Monarchen. „„Ein Stück Leinwand. Ich habe das Garn geſponnen, die Leinwand gewebt, und ich beſprengte ſie eben auf der Bleiche, als Anton mir zum erſten Male begegnete. Verſchmähen

Ew. Majeſtät nicht dieſe Gabe, weil ſie ſo gering iſt.“ Friedrich Wilhelm griff lebhaft nach dem Packet. Das Wort Leinwand electriſirte ihn. Abgeſehen davon, daß koſtbare Wäſche der einzige perſönliche Luxus war, den er trieb, legte er als Staatswirth einen ungemeinen Werth auf Fabrikation in ſeinem Lande, und jede Regung in dieſem Zweige der Nationalöconomie ſprach ihn lebhaft an.

„Leinwand?“ — rief er, — „ich bin begierig. Ich glaubte, man webe hier nur ganz grobe und die gute komme nur in Weſtphalen zu Stande.“ Das Papier ward mit Heftigkeit entfernt, und das blendend weiße, wirklich ausgezeichnet feine und ſtarke Gewebe nahe vors Auge gebracht.

„Wahrhaftig, das hätte ich nicht erwartet,“ fuhr der König fort. „Die Königin wird ſich verwundern, wenn ich ihr dieſes vorzeige.“

Hierauf folgte ein Sturm von Fragen über die Fabrikation der Leinwand ſelbſt, vom Röſten des Flachſes an, bis zur Bleiche; über die Zeit, welche dazu erforderlich; über die Koſten, die dafür anzunehmen; über den Preis, für welchen die fertige Waare auf den Markt gebracht werden könne?

Thereſe fühlte ſich auf ſicherem Boden, und gab mit einer Art von Selbſtgefühl, und mit treffender Beſtimmtheit alle erforderliche Auskunft. Der König hörte

ſie huldreich an, dann ſagte er: „Du biſt ein achtbares Mädchen. Ich nehme Dein Geſchenk an, und werde es erwiedern. Geh getroſt! Ich verſpreche immer weniger, als ich halte.“

Kaum hatte Thereſe den Monarchen verlaſſen, als der Gouverneur gemeldet wurde, welcher eintrat, um dem Könige den Rapport des Tages zu bringen, und die Parole zu erbitten. Der General fand ſeinen Gebieter in heiterer Stimmung. „Hör Er einmal,“ — hieß es, — „iſt bei einem der hieſigen Regimenter nicht vor Kurzem ein Recrut eingeſtellt, Namens Anton Hart, Sohn des Beamten in S.?“

„Das dürfte nicht möglich ſein, Ew. Majeſtät. Ich entſinne mich genau, daß dieſer junge Mann, deſſen Vater ich perſönlich kenne, wenn ich ihn ſelbſt auch niemals geſehen, ſchon vor zwei Jahren die Entbindung von der Cantonpflicht erhalten hat.““

„Thut nichts. Er iſt unter die Werber gerathen.“

„„Und das hätte er ſich gefallen laſſen, während die bloße Nennung ſeines Namens ihn vor der Einſtellung geſichert hätte?““

„Er hatte anderweit Gründe, die für ihn noch wichtiger waren, ſeinen Namen zu verſchweigen. Kurz, ich ſage Ihm, der junge Menſch iſt hier. Laß Er ihn ermitteln, ich will ihn ſprechen. Ohnedies, — ſeine Braut hat mich beſtochen. — Ja, ja, — ſehe Er mich

nicht ſo groß an! — Die Leinwand da hat ſie mir geſchenkt. Ich muß mich dafür thätig beweiſen."

Der König ſagte dieſes mit dem anmuthigen Lächeln, welches der Ausdruck eines tiefen innern Friedens bei ihm zu ſein pflegte. Der General durfte ſich daher über die angebliche Beſtechung ſeines Herrn einige ehrerbietige Scherze erlauben, und zuletzt auch für ſich um die Gnade bitten, Sr. Majeſtät beſchenken zu dürfen.

Der König nahm dieſe Bitte ſehr wohl auf, der Gouverneur öffnete die Thüre, und ließ einen Soldaten eintreten, der mit einem Unterofficier im Vorſaale gewartet hatte.

Der Soldat ſtellte ſich mit dienſtmäßiger Haltung kerzengerade an die Thüre. Es war ein groſſer junger Menſch von ſehr vortheilhafter Geſtalt.

„„Geruhen Ew. Majeſtät,"" — ſagte der General, — „„dieſen Recruten von Ihrem allerunterthänigſten Diener für Ihre Garde anzunehmen!""

Der Monarch maas das Geſchenk mit den Augen, lächelte, und fragte den Soldaten, — „wie heißt Du?"

„„Simon Weich.""

„Ein übler Name für einen Kriegsmann. — Woher biſt Du?"

„„Aus dem Ermlande.""

„Alſo kein Landeskind, ſondern ein Geworbner. Du wärſt mir willkommen, wenn Du Hart hießeſt.“

Der Soldat wurde blaß und roth, der König bemerkte es nicht, und wendete ſich mit folgenden Worten zu dem Geber.

„Sehr obligirt, mein lieber General. Ein hübſcher Burſche. Für meine Garde iſt er indeß nicht brauchbar.

„„Weshalb nicht? Ew. Majeſtät.““

„Weil er ein Zwerg iſt.“

„„Ein Zwerg, bei ſechs Fuß Höhe?““

Der König lachte herzlich. „Sechs Fuß, — das iſt was Rechtes. Meine Tambours ſind größer. Mein Flügelmann mißt fünf Fuß ein und zwanzig Zoll. Der kleinſte unter meinen Leuten bleibt nicht unter funfzehn Zoll. Aber, weiß Er was, ich nehme ſein Geſchenk an, um es weiter zu geben. Der Kronprinz, mein Sohn, liebt bei ſeinem Regimente weniger große, als ſchöne Leute. Senden wir ihm dieſen Weich mit einer Empfehlung von Ihm! Damit verbindet er ſich dem Prinzen, und wer weiß, wie bald Ihm das von Nutzen ſein kann.“

„„Ich eile ſelbſt, Sr. Königlichen Hoheit meine—“

„Nicht doch. Er iſt älterer General als mein Sohn. Die Abſendung ſeines Adjutanten genügt

Ohnedieß fahre ich nach dem Fort Friedrichsburg, die neuen Gebäude zu ſehen, und Er ſoll mich begleiten."

Der General winkte dem Soldaten abzutreten, und gewann vor dem Einſteichen in den Wagen noch ſo viel Zeit, ſeinen Adjutanten zur Miſſion an den Kronprinzen zu inſtruiren.

21.

Die Zimmer des Kronprinzen im Schloſſe waren von denen des Königs durch mehreren Raum geſchieden, und der Adjutant des Gouverneurs, begleitet von dem Soldaten, gelangte auf einer beſondern Treppe in das Vorzimmer des Prinzen. Er wurde gemeldet, und da der Thronfolger ſich noch gar nicht öffentlich in Königsberg gezeigt hatte, ſo war der Officier auf die Erſcheinung eines Fürſten höchlich geſpannt, deſſen ſeltene Eigenſchaften bereits in ganz Europa beſprochen wurden. Die Thüre der innern Gemächer öffnete ſich, und es trat ein Mann von auffallender Geſtalt in einer reich geſtickten Militair-Uniform hervor, deſſen freier, gebietender, ritterlicher Anſtand ſehr abwich von der corporalmäßigen Haltung, welche damals ſelbſt Militairs höheren Grades eigen war. Seine mittlere Größe wurde durch einen athletiſchen Körperbau gehoben. Sein

Geſicht von dunkler Farbe, mit ſchwarzen brennenden Augen, zeigte edle und regelmäßige, aber ernſte und ſtolze Züge. Er war noch ziemlich jung, trug aber ein Ordenskreuz auf der Bruſt, eine damals ungewöhnliche Auszeichnung, und ſeine beſtiefelten und beſpornten Füße verkündeten den Stabsofficier. Es war der Major Baron de la Motte Fouqué, der erſte Liebling oder, eigentlicher geſagt, der vertrauteſte Freund des Prinzen.

„Was wünſchen Sie?“ — fragte er. „Sr. Königliche Hoheit ſind nach dem Collegio Albertino gefahren, um die Univerſität zu ſehen.“

Der Adjutant beſtellte den Auftrag.

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf den Soldaten. — „Sehr wohl,“ — ſagte er dann, — „Se. Königliche Hoheit wird dieſe Aufmerkſamkeit zu ſchätzen wiſſen. Laſſen Sie den Menſchen hier, und bemühen ſich nicht weiter! ich ſorge für die Beſtellung.“

Der Adjutant ging, und Fouqué wendete ſich zu einem Feldjäger, der wartend daſtand, mit Briefen in der Hand.

„Von Rheinsberg?“ — fragte er.

„Zu Befehl. Ich bringe dieſe Briefe.“

„Wohl.“ — Der Baron nahm die Briefe, und numerirte ſie. — „Von der Kronprinzeſſin dieſer; dieſer, — ach! was ſehe ich! — von Nancy. — Sie

hen Sie, melden Sie ſich heute Abend wegen Ihrer Abfertigung!"

Fouqué hatte auch einen Brief für ſich gefunden, den er erbrach und im Fenſter lehnend las.

Tritte auf der Treppe wurden vernehmlich. Ein lebhaftes franzöſiſches Geſpräch. Die Thüre des Vorſaales flog auf. Der Kronprinz trat ein, von einem Cavalier in Hoftracht, dem Baron von Bielefeld, begleitet.

Friedrich war damals der ſchönſte Prinz in Europa. Die Regelmäßigkeit ſeiner Züge erinnerte an den Apoll. Die Augen allein ſchienen der Juno zu gehören, denn es lag, ſelbſt wenn ſie freundlich ſchauten, in ihnen eine unterjochende Gewalt. Seine Geſtalt war fein, ſein Anſtand fürſtlich und gebietend, doch aber von einer ungemein leichten und zierlichen Grazie. Er war ſehr einfach gekleidet, und nur Stern und Generalsfeder unterſchieden ſeinen Anzug von der eines gewöhnlichen Officiers.

„Ritter ohne Furcht und Tadel," — rief er Fouqué entgegen, — „liefern Sie den Degen Bayards an uns aus! — wir haben Sie an Muth übertroffen."

„„Wie das, — mein gnädigſter Prinz?""

„Wir haben die Schrecknisse einer deutſchen Rede beſtanden, die zwei Stunden dauerte, und nur aus zwei Perioden beſtand. Die erſte ahmte das Labyrinth zu

Thoben, die zweite das zu Greta nach. Es waren alle Götter des Olymps in beiden, aber der Faden der Ariadne in keiner. Boſſuet wäre dem Minotaurus in der zweiten nicht zum Raube geworden, denn ſchon in den Vorhallen der erſteren wäre er ohnmächtig fortgetragen. Wenn das Sprichwort wahr iſt: Zeit verloren, alles verloren; ſo können wir mit Franz dem Erſten ausrufen: wir haben alles eingebüßt, nur die Ehre nicht."

„„Gnädigſter Herr,"" — antwortete Jouaué, „„ich bringe Ihnen den Lohn dieſer Anſtrengungen, den Lohn der Grazien und des Mars. — Hier ein Brief von Voltaire, — dort einen Recruten für ihr Regiment, mit welchem der Gouverneur Ihnen ein Geſchenk macht.""

„Ach!" — rief der Prinz, — ergriff den Brief, und eilte in ſein Zimmer. Jouaué und Bielefeld folgten, während der erſtere dem Soldaten lächelnd zurief: „guter Freund, warte noch! auch an Dich wird die Reihe kommen."

Es mochte eine halbe Stunde vergangen ſein, als der Kronprinz mit Hut und Degen, von Jouaué begleitet, wahrſcheinlich, um wieder auszufahren, zurück in das Vorzimmer trat. Er ſchritt mit ſeinem leichten und raſchen Gange gerade auf den Soldaten zu, überſah

seine Gestalt mit einem Blicke, und fragte kurz und befehlend:

„Wie heißt Du?“

Der Soldat, vielleicht daß ihn die Flammenpfeile aus den Augen des Prinzen in Verlegenheit setzten, stammelte leise und verwirrt:

„„Simon Weich.““

„Wie?“ — herrschte der Prinz.

Der Soldat wiederholte den Namen mit noch auffallenderer Erschütterung.

„Das ist nicht wahr,“ — rief Friedrich, und durchbohrte den jungen Menschen mit seinen Blicken, während eine Wolke königlichen Ernstes auf der hohen Stirne zu drohen anfing. „Du hast mich belogen. — Deinen wahren Namen!“

„„Anton Hart,““ — rief der Soldat mit dem Ausdruck innerer Quaal.

Im nämlichen Augenblicke ging der drohende Ausdruck in den Zügen des Prinzen zur gütigen Milde über.

„Anton Hart also?“ — erwiederte er, — „sei ruhig, mein Freund. Die Lüge wäre Dein Verderben gewesen. Die Wahrheit erwirbt Dir meine Theilnahme. Folge mir.“

Friedrich ging in sein Wohnzimmer zurück, Fouqué gespannt und überrascht neben ihm. Anton folgte.

22.

Dort angekommen, trat der Prinz an den mit Papieren und Akten bedeckten Arbeitstisch, blätterte in den Papieren, als berathe er sich mit sich selbst, dann wendete er sich zu Jouaus und den Baron von Bielefeld, die ihn mit Verwunderung betrachteten.

„Sie sehen mich, Messieurs, in einer sonderbaren Lage. Ich bin ein Mann, der durch eine heureuse découverte sein Glück machen kann. Der König erfährt ein Gerücht, daß man auf einer seiner Domänen, wo nicht auf mehreren, gegen seinen Vortheil tramire. Es wird ein Kriegs- und Domainenrath und ein Beamter beschuldigt. Der Kammerdirector von B. wird befragt, und will aus den Akten beweisen, daß durchaus kein Grund zum Verdachte sei. Der König behauptet indess, ich sei nicht umsonst Kriegs- und Domainenrath in Güstrin gewesen, und setzt ein point d'honneur darin, daß ich, — ja, sehen Sie mich an, Messieurs! — daß ich ermittele, wo der Dachs im Loche liegt: ich wiederhole Ihnen die Worte unseres Herrn. Nun gesteh ich zugleich, daß die Affaire mich zu interessiren anfängt. Ich lasse mir Akten und Rechnungen vorlegen. Der brave liebenswürdige von B. ist mir behülflich, sie durchzugehen. Wir finden allerdings

Bedenken, aber kein Fundament zu einer Beſchuldigung. Es wird uns klar, daß wir zur Aufklärung eines verbrecheriſchen Thatbeſtandes, wenn wir ſo ſchnell Licht ſchaffen ſollen, als es der König fordert, eines wohlunterrichteten Denuncianten bedürfen. Wir haben ihn. Dieſer junge Menſch iſt der Sohn des Beamten, und hat die Flucht ergriffen, um das Verbrechen ſeines Vaters nicht zu theilen."

Fouqué ſchwieg ohne Zeichen der Billigung oder des Tadels. Bielefeld zeigte ſich beunruhigt. „Wie?" ſagte er franzöſiſch, — „der Sohn ſoll den Angeber des Vaters machen?"

Der Prinz lächelte: „Geduld, mein lieber Baron!" Er wendete ſich hierauf zu Anton, und fragte, indem er ihm ein geöffnetes Actenſtück hinreichte: — „mein Freund, iſt dieſe Unterſchrift von der Hand Deines Vaters?"

„„Ja, durchlauchtigſter Kronprinz!"" antwortete dieſer.

„Nun gut. Dieſes Papier iſt kein Pachtcontract. Er zahlt nach demſelben an baarem Gelde jährlich tauſend Thaler, und zweitauſend ſoll er zu gewiſſen Beſſerungen verwenden. Sind indeß die Seen und Sümpfe in der Wirklichkeit vorhanden, die ich auf keiner Charte finde, welche indeß in dieſem Contracte eine ſo große Rolle ſpielen, und deren Austrocknung und Urbar-

machung dem Könige jährlich mit so großen Summen angerechnet werden? — Zahlt Dein Vater aus seiner Pacht nie mehr als tausend Thaler jährlich? — Wer erhält dies Mehrere? und wie hoch berechnet er seinen eigenen Antheil daran?"

Der Kronprinz stellte diese Fragen zwar mit sanfter Stimme, doch mit Ausübung der ganzen niederwerfenden Gewalt seines Blicks, vor welcher keine Unwahrheit jemals sich aufrecht erhalten hat. Auch Anton empfand seine völlige Wahrlosigkeit bei dem Angriffe mit solchen Waffen, und brach mit folgenden Worten aus: „„Erbarmen, Königliche Hoheit! Machen Sie mit mir was Ihnen beliebt! lassen Sie mich niederschießen vor den Fenstern dieses Schlosses, aber fragen Sie mich nicht weiter!""

„Armer junger Mensch," — entgegnete der Kronprinz mit bezaubernder Milde, — „diese Weigerung ist durch Dein Gefühl gerechtfertigt, sie hat Dich aber verrathen. Du wolltest eine zweite Lüge nicht sagen, und willst eine Wahrheit nicht verkünden, welche Deinen Vater verurtheilt. Erwäge indeß, daß dieses Betragen nichts mehr helfen kann! Du bist durch Deine Flucht, und durch Dein eigenes Wort schon zu weit gegangen, um zurücktreten zu können."

Anton stand wie vernichtet. „„Hab' ich darum," — rief er zuletzt in Thränen, — „„alle Bande zerrissen,

die mich an Heimath und den Urheber meiner Tage feſſelten? — Habe ich darum meinen Namen da verſchwiegen, wo deſſen bloße Nennung mich vor einem Geſchicke geſchützt hätte, das in dieſem Kleide mein Lebensglück für immer zerſtören ſollte? Habe ich es darum nicht vorgezogen, der Trommel bis in mein ſpätes Alter, ohne Troſt und Liebe, zu folgen, nur um nicht der Angeber meines Vaters zu werden? — Noch einmal, durchlauchtigſter Kronprinz, haben Sie Erbarmen mit einem Elenden! Senden Sie mich zu einem entfernten Regimente, laſſen Sie mich dienen bis die letzte Kraft meiner Glieder und meiner Seele dahin iſt, aber fragen Sie mich deshalb nie mehr! Vergeſſen Sie, daß Sie mich geſehen, daß Sie den Namen Anton Hart jemals gehört!““

Der arme junge Mann war dem Prinzen zu Füßen gefallen, der ihn gütig aufhub, und ihm Muth einſprach.

„Du ſtehſt hier nicht vor Gerichte,“ — ſagte er ihm; — „nicht vor einem Grauſamen, der aus Deiner Bedrängniß einen unziemlichen Vortheil ziehen möchte. Indeß bedenke, daß die Gewährung Deiner Bitte Deinem Vater nicht das Mindeſte einbringt außer vielleicht einige Friſt! Laß nicht aus der Acht, daß nur die Eile, mit welcher die Sache aufgeklärt werden ſoll, den Anſpruch an Dich veranlaßt. Wird von dieſer Eile abgeſehen, ſo bedarf man Deiner nicht. Eine Unterſuchung

an Ort und Stelle würde unfehlbar darthun, was Deinen Vater und den Anſtifter ſeiner Schuld verurtheilen müßte, und Du würdeſt erſt dann Dir Vorwürfe machen, eine Dir dargebotene günſtige Gelegenheit vorübergehen gelaſſen zu haben, durch eine mildernde Darſtellung der Sache eine Richtung zu geben, welche die Unverletzlichkeit Deines Vaters wenigſtens der Gehäſſigkeit entzieht, und das Gewicht der Zurechnung und Verurtheilung vermindert."

Anton beſann ſich eine Weile, dann nahm er das Wort. „„Ja, — durchlauchtigſter Prinz, mir iſt beigefallen, daß wenn mir dieſe Acten anvertraut werden, ich die Angelegenheit aufklären kann, ohne den eigentlichen Ankläger meines Vaters, ſondern ſogar ſeinen Vertheidiger zu machen. — Ich werde alles niederſchreiben, was ich weiß. Mein Vater hat gefehlt, aber er iſt durch Teufelskünſte verleitet, gezwungen. Ich werde nichts ſchonen, ihn zu retten.""

„Wohl," — ſagte der Prinz, — „der Lohn, der Dich erwartet," —

— „„Nein, — Königliche Hoheit, — ich will für Lohn den Schleier von den Thaten meines Vaters nicht erheben. Wenn ich mein Verſprechen erfüllt habe, ſo laſſen Sie mich zu dem Regimente, dem ich angehören ſoll, abführen. Mein Loos, welches ich ſonſt mit ſchwerem Kummer erduldet hätte, werde ich mit Stolz ertra-

gen, bis, — dieſes Herz unter dem Drucke eines unerreichbaren Wunſches gebrochen iſt.“ “

Der Prinz lächelte ein wenig ſatyriſch, und wendete ſich zu Bielefeld. „Unerreichbarer Wunſch! — gebrochenes Herz! — Da haben wir einen Vaſallen von Mademoiſelle de Scudéry aus ihrem Lande der Zärtlichkeit, und wohl gar vom Fluſſe der Neigung. Freuen Sie ſich, mein empfindſamer Baron. Schon Saul ſuchte einen Eſel und fand eine Krone, wir bieten ihm die Spitze, nach einem Angeber ſahen wir uns um, und erhalten den pastor fido in den Kauf, denn zweifeln Sie, daß der letzte Seufzer dieſes ländlichen Daphnis einer ſchmachtenden Chloe gewidmet war?“

„„Monſeigneur,““ — entgegnete Bielefeld, — „„Apollo iſt der Alles durchſchauende. Vielleicht wird er ſich für dieſe getrennten Liebenden als Deus ex machina bethätigen, um ſie in höchſter Noth zu vereinen.““

„Ach, mein Guter,“ — ſcherzte der Prinz, — „da zu iſt ohne Venus nichts auszurichten, und Sie wiſſen, Apollo hat ſich ihrer Gunſt nicht zu rühmen.“

Er wendete ſich wieder zu Anton, und ſagte:

„Deine Zukunft, mein Freund, überlaß denen, welche die Macht beſitzen, ſie zu beſtimmen. Ich hoffe, Du wirſt mit ihren Maaßnehmungen zufrieden ſein. Gehe jetzt in Dein Quartier, als wäre nichts vorgefallen. Verrathe keiner Seele den Gegenſtand des Geſpräches, und

auch nicht Deinen wirklichen Namen. In zwei Stunden melde Dich bei dem Kammerdirector von B. Du wirst durch ihn meine weiteren Befehle empfangen."

Der König hatte auf seiner Fahrt nach der kleinen Festung Friedrichsburg den Gouverneur über Pillau und die dortigen Befestigungen befragt, und hatte so genügende Antwort erhalten, daß er beschloß, diesen wichtigen Platz, welchen er lange nicht gesehen, ebenfalls bei seiner gegenwärtigen Anwesenheit zu besuchen. Am folgenden Morgen reiste er von Königsberg dorthin ab, um nach wenigen Tagen wieder in diese Hauptstadt zurückzukehren. Der Kronprinz begleitete ihn nicht auf diesem Ausfluge, weil der Monarch beschloß, sich durch ihn bei einigen indeß vorkommenden Gelegenheiten, welche lästige Repräsentation erforderten, vertreten zu lassen. Da das Wetter die Reise begünstigte, und der Zustand der wichtigen Festung Pillau und ihres Hafens den König sehr befriedigt hatte, so kam er überaus erheitert schon nach vier Tagen in später Nacht nach Königsberg zurück.

Kaum hatte er am andern Morgen das Bette verlassen, als er den Kronprinzen zu sich beschieden ließ, der unverzüglich dem Befehle gehorchte.

„Nun, Fritz," — rief ihm der Monarch entgegen — „wie geht es mit den Geschäften?"

„Ganz nach Wunsch, Ew. Majestät. Ich habe die Ehre gehabt, Ihre königliche Person zu —“

„Nichts von diesen besmäßigen Förmlichkeiten: Du weißt, wie widerlich sie mir sind, vollends in meinen Jahren, und ich weiß, daß Du den Anstand hast, einen König vorzustellen. — Lassen wir das. Ich rede von ernsten Angelegenheiten. Bist Du dem von Süß und dem Hart in ihren Spitzbübereien auf die Spur gekommen? Kurz und gut, Ja, oder Nein?“

„„Ja, mein Vater.““

„Aber auch so, daß ich wenigstens einen von beiden hängen lassen kann?“

„„So, daß Sie nach den Gesetzen bestrafen, oder begnadigen können.““

„Laß hören.“

„„Werfen Ew. Majestät einen Blick auf dieses Papier. Es enthält das vollständige Sündenregister.““

Der König nahm lebhaft das Papier aus den Händen des Prinzen, und fing an zu lesen. Die Darstellung schien sehr klar und einfach zu sein. Friedrich Wilhelm faßte sie sofort. Sein Gesicht glühte bald, seine Stirn runzelte sich, ein ungeheurer Zorn fing an, seinen Ausbruch in seinen schwellenden Zügen zu verkünden, aber er las die Schrift, welche nur etwa einen Bogen einnahm, zu Ende. Dann schleuderte er sie auf

den Tisch, und rief: „Abscheulicher Betrug! und mich hat man so hintergangen."

Im nämlichen Momente fielen seine Augen auf den Kronprinzen, und den gewöhnlichen raschen Uebergängen seines Charakters gemäß, sänftigte sich plötzlich seine Heftigkeit, und er sagte nach einigen Secunden mit gütiger Stimme:

„Der Kammerdirector kann Dir unmöglich zu diesen Entdeckungen verholfen haben, mein Sohn, denn er wußte vor vier Tagen von alle dem kein Wort. Ich habe mich also nicht getäuscht, als ich annahm, Deinem höheren Scharfsinn werde das nicht entgehen, welches bloße redliche Amtspflicht bei bestem Willen nicht erschwungen. Das freut mich, mein Fritz."

Der König reichte ihm die Hand, welche der Prinz ehrerbietig, und mit lebhaftem Gefühle an seine Lippen drückte. Der König fuhr fort:

„Wird indeß der vollständige Erweis gegen die Beschuldigten zu führen sein, wenn sie ihr Geständniß bei der Vorhaltung verweigern?"

„„Ohne Zweifel, mein Vater, würde ein freies Geständniß, namentlich des Amtmann Hart, sehr kurz zum Ziele führen, denn Süß hat sich zwar in den mehrsten Dingen fein versteckt, sich aber in dem einen, wahrscheinlich dreist gemacht durch die früheren Erfolge, —

es ist in der Denunciation mit Nr. 7. bezeichnet, — dennoch auf unbegreifliche Weise hintangesetzt. Wenn indeß auch jenes hier geleugnet wäre, so müßte eine unparteiische Untersuchung an Ort und Stelle alles ins Klare bringen, und diese könnte wohl keinem besser anvertraut werden, als dem gescheidten und redlichen Kammerdirector von P., wie denn überhaupt dieser ganze Unterschleif gar nicht möglich gewesen wäre, hätte der, dem von Süß unmittelbar von Berlin aus ertheilte Auftrag, selbstständig die Domänen-Organisation in Lithauen zu besorgen, ihn nicht völlig außer Aufsicht gestellt.""

„Nun," sagte Friedrich Wilhelm, „das soll mir für die Zukunft eine Lehre sein. Im Uebrigen, mein Sohn, Du hast das Gericht gerichtet, so feure es denn auch ab. Ich lege die Sache in Deine Hände. — Aber eins will ich: Die Schurken sollen in meiner Gegenwart befragt werden."

„„Es wird geschehen, wie Ew. Majestät befehlen, und besonders dürfte Süß als ein wirklich Verworfener, als der eigentliche Anstifter des Vertrages, als derjenige, welcher die größeren Vortheile daraus sich angeeignet, das ganze Gewicht Ihres königlichen Unwillens verdienen. Hart indessen ist wirklich Bellagenswerth, denn gleichsam mit den Haaren ist er von der Bahn der Redlichkeit gerissen. Wollen Ew. Majestät erlauben, daß

ich Sie auf einiges in der Denunciation aufmerksam mache, das bei mir wenigstens ihm das Wort geredet?""

„Gut, mein Sohn, laß hören."

Der Prinz nahm das Memoir vom Tische, und hielt einen Vortrag zur Vertheidigung des Amtmann Hart, mit solcher Gewandtheit, so geschickter Hervorhebung aller, einigermaßen günstigen Momente, mit so feinem Scharfsinne, daß der erfahrenste Sachwalter es nicht besser vermocht hätte, und der König, besonders noch durch das Vergnügen beschwichtigt, die Fähigkeiten seines erhabenen Sohnes in so practischer Richtung wahrzunehmen, aufs Günstigste gestimmt wurde.

Er sagte, als der Kronprinz geendet hatte: „Nun meinan, ich trete Deiner Meinung bei. Hart soll in mir einen erbarmenden Richter finden, wenn er ohne Winkelzüge bekennt. Er mag mir herausgeben, was mir zukommt, denn ich lasse ihm keinen Heller ungerechten Gutes, und wäre es sein letzter. Im Uebrigen will ich vergessen, daß er auf der Welt lebt. — Sag nun hängen: ich gab mein Wort. Ist Hart schon hier? — Laß ihn vor mich führen."

„„Mein Vater, er ist hier, und ich habe befohlen, ihn um diese Zeit in meine Zimmer zu bringen. Erst wollte ich ihm seine Schuld vorhalten. Ew. Majestät

wollen dieſer Scene beiwohnen. Dero Allerhöchſte Gegenwart dürfte indeß den Schuldigen ſo verwirren, daß wenig Zuſammenhängendes, beſonders in Beziehung auf Süß, von ihm herauszubekommen wäre. An mein Zimmer ſtößt indeſſen ein Cabinet, zu welchem Ew. Majeſtät aus Ihren Gemächern durch einen Corridor ungeſehen gelangen können. Gefiele es Ihnen dort zu verweilen. Durch die geöffnete Thür vernehmen Sie jede Sylbe des Geſpräches, ſehen in einem Spiegel alles, was im Zimmer vorgeht, ohne bemerkt zu werden. Sobald ſie es angemeſſen finden, Theil an der Verhandlung zu nehmen, treten Sie ein, und entſcheiden den Moment durch das Gewicht Ihrer königlichen Gegenwart.“

„Ich bin es zufrieden, mein Sohn, laß uns gehn.“

23.

Im Vorzimmer des Kronprinzen erſchien zur nämlichen Zeit der Kammerdirector von B. und der Ammann Hart aus S., um die Audienz, zu der ſie entboten wurden, zu erwarten. Der erſte wußte bereits um die durch den Kronprinzen veranlaßten Angaben, er kannte aber ſo wenig die Art ihrer Herbeiführung, als er in dem Angeber den eigenen Sohn Harts vermuthete. Er zweifelte auch an ihrer Erweisbarkeit. Redlich im

höchſten Grade, konnte er ſich nicht leicht von den entgegengeſetzten Eigenſchaften bei andern überzeugen. Den Kriegsrath von Süß liebte er nicht, und er hatte auch nicht Urſache ihn zu ſchonen, denn eben der Umſtand, daß dieſer gewandte Mann in Berlin, wo er Verbindungen hatte, ſich den ihm ertheilten perſönlichen Auftrag zu erſchleichen gewußt, die Domainenverbeſſerungen in Litthauen ſelbſtſtändig zu organiſiren, wodurch der Kammerdirector aller Mitwirkung überhoben wurde, ſtellte dieſen letztern hierbei auch außer aller Verantwortlichkeit. Indeß die Verhaftung des von Süß, auf einen bloßen Verdacht, kränkte ſeine Anſicht von Beamtenehre. Dem Amtmann Hart konnte er gar nichts Böſes zutrauen, weil ſeine Anſicht bei Einfachheit der Sitten auch Unſchuld der Geſinnung meinte annehmen zu müſſen. Herr v. P. war aber auch ein feiner Weltmann, und ſo widerſprach er dem Könige und dem Kronprinzen nicht mehr, wo er einzuſehen glaubte, daß nur ihre eigene Ueberzeugung den, wie er meinte, übereilt gefaßten Verdacht entkräften könne. Den Beſchuldigten bot er ſich indeſſen eben ſo wenig günſtig dar. Die Zuſchriften des von Süß hatte er höflich, aber ablehnend, beantwortet. Eben ſo vorſichtig hatte er ſich gegen Hart zu betragen beſchloſſen, aber dieſer erſparte ihm die Mühe. Wer dieſen Mann ſonſt geſehen, erkannte ihn nicht wieder. Er war ſonſt ernſt, aber ruhig

und geſprächig geweſen. Nun ſchien er um zehn Jahre gealtert, ſtumm, düſter und lebensmüde. Keineswegs begierig zu erfahren, warum man ihn herberufen, ſtarrte er abgeſtumpft vor ſich hin, als habe er weder Wünſche noch Hoffnungen oder Befürchtungen. Bei einem weiſeren Manne hätte man dieſe Veränderung auf das Verſchwinden ſeines Sohnes ſchieben können, er war aber niemals ein zärtlicher Vater geweſen, und bei ſeiner Eigenthümlichkeit durfte man eher der Unbeugſamkeit eines aufs höchſte geſteigerten Zornes, als einer ſo niederdrückenden Schwermuth zu begegnen befürchten. Auch noch im Vorzimmer des Kronprinzen gab er ſich nicht anders, und die Meubles, die darin befindlich waren, ſchienen nicht weniger Leben oder Theilnahme zu verrathen als er.

Nach kurzem Warten wurden beide in das Gemach des Prinzen berufen.

Friedrich ſtand in ſtolzer Haltung, mit der Hand auf einen Tiſch geſtützt. Den Kammerdirector von P. grüßte er indeß freundlich, und fragte: „Haben Sie, Herr von P., dieſem Manne geſagt, weshalb man ihn berufen?“

„„Nein, Königliche Hoheit. Es ward mir nicht befohlen, und es iſt paſſender, daß er das Erforderliche von den Lippen ſeiner Gebieter vernehme.““

Der Kronprinz wendete ſich zu Hart mit der tiefſten Ruhe.

„Er iſt der Amtmann Hart?“

„„Zu Befehl.““

„Man beſchuldigt ihn der Untreue gegen den König ſeinen Herrn. Sr. Majeſtät iſt nicht minder gnädig als gerecht. Sein Läugnen führt ihn in Unterſuchung, und nach Umſtänden an den Pranger. Sein offnes Geſtändniß bewahrt ihn vor publiquer Schande. Der König iſt zu groß, ſich zu rächen, er will nur Erſatz, und giebt mir den Befehl Ihm dieſes zu eröffnen. Sehe Er ſich alſo vor. Er hat ſein Geſchick in ſeinen Händen.“

„„Wer iſt mein Ankläger?““

„Ich,“ — ſagte der Prinz mit volltönender Stimme, und ſchoß ihm einen ſeiner gewaltigen Blicke zu. Hart ſelbſt erſchüttert, aber nach einigen Secunden faßte er ſich, und ſagte:

„„Ein ſo großer Herr als Ew. Königliche Hoheit wird einen Unglücklichen nicht betäuben, übereilen wollen. Ich bitte mir meine Anklage vor zu halten. Enthält ſie Wahrheit, ſo habe ich keine Veranlaſſung mehr ſie in Zweifel zu ſtellen. Aber auch für meine Entſchuldigung wage ich um geneigtes Gehör zu bitten.““

„Leſe Er dieſen Aufſatz, er enthält die gegen ſeine Treue aufgeſtellten Beſchuldigungen.“ Er reichte ihm eine Abſchrift der Denunciation.

Hart fing an leiſe zu leſen. Der Kronprinz beobachtete ihn ſchweigend. Bald zeigten ſich Spuren einer tiefen Gemüthsbewegung in den Zügen des Leſenden. Seine Hände zitterten, ſeine Lippen bebten. Dennoch behielt er Faſſung, zu Ende zu leſen.

„Was hat Er hiegegen zu ſagen?“ — fragte Friedrich. Hart ſtützte ſich an einen Stuhl. „„Durchlauchtigſter Kronprinz,““ — alſo nahm er das Wort, — „„dieſe Dinge kann außer mir nur Einer wiſſen, nur Einer kann ſie ſo ſchonend darſtellen. Mein Sohn hat dieſen Aufſatz geſchrieben. — Wo iſt mein Sohn?““

„Davon iſt nicht die Rede. Ich frage, ob er ſich zu dieſen Dingen bekennt?“

„„Erbarmen, gnädigſter Herr, — ich bekenne mich zu Allem, ich will Alles erſetzen, ich will ein Bettler werden, ich will vor aller Welt verkünden, was ich begangen. Aber meinen Sohn, geben Sie ihn mir wieder. Die Schuld des Vaters, die er nicht theilen wollte, die ſchmachvolle Verbindung, zu der ich ihn zwingen ſollte, nöthigten ihn zur Flucht, beraubten mich der Stütze meines Alters, der einzigen Freude meines Lebens, der einzigen Erinnerung an eine beſſere Zeit. Meinen einzigen Troſt in meinem Unglücke, in meiner

Entehrung, das einzige Geschöpf, das mich niemals betrübte, bis ich selbst es von meiner Seite trieb, — meinen Anton, — geben Sie ihn meinem trostlosen Vater zurück.""

Friedrich schien bewegt. „Besinne er sich. Würde Er, wenn diese Aufwallung vorüber wäre, einen Sohn mit der nämlichen Liebe umfassen, der als Werkzeug gedient, den Schleier von seiner Schuld zu zerreißen?"

Hart richtete sich hoch auf, und konnte dem Adlerauge des Prinzen begegnen. „„Haben Sie Dank, gnädigster Kronprinz. Sie geben mir mein Selbstgefühl zurück. Ich werde den Sohn segnen, welcher mich auf den Pfad der Pflicht zurückführt. Lassen Sie mir den Trost, daß kein Zwang ihn zu diesen Angaben nöthigte, daß er sie freiwillig im Gefühle der Redlichkeit niederlegte.""

„Den Trost kann ich Ihm gewähren. Sein Sohn hat diese Eröffnung an die Bedingung geknüpft, lebenslänglich in der für ihn unglücklichen Lage zu bleiben, in der ich ihn fand. Er ist gemeiner Soldat."

Thränen stürzten aus den Augen des alten Mannes. „Mußte es dahin kommen!" — klagte er. — „O, das ist hart, — das allein vernichtet mich. Aber wo ist mein Anton? die einzige Gnade, um die ich fußfällig bitte, ist die, ihn noch einmal sehen zu dürfen.""

Der Kronprinz öffnete schweigend die Thüre des

Vorzimmers, und winkte. — Anton trat ein, und blieb in militairiſcher Haltung, aber mit überſtießenden Augen an der Thüre ſtehen.

Der alte Hart ſtieß einen Schrei aus und warf ſich, außer ſich an ſeine Bruſt.

Friedrich gab dem Kammerdirector von B. ein Zeichen, ihm zu folgen, und begab ſich mit ihm in das nebenanſtoßende Cabinet, deſſen bisher halbgeöffnete Thüre er zuzog.

24.

Der König, der ungeſehen Zeuge des eben geſchilderten Auftrittes geweſen war, trat ihnen entgegen. Friedrich Wilhelm war nichts weniger als weich und empfindſam, aber wie alle ſtarken Naturen, war er für die einfachſten Aeußerungen der allgemein gültigen Empfindungen der Menſchheit deſto empfänglicher. Er war kein zärtlicher aber höchſt treuer Gatte, ein ſtrenger aber redlicher Vater, und auch die Empfindungen der Kinder für ihre Eltern wünſchte er lieber dankbar, feſt und treu, als innig und hinſchmelzend zu ſehen. Wenn daher, bei ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit, ihn der Kummer des alten Hart wenig rührte, und er nur ſeinen Unterſchleif im Auge hielt, ſo gefiel es ihm ungemein, als er vernahm, daß der eigene Sohn, ohne Vortheil für ſich daraus ziehen zu wollen, die Schuld des

Vaters aufgeklärt, theils aus Rechtsgefühl, theils um ſie durch eine, wenn auch wahrhafte, ſo doch beſchönigende Weiſe zu mildern, um ſo der Wirkungen der Billigkeit für den Vater Raum zu geſtatten, die bei einem durch förmliche Unterſuchung ermittelten Thatbeſtande von einer Entſcheidung nach ſtrengem Rechte ausgeſchloſſen worden wären.

Der Monarch wendete ſich zuerſt an den Kammerdirector: „Nun, mein lieber V., was meint er? — mein Sohn da hat ſeine Zeit nicht verloren. Daß er das Zeug dazu hat, ein großer General zu werden, iſt bekannt. Er wird ihm hoffentlich beſcheinigen, daß er kein übler Kriegsrath iſt.“

Herr von V. ermangelte nicht, ſeine Verwunderung und ſeinen Beifall darüber zu erkennen zu geben, daß der Kronprinz den alten Hart nicht nur zu einem Geſtändniſſe gebracht, ſondern der Sache auch eine ſo feine Wendung gegeben, daß die gerechte Strenge Sr. Majeſtät gleichſam mit Blumenketten gefeſſelt worden.

Der König lachte, und ſetzte hinzu: „In der That, dem iſt alſo. Ich könnte freilich den alten Sünder zur Strafe ziehen, indeß ich würde dadurch nicht mehr gewinnen als ein abſchreckendes Beiſpiel für andere, dabei aber augenſcheinlich ein wirkſameres, lockendes verlieren, indem ich wahrnehmen ließe, daß eine Redlichkeit und Unterthanentreue, die ſelbſt ſtärker ſind, als die Bande

des Blutes, weder Berückſichtigung noch Gnade von mir zu hoffen haben. Nein, ich will diesmal lieber zeigen, daß ich gern geneigt bin, mich der ſchuldigen Väter zu erbarmen, um das Pflichtgefühl der Söhne zu belohnen. Ich werde mir dadurch die letztern als Wächter für die Redlichkeit ihrer Eltern gewinnen, denn ich glaube, daß nichts demüthigender ſein kann, als nur zu Gunſten eines Sohnes Verzeihung zu erhalten. Im Uebrigen muß der Alte darum nicht weniger alles herauszahlen, was mein iſt. Das ſtrenge Beiſpiel werde ich dagegen an Ihm nehmen. — Nun aber Fritz, wie biſt Du hinter die Schliche gekommen? — heraus mit Deinen Advocaten-Kniffen."

Der Kronprinz lächelte mit bezaubernder Schalkhaftigkeit. „„Ich bin hinter nichts," ſagte er „„ſondern die Ermittelungen ſind zu mir gekommen. Ew. Majeſtät ſind ihr einziger Urheber. Der junge Hart wurde Ihnen für Ihre Garde geboten, und Sie ſchickten ihn mir.""

Der König ſah ihn ſtarr an. — „Wie? — Was? — Jener Recrut, den mir der Gouverneur brachte? — der kleine Kerl? — das wäre der — ? — aber nein, — der hieß: — wie hieß er gleich?"

„„Simon Weich, Ew. Majeſtät.""

„Nun ja, — Simon Weich, und —"

„„Dieſer Name mußte falſch ſein, weil bei deſſen Nennung das ehrlichere Geſicht des jungen Menſchen ſeine Lippen augenſcheinlich Lügen ſtrafte. Wen endlich mußte der Name Weich nicht an den natürlichen Gegenſatz Hart erinnern, und an den Umſtand, daß der Flüchtling doppelte Urſache hatte, bei dieſer Gelegenheit ſeine Perſon zu verläugnen, einmal, wegen verlorenen Austrittes aus dem preußiſchen Staate, ſodann um nicht ſeinem Vater und den ihm verhaßten Verhältniſſen zurückgegeben zu werden. Ew. Majeſtät nahmen vielmehr aber wahr als ich, und beabſichtigten nur mich auf die Probe zu ſtellen.““

Der König hörte den Prinzen mit Vergnügen. — „Nun,“ — entgegnete er, — „laſſen wir das! Wie überführteſt Du ihn ſeiner Täuſchung?“

„„Indem ich ſie ihm auf den Kopf zu ſagte, und ihn feſt ins Auge faßte.““

Friedrich Wilhelm kannte dieſe letztere Waffe, und wendete ſich ſehr aufgeräumt zu dem Kammerdirecter. „Ich habe meine Schuldigkeit auf dem Throne meines Vaters gethan. Er ſieht aber auch, lieber P., daß ich den Staat nicht verwaist zurücklaſſe, wenn meine Krone auf meinen Sarg gelegt wird.“

Der Kronprinz eilte auf ihn zu, ergriff die Hand des königlichen Vaters, und drückte ſie wehmüthig an

ſeine Lippen, indeß eine große Thräne den ſtolzen Augen entfiel.

„„O mein König und Vater,“ — rief er, — „„an welchen herzzerreißenden Augenblick, der meinen Wünſchen nie entfernt genug ſein kann, mahnen Sie mich. Habe ich das verdient?““

„Du verdienſt meine ganze Liebe und Achtung, mein guter Sohn, und warteſt nicht auf meinen Tod, das weiß ich. Aber ſterben müſſen wir alle, und die Eltern im gewöhnlichen Laufe der Natur eher als die Kinder. Beruhige Dich deshalb und, wenn es dahin kommt, tröſte Dich zur Ausübung Deiner Pflicht mit dem Bewußtſein, daß Du mich zu einem ſehr glücklichen Vater gemacht haſt. Erbitte Dir eine Gnade. Sie iſt Dir im voraus gewährt.“

„„Ew. Majeſtät väterliche Huld hat mich ſchon ſo reich begabt, daß ich für mich nichts mehr zu wünſchen habe. Ich bitte indeß für den jungen Hart. Den Abſchied darf ich ihm als Regimentschef ertheilen, um ſo mehr, da er ſchon cautionfrei war. Ich habe ihn indeß bei dieſer Gelegenheit als tüchtig kennen gelernt, und er beſitzt ein eignes mütterliches Vermögen von einigen tauſend Thalern. Das Beiſpiel ſeines Vaters hat ihn zu nachdrücklich gewarnt, als daß ich für ſeine Redlichkeit nicht ſollte gut ſagen können. Geruhen Ew. Majeſtät, ihm die Pacht des Domänenamtes, welches

ſein Vater einbüßt, unter billigen Bedingungen zu gewähren."

Der König blickte den Kammerdirector fragend an, und ſagte: „ich muß ihm den Willen thun, aber mir ſcheint, ich kann es auch ohne Gefahr."

Herr von B. ſtimmte lebhaft bei, und Friedrich Wilhelm gewährte die Bitte des Prinzen, jedoch — mit einem Vorbehalte, von dem ſpäter die Rede ſein ſolle.

Er ließ hierauf einen Diener herbeirufen, dem er folgenden Befehl ertheilte.

„Als ich mich verkleidet, wurde mir ein Supplicant gemeldet, den ich beſcheiden ließ, bei dem Caſtellan auf meinen Ruf zu warten. Dieſer ſoll ins Vorzimmer des Kronprinzen geführt werden."

Der Lakei ging, und der König trat in das Gemach, in welchem der alte Hart und ſein Sohn ſich unterdeſſen beſprochen hatten. Der Anblick des Monarchen erſchütterte die Ueberraſchten, und dieſer ließ erſt einige prüfende Blicke auf beide fallen, ehe er ſie, wie folgt, anredete.

„Du Alter haſt mich hundsſöttiſch betrogen, und könnteſt Dich nicht ſonderlich beſchweren, wenn ich Dich hängen ließe. Du kommſt aber davon, weil dein Sohn ein ehrlicher Burſche und getreuer Unterthan iſt, wiewohl er dieſe löblichen Eigenſchaften nicht von Dir hat. Ich laſſe aber genau ermitteln, was von dem Betruge

auf Deinen Theil gekommen, und Du wirſt mir gerecht für Schaden und entgangenen Gewinn. Sonſt will ich Dich nicht weiter blamiren, da Du doch nur ein miſerabler Helfershelfer, ein Hund geweſen biſt, dem ein größerer Spitzbube die Knochen vom Wildpret zuwarf, das Du für ihn fangen müſſen.

Du junger Menſch," — er ſah zu Anton empor, und ſchwieg einen Augenblick, als werde ſeine Gedankenfolge durch eine neue Wahrnehmung durchkreuzt, dann flüſterte er zum Kronprinzen: „ich begreife nicht, wie ein alter General, der mehr als funfzigmal in Potsdam geweſen iſt, mir zumuthen kann, ſolch einen Kujrys zum erſten Bataillon Garde zu nehmen." — Dann fuhr er gegen den zuerſt Angeredeten fort. „Du junger Menſch biſt honet. Ich trage Dir nichts nach. Der Kronprinz, deſſen Regimente Du angehört, ſagt mir eben, daß er Dir den Abſchied giebt. Er bittet mich, daß ich Dir die Fahrung Deines Vaters überlaſſe. — Meinetwegen. Aber ich habe dabei zwei Nebenbedingungen; einmal, daß Du Deinem Vater, bei aller ſonſtigen Ehrerbietung, die Du ihm ſchuldig biſt, nicht Gelegenheit giebſt, ſich in Deine Affairen zu meliren, und zweitens, daß Du eine ordentliche Frau heiratheſt. Biſt Du vielleicht ſchon im Handel wegen ſolcher Waare?"

Der junge Mann ſchwieg überraſcht, der König

fuhr fort. „Alſo nicht? — ich kann Dir aushelfen. Ich kenne eine junge Perſon, die nicht häßlich iſt, und einen Thaler Geld hat, und durch welche ich das Leinwandweben in Littbauen auf den Domainen in Schwung bringen will, denn das Volk fabricirt dort nichts als das abſcheuliche halbwollene Zeug, wovon es ſeine bizarren Kittel macht. Dieſe Perſon webt dagegen Leinwand, die ich aus Weſtphalen nicht beſſer bekomme.“

Anton erblaßte. „„Allerdurchlauchtigſter König.““ — rief er, — „„ich kann, ich darf nicht. Sie werden mein Unglück nicht wollen. — Ich bin bereits verlobt.““

„Ach was!“ — erhielt er zum Beſcheide, — „das hätteſt Du früher ſagen ſollen. — Wir nehmen unſer Wort nicht zurück.“

Er öffnete das Vorzimmer, mit dem Rufe: „nur herein, mein Kind,“ und Thereſe trat glühend, und mit Augen voll Waſſer über die Schwelle.

Anton ſtand wie verſteinert.

„Die da ſollſt Du heirathen,“ — befahl der Monarch, — „oder aus unſerem Handel wird nichts.“

In dieſem Momente erkannte Thereſe ihren Anton, ſtürzte mit einem Schrei an ſeinen Hals, beſann ſich aber ſofort, und ſank dem Könige lautweinend zu Füßen.

Dieſer hob ſie gütig auf, mit den Worten. — „Beruhige Dich, mein Kind. Ich habe Dir ein Geſchenk für Deine ſchöne Leinwand verſprochen, hier," — er deutete dabei auf Anton, — „haſt Du es. Ob es weit her iſt, wirſt Du am beſten beurtheilen. Du ſiehſt wenigſtens, daß ich mehr halte, als ich verſpreche. Ihr kommt in eine Lage, in welcher Ihr bei Fleiß und Redlichkeit etwas vor Euch bringen könnt. Meine guten Wünſche ſind mit Euch. Gott helfe Euch weiter." — Er wendete ſich zum Kammerdirector. „Meine Aſſairen ſind hier zu Ende. Das Uebrige, lieber von B., wird er beſorgen."

Er winkte entlaſſend, und alle entfernten ſich zwar ſtumm, aber von vielfachen Empfindungen bewegt.

Der Ausgang dieſer Begebenheiten bedarf wohl nicht der weitläuftigen Schilderung. Der alte Bart gab ſich reuig zu jedem Geſtändniſſe, zu jeder Aufopferung hin. Sein Antheil an der Schuld hat indeſſen der baaren Summe nach weniger betragen, als man anfangs glaubte. Nur etwa vier tauſend Thaler hat er zu erſtatten gehabt, und er ſoll noch lange nachher auf einem eignen kleinen Gute gelebt haben, das er ſich in der Nähe ſeines Sohnes gekauft, mit welchem er in der innigſten Eintracht lebte. Daß Anton und Therese ein ſehr glückliches Paar wurden, ſteht nicht zu bezweifeln. Ihn

finden wir in amtlichen Papieren, nach etwa dreißig Jahren als Königlichen Amtsrath, und Beſitzer eines großen Vermögens wieder. Seine Kinder haben theils mit gleichem Erfolge die Geſchäfte des Vaters fortgeſetzt, theils ſich im Staatsdienſte ausgezeichnet. Heute lebt keiner dieſes Namens mehr, der ſeine Abſtammung von ihm nachweiſen könnte, aber ſein Vermögen hat noch heute in einer Familie Beſtand, die von ſeiner zweiten Tochter herſtammt.

Ueber das Ende des Kriegsrathes von Süß wiſſen wir nichts Zuverläſſiges anzugeben. So viel iſt gewiß, daß das Andenken an ihn nur ſeine Thaten erleiden iſt, und durch dieſe Erzählung ſchwerlich erneuert werden wird, da der Name, unter welchem wir dieſe Perſon hier auftreten laſſen, ohnehin ein erdichteter iſt. In der Kindheit des Verfaſſers trieb ſich indeß in Königsberg bei den unteren Volksklaſſen noch eine Sage umher, König Friedrich Wilhelm der Erſte habe in ſeiner letzten Anweſenheit in dieſer Hauptſtadt einen Kriegs- und Domainenrath hängen laſſen, der ſich arger Bedrückungen, ſträflicher Betrügereien und empörender Schändlichkeiten ſchuldig gemacht. Der König ſoll ihn ſelbſt geſprochen, und im höchſten Zorne ihm verheißen haben, daß er ihn hängen laſſen werde. Der Verbrecher ſoll trotzig geantwortet haben: „für einen Edelmann ſei noch kein Galgen gebaut.“ Dieſe Ant-

ziemlichkeit habe den Entſchluß des erbitterten Monarchen bekräftigt, und auf einem, vor dem Schloſſe eigens dazu erbauten, Galgen habe der Delinquent ohne Reue, und gleichſam höhnend, in einem grünen, mit goldenen breiten Treſſen reich beſetzten Staatskleide ſeine Strafe öffentlich erlitten. Der ganze Inhalt dieſer Sage führt aber augenſcheinlich auf den Herrn von Schlubbut zurück, deſſen Galgenſtrafe geſchichtliche Thatſache iſt.

Der graue John.

Es giebt, zum Glücke für die Regelmäßigkeit des geſelligen Zuſtandes, im Ganzen nur ſelten Fälle, welche die alte Behauptung im Einzelnen bewähren, daß mitunter nichts unwahrſcheinlicher ſich darſtelle als — die Wirklichkeit, und es müſſen ſolche Fälle immer ſeltner werden, jemehr die Gleichmäßigkeit der allgemeinen Bildung, und das ſtets mächtiger werdende Gefühl für das Schickliche alle auffallende Eigenthümlichkeiten der Charaktere verwiſcht. Die Furcht lächerlich zu erſcheinen iſt heut zu Tage beinahe mächtiger, als der Beruf tugendhaft zu ſein. Die weichliche Behaglichkeit der Lebensweiſe wird einer ſchroffen Conſequenz, die ſich eben in den Unbequemlichkeiten, welche ſie herbeiführt, aus Eigenſinn gefällt, vorgezogen, und die Sonderlinge, wie ſie für die Novelle oder das Luſtſpiel taugen, verſchwinden immer mehr und mehr.

England indeß wird am längſten ſeine Sonderlinge bewahren, wie es dieſelben von jeher in den abentheuerlichſten Formen aufzuweiſen hatte. Es liegt zu weit

ab, dieſes aus climatiſchen Einflüſſen zu erklären. Ein oberflächlicher, aber wohl nicht zu verachtender Grund liegt in dem durch Welthandel ausgebreiteten Colonienbeſitz, univerſellen politiſchen Verkehr höchſt vielſeitig bedingten, ſowohl öffentlichen, als Privatleben, das ſich in allen ſeinen Aeſten, Zweigen und Auswüchſen, unter den fördernden Einflüſſen nationaler Uebermacht und bürgerlicher Freiheit, völlig ungehindert nach allen Richtungen entfalten kann. Sir Walter Scott hat dieſe für Novelliſten unſchätzbare Stoffe nicht ſo gut benutzt als Sterne und Fielding. Sein Alterthümler allein iſt ein durchaus ergötzlicher Sonderling. Der Radicalreformer in Walladmer, dieſer höchſt geiſtreichen Parodie der Manier des damaligen großen Unbekannten, ſteht indeß an Schärfe der Zeichnung und Keckheit der Färbung noch höher, und darf den Gebilden des Shakespear an die Seite geſtellt werden.

Was in dieſen Blättern niedergelegt wird, iſt auch die Schilderung eines engliſchen Sonderlings, und eines ſolchen, der nicht nur wirklich gelebt hat, ſondern auch heute noch leben mag. In einem Romane dürfte eine Begebenheit, wie die folgende, übertrieben und unnatürlich erſcheinen, indeß ein ſehr zuverläſſiger Freund hat ihr als Augenzeuge beigewohnt, und ich darf vertrauensvoll berichten, was er geſehen und zur Stelle vernommen.

Zwei junge Deutſche wurden durch Familienverhältniſſe genöthigt ſich in London, ungeachtet der eben damals durch Napoleon abgebrochenen Beziehungen des Continentes zu England, aufzuhalten. Ihre feine Bildung, ihr Stand, ihre Mittel verſchafften ihnen den Eintritt in die vornehmſten und eleganteſten Zirkel während des Winters, denn damals war die heutige Sitte noch nicht durchgedrungen, in welcher die große Welt in England den Sommer zum Winter, wie den Tag zur Nacht macht. Der Frühling kam indeß heran, und ihre vornehmen Bekanntſchaften bezogen ihre Landſitze, ſo daß die beiden Fremden ſich beinahe plötzlich in der lärmvollen Hauptſtadt einſam, verlaſſen und anhaltlos fanden. Da ſie noch nicht nach Deutſchland zurückkehren konnten, ſo würden ſie gern ebenfalls einen einſamen Aufenthalt auf dem Lande für ſich geſucht haben, wären ſie nicht durch ihre Geſchäfte an London gefeſſelt worden. Ihre ſüßeſten Erholungen waren weite Spaziergänge ins Freie, und da die Umgebungen von London ſich bekanntlich durch einen ländlichen Reiz auszeichnen, deſſen Ruhe und Abgeſchloſſenheit oft nichts weniger ahnen laſſen, als die Nähe der geräuſchvollſten Stadt Europas, konnten die beiden jungen Leute nicht müde werden im Umkreiſe von mehreren engliſchen Meilen alle die anmuthigen Plätze, Dörfer, Meiereien,

Parks und gothiſchen Ueberreſte zu beſuchen, welche dort ſo mannigfach anzutreffen ſind. Da ſie gern in irgend einem Dorfwirthshauſe ihre Abendmahlzeit einnahmen, ſtatt zur nämlichen Zeit in Vondſtreed zu Mittage zu eſſen, ſo wurde es oft ſehr ſpät, ehe ſie ſich wieder in der Nähe ihrer Wohnung unweit der Paulskirche befanden.

Eines Tages, gerade zu Anfange des Mais, hatten ſie eine ſehr einſame Gegend zu ihrer Wanderung erwählt, und ſich, da ohnedieß das Wetter bezaubernd war, ſo lange bei dem Genuße ländlicher Naturſchönheiten verweilt, daß die Dämmerniß beinahe völlig einbrach, ehe ſie ſich bei den erſten Häuſern der eigentlichen Vorſtadt befanden. Dieſer Bezirk war ſehr abgelegen, bei Nacht wenig beſucht, und daher übel berüchtigt: die beiden Fremden beeiferten ſich daher ihm ſo ſchnell als möglich zu entkommen, und beſuchtere Gegenden zu erreichen. Es lag aber ein Gewirre von Straßen vor ihnen, welche ihnen wenig bekannt waren bei Tage, kein Wunder daher, wenn ſie bei Nacht ſich dergeſtalt darin verirrten, daß ſie ohne alle Richtung umherliefen, bis ſie endlich in eine Gegend geriethen, wo ſich gar keine Wohnungen mehr befanden, ſondern die zu Bauplätzen für ein ganz neues Stadtviertel eingerichtet war. Welche troſtloſe Ausſicht für die Verlaſſenen! — Hier die kahlen Mauern noch unvollendeter

Gebäude, mit leeren Fenſter- und Thüröffnungen, dem Haufen von Werkſtücken, Ziegeln, Mauerſteinen und Bauholz an tiefen, für die Fundamente der Häuſer zugerichteten Gruben. So weit das Auge in der Dunkelheit dieſes weite Gefilde zu überſehen vermochte, nichts als formloſe Verwirrung. Kein lebendes Weſen in der Nähe. Fern ab das Geräuſch der beſuchten Gegenden, welches mit jedem Schritte der Wanderer immer weiter und dumpfer zurückzuweichen ſchien. Man weiß, daß ſelbſt die Hauptſtraßen von London zur Nacht nicht völlig ſicher ſind, was war alſo von einer abgelegenen Einöde zu beſorgen, in welcher Diebe, ohne geſtört oder bemerkt zu werden, ſich in tauſend bequemen Schlupfwinkeln verbergen, auf den Vorübergehenden losſtürzen und ihn berauben dürften, ohne daß Wächter den Angſtruf vernehmen, oder andere Vorübergehende zu Hülfe kommen konnten.

So muthig unſere jungen Landsleute auch waren, ſo konnten ſie dennoch eines Gefühls von Bangigkeit ſich nicht erwehren, und man wird es ihnen nicht verargen, daß ſie auf dem Wege, den ſie gekommen, umzukehren ſich anſchickten. Hatten ſie indeß bereits ihre Richtung verloren, oder wurden ſie durch die Abſicht irre geleitet einen kürzern Weg einzuſchlagen, ſie geriethen immer tiefer zwiſchen die verödeten Bauplätze, bis ſie aus dem Labyrinthe von Mauern, Planken, Ver-

ſchlägen und Baumaterialien ſich gar nicht mehr heraus-finden konnten, und rathlos ſtehen blieben. Die Erinnerung an alle Raub- und Mordgeſchichten, die ſie, als kürzlich in London begangen, im Laufe des verfloſſenen Winters vernommen, wurde in ihnen lebendig, und ſie beſchloſſen zuletzt hinter eine Mauer zu treten und ſich ſtill zu verhalten, bis der Mond aufgehe, welches in einer halben Stunde geſchehen mußte. Noch nicht lange befanden ſie ſich in ihrem Schlupfwinkel, als ſie, bei der tiefen Stille der Nacht, Schritte ſchon in weiter Ferne vernahmen, welche ſich näherten. Durch eine kleine Lucke des Mauerwerks ſpähten ſie nach den Herankommenden, und erkannten, der Dunkelheit ungeachtet, zwei große ſtarke Männer in langen dunkeln Mänteln, gewaltige Knittel in den Händen, welche mehr daherliefen als wandelten, und dicht vor den beiden jungen Deutſchen ſtehen blieben, ohne dieſe wahrzunehmen.

„Verdammt! — ſagte der eine der Kerle zum andern: — es lohnt der Mühe nicht. Wenn er ein Lord wäre mit der Taſche voll Guinéen, — aber ſo ein Lumpenhund. — Was wird er denn bei ſich haben? — ein paar Dutzend, die Woche zuſammengebettelte Schillinge. — Ich paſſe deshalb nicht auf. — Komm in die nächſte Tavern, und laß uns den Aerger in einer Flaſche Branntwein erſäufen."

„„Narr, — erwiederte der andere, — Du biſt nicht

auf den Heerſtraßen von Cumberland. Uns was den grauen John anbelangt, ſo iſt er keineswegs ein Lumpenhund, wenn er auch gekleidet iſt als wäre er eben aus den Zähnen von des Herzogs von D. Fuchshunden erlöſet. Er iſt der erſte Gentleman ſeiner Zunft, und hat ſeine Schäfchen im Trocknen.""

„Sauberes Volk, ihr in London, — fiel der andere ein, — was würde unſer vorige Squire in Oldplace ſagen, daß ihr hier einen gauneriſchen Bettler Gentleman nennt wie ihn."

„„Ich wünſchte, der Squire hätte die letzten zehn Jahre des grauen John tägliche Einnahme und ſeine Kunſt hauszuhalten beſeſſen, ſo hätte er nicht ſeine ſchönen Waldungen, die letzten in der Grafſchaft, dem Wucherer aus Liverpool überlaſſen müſſen, der uns aus dem ſchönen grünen Schlupfwinkel getrieben hat, indem er die Bäume umſchlagen ließ, und ſie als Stabholz verkaufte. Der graue John tauſcht nicht mit dem reichen dicken Bierbrauer in Carliſle, denn er iſt wohl ſo reich als dieſer, und — bezahlt keine Taxen. — Uebrigens weiß ich ganz gewiß, daß er heute Abend zehn Pfund bei ſich hat.""

„Nun, ſo mag er ſich verſehen, — rief der erſte, — fünf davon gehören mir, und ich bekomme ganz hölliſche Gedanken. — Hole der Henker den grauen John. Der Hund iſt nicht einer von den Unſern und doch kein

ehrlicher Kerl. Er ſteht ſo in der Mitte zwiſchen Betrüger und Lump, iſt alſo weder Fiſch noch Vogel. — Komm Tick, an jener Ecke muß er vorbei, wenn er ſeinen Mammon in ſeine Höhle trägt. — Deine zehn Pfund, du Hund von grauem John, oder dein Leben!"

Während die Schelme ſich auf dieſe Weiſe beriethen, entfernten ſie ſich, und die beiden jungen Deutſchen beſchloſſen die Dinge abzuwarten, die ſich in ihrer Nähe ereignen ſollten.

Nicht lange darauf vernahmen ſie in einiger Entfernung ein Zetergeſchrei, welches um Hülfe zu bitten ſchien. Faſt unwillkürlich ſprangen ſie hervor, um dem Verrängten nach Kräften beizuſtehen. Bald gewahrten ſie einen großen Mann, der, an eine Mauer gelehnt, ſich mit einem Stabe gegen die beiden Räuber vertheidigte. Eben traf ein Schlag den Angefallenen auf das Haupt, ſo daß er in die Knie ſank. Ein zweiter ſollte ihn ganz niederwerfen, als die jungen Deutſchen mit drohendem Geſchrei, ihre verlaßbaren Knotenſtöcke hoch geſchwungen, die überraſchten Räuber anfielen, welche einige Mal tüchtig getroffen, und Ueberlegenheit der Streitkräfte anerkennend, nach kurzem Widerſtande die Flucht ergriffen, ohne verfolgt zu werden.

Der Gerettete und ſeine beiden Retter ſtanden ſich einige Augenblicke ſtumm gegenüber. Der erſte war ein

ſtämmiger Kerl, ſehr ſchlecht, ſogar zerriſſen gekleidet. Seine Haltung, durch Zorn erhöht, hatte indeß etwas ſtolzes und dreiſtes. Ein Mondſtrahl fiel auf ſein Geſicht. Es war ſehr häßlich, und zweifelhaft blieb es, ob nicht eine Halblarve Naſe, Wangen und Kinn bedecke.

„Donner und Blitz, — ſagte er mit ſehr rauher Stimme, indem er ſeinen ihm entfallenen, höchſt abgetragenen und zerſchlitzten Hut von der Erde nahm und wieder aufſetzte. — Donner und Blitz, das war ein tückiſcher Handel.“

„„Allerdings, — nahm einer der beiden Deutſchen das Wort, — ſie haben Euch tüchtig zugeſetzt.““

„Sie würden mich todt geſchlagen haben, denn lebend hätten ſie nichts von mir bekommen, — erwiederte jener, — wäret ihr Beide mir nicht zu Hülfe geeilt.“

„„Wer ſeid Ihr aber, guter Freund?““

„Ich heiße John.“

„„Aber welch Standes und Gewerbes?““

„God dam, — danach habt Ihr nicht gefragt, als Ihr mir zu Hülfe kamt, — wozu fragt Ihr es nachher? Meine Noth wäre nicht größer geweſen, hätte ſie einen Herzog betroffen, und Eure Wohlthat würde nicht geringer ſein, hättet Ihr ſie dem niedrigſten weſtindiſchen Sclaven erwieſen, dem eine Fußſohle lang altengliſchen

Landes zur Freiheit verholfen. Alle Hagel, ich frage nicht, welches Gewerbe Ihr treibt."

„„Wir forschten nicht aus Neugierde, — entgegnete einer der Deutschen, — und unsere Theilnahme hätte etwas mehr Höflichkeit verdient.""

„So war es nicht gemeint, — gab der Unbekannte zwar etwas milder, jedoch immer noch rauh und zurückstoßend zur Antwort. Ihr seid wackere Jungen, und obgleich mir die Worte — ich danke Euch, — den langen Tag hindurch so viel gelten als — ich fluche Euch an, — so danke ich Euch doch mit besserem Gefühl. Ich könnte Euch bezahlen für diese wackere That, und würde es gut, denn Ihr rettetet mein Leben. Indeß Ihr seid wohl noch ein Paar von den gutmüthigen Narren, die am liebsten etwas um Gotteswillen thun, und die immer seltener werden. — Gott erhalte Euch bei Eurer Narrheit. Sie wird Euch keine Schande machen, sondern der Welt, welche sie mißbraucht. Ich möchte jedem von Euch gern ein Andenken hinterlassen, aber ich besitze nur eins, und Ihr seid zwei. Behalte es der, welcher dem Schurken da das erste Blut aus dem Gesicht schlug. — Nehmt, — denkt dabei des Vorfalls, denkt aber nicht an mich. — Wiedersehen sollt Ihr mich, wiedererkennen niemals. — Gott mit Euch, —"

Der Unbekannte hatte etwas an einer Schnur unter ſeinem Wamſe hervorgezogen, es dem einen der jungen Leute auf den Finger geſchoben, und war in dem Augenblicke, während die beiden Freunde ſich verwundert anſahen, ſo ſpurlos verſchwunden, als ob die Erde ihn eingeſchluckt. Dieſe waren durch den Handel ſo ergriffen und überraſcht, daß ſie nicht gleich Worte fanden ihre Gedanken darüber auszutauſchen, ſondern ſtumm neben einander hergingen, ſie wußten nicht wohin. Der Zufall führte ſie aber ſo günſtig, daß ſie bald wieder bewohnte Gegenden, und ein Stadtviertel erreichten, welches ihnen bekannt war. Sie eilten nun ihrer Wohnung zu, die aber ſehr entfernt war, ſo daß ſie erſt gegen Morgen bei derſelben ankamen, ſich höchſt ermüdet, ja ſchlaftrunken entkleideten, ſich zu Bette legten, und alsbald in einen leiſen Schlummer verfielen, aus welchem einer von ihnen, welchen wir Eduard nennen, erſt erwachte, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand. Ehe er ſich völlig ermunterte, fühlte er auf einem ſeiner Finger einen kleinen ungewöhnten Druck. Er riß ſich aus ſeinem Halbſchlummer, und entdeckte als Urſache dieſes Druckes einen koſtbaren Ring, beſtehend aus einem geſchnittenen Steine, ſchwer, doch zierlich, in das feinſte Gold gefaßt. Der Stein war ein grünlicher Onyx mit weißer Schichte, und zeigte in erhabener vortrefflicher Arbeit die Geſtalt des Diogenes

mit der Leuchte in der Hand, als ſuche er einen Menſchen, der bekannten Erzählung gemäß. Auf die Goldeinfaſſung war, vermuthlich beziehungsweiſe, das Wort fenstra (vergeblich) eingegraben.

Die Ueberraſchung der beiden Freunde braucht nicht geſchildert zu werden. — Sollte dieſes durch Koſtbarkeit und ſeltenen Kunſtwerth ausgezeichnete Kleinod von einem Menſchen herrühren, der, was er auch ſein mochte, der unterſten Klaſſe des Pöbels anzugehören ſchien? — Da die Phantaſie bei unſern jungen Landsleuten ohnehin nicht der ſchwächſte Theil war, ſo kreuzten ſich bald die wunderlichſten Vorſtellungen in ihren Köpfen. Sie vermutheten in dem Manne von geſtern Gott weiß wen. Sie glaubten die Wiederkehr jener Tage zu erleben, da der Kalif Harun al Raſchid, wenigſtens den arabiſchen Mährchen nach, die Straſſen des kaiſerlichen Bagdad, bei nächtlicher Weile, in unſcheinbaren, oder ärmlichen Verkleidungen durchſtreifte. Indeß auch ihre Einbildungskraft mußte Vernunft annehmen, daß des Prinzen Regenten Königliche Hoheit andere Dinge zu thun habe, und der räthſelhafte Johu den Ring geſtohlen oder gefunden haben könne, und ihn weggeſchenkt habe, weil er ſeinen Werth nicht gekannt.

Sie gingen daher ſofort um der Polizei von dem Vorfalle Kenntniß zu geben, den Ring vorzuzeigen, und

ſich zu erbieten ihn dem zurückgeben zu wollen, der ſich als Eigenthümer erweiſe. Die Polizei in London indeſſen iſt, für ſolche Fälle beſonders, ſo gut als gar keine. Man lachte die beiden Fremden aus, als ſie ihre Geſchichte vom grauen John auf äußerſt romantiſche Weiſe überlieferten; gab zu verſtehen, der Bericht ſei mindeſtens höchſt übertrieben; und was den Ring betreffe, ſo werde man bekannt machen laſſen, daß er ſich bei den beiden Herren befinde, und ihn der Eigenthümer dort in Empfang nehmen könne. Einſtweilen möchten ſie aber den Ring nur behalten, da die Angabe ihrer Namen, und ihrer Wohnung vollkommen genüge.

Die Bekanntmachung war darauf wirklich in den Tagesblättern zu leſen, und hing an der Börſe aus, indeß niemand fand ſich um den Ring in Anſpruch zu nehmen, und ſo befindet er ſich in Eduards Beſitze bis zu dieſer Stunde.

Wenige Tage nachher kam es den beiden Freunden in den Sinn wieder eine ländliche Wanderung anzutreten. Es war Sonnabends Vormittags um drei Uhr, denn erſt die vierte oder fünfte Stunde gilt zu London als die des Mittags. Sie wollten in irgend einem angenehmen Landwirthshauſe ihre Mahlzeit einnehmen, dort die Nacht und den Sonntag zubringen, um Montags früh wieder zur Stadt zurückzukehren. Das Wetter war entzückend, und die Landſchaft maleriſch. —

Ihr Weg führte ſie durch einen offnen Park, welcher zum ländlichen Palaſte eines bekannten Herzogs gehört, und der eine Fülle von Reizen darbietet, die jeder Wanderer nach Belieben genießen kann. Als ſie in einer der großen Alleen fortwandelten, die Blicke bald rechts, bald links auf herrliche Laubholzperſpective, oder auf klare Waſſerſpiegel richtend, nahmen ſie einen Gentleman wahr, der auf einer Bank am Wege ſitzend, in einem Buche las. Sie wollten an ihm vorübergehen. Als ſie ihm indeſſen ganz nahe waren, blickte er plötzlich auf, ſchien durch die Erſcheinung der jungen Leute ſehr überraſcht zu werden, ſammelte ſich indeß, und erhob ſich, um ſehr verbindlich zu grüßen. Dieſe, in England nicht gewöhnliche Höflichkeit mußte die Wanderer befremden. Ihr Stehenbleiben bewies es, und der Fremde fand ſich bewogen ſie höflich anzureden. Einige Gemeinplätze wurden einleitend gegen einander ausgewechſelt. Wer ſchildert aber die Ueberraſchung der beiden Freunde, als der Herr ſie plötzlich bei Vor- und Zunamen nennt, und ſich ſehr höflich erkundigt, ob ihr Abentheuer mit dem grauen John keine üble Folgen für ſie gehabt habe? — Sie beſchwören ihn, ſich darüber auszulaſſen, wie er zu dieſer Erfahrung gekommen? und ob er den grauen John kenne?

„Ob ich den grauen John kenne? — gab er zur Antwort. — Ganz London kennt ihn. Er iſt ein wa-

derlicher Bettler, der den ungepflasterten Zugang zur Börse für die Vorübergehenden kehrt, und von Diesem oder Jenem einen Pence dafür empfängt: ein Subjekt also, welches eben so wenig von Straßenräubern angefallen wird, als es kostbare Ringe vertheilen kann. — Ihr Abentheuer, bei welchem man sie, Gott weiß warum, mit dem Namen jenes Blenden ganz unverkennbar gefoppt, habe ich durch die Tageblätter erfahren. Sie selbst sind mir durch einen Freund bezeichnet, der sie häufig in einem Kaffee-Hause sieht. Verlohnt es sich, wegen so ganz natürlicher Dinge sich zu wundern?

Unsere Landsleute waren, was den letzten Punkt anbetraf, nicht seiner Meinung. Den Bettler an der Börse kannten sie wohl, ohne zu wissen, daß man ihn den grauen Johann nenne. Er war wenigstens siebzigjährig, bucklicht, von Gicht zusammengezogen, lahm, und so schwach, daß er sich nur mit Hülfe seines Sessels, und einer Krücke aufrecht erhielt. Der Held ihres Abentheuers dagegen war groß, stark, gesund, wohlgebaut, rüstig, und kaum in den Vierzigen. Die Identität der Personen war mithin nicht denkbar, und wollte man nicht an Zauberei glauben, so mußte man annehmen, daß zwei ganz verschiedene Menschen zufällig durch eine und die nämliche Benennung bezeichnet würden. Der Fremde gab dies zu, und indem er, wie nach gleichem Ziele strebend, mit den jungen Leuten

verwandelte, verwickelte er ſich in höchſt anziehende Geſpräche. Die Scenerie des Parks brachte nämlich auf Shakespears Schauſpiel „Wie es euch gefällt.“ Der Fremde hob die Eigenthümlichkeiten, den Humor, die Charaktere dieſer bezaubernden Dichtung aufs Treffendſte und Anziehendſte hervor, erklärte ſeine Liebhaberei für den melancholiſchen Jaques, entwickelte aufs Bezeichnendſte, wie ein ſolcher Charakter ſich im Leben geſtalten könne, wie er zu behandeln, wie er zu heilen ſei, und ſprang in der Mitte der Betrachtungen unerwartet da ab, wo ſie vom Innern des Sprechenden mehr aufſchließen konnten als er Preis zu geben beabſichtigte. Dieſe originelle Wendung machte den Unbekannten unſeren Jünglingen um ſo intereſſanter, und ſie beabſichtigten ſeine geiſtreiche Unterhaltung ſo lange zu genießen, als möglich. So trefflich indeſſen der Fremde auch ſprach, ſo ſchoſſen doch oft Aeußerungen wie Blitze aus ſeinem Geſpräche hervor, von der auffallendſten Sonderbarkeit, bald ein ſehr zerriſſenes Gemüth, bald einen gewiſſen humoriſtiſchen Hohn gegen das, was die Welt groß und wünſchenswerth nennt, verrathend, daß die jungen Leute überraſcht ſtehen blieben. Dann aber lächelte der Fremde wieder harmlos, ſchlürfte über den vulkaniſchen Riß, den er im Geſpräche entſtehen laſſen, mit der leichteſten Anmuth hinweg, und feſſelte um ſo inniger durch die Bedenken, welche er erregt. — Der ſeltſame

liebenswürdige Mann war kaum vierzig. Eine hohe Geſtalt; das Geſicht vortheilhaft und edel gebildet. Leidenſchaften hatten in dieſen Zügen gearbeitet. Der Schmerz hatte tiefe Spuren zurückgelaſſen, ohne die urſprüngliche Gutmüthigkeit in der Phyſiognomie, ohne einen gewiſſen Ausdruck harmloſer Schelmerei verwiſchen zu können. Die Kleidung war einfach, aber koſtbar durch treffliche Stoffe. Sie verrieth jene sauberre behagliche Eleganz, welche der wohlhabende Engländer bei allem verlangt, was um, und an ihm iſt.

Die drei Wanderer mochten ein Paar Stunden, in anziehenden Mittheilungen, deren Seele der Unbekannte war, fortgegangen ſein, als ſie beim Ausgange aus einem kleinen Buchengehölze eine ungemein freundliche, ja reizende Landſchaft vor ſich ſahen; ein vorzüglich nettes und wohlgebautes Dörfchen in der Mitte, deſſen gothiſcher Kirchthurm ſich aus einer Gruppe uralter Ulmen erhob. Gärten und Grasplätze umgaben die Wohnungen.

„Mein Gott! — rief plötzlich der Fremde, — welche Unart habe ich gegen Sie begangen, Gentleman. Durch die Annehmlichkeiten Ihres Geſprächs verführt, habe ich Sie abſichtslos bis zum Ziele meiner gewöhnlichen Sonnabendwanderung gelockt, welches mehrere Meilen von London entfernt liegt. Vielleicht bin ich im Stande

das Verſehen wieder gut zu machen. Ich habe mich in jenem artigen Dörfchen angekauft, und gehe jeden Sonnabend hinaus, um den Sonntag in derjenigen ländlichen Sitte zuzubringen, welche ich ſo vorzüglich liebe. Wenn Sie, gleich mir, den ſtillen Genuß des Landlebens einer lärmenden Hauptſtadt vorziehen, ſo gefalle es Ihnen heute und morgen meine Gäſte zu ſein. Ich hoffe, Sie werden einſt nicht ungern an die kleine Idylle zurückdenken, welche Ihnen zu eröffnen ich mir erlaube. — Mein Name iſt John Williams. Einen Poſten im Staate bekleide ich nicht, ſondern lebe zu London unabhängig, und ohne ein Gewerbe, von meinem Vermögen. Einſt war ich Kaufmann in der Colonie; ich habe mich aber in Ruheſtand verſetzt, — wenn Sie mir heute meine herzliche Bitte nicht abſchlagen, ſo wird es nun auf Sie ankommen, auch künftig an Sonnabenden mit mir hier zuſammen zu treffen."

Die jungen Deutſchen nahmen dieſe freundliche Einladung, die ohnehin ihren urſprünglichen Abſichten entſprach, mit großem Vergnügen an, und betraten das Dörfchen, welches ſich durch Reinlichkeit und Zierlichkeit ganz beſonders empfahl. Langſam wandelten ſie mit ihrem freundlichen Wirthe zwiſchen den artigen Wohnungen hin, den Duft der Blumen und Blüthen einathmend, und ſich an den fröhlichen ſauber gekleideten Landleuten erfreuend, welche ſämmtlich Herrn Williams als

einen alten, lieben Bekannten achtungsvoll begrüßten, und auch von ihm Zusprüche herzlichen Wohlwollens empfingen. Endlich erblickten sie ein zwar kleinliches, aber stattliches und geschmackvolles Wohngebäude, von neuen Gartenanlagen umgeben, und durch eine edle, einfache Säulenvorhalle verziert. „Sehen Sie mein Haus," — sagte Herr Williams, darauf hindeutend! — „Nach einem Jahre werde ich Sie darin empfangen können. Für jetzt ist nur die Facade vollendet. Die hintere Seite ist noch mit Baugerüsten umgeben, und das Innere zeigt nur noch rohe Wände. Ich muß Sie bitten, für jetzt mit mir in meinem vorläufigen Absteige-Quartier vorlieb zu nehmen, welches ich im Wirthshause des Orts aufgeschlagen habe. Das Haus — es heißt die Pabstmütze — ist gewiß eins der besten seiner Bauart bei London, obgleich der Ort an keiner Hauptstraße liegt. Mäster Leads, der Wirth, ist interessen bemittelt, und ein Ehrenmann von altbrittischem Schrot und Korn."

Sie standen bald darauf vor einem einfachen, aber ansehnlichen Hause am andern Ende des Dorfes, von einem großen blühenden Obstgarten umgeben, das Schild mit einer glänzend gemalten, und schimmernd vergoldeten päpstlichen Krone über der Thüre. Mäster Leads, der gepriesene Wirth, ein sehr wohlbeleibter, schon ältlicher, aber noch sehr rüstiger Mann, saß in

der duftenden Jasminlaube am Eingange des Gehöftes, und Betty, seine achtzehnjährige, sehr hübsche, und sehr artig, wiewohl ländlich, gekleidete Tochter, stand neben ihm.

Kaum hatte Mr. Leads die Ankommenden wahrgenommen, als er lustig aufsprang, und Herrn Williams begrüßte.

„Sehr erfreut Sie zu sehen, Sir, in Wahrheit sehr erfreut. — Wie war das Pferden die Woche hindurch? Sie kommen dießmal nicht allein. — Gute Bekannte aus London. So ist Raum für zwanzig im Hause; für zwanzig in Wahrheit. Gentlemen, Ihr unterthäniger Diener. Was mein Haus vermag, steht so ehrenwerthen Gästen zu Diensten. Gewiß werden Sie den Thee in der Laube trinken wollen. — Ein artig Plätzchen für den Thee, in Wahrheit. — Betty, mein Kind, den Thee für Mr. Williams und die beiden Gentlemen in die Laube."

Das Mädchen lief davon.

„Aber was mir da beifällt, Betty, — Betty! verdammt, sie hört mich nicht mehr. Ich hatte sie daran zu erinnern, daß Mr. Williams die Toasts ein wenig braun lieben. — Mit Erlaubniß, Gentlemen, ich muß ihr nach. Machen Sie es sich bequem unterdessen." Damit eilte der muntere Wirth in die Küche, von wo aus man ihn mit Stentorstimme Befehle ertheilen hörte.

Die fernere Bedienung entſprach dem freundlichen, und aufmerkſamen Empfange. Sie war zwar im ländlichen Geſchmacke, aber vortrefflich, und da Williams hier alle acht Tage einkehrte, ſo wurde er weniger als ein Gaſt, denn als ein hochgeachtetes Mitglied der Familie behandelt, die aus dem Wirthe, ſeiner freundlichen Gattin, und der artigen, ein wenig ſchelmiſchen Betty beſtand. Williams zeigte ſich in dieſem heitern Kreiſe in voller Liebenswürdigkeit. Harmloſe Scherze wechſelten mit feinen Bemerkungen über das Leben, und anziehend vorgetragenen Anecdoten und Reiſeabentheuern. Unſere Landsleute verlebten einen höchſt angenehmen Abend, einen durch Genuß reizender Natur und ländlicher Sabathſtille erfreulichen Sonntag, und als ſie am Montage Morgens, ganz entzückt von dieſer Landpartie mit Herrn Williams nach London zurückzukehren ſich anſchickten, erwies es ſich, daß ſie der Familie in der Pabſtmütze nicht minder gefallen, und ſie wurden dringend gebeten, Mr. Williams an jedem Sonnabende zu begleiten.

Die Rückkehr an der Seite des neuen Freundes, denn Williams hatte die Jünglinge ganz eingenommen, war etwas ſtill, im Gefühle der nahen Trennung. So erreichten die drei Wanderer den Sitz im herzoglichen Parke, auf welchem ſie ehegeſtern Williams angetroffen. Hier ſtand er ſtill und ſagte nicht ohne ſichtbare Be-

wegung: An dieſer Stelle, Gentlemen, müſſen wir uns trennen.

„Warum hier? — fragte Eduard, — ich dachte, Sir, Sie gingen nach London wie wir."

„Allerdings, — entgegnete Williams, — aber nicht auf dem nämlichen Wege."

„Gönnen Sie uns, daß wir Sie auf dem Ihrigen begleiten."

Ein ſeltſam ſchmerzliches Lächeln zuckte plötzlich durch Williams Züge. — „Nein, — ſprach er ſanft nach einer Pauſe, — fordern Sie nicht von mir, was ich unter keinen Umſtänden gewähren kann. Hier entlaſſen Sie Ihren neuen Freund in Frieden: — Ihren neuen, armen Freund. So lieb Ihnen meine Ruhe iſt, folgen Sie mir von hier ab nicht weiter."

„Ihren Wünſchen fügen wir uns mit Achtung. Wollen Sie uns indeſſen Ihre Wohnung in London bezeichnen, damit wir in Ihren Mußeſtunden Sie dort aufſuchen können?"

„Ihr Beſuch würde mir erfreulich und ehrenvoll ſein, ich darf ihn aber in London ſo wenig annehmen, als Ihnen meine Wohnung bezeichnen. Ich bedaure, daß dem alſo iſt, ich kann es aber nicht ändern."

„So bitten wir Sie um Ihren Beſuch."

„Es ſchmerzt mich Ihre Einladung ablehnen zu müſſen."

„Könnten wir dann nicht an irgend einem öffentlichen Orte zu London zusammentreffen?"

„Entschuldigen Sie mich, auch das ist unmöglich."

„So hätten wir keine Hoffnung Sie wieder zu sehen?"

„In London bin ich für Sie, und jeden Sterblichen unsichtbar. — Lassen Sie sich indessen jeden Sonnabend an dieser Stelle um 4 Uhr Nachmittags antreffen, hier werde ich Ihnen alsdann nicht fehlen, und den Sonntag wollen wir in meinem Dörfchen verleben."

Die Einladung war beiden Freunden angenehm, und bedenklich zugleich. Bedenklich, da Williams sie in einem Gasthause anständig, ja vortrefflich auf seine Kosten bewirthet hatte, und ihr feines Gefühl ihnen nicht gestattete diese Höflichkeit ein zweites Mal in Anspruch zu nehmen. Sie zauderten deshalb mit der Antwort. Williams indeß durchschaute ihre Bedenklichkeit, und beseitigte sie, indem er ihre Hände ergriff, und hinzusetzte: „Nicht wahr? Sie gehen in meinen Vorschlag ein; und ich unterwerfe mich bei Ihren künftigen Besuchen in unserem ländlichen Asyle völlig Ihren Wünschen und Ansichten. Auf Wiedersehen also, am nächsten Sonnabende, um 4 Uhr Nachmittags, an dieser Stelle, wenn Wetter, oder anderweitige Vorfälle nicht hinderlich sind."

Mit dieſen Worten, und nach einem herzlichen Gruße, war der räthſelhafte Unbekannte im Dickicht verſchwunden.

Es iſt leicht anzunehmen, daß die jungen Deutſchen, im Laufe der Woche, ſich in allen möglichen Vermuthungen über die eigentlichen Verhältniſſe des räthſelhaften Williams erſchöpften, und an allen öffentlichen Orten umherſpähten, in der Abſicht den Geheimnißvollen in dieſer oder jener Geſtalt zu entdecken. Es war aber alles vergeblich, und die auf's Aeußerſte Geſpannten büßten Ruhe und Behagen ein. Sie waren indeß nicht gleichen Sinnes. Eduard, der ältere, ſchwelgte in dem Bewußtſein endlich einmal aus der Flachheit des Lebens in ein rein romantiſches Verhältniß geführt zu ſein, welches ſeinem Verſtande etwas zu rathen, ſeiner Phantaſie etwas auszubilden gewähre. Heinrich traute dagegen dem Unbekannten nicht recht. Ihm erſchien es, als bedürfe ein unbefleckter Ruf, und ein redlicher Lebenswandel ſolcher Heimlichkeit nicht, und er winkte danach hin, daß es beſſer ſei, ſich mit einem Menſchen nicht ferner einzulaſſen, der ein höchſt geſchickter Gauner, oder ein Abenteurer ſein könne. Er hielt es ſogar nicht für überflüſſig einigen Bekannten von dem ungewöhnlichen Zuſammentreffen mit Williams, von ſeinem ſeltſamen Weſen, und von ſeiner tiefen Verborgenheit in London Kenntniß zu geben. Der Er-

zähler wurde hiebei aber lebhaft daran erinnert, daß er nicht in Deutschland, sondern in England sei. Niemand gerieth über diese Mittheilung auch nur in die geringste Verwunderung. Es hieß: „Die Laune des Gentleman bringe das wahrscheinlich mit sich: oder es liege wohl eine Wette zum Grunde."

Als der nächste Sonnabend herankam, konnten die Jünglinge dem Drange, mit Williams zu einer abermaligen Landpartie zusammenzutreffen, nicht widerstehen. Sie fehlten daher um 4 Uhr Nachmittags nicht an der bewußten Stelle im herzoglichen Park, wo Williams ihrer wartete, und sie mit Herzlichkeit empfing. Der Sonntag, welchen sie darauf in Mr. Leads Dorfwirthshause verlebten, war noch angenehmer als der vorige, und der Entschluß diese harmlose Freude sich fortan in keiner Woche zu versagen, war, selbst bei Heinrich, bestimmender als alle Bedenklichkeiten.

So vergingen Monate, ohne daß Williams, oder die beiden Deutschen jemals von diesem Entschlusse abgewichen wären; ja jedes Zusammensein in der ländlichen Einsamkeit schien derselben, für die drei Theilnehmer an ihrem Genusse, eine neue Würze hinzuzufügen. Man konnte diese drei Männer in gewissem Sinne Freunde nennen, obgleich Eduard sich dem Räthselhaften inniger hingab. Williams gewann bei näherer Bekanntschaft immer mehr. Seine Bildung war vielseitig. Er

hatte viel gesehen, erlebt, und erzählte vortrefflich. Seine Beschreibungen ausgezeichneter Schönheiten der Natur, merkwürdiger Denkmäler der Kunst waren höchst malerisch. Seinen Schilderungen des Orients, besonders des Hindostan, welchen er mehrfach durchreiset, fehlte keine Eigenthümlichkeit localer Färbung; seinen Darstellungen der Sitten und Gewohnheiten außereuropäischer Völker kein treffender Zug. Seine Erzählung brachte die Felsentempel von Salsette zur Anschauung, und die Bajaderen der Pagode zu Jagrenat verführten in seinen Worten. Er liebte mit Leidenschaft Musik und Poesie. Sein Vortrag auf dem Pianoforte war hinreißend, und Kemble spielte den Shakspear nicht besser als er ihn las. Nie kam ein Wort über seine Lippen, welches wegen Rechtlichkeit seiner Grundsätze, Feinheit seiner Gefühle, und wegen seiner religiösen Richtung hätte Zweifel aufkommen lassen. Auf die Welt, und ihr Treiben mußte man ihn indeß nicht bringen. Dann offenbarte sich eine Bitterkeit, ein Menschenhaß, eine Menschenverachtung, in welcher er für die große und kleine, die vornehme und niedrige Welt, keine andere Bezeichnung kannte, als Pöbel (mob). Oft steigerte er solche Aufwallungen bis zum Hohne gegen alle Einrichtungen des Staates und des geselligen Zustandes überhaupt, der nur mit völliger Erschöpfung und Verstimmung endete. Dann entwich er in die Einsamkeit

des Gartens, oder des benachbarten Waldes, kehrte erſt nach ein Paar Stunden wieder, mild, weich, freundlich wie ein gutartiges Kind. Seine früheren und gegenwärtigen Lebensverhältniſſe, ſeinen Urſprung, ſeine Beſtimmungen, ließ er nie zur Sprache kommen, und machte es zur ernſten, feſten Bedingung für ſeine Freunde, daß nie danach geforſcht werde. — „Ich bin da, — ſagte er einſt dem ausforſchenden Heinrich, — iſt dieſes nicht genug? — Iſt es von den übrigen Menſchen etwa bekannt, woher ſie kommen, wozu ſie eigentlich vorhanden ſind, und wohin ſie gehen werden? und doch muß man brüderlich ſie ſich gefallen laſſen. Was ich für mich in Anſpruch nehme, iſt wenig mehr als jedem Sterblichen ohnehin eingeräumt werden muß. Möchten Sie dem, der ſein eifrigſtes Beſtreben dahin richtet, Ihnen nicht gleichgültig zu ſein, dieſes Wenige als perſönliche Gunſt verſagen?“ — Seine Verborgenheit in London behauptete er ohne Unterlaß. Eduard ehrte ſeine Geheimniſſe, Heinrich gab ſich dagegen alle Mühe ihm auf die Spur zu kommen, jedoch vergeblich. Einſt ſuchte er Mr. Leads Meinung über den räthſelhaften Gentleman zu erforſchen. Kein Weg konnte aber weniger zum Ziele führen. Der Gaſtwirth ſah die Sache als Gaſtwirth an. „Mr. Williams Weiſe die Woche hindurch ſpurlos zu verſchwinden, ſei ſonderbar, aber in Alt-England habe jeder das Recht, für ſein Geld ſon-

terbar zu ſein. Geld habe Mr. Williams genug, und ehrlich müſſe es doch erworben ſein, da er einen ehrlichen Gebrauch davon mache. Seit vier Jahren verkehre der Gentleman auf gleiche Weiſe in ſeinem Hauſe, und ſei der Wohlthäter der Gegend geworden. Uebrigens habe der Herr ja das beſte Gut im Dorfe gekauft, baar bezahlt, und das ſchöne neue Haus werde ja bald fertig ſein. Er werde ſich alſo im Orte niederlaſſen, und auf dieſe Weiſe werde es ſich am ſicherſten ergeben, wie er zu beurtheilen ſei."

In der letzten Bemerkung lag einiger Troſt für Heinrich. — „Ganz recht, — dachte er, wenn ſein Haus fertig iſt, muß ſich aus dem Gebrauche, den er von ſelbigem machen wird, doch einiges Licht gewinnen laſſen." Dieſer Zeitpunkt konnte ohnedieß nicht mehr fern ſein. Williams, der das nicht unanſehnliche Ackerland ſeines Gutes, unter Mr. Leads Oberaufſicht auf das Zweckmäßigſte bewirthſchaften ließ, wendete alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verzierung, und behagliche Einrichtung ſeiner Villa. Eduard, als tüchtiger Zeichner, war ihm, bei den ſämmtlichen Zuſammenkünften, hiezu behülflich. Je näher die Beendigung der Arbeiten am Hauſe indeß bevorſtand, je ſichtbarer wurde eine Veränderung in Williams ganzem Weſen. Er wurde heiterer, ſanfter, milder. Einſt ſaß er mit allen Zeichen einer weichen Rührung neben Eduard auf einer

Bank in einer Anlage seines Gartens, das Wohngebäude im Angesichte. „Dort, — sprach er gerührt, — werde ich im Schooße der Natur die Unbilde der Welt vergessen. Dort wird meinem späteren Alter zu Theil werden, was meiner Jugend nur zu fremd geblieben ist, — Sammlung, Ruhe und Theilnahme geliebter Wesen. — Aber wird die Furie, die meinen Fersen so lange gefolgt ist, auch wirklich diesen letzten Hafen meiner Hoffnung nicht betreten dürfen?

„Mir scheint es, — erwiederte Renard, — daß Sie zu ängstlich in die Zukunft sehen. Verfolgte Sie bisher wirklich das Mißgeschick, so ist doch nichts beständig in der Welt, so wenig das Unglück als das Glück, und auf den Regen folgt unfehlbar Sonnenschein. Ohne dieß hat der bescheiden Wünschende weniger zu befürchten von den dunkeln feindlichen Mächten, die schadenfroh den Uebermüthigen demüthigen, aber an dem Frommen öfter vorübergehen, den der Verlust zeitlicher Güter so tief nicht beugen kann, weil sein Vertrauen in Gott beruht, das ihn nicht sinken läßt, so erbittert auch die Feinde ihn anfechten mögen."

Die Gnade Gottes ist indeß nicht größer als seine Gerechtigkeit, und weiß ich, ob meine bisherigen Leiden, so sehr ich sie mir zu erschweren bemüht war, genügen, um die Ansprüche jener ewigen Gerechtigkeit aufzuwiegen?"

„Auch ich weiß es nicht, — gab Eduard zur Antwort, — da ich ihre Schuld nicht kenne, und auch nicht kennen lernen will. Wohl aber weiß ich, daß die Langmuth Gottes eben so groß iſt, als ſeine Gerechtigkeit. Der himmliſche Vater iſt unſer Richter, nicht aber unſer Peiniger. Keine Faſer unſerer Schuld entgeht ihm, aber auch kein Grund zu unſerer Entſchuldigung, und ſeine allweiſe Barmherzigkeit unterläßt niemals, den Betrag der letztern von der Summe der erſtern vollzählig abzuſchreiben. Jeder, was er verſchuldet, darf daher mit Hoffnung in die Zukunft ſehen, und die Hoffnung wird um ſo klarer und verheißender ſich enthüllen, je aufrichtiger die Reue war, welche der Büßer am Throne der Allwiſſenheit niederlegte."

„Sie ſind ein freundlicher Tröſter, — ſprach Williams, und drückte dem Jünglinge die Hand. — Glauben Sie indeß, daß die Selbſtpeinigung die Gnadenwirkung unſerer Buße erhöhe?"

„Auf die Selbſtpeinigung gebe ich zwar nichts, indem ſie für die Beſſerung nicht Gewähr leiſtet, auf welche es allein zur Erlangung des Heils ankommt. Entweder iſt die Selbſtpeinigung ein frommer ſtumpfer Wahn, oder ein trügendes Spiel frevelhafter Eitelkeit, welche genug zu thun glaubt, wenn ſie die äußeren Zeichen recht auffallend erſcheinen läßt, ohne das ſündenverveſtete Innere durch redliche, aber nicht in die

Augen fallende Bestrebung zu heilen. Die Kasteiung ist dem wahren Christenthume auch fremd, welches rein geistig seine Anforderungen nur an Verstand und Gemüth richtet, dagegen ist sie stets im Gefolge eines grobsinnlichen Cultus, welcher die Schaale für den Kern giebt. Der ascetische Mönch, der halbwahnsinnige Fakir, der betrügende Bonze, geißeln ihr Fleisch, betten sich auf Lager von spitzigen Nägeln, und tragen glühende Kohlen auf ihrem Scheitel. Der ächte Christ kennt nur ein Läuterungsfeuer, — sein Gewissen. Das Niedrigste, Erbärmlichste am Menschen ist die sogenannte Schönthuerei. Es giebt auch eine Schönthuerei mit Buße und Zerknirschung, die eine eben so arge Sünde ist als die Schuld, auf deren ursprünglichen Anlaß sie bethätigt wird; — oft noch eine viel ärgere. — Besserung, aber ohne prahlerischen Lärm, und kindliches Vertrauen auf Gott, nur diese allein gewähren das zuverlässige Pfand himmlischer Vergebung."

„Ich kann Ihrer Meinung nicht sein, — sagte Williams. — Es giebt Vergehen, welche die Selbstpeinigung rechtfertigen."

„Ich kann mir, — behauptete Eduard, — solche Vergehen nicht vorstellen, und möchte um Beispiele bitten."

„Mir fällt eine Geschichte dieser Art bei, die ich zu Madras gehört habe, — fuhr Williams fort, — und

ich will ſie Ihnen erzählen. Prüfen Sie dieſelbe, und treten Sie meiner Meinung bei."

„Robert S. war der Sohn eines ehemals reichen, durch Ungerechtigkeiten um ſein Vermögen betrogenen Kaufmannes in Schottland, der wegen Mangels an Mitteln ſeine Studien, denen er fleißig in Edinburg obgelegen, nicht beendigen konnte, ſondern ſich bequemen mußte, nach hundert Zurückſetzungen die Handlung zu erlernen. Indeß ſeine Armuth wies ihm auch hier eine untergeordnete, dienende Stelle an, die ſein ſtolzer Sinn nur mit heimlichem Ingrimme ertrug. Er hoffte in den Colonien ein beſſeres Loos, und begab ſich nach Jamaika, um dort ſein Glück zu verſuchen. Indeß die kargen Mittel, die ihm, in Folge einer kleinen Erbſchaft von einem Seitenverwandten, zu Gebote ſtanden, reichten nicht hin, ihm einen zureichenden Erwerb auf ſicherem Wege zu verſchaffen: er ließ ſich daher in gewagte Geſchäfte ein, verlor alles, und ſah ſich genöthigt, um nur ſein Leben zu friſten, in die Dienſte eines reichen kinderloſen Pflanzers zu treten. Alle Mißhandlungen, wodurch der Uebermuth des Reichthums ſtolze Armuth in ohnmächtige Wuth verſetzen kann, mußte der unglückliche Robert hier mehrere Jahre lang erdulden. Sein Gemüth wurde dadurch zu einem Menſchenhaſſe verbittert, der um ſo glühender im Innern hervorwuchs, je weniger er äußerlich ſich zeigen durfte. Der un-

menſchliche Prinzipal erlitt einige große Verluſte, die ihn in ſeinem Vermögen, nicht aber in ſeinen Anſprüchen herunter ſetzten. Eine zweifelhafte Forderung von ziemlichem Belange zu Poſten ſchien ein Hauptmittel zur Erhaltung ſeines Credites, und er ſchickte Robert nach jenem Handelsplatze, um ſie beizutreiben. Dieſer war wirklich ſo glücklich, die Summe, welche lange ſchon aufgegeben war, zum größten Theile zu erſtreiten. Er meldete dem Prinzipal dieſes glückliche Ereigniß, wofür er Dank und Lobſprüche erwartete; wer ſchildert aber ſein Entſetzen, als die Antwort ſeines unwürdigen Machtgebers ihn ſelbſt mit dem entehrenden Namen eines Betrügers belegte, weil die Koſten, welche für das Geſchäft aufgewendet worden, zu hoch erſchienen, weil die Forderung nicht ganz erſtritten war. Robert, außer ſich vor Wuth, zerriß den Brief mit den Zähnen. Gleich darauf erfuhr er unter der Hand, daß ſein argwöhniſcher Prinzipal durch einen andern Bevollmächtigten einen Verhaftsbefehl gegen ihn habe auswirken laſſen, der nun, wegen einer mangelnden Förmlichkeit, noch nicht gleich in Kraft treten könne. — „So iſt es dennoch wahr, — rief er aus, — es bleibt dem Menſchen in dieſer verderbten Welt keine Wahl, als zwiſchen dem Narren und dem Schelme. Lange genug bin ich in verachteter Ehrlichkeit der erſte geweſen, nun wähle ich den letzten, und niemand ſoll mich über-

treffen." — Er nimmt das Geld ſeines Prinzipals, welches ihm bereits ausgezahlt worden, beſteigt ein ſegelfertiges Schiff und eilt nach Oſtindien. Er legt dort für eigene Rechnung das fremde Gut in einem einträglichen Geſchäfte an, und ſein geraubter Mammon iſt in wenigen Monaten verzehnfacht. Er ſpeculirt immer kühner, und der böſe Geiſt, dem er durch ſeine Unredlichkeit angehört, ſcheint ihm zu helfen. Bald iſt er der Chef eines eigenen großen Hauſes zu Madras. Reichthümer ſtrömen von allen Seiten auf ihn ein, denn er hat den Betrug kennen gelernt, durch den im Handel mit halbwilden Völkern unermeßliche Summen gewonnen werden, und die Beſtechlichkeit der Beamten der oſtindiſchen Compagnie macht ihm von der einen Seite jeden Vortheil erreichbar, während ſie von der andern ſeine Menſchenverachtung immer höher ſteigert, und ſeine Geſinnung von Grund aus vergiftet. Indeß iſt er nicht geboren, ein Böſewicht zu ſein. Bald ſteht er da, unermeßlich reich, und unermeßlich elend. Er ſehnt ſich nach Liebe, aber er glaubt an keine. Er verlangt nach ſtillem Glück, aber dem Sünder iſt es unerreichbar. — Einſt wandelt er die große Treppe ſeines prächtigen Hauſes herab, um ſeinen Palankin zu beſteigen, und ſich zu einem ſchwelgeriſchen Feſte tragen zu laſſen. Ein zerlumpter Bettler kniet auf der Marmorſtufe, und jammert ihn mit engliſchen Worten um

eine Gabe an. Er ſtößt ihn mit dem Fuße fort, und ſpricht: „hinweg, Du Hund! — Du würdeſt reich ſein wie ich, wenn auch Du des Teufels wäreſt.“ — Der Bettler fährt auf bei dem Tone ſeiner Stimme. Er richtet ſich empor, um wie ein gieriger Drache an ihn heran zu ſpringen und ihn bei der Kehle zu packen. — „Hab' ich Dich endlich, Schurke! — ruft er, — gieb mir mein Geld heraus.“ Aber dieſe Anſtrengung hat die letzte Kraft des ausgehungerten, durch Krankheit verzehrten Jammerbildes erſchöpft, es ſinkt todt zu Roberts Füßen, und — dieſer erkennt mit Schauder ſeinen ehemaligen Prinzipal. — Die Hölle ſcheint in dieſem Augenblicke angelweit vor ihm aufzugehen. Er läßt den Todten in ſein Haus bringen, Aerzte herbeirufen, und — wiewohl erfolglos, — die Mittel zu ſeiner Wiederbelebung anwenden. — Die Geſchichte wird ruchbar, indeß ohne Robert im mindeſten vor der Welt auszuſetzen. Es wird durch die Ausſage von Schiffern und andern Perſonen feſtgeſtellt, der Todte ſei von Amerika gekommen, um in Oſtindien einen Betrüger zu ſuchen, der ihm ſeine letzte Habe geſtohlen. Er landete zu Bombay, wo er, dem Gerüchte nach, den Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen vermuthete, und ihn nicht fand. Er wollte ihn im Innern von Indien ſuchen, ward von den Mahrutten gefangen, als Sklave umhergeſchleppt, gemißhandelt, bis er den Verſtand

verlor, und man ihn krank und erschöpft am Wege liegen ließ. Durch seltsame Fügungen seines Geschickes kam er darauf nach Madras als ein verstandloser Bettler, und suchte sein Brod vor den Thüren, bis ihn, eben vor Roberts Hause, ein Zufall zum Ziele seiner Nachforschungen, aber auch zum Ende seines Lebens brachte. — Niemand ahnt in Robert den Verbrecher, aber ihm gehen die Augen über sich selbst auf. Kein indischer Richter kann ihn zur Rechenschaft ziehen, aber er verurtheilt sich selbst. Einige Monate brütet er im trostlosen Gefühle der eigenen Verwerfung über den seltsamsten Planen zur Selbstreinigung, aber alle scheinen ihm zu gering für sein Verbrechen. Ein alter Brahme ist sein Vertrauter, weil diese Kaste, in Folge ihrer Religionslehren, erfinderischer ist als jemand sonst, in fanatischer Ertödtung der Sinnlichkeit, und weil im Busen dieses von den Engländern für halb wahnsinnig gehaltenen, in einer Einöde lebenden Einsiedlers, das Geheimniß des Sünders vor denjenigen sicher bewahrt ist, deren Mitwissenschaft Robert zu scheuen hat. Alle Rathschläge indessen, welche der indische Weise ihm giebt, so oft das quälende Gefühl der Schuld ihn antreibt, sein Herz vor ihm auszuschütten, entsprechen seinen Absichten nicht. Einst zeigt ihm in einer glühenden Nacht ein Fiebertraum das Jammerbild seines Prinzipals in Bettlerlumpen, Almosen einsammelnd. Als

Robert, — ſo träumt er, — ſich ihm nahen will, um eine Hand voll Rupien in ſeinen Hut zu werfen, ſtößt ihn der Bettler zurück, mit dem Ausrufe: „Du biſt zu niederträchtig, mich zu beſchenken! aber büße ſo wie ich, damit Gott ſich Deiner erbarme, wie er ſich meiner erbarmt.“ — Der Unglückliche erwacht. Er eilt zu ſeinem Braminen. — „Ich habe es gefunden, — ruft er ihm zu. — Einen Weg der Buße habe ich gefunden, einzig, — furchtbar. Er führt zu einem Zuſtande, der den meines ehemaligen Herrn in dem Maaße überbietet, als vernünftiges Bewußtſein im Leiden den Wahnſinn überwiegt.“ — Er beſtellt hierauf ſein Haus und alle ſeine Angelegenheiten in Indien auf das Klügſte, ſo daß ſeine Reichthümer unter allen Umſtänden einem Neffen geſichert bleiben, den er in Schottland erziehen laſſen, auch während einer vieljährigen Abweſenheit. Dann ſchifft er ſich nach Europa ein, niemand weiß wozu, und — niemand hat mehr etwas von ihm vernommen. — Der alte Bramine, welcher ſein Vertrauter war, hat mir, — nach dem Verlauf vieler Jahre ſeit dem Verſchwinden des unglücklichen Robert, — ſeine Geſchichte, ſo weit ſie ihm ſelbſt bekannt war, erzählt, und Sie, — mein Freund, — mögen entſcheiden, ob dieſelbe die Selbſtpeinigung des Sünders rechtfertigt, oder nicht.“

„Diejenige Selbſtpeinigung, — erwiederte Eduard, — allerdings, welche aus innerer Bußfertigkeit und

Reue besteht, zu welcher aber keine künstlich ausgesonnenen Pläne vernünftelnden Scharfsinnes, sondern nur Regungen eines nach Besserung strebenden frommen Herzens gehören; nicht aber die sinnliche Selbstpeinigung, welcher hauptsächlich äußere Zeichen genügen. — Wer weiß welch ein Leben voll Quaal und Entbehrung Robert für sich in seinem Wahne gewählt haben mag? — wissen wir indessen, ob ihn dieses Leben gereinigt, veredelt und beruhigt, nicht bloß beschwichtigt hat? Jener innern Selbstpeinigung konnte Robert aber auch in seinem Palaste, und im würdigen Gebrauche seiner Reichthümer mit dem besten Erfolge nachhängen. Man merkt, daß ein abergläubischer überspannter Götzendiener sein Rathgeber und Vertrauter gewesen, und vor Allem gestehen Sie, mein Freund, Ihr Robert selbst war viel weniger ein Reuiger, als — ein Sonderling, — weniger ein demüthiger Christ, der den Himmel erwerben will, als ein geängsteter Nabob, der sich vor dem Teufel fürchtet."

Williams warf nach diesen Worten einen seltsamen Blick auf den jungen Freund, — schwieg eine Weile, sprach dann über einen andern gleichgültigen Gegenstand, und entfernte sich schon nach wenig Worten.

Der Herbst kam unterdessen heran, und Williams Landhaus war so weit fertig, um bewohnt werden zu können. Er veranstaltete an einem Sonntage ein länd-

liches Feſt zu deſſen Einweihung, bei welchem er ſämmtliche Dorfbewohner in der Scheune, im Hauſe indeſſen die Familie des Mr. Leads, die beiden Deutſchen, den Pfarrer des Ortes, und einige gebildete Nachbarn trefflich bewirthete. Betty, Mr. Leads reizende Tochter, machte die Wirthin des Hauſes, und war ganz Fröhlichkeit und Luſt. Gegen Ende der Tafel erhob ſich Williams, und trank mit glühenden Wangen und einem zärtlichen Blicke nach dem Mädchen hinüber, auf das Wohl der künftigen Gebieterin dieſes Landſitzes. Was jedermann ſchon ſeit dem Anfange des Mahles geahnet hatte, kam nun zur Sprache. Mr. Leads erklärte mit behaglichem Schmunzeln ſeine Tochter als Braut des ſehr achtbaren Mr. Williams, der bereits am Morgen beim Vater um ſie geworben, und Bettys ſo wie der Eltern herzliches Jawort erhalten habe. Zugleich bediente ſich Mr. Leads, wie er ſich ausdrückte, der Freiheit, die ganze Geſellſchaft zur Hochzeit bei ſich einzuladen, welche binnen vier Wochen in ſeinem eigenen Hauſe gefeiert werden ſolle.

Niemand vernahm die Kunde von dieſer Hauptveränderung, welche der Sonntagsgeſellſchaft in der Pabſtmütze bevorſtand, mit größerer Theilnahme als Heinrich. Nach Tiſche trat er zu Eduard, und ſagte ihm auf Deutſch, welches niemand ſonſt in der Geſellſchaft verſtand: „Gottlob! nun er den Liebhaber machen, und

ſich zum Ehemanne bequemen wird, muß er ſein geheimnißvolles Treiben entweder aufgeben, oder aufklären, und man wird ſo oder anders den Verdacht gegen dasjenige, was er ſechs Tage der Woche in tiefer Verborgenheit treiben mag, los.“ —

Eduard lächelte und ſetzte entgegen: „wenn er aber deſſen ungeachtet ſein geheimnißvolles Treiben weder aufgiebt, noch erklärt, — wie dann? —“

„Dann, — eiferte Heinrich, — hat er den Teufel im Leibe, und ich wenigſtens kann nicht länger mit ihm verkehren.“

Der Erfolg zeigte, daß Eduard ſich nicht geirrt habe. William war an jedem Sonntage der zärtlichſte Verlobte bei ſeiner Braut, aber die Woche hindurch war er unſichtbar wie bisher. Wie er ſich dieſerhalb mit Betty und ihren Eltern verſtändigt, konnten die beiden Freunde nicht erforſchen, daß aber alle von ſeinen zureichenden Gründen zu ſo ſeltſamem Verfahren, und von dem wie? und wo? ſeiner wöchentlichen Verborgenheit nichts wußten, geſtand Betty einmal ſelbſt dem ausbrechenden Heinrich, doch, wie es wenigſtens ſchien, ohne deshalb von Neugierde geplagt zu ſein, denn das Mädchen achtete den Bräutigam wirklich, und war um ſo bereitwilliger ſich ſeinem Willen zu fügen, als das zeitliche Glück, welches ſie machen ſollte, für ihre Anſprüche ein ſehr erhebliches war.

Das Brautpaar wurde förmlich in der Dorfkirche aufgeboten: Mäſter John Williams aus London, mit der Jungfrau Eliſabeth Leads, ohne weitere Bezeichnung des Urſprungs oder der Verhältniſſe des Bräutigams. Es folgte ſo wenig ein Einſpruch, als ſolcher erwartet wurde. — Williams erklärte ſeinen Willen, der künftigen Gattin ein jährliches Einkommen feſtzuſtellen, das unabhängig von ſeinem Leben und ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, ihren Unterhalt anſtändig ſichere. Er verſchrieb ihr daher vor Gericht ſein im Dorfe angekauftes Gut, nebſt Haus und allem Beilaſſe, als freies Eigenthum, und legte ein Capital baar für ſie nieder, welches ihr außerdem eine zureichende Rente gewährte. An ſeiner zärtlichen Sorgfalt für Betty, und an der Redlichkeit ſeiner Abſichten war demnach nicht zu zweifeln.

Die Hochzeit fand am beſtimmten Sonntage ſtatt. Das Wetter war ſchön, warm und hell, und die alten Frauen im Dorfe prophezeiten eine glückliche Ehe. Das Feſt war ſtill, ländlich, aber heiter. Die beiden jungen Deutſchen waren bei demſelben zugegen. Williams Stimmung zeigte ein Schwanken zwiſchen Wehmuth und Freude. Betty war eine glückliche Braut.

Am Morgen nach der Hochzeit machten ſich die beiden Freunde faſt mit Tagesanbruch auf den Weg, um, eines für dieſen Tag vorher anberaumten Geſchäftes wegen, London früh zu erreichen. Sie vermutheten

das ganze Haus, besonders das neue Ehepaar, noch im tiefsten Schlafe, und schlichen sich, kaum von dem getreuen Haushunde angebellt, durch die Hinterthüre, den Garten, um von dort die Straße zu erreichen. Sie hatten diese indeß noch nicht erlangt, als eine Stimme ihnen nachrief, und sie zu warten ersuchte. Es war Williams, der sich zu ihnen gesellte, und sie freundlich zur Rechenschaft darüber aufforderte, weshalb sie diesmal seine Begleitung nach London, die sie bisher an jedem Montage angenommen hätten, verschmähen wollten?

„Weil wir als gewiß annahmen, Sie würden nun Ihre junge Gattin nicht verlassen, und Ihr Verschwinden in den Wochentagen aufgeben," erwiederte Heinrich gespannt.

„Im geringsten nicht. Für's Erste bleibt alles beim Alten:" antwortete Williams, und das Gespräch stockte. Man erreichte stumm den Ort der Trennung, und schied dort mit nicht vielen Worten.

Williams führte wirklich seinen Vorsatz mit der bisherigen Pünktlichkeit aus, und Betty schien sich willig in diese Sonderbarkeit zu fügen, da die Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit ihres Mannes an den Tagen ihrer Vereinigung sie für die Entbehrungen so gut als möglich entschädigte, und weil der Ueberfluß, in dem sie lebte, sie zur Nachgiebigkeit stimmte gegen den Stifter ihres Glückes. Später hat sie gestanden, wie Williams es

zur ausdrücklichen Bedingung des gegenseitigen Bundes gemacht, daß sie nie versuchen wolle, dem Geheimnisse seiner wöchentlichen Abwesenheit vorwitzig näher zu treten, bis die Umstände es ihm gestatten würden, ihr ganz, und zu allen Zeiten anzugehören. Nun fing auch Eduard an, hinter Williams etwas Unheimliches zu ahnen. Die Jünglinge besuchten daher seinen ländlichen Zufluchtsort immer seltener, besonders da es ihnen nicht zusagte, dort seine und seiner Gattin Gastfreundschaft oft in Anspruch zu nehmen; denn auch für sie hatte, durch Williams Einrichtung in seinem dortigen Wohnsitze, das fröhliche ungezwungene Wirthshausleben in der Pabstmütze sein Ende erreicht.

Mit Anfang des nächsten Frühlings verließen die beiden Freunde ohnedies England, um sich nach Nordamerika zu begeben, wo sie zwei Jahre lebten, ohne jemals Nachricht von Williams zu erhalten.

Als sie nach England und London zurückgekehrt waren, verfehlten sie nicht, am ersten geschäftsfreien Sonnabend sich nach dem wohlbekannten Dorfe zu verfügen. Sie fanden bei dem dienstfertigen Mr. Leads in der Pabstmütze alles unverändert, in Beziehung auf Williams aber alles umgestaltet, und sie erfuhren mit wenigen Worten den schaudervollsten Ausgang der so räthselhaft mit ihm geschlossenen Verbindung der armen Betty.

Williams war länger als ein Jahr der zärtlichſte, der aufmerkſamſte Gatte für Betty, der liebenswürdigſte Freund für ſeine wenigen Bekannten in der Nachbarſchaft des Dorfes, ohne indeſſen an ſeiner bisherigen Lebensweiſe auch nur das Mindeſte zu ändern. Man gewöhnte ſich daran, und niemand hatte etwas dagegen. Betty hatte ihn einſt gefragt, ob er noch lange bei ſeiner geheimnißvollen Lebensweiſe bleiben werde? „Gott ſei Dank, nein, — hatte er geantwortet, — nur noch drei Monate, und dann werde ich Dich niemals mehr verlaſſen, bis mich der Tod abruft.“ — Die junge Frau, welche ohnedies noch kinderlos war, erfreute ſich an dieſer nahen Ausſicht; jedoch, — ſeltſame Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüths! — bald war dieſe anfangs ſo befriedigende Verheißung der Stachel zur Erregung einer peinlichen innern Unruhe. — „Wenn er auf einmal ſeine bisherige räthſelhafte Lebensweiſe aufgeben kann, welche Umſtände bewogen ihn, ſo lange darin zu verharren, und ihre zureichenden Gründe ſo ängſtlich ſelbſt vor den Blicken derjenigen zu verſchleiern, welche ihm die Nächſten ſind?“ — Einige Zeit trug ſie dieſen Gedanken mit ſich herum, wurde ſtiller, und Williams bemerkte und errieth bei ſeiner nächſten Anweſenheit den Anlaß ihrer Verſtimmung. — „Beruhige Dich, und forſche nicht unberufen nach meinen Geheimniſſen, — äußerte er ernſt. — Es iſt ein furchtbarer Drache, der

bald ſeine ihm vom Schickſal beſtimmte Friſt ausgelebt haben wird, der aber bis zum letzten Augenblicke ſeines Daſeins die Kraft hat, Dich und mich rettungslos zu verderben, wenn Dein Vorwitz es wagen ſollte, ihm in den Weg zu treten."

Dieſe Worte ſpannten die Einbildungskraft zu hoch, erregten zu ſehr die Neugier, als daß ſie hätten zur Warnung gereichen können. — Wehe, daß der wankenden Pſyche niemals die neidiſchen, Böſes rathenden Schweſtern fehlen! Betty ſchloß ihr von allerhand Vermuthungen und Ahnungen getheiltes Innere zweien Freundinnen auf, an deren Treue die unerfahrene junge Frau nicht zweifelte, ob ſie gleich, durch Neid angefeuert, Bettys Ruhe und Glück längſt ſich zur Beute erleſen, und unter falſchen Vorſpiegelungen zärtlicher Sorgfalt denſelben nachſpürte mit lachender Begierde. — Die beiden Uebelwollenden beklagten erſt die junge Frau von Herzen, vergoſſen Ströme von Thränen, und gaben ihr auf liſtige Weiſe den Argwohn, als verdecke Williams Heimlichkeit eine Kette ſchauderhafter Verbrechen. Eine wollte dieſe, die andere jene gegründete Vermuthung über Williams eigentliche Verhältniſſe gehört haben, und alle waren ſchwarz und troſtlos wie die Nacht. Ein Herr aus der Gegend, der kürzlich zwiſchen Briſtol und London durch einen Highwayman war beraubt worden, wollte in Williams Antlitz, das er kürzlich in der

Kirche gesehen, die Züge des Straßenräubers erkannt haben. Ein ehrwürdiger Geistlicher habe behauptet, Williams nähre sich vom Taschendiebstahl, man könne ihm nur nichts beweisen, indem er sich nie betreffen lasse, und er sei, nach einem, in den französischen Blättern, befindlichen Signalement, ein berüchtigter, von den Galeeren zu Toulon entsprungener Verbrecher. Ob Betty etwas von diesen Aeußerungen glaubte, und wie viel, steht dahin? die Gewißheit, daß solch entehrender Verdacht hinsichtlich ihres Gatten rege geworden, genügte, sie zur Verzweiflung zu bringen. Was konnte es ihr helfen, daß der Austritt ihres Gemahls aus dieser verdächtigen Heimlichkeit nahe bevorstand; was geschehen war, blieb doch geschehen, und wie auch sein Betragen in der Zukunft beschaffen sein mochte, so blieb doch ein Brandmaal auf seiner Vergangenheit, welches jeder Uebelwollende nach seinem Belieben durch böse Nachrede vergrößern, oder verewigen konnte. Die beiden Freundinnen theilten, wie sich von selbst versteht, die Ansichten der geängstigten jungen Frau von ganzem Herzen; sie hätten aber sehr unerfahren sein müssen in der Kunst häusliches Glück zu zerstören, wenn sie mit aufgespannten Segeln dem vollen Winde von Bettys bösen Ahnungen ohne Weiteres sich hingegeben hätten.

Es lag ihnen hauptsächlich daran das Geheimniß vor aller Welt enthüllt zu sehen, und Betty sollte ihnen

als Werkzeug dazu dienen. Sie seien, versicherten sie, fest überzeugt, daß alle Gerüchte über Williams Lügen seien, daß er keineswegs den Namen eines Verbrechers, sondern nur den eines Sonderlinges verdiene, und daß die böse Welt am sichersten davon Ueberzeugung erhalten könne, wenn Betty, seines ausdrücklichen Verbotes ungeachtet, seinen räthselhaften Schritten heimlich folge, und, wider seinen Willen, in sein Geheimniß eindringe. Gewiß werde sie alsdann den Gemahl gut, redlich, und unschuldig finden, und um so sicherer alles arge Gerede der Welt in der glücklichsten Ueberzeugung vom Gegentheile, das alsdann über kurz oder lang doch allgemein bekannt werden müsse, verachten.

Betty fand dieses Mittel sehr zweckmäßig, und schauderte zugleich davor zurück, — aber dieser Schauder eben hatte auch wieder etwas Lockendes. Sie verdankte ihrem Gatten Wohlstand, Lebensgenuß, und tausend Beweise der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt, es schien also, wenn auch nicht Gegenliebe, so doch Dankbarkeit sie aufzurufen, seinen Willen bei der einzigen Veranlassung zu ehren, bei welcher er ihn jemals, im Gegensatze des übrigen, geltend gemacht. Aber es lag auch für sie gerade im Verbotenen eine kräftige Anreizung, und eine um so kräftigere, als ihre Phantasie immer geschäftiger wurde, durch Vorspiegelung höchst seltsamer, und wunderbarer Entdeckungen ihre Neugier zu spannen. Sie

gab ſich dieſer Neugier nach einigem Kampfe hin, und das Verderben ihres Gatten war beſchloſſen. — Was indeſſen geſchehen ſollte, mußte bald geſchehen, denn Williams hatte die Aenderung ſeiner Lebensweiſe ſchon, als in ein paar Wochen bevorſtehend, angekündigt. Der nächſte Montag ward feſtgeſetzt für die Ausführung des gefährlichen Planes.

So waren Williams und Betty noch nie zuſammengetroffen als an dieſem Sonnabende. Ihr Betragen, ſo zärtlich ſie es auch einzurichten ſtrebte, um ſich nicht zu verrathen, hatte dieſe Spannung, welche verſtellter Aeußerung jederzeit eigen iſt. Seine Stimmung war ungewöhnlich weich und wehmüthig, ja man durfte ſie ahnungsvoll nennen. — Es folgte ein trüber Sonntag. Man hatte bemerkt, daß Williams Auge ſich häufig mit Thränen füllte, wenn er, wie er wähnte, unbemerkt, ſeiner Gattin mit den Blicken folgte, die ausgelaſſen luſtig ſchien.

Der unſelige Montag war angebrochen. Williams konnte kaum enden von Betty Abſchied zu nehmen. Dieſe wurde dadurch erweicht, und ihr guter Geiſt gab ihr folgende Worte ein: „es iſt eine Vorbedeutung, daß wir uns heute ſo ſchwer von einander trennen. Gehe nicht von mir, theurer John. Gieb ſchon heute eine Lebensweiſe auf, die Du in Kurzem doch ablegen willſt. Bleibe von heute an bei mir, und laß uns al-

les Gerede der Welt verachten, welche Deine Art zu ſein ſo arg beurtheilt."

Williams Rührung ſchien einem bittern Gefühle Platz zu machen. „Thut das die Welt? — rief er höhniſch, — nun ſo wäre es unhöflich ſie eines ſo feinen Genuſſes als die liebloſe Verläumdung ihr iſt, zu berauben. Ohnedieß kann, darf, und will ich noch nicht was Du forderſt. Lebewohl, theure Betty." — Er riß ſich los, und eilte davon.

Dieſer Abſchied hatte der jungen Frau ihre alten Vorſätze wiedergegeben. Sie wirft eilig ihre gewöhnliche Kleidung ab, um die einer Bäuerin anzulegen. Sie nimmt einen großen Korb mit feinem, für die Jahreszeit noch ſeltenen Obſte auf den Arm, wie es zu London von den Bäuerinnen der Umgegend gewöhnlich zu hohen Preiſen ausgeboten wird, und folgt Williams in ſo weiter Entfernung, daß ſie ihn zwar nicht aus den Augen verlieren, aber nicht von ihm bemerkt, oder erkannt werden kann. — Er nimmt den gewöhnlichen Weg durch den Park des Herzogs von D., aber er weicht diesmal nicht von dem großen Pfade ab, der ihn unmittelbar in die Straßen der Hauptſtadt führt. Da es früh iſt für London, ſo zeigen ſich in dem Gewühle noch wenig vornehm gekleidete Perſonen, und Betty kann ihren Mann, ungeachtet der Menge, ſtets im Auge behalten. Er eilte raſtlos vor ihr her, ohne ſich

umzusehen. Mit klopfendem Herzen folgt sie ihm von Straße zu Straße. Er scheint absichtlich ein Stadtviertel nach dem andern in Kreuz- und Querzügen zu durchwandeln, um nicht zu lange in einer Straße den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt zu bleiben. — Wird er nicht endlich sein Ziel finden? Ein Zehntheil von London hat er schon durchstrichen. Betty achtet ihre zunehmende Müdigkeit nicht, und strengt ihre äußersten Kräfte an, ihm nachzukommen. Sie sind bereits in der City. Die Menge wogt mit betäubendem Geräusche von beiden Seiten, aber durch dieses Geräusch vernimmt Betty nur die flüchtigen Tritte ihres Gemahls, der jetzt nur wenige Ellen vor ihr geht. — Oft wird er durch den Andrang ihren Blicken entzogen, und ihre Angst steigt fast bis zur Ohnmacht. Dann sieht sie wieder seinen Oberrock von erbsfarbenem Casimir, seinen weißen Castorhut, eine weitere Strecke vor sich, und beflügelt mit der höchsten Anstrengung ihre wankenden Schritte. — Sie sind nun in der Nähe der Börse. Williams biegt nun den ungepflasterten Nebenweg ein, der zum Seitenflügel dieses Gebäudes führt, und der am häufigsten von den vornehmeren Kaufleuten erwählt wird, um dem Pöbel an der Hauptfacade auszuweichen. Betty ist dicht hinter ihm. Aber die Straße ist mit Hunderten angefüllt, die ähnlich gekleidet sind, als Williams. Sie sieht seinen Castorhut noch einmal auftau-

chen unter dunkleren Kopfbedeckungen. Zehn Schritte weiter leuchten wenigstens dreißig ſolche Hüte. Ihr Merkzeichen leitet ihre Blicke nicht mehr, und Williams — iſt verſchwunden. Sie ſteht rathlos, müde zum Umſinken. Soll ſie umkehren? — Ihre letzten Kräfte ſcheinen ſie zu verlaſſen. Soll ſie Bekannte in London aufſuchen, um ſich auszuruhen? — Sie hat deren wenige, Vertraute gar keine, und wie ſoll ſie ihre Verkleidung erörtern! Zuletzt entſchließt ſie ſich dennoch wieder zur Heimkehr, und kaum hat ſie den Entſchluß gefaßt, ſo ſcheinen alle ihre verlornen Kräfte wiederzukehren, und eine unſichtbare Macht ſcheint ſie anzutreiben, ſo ſchnell als möglich dieſe unheimliche, finſtern Mächten geweihte Stelle zu verlaſſen. Sie wendet ſich: da hält ſie eine Obſthändlerin auf. „Wie theuer dieſe Pfirſiche, dieſe Aprikoſen, dieſe Ananas, dieſe Krübkirſchen? — Ich kaufe alles.“ — Betty ſchwindelt es. — Soll ſie den Verkauf für den annehmbaren Preis, der gleich geboten wird, verweigern, um ſchnell loszukommen, ſo veranlaßt dies Erörterungen, Aufenthalt, und ihre Verkleidung kann entdeckt werden. Sie geht den Handel ein. Die Obſthändlerin zählt nun die Früchte ſtückweiſe in ihre Körbe, jede ſorgfältig unterſuchend, jedes Fleckchen bekrittelnd, den peinlichen Aufenthalt durch unnützes Gewäſche verlängernd. Betty ſteht auf Kohlen. Endlich iſt die läſtige Käuferin fertig. Während ſie nun

mit dem so vieler Weitläuftigkeit sich zur Bezahlung anschickt, welche Betty ihr so gern ersparen möchte, und doch nicht ausschlagen darf, hört sie dicht vor sich ein wildes Jauchzen der Gassenbuben: „grauer John! grauer John! — wo hast Du so lange gesteckt, Du Galgenvogel?“ Betty sieht sich um. Eine scheußliche Bettlergestalt, lahm, bucklich, fast zusammengezogen, mit ekelhaftem Schmutze, und abscheulichen Lumpen bedeckt, auf einen Straßenbesen sich stützend, steigt aus dem Kellergeschosse eines Hauses ans Tageslicht, scheucht die Buben mit einem Besen auseinander, um die kothigen Stellen der Straße für die vorübergehenden rein zu fegen, und von ihnen kleine Almosen zu empfangen, die beinahe Jeder als einen hergebrachten Tribut zu entrichten scheint, und welche das gnomenhafte Scheusal mit einem widerlich krächzenden: „Lohn's Euch Gott!“ in gräßlich possenhafter Demuth empfängt. Betty wird von einem unerklärlichen Entsetzen ergriffen. Die Obsthändlerin bemerkt es: „fürchtet nichts, gute Frau, — sagt sie, — das ist der graue John, der für seinen kleinen Dienst seinen Pence erwartet, und längst ein Vermögen seit mehreren Jahren zusammengebettelt haben müßte, wenn er kein Pinsel wäre, denn bedenkt die tausende, welche täglich dieses Weges gehen, und rechnet auf jeden nur einen Wohlthätigen. — Was frommt es aber dem Lump, welcher dessen ungeachtet nicht so viel

nachlaſſen wird, um ſein Leichentuch zu bezahlen.“ Betty hörte dieſe Erläuterung nur halb, denn ein wachſendes Grauen ſcheucht ſie hinweg, und ſie eilt davon, als klaffe und raſe die wilde Jagd hinter ihr, um ſie zu verfolgen. Wehe indeſſen, ſie muß an dem grauen John vorüber, und kann ihm nicht ausweichen. Sie nähert ſich ihm. Unwillkührlich heftet ſie ihren Blick auf ſein Antlitz. Auch er ſchlägt ſein Auge zu ihr empor. Da ſcheint eine Zuckung electriſch durch ſeine Glieder zu fahren, und ihn aus der gebückten Stellung zur männlichen kräftigen Höhe empor zu reißen. Trotz der Entſtellung durch kunſtreich gemalte Runzeln, und ungewöhnliche Nebendinge, erkennt das unglückliche Weib die Züge, den Blick ihres Gatten, und mit dem Zetergeſchrei „Williams! Williams!“ ſtürzt ſie ohnmächtig zu Boden.

Der Vorfall wird von Hunderten geſehen. — „Was iſt das? — heißt es, — haltet den Schelm; faßt den grauen John. Er iſt ein Betrüger. Er hat die Frau gemordet. — Alle Umſtehenden ſtürzen auf den Verkleideten los, aber er macht ſich, mit Rieſenkraft ſeinen ſchmutzigen Beſen ſchwingend, Raum, und ſtürzt davon. Hundert Gaſſenbuben ihm nach. Er wirft die Obſtkörbe der Verkäuferin im Vorbeilaufen um, entledigt ſich ſo dieſer Verfolgung, da die lüſternen kleinen Schelme gierig über die umherrollenden Früchte herfal-

len, welche die Eigenthümerin unter tausend Flüchen vertheidigt, und während diese komische Scene die allgemeine Aufmerksamkeit, einen Augenblick, nur von ihm abzieht, ist er in eben diesem Augenblicke spurlos verschwunden.

Betty wird aufgehoben, und in ein benachbartes Haus getragen. Dort von gütigen Theilnehmerinnen empfangen, und durch ärztliche Hülfe zu sich selbst gebracht, hat sie keinen Gedanken mehr als ihr grenzenloses Unglück. Man ahnt zum Glücke nichts von ihrer eigentlichen Beziehung zum grauen John, und sie hat so viele Geistesgegenwart, sich nicht zu verrathen. Sie will nach ihrem Dorfe gebracht sein, und man schafft ihr einen Wagen. In ihrem Hause angekommen, hat sie, selbst für ihre Eltern, nur Seufzer und Thränen. Man ringt vergebens in sie, dasjenige, welches sich begeben, bekannt zu machen. Sie glaubt nun annehmen zu dürfen, Williams Geheimniß sei eine hohe, räthselhafte Sonderbarkeit gewesen, aber kein Verbrechen, und will was sie gesehen ewig verschweigen, in der, freilich schwachen, Hoffnung, Williams werde wiederkehren, ihre Reue sehen, ihr vergeben, und nicht mehr von ihrer Seite weichen. —

Ihre Hoffnung war indeß vergeblich. Williams kehrte niemals wieder. Nach einem Jahre ließ ihr Va-

ter ſeinen Schwiegerſohn in allen öffentlichen Blättern aufrufen binnen achtzehn Monaten zurückzukehren, weil ſonſt die Trennung ſeiner Ehe ſtatt finden werde.

Der Aufruf blieb ohne Erfolg, und Betty wurde von dem Verſchollenen geſchieden. — Das Gut welches Williams für ſie gekauft, die Renten welche er ihr feſtgeſetzt, blieben ihr, und ſicherten ihr eine, für ihre Bedürfniſſe überflüſſige Wohlhabenheit. Ihr Glück war indeſſen dahin, und erſt jetzt offenbarte ſie die unſelige Kataſtrophe ihres ehelichen Lebens. — So viel uns bekannt iſt, hat ſie nicht wieder heirathen mögen, ob es ihr gleich nicht an annehmbaren Bewerbern gefehlt. Von dem grauen John war auch in London nichts mehr zu ſehen, und auch fürs erſte nichts zu hören, bis ein Ereigniß den ſchon Vergeſſenen auf kurze Zeit wieder in Erinnerung brachte. Eine Geſellſchaft zur Unterſtützung ſtiller Armer in London hatte ſeit einigen Jahren jedes Quartal eine höchſt anſehnliche Summe von unbekannter Hand erhalten, begleitet von einem Briefe ohne Unterſchrift, worin jedesmal gebeten wurde, doch dieſen, oder jenen, bisher noch nicht bekannten, Dürftigen gefälligſt zu berückſichtigen. Immer wurden dieſe Weiſungen ſehr ſchätzbar gefunden. Nach Ablauf des nächſten Vierteljahres, nicht ſehr lange nach dem Verſchwinden des räthſelhaften Bettlers an der Börſe, ging bei den Vorſtehern der wohlthätigen Geſellſchaft der ge-

wöhnliche Betrag in doppeltem Betrage ein, mit folgendem Briefe:

Dieses sind meine letzten Bettelpfennige. Da ich nun auch nicht einmal ein Bettler sein darf um Gottes willen, so muß ich dem Verhängnisse folgen, und — zum Teufel fahren. Könnte das Verbrechen eines Augenblickes durch die Selbstpeinigung vieler Jahre abgebüßt werden, so möchte vielleicht doch noch zur Seligkeit gelangen

der graue John.

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Randzeichnungen.

Eine

Sammlung von Novellen

und

Erzählungen

von

Friedrich von Heyden.

Zweiter Theil.

Leipzig 1841.

Verlag von Wilhelm Hinnern.

Berichtigung.

Im erſten Theile iſt „Anton Hart" zwar im Inhaltsverzeichniſſe richtig als Erzählung aufgeführt, vor dem Texte indeſſen, aus Verſehen beim Abdrucke, als Novelle bezeichnet. Es wird gebeten, dieſe Abweichung von dem Willen, und dem Manuſcripte des Verfaſſers gütigſt zu entſchuldigen, und zu verbeſſern.

Aber auch bezüglich ſeiner Perſon hat der Verfaſſer angelegentlichſt einen Irrthum zu berichtigen, den öffentliche Blätter verbreitet haben. Er iſt keineswegs derjenige Schriftſteller, der unter dem angenommenen Namen Emerentius Scävola die Leſewelt bereits vielfach beſchäftigt hat, und proteſtirt hiemit einmal für allemal gegen jede ſolche Verwechſelung, die beiden Betheilten gleich verdrießlich ſein muß, zumal ſie ſich völlig fremd und perſönlich unbekannt ſind.

Inhalt.

Seite

Die Unbegnadigten, Novelle. 1

Cesarone, Erzählung. 129

Der Schleier der Königin, Novelle. . . . 241

Die Unbegnadigten.

Novelle.

Die Vorfälle, deren Mittheilung wir uns hier gestatten, haben wenig Zusammenhang, und die Aufklärung des darin sich findenden Unbestimmten fehlt so gut als ganz. Dürfen wir berichten, wo wir selbst und zwar bei Hauptsachen im Dunkeln sind? Nun meinen wir aber bemerkt zu haben, daß die Gebildeten bei Begebenheiten, die ihrer Theilnahme empfohlen werden, zur Zeit weniger auf Verwickelung äußerer Umstände, als auf Entwickelung der Seelenzustände ihr Augenmerk richten. Jedes Individuum zeigt hier gleichsam eine neue Welt, selbst in ganz gewöhnlichen Empfindungen. Tausendmal kann man eine und die nämliche Saite in der menschlichen Brust ertönen lassen, und jedesmal kann der Ton mehr oder minder eigenthümlich erscheinen. Zudem gewährt die Epoche, in der wir leben, mehr als eine Erscheinung, die unser innigstes Mitgefühl anspricht, und zwar so mächtig, daß es der Kunst kaum bedarf jene über den natürlichen Gehalt hinaus zu steigern. So

bauen wir auf Nachsicht. Dinge werden hier vorkommen, die von verschiedenen Parteien sehr verschieden ermessen werden, wir aber gehören in ihrem Sinne zu keiner, bezwecken mithin keine Parteiabsicht. Der Dichter ist durchaus parteiisch, und höchst unparteiisch zu gleicher Zeit. Er schlägt sich in den Dingen, denen er begegnet, mit glühender Innigkeit zur Fahne des Rechtmenschlichen, das darin etwa anzutreffen ist. Die besonderen weltlichen Zwecke, zumeist aber die factionellen, lassen ihn gleichgültig. Was das Herz bewegt, ist für ihn, es gehöre außerdem diesem Prinzipe an, oder jenem.

Ein junger Freund, den wir nun wünschten nicht so wohl gekannt zu haben als der Fall war, da wir ihn leider so früh vermissen, wir nennen ihn Alfred, unternahm vor einigen Jahren eine Wanderung nach den hohen Karpathen, und zwar ganz allein. Dieses merkwürdige Gebirg ist so wenig bekannt, wird so selten von Fremden besucht, daß von den Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten, und Gefahren, denen der Reisende dort ausgesetzt sein soll, die abschreckendsten Gerüchte im Schwunge sind. Die Bemühungen Alfreds einen Begleiter zu finden, waren daher vergeblich. Was aber Anderen so bedenklich schien, feuerte seinen Eifer um so mehr an. Der regen Phantasie gefällt das Abenteuerliche, weil es so ist, und in der That, wir sind

heute, wohin wir uns auf den vielbesuchten Schauplätzen der Wißbegierde auch wenden mögen, so sehr eingeengt von tausend Bedingungen der Convenienz, daß wir uns aus dem ewigen Einerlei der sogenannten gebildeten Zustände hinaus, und, zeitweise wenigstens, in die wüsteſten Lebensformen hinein sehnen können, sofern diese nur unverfeinerte Urzustände gewähren. Die Fabel von jenem Riesen, dem Sohne der Erde, dessen Kraft sich wieder erneute, sobald er auf den Boden der alten heiligen Mutter niedersank, liegt uns näher, als wir meinen. Unsere Civilisation, gewiß an sich eine treffliche Sache, ist ein Magnet über unseren Köpfen, der uns anzieht, so daß wir den Boden entweder gar nicht mehr, oder nur noch mit den Fußspitzen berühren. Ein Gleichniß, das, da es einmal entschlüpft ist, uns in große Verlegenheit setzt, denn sonst merken wir nicht, daß wir von Eisen wären.

Vielleicht hatte Alfred seine Reise etwas zu zeitig im Jahre angetreten, denn er fand sich im Mai mitten in jenem Gebirge, da alle mäßigen Höhen noch mit Schnee bedeckt waren; die höchsten bleiben es auch im Sommer. Aber er bereute nicht seine Ungeduld. Der Frühling hatte sich dießmal ungewöhnlich beeilt. Die Thäler waren warm, grün und schön, der Contrast zu den weiß und wunderlich bekleideten Erhabenheiten daher desto ergreifender. Zudem wollte er sich Zeit gestatten.

der Naturwiſſenſchaft befliſſen, wünſchte er die Botanik, die Geognoſie jener Gegenden zu durchdringen.

Seine Reiſebeſchreibung iſt nicht unſer Beruf; von den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen wiſſen wir nichts zu melden, aber wir erfahren, daß der rüſtige Sinn, in dem ſie begonnen worden, nicht angehalten. Die Romantik überkam unſeren Freund, und ſolcher Zuſtand war bei ihm kein natürlicher. Ein gewöhnlicher iſt er bei keinem Andern. Die Wahrheit zu ſagen, wenn er irgend Jemand ganz hinnimmt, ſteckt etwas dahinter. Im Naturleben ſind tiefe Geheimniſſe verborgen, von denen wir auf dem Wege der Wiſſenſchaft nur den materiellen Theil uns anzueignen beſtimmt ſind. Der geiſtige iſt uns eigentlich verſagt. Wir ſollen wohl nicht wiſſen, was die Blätter ſich zuflüſtern, die Bäche rauſchend und murmelnd der Einöde erzählen, wie die Elementargeiſter mit einander verkehren, welche wunderbar und unſichtbar durch die Schöpfung walten, denn es taugt nicht für uns. Es findet ſich aber zu Zeiten, daß wir davon genug erfahren, und zu viel. Bisweilen unterliegt unſer ganzes innere Weſen, ſo tüchtig es ſeither war, einer ganz eigenen räthſelhaften Veränderung. Für das Nahe liegende, und ſich begreiflich Verkündende, verſchließen ſich Auge und Ohr. Neue Sinne ſcheinen zu erwachen. Wir fangen an die Sprache der Wälder zu verſtehen; das Rauſchen des Windes wird ein Lied, das

aus weiteſter Ferne ungezähmte Kunde giebt, und die Geiſter über den Waſſern gönnen uns vertraulichen Verkehr. Ach! — nicht umſonſt zerſchmilzt dann unſere Spannkraft in ermattete Wehmuth. Nicht umſonſt haben wir Thränen der Rührung, uns ſchmerzlichen Drang ins Weſenloſe hinaus. Solche Stimmung meldet gewöhnlich ein großes körperliches Leiden an. Es iſt Vorbote ſchwerer Krankheit, die auf uns einzubrechen droht. Ahnung der Auflöſung unſeres Körpers iſt dieſer Wunſch, duft- und nebelgleich verſchwimmen zu können im All.

Alfred war in ſolche Stimmung verfallen, ehe er noch drei Wochen in jenen einſamen, bizarren, aber erhabenen Gegenden umhergeſchweift. Waren es die großen Entbehrungen, denen er ſich in einem Lande unterwerfen mußte, das nur ſehr ſelten von Eingeborenen bewohnt iſt, die, bei aller Gaſtfreundlichkeit, mit den Erforderniſſen eines verfeinerten Lebens unbekannt ſind; waren es Erkältungen, die ihm der ſtete Luftwechſel zuzog; oder hatte er ſich Anſtrengungen über ſeine Kräfte zugemuthet; oder war es dieſes Alles zuſammen; er ſchien kaum ein Schatten mehr von ſeiner ſonſtigen Erſcheinung. Er ſchlich müde dahin, — genoß wenig oder nichts, — ruhte jede Viertelmeile, und fand ſich, ob ihn gleich die Großartigkeit der Erſcheinungen umher tiefer ergriffen als ſonſt in ſeiner Weiſe war, doch ſchwermüthig, ahnungsbang, überreizt. Er reiſte zu Fuße,

urſprünglich aus Geſchmack, dann aus Nothwendigkeit. In den abgelegeneren Theilen jenes Landes fehlt es an tauglichem Fuhrwerke und an Wegen damit fortzukommen. Ein Führer begleitete ihn, den er zur Stelle geworben, einen Slawaken, wie eben alle Uebrigen dort, der ihn nicht, den er nicht verſtand.

An einem Nachmittage lockte ihn das Rauſchen wilder Gewäſſer, das er aus der Ferne vernahm, in eine Felſenkluft, die ihn, immer am Ufer eines über und zwiſchen Steinklippen und Geröll hinbrauſenden, anſehnlichen Fluſſes, durch viele Windungen, endlich zu einem Naturſchauſpiele von gebietender Herrlichkeit gelangen ließ.

Die Felswände von beinahe thurmgleicher Höhe, und ſchroff abfallend, bildeten ein faſt rundes Amphitheater. Zwiſchen dem röthlichen Geſteine wucherten herrliche Edeltannen. Eben ſolcher Wald krönte die Zinnen der Wände. In der Mitte ſtürzte der Strom als Waſſerfall in gewaltiger Fülle, donnernd, toſend, an Abſätzen zerſtäubend, in hundert Regenbogen prangend, in die Tiefe. Eine Scene von wunderbarer Pracht. Die Gewäſſer ſammelten ſich unten ſilberklar in einem weiten Baſſin, und ſtürmten, bald in ein Bett vereint, durch einen grotesk gebildeten Spalt ins Weite.

Alfred ſtand überraſcht, erſtaunt, hingeriſſen, überwältigt, und verweilte lange alſo, im Anſchauen

völlig verloren. Da fühlte er, daß ſeine Füße erſchlafften, und er ſank auf einen vom Schaume des Waſſerfalls befeuchteten Stein.

Eine Hand wurde auf ſeine Stirn gelegt. Es war die des Führers. Alfred blickte ihn befremdet an, und las in den Zügen des jungen Barbaren, — denn könnte man ihn anders nennen? — einen eigenen Ausdruck von Theilnahme, Beſorgniß und Milde. In ſeiner Mundart redete er raſch und heftig, was Alfred nicht verſtand, aus dem er indeß die Aufforderung zu vernehmen meinte, ſich eilig von hier fortzubegeben. — Der Kranke ſchüttelte das Haupt. Er war zu ermüdet. Da warf der Führer ſeinen groben braunen Rock ab, den er auf der Schulter trug, breitete ihn über den Stein, und wies Alfred an, ſich darauf zu ſetzen, rief dann ein Paar Worte, in denen dieſer die Absicht errieth, ein Pferd für ihn aus der Nähe herbeiholen zu wollen, und war im blitzſchnellen Laufe verſchwunden.

Unſer Freund blieb allein. Die Scene vor ihm berauſchte, betäubte ihn. Ihm wurde ſeltſam; ihn ſchwindelte; und doch war ein eigenes Wohlſein in dieſem Zuſtande. Ein Auflöſen, ein Verſämmern. Er meinte, dieß könne der Tod ſein, aber es entſetzte ihn nicht. Bald ergab ſich für ſeinen ſchwimmenden Blick eine Umgeſtaltung der Gegenſtände umher. Sein Ohr vernahm andere Töne als die wirklichen. Dieſes Brauſen und

Donnern des Falles ſtrömte daher in tief harmoniſchen Gängen der Orgel, wie ſie die Gewölbe der gothiſchen Dome erbeben machen. Die Felſen wurden Seulen und Wände eines Tempels, die Wälder aufgerollte dunkle Vorhänge des Allerheiligſten. Der Waſſerfall ward eine hehre Prieſtergeſtalt, die königlich daſtand, feierlich geſchmückt zur Bereitung des Opfers. Sie ſchüttelte ihr flimmernd Gewand, und rieſige ſilberne Drachen ſchoſſen daraus hervor, um ſich dienſtbar um ihre Füße zu winden. Die Geſtalt ſprach zu ihm, winkte ihm. Die Drachen ſprangen wilder und zahlreicher näher und näher an ihn heran, als wollten ſie ihn umſchlingen. Es ging in ihm auf, als ſei der letzte feierliche Augenblick nunmehr gekommen, da er ſelbſt zerſchmolzen zuſammenſtrömen werde mit dieſer elementariſchen Bewegung um ihn her. Bald war Alles unbeſtimmt vor ſeinen Augen. Seine Gedanken waren keine wirklichen mehr, nur ferne Nachklänge eines ganzen, allmählig verſinkenden Erdenlebens.

Da ſchlug ein neuer eigner Ton, mitten durch all dieſes Brauſen dicht neben ihm an. Eine weiße Geſtalt bäumte ſich an ihm empor. Er fühlte ſich berührt, gefaßt an den Schultern. Zwei röthliche Sterne glänzten dicht vor ſeinen Augen. Er ſtieß einen Schrei aus, ſchaute noch umher, erblickte neben ſich eine wunderbar

ſchöne Frauengeſtalt von farbigen Gewändern umflattert. — Sein Bewußtſein verging.

Es war ſtill um Alfred; todtenſtill, und auch dunkel. Da klang es glockenhell, eins, zwei, drei, viermal. — Der Schlag einer Uhr. Seine Augenlieder flogen auf, als würden plötzlich Zauberſiegel ihnen abgehoben. Nun war es hell um ihn, aber von purpurnem gefangenem Lichte. Er kam zu ſich. Vorhänge von durchſichtiger rother Seide umgaben ihn. Er lag in einem ſtattlichen Bette. — Wo war er?

Es rauſchte an den Vorhängen. Sie theilten ſich. Zwei röthliche Sterne glänzten ihm wieder entgegen. Eine weiße Geſtalt bäumte ſich wieder an ihm empor. Aber ſein Auge hatte ſeine natürliche Schärfe, ſein Geiſt die vorhin umflorte Beſinnung wieder erlangt. Er nahm nichts anderes vor ſich wahr, als eine große milchweiße Dogge, von ungewöhnlicher Schönheit, die der Wächter ſeines Schlummers zu ſein ſchien. Das Thier ſchaute ihn klug, gleichſam forſchend an, er ſtreichelte das ſtolze Haupt, das ſich behaglich in die Decke drückte.

Nun ſchaute er umher. Er befand ſich in einem mit altmodiſcher, etwas verblichener Pracht, meublirtem

Gemache. Gemälde in breiten vergoldeten Rahmen hingen an den Wänden von rothem Damaste. Das Tageslicht strömte durch ebenfalls roth verhangene hohe Fenster, und spielte am bemalten und vergoldeten Plafond.

War dieß Traum? — Zauberei? — Da schlug die Thüre zweimal an, als wolle sie Jemand herbeirufen. Eine Seitenthür öffnete sich, und ein hoher, vornehm aussehender, aber sehr einfach gekleideter Mann trat ein, und näherte sich, leise tretend, dem Bette.

„Mein Herr, — fragte der Kranke, — wo bin ich?"

„Bei Leuten, die es wohl mit Ihnen meinen: — wurde ihm zwar deutsch, doch in fremdartiger Aussprache geantwortet. — Wir fanden Sie gestern Nachmittags in einem dem Tode ähnlichen Zustande am nahen Wasserfalle, und brachten Sie eilig hieher. Seien Sie guten Muthes. Sie bedürfen der Ruhe, gönnen Sie sich diese, der Pflege, und die ist unsere Sorge. Sie sind krank, sehr krank, — doch so Gott will, nicht eben gefährlich. Fragen Sie nichts, sorgen Sie für nichts. Sie sind hier sicher und willkommen. Dieses Schloß liegt sehr einsam, aber es bietet alle Bequemlichkeiten. Wir sind zwar nur dessen Bewohner, nicht die Besitzer, aber wir dürfen darüber zur Zeit gebieten. Was von uns abhängt, ist zu Ihrem Gebrauche. Ihr Geld, Ihre Papiere sind in jenem Büreau. Der Arzt mangelt nicht, so gut er zu haben ist. Hoffentlich wird er ge-

nügen, wenn Sie ſich ſeinen Vorſchriften unterwerfen. Aber fragen Sie nichts, — ſinnen Sie über nichts, — alles Anderweite der Zukunft überlaſſend. — Doch hier iſt der Arzt."

Ein alter Mönch erſchien, trat mit einer ernſten Amtsmiene ans Bett des Kranken, nahm ſeine Hand, fühlte den Puls, nickte und ſagte dem Andern einige polniſche Worte.

„Pater Cyrill, — nahm Jener wieder das Wort, — findet Sie um vieles beſſer. Vertrauen Sie nur dieſem würdigen Geiſtlichen, der die Arzneikunde ſtudirt hat, dem nahen Kloſter angehört, und der einzige Arzt iſt fünf Meilen im Umkreiſe, folglich auch der geſchickteſte. — Uebrigens kommt hiebei Alles auf eins heraus! — ſetzte er mit feinem Lächeln hinzu."

Die letzte Bemerkung bezog ſich vielleicht auf den großen Löffel voll ſchwärzlich ausſehender Arzenei, mit dem der Mönch eben nach dem Munde des Kranken ſteuerte, ſo daß es unmöglich wurde das Verſchlucken zu vermeiden. Ein widriger Geſchmack nach Salmiak und Valeriana tröſtete unſeren Freund aber einigermaßen. Dieſes Mittel erkannte er als eines, das ihm wenigſtens nicht ſchaden, eher helfen könne, und mit um ſo größerer Genugthuung ſtattete er dem freundlichen Wirthe, deſſen Eintritt in ſein wankendes Leben

vermuthlich allein deſſen Erhaltung bewirkt, ſeinen aufrichtigen Dank ab.

Ohnfehlbar hatte die Krankheit in der letzten Woche ſich vorbereitet, ſie dürfte aber ſo ſchnell, und ſo heftig nicht eingetreten ſein, wäre der Beſuch jenes Waſſerfalles nicht hinzugekommen. Der junge Wanderer war damals ſchon fieberhaft erhizt. Die eingeſchloſſene, durch die heftig bewegten friſchen Gewäſſer ſehr gekühlte und durchfeuchtete Luft hatte zu plözlich, zu gewaltig auf ſeine überreizten Nerven gewirkt, und die letzten Kräfte, mit denen ſein tüchtiger Organismus gegen den anrückenden Feind kämpfte, plözlich zerbrochen.

Zur Zeit fühlte der Kranke ſich überaus ermattet, aber ſein Sinn war heiter, hoffnungsvoll, ſo lange der Tag währte. Nur der Abend brachte heftiges Fieber, einen dumpferen Zuſtand und unruhige, wenn auch nicht ganz ſchlafloſe Nacht.

In dieſer Weiſe verliefen mehre Tage, während welcher die Stimmung des Kranken zu oft unterbrochen wurde, um ihm Raum zur genauern Prüfung und Erwägung ſeiner Umgebungen zu gewähren.

Während der Nächte befand ſich ein alter ſilberhaariger Diener des Hauſes bei ihm, der keine Silbe deutſch oder franzöſiſch verſtand, aber das Muſter eines Krankenwärters war.

Am Tage wurde der Beſuch ſeines Wirthes ihm

nur noch kurz und vorübergehend zugemeſſen, jedesmal aber die verbindlichſte Theilnahme offenbart, und das Verſchieben eines lebhafteren Verkehres mit der Rückſicht entſchuldigt, die noch auf Alfreds ſchwankenden Zuſtand genommen werden müſſe, dem Anregung durch lebhafteres Geſpräch nicht zuſage. Dennoch entging der Kranke der Anregung nicht. Seine ſtille Muße wurde von dem Beſtreben eingenommen, das Räthſel zu löſen, welches dieſes Unbekannten ganzes Weſen ihm aufgab. Die verbindlichen eleganten Formen des feinſten Welttones waren Grundton des Benehmens, und paßten nicht wohl zu der zwar anſtändigen, aber gewiſſermaßen ärmlichen Ausſtattung der äußeren Perſon; nicht mit der auf Befragen gegebenen Auskunft über Namen und Stand: — „Kliſſok, Pole, einſt Kaufmann in Warſchau, durch Falliſſement herunter gekommen.“ — Nicht zu verkennen war in der ganzen geiſtigen Haltung etwas Zurückgedrücktes, ſchmerzlich, ja wehmüthig und kummervoll Reſignirtes, denn in unbewachten Augenblicken tauchte, gewiß ohne Bewußtſein und ſehr wider den Vorſatz, jenes Air de grand Seigneur auf, das bei vorzüglicher, innerer feiner Ausbildung vornehme Perſonen meiſt unwiderſtehlich macht, und, wo ſie im Incognito auftreten, ihre Abſicht über ſich zu täuſchen höchſt anziehend und liebenswürdig gefährdet. Dürfen wir ſcharfe Beobachter daran erinnern, wie namentlich die Augenblicke

des Abſchiednehmens nach einem Beſuche, er mag gegeben oder empfangen werden, treuloſe Verräther zu ſein pflegen? Beim Eintreten iſt der Geiſt der einſtudirten Rolle vollkommen mächtig. Das folgende Geſpräch erwärmt, führt auf den Weg des Selbſtvergeſſens. Nun folgt das Scheiden, mit jener eigenthümlichen, gleichſam bulvereichen, entlaſſenden leichten Bewegung der rechten Hand, in ſanft geſchwungenem Zirkelſchnitte von etwa dreißig Graden; jenes fein verbindliche Lächeln auf den Lippen, welches die Verneigung mehr bezeichnet durch die ihr entſprechenden Züge des Geſichtes, als durch merkliches Niederlaſſen der Körperhaltung.

Aber auch von anderer Seite konnte Alfred ganz eigener, und noch dazu unbehaglicher Anregung nicht entgehen, und es war Vater Cyrill, von dem ſie ausging.

Wir wollen uns nicht geſtatten dieſen Geiſtlichen beſchränkt, bigot zu bezeichnen. In ſeiner Weiſe mochte er ein verſtändiger Mann ſein, der ſeines Patienten war ſie aber entgegengeſetzt.

Der Mönch meinte ſich nicht damit begnügen zu dürfen, den Körper des Kranken wieder herzuſtellen, ſondern auch ſeinem höheren Berufe, wie er ihn nannte, damit entſprechen zu müſſen, dem größeren Uebel beizukommen, von dem er, nach ſeinen Begriffen, deren unſterbliche Seele behaftet vorfand. War die Bekehrung

des Ketzers, eben während ſo bedenklicher Zuſtände ſeines irdiſchen Seins, nicht die Pflicht des treuen Dieners der Kirche? Und in der That, wir müſſen es wohl geſtehen, Alfred war, auch abgeſehen von ſeiner proteſtantiſchen Religionspartei, doch nicht eben zu wenig von einer gewiſſen Ketzerei durchdrungen. Nicht etwa, als wäre jener troſtloſe Indifferentism gegen das Göttliche und Heilige, den man vor Jahrzehnden Freigeiſterei, heute graſſen Rationalismus nennt, ſein unter allen Umſtänden rügenswerther Fehler geweſen; auch nicht etwa, daß er ſich jener zerſetzenden Skepſis hätte hingeben mögen, die, für das welches ſie zerſtört, keine neuen Anhaltpunkte zu geben weiß. Doch aber durfte man ihn zu den eigentlich Gläubigen nicht zählen, die jeder Kirche, als ſolcher, nothwendig erwünſcht ſein müſſen. Für das erhabene ſittliche Princip des Chriſtenthums war er gebührend und innigſt begeiſtert. Eine gewiſſe Kritik, welcher er deſſen Traditionen zu unterwerfen ſich nicht entſchlagen wollen, hatte indeſſen zu einer nicht durchaus canoniſchen, ja nicht einmal ſymboliſchen Anſicht, — denn wir vermeiden hier gern die Worte Ueberzeugung und Einſicht, — geführt. Damals war freilich die große Lebensfrage noch nicht aufgeſtellt, welche heute, indem wir ſchreiben, die Gemüther theilt, indeß, ſofern wir im Zuſtande laienhafter Unkunde nicht irren, dürfte dieſes offene kühne Aufſtellen des ſo Bedenklichen, ver-

muthlich ſehr Folgenreichen, dieſes laute kecke Verhandeln eines Gegenſtandes, von deſſen ſchonendem Unberührtbleiben ein großer Theil des bisherigen langen Friedenszuſtandes abhing, keineswegs als primitiv, ſondern nur als abgeleitet anzuſprechen ſein; als Ergebniß einer immer tiefer eindringenden, ja gleichſam durchwühlenden Beſtrebung des Zeitalters, die heiligſten Intereſſen der Menſchheit, mit den unaufhaltbar ſiegreichen Fortſchritten in der Uebung des kunſtmäßigen Denkens, der reinen wiſſenſchaftlichen Methode, harmoniſch auszugleichen.

Alfred hatte dem Studium der Naturwiſſenſchaften ſeine jugendlichen Kräfte enthuſiaſtiſch hingegeben. Jenes dürfte, neben der Philoſophie, in der reichen Entwickelung, die ihr neuerdings große Geiſter gegeben, der frommen, geduldigen, ſeligen Gläubigkeit überhaupt manches Terrain abgewonnen haben, und wenn auch das Sittliche dadurch nicht im mindeſten von Gefahr bedroht werden mag, führt jenes Studium doch an den Grenzen eines gewiſſen Pantheismus ſo nahe vorüber, daß nicht beſonders befremdend erſcheint, wenn bisweilen Windſtöße von daher die Fahnen in einige Unordnung bringen, welche der Proceſſion der Bekenner voranwehen. Eine Beſtrebung, die vor allem auf Ergründung des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung gerichtet iſt, dürfte nicht eben ſehr wunder-

gläubig ſein. Das Wunder aber, — wir geſtehen, daß es unſerer Einfalt zur Zeit, und zu unſerem perſönlichen Troſte, am rechten Orte, noch ſehr, ach ſehr! wohl behagt, — iſt das dichteriſche, ſchöne, heitere, ſelige Element des Glaubens.

Bekehrungen haben dagegen jederzeit etwas Gehäſſiges, Verletzendes, ſelbſt wo die feinſten Mittel zur Anwendung kommen. In dieſem Falle waren ſolche keineswegs in Bereitſchaft, vielmehr hatte Alfred halbe Tage lang, — denn Pater Cyrill war ein ſehr ſtätiger Arzt, — über die rohſten Berührungen ſeines Geiſtes von mönchiſcher Dialektik zu klagen, denen volle Schärfe des Verſtandes entgegenzuſetzen er in ſeiner gegenwärtigen Abſpannung ſich nicht gerüſtet vorfand. Zuletzt, als dieſe etwas nachließ, fühlte er ſich lange genug beläſtigt, um den Sturm nicht ernſtlich und von Grund aus abſchlagen zu wollen. Er öffnete ſein bisher läſtig verſchloſſen geweſenes Arſenal, ſetzte den armen Pater der Wirkung aller ſeiner Batterien aus, und traf beſſer als er dachte, denn der gute Mönch ſtand auf und entfernte ſich.

Alfred fühlte die ganze Genugthuung eines Triumphes, als plötzlich ein überraſchendes Ergebniß ihn außer aller Faſſung brachte.

Eine Stimme, — die einer Unſichtbaren angehörte, wurde laut:

„Ihr hattet Recht, als Ihr Ungehöriges abgewiesen. In der Sache hattet Ihr aber Unrecht. Wenn Euch durstet, werdet Ihr nicht erquickt, sofern Ihr das Wasser der Felsenquelle erst analisirt, statt es kühl und frisch zu trinken. Die Klügelei über das Heilige ist der Luxus der Glücklichen. Mit Eurer Weisheit trocknet Ihr keine Thräne, und es giebt deren."

Hierauf folgte das leise Einklappen eines Thürschlosses, der Ton des Umdrehens eines Schlüssels, und Alles war still wie zuvor.

Was war das? — Diese Stimme, eine weibliche, überaus sanft und melodisch. Die Sprache französisch. Alfred war beehrt worden. Von wem? Nun erst rief er sich zurück, daß seinem verschwimmenden Blicke dort an jenem Wasserfalle auch eine schöne weibliche Gestalt aufgegangen war. Sein Herz schlug. Er wünschte die Züge jener Erscheinung in seinem Gedächtnisse zu erneuern. Vergeblich, es hatte nur zu Unbestimmtes empfangen.

Dem Räthsel jener wunderbaren Zusprache möglichst nachforschen zu wollen, lag vorerst am nächsten. Die Stimme hatte am obern Ende des Gemaches sich vernehmen lassen, dem das dichtverhangene Kopfende des Bettes zugekehrt war, und wohin Alfreds Blicke sich noch kaum hinwenden können. Nun schob er Kopf und Hals weit hinaus, und suchte so den Ueberblick jener Seite

zu gewinnen. Wirklich erſchien dort eine Thüre, die wohl verſchloſſen ſchien, und in ein Nebengemach führen mochte. Kliſſot trat ein.

„Was haben Sie nur mit dem Vater gehabt? — fragte dieſer. — Er ging ſehr unzufrieden davon, und erklärte nicht mehr wiederkommen zu wollen. Hievon habe ich ihn nun zwar zurückgebracht, denn noch bedürfen Sie ſeiner. Aber was iſt vorgefallen?"

Alfred berichtete, und Kliſſot hörte ſeine Darſtellung mit feinem Lächeln.

„Der arme Vater! — ſagte er hierauf. — Philoſophiſche Ketzer ſind freilich zu harte Nüſſe für ſeine Zähne. Er wird ſich künftig nur mit der Sorge für Ihren Leib beſchäftigen, und die Seele dem Prinzipe, — wie er ſolches nun eben nennen möchte, — überlaſſen, das neuerdings zu ſyſtematiſch geworden, um dem althergebrachten Empirismus zu weichen. Sie ſollten dem guten Manne aber ſeinen frommen Eifer nicht übel deuten, denn dieſer war wohlgemeint. Er hat Sie lieb, weil Sie ſo gut Latein ſprechen. (Alfred hatte nämlich mit dem Mönche, der weder des Deutſchen noch des Franzöſiſchen mächtig war, nur in dieſer Sprache verkehren können). Und übrigens, wie mochten Sie ſich nur beleidigt finden? Gewiſſensfreiheit iſt rein weltlich. Die Staaten ſollen ſie gewähren. Im Verkehre der Weltleute iſt ſie unerläßliche Uebereinkunft der guten Lebens-

art. Ein Bekehrer im Irak iſt ein Ungeſchliffener, oder ein Pinſel. Unſere Kirche kann unter Gewiſſensfreiheit aber nur ein Negatives verſtehen, nämlich, daß weltliche Macht ihren Bekennern nicht die völlige gläubige Hingebung in ihre Leitung verleide, verkümmere, oder gar unterſage. Spricht ſie von Gewiſſensfreiheit, ſo ändert ſie nur ihre Terminologie nach den Manieren des Zeitalters, und hat Gehorſamsfreiheit gemeint. Vielleicht hat ſie nicht unrecht. Kann ſie nur da ſein, wie ſie iſt, muß ſie zuſehen auch ſo zu bleiben. Die Welt hat ſie geſehen, erſt leidend, dann ſtreitend, hier- auf herrſchend. Zur Zeit kann ſie nicht füglich anders ſein, als zurückfordernd. Man pflegt ſonſt denjenigen nicht zu ſchelten, der wiederzuerlangen ſtrebt, was er einſt rechtsgültig beſaß, und im Drange augenblicklich nicht zu bewältigender Umſtände verlor. In jüngſt verfloſſener Zeit haben Poeſie und Kunſt ihr einige verlaufene Schaafe zurückgebracht. Natürlich kann ſie auf ſolche Wiedererwerbungen wenig Werth legen, denn ſie will nicht den Rauſch, ſondern den Nachdruck des Glaubens. Ob die Ueberverfeinerung heutiger Verſtandesrichtungen ihr nicht für eine, vielleicht nicht gar zu ferne Zukunft etwa günſtigere Ausſichten verſpricht, wiſſen wir heute noch nicht. Gewöhnlich aber pflegt eine Spitze zu brechen, wenn ſie zu übermäßiger Schärfe gefeilt iſt, ein zu ſehr ſchneidendes Werkzeug ſich abzu-

ſtumpfen. Irre ich nicht, hegt man gehörigen Ortes dergleichen Hoffnungen. Und im Uebrigen, die Zeiten Voltaires und Rouſſeaus ſind ja auch bei uns vorübergegangen; haben uns etwas wüſt und leer zurückgelaſſen. Nun iſt übles Wetter dazu gekommen. Der Wind geht ſcharf. Wenn Hütten und Paläſte irgendwo zuſammenſtürzen, iſt man unter den Gewölben der Dome wenigſtens unter Dach, und es kniet ſich beſſer vor den Altären, als es ſich ſteht und geht im wüſten, kalten, regenbeträufelten freien Felde. Man hat zu ſeiner Zeit den Fatalismus der Türken gepredigt. Was war damit anzufangen? Es iſt am Ende tröſtlicher, daß uns die Kirche belehrt, wie unſere Leiden nur Strafen ſind unſerer Sünden. Darin iſt Hoffnung, die das finſtere vorher beſtimmende Schickſal nicht kennt. Mütterliche Liebe vergiebt die Sünden dem aufrichtig Bereuenden, und der Gebeſſerte darf gläubig vertrauen, die Gnade werde wiederkehren, und die Zuchtruthe des Strafgerichtes von ſeinem Haupte zurückziehen, wenn es an der Zeit ſein wird. Sehen Sie mein armes Volk, dem keine weltliche Macht mehr helfen kann. Welche wahre Freundin bleibt ihm als eben die Kirche. Es lebt, weil ihre Mutterliebe kein Kind der großen chriſtlichen Familie ſterben laſſen kann. Sie eifert nicht, ſie ſchilt nicht zu unſeren Gunſten, aber ſie ſorgt, ſie behütet. Nur erſt dann würde unſere Sache ewig verloren ſein,

wenn wir der Kirche auf eine Weise oder die andere entrissen würden. Darum halten wir an ihr inniger und inniger, darum werden wir fromm, was zu anderen Zeiten uns nicht eben besonders nachzusagen war."

Alfred sann einen Augenblick, ob es angemessen sei, hierauf zu erwiedern, und wollte ganz schweigen, als ein Blick in die Physiognomie seines Gesellschafters ihm darin Etwas entdecken ließ, das entweder als Ermunterung nach einem vermeinten Siege, oder als eine Frage anzusprechen war.

„Werther Herr," — nahm er daher das Wort, — wenn ich auch keineswegs mit Manchem, das Sie die Güte hatten mir mittheilen zu wollen, einverstanden sein kann; wenn ich vermuthlich fest vom Gegentheile, bezüglich der vermeinten Uebervervollkommnung unserer heutigen Verstandesrichtung, überzeugt bin, und mithin auch die Probabilität der Folgen nicht einzuräumen vermag, welche daraus abzuleiten Ihnen gefallen hat, will ich Ihnen doch nicht durch eine Controverse beschwerlich fallen, oder die Grundfeiler Ihres Trostes erschüttern. Sie mögen darin Recht haben, was Sie über die Stellung Ihrer Kirche zur Gewissensfreiheit aussprachen. Zähle ich mich auch nicht zu deren Bekennern, würde ich ihr doch schuldige Achtung, denn sie ist Haltpunkt der geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse so vieler Tausende meiner christlichen Brüder. Möge sie daher wohl

gedeihen, und Frieden und Segen um ſich verbreiten. Mögen der Bedrängten recht Viele in ihren gewölbten Hallen Tröſtungen finden. Dieſem Wunſche kann ich aber nur den hinzufügen, daß auch ſie, dieſe Kirche, ſtets die rechten Bekenner finde, da nur mit dieſen ſie dasjenige vollſtändig leiſten kann, welches ihre große, ſchöne, ehrwürdige Aufgabe iſt. Freilich kann ſie nur ſehr wenig Werth legen auf diejenigen Neubekehrten, die verſchobene Sinnesrichtungen ihr aus den Gebieten der Poeſie und Kunſt zuführten, denn wer um das Ziel wirbt, muß es ſuchen, aus reiner kindlicher Inbrunſt, nur des Heiles wegen, nicht aber um damit ſubjective Gemüthsverſtimmungen zu kitzeln, und abgeſpannte Gefühlsnerven wieder aufzureizen. Eben ſo wenig aber dürfte die Kirche an Denjenigen einen beſonders werthvollen Gewinn machen, welche, ſchiffbrüchige Seefahrer, aus dem Meere der Staatsintriguen und Umwälzungen, von vernichtenden Winden der Politik an ihre Geſtade geſchleudert werden. Hätten ſolche wohl nach dieſem heiligen Ufer ſteuern mögen, wenn jene Winde ihren Fahrten ſich günſtig gezeigt hätten? Würden ſie geneigt ſein ſich mit der Muttermilch der Kirche zu begnügen, wenn die Fleiſchtöpfe des weltlichen Aegyptens ihnen wieder zugänglich werden ſollten? Die Kirche wird nur dann daſtehen, die geſchmückte jungfräuliche Braut des Erlöſers, wenn ſie Weltliches dem Geiſtigen nicht

einmiſcht. Diejenigen werden nur wahrhaft ihre Kinder ſein, und, ſo viel an ihnen, beitragen das Werk Gottes zu fördern auf Erden, die ihre Andacht darbringen aus innerem freien Drange ihrer ſittlichen Natur, nicht um ihre Unluſt über verfehlte weltliche Projecte zu beſchwichtigen. Nur moraliſche, nicht politiſche Sünden kann die Kirche vergeben: nur den verirrten Menſchen, nicht den verunglückten Staatskünſtler kann ſie in ihrem Schooße beſchirmen. Politiſche Sünden gehören der Geſchichte, und ob auch die Kirche die Macht haben ſoll zu binden und zu löſen, reicht dieſe nicht aus der Weltgeſchichte ihr Richteramt zu unterſchlagen, und die zeitlichen Folgen abzuwenden, die zeitliche Vergehen über Menſchen und Völker herbeiführen. Ihr Volk zum Beiſpiel iſt wahrhaft unglücklich, und es haben ſeinem letzten Geſchicke warme Sympathien der Beſten bei allen gebildeten Völkern nicht fehlen können. Es wird aber nicht verkannt werden dürfen, daß es ſein Unglück deshalb mit ſelbſt verſchuldet, weil bei ihm jene großen Tugenden, feſt in allen Epochen ſeiner Geſchichte, zu wenig durchdringen konnten, die allein den göttlichen Schutz zur Dauer bedingen. Nicht ſeine politiſchen Gegner haben das arme Polen zerriſſen und zerſtückt, Polen ſelbſt hat zuvor ſich zerriſſen. Damals war es Zeit den Geboten des Chriſtenthums und der Kirche, welche Demuth, Ergebung und Bruderliebe fordern, zu

folgen, als wilde Leidenſchaften, Factionen des Egoismus, Illuſionen des perſönlichen Stolzes, ihr Gemeinweſen durchwütheten. Nun würde auch die Kirche nicht wiederbringen was verloren iſt. Das Verlorne würden Alle nur ſelbſt wieder herbeiſchaffen können, wenn ſie die Tugenden noch in ſich ermächtigen wollten und könnten, deren Unterdrückung ihr Verderben herbeiführte. Von ſolchen Vorſätzen haben ihre letzten Umwälzungen aber noch keine, oder doch nur ſehr vereinzelte, Spur gezeigt."

„Es thut mir leid," — entgegnete Jener, — daß Sie von unſerem Volke keine beſſere Meinung hegen, wahrhaft leid, denn eben in der guten Meinung der Gebildeten aller Völker meinen wir, nächſt der Kirchenfürſorge, das Pfand einſtiger glücklicherer Tage zu finden. Vielleicht gelingt es gelegentlich Ihnen mehr Gunſt für uns abzugewinnen. Nicht vergeben kann ich mir aber die Ruhe eines Kranken geſtört zu haben. Wie befinden Sie ſich? Ich eile Ihnen Ihre Arzenei zu geben, und Sie ſollen dann ein wenig zu ſchlummern verſuchen."

Alfred befand ſich in Kurzem merklich gebeſſert, wenn er vorerſt auch nur kurze Zeit das Bette, das Zimmer noch gar nicht verlaſſen durfte. Von nun ab konnte

aber Niemand besser unterhalten sein als er. Der Pater beschränkte sich durchaus auf den nöthigen ärztlichen Zuspruch, und ließ sich so wenig sehen als möglich. Klissok dagegen verließ unsern Freund nur selten, und war so bezaubernd im Umgange, daß dieser die wenige Zeit für verloren erachten mußte, in der Jener etwa abwesend sein mußte. Die Anmuth des Gespräches war bei diesem Manne zur Vollendung gediehen. Er vermied mit der feinsten Grazie jeden tiefer eingehenden Streit, wenn er auch gern den geringeren Controversen Raum gestattete, welche den Verkehr würzen. Er hatte ungemein viel gesehen, und erfahren. Die großen Gesellschaften zu Warschau, Petersburg, Wien, Paris und London kannte er genau. Mit vielen Staatsmännern und Gelehrten schien er im vertrauteren Verkehre gewesen zu sein. Ein Archiv von interessanten Anecdoten stand ihm zu Gebote, und er wußte sie, ohne sich leicht zu wiederholen, mit ungemeinem Reize vorzutragen. Das Treiben der Diplomatie in vielen wichtigen Staatshändeln lag vor ihm zu Tage. Er konnte Dinge mittheilen, die sonst geheim gehalten worden, und daraus Manches in der Zeit geschickt erklären. Auch in der Literatur mehrer Völker war er sehr wohl bewandert. Dabei gab er sich höchst bescheiden, bis zur Erweckung einer gewissen Rührung. Er citirte merkwürdige Stellen mancher Schriftsteller, gewöhnlich mit dem Nach-

ſatze: „ſo meine ich ſteht es dort. Ich kann nicht mehr nachſchlagen, denn ach! — ich habe meine Bücher nicht mehr. Sonſt hatte ich ſo viele."

Einſt brachte er ein Kästchen, und wies daraus einen kleinen Vorrath ſchöner geſchnittener Steine vor, die er erklärte, und dabei nicht gewöhnliche Kunſteinſicht bewies. „Das iſt Alles, — ſagte er, — was mir von Dergleichen nur noch übrig iſt, und das ich mit mir herumführe, bis ich es zuletzt doch wohl noch verkaufe, denn man muß leben. Vor Zeiten hatte ich deſſen ſo ſehr viel mehr, und auch andere größere Kunſtſachen. Alles ſchön aufgeſtellt. Es iſt dahin."

So nahe hiebei die Fragen nach ſeinen früheren glücklicheren Zuſtänden lagen, die unmöglich einem bloßen Warſchauer Kaufmanne entſprechend geweſen zu ſein ſchienen, fand es ſich doch unmöglich dahin zu gelangen. Er wußte ihnen ſtets mit vornehmer aber feiner Sicherheit vorzubeugen, oder er entfernte ſich, wenn er merkte, daß ihm deren Gefahr näher rückte. Alfred ſtand daher davon ab. Ja noch mehr, er fand ſich genöthigt von wichtigern Fragen abzuſtehen, zu denen der Stoff ihm ſo viel näher lag. Er konnte nämlich nicht umhin, jener räthſelhaften Stimme zu gedenken, die ihn vor Kurzem ſo rührend zurecht gewieſen, und um Auskunft zu bitten.

Kliſſok lachte: „Ach das war nichts weiter als eine

kleine Thörin, die ſich in Dinge miſcht, die ſie nichts angehen, und die Ihnen nicht wieder beſchwerlich fallen ſoll." — Damit brachte er die Rede auf andere Gegenſtände.

Alle jene Geſprächsweiſen ſchienen, wie ſich bald auswies, aber nur als Einleitung zu einem nachhaltigen abzuhandelnden Thema dienen zu ſollen, das bald bei dieſen liebenswürdigen Zuſammenkünften vorherrſchte. Kliſſok rollte die reichen Gemälde der Begebenheiten ſeines Volkes auf, augenſcheinlich um dieſes, und ſein gegenwärtiges bedrängtes Geſchick, dem Mitgefühle ſeines Zuhörers angelegentlicher zu empfehlen. Daß dieſer daraus, beſonders bei der Innigkeit des Vortrages, einen ausgezeichneten Genuß gewann, darf nicht befremden. Die polniſchen Geſchichten ſind überreich an Erſcheinungen, welche das Intereſſe feſſeln, die Einbildungskraft bezaubern, vornehmlich wenn man ſich, wie hier wohl abſichtlich geſchah, damit begnügt, weniger den innern Zuſammenhang und ſeine Reſultate, als bloß biographiſche Einzelnheiten, und große dramatiſche Momente hervorzurufen. Welcher bewundernswerthe Heroismus, welche perſönliche Liebenswürdigkeiten, welche ergreifende Effecte, bieten ſich ſolcher, freilich ein wenig oberflächlichen, Behandlungsweiſe dar. Dann wird das Gemüth auch von wahrer Dankbarkeit für jenes wunderbare Volk erfüllt, denn kann es geleugnet

werden, daß ohne ſeinen romantiſchen kriegeriſchen Muth der Halbmond auf den Thürmen von Wien geſchimmert, der Islam ſeine ertödtenden Wirkungen bis ans Herz unſerer Civiliſation ausgebreitet hätte?

Auch mit den geiſtigen Richtungen der Polen ſollte der eifrige Zuhörer ſich verſöhnt bekennen. Ihre ältere und neuere, von dem übrigen Europa noch immer nicht angemeſſen durchdrungene, Literatur kam mit Lob zur Sprache. Die glücklichen Anlagen zu Poeſie und vornehmlich zu Muſik, konnten keineswegs übergangen werden. Beſonders die letzte wurde wegen ihrer rührenden, höchſt characteriſtiſchen Eigenthümlichkeit beſprochen. Aber was galt hier der bloße Vortrag ohne Proben, deren Mangel Alfred beklagte. Man war zu höflich um ſeinen Wünſchen nicht zuvorzukommen. Kliſſok brachte eine Cremoneſergeige von ſeltener Arbeit zum Vorſcheine, und trug darauf, mit vollendeter Meiſterſchaft, und höchſter Anmuth, die reizendſten Nationalmelodien vor. Der Zuhörer war entzückt. „Aber — meinte er, — dieſe Töne dürften erſt durch den Geſang ihre wahre Bedeutung gewinnen. O daß er uns fehlt!“

„Einen Augenblick! —“ rief Kliſſok, legte das Inſtrument auf den Tiſch, und eilte hinaus, um gleich wieder zu kommen. — Er nahm die Geige wieder zur Hand und ſtimmte ein feierliches Lied an. Ein unſichtbares

Pianoforte fiel im Nebenzimmer ein, das unbemerkt aufgegangen war, und eine ſchöne weibliche Stimme ſang mit hinreißender Kunſt, die aber nur das tiefe Naturleben in dieſer Volksmelodie zu erhöhen ſtrebte.

Dem erſten Liede folgte ein zweites, dem zweiten ein drittes. — Man ſchloß.

Alfreds Augen ſtanden in Thränen. Er konnte kaum Worte finden, ſeinen Dank entſprechend darzubringen. Kliſſok war ſichtlich geſchmeichelt. Seine Augen leuchteten, und veränderten nicht ihren ermunternden Ausdruck, als Alfred achtungsvoll der hochbegabten Sängerin nachforſchte.

„Es war eine Grille, — nahm Kliſſok das Wort, — daß ich von der treuen Gefährtin meines Unglückes, meiner Entbehrungen, bisher geſchwiegen. — Kommen Sie."

Er nahm Alfreds Hand, der bereits aufgeſtanden, auch vollkommen gekleidet war, und führte ihn in das Nebenzimmer.

Vor ihm ſtand, hocherröthend, eine junge Dame von auffallender Schönheit.

„Zenaide, — meine Tochter:" ſagte Kliſſok, indem er ſie vorſtellte.

Mit jener graziöſen Nachläſſigkeit ſehr vornehmer Frauen, aber zugleich überaus verbindlich nöthigte das Fräulein den neuen Bekannten auf den Sopha, nahm

neben ihm Platz, während Kliſſot auf einem Stuhle daneben ſich niederließ, that einige Fragen über das Befinden des Kranken, aber nur um daran das eleganteſte allgemeine Geſpräch zu knüpfen, welches Zenaide mit vollendeter Sicherheit des feinſten Welttones, und zwar franzöſiſch, — ſie beklagte nicht deutſch zu ſprechen, — fortſpann. Ein Augenblick nur, und man war nicht mehr in einem wüſten verlaſſenen Schloſſe mitten in den Karpathen, man befand ſich zu Paris, in dem wohnlichen Boudoir einer Dame auf dem Gipfel der großen Geſellſchaft.

Als am Abende jenes Tages Alfred ſich wieder allein in ſeinem Zimmer befand, konnte er eine merkliche Veränderung ſeines ganzen Zuſtandes ſich nicht verhehlen. Körperlich meinte er ſich völlig geſund und wiederhergeſtellt, im vollen Gebrauche ſeiner Kräfte zu finden. Es war indeſſen nur Aufregung ſeiner Nerven nach einem ſo mächtigen geiſtigen Eindrucke, die ihn über ſeinen Zuſtand täuſchte, der ſo befeſtigt noch nicht war.

Sein Gemüthsleben war dagegen wahrhaft beflügelt. Zenaidens Erſcheinung wirkte in ihm nach, mit wunderbarer Macht. Wohin er das Auge wendete, meinte er ſie zu erblicken. Die Thüre ſelbſt, die Pforte zu dem Paradieſe geweſen, das ihm heute eröffnet worden, übte auf ihn einen magiſchen Einfluß. Er ver-

ſuchte noch ſpät, überzeugt daß im Nebengemache zur Zeit Niemand vorhanden ſei, ſie zu öffnen. Sie war verſchloſſen, wie gewöhnlich. Er konnte lange nicht ſchlafen. Als er endlich doch einſchlummerte, hallten Zenaidens Lieder, wie aus weiter Ferne, in ſein Ohr. Seine Träume offenbarten ihm die holdſelige Geſtalt. Als er am nächſten Morgen erwachte, war die erſte Frage, die er an den jungen Tag richtete: ob er ihm Zenaiden in erſehnter Wirklichkeit zeigen, oder ohne ihre beglückende Gegenwart für ihn verloren ſein werde?

Was er ſo ſehnlich wünſchte, ſollte ihm zu Theil werden, ſo viel er verlangen konnte, mehr vielleicht als ihm wohl that, denn nach gemachter genauerer Bekanntſchaft nahm Kliſſof nicht mehr Anſtand ihn ganz in ſein Familienleben zu ziehen. Der Reconvalescent mußte noch ein paar Wochen zur Befeſtigung ſeines Zuſtandes hier verweilen. Man brachte in Gemeinſchaft einen Theil des Tages zu, den vielſeitiges immer anziehendes Geſpräch verkürzte: machte Muſik, mit Anwendung des zum Hauſe gehörenden Pianoforte, ſpeiſte zuſammen, ergänzte ſich in kleinen Spaziergängen bei ſchönſtem warmen Wetter in dem ziemlich wohl erhaltenen großen Garten des einſamen Schloſſes, oder in der erhabenen, an großartigen Gebirgsanſichten reichen Umgebung.

Zenaide war zum Entzücken: glänzend durch Geiſt, Witz und Kenntniſſe: ergreifend durch Gefühl und Be-

deutung. Was ihrem ganzen Wesen aber den höchsten Reiz verlieh, war der Anhauch von Wehmuth und Schmerz, der, gleichsam thränenfeucht, nur zu oft den Glanz ihrer Stimmung trübte. Der dunkle Schatten des Mißgeschickes, der auf ihrem Pfade lag, und dessen sie sich nur zu wohl bewußt war, setzte die Lichtseiten ihres Wesens gleichsam ab, und erhöhte die Wirkung durch das Mitleid, welches der hohen Bewunderung sich anschloß.

Da der tägliche völlig ungestörte Umgang zwischen den jungen Leuten in solcher völliger Einsamkeit ein gegenseitiges Vertrauen bald befestigen mußte; da vollends Klissok, in seinem Zimmer mit schriftlichen Arbeiten seit Kurzem viel beschäftigt, sie oft allein ließ, und das polnische Mädchen, das nie von Zenaidens Seite wich, kein französisch verstand, mochte Alfred sich nicht länger versagen mit lebhafter Theilnahme ihrem eigentlichen Stande, ihren früheren Verhältnissen nachzufragen. Sie antwortete: „Ehren Sie unser großes Unglück, mein Freund, indem Sie unsere Vergangenheit völlig unbesprochen lassen. Wir sind Verbannte, welche von der allgemeinen Vergebung, die der siegreiche Selbstherrscher den meisten Theilnehmern an dem polnischen Aufstande gewährt hat, für immer ausgeschlossen, und die in die Welt gestoßen sind, ohne Freunde, ohne Obdach, ohne Mittel, ohne Zukunft, ohne Hoffnung;

beweinenswerthe, auf den Wellen des Mißgeſchickes rettungslos treibende, noch athmende Trümmer des großen Schiffbruches. Was könnte es Ihnen auch frommen zu wiſſen, was wir einſt galten. Dinge, die wir Verbrechen nennen könnten, haben wir uns nicht vorzuwerfen. Mein Vater war nicht unter denen, welche jene Empörung gegen unſern Oberherrn vorbereiteten, begannen. Als ſie in hohen Brandungen bereits anſchwoll, gab er ihrem Strome nach, und meinte damit ſeine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Seine Abſichten waren rein, uneigennützig. Er, und andere Edle, wollten die ringende Republik nicht den Leidenſchaften der Schlechten hingegeben ſehen. Um Regel, Ordnung und Tugend in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bringen, bemächtigte auch mein Vater mit manchen Gleichgeſinnten ſich des Ruders, und ſein großer Einfluß, ſein bedeutender Name, mußten ſeine Verſchuldung in der Waage des richtenden Siegers erſchweren. Sein Loos iſt entſetzlich. Die Cabalen einer anarchiſchen Faction in den Reihen der Unſern, die jede Mäßigung verabſcheute, ſtürzten ihn, noch ehe wir beſiegt wurden, bedeckten ihn mit unverdienter Schmach, weil er angeblich zu wenig; der Sieger ſchmetterte ihn nieder, weil er, nach ſeinem Maaße, zu viel gethan. So ſind wir ausgeſtoßen überall. Was mich betrifft, habe ich in jugendlichem Alter erfahren, was

ausreichte ein ganzes langes Leben zu trüben. Ich murre nicht deshalb. Ein Vergleich zwischen dem was ich war, und dem was ich bin, fordert mich auf zu Ergebung und Demuth. In Polen haben die Frauen einen größeren Einfluß auf die Handlungen der Männer als anderswo. Sie bestimmen diese nicht selten, denn der Pole ist zu tapfer um nicht galant zu sein. In jenen Tagen kannte ich keine Gesetze als die mein Enthusiasmus mir eingab. Ich übte mit Stolz eine verbreitete Herrschaft, und stellte mir zum Beruf: Alles zu unterwerfen, das mein Kreis umschloß. Nennen Sie das Koketterie? — es sei. — Der glänzende Salon ist zerstört, in dem unter meinem Vorsitze, ich darf sagen zu meinen Füßen, Triumphe im Voraus gefeiert werden, die wir nie erreichen sollten. Die hohen Rosse, die mich durch die jubelnden Straßen von Warschau führten, ziehen russische Geschütze, und die schimmernden Ritter, welche meinen Wagen umschwärmten, sind Almosenempfänger des Auslandes. Ich selbst bin die nicht mehr, die ich war. Mit tausend Thränen, umringt von Noth, der Verfolgung hingegeben auf armseliger gefahrvoller Flucht, unter nie gekannten Entbehrungen, getroffen von Lieblosigkeit, Zurücksetzung und Hohn, habe ich meine kurzen Eitelkeiten gebüßt. Nun lebe ich nur noch der kindlichen Pflicht. Im Elende begleite, geleite ich meinen sonst ganz verlassenen Vater, sein Trost, seine Er-

veiterung. Hiebei, ſo hoffe ich, wird mich der Himmel nicht verlaſſen, wenn auch die Menſchen es thun, und die Welt, wenn es ſo weit iſt, wird die letzte Wohlthat, die wir in Anſpruch nehmen müſſen, nicht verſagen, — ein einſames Grab, wäre es auch nur bei denen, die für Solche um Gotteswillen eröffnet werden, denen das traurige Loos gefallen, ihr verkümmertes Daſein der Theilnahmloſigkeit der Beglückten mühſelig abzugewinnen."

Nach ſolchen Aeußerungen mußte das Gefühl Alvreds für Zenaiden nur um ſo mächtiger befeuert werden. Reiz, Bewunderung und Mitleid vereinten ſich, ihn mit einer Liebe zu erfüllen, die an Kraft und Innigkeit jede Stunde zunahm. Ohne daß ſie ausgeſprochen wurde, war ſie erklärt. Zurückgewieſen ward ſie nicht, ob erwiedert? — wer weiß es. — Zenaide, ausgerüſtet mit aller Feinheit der Hochgebildeten ihres Geſchlechtes, gab ſich dem ſchönſten Vertrauen hin, verſagte ſich aber jeglicher Vertraulichkeit. Der Umgang mit ihr glich einem ſtillen ſanften umſonnten Sommertage, der lieblich iſt, ſchwermüthig, ohne glänzende Sonnenblicke, welche dem Aufleuchten der Leidenſchaft zu vergleichen ſind. So ergab ſich ein gegenſeitiges Verhältniß, das an Innigkeit und Maas kaum ſeines gleichen haben konnte.

Das tiefe Intereſſe an einem ſo geliebten Gegen-

ſtande mußte Alfred aber beſtimmen, wenn auch möglichſt unbemerkt, eine ſorgſame Aufmerkſamkeit auf deſſen äußere Beziehungen zu werfen.

Zenaide erſchien ſtets, dem Anſcheine nach, wenn auch überaus einfach, ſo doch höchſt ſauber und zierlich. Bald entging aber dem Freunde nicht, daß ſie nur mit zwei Kleidern wechſele, die zwar wohl gehalten, aber nichts weniger als neu waren. Sie warf einen koſtbaren türkiſchen Shawl um ihre Schultern, es konnte aber zuletzt nicht entgehen, daß die maleriſche Weiſe, in der ſie ihn umzulegen verſtand, nur bezweckte, die ſehr abgenutzten Theile deſſelben zu verbergen.

Der Aufzug ihres Vaters erſchien nicht anders. Bei Tiſche machte Zenaide die Wirthin mit unnachahmlicher Grazie, aber von einem ſehr beſcheidenen Mahle, bei dem nur die gemeinſten Dinge in einiger Fülle ſich vorfanden.

Kliſſof ſchrieb halbe Tage lang in ſeinem Zimmer. Alfred ſetzte voraus, daß er an Memoiren, oder ſonſtigen literariſchen Erzeugniſſen arbeite, ein Zufall ließ ihn aber, unbemerkt, in Erfahrung bringen, daß er — armſelige Wirthſchaftsrechnungen für den Gutsverwalter, der auf dem nächſten Dorfe wohnte, für erbärmlichen Lohn anfertige. Ja, er mußte zu ſeinem unſäglichen Mitleiden beobachten, wie dieſer Beamte, welcher der Arbeit nachzufragen, oder ſie in Empfang zu neh-

men kam, auf bäuriſche Weiſe ſchalt, daß ſie nicht früher gefördert worden; die wenigen Thaler Belohnung wie eine unermeßliche Wohlthat erlegte, und vorwarf, während der hochgebildete Staatsmann, der elegante Zögling der feinſten vornehmſten Welt, ſich demüthig und mit verbindlicher Geſchmeidigkeit entſchuldigte, wie ein Untergebener gegen einen Staatsminiſter; für den kärglichen Sold in der Weiſe dankte, wie er vielleicht ſonſt für einen Orden gedankt, und mit einſchmeichelnder Beſtiſſenheit bat, ihn bald mit ähnlichen Aufträgen zu beehren, denen er ſeinen ganzen Fleiß, ſeine pünktlichſte Aufmerkſamkeit widmen wolle.

Kurz, es kam immer deutlicher zu Tage, — dieſe Unglücklichen waren bitter arm, und trugen ihr Elend mit einer Reſignation, die das Herz zerriß.

Alfred meinte unter ſolchen Umſtänden die Erſtattung der Koſten ſeines bisherigen Aufenthaltes auf ſchonende Weiſe anbieten zu dürfen. Kliſſok aber erklärte offen, daß er für ihn keine Auslagen zu machen Veranlaſſung gehabt. Sein eigener Unterhalt werde ihm hier durch die gaſtfreundliche Güte des abweſenden Eigenthümers des Schloſſes verabreicht, und was Alfred verzehrt ſei darin inbegriffen. Der Kaſtellan des Schloſſes ſende die Speiſen, auf Befehl ſeiner Herrſchaft, und ſie ſeien ausreichend für Alle. Daß er hier in ſeiner

Krankheit aufgenommen und verpflegt worden, sei auf ausdrückliche Anordnung des Gutsverwalters geschehen.

Alfred fand es nun nöthig sich zu diesem zu begeben, und mit ihm Rücksprache zu nehmen, denn er wollte dem Gutsherrn, den er nicht kannte, keine Verbindlichkeit schuldig sein.

Der Beamte war ein Deutscher, ein rauher, aber tüchtiger Mann, der den Landsmann mit der wärmsten Herzlichkeit empfing. — „Was fällt Ihnen nur ein, bester Herr, — fiel er ihm bei den ersten Andeutungen auf Verechnung ins Wort. — Der Graf von S —, mein gnädiger Herr in Wien weiß bereits, daß Sie hier sind, und hat mir, — ich will Ihnen den Brief vorweisen, ausdrücklich befohlen, das ganze Schloß, für so lange Zeit als Sie irgend wollen, zu Ihrer Verfügung zu stellen, und Sie zu bewirthen, so gut wir es irgend erschwingen können. An Bezahlung ist nicht zu denken. Schon das Anerbieten würde der Herr Graf sehr übel vermerken. Was fände sich auch wohl, das der Bezahlung werth wäre. Das Schloß wird von der Herrschaft, die so viele andere hat, kaum alle drei Jahre in ein paar Sommermonaten bewohnt, und steht unterdessen leer. Die Lebensmittel sind hier fast ohne Preis, und gekocht muß ja ohnehin werden für das polnische Bettelvolk, das hier aus Barmherzigkeit einstweilen gefüttert wird."

Hieraus ging hervor, daß Kliffof und Zenaide hier

keineswegs beliebt ſeien, unſer Freund erachtete aber für klug die Empfindlichkeit zu verbergen, die dieſe entwürdigende Benennung für Perſonen, welche ihm ſo werth geworden, in ihm hervorbrachte, um über die wahren Zuſtände dieſer Bedrängten einiges Licht zu erhalten. Seine Abſicht ward jedoch nicht erreicht, der Beamte wußte hierüber nicht viel mehr als er.

„Wer weiß, — ſagte er, — was dieſer Menſch zu anderen Zeiten, ehe er ein Rebell gegen ſeinen Oberherrn ward, geweſen ſein mag. Nun iſt er ein Bettler und nichts mehr. Er hat Erlaubniß erhalten ſich in dieſem Lande ſtill aufhalten zu dürfen, und wird von der Behörde beobachtet. Da er nichts zu beißen und zu brechen hat, mußte er wohl der Wohlthätigkeit anheim fallen, und der Herr Graf kennt in ſolchen Dingen keine Grenzen. Kliſſok iſt ihm durch den Fürſten von C... empfohlen, und ſo hat er ihn hier aufzunehmen und zu ernähren geboten. Gewiß weiß der Herr Graf, wer dieſer Mann eigentlich iſt, aber er hat es nicht laut werden laſſen. Ich muß allwöchentlich über ihn berichten, habe aber zur Zeit nicht viel zu ſagen gefunden, denn er hält ſich ſtill, und miſcht ſich in nichts."

„Er iſt alſo wohl arm?"

„Ich meine nicht, daß er noch zehn Kreuzer hatte, als ich ihm vor ein paar Tagen einige Thaler für Arbeiten brachte, die ich, mehr aus Barmherzigkeit, von

ihm fertigen laſſe. Ich ſoll ihm ja Etwas zu verdienen geben. Er bezieht bisweilen auch Unterſtützungen, ich weiß nicht von wo, aber ſie ſind kärglich, und gehen ſehr unregelmäßig ein. Jetzt wartet er wieder auf eine, die aber durchaus nicht kommen will. Das Fräulein — ſonſt ein ganz achtbares Mädchen — will auch Etwas verdienen, aber du meine Güte. Sie will Unterricht ertheilen auf dem Flügel, im Franzöſiſchen, im Zeichnen. Wer braucht hier dergleichen. Das arme Kind iſt zu beklagen. Es iſt zu Beſſerem erzogen, und muß nun unſchuldig die bittere ſchwarze Suppe mit auseſſen, die der Vater eingerührt."

Daß Alfred unter ſolchen Umſtänden höchſt ſchwermüthig ſeinen Rückweg antrat, iſt zu begreifen. Er ſetzte im Drange ſeiner Gefühle alle Rückſichten bei Seite, und da er wohlbemittelt, und auch unabhängig war, wagte er es Kliſſof eine Unterſtützung auf ſchonende Weiſe anzubieten, die er, wenn er ſonſt wolle, als Darlehn betrachten, und bei Aenderung ſeiner Verhältniſſe zurückzahlen möge.

Sein Anerbieten wurde mit vieler Herzlichkeit, — a b g e l e h n t, und der Gegenſtand ſchnell und beſtimmt abgebrochen.

Unſer Freund erkannte die Nothwendigkeit, nun ſeine Geſundheit wieder befeſtigt war, dieſen Ort ſo bald als möglich zu verlaſſen. Seine anderweiten Zuſtände

und Vorsätze, sein ganzer Lebensberuf vereinten sich, ein zweckloses Verharren in Beziehungen zu verneinen, die weit ab von seinem Ziele lagen, und führen mußten. Seine Vernunft konnte keinem Schwanken nachgeben. Sein Herz dagegen erbebte bei dem Gedanken einer Trennung von Zenaiden, und eben dieser Kampf vollendete in ihm das Bewußtsein einer Neigung, die kaum mehr zu bemeistern war. Eine nie empfundene Wehmuth spannte ihn ab, aber eben diese schien ihn zur Eile aufzufordern, denn nicht selten bewirkt in solchen Stimmungen ein tief eingreifender brennender Seelenschmerz die Wiederkehr einer Kraft, von welcher muthige Resignation doch zuletzt erschwungen wird.

„Nun werde ich wieder fortmüssen:" — sagte er zu Zenaiden.

Sie sah ihn mit einem ganz eigenen Ausdrucke in ihren großen schönen braunen Augen an, und antwortete. „Freilich dürfen wir nicht darauf rechnen auf die Dauer den Trost Ihrer Gegenwart zu besitzen. Welche Gemeinschaft dürfte sein, zwischen Ihnen, dem Begünstigten, und den Unglücklichen, Ausgestoßenen, Obdachlosen. Wäre es besser gewesen, wenn wir uns niemals gekannt hätten? — Nein, nein, die Frage ist undankbar. Darf der Gefangene den Traum, der ihm das, für ihn zur Fabel gewordene, Glück des Lebens vorzauberte, schelten, weil er flüchtig war? Hat dieser

doch eine ſelige Stunde lang die Verzweiflung unterbrochen, welche ungemeſſene Zeit mit ſeinen Ketten klirrte."

Kliſſok konnte nichts erwiedern, als Alfred ſich gegen ihn auf gleiche Weiſe vernehmen ließ. Er drückte deſſen Hand, — und mußte ſich entfernen.

Dieſe Armen hatten zu lange, zu ſchmerzlich Wohlwollen und Theilnahme vermißt, um nicht aufs Tiefſte von dem nahe bevorſtehenden Verluſte ſo unſchätzbarer, unerwartet ihnen zugekommener, Begünſtigung zerriſſen zu werden. — Sie ſollten nun wieder allein ſein.

Aber, ſiehe da, ganz unerwartet ſtellten Umſtände die nächſten Zuſtände anders zuſammen, als vermuthet worden war: ob zum Glücke oder Unglücke ſtand dahin.

Der Reiſende hatte nämlich den Hauptzweck ſeines Unternehmens noch vor ſich, den mächtigſten und wunderbarſten Höhenzug bis zur Lomnitzer Spitze zu beſuchen.

Dieſe Reiſe iſt zwar eine der belohnendſten, aber auch eine der ſchwierigſten, wegen der grotesken Wildheit, und Verödung jener Alpen, und ohne beſondere Vorkehrung, und ſichere angemeſſene, kundige Begleitung iſt darauf nicht einzugehen.

Kliſſok kannte jene Gegenden nicht, und Alfred fand ſich bewogen den Gutsverwalter wieder aufzuſuchen, und ſeinen Rath zu erbitten, indem er ohnehin mit ihm

wegen der erforderlichen Berichtigung ſeiner Reiſelegitimationen zu ſprechen hatte.

Der Beamte entwarf ſofort einen ſehr annehmbaren Plan. Der Reiſende ſollte das Schloß ſeines Herrn jedenfalls als einſtweiligen feſten Stationsort für ſich noch beibehalten, nach jenen Höhen nur einen beſonderen Streifzug, gleichſam epiſodiſch, unternehmen, und nach etwa drei Wochen wieder zurückkehren, um zu raſten, die wiſſenſchaftlichen Reſultate ſeiner Beſtrebung, ſo lange ſie noch friſch und lebendig ſeien, zu ordnen, und dann erſt nach Ofen und Peſth, welche Städte ſein letztes Reiſeziel waren, auf bequeme Weiſe aufbrechen. Hiezu bot er ihm nicht nur einen ſehr tüchtigen verſtändigen Führer, in der Perſon eines Jägers an, ſondern ſtellte für ein ſehr Billiges ſogar drei Pferde zu ſeinem Gebrauche, eins zum Reiten für ihn ſelbſt, das andere für den Führer, das dritte, als Saumthier für das Gepäck.

Solcher Rath, ſolcher förderliche Beiſtand mußten mit Danke angenommen werden, und der Tag der Abreiſe war angeſetzt.

Die Ausſicht auf ein ſo bald bevorſtehendes Wiederſehen beſchwichtigte alle Betheilten, und an einem herrlichen Morgen trennte man ſich mit gutem Muthe.

Die kleine Caravane war mit allem Erforderlichen reichlich und aufs Beſte ausgerüſtet. Ein freundliches

Weſen vermehrte das Geleit. Die herrliche weiße Dogge Kliſſoks, — man nannte ſie Blanc, — hatte ſich an Alfred auf eigene Weiſe gewöhnt, und wollte auch nun nicht von ihm laſſen. Er erhielt ſie zum Geſchenke, aller Gegenvorſtellung ungeachtet.

„Laſſen Sie dem klugen Thiere ſeinen Willen, — meinte Kliſſok. — Sein Geſchlecht iſt zu vertraut mit den Menſchen um ihrer Eigenſchaften nicht auch theilhaft zu werden. Blanc hat erkannt, daß ſein bisheriger Herr aufgehört hat eine Connection zu ſein, und ſucht erſprießlichere Verbindungen. Zudem, wo geſtattet man dem Pauperism den Luxus eines Hundes?"

Was der Reiſende auf dieſem merkwürdigen Zuge dem Anblicke einer ungeheuern Natur für ſein Gemüth, was er jenen Gebieten für die Wiſſenſchaft abgewonnen: was er von Außen erfahren, gehört nicht hieher. Die Angemeſſenheit des ihm von jenem Beamten ertheilten Rathes, der danach geregelten Einrichtung, ſo wie die vorzügliche Zuverläſſigkeit, Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Führers, der eben ſo des Deutſchen, als der Landesſprache mächtig war, bewährten ſich ſofort und überall.

Die Seele des wiſſensdurſtigen jungen Gelehrten war aber in einer Aufregung, die ſeinen Studien hinderlich geweſen ſein würde, wenn ein ſo kräftiger Forſchungstrieb ihr nicht das Gleichgewicht geboten hätte.

Zenaidens theure Geſtalt begleitete ihn auf der Wanderung, umſchwebte ihn im Traume. Von den Höhen ſchritt ſie ihm entgegen. Die Nebel der Frühe, über den wunderbaren einſamen Bergſeen, theilten ſich, ſie darzuſtellen, wie ſie über den Silberflächen daher ſchwebte, die Fee der Gewäſſer. Der Ton des Windes, zwiſchen den Felſen, der oft leis harmoniſch über die hellgrünen ſtillen Matten zog, auf denen man raſtete, war ihre Stimme.

Die begonnene Liebe pflegt ihrer endlichen Folgen wenig eingedenk zu ſein, und die beängſtigende Frage: „was kann daraus werden?“ ſchlummert noch im Schooße der Zukunft.

Hier herrſchte jedoch eine zu gediegene Urtheilskraft, um ſich in ſeliger Blindheit den Ereigniſſen hinzugeben. Minder ſchmerzlich war aber die Einſicht, da die Kraft in Bereitſchaft war, ſich muthvoll an den Hinderniſſen zu verſuchen. Alfred liebte, um zu beſitzen. Nicht überſah er die mannigfachen Schwierigkeiten in Zenaidens Lage, die mit der ſeinen in vielem nicht wohl zuſammenſtimmen wollten. Mit entſchloſſenem Scharfblicke durchdrang er indeſſen auch die etwa bedenklichen dunkeln Tiefen der Verhältniſſe, um den Talisman ihnen abzugewinnen, der ſo viele Hemmniſſe ebnen, ſo viele Ungunſt der äußeren Beziehungen beſeitigen ſollte.

Er war entſchloſſen der Geliebten bei ſeiner Rückkehr ſeine Hand anzubieten. Er wagte zu hoffen, in herzlicher erwiedernder Gewährung, des erſten Pfandes erwünſchten Gelingens froh zu werden. Doch zu gleicher Zeit bereiteten ſich auch unerwartete Eingriffe in ſeinen Plan vor, denen es gelingen ſollte ihn — weſentlich zu ſtören.

Es war nöthig, daß nach mehren Tagen Aufenthalt im höchſten Gebirge Alfred ſich wieder eine Strecke hinunter ins ebne Land begeben mußte, um wegen ſeines Paſſes mit einer Kreisbehörde Rückſprache zu nehmen.

Er trat ins Büreau des Beamten, und wurde von dieſem zwar mit vieler Höflichkeit und Güte, doch aber mit der ſeltſamen Frage empfangen: „Wie, mein Herr, ſo ſchnell wird mir die Ehre Sie wiederzuſehen? und Sie meinten geſtern doch mit den feſteſten Entſchlüſſen zu ſo beſchwerlicher Wanderung gerüſtet zu ſein, als ich Ihren Paß viſirte.“

Dieſe Aeußerung mußte höchlich befremden, und dahin beantwortet werden, daß man den geehrten Herrn noch niemals geſehen, geſtern nicht hier geweſen, alſo auch kein Paßviſum erbeten, wie ja der nun producirte Paß am beſten ausweiſe.

Der Beamte ſchien betroffen, prüfte den dargebotenen Paß, verglich das darin verzeichnete Signalement mit dem Inhaber, und mit dem was in ſeinem Journale von den Kennzeichen ſeines vermeinten Vorläufers vorſchriftsmäßig verzeichnet war, und ſchüttelte das Haupt. Nach einer Weile äußerte er ſich wie folgt.

„Seltſam! Geſtern ſtellte ſich hier eine Perſon ein, die Ihren Namen führte, den nämlichen Reiſezweck nachzuſtreben vorgab, die nämliche Geſtalt hatte, die nämlichen, ganz die nämlichen Kleider trug, einen danach ausgeſtellten durchaus richtigen Paß führte, und deren Signalement aufs Genauſte mit dem Ihren übereinſtimmte. Da aber die Angaben des letzten nur ganz allgemein ſein können, darf die Wirklichkeit in ihrem ſpeciellen Gepräge doch eine weſentliche Verſchiedenheit ergeben, und je mehr ich Sie anſehe, und ſprechen höre, überzeuge ich mich allerdings, daß die auf den erſten Augenblick täuſchende Aehnlichkeit bei jenem Individuum nur eine abſichtlich erkünſtelte war, während Sie ſonſt mit demſelben, ſo weit von Phyſiognomie die Rede iſt, entweder gar nichts, oder nur ſehr Oberflächliches gemein haben. Die Sprache vollends iſt ganz verſchieden, und die ruhige Sicherheit Ihrer Haltung weicht nicht minder auffallend von der ein wenig ſcheuen und demüthigen Verbindlichkeit ab, welche von Jenem, ganz ohne Noth, an den Tag gelegt wurde. Da indeß

eine ſolche Zweiheit einmal amtlich feſtſteht, wird die gleiche Prüfung nicht fehlen dürfen, wer von Beiden nun der rechte ſei?"

„Dieſe Prüfung, — entgegnete unſer Reiſende, — wird wenig Mühe machen. Der Gutsverwalter des Grafen von S:— hat ſich erlaubt mich Ihnen noch beſonders durch dieſes Schreiben als einen ihm Wohlbekannten zu empfehlen, und ſein Jäger begleitet mich, deſſen Vernehmung die Feſtſtellung der Identität vollenden kann:"

Der Beamte nahm den Brief, öffnete, und las, ließ den Jäger eintreten, begrüßte ihn als einen alten Bekannten, und that einige Fragen an ihn über Alfreds Perſon, worauf er dieſem herzlich die Hand reichte, mit den Worten:

„Mein alter Freund, der Sie mir ſo warm ans Herz legt, iſt der zuverläſſigſte Mann. Ihr Begleiter iſt wohl bekannt, und ein braver Burſche, es unterliegt daher nicht dem mindeſten Zweifel, daß ich in Ihnen, und nur in Ihnen, den Naturforſcher Herrn Alfred **** aus **** zu begrüßen die Ehre habe. Jener aber war ein Gauner, oder was weiß ich ſonſt."

Es ſind noch nicht zu viel Jahre her, als das Bewußtſein von einem Doppelgänger anticipirt, oder repetirt zu werden, geradeswegs im Grunde, oder in ſelbſtgefälliger pikanter Illuſion, jenes entſetzlich thuende

Grauen, alle jene ahnungsbang ſein ſollenden Schauer, hervorgerufen hätte, die von gewiſſen Dichtungen damals in die Mode gebracht wurden. Heute hat eine zu häufige Beſprechung mit dem Ueberſinnlichen und Unbegreiflichen, mit alle jenen Prinzipen aus der Nachtſeite des Daſeins, dergleichen ſo alltäglich gemacht, daß ſich Niemand mehr in Wahrheit und Dichtung dadurch außer Faſſung bringen läßt. Und überdieß hat man leider erfahren, daß die baare Wirklichkeit Schrecknisse und Gefahren darbieten kann, die unendlich durchgreifender ſind, als jene hirnverwirrende Vopanze. Der Reiſende befand ſich daher desgleichen keineswegs durchſchauert, wohl aber ſehr betroffen. Wofür ſollte er dieſen Mißbrauch ſeiner Perſon anſprechen, als für ein gegen ihn ſelbſt gerichtetes, in ſeinen Folgen unberechenbares Vornehmen eines unbekannten Böſewichtes.

Er ſtand nicht an, in dieſer Weiſe gegen den Beamten laut zu werden, und ſich ſeine Meinung von der Sache zu erbitten.

„Allerdings, — meinte dieſer, — läßt ſich hierbei viel bedenken. Doch halte ich dafür, daß jener Betrüger nicht Ihnen zunächſt, oder unmittelbar übel will, ſondern daß er nur, von Ihrem Erſcheinen im Voraus unterrichtet, Ihre Maske gewählt hat, um irgend einen Frevel gegen Andere zu begehen, deſſen Verantwortlichkeit er demnächſt Ihnen zuzuſchieben meint, während

er ſelbſt, nach erreichtem Zwecke, Ihre angenommene Perſon wieder abzuwerfen, und in neuer, oder wirklich ihm eigener Geſtalt, den Folgen ſicher zu entgehen gedenkt. Wir leben leider in Zeiten, wo wir an dergleichen nur zu ſehr gewöhnt ſind. Was meinerſeits thulich iſt alle Mißſtände von Ihnen möglichſt zu entfernen, will ich gern ins Werk richten. Ich will Ihren Paß mit einer beſondern Bemerkung viſiren, die Sie als den eigentlich Berechtigten zu Ihrem Namen und Ihrer angegebnen Perſönlichkeit documentirt. Ich will jenes Individuum durch Steckbriefe verfolgen, alle Behörden darauf aufmerkſam machen. Doch aber meine ich, daß Sie beſſer thun würden, entweder dießmal geradeswegs dahin zurückzureiſen, woher Sie kommen, oder wenigſtens einige Tage hier zu verweilen, bis man etwas Näheres von Ihrer Nummer Zwei in Erfahrung gebracht."

Der eine, oder andere dieſer Rathſchläge wäre zu befolgen geweſen. Der moraliſche Muth führt aber bisweilen zu nicht minderem Vorwitze als der phyſiſche, und Alfred war, durch günſtige Lebenslage, ſo verwöhnt, daß er es nicht ertrug ſeine Vorſätze durch irgend Etwas behindert zu ſehen. Er beſtand auf die Weiterreiſe, damit ihm nicht Zeit und entſprechende äußere Umſtände unwiederbringlich entgehen möchten. Was könne denn auch ſo Beſonderes ſich dabei ergeben? Jener Verdächtige habe ja Niemand mehr zu vermeiden als eben ihn,

der vor Allem ſeinen Betrug und deſſen Abſicht durch ſein bloßes Erſcheinen vernichten müſſe. Vor mittelbaren, durch etwanige Perſonenverwechſelung ſich ergebenden Mißſtänden ſchütze ihn ja das erläuternde Viſum ſeines Paſſes.

Der Beamte konnte dagegen nichts einwenden, und war nun befliſſen die Legitimationen unſeres Freundes um ſo ſorgſamer feſtzuſtellen.

Während er zu dieſem Zwecke an ſeinem Pulte ſchrieb, entſtand einiger Streit in dem anſtoßenden Büreau, worin Subalternen arbeiteten, und auf den Ruf des Vorgeſetzten, „was es dort gebe?“ kam ein Secretair herbei, und meldete, es befänden ſich dort zwei Reiſende, deren Beglaubigung Einiges zu bedenken gebe, die aber auf dienſtfällige Aeußerung ſich unhöflich und laut ausgelaſſen, beſonders der Eine, der auf hochfahrende Weiſe für Beide das Wort führe.

Der Chef befahl dieſe Perſonen ihm vorzuſtellen, und ihre Päſſe herbeizubringen.

Sofort erſchienen zwei junge Leute von bemerkenswerthem Ausſehen. Die Kleidungen nach modiſchem Schnitte, aber wenig ſauber, herabgekommen, und verwittert. Die Ränzel auf dem Rücken, die Knotenſtöcke gaben ihnen das Anſehen von wandernden Handwerksgehülfen. Das Betragen, die Haltung, namentlich des Einen, ſchienen dem aber nicht zu entſprechen. Dieſer

eine war groß, ſchlank, zierlich gebaut, das Geſicht zeigte edle, vornehme, ja ſogar ſchöne Züge. Das Haar, mit einiger Koketterie geordnet, beſchäftigte unaufhörlich die feinen Finger einer weißen wohlgeformten Hand, die es zierlich zurecht zu legen befliſſen waren. Der kleine Bart um Backen und Kinn, an der Ober- und Unterlippe ſtutzermäßig geſtutzt.

Der Andere war von Anſehen viel wüſter. Das Geſicht war breit, ſtumpf und gemein, das Auge ſchläfrig. Bart und Haar ſehr verworren, die Kleidung noch herabgekommener Das wahre Bild eines Taugenichts.

„Wer ſeid Ihr?" — fragte der Beamte in deutſcher Sprache.

„Mein Herr, — nahm der Jüngere das Wort, — die Frage iſt kurzweilig. Sie haben unſere Päſſe in Händen. Wir führen ſolchen Plunder nur dazu mit uns, um nicht bei jeder Gelegenheit mit müßigen Fragen beläſtigt zu werden. Wenn Sie denn aber ſo viel Beruf verſpüren, unſere Unterhaltung zu genießen, habe ich die Ehre Ihnen in meinem Gefährten den Herrn Dappenbröck vorzuſtellen, den Sohn eines der erſten Fabrikunternehmer in Antwerpen, der ſich die Mühe geben will, die Fortſchritte zu muſtern, welche die Induſtrie in Ihrem Lande gemacht. Ich, meinerſeits, bin einer der erſten Künſtler zu Brüſſel, Zeichner, Maler, Kupferſtecher, Lithograph. Ich finde es nöthig den Com-

vositionen im Genre sowohl als in der Landschaft einen neuen Character zu geben, der dem Uebergewichte der romantischen Schule entspricht, die in Frankreich seit Kurzem, durch die größten Geister dieses Jahrhunderts, den Thron der allgemeinen Geltung bestiegen hat. Dazu suche ich in der ganzen erschaffenen Welt das Neue, Jungfräuliche, noch niemals Berührte, und komme hieher Studien nach Ihren so viel gepriesenen Bergen zu machen, von welchen ich indeß die Ehre habe Ihnen zu sagen, daß sie den Teufel nichts taugen. Die Formen sind bizarr, die Färbung monoton und kalt, die Lufttöne miserabel, die Lichteffekte ohne Character, die Schatten ohne Schärfe. Meinen Namen werde ich Ihnen nach diesem nicht erst zu sagen brauchen. Die ganze Welt kennt ihn. Ich bin Hernani, auf den letzten Kunstausstellungen in Paris und Brüssel gefiel es, ihm die Beisätze des Großen, des Einzigen, des Göttlichen anzuschließen. Aber ich verachte das. Die Zeit mich in meiner wahren Bedeutung zu würdigen, ist noch nicht gekommen."

„Um so besser hätten Sie die Zeit auf unserer Grenze wahrnehmen sollen, Ihre Pässe visiren zu lassen als Sie herüberkamen. Warum haben Sie das unterlassen?"

„Ich versichre Sie, daß wir dieses aus drei wichtigen Gründen unterlassen haben. Einmal aus Zerstreuung, — wer kann alle diese Armseligkeiten immer

bedenken; — ſodann weil wir nicht wollten, — da es unerläßlich nöthig iſt die Gouvernements zu der Einſicht zu führen, daß dergleichen Chikanen dem Zeitgeiſte durchaus entgegen ſind, und den freien Zug der Idee paralyſiren; endlich weil wir nicht konnten, denn die Perſonage, die ſich im Grenzamte mit dergleichen Dingen abgiebt, entbehrt ſo durchaus alle Eigenſchaften einer guten Lebensart, daß wir uns unmöglich mit ihr befaſſen durften. Wir lachten ſie aus, und gingen ihr durch die Lappen."

„So werden Sie ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, die gute Erziehung gedachter Perſonage noch einmal auf die Probe zu nehmen. Sie werden zu ihr zurückkehren, ihr Viſum nachholen, weil Sie daohne nicht hundert Schritte weiter ins Land machen werden."

Keine Schilderung der Aufregung, der loſen Reden, der Gegenvorſtellungen, die ſolches Anſinnen zu Wege brachte. Der Beamte war eben ſo ruhig, als unerbittlich, und man mußte ſich wider Willen fügen.

Während dieſes Geſpräches hatte Alfred Gelegenheit zu bemerken, wie er die Aufmerkſamkeit des Individuums, das vorhin Dappenbröck genannt wurde, und das bisher von ſich kein Wort vernehmen laſſen, auf ausgezeichnete Weiſe, wenn auch nur verſtohlen, feſſele, und dabei zuckte durch dieſes gemeine Geſicht ein ſo eigner Zug von Bosheit; durch die ſchläfrigen Blicke leuchtete

ein ſo wildes ſtechendes Feuer, daß ein Eindruck des Unheimlichen nicht zurückzuweiſen war.

Endlich brachen ſie auf, und Alfred entging es nicht, daß Davvenbröck im Herausgehen den Andern auf ihn verſtohlen aufmerkſam machte, und leiſe auf polniſch ein paar Worte ſagte, worin der Namen „Miſinski“ vorkam.

Als ſie fort waren, fragte Alfred den Beamten ob er etwa auch jene Worte gehört, und ſie verſtanden habe?

„Ja wohl, — war die Antwort. — Der Schuft ſagte: ſieh hin, der iſt Miſinski.“

„Es waren alſo Polen.“

„Möglich.“

„Warum ſie nicht feſthalten?“

Dazu iſt noch nicht Veranlaſſung. Ihre Päſſe ſind ſonſt richtig, und man kann polniſch ſprechen auch ohne ein Pole zu ſein.

„Was kann es aber ſein mit dieſem Miſinski?“

„Ihr Doppelgänger, mein Herr.“

„Sollte man ſie nicht deshalb beſonders vernehmen?“

„Nein. Von Miſinski weiß ich mehr, als die mir ſagen können, wenn ich ihn auch von Perſon nicht kannte. Ich habe keine Macht über ihn. Er wird Ihnen nicht ſchaden. Glückliche Reiſe.“

Als unſer Reiſende durch das Thor des Städtchens wieder dem höheren Gebirge zuritt, holte er bald jene beiden verdächtigen Wanderer ein, die verdroſſen des nämlichen Weges zogen. Sie ſtirten ihn nochmals ſcharf, und jener ſogenannte Hernani machte Miene ihn anzureden, denn er näherte ſich ſeinem Pferde.

Blanc indeſſen, der auf der anderen Seite nebenher lief, fuhr herum, ſtürzte mit wüthendem Gebell auf den Fremden, und ſchnappte nach ſeinen Kleidern. Dappenbröck eilte hinzu, um das Thier abzuwehren. Die Wuth deſſelben erreichte aber nun den höchſten Grad, und es ſprang Beiden an die Kehlen, ſo daß der Jäger abſteigen, und durch Zureden, und Gewalt ſie den Angriffen eines ſo erbitterten Gegners entziehen mußte, worauf denn die beiden Parteien, wie in ſtillſchweigender Uebereinkunft, von der einen Seite durch raſcheres Vorwärtsreiten, von der anderen durch abſichtliches Zurückbleiben, für dieſes mal wenigſtens, auseinander zu kommen ſuchten.

Da Blanc ein ſehr gut gearteter Hund war, begriff ſein Herr den auffallenden Widerwillen gegen jene beiden Wanderer nicht.

Der Jäger berichtete nun, daß ganz der nämliche Auftritt ſich auch ſchon unten im Städtchen zugetragen. Entweder müſſe der Hund einen dieſer Leute, vielleicht beide, ſchon ſonſt gekannt, und Abneigung wider ſie ge-

laßt haben: oder er merke ihnen an, daß sie Böses unter seinen Herrn im Schilde führten. Der Hund, wie er als Jäger wohl wisse, sei nach dem Menschen das klügste Geschöpf, habe weit zurückreichendes Gedächtniß, guten Grund für Liebe und Haß, und an vorschauendem dunklem Ahnungsvermögen sei ihm zugelegt, was ihm am Verstande entzogen worden. „Kurz, — meinte er, — wir dürfen Alan nur glauben, daß jene Beiden Schelme sind, und wenn das treue Thier nur reden könnte, würde es uns vermuthlich sonderbare und beachtenswerthe Dinge mitzutheilen haben."

Es kam sich im weiteren Verlauf der Reise aber nicht Gelegenheit solchen Wink zu berücksichtigen. Man traf mit jenen Beiden in den folgenden Tagen nicht wieder zusammen, und in der Fülle großer wunderbarer Eindrücke, welche die Natur jede Stunde mit überraschender Neuheit darbot, wurden sie gänzlich vergessen.

An wichtigen Wahrnehmungen aller Art bereichert, befand sich der Reisende bereits auf dem Rückwege nach dem Schlosse, und jene Regung innigen Wohlbehagens erwärmte sein Herz, die der Heimkehr zum stillen Schauplatze häuslicher, lang entbehrter Freuden eigen ist. Ihm Jenseitem wiederzusehen, um alle die durch die Trennung noch mehr befestigte Vorsätze für gemeinschaftliches Glück nun angelegentlich zur Ausführung zu bringen, beflügelte er seine Eile bis zur äußersten Möglich-

keit. Nach zwei Tagen konnte er das erſehnte Ziel erreichen, wenn er jeden Abend ſeinen Ritt um ein paar Stunden verlängerte, und ſo kam es, daß es dießmal ſchon dunkel wurde, ehe er zu der Herberge, in welcher er übernachten wollte, gelangen konnte.

Der Abend war ſchön, der Mond bereits aufgegangen, und von den Wieſen zu beiden Seiten des Weges ſtieg ein leichter duftartiger Nebel, durch den, wie durch einen ſilbernen Schleier, die Gegenſtände in einiger Entfernung nur unbeſtimmt und in phantaſtiſcher Form zu erkennen waren.

Beide ritten in tiefem Schweigen dahin. Blanc lief in der friedfertigſten Stimmung von der Welt neben ihnen. Plötzlich ſtutzte der Hund, ſchlug an, und wollte ins Feld hinaus eilen. Nur mit Mühe gelang es, ihn wieder zurückzuhalten, aber er ſchnuffelte unaufhörlich in der Luft nach der einen Seite, bald bellend, bald unwillig murrend, und zeigte an, daß er dort Unheimliches wahrnehme.

Die Reiter ſpähten aufmerkſam nach jener Richtung hin, und entdeckten zuerſt nichts. Bald indeß nahmen ſie mehre hundert Schritte abwärts eine dunkle Geſtalt wahr, die, einem Schatten gleich, dahinglitt, durch die dämmernde Lichtbrechung im Nebel vergrößert. Sie zerfloß, oder verſchwand gegen den dunkeln Hintergrund eines Gehölzes, und wurde nicht weiter beachtet.

Man gelangte nicht lange nachher zu der einsam in einem Thalgrunde liegenden Herberge, die natürlich in der rohsten Einrichtung bestand, den uncivilisirten Zuständen der dortigen Landbewohner entsprechend. Man war aber bereits daran gewöhnt, diesfällig keine Ansprüche zu machen, besonders für die sehr kurzen Sommernächte.

Hier ergab sich aber eine zufällige Unbequemlichkeit. Diese Schenke war mit lärmenden halbbetrunkenen Gästen der unteren Volksklasse erfüllt, die, von einem Markte aus einem nicht zu weit entlegenen Städtchen kommend, dort ihre letzten Stüber vertranken.

Das Unterkommen für die Pferde war indeß bald beschafft, und Alfred, der nicht in die schmutzige und unbehagliche Wirthsstube eingehen mochte, setzte sich draußen auf einen großen Stein unter einer blühenden Linde, und vergnügte sich an dem wilden und lustigen Treiben der zahlreichen Anwesenden in ihren zwar ärmlichen, aber überaus malerischen Trachten, welche aus und ein liefen, jubelnd, singend, sich neckend, sich erzürnend, und wieder versöhnend, während der helle Vollmondschein diese bewegten mannigfachen Gruppen in angemessenster Beleuchtung zeigte.

Blanc lag zu den Füßen des Herrn, und schien zu schlummern. Plötzlich richtete er sich auf, fing an zu bellen, und wollte sich unter die Menge stürzen. Alfred

hielt ihn am Halsbande zwar zurück, aber während er ihn noch ſcheltend zur Ruhe verwies, ſah er, wie eine gegen die Uebrigen abweichend gekleidete Geſtalt durch das Gewühl ſchlüpfte, als wolle ſie ſich den Blicken entziehen.

So flüchtig dieſe Erſcheinung auch war, meinte Alfred doch in ihr jenen Vanpyenbröck zu erkennen, mochte daraus aber keine üble Vorbedeutung ziehen, denn es ſchien nicht eben wunderbar, daß Reiſende, die eines Weges ziehen, ſich von Zeit zu Zeit wieder antreffen, daß ein Hund gegen einen Fremden einen Widerwillen zeige.

Das Nachtlager wurde in einer Scheune im friſchen Heue bereitet. Der Raum, der dort unſerem Freunde dienen ſollte, war abgeſchlagen, und die Wand, die ihn von einem ähnlichen trennte, hatte eine kleine offene Lucke, die urſprünglich hoch genug vom Boden angebracht worden. Nun aber, da letzter durch das eingebrachte Heu weſentlich erhöht wurde, mit der Hand zu erreichen war.

Unſern von dieſem Orte richtete ſich Alfred zum Schlafen ein. Blanc lag zu ſeinen Füßen, und einige Schritte davon hatte der Jäger ſeine Stelle gefunden.

Man war zu ermüdet, um ſich nicht bald im tiefſten Schlummer zu befinden, und wer weiß wie lange man bereits der Ruhe genoſſen, als ein donnerndes wüthen-

des Gebell der Dogge beide Schläfer erweckte. Es war undurchdringlich finster, aber sie hörten, daß Blanc seine Stelle verlassen habe, und, um weniges entfernter, diesen wüthenden Lärm treibe. Kein Rufen, kein Bereuten wollte fruchten. Das Thier schien rasend. Dazwischen vernahm man das Keichen des Würgens, bald vom Hunde selbst, bald von einem anderen Wesen. Kurz alles deutete auf einen erbitterten Kampf.

Der Jäger sprang auf, riß das Scheunenthor auf, und lief nach Licht und Hülfe. Mehr als zwanzig Bergbewohner schnarchten draußen auf dem Rasen, in ihre braune Kapotte gewickelt, ermunterten sich jedoch bald. — Es gab Lärm an allen Enden, und wenig Secunden vergingen, als der Wirth, nicht viel besser als völlig nackt, und eine ganze Schaar von Gästen mit brennenden Kienspähnen in die Scheune und mitten ins Heu stürzten.

Der Kampf des Hundes währte noch fort, und man sah, daß er an jener Lucke stattfand. Man beleuchtete den Schauplatz, und fand eine grausige Scene.

In der Lucke, aber so eingeklemmt, daß er nicht vorwärts noch rückwärts konnte, steckte mit halbem Leibe ein Mann. Blanc würgte ihn am Halse, und hatte sein Gesicht mit den Zähnen bereits so zerfleischt, daß es mit Blut bedeckt war. Aber auch die schneeweiße Haut der Dogge war mit ihrem eigenen Blute, das aus

zwei Wunden an der Bruſt ſtrömte, überſtoſſen, und man gewahrte in der Hand jenes Menſchen einen Dolch, mit dem er nach dem Hunde noch fortwährend zu ſtechen ſuchte.

Der Kampf wurde augenblicklich beſeitigt, wiewohl die Wuth des Hundes kaum zu bändigen war, und man beeilte ſich nun jenem Manne beizuſtehen, den man mit Gewalt vorn herauszog, und ihn aus der Scheune ins Freie ſchleppte. Er war wie betäubt, und konnte auf alle Fragen noch keine Antwort finden. Als Alfred ſein Geſicht abwaſchen und nach ſeinen Wunden ſehen ließ, die nicht ſo erheblich waren als man anfangs dafür halten mochte, entdeckte er zu nicht geringem Erſtaunen jenen Tappenbröck.

Er redete ihn hart an, daß er durch ſein auffallendes Betragen ſich ſolchen Unfall nur ſelbſt zugezogen. Was habe ihn bewegen können, in tiefer Nacht, den Dolch in der Fauſt, in den Raum ſich einſchleichen zu wollen, der von anderen Reiſenden bereits eingenommen ſei. Dergleichen laſſe auf böſe Abſichten ſchließen, und ihm werde das Gebührende widerfahren, wenn man ihn hier verhafte und an die Obrigkeit abliefere.

Da dieſer Mann aus Antwerpen kommen wollte, hatte unſer Freund ihn franzöſiſch angeredet. Der Wicht ſtand nicht an, in dieſer Sprache ſehr geläufig und zugleich ſehr höflich Beſcheid zu geben. Er ſehe

sein Unrecht ein, er bitte es zu entschuldigen. Böses habe er keineswegs bezweckt. Er habe nicht gewußt, daß jener Scheunenraum bereits besetzt gewesen. Im nebenanstoßenden Abschlage sei ihm die Schlafstelle angewiesen worden. Mäuse seien dort aber über sein Gesicht gelaufen, Thiere, vor denen er einen Abscheu habe. Er sei aufgestanden, und da er, als es noch etwas licht gewesen, jene Lucke schon früher bemerkt, habe er durch diese in den andern Raum kriechen wollen, wobei ihn der Hund wider Erwarten angefallen. Daß er einen Dolch führe, scheine kein Vergehen. Eben so wenig, daß er diese Waffe aus seinem Busen gezogen, um sich damit gegen den Hund zu wehren. Er sei ein harmloser Reisender, der die gültigsten Pässe und besten Zeugnisse bei sich führe, die er vorzeigen wolle.

Unterdessen war es Tag geworden. Alfred fand es angemessener von weiteren Schritten gegen den Mann, wegen Mangels an Beweisen, abzustehen. Der Wirth besorgte seine Wunden, aber mit sehr weniger Theilnahme, während er die Tatze mit den größten Verwünschungen bepflasterte, und da beide Theile über keine gefährlichen Verletzungen zu klagen hatten, trennte man sich in Frieden, und die Reise ward fortgesetzt.

Alfreds Ankunft auf dem Schloſſe entſprach keinesweges ſeinen freudigen Erwartungen, und ſo hatte auch er die Myſtification des Geſchickes zu erfahren, die uns Allen nur zu oft Seufzer darüber auspreßt, daß Alles anders kommt als man denkt.

Von Seiten des Gutsverwalters ward beſondere Befliſſenheit, ihm vorzügliche Ehre zu erweiſen, an den Tag gelegt, und er fand ſich in anderen, prachtvoll und neu ausgeſtatteten Gemächern, beinahe fürſtlich eingerichtet, die ſeither, als zum Gebrauche des Gutsherrn beſtimmt, ſorgfältig verſchloſſen gehalten waren. Seiner Einwendung wurde der unterdeß eingegangene Befehl des Grafen entgegengeſetzt, ihn mit vorzüglicher Achtung und Aufmerkſamkeit zu bewirthen.

Auf ſeine Frage nach Kliſſot und ſeiner Familie wurde ihm angedeutet, wie man zu ſeinem eigenen Beſten wünſchen müſſe, daß er eine Vertraulichkeit mit Dieſen vermeide, da ſich neuerdings Manches ereignet, das die Theilnahme, die man dieſer Familie ſeither gewidmet, weſentlich ſchwäche. Unſer Freund, hiedurch verſtimmt, eilte nichtsdeſtoweniger ſich in Kliſſots Zimmer zu begeben.

Dieſer empfing ihn mit ſcheinbarer Freude, doch nicht ganz mit der vorigen Herzlichkeit. Einige Verlegenheit erkältete den Gruß, und bei allem höflichen und

weiblichen Wesen wagte sich doch eine vornehmere, zurückhaltendere, würdevollere Herablassung hervor, die der bisherigen geschmeidigen, demüthigen, gedrückten Haltung gänzlich absagte.

Die Frage nach Zenaiden wurde leicht hingenommen, und auf die Bitte, den Wiedergekehrten bei ihr einzuführen, war man dazu mit der Bemerkung bereit, wie seitdem auch ein alter Bekannter, ein Landsmann, in dieser Gegend sich eingefunden, der tägliche Besuche im Zelte abstatte, wodurch dessen Einsamkeit einigermaßen belebt werde.

Als man sich Zenaidens Gemache näherte, hörte man zum Pianoforte den Gesang einer Männerstimme, welche mit vieler Bravour ein ziemlich zweideutiges bekanntes französisches Lied vortrug, und dem Eintretenden zeigte sich ein junger Herr, nach neuster Mode ganz wohl gekleidet und mit allerlei werthlosem Flitter geputzt, in dem Alfred augenblicklich jenen sogenannten Hernani erkannte.

Zenaide erhob sich von ihrem Sessel, und trat dem Freunde einige Schritte entgegen, tief erröthend, und nicht minder verlegen. Kurz alles gab sich auf den ersten Blick völlig verändert.

Klisof stellte den jungen Fremden vor, indem er ihn „seinen lieben Neffen Leo" nannte, der aus Frankreich komme, und dahin in Kurzem wieder zurückzukeh-

ren gedenke, da auch er der Amnestie des gegenwärtigen Beherrschers von Polen so wenig theilhaft sei, also werden wolle.

Leo musterte Alfred mit einem stechenden boshaften Blicke, und grüßte auf eine anmaßende, wegwerfende Weise.

„In der That, — sagte Dieser, — meine Bekanntschaft mit diesem Herrn ist nicht von heute."

„Allerdings nicht, — erwiederte Jener. — Sie haben Leo Hernani schon anderswo gesehen, und ich achte es nicht der Mühe werth Ihnen zu verschweigen, daß jener Name nur ein angenommener, oder vielmehr derjenige ist, unter dem ich mir als Künstler in Frankreich Bewunderung erworben. Mein Geburtsname gehörte meinem Vaterlande und dem Heroism. Ersteres habe ich nicht mehr, kann also letzten auch nicht mehr bethätigen. Dem Ruhme auf einem anderen Gebiete soll daher einstweilen, selbst im gewöhnlichen Verkehre, auch der andere Name entsprechen, der solchen provisorischen Ruhm für sich erworben."

„Sie sehen hier, — nahm Alfred das Wort, — eine echt geniale Natur, die mit gewöhnlichen Maaßstäben nicht zu messen ist, und werden einem Argwohn nicht Raum geben, den wir widerlegen könnten, selbst wenn ihn die Staatsverwaltung hegte. Was ist am Ende ein Name."

„Mein Onkel, — fiel Jener ein, — Sie werden ſolche Apologie bei dieſem Herrn nicht anwenden dürfen, von dem wir zu wiſſen meinen, daß er nicht die mindeſte Abneigung gegen den Gebrauch falſcher Namen hat."

„Sie meinen zu wiſſen, — fiel ihm Alfred ins Wort, — was durchaus nicht zutrifft, ich würde mir niemals einen falſchen Namen beilegen, — ſelbſt wenn ich Miſſinski hieße."

Leo ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, und Miſſiſel ließ einen ganz eigenen zweideutigen Blick auf Alfred fallen. Dieſer wollte heftiger ſich äußern, als Jemand mit Würde dazwiſchen trat, und ſich erglühend zu Leo wendete.

„Ich bitte, Couſin, keine Unziemlichkeit, keine Ungerechtigkeit. Miſſinski iſt kein Deutſcher, ſondern ein Pole. Miſſinski iſt ein Niederträchtiger. Zwiſchen ihm und dieſem Herrn, der nicht eine Silbe polniſch verſteht, kann nichts gemein ſein. Ich wiederhole es."

„Schöne Couſine, — rief Leo, — ich zweifle, daß Sie dazu ſein genug wären, einem Grundgelehrten eine Grammatik zu überhören, die er von Amtswegen dekaviert. Sie befehlen indeß, daß dieſer Herr nicht Miſſinski ſei, und ich küſſe Ihnen den Fuß. — Mein Herr, — indem er ſich zu Alfred wendete, — es iſt uns angezeigt, daß nur Sie in dieſem Schloſſe zu gebieten haben. Uns duldet man um Gotteswillen. Wir reſpec-

ren den Namen Ihres Paſſes, und empfehlen uns Ihrer Gnade, bis auf Weiteres."

Kliſſok warf ſich dazwiſchen, machte aus der ganzen Sache einen Scherz, und da Alfred verſtimmt ſich entfernte, bat er die kleinen Sonderbarkeiten ſeines Neffen zu vergeben, der Capricen habe, wie alle Künſtler.

Jener war im tiefſten empört in ſein Zimmer zurückgekehrt. Am liebſten hätte er das Schloß gleich verlaſſen, wenn nicht ein neuer Wechſel abzuwarten geweſen wäre, den aus ſeinem Wohnorte ihm hieher zu ſenden er befohlen. Je mehr er die Begegnung, die er eben erfahren, durchdachte, je klarer traten ihm die Anläſſe derſelben ans Licht, und die Folge zeigte, daß er ſich keineswegs im Irrthume befunden. Daß in weſtlichen europäiſchen Staaten ein Verein im Dunkeln thätig ſei, die beſtehende Ordnung der Dinge in anderen Reichen zu ſtören, war bekannt. An mehren Orten hatten begangene Verbrechen, Prozeße und Strafgerichte ihn, wo nicht ganz enthüllt, ſo doch theilweiſe, zu allgemeinem Mißfallen der Gutgeſinnten, entſchleiert. Nichts deſto weniger ermüdete jene Propaganda nicht, Emiſſaire für ihre Zwecke zu verſenden. Die bedrohten Regierungen waren aufmerkſam wie ſie ſollten. Daß geheime Angriffe auch geheime Gegenmittel, die ſich darboten, mitunter bedingt haben möchten, dürfte anzunehmen ſein. Jederzeit giebt es Leute, die geneigt ſind, gegen Lohn,

ſich der öffentlichen Macht zu ſolchen Dienſten anzutragen, wenn die Zeitumſtände ſo ausfallen, daß ſolche nützlich werden können. Dergleichen werden verachtet, aber was ſie bringen und leiſten, darf man aus vielen Gründen nicht aus der Hand laſſen, denn Vertheidigung iſt Pflicht; Vorbeugung des Gefährlichen Beruf.

Polen war in jener Zeit vornehmlich das Ziel jener geheimen Umtriebe, und ſo fehlte nicht, daß für dieſen Staat ſich auch in gleicher Weiſe Individuen in die Schranken ſchlichen, die ihre Kenntniß von jenen Umtrieben, und von den dazu beſtellten Perſonen, der Regierung zur Verfügung ſtellten, und ſich gebrauchen ließen, zur Habhaftwerdung der Boten des Umſturzes zu wirken.

Leo und Dappenbröck waren ohne Zweifel ſolche Boten, ausgeſendet, um in ihrem Vaterlande, aus dem ſie als Empörer verbannt waren, wo es ihnen aber nicht an geheimen Freunden fehlen mochte, den erſtickten Brand des Aufruhrs im Verborgenen zu nähren. Sie ſchweiften an den Grenzen, um bei günſtiger Gelegenheit die Aufmerkſamkeit der Behörden zu täuſchen, und hineinzuſchlüpfen. Aber jenſeits mochte man im Voraus auf geheimen Wegen Kenntniß von ihnen, und ihrem Vorhaben gewonnen haben. Sich ihrer verſichern zu wollen, ehe ſie noch den Schauplatz ihrer ſträflichen Abſichten betreten, lag nahe. An dießfälligem Einverſtänd-

niſſe mit dem Gouvernement des benachbarten eng befreundeten Staates dürfte es nicht gefehlt haben. Das Werkzeug ſie zu beobachten, mochte jener fabelhafte Miſinski ſein. Vermuthlich ehemals ein Theilnehmer ihrer Schuld; ſpäter zur Pflicht zurückgekehrt: als Eingeweihter in jene Plane, vornehmlich geſchickt zu ſolchem Zwecke. Um jene Beiden möglichſt unbemerkt zu umſchleichen mochte Miſinski die Maske unſeres Alfred gewählt haben, von dem er in Erfahrung gebracht, daß er zu wiſſenſchaftlichen Zwecken dieſe Gegenden bereiſen werde. Hieraus erwuchs ihm erwünſchte Sicherheit. Leo und Dappenbrök mochten von Miſinskis Beſtreben wider ſie Kenntniß haben, ohne ihn von Angeſicht zu kennen. Wie fein alſo, wenn er ihren Haß, und ihre Gegenwirkung von ſich ab, auf Alfred lenken könne, deſſen längeres Verweilen in ihrer Nähe vorherzuſehen war, während er ſelbſt unterdeſſen die Netze unbeachtet aufſtellen durfte, mit denen er ſeinen Fang zu thun bezweckte.

Alles dieſes ging vor Alfreds richtigem Verſtande auf, aber — ſein Temperament hielt nicht gleichen Schritt mit dieſem. Der Argwohn war wider ſeine Natur, und was er in einer Stunde, richtig vielleicht, ermeſſen, ſchalt die nächſte ihm aus dem Sinne. Ueberdieß, durchaus tüchtig wie er war, konnte er die Furcht nicht in ſich bewahren. Nichts kommt einem unbegrenz-

ten Vertrauen mehr entgegen, als der Muth, und was vermöchte den Muth mehr zu steigern als die Liebe. Ja — die Liebe. Athmete er hier nicht eine Luft mit Zenaiden? Konnte in ihrer Nähe ihm etwas wichtiger sein als Sie? Ahnte er nicht, daß, was ihn feindlich betrobe, auch ihr gefährlich sein könne? Durfte er sie völlig gesichert meinen unter der Obhut ihres Vaters, der offenbar unter dem Einflusse jenes verdächtigen Reisen, und seiner Anhänger stand? der nicht den ernsten Willen, nicht die ausreichende Kraft haben mochte, sich den Illusionen zu versagen, den jene Einflüsse ihm vorspiegelten? — Nein, nein, — komme was da wolle, — er konnte Zenaiden nicht verlassen.

Er ging auf und ab in seinem Zimmer, seine Seele auf regellosen Fluten von Gedanken schaukelnd, bis es dunkel wurde. Da hörte er Gelächter und Gespräch im Schloßhofe. Er blickte durchs Fenster. Leo mit Hut und Stock wollte sich so eben entfernen, und Klissot begleitet ihn bis ans Thor, ihn vergeblich ersuchend die Nacht im Schlosse zu bleiben. „Auf Ehre, mein Onkel, ich kann nicht:" rief jener. — „Morgen mit dem frühsten bin ich wieder bei Ihnen. Haben Sie derweil ein Auge auf unsern Vogel. Adieu, Adieu." — Damit entfernte er sich, und Klissot kam ins Haus zurück.

Alfred fühlte einen unwiderstehlichen Zug Leo von fern zu folgen, und zu sehen, wohin er sich begebe. Er

ſteckte geladne Piſtolen zu ſich, verließ das Schloß durch eine Seitenthüre, zu der ihm der Schlüſſel gegeben worden war, und befand ſich unbemerkt im Freien. Blanc folgte ihm.

Der Mond ſchien hell. Der Kiesweg ſchlängelte ſich wie ein weißes Band durch eine grüne thaubeperlte Wieſe. Er gewahrte Leo, der einige hundert Schritte von ihm dahin eilte. Er ging ihm in der nämlichen Entfernung nach, ihn im Auge behaltend.

Ein Buchengebüſch zog ſich vor. Am Rande deſſelben erſchien eine zweite dunkele Geſtalt, welche den Kommenden erwartete.

Blanc wurde unruhig, und wollte anſchlagen. Alfred beſchwichtigte ihn ſchmeichelnd. Das Thier knurrte, aber es blieb ruhig.

Alfred nahm ſein Perſpectiv ans Auge, um die entfernte Scene ſeinem Geſichtskreiſe näher zu bringen. — Jener zweite war Tappenbröck. — Leo ging mit ihm ins Gebüſch. Unſer Freund widerſtand nicht dem Triebe ihnen zu folgen. Blanc ließ er bei ſeinem an den Boden geworfenen Tuche hinter ſich. Er war dreſſirt ſolche zurückgelaſſene Gegenſtände des Herrn zu bewachen.

Er ſchlich ſich ins Gebüſch. Auf einem kleinen freien Platze in der Mitte ſtanden Leo und Tappenbröck zwanzig Schritte von ihm, im eifrigen Geſpräche. Er verſtand nicht was ſie verhandelten, ſie redeten polniſch,

nur die Namen Miſinski, und Zenaide vernahm er mehrfach. Leo war ſehr hitzig und aufgeregt. Tarrenbrök ſchien ihn zu beſchwichtigen, aber aus dem Tone ſeiner Stimme ziſchte ein unverkennbarer Hohn. Er zog ſeinen Dolch, ließ ſeine Klinge im Lichte des Mondes blitzen, und that damit einen Stich in die leere Luft. Alfred war zu wohl verborgen, um von ihnen bemerkt zu werden. — Nun trennten ſie ſich, aber auf eigene Weiſe. Sie faßten ihre linken Hände, hoben die rechten mit zwei ausgeſtreckten Fingern empor gegen den Mond, und recitirten feierlich einen und den nämlichen Spruch gleichzeitig. Vermuthlich einen Schwur.

Sie waren fort. Alfred trat raſch aus dem Gebüſche, um ein Packet Papiere aufzuheben, das Leo unbemerkt entfallen war, und das im Graſe lag.

Aber zur nämlichen Zeit eilte eine andere Geſtalt aus dem entgegengeſetzten Gebüſche, fuhr auf die Papiere zu, bemächtigte ſich derſelben, und Alfred fuhr mit Entſetzen zurück, denn er ſtand — vor ſeinem Doppelgänger.

Die Aehnlichkeit war auf den erſten Augenblick auffallend. Die Geſtalt ganz gleich. Die Kleidung, bis auf die geringſte Kleinigkeit, die nämliche. Der weiße Hut in gleicher Weiſe aufgerückt, den Bart an Lippe, Kinn und Backen von gleicher Art.

Beide ſtanden ſich einen Augenblick ſtumm gegenüber.

Ein eigenes ironiſches Lächeln zuckte um den Mund des Fremden. Alfred verlor ſich in unwillkührlichem Grauſen, ſtrebte zu reden, und brachte keinen Ton hervor. Endlich, ohne recht zu wiſſen, was er thun wolle, riß er eine ſeiner Piſtolen hervor, und ſchlug gegen Jenen an.

Der Fremde ſchüttelte das Haupt, und ſagte mit wohltönender Stimme.

„Wozu? — bedenken Sie was Sie thun wollen.“

Alfred ließ den Arm ſinken, und zwang die Worte hervor:

„Sie ſind Miſinski.“

„Vielleicht.“

„Wie wagen Sie, — meine Geſtalt —?“

„Haben Sie das ausſchließliche Verrecht einen weißen Hut, und ſilberfarbenen Rock zu tragen?“

„Aber mein Namen —?“

„Er dient dem Geſchicke, nicht mir.“

Damit wendete er ſich, und wollte gehen.

In dieſem Moment kam Alfred ſeine ganze Beſonnenheit zurück. Er eilte ihm nach, und faßte ihn.

„Halt — Sie ſollen mir Rede ſtehen. Es ſoll Alles ans Licht kommen. Ich dulde keinen Mißbrauch meiner Perſon. Ich verhafte Sie.“

Der Fremde ſah ihn groß an. „Sie mich? — ſagte er ſtolz. — Eilen Sie zurück. Zenaide ſucht Sie.“

„Zenaide? — was wiſſen Sie von Zenaiden.“

„Mehr als Sie.“

„Was? was? — ich will Rechenſchaft.“

„Sie iſt in Gefahr, liebt Sie, und Leo iſt Ihr Nebenbuhler. — Retten Sie Zenaiden.“

Alfred ließ ihn los, fuhr zurück, und im Augenblicke war der Fremde ſpurlos verſchwunden.

Alfred ſtand wie in Stein verwandelt. „Sie liebt Sie, — iſt in Gefahr, — Leo Ihr Nebenbuhler.“ Mit dieſen Worten kam er zu ſich. Blanc ſprang an ihn mit Freudenwinſeln heran.

Er nahm eilig ſeinen Rückweg. Hatte Jener doch geſagt: „Zenaide ſucht Sie.“ Auf, — ihr entgegen.

In den erſten Gebüſchen des Gehölzes ſchwebte eine weiße Geſtalt, wie ein Geiſt der Luft.

Er eilte auf die holde Erſcheinung zu. — Sie war es. — Es war Zenaide. Er ſank zu ihren Füßen.

„Zenaide, — o Zenaide!“ rief er außer ſich.

Sie ſtand ernſt, und blickte feierlich auf ihn nieder

„Stehen Sie auf, Alfred, — nahm ſie endlich das Wort: — o ſtehen Sie auf. Ich folgte Ihnen, ich kam, um vor Ihnen zu knien. Retten Sie mich.“

„Fordern Sie mein Leben, meine Seele, Beides gehört Ihnen.“

„Alfred, ich habe keinen Freund, keinen Beſchützer auf dieſer weiten Welt, als Sie. Laſſen Sie uns den koſtbaren Augenblick nicht in nutzloſen Worten verſchwinden. Sie ſind verloren, wenn Sie ſich, ich verloren, ewig verloren, wenn Sie mich nicht retten.“

„Um Gotteswillen, reden Sie frei.“

„Seit Sie fort waren, iſt Alles verändert. Leo war mir einſt in beſſern Tagen verlobt, er gehört, wie wir, dem erſten Adel unſeres Landes, iſt der Sohn einer Schweſter meines Vaters. Ich liebte ihn nicht, aber ich mochte ihn leiden. Fragt man in der vornehmen Welt nach Liebe? Er war ſchön, reich, ſein Betragen voll Anmuth. Sein Character war auf keine Probe geſtellt, und die ſogenannte gute Erziehung iſt ein Firniß für Alles. Mein Vater, und Er ſtanden in den vorderſten Reihen unſrer letzten Empörung. Nun ſind beide heimathloſe unbegnadigte Flüchtlinge. Die Wogen der Verbannung warfen uns hier an den Strand. Leo trugen ſie nach Brüſſel, London und Paris. Was er dort betrieben, welcher Genoſſenſchaft er ſich beigeſellt, — ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen. Wir wähnten ihn nie wiederzuſehen, ergaben uns in unſer Geſchick, ſannen darauf in irgend einem entfernten Winkel der Erde uns einen nothdürftigen Erwerb unter fremden Namen zu erringen. Da fand ich Sie —“

Ihre Stimme ſtockte. Schnell aber faßte ſie ſich, und fuhr fort.

„Alfred, ich habe Sie geachtet, wie nie einen Sterblichen. Ich ſah in Ihnen einen Bruder. Doch — ich verirre mich. Als Sie von uns gingen, wich mein neu aufgegangener glücklicher Stern. — Leo erſchien plötzlich bei uns, wie aus den Wolken gefallen, verkleidet, unter fremden Namen. Ach! — ich erkannte ihn nicht wieder. Das Unglück, die Wuth haben ſeine Seele vergiftet. Rache iſt ſein Zweck, ſein Beruf Verbrechen, die Aufträge ſeiner geheimen Obern ſind Greul, Entſetzen und Mord. Sie benennen das „Befreiung des Vaterlandes.“ —

„Um Gotteswillen, aber Ihr Vater.“

„Mein Vater iſt gut, aber, o daß ich es ſagen muß, — eitel, ehrſüchtig, unfähig Armuth und Erniedrigung auf die Dauer mit ſtiller Würde zu ertragen.

Er litt das Unvermeidliche mit Anſtand, aber nur in Hoffnung beſſerer Zeiten. Leo bringt ihm die vermeinten nahen Ausſichten dazu. Ein entſetzlicher Plan zu einer neuen Aufregung unſeres Volkes, zu neuer Empörung, zu neuem Umſturz. Eine Verſchwörung vor der die Seele zurückbebt.“

„Ihr Vater, deſſen fähig?“

„Nein, nein, — er iſt nur unfähig den Lockungen zu widerſtehen, die ihm die Erhebung auf den Gipfel

der Größe und Macht vorzaubern. Er ſchmeichelt ſich, wenn der große Schlag erſt geſchehen, ihn durch ſeine Feinheit und Geſchäftsgewandtheit zu mildern. Er wiegt ſich in Träume, wie er das Schreckliche einhalten will auf ſeinem blutigen Wege: wie er aus anarchiſcher Gährung, in ſeinem Sinne, das Gute und Milde geſtalten will. Er baut auf die Macht, den Ruf ſeines Namens. Dieſen Namen brauchen die Verſchwornen, darum laſſen ſie ihn vorläufig gewähren, wiegen ihn in Täuſchungen, und ach! — er ſieht nicht, daß man ihn zum Beſten hat, verſchließt meinen Warnungen ſein Ohr. Außerdem feſſeln ihn Neigung zum Wohlleben, und Furcht. Jene Verſchwornen haben ihn durch Leo mit neuen Mitteln verſehen, verheißen noch reichere, wenn er ihnen diene. Aber ihre Dolche bedrohen ſeine Bruſt, wenn er es wagen möchte zu wanken. Der Beſonnene, das Rechte Wollende iſt Ihnen ein Verräther. — Sie haben ihn umſponnen, er iſt ihr Sklav."

„Aber Sie Zenaide, Sie?"

„Was liegt an mir. Von Ihnen Alfred iſt nun die Rede. Leo bezeichnet Sie als einen verkappten Polen, einen abtrünnigen Verſchwörer, der ſich den Feinden ſeiner Sache verkauft, als einen Spion, der ſeine, und ſeines Genoſſen Schritte belauſche, um beide ihren Feinden, wo möglich, in die Hände zu liefern. Sie ſollen ein gewiſſer Miſinski ſein."

„Aber wie iſt das möglich? Es iſt zwar wahr, daß eine Perſon, die frevelhaft genug ſich für mich ausgiebt, meine Geſtalt ſich angekünſtelt hat, hier umherſtreift, aber Leo muß jenen Miſinski ſchon ſonſt gekannt haben, und in ſeiner wahren Geſtalt."

„Das hat er nicht. Miſinski verließ Paris ehe er hinkam. Er hat ihn nie geſehen."

„Aber ich werde dieſes Miſinski habhaft werden. Ich werde die Behörden aufrufen. Ich werde ihn entlarven."

„Und damit Leo aufs Blutgerüſt liefern, und meinen Vater. Ach ich darf, ich kann hier nicht mehr ſagen. Retten Sie ſich, eilen Sie von hier, Leo iſt jeder Handlung fähig. Sie ſind verloren, wenn Sie bleiben."

„Zenaide, aber Sie ſagten mir auch ich ſolle Sie retten."

Sie fuhr zuſammen, ſchien verwirrt, dann ſammelte ſie ſich, und fuhr fort:

„Sagte ich das? — Es war mir entſchlüpft, ich habe das nicht ſagen wollen. Denken Sie daran nicht mehr. Vergeſſen Sie das. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſale. Es wäre eine Thorheit, ein Frevel, Sie in dieſer Noth mit meinem Geſchicke noch belaſten zu wollen. Retten Sie nur ſich. Mir wird Gott helfen."

„Mein Zenaide, ich weiche nicht von Ihrer Seite. Ich fordre Sie auf, ich beſchwöre Sie mir zu bezeichnen welche Gefahr Sie bedroht.“

„Keine, keine, Alfred. Ich kann ſterben.“

„Zenaide, — bei allem was Ihnen heilig iſt —.“

„Nun, was iſt es mehr. Ueber den Leichen der Gemordeten ſoll ich als Siegespreis Leo meine Hand reichen. Er fordert es, mein Vater hat demgemäß über mich beſtimmt. Aber was iſt dabei. — Ich werde nicht. Ein muthiger Augenblick, und ich bin frei.“

„Zenaide, bei den Sternen die über uns leuchten, bei dem Gott deſſen Auge uns bewacht, ich verlaſſe Sie nicht. Durch mein durchbohrtes Herz nur führt der Weg des Feindes zu Ihnen. Fliehen Sie, — ich geleite Sie —.“

„Mein Herr, und Sie wagen es mir dieſes anzuſinnen?“

„Engel des Lichtes, ich liebe Dich, ewig unausſprechlich. Mein biſt Du, mein! Haſt Du die Kraft meiner Treue zu widerſtehen? Nein, Du darfſt, Du kannſt, Du wirſt nicht. Ich bin geſendet vom Geſchick, Dein Freund, Dein Geliebter, Dein Retter, Dein Gemahl —.“

Nichts mehr. Den Beſchwörungen eines ſo glühenden Gefühles war nicht zu widerſtreben, am wenigſten

von einem Herzen das in heiliger Stille und unergründlicher Tiefe dieſes Gefühl erwiederte.

Sie ſank in ſeine Arme. Es war ein Augenblick voll unausſprechlicher Wonnen. Sie hielten ſich feſt umſchlungen, und empfanden nicht mehr die drohende Gefahr um ſich. Blanc ſchlug an. Sie hörten es nicht. Er fuhr mit wüthendem Gebelle auf. — Sie nahmen es nicht wahr.

Da ſtürzte aus dem Gebüſche Leo auf ſie ein.

„Miſinski! — rief er — da iſt er. Sie in ſeinen Armen, und unſere Inſtructionen und Wechſel in ſeiner Taſche. Nieder mit ihm, nieder.“

Zenaide ſtieß einen Schrei aus, und ſank zu Boden. Alfred fuhr auf, und hielt Leo das Piſtol entgegen. Im Augenblick fühlt er den Stich eines Dolches in ſeiner linken Seite. Er wendet ſich raſch um. Dappenbröck hebt die Klinge ihm den zweiten zu verſetzen. Blanc ſpringt heulend an die Kehle des Mörders. Leo eilt dem Genoſſen zu Hülfe. Sie ringen mit dem Hunde. Alfred will in ſie eindringen, und ſinkt zur Erde. Da pfeift es von mehren Seiten. Sein Doppelgänger ſtürzt herbei, ruft: „Da ſind ſie Beide, nehmt ſie feſt.“

Der Raum iſt mit bewaffneten Häſchern erfüllt.

Alfred ſieht noch, wie Leo und Dappenbröck, nach kurzer verzweifelter Gegenwehr, verhaftet werden.

Dann wird es Nacht vor ſeinen Blicken. Seine Sinne vergehen.

Nicht bewußtlos, wie das erſte mal, ſollte unſer Freund in das Schloß, welches ihm zum vorläufigen Wohnorte diente, dießmal gelangen.

Die kurze Ohnmacht, die der erſte Blutverluſt verurſacht, ſchwand, und er fand ſich noch auf der nämlichen Stelle von mehren Perſonen umgeben, die ſorgfältig befliſſen waren, ihm beizuſtehen. Ein Polizeibeamter höheren Ranges ſtand vor ihm, und erkundigte ſich eben ſo höflich als theilnehmend nach ſeinem Befinden, mit der Verſicherung, daß ärztliche Hülfe nicht ausbleiben werde, nach der bereits geſendet worden. Auch der Gutsverwalter des Grafen, Alfreds beſonderer Gönner war zugegen, ſprach ihm aufs Herzlichſte zu, und verwünſchte mit ſeinen gewöhnlichen Ausbrüchen dieſes polniſche Geſindel, das einen ſo verſtändigen, wohlgeſinnten Herrn frevelhaft habe ermorden wollen.

Der Verletzte achtete den Schmerz ſeiner Wunde nicht, hatte keinen Gedanken an ſeinen eigenen Zuſtand. Er fragte nach Zenaiden, mit dem Ausdrucke zärtlichſter Angſt.

„Sie iſt bereits bei ihrem Vater, — gab man zur Antwort. — Es wird ihr kein Leid widerfahren."

„Aber der Vater?"

„Hat natürlich im Schloſſe verhaftet werden müſſen, wie ſeine frevelhaften Mitſchuldigen hier. Mit ihnen wird er nach der nächſten Kreisſtadt abgeführt, wo weiter über dieſe heilloſe Rotte verfügt werden wird. Der Strafe, die ſie verdienen, ſollen ſie nicht entgehen. Zum Glücke liegen ſo entſchiedene Beweiſe ihrer Schuld vor, daß der Ausgang nicht zweifelhaft ſein darf."

„Aber Zenaide, — kann ich ſie ſehen, — ſprechen?"

„Von unſerer Seite, — entgegnete der Polizeibeamte, — ſteht dem nichts entgegen. Es iſt kein Grund vorhanden auch dieſe junge Dame zu verhaften. Sie iſt völlig frei, wird es bleiben. Die Staatsregierung ſtraft die Schuldigen nach dem Geſetze, die Bedrängten, Verlaſſenen dürfen auf ihren Schutz und ihre Unterſtützung rechnen."

Dieſer Troſt beſchwichtigte den Kranken, deſſen Wunden eben verbunden wurden, ſo gut als es in der Eile ſich thun ließ.

Man hob ihn dann mit Sorgfalt in einen Wagen. Der Gutsverwalter nahm Platz an ſeiner Seite. Der Polizeibeamte ritt am Schlage, und ſo führte man ihn langſam und mit Behutſamkeit nach dem nicht ſehr entfernten Schloſſe zurück.

Dort war Alles in Bewegung.

Die Zimmer, in denen Kliſſok wohnte, waren erleuchtet. Man ſah an den Fenſtern Schatten von Perſonen, die darin hin und wieder gingen. Alle Zugänge waren beſetzt.

Der Kranke bat darum Kliſſok nur noch einen Augenblick ſprechen zu dürfen.

Man lehnte es ab.

Er wollte Zenaiden ſehen.

Man bat ihn, ſich noch vorerſt zu gedulden, es werde in Kurzem geſchehen können.

So gelangte er in ſein Zimmer, ins Bett, und der wohlbekannte Pater Cyrill erſchien, um ſeine Wunde zu beſorgen. Er unterſuchte ſie, und nach einigen Augenblicken verſichert er, wie ſie zwar nicht tödtlich, aber doch ſo bedenklich ſei, daß eine ziemliche Zeit bis zu ihrer gänzlichen Heilung hingehen werde.

Welche Ausſichten für Alfred, in einem fremden Schloſſe, von Freunden und Vertrauten weit entfernt, in troſtloſer Einſamkeit ein langwieriges Siechthum erdulden zu müſſen.

Aber, ob er gleich ſolchen Mißſtand keineswegs unbeklagt ließ, überwog dennoch die Angſt um Zenaidens ferneres Geſchick. Er drang darauf, daß ſie eiligſt herbeigerufen werde, und gab nur ſchmerzlich fürs Erſte nach, als man ihm bemerklich gemacht, wie ſie un-

möglich ihrem Vater für die wenigen Augenblicke, bis zu seiner Abführung aus dem Schlosse, entzogen werden dürfe, da sich von selbst verstehe, daß er, vor einer Trennung, vielleicht für immer, noch Vieles, und Wichtiges ihr zu sagen habe. Er möge sich bis morgen gedulden.

Unterdessen fing das Wundfieber an den Kranken einzunehmen, und seine Vorstellungen verwirrten sich. Während der Nacht war er zeitweise bei sich, besonders wenn man den Verband erneuerte. Der wohlmeinende Gutsverwalter, der Jäger, der ihn auf seiner Reise geleitet, und der Mönch waren um ihn, und warteten ihn mit liebevollster Aufmerksamkeit. Arzeneien, die man ihm gereicht, beschwichtigten die Aufregung seiner Nerven, und er verfiel gegen Morgen in einen sanften traumlosen Schlaf.

Es war hoher Vormittag als er anderen Morgens erwachte. Er fand sich klarer, gestärkter, und seine Wärter schienen mit seinem Zustande wohl zufrieden.

Für ihn gab es aber nur eine Sache von Wichtigkeit, nämlich das Wiedersehen Zenaidens, die er bereits als das Eigenthum seiner Seele, als seine künftige Gattin betrachtete, und er drang in die Anwesenden, sie jetzt zu ihm einzuladen.

Neue Vertröstungen, unter mancherlei Vorwänden, und er mußte sich auch dießmal fügen.

Im Laufe des Tages, an dem er weniger litt, als man hätte vermuthen ſollen, erneuerte er mehrfach, und jedesmal ungeduldiger ſeine Bitten, aber immer ohne deren Gewährung zu erlangen, und als es Abend wurde, und er immer noch nicht abließ, erinnerte man ihn daran, daß die Nacht bei Kranken ſtets fühlbareres Unbehagen herbeiführe, das ſorgſame Entfernung jeder geiſtigen Aufreizung erfordere.

Als es nun Nacht geworden, und ihn die Sehnſucht nach der Heißgeliebten nicht einſchlummern ließ, gewann er Raum die Umſtände in nähere Erwägung zu nehmen, und bald meinte er einzuſehen, daß Zenaide, falls ſie noch im Schloſſe weilte, vornehmlich in ihrer gegenwärtigen Verlaſſenheit, unmöglich einen ganzen Tag ohne nähere Erkundigung nach ihm, ohne eigenes Anſchauen ſeiner Zuſtände, würde haben vorübergehen laſſen. War ſie denn nicht völlig ſein? — Hatte er nicht von ihren Lippen, in jenem ſeligen Augenblicke, der ſo großem Wechſel der Geſchicke unmittelbar voranging, die Schwüre ihrer ewigen Liebe, als Erwiederung der ſeinen vernommen? — Sie konnte nicht mehr im Schloſſe ſein. Aber wo war ſie? — in welcher Lage? — Alle dieſe Erwägungen peinigten ihn aufs Aeußerſte, und er befand ſich am nächſten Morgen übler als bisher.

Aber er ſelbſt fühlte, daß dieſe Ungewißheit auf eine Weiſe oder die andere abſchließen müſſe, und als

der Gutsverwalter ihn zu beſchwichtigen ſich wieder anſchickte, wies er alle Vertröſtungen ab, ſprach geradezu heraus, er wiſſe, daß Zenaide längſt entfernt ſei, man möge daher nichts mehr verheimlichen, und ihm eröffnen, was aus ihr geworden.

Nun half keine Ausrede mehr. Man geſtand, daß ſich die Sache wirklich ſo verhalte. Zenaide ſei, an jenem Abende noch ohnmächtig nach dem Schloſſe getragen, als eben ihr Vater unvermuthet verhaftet worden. Die Verzweiflung des unglücklichen Mannes habe ihrer ſchönen Seele die ganze Stärke wieder gegeben. Ob man ihr gleich mit aller Achtung begegnet, ihr volle Freiheit gewährt, ihr ſogar einen anſtändigen Zufluchtsort, und Mittel des Unterhaltes angeboten, habe ſie doch Alles mit edler Entſchloſſenheit abgewieſen, und es, ſelbſt gegen die Bitten ihres Vaters, vorgezogen, ſein unſeliges Geſchick, ſogar ſeinen Kerker, falls man es irgend geſtatten wolle, zu theilen. Sie war mit ihm abgereiſt: wohin? ſtand nicht feſt. Denn in der Kreisſtadt ſollte erſt entſchieden werden, an welchen Ort man die Gefangenen verſetzen wolle.

Alfred hörte die Nachricht ſchweigend, und ſcheinbar ruhig an, obgleich er tief im Innern von unſäglichen Schmerzen zerriſſen war. In dieſer edeln großartigen

Aufopferung fand er Zenaiden wieder. Ja er gestand sich, daß von ihr nichts anderes zu erwarten gewesen.

Die Heilung unseres Freundes zog sich vielleicht wegen unvollkommener ärztlicher Behandlung in die Länge. Er konnte erst nach ein paar Wochen eine beginnende Heilung verspüren, befand sich aber sehr erschöpft; vielleicht um so mehr, weil sein Geist dem Aufkommen des Körpers so wenig zu Hülfe kam.

In seinem Zimmer sitzend, ohne alles Gespräch mit Sinnesverwandten, hatte er Muße genug Vergleichungen anzustellen zwischen den äußeren Zuständen seines ersten, und dieses seines zweiten Siechthumes in dem nämlichen Schlosse.

Damals Klissols feiner, anmuthiger, und auch belehrender Umgang; dann Zenaide — —! Und hiemit mußte er das Abwägen des Heute, gegen das Damals abbrechen. Die Schaale des ersten, schon tief gesunken genug, mußte nun noch das ganze vereinte Gewicht seiner Liebe und seiner Schmerzen mit aufnehmen, und so verschwand sie in der nächtlichen Tiefe vor seinen Blicken. Daneben folterte ihn oft eine unnennbare Angst. Wo mochte sich jetzt Zenaide befinden? Welche Leiden mochte sie nun erdulden? Wer mochte ihr

dabei Troſt, Beiſtand gewähren? Was ſtand ihr noch bevor? Da auf alle dieſe Fragen von keiner Seite Antwort ſich darbot; da alle berechenbare Wahrſcheinlichkeit nur die troſtloſeſten Vermuthungen gewährte, während das peinlich erſchütterte Gemüth ohnehin ſich gern den ſchwärzeſten Vermuthungen hingiebt, und die Selbſtpeinigung noch dadurch zu vermehren pflegt, daß es jene nur zu gern mit der höheren Weihe vermeinter Ahnungen beglaubigt, litt unſer arme Freund unbeſchreiblich.

Die Sehnſucht nach der Geliebten rief ihn gleichſam unaufhörlich ab, da er aber nicht wußte wohin? blieb er in herzzerreißender Unwiſſenheit gefeſſelt an den Ort, wo er ſich eben befand, und den wenigſtens die Erinnerung vergangenen Glückes durchleuchtete. So konnte er ſich in gewiſſem Sinne nicht unpaſſend mit jenem Prometheus vergleichen, der, gefeſſelt an den Felſen, eine reiche Vergangenheit küßte, während der Geier der hoffnungloſen Erinnerung in ſeinem Buſen nagte.

Unterdeſſen war ſeine Heilung vorgeſchritten. Wenn aber auch die Wunde geſchloſſen war, er empfand dennoch, daß der Dolch jenes Böſewichtes edle Theile ſeines Innern unwiederherſtellbar beſchädigt, daß er ſein frühe-res rüſtiges und vollkräftiges Wohlbefinden niemals wieder erlangen werde. Er betrübte ſich deshalb nicht. Sein eigenes Geſchick ſchien ihm gleichgültig, denn ſein

eigentliches Leben befand ſich außerhalb, in der Ferne, und ſein Herz bewahrte deſſen Bild.

Seine Verwandten drangen in mehrfachen Briefen in ihn, dieſen Aufenthalt ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, und Orte zu ſuchen, die dem Weltverkehre mehr angehörten, an denen ihm erſprießlicherer Beiſtand geleiſtet werden könne, und verſahen ihn mit anſehnlichen Summen. Er mußte, und wollte dieſen Mahnungen Folge leiſten, und der Tag ſeiner Abreiſe war plötzlich für den folgenden Morgen feſtgeſetzt.

Da widerſtand er dem Wunſche nicht, von den Räumen einen ſchmerzlichen Abſchied zu nehmen, die Zenaide einſt bewohnte.

Seit der Verhaftung Kliſioks waren ſie verſchloſſen, und der ganze Flügel, in dem ſie ſich befanden, war unbetreten geblieben, denn im Schloſſe hatte außer Alice und dem Caſtellan Niemand gewohnt.

Er ſchritt mit einem eigenen Gefühl den langen ſtillen und öden Gang entlang, der durch das ganze weite Gebäude dorthin führte, und der Wiederhall ſeiner Tritte auf dem Marmorboden erfüllte ihn mit Grauen. Ihm war, als vernehme er hinter ſich das Wandeln eines unerbittlichen Dämons, der geſendet worden, alle ſeine Hoffnungen höhniſch zu verneinen. Er ließ die Thüre aufſchließen, die er ſo oft freudig mit leichtem Drucke ſeiner Hand geöffnet, und betrat das verlaſſene ehema-

tige Wohnzimmer der armen Verbannten. Es war noch aufgeräumt wie ſonſt, der bekannte Hausrath an den nämlichen Stellen. Auf dem Tiſche unter dem Spiegel ſtanden die Blumen, nun verdorrt, die Zenaide zuletzt in die Vaſen geſenkt. Auf dem Sopha lag noch ihre damals weggelegte unvollendete vergeſſene Arbeit. Auf der einen Seite ſtand Kliſſots Kabinet offen. Es war in ſchauerlicher Verwirrung und Unordnung. Sein Pult weit offen, die Papiere, die darin geweſen, zerſtreut auf dem Boden. Man hatte ſie wahrſcheinlich durchſucht, um Verdächtiges, oder Sträfliches in Beſchlag zu nehmen. Ordensbänder, Sterne, andere Zeichen ehemaliger, für immer verlorener Ehren, lagen als werthloſer Tand dazwiſchen.

Gegenüber befand ſich das kleine Zimmer Zenaidens. Das Herz Alfreds ſchlug faſt hörbar, als er auch dieſes betrat. Es gewährte keinen beſſern Anblick als das Gemach ihres Vaters. Auch hier hatte man Nachſuchungen angeſtellt.

Unſer Freund ſammelte am Boden alle Blätter von Zenaidens Hand beſchrieben, welche meiſt mehr oder minder zerriſſen waren, um ſie zu verwahren. Von der Wand über ihrem Lager nahm er ein kleines Kruzifix, und ſank vor dieſer jungfräulichen Ruheſtätte, deren Kiſſen vermuthlich oft in troſtloſen Nächten

ihre Thränen benetzt, von Gefühlen überwältigt auf die Knie.

Wie lange er so gelegen, hat er selbst nicht beachtet. Er schien sich hier ganz auflösen zu wollen in Wehmuth. Aber bei Rückkehr der Besonnenheit blieb auch die Festigkeit der Entschlüsse nicht aus, und gewann die Gelegenheit eines Gelübdes.

Er leistete sich selbst einen heiligen Eid, niemals einer Anderen anzugehören, wenn ihm Zenaide vom Geschicke versagt werde, sie aber rastlos zu suchen, und müßte er alle Länder der Erde durchschweifen. Wenn er so glücklich sein sollte sie zu finden, gleichviel *wie*? beschloß er die ganzen Schätze seiner edeln und zärtlichen Gefühle ihr zu widmen, um sie für ihre langen und schweren Leiden durch das reichste Glück zu entschädigen, das er zu gewähren vermöge.

So begab er sich getröstet und befestigt in sein Zimmer zurück, den Nachmittag und Abend an die verstreuten mitgenommenen Blätter verwendend, die er zu ordnen und zu lesen emsig beflissen war.

Es waren Trümmer eines Tagebuches, in das Zenaide sorgsam und geheim von Zeit zu Zeit ihre Gedanken und Empfindungen, ihre Hoffnungen, und ihre Trostlosigkeit, niedergelegt hatte. — Welche Seele! — Welcher Geist! — welche Schätze aus den tiefsten Schachten der Gemüthswelt! Ach! — und der Hauptinhalt

dieser kostbaren Denkmäler war Er selbst, — die fromme, zarte, in der Stille gehegte Liebe zu Ihm.

Auf einem der ersten Blätter hieß es: „Wer nur der junge Fremde sein mag, den wir heute am Wasserfalle, in so bedenklichem Zustande fanden, und hieher nach dem Schlosse bringen ließen? Aber was kümmert mich das Wer? — Er ist es. — Was sind denn Namen, und äußere Beziehungen. — Er ist es! — Wer aber ist Er? — Ich kann die Ueberzeugung nicht von mir abweisen, daß er gut sei, edel, gefühlvoll. — Ewig soll er einsam in Wäldern umherstreichen, nur an Wasserfällen weilt, die beinahe sein elendes armes Dasein mit sich verrinnt? Nun ja, — nicht gemein kann derjenige sein, der eine so innige Neigung Dir widmet, Natur. — Vielleicht ist er von schweren Seelenleiden hieher in die Einöde getrieben, hülflos, verfolgt, geängstigt wie wir. Dann hat er gut gethan sich an die Natur zu wenden. Sie liebt uns noch, wenn uns sonst Alles haßt. Wie wir einherschreiten unter der Last des Kreuzes, tritt Sie uns an, eine heilige Veronika, trocknet mit ihrem Schweißtuche unser in Thränen gebadetes Angesicht, entzieht ihm den Schmerz, und zeigt uns, als ein Bild, die uns abgenommene Verzweiflung auf dem reinen Tuche. Wir bemitleiden dann unsere eigene Qual, stehen mithin außer ihr, und sind

getröstet. Armer Kranker, Unglücklicher, ich will den Thränen um uns steuern, um mit Dir zu weinen.

Was nimmt mich aber für ihn ein? Ist er denn so schön? — Ich meine nicht. Wir Frauen werden durch Männerschönheit nicht gewonnen, wie die Männer durch die der Frauen. Wir suchen nur seine Seele. Ganz gewiß, ich habe viel schönere Männer gesehen, die mich anwiderten. Der Vater will in seinem Wahn nichts Besonderes gefunden haben, und meint, nur die Glut des Fiebers habe sie für meine Phantasie verklärt. Das Fieber verklärt also? Ja das ist schön! Das Fieber ist ja das erste Siegel, mit dem der Tod das noch Athmende als sein künftiges Eigenthum bezeichnet. Verklärung ist also die Blüthe des Todes, und — Ihr fürchtet ihn? Wenn die erste Berührung schon das Gemeine so sehr verklärt, wie herrlich, wie groß muß das volle Ganze sein! Sein ewig Nichtsein ist keine Frage mehr. Das glühende Antlitz der Sterbenden antwortet: Sein! — Sein! und alle Chöre der Engel hallen wieder das große erfreuliche Wort. Lebe, armer Kranker, wenn Du kannst oder sterbe wenn Du sollst. Dem Lebenden glaublich Heil auf Wiedersehen. Der Sterbende, wenn er sie sonst niemals fand, hat zuletzt, an der Schwelle des Grabes, noch Liebe gefunden. Er nehme sie mit auf den stillen feier-

lichen Weg, — mit hinüber. Er soll doch Etwas vorzuweisen haben am Throne des Ewigen."

Auf einem zweiten Blatte stand. „Der Vater ist recht böse auf mich, und hat recht. Was ging mich der ganze Streit an? War es denn nicht eine Thorheit ungesehen mich mit meiner armseligen Warnungsstimme, bei einem Unbekannten vernehmen zu lassen, der mir dafür keinen Dank wissen mag? Aber Pater Cyrill war doch gar zu einfältig, und so leichten Sieg konnte ich unserem philosophischen Gaste nicht lassen, denn wie arm wäre ich, hätte er das letzte Wort behalten.

Aber Alles ist zu irgend Etwas gut. Ich weiß nun, daß unser Kranke nicht unglücklich ist, denn das Unglück klügelt und zweifelt nicht dergestalt, spricht so nicht ab über das Heil. — Leben Sie wohl, mein Herr Glücklicher! — — Nicht doch. So innige Theilnahme nimmt nicht den Abschied des Salon. Kluger Mann, ich will für Dich beten, aber sei auch so klug bald gesund zu werden, und Dich von hier fortzumachen, damit Du das Glück Deiner Klugheit, das ein ganz behagliches Glück sein mag, bewahrest. Wir sind unglücklich, und das Unglück ist contagiös. Fliehe unsere Gemeinschaft, wir sind — unbegnadigt. — O muß mich es ewig mahnen! — welche Schauer in diesem Worte. Die irdische Macht hat uns ausgestoßen für immer, und doch ist

alles Heil auf dieser Erde nur bei ihr. Wir haben hier unten keine Zukunft mehr, nur eine Gegenwart, und diese ist — Verzweiflung. Ihr Herrscher der Erde, wollt Ihr wissen was Eure Gnade bedeutet, fragt nicht die geschmeidigen begünstigten Trabanten Eurer schimmernden Bahn, fragt die Ungenadigten. Ihre Thränen werden Euch antworten. Und was verbrachen wir? — Wir konnten uns nicht mit Euch verständigen. — Ach! bedenkt, es ist eine eigene Sache um die Verständigung. Auch über Euch ist eine höhere Macht. Seid Ihr dessen gewiß Euch mit der so unbedingt verständigt zu haben? Nun, ich will glauben, ich die Ungenadigte. Aber auf allen Fall will ich für Euch beten. Es kann Euch nichts schaden, auch wenn Ihr recht habt. Der Himmel straft freilich, aber — er begnadigt."

Auf einem dritten, späteren Blatte fand sich Folgendes.

„Er ist fort, — aber er wird wiederkommen, ich werde ihn wiedersehen. Ich habe wieder eine Zukunft, ich bin nicht mehr unbegnadigt auf Erden, denn die ganze reiche Fülle der Gnade ist in der Liebe. — Welches Wort entschlüpft meiner Feder! — und doch, — es steht da, — und wenn ich es auch durchstriche, stände das doch unter dem Striche, und wenn ich Strich und Wort ätzend vertilgte, es hätte doch dagestanden.

Ein so eigener Zauber ist in dem Worte. Einmal ausgesprochen, aus inniger reiner Brust, tönt es hinein in die Ewigkeit. Einmal geschrieben, wirft es sein Abbild zurück in den Spiegel der Seele, und dieses Abbild bleibt in unauslöschlichen Zügen, ob auch Jener das Blatt der vorlauten Handschrift in Staub verwandele.

Aber wäre er denn wirklich fort? — Nein, — er ist nicht fort, er ist nur nicht hier. Seine Gegenwart ist zurückgeblieben, denn ich sehe ihn überall, wo ich ihn seither erblickte. Ach! solche Gegenwart beleidigt Niemand, verletzt keine Sitte, keine Förmlichkeit. Sei er auch nicht hier, ich kenne ihn erst ganz seit er gegangen ist. Er ist immer bei mir, seit er fern ist.

Interessen welche Zukunft habe ich? — Will ich denn, darf ihn denn besitzen? — Wer darf, wer kann ihn mir denn rauben, da ich ihn erst recht besitze nun er fern ist? Schöne Zukunft, befriedigende Zukunft, in der Er mir immer angehören wird, was auch sonst geschehe, — in der Er immer bei mir sein wird, ob Er auch noch so fern sei. Unglückliche Zenaide, wie glücklich bist du! Unbegnadigte, wie bist du begnadet. Alfred, mein Segen folgt Dir nach, überall nach. Meine Seele ist nur bei Dir."

Aehnlichen Inhaltes waren fast alle Blätter, Variationen eines Themas seligen Schmerzes, und schmerz-

voller Wonnen. Was Wilhelm dabei empfand, sollen wir es schildern? — Am nächsten Morgen reiste er ab, aber wir wissen nicht wohin er sich begab, denn über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren fehlen die Nachrichten.

Wir befanden uns vor nicht gar langer Zeit in einer gewissen deutschen Haupt- und Residenzstadt, deren mäßiger Umfang die Personen, welche in der Gesellschaft auftraten, bald allgemein bekannt werden läßt. Man sprach viel von einer jungen Gelehrten höchst anziehender Persönlichkeit, die kurz vor Kurzem erschienen, und durch einen bedeutenden Namen in die besten Zirkel eingeführt worden war. Alle Welt wollte sie bei sich sehen, und man drängte sich ihr im recht eigentlichen Sinne auf, während sie selbst, wie wir von Verständigen in Erfahrung brachten, nur mit Widerstreben dieser allgemeinen Nachfrage, die sich durchaus nicht abweisen ließ, nachgab, und aber Stille und Zurückgezogenheit zu wünschen schien. Nicht ohne Begierde waren wir zur Einsicht darüber zu gelangen, was denn eigentlich in diesem jungen Fremden solche bedeutende Anziehungskraft für alle Leute ergebe, denn er war so wenig

in literariſcher als in artiſtiſcher Beziehung eine Notabilität, machte nicht einmal hervorſtechende Dilettantenvirtuoſität in irgend einer der geſelligen Künſte geltend, ja er ſpielte nicht einmal Whiſt. Das erſte mal intereſſen, als wir ihm irgendwo begegneten, kamen wir über dieſen Punkt völlig ins Klare, ja ſogar Alfreds erſtes Eintreten, — denn er war jener Phönix, — genügte ſchon, uns zu belehren.

Wir ſahen einen hohen, ſchlanken, einnehmenden, aber todblaſſen, höchſt leidend ausſehenden jungen Mann, mit einem tiefen Ausdrucke wehmütigen Schmerzes in den edeln Zügen, mit einer Haltung, die bei aller Sicherheit und Uebung, doch ein gewiſſes zerſtreutes Sichgehenlaſſen offenbarte. Da die Stattlichkeit ſeiner Erſcheinung neben dem Rufe ſeiner Wohlhabenheit, mit dieſem Gepräge des Seelenleidens nicht in gewöhnlicher Weiſe zuſammenſtimmte, erſchien er intereſſant, weil er der müßigen Neugierde zu rathen gab.

„Was fehlt, — ſo hieß es, — dieſem bedeutenden reichen Manne?“

„Er iſt zerriſſen, blaſirt.“

„Aber warum? Was ſteckt dahinter? Unglückliche Liebe etwa? — Die iſt nicht mehr Mode. Wer liebt heut noch unglücklich, vollends in guten Umſtänden.

Ueberglückliche Liebe aber, das heißt, zu viel glückliche Liebe auf einmal, oder hintereinander, bis zum

Degout: Ja freilich, das wäre schon Etwas. Könnte nicht so ein klein wenig Mord, so ein gewisser Hautgout von fashionablen Verbrechen dabei sein? — so Etwas von Faust, oder Manfred oder dem Giaur: oder alle das zusammen mit einer kleinen Beimischung von Don Juan. Das wäre zum Küssen."

Armer Alfred, du hattest wenig davon als zweiter Lord Byron verkündet zu werden, nicht wie er wirklich war, sondern wie die „guten, gelangweilten, müßigen Leute" sich gern einbilden, daß er gewesen.

Noch nicht dreimal waren wir unserem Freunde begegnet, als wir wahrnahmen, wie ihn die Renommisterei der modernen feinen Welt verletzte, die bedenkliche Vermuthung ihn beleidigte, mit der man ihn, in der wohlwollendsten Absicht, bedrohte, und nach der man ihn indiscret zu trösten suchte. Da wir hierin mit Recht ein Zeugniß seines edeln und richtigen Gemüthes, so wie seines richtigen Verstandes wahrnahmen, suchten wir um so bestissener, wiewohl ohne Anstrengung, seine nähere Bekanntschaft, und gewannen sie bald, während er sich aus der Gemeinschaft, die ihn belästigte, nach und nach zurück, und in die Einsamkeit zog, die seiner allerdings sehr schwermüthigen Stimmung zusagte.

Da unser Umgang mit ihm bald sehr vertraut wurde, erfuhren wir in Kurzem aus seinen herzlichen Mittheilungen, was in diesen Blättern früher berichtet

worden. Der treffliche Mann war krank an Leib und Seele, und leider ohne alle Einbildung. Die Wunde, die ihm jener Meuchelmörder beigebracht, ließ sein körperliches Befinden nicht mehr gedeihen. Sie schmerzte ihn nur zu oft, und eine Ueberreizung, ja Schwächung seiner Nerven, war die natürliche Folge. Um so übler empfand er sich, als jene Ueberreizung durch den unbefriedigten, ja kummervollen Zustand seines Gemüthes noch außerdem genährt wurde. Er hatte Zenaiden in halb Europa seitdem gesucht, und nirgend gefunden. Ihr Vater, und sie [illegible] nach der Verhaftung des [illegible] verschwunden. Die Staatsbehörden, welche jene Maaßregel verhängt hatten, auf die an sie deshalb gerichtete Anfragen, keineswegs sich im Geheimthun gefallen, die ohnehin nicht ihre Art ist. Alissot war in eine anständige Haft an einem nicht sehr entlegenen Orte gebracht, und seine Tochter hatte unterdessen an einem dort befindlichen Kloster von Ursulinerinnen gastfreie Aufnahme, sogar Erwerb, gefunden. Er selbst wurde zur Untersuchung gezogen, weil man ihn als Theilnehmer der gefährlichen Umtriebe Leos und Davenbrücks ansprechen mußte. Doch schon nach einigen Monaten wurde er ganz frei gelassen, indem man ihm den unterdessen erduldeten Untersuchungsarrest auf die Strafe, die ihm zuzuerkennen war, anrechnete, denn es ergab sich, daß er bei den gefährlichen Planen jener

beiden nur ein gezwungener schüchterner Mitwisser gewesen, an dem Mordanfalle auf Alfred aber gar keinen Theil gehabt habe. Er wurde freilich über die Grenze gewiesen, und ihm die Wiederkehr in den Staat, in dem er gefehlt, für immer untersagt. Er hatte sich mit seiner Tochter auch entfernt, aber jenseits des Grenzortes, an den man beide geleitet, war jede Spur von ihnen verloren.

Leo war es gelungen aus seinem Kerker zu entspringen, und man war seiner nicht mehr habhaft geworden.

Dappenbröck allein duldete die Strafe, die er verdient, und büßte sie durch zwanzigjährige schwere Haft in einer Festung, da ihm das Leben nicht abgesprochen worden. Es versteht sich, daß jener Name ein angenommener, und er Pole war wie die Andern.

Alfreds Gefühle für Zenaide waren nicht nur nicht geschwächt, sie schienen sich vielmehr mit der Zeit, und zwar in dem Maaße zu steigern, als, bei geschwächter Gesundheit, Lebensmuth und Kraft sich auflösten. In einer Richtung konnte man aber auch noch heut den Leidenden rüstig, kräftig und gesund nennen; im Bestreben nämlich, Wissenschaft anzubauen, und sich durch Eindringen in Gutes und Schönes zu veredeln, und geistig aufzurichten.

In den Künsten war er, was eigene Ausübung betrifft, nur Dilettant, und nicht einmal ein sehr eifriger.

Desto gründlicher war aber seine Einsicht, und da er viel Treffliches mit großer Aufmerksamkeit gesehen, und ein ausgezeichnet feiner Geschmack sich in ihm mit seltenem Scharfsinne paarte, konnte man ihn mit Recht einen vorzüglichen Kenner nennen, und da in der Stadt, die er eben bewohnte, die Neigung für die schönen Künste durch große öffentliche Sammlungen geweckt war, so daß es an Liebhabern nicht fehlte, welche schätzenswerthe Gegenstände für sich zusammenzubringen suchten, gewann er bei diesen bald das Ansehen eines Orakels, das in bedenklichen Fällen zu befragen blieb.

So geschah es einst, daß, als wir eben uns bei unserem Freunde befanden, der Vorsteher des öffentlichen Museums bei ihm eintrat, um mit ihm Rath über die Echtheit und Preiswürdigkeit einiger, antik sein sollender, geschnittener Steine zu pflegen, welche zum Ankaufe angeboten worden.

Alfred eröffnete die Schachtel, und zuerst fiel ihm ein großer Beryl in die Augen, der den Kopf der schönen und unglücklichen Julia, Tochter des Augustus, darstellte, von der bewunderungswürdigsten Arbeit, und so ausgezeichneter Erhaltung, daß eben deshalb seine antike Echtheit bezweifelt wurde.

Unser Freund wurde blässer als gewöhnlich, dann wieder roth, doch bemeisterte er sich sofort vollkommen, und bewies dem Zweifler einmal jene Echtheit, und dann

den hohen Werth dieſer Antike, von der er beiläufig hinwarf, daß er ſie heute nicht zum erſten male ſehe.

Bei den übrigen Steinen erfolgte ein ähnliches Urtheil. Auch ſie wurden von ihm als alte Bekanntſchaften angeſprochen, dabei aber bedauert, daß er ſie nicht mehr in Gemeinſchaft mit manchem Anderen vorfinde, das vor wenig Jahren noch den Inhalt einer, zwar der Zahl nach nur mäßigen, dem Werthe nach aber koſtbaren Privatſammlung ausgemacht, die er, dem Anſcheine nach, nun als zerſtückt und vereinzelt bedauern müſſe.

Den Fragen, wo er jene Sammlung angetroffen, wich er aus, erkundigte ſich dagegen nach dem gegenwärtigen Inhaber und Feilſteller dieſer Koſtbarkeiten. Man nannte ihm einen, am Orte anſäſſigen Kunſthändler, und er begnügte ſich ohne Rückhalt ſeinen Rath dahin abzugeben, daß man nicht anſtehen dürfe ſolche vorzügliche Dinge ſich um jeden Preis anzueignen.

Kaum hatte ſich der Fremde entfernt, als Alfred uns erſuchte ihn zu jenem Kunſthändler zu begleiten, der ja wohl noch mehr von dergleichen haben könne.

Wir gingen hin, und noch genug geſchnittene Steine wurden dort vorgewieſen, aber weder antik, noch von beſonderem Werthe, und keiner davon konnte das Intereſſe unſeres Freundes anſprechen.

Er brachte demnächſt die Rede auf jene ſeltenen Gem-

men, und erkundigte ſich woher, und von wem ſie zum Wiederabſatze erworben worden?

Die Auskunft, die darauf erfolgte, war nur allgemein. Ein Unbekannter habe ſie angeboten, der weder vor noch nachher geſehen worden.

Seit dieſer Zeit fanden wir Alfred beunruhigt. Er war viel aus, ſchien nicht Sammlung zu ſeinen gewöhnlichen Arbeiten zu beſitzen, und da uns eine Reiſe abrief, konnten wir erſt ſpäter, nach unſerer Rückkehr Folgendes in Erfahrung bringen.

Die geſchnittenen Steine, von denen oben die Rede war, hatten einſt zu der Sammlung Kliſſoks gehört, welche er Alfred vorgezeigt, und erklärt. Augenblicklich hatte dieſer ſie erkannt, und daraus, mit tiefer, aber wohlverhehlter Bewegung, den Schluß gezogen, daß Kliſſok mit Zenaiden hier geweſen, und ſich in großer Verlegenheit befunden haben müſſe, weil er ſich ſonſt ſchwerlich dieſer Beſitzthümer hätte entäußern mögen, auf die ſeine Liebhaberei einen ſo hohen Werth legte. Wer aber hier geweſen, konnte auch noch hier ſein, und von nun ab war der Freund von keiner anderen Beſtrebung mehr beſeelt, als den lang Vermißten, und mit ihm das geliebte Ziel ſeiner ſehnſüchtigſten Wünſche aufzufinden.

Da aber keine feſte Spur die Richtung des emſigen

Sucheus bezeichnen konnte, ſchweifte er in bänglichſter Spannung in der Irre.

Bisweilen pflegt aber der Zufall wider alles Erwarten, gleichſam launenhaft und plötzlich, zu gewähren, was der raſtloſeſten Bemühung unerreichbar geblieben, und zwar in dem Augenblicke, da Verzweiflung am Gelingen Muth und Kräfte lähmt.

Alfred hatte im einſamen Genuſſe der freien Natur von jeher den linderndſten Balſam ſeines Wehs gefunden, und durchſtreifte daher auch nun, oft ganze Nachmittage hindurch, die ſchönen Umgebungen der Stadt, gemeinhin die abgelegenſten Gegenden ſuchend. Blanc, ſein treuer Gefährte auf allen ſeinen Querzügen, war mit ihm, und wich niemals von ſeiner Seite.

Einſtmals, heimkehrend, nahm der Arzney ſeinen Weg durch eine wenig bewohnte Vorſtadt, die aus geringen, faſt dürftigen Gebäuden beſtehend, nur von Perſonen der unterſten Volksklaſſe bewohnt wurde. Er war noch niemals hier geweſen, und würde auch jetzt nicht dahin gekommen ſein, hätte er, in Gedanken wandelnd, nicht den richtigen Weg verfehlt.

Als er die lange, nicht gepflaſterte Straße verfolgte, und von allen Seiten, vor allen Wohnungen, Merkzeichen des Elendes wahrnahm, die, ungehindert von der Polizei, welche dieſen entlegenen Winkel unbeachtet und ungeſtört ließ, gleichſam excluſiv berechtigt, ſich hier zur

Schau ſtellten: als er die kümmerlich ausſehenden, ſchlecht bekleideten Frauen und Männer in den offenen Häuſern, bei ihrem erdrückenden Tagewerke, die halbverhungerten, halbnackten, zerlumpten Kinder, blaß, wie Blumen die ohne Sonne wachſen, vor den Thüren im Sande ihr Weſen treiben ſah, ergriff ihn eine bängliche Wehmuth.

„Das iſt, — ſo ſagte er ſich, — die große Maſſe des Volkes, die Unterlage der ganzen, ſo viel geprieſenen, ſo ſchimmernd aufgeputzten, heutigen Civiliſation. Dieſer ſchweiß- und thränenfeuchte Boden, unſcheinbar, unſauber, angebaut von der Noth, durchfurcht von Hoffnungsloſigkeit, ja Verzweiflung, hält in ſich die Wurzeln jener prächtigen, vornehm ſich brüſtenden Pflanzen der hohen, geprieſenen, überverfeinerten geſelligen Zuſtände, und nährt ſie mit ſeinem Jammer. Während die begünſtigte Gemeinſchaft der Vielberechtigten von reicher Entwickelung einer erhabenen Zukunft träumt, hat dieſe größte Maſſe der vernunftbegabten Geſchöpfe Gottes, dieſe weit überwiegende Zahl der Staatsgenoſſen, gar keine; ſondern pflanzt von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, eine von allen Reizen des Lebens, von allem Behagen entblößte, kummervolle Gegenwart, voll der bitterſten Entbehrungen fort, und wenig hundert Schritte vom Schauplatze ihres ſchweren Kampfes um Friſtung des täglichen Lebens, prunkt, rollt, rauſcht der immer

wechſelnde Strom des Luxus und der ſchwelgeriſchen Genüſſe von Pallaſt zu Pallaſt, von Zerſtreuung zur Zerſtreuung, von der Ueberſättigung bis zum Verdruß. Und wenn der Schwerbelaſtete nun Vergleichungen ſeines Looſes anſtellt mit dem anderen, das ihm ſo nahe, und doch ſo völlig unerreichbar, vor Augen liegt, können Erbitterung und Haß ausbleiben? Können jene ſanften Tugenden beſcheidener Reſignation, können Sitte und Nüchternheit gedeihen, welche die Begüterten und Mächtigen ſo eindringlich dem Volke empfehlen, deren Mangel ſie mit ſo bitteren Beziehungen ſchelten? Und wenn die Trunkſucht, an ſich freilich verabſcheuungswerth, das Aufbrauſen des feindlichen Ingrimms beſchwichtigt, der ſonſt mit Bränden drohend einherſchritte; die Nerven einer Kraft lähmt oder durchſchneidet, die ſich ihrer nur bewußt werden dürfte um zu zerſtören? Wenn die Unzucht, im augenblicklichen Taumel der rohen Luſt, nur abzieht von gefahrdrohendem Grübeln über den entſetzlichen Riß, welcher die gerühmte Ordnung der Dinge durchklüftet? — Nein, billigt nicht, was nie zu billigen iſt, aber verachtet, verdammt nicht liebloß, wo ihr beklagen ſolltet, was ihr mit aller eurer anmaaslichen Weisheit nicht zu beſſern verſteht. Ihr Geſättigten, wenn ihr das Geheul des Hungers, oder das wilde Freudengeſchrei ſeiner augenblicklichen Betäubung, nicht melodiſch finden könnt und

sollt, schimpft und entwürdigt nicht den Hungrigen, dem ihr kein Mahl zu geben habt."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte sich Alfred, während er still daher ging, und einige kleine Gaben an Kinder austheilte, die angelockt durch seine milde Miene sich stumm bettelnd in seinen Weg stellten, als ein eigenes Verhalten seines Hundes plötzlich seine Aufmerksamkeit auf einen besondern Punkt in dieser Allgemeinheit der Noth heftete.

Blanc war in seiner gewohnten Weise stattlich vor dem Herrn daher geschritten, als er plötzlich stutzte, stehn blieb, mit dem Schweife wedelte, und dann im vollen Lauf auf ein kleines armseliges, aber verschlossenes und verlassen aussehendes Haus zufuhr, das abgelegen stand, mit Heftigkeit an dessen Thüre scharrte, und ein paar mal tief anschlug. Da man, wie natürlich, nicht öffnete, wich er ein wenig zurück, stellte sich vor dem Hause auf, sah zu dessen blind gewordenen Fenstern empor, und hub ein jammerndes Geheul an, wie es seither noch niemals von ihm vernommen worden.

Zwei Frauen gingen vorbei und sagten: „seht den klugen Hund, er merkt was da drinnen sich begeben wird, und sagt es an. Nun ist es gewiß, der da wird nun doch daran müssen. Sie dürfen nur das Grab und den Nasendrücker bestellen."

Daß unter dem gemeinen Mann der Aberglaube

herrſche, wie Hunde den Tod eines Kranken voraus merken, und ihn durch eigenes ſchauerliches Geheul anmelden, war dem Freunde wohlbekannt. Er fragte daher die Frauen, ob darin Jemand auf dem Siechbette liege?

„Ja, — ein Mann," — war die Antwort. —

„Iſt er arm?"

„Hinlänglich. — Nichts zu beißen, nichts zu brechen."

„Hat er Niemand, der ihm beiſteht?"

„Die ihm beiſtehn, kann ihm nicht helfen, und die es können, mögen nicht."

„Wer iſt es?"

„Kennen ihn nicht, ſind fremde Leute, kürzlich erſt hergezogen."

„Welchen Standes?"

„Heruntergekommenen. Vielleicht einmal vornehm, nun, — daß ſich Gott erbarme."

Die Frauen gingen vorüber. Alfred ergriff den Drücker der Thüre, Blanc ſprang freudewinſelnd an ihm empor, und ſo trat er ein.

Ein enger dämmernder Flur. Thüren von beiden Seiten. Blanc ſchnöberte an der einen, und kratzte mit der Pfote.

Alfred pochte leiſe an dieſer Thüre.

Es war ſtill.

Er pochte lauter, dann noch lauter. Endlich rief eine ſanfte Stimme: „Herein.“ — Alfred öffnete, und — betrat ein Gemach, zwar reinlich und aufgeräumt, aber nur mit armſeligſtem Hausrathe nothdürftig verſehen, der eigentliche ſcharf ausgeprägte Schlupfwinkel verſchämter Armuth, die beſſere Tage gekannt.

Auf einem kaum mit geringen Betten ausgeſtatteten Lager befand ſich ein leichengleicher, ſchwer kranker Mann, mit weiß gewordenen Haaren, ein Waſſerkrug auf einem Schemmel war ihm zur Seite, und daneben der Reſt eines ſchwarzen trockenen Brodes. Ehe er noch Zeit zur Anrede gewann, trat hinter dem Bette eine ſchlanke, ſehr dürftig, aber überaus reinlich gekleidete Mädchengeſtalt hervor, und fragte mit wohltönender Stimme nach ſeinem Begehr.

Alfred fuhr zuſammen. Die Geſtalt hätte er nicht wieder erkannt, aber die Stimme war die Zenaidens. — Was er ſo lange geſucht, hier fand er es.

Am nächſten Tage gewährte die abgelegene kümmerliche, bisher von aller Welt verlaſſene und gemiedene Wohnung Kliſſeks einen anderen Anblick.

Sie war mit allen Bequemlichkeiten einer beſcheidenen Häuslichkeit verſehen. Eine angenommene Dienerin

war beſliſſen Alles zu ordnen. Vor des Kranken ſauber und behaglich eingerichtetem Bette ſtand ein berühmter Arzt, zwiſchen Alfred und Zenaide. Der Blick des Leidenden wich nicht von ſeinem jungen Freunde, der ihm wie ein Engel erſchienen war, und in dem eingeſunkenen matten Auge glänzte ein Strahl von unausſprechlicher Freude. Das Zenaidens war emporgerichtet, wie verklärt. Der Gegenwart entrückt, ſchien ihr Geiſt die Gemeinſchaft höherer, ihr verwandten Weſen zu ſuchen, um mit ihnen Zwieſprache zu halten, über die Bedeutung, und das Endziel ihrer unverſchuldeten herzzerreißenden Geſchicke.

Der Arzt hatte den Kranken eine Weile beobachtet, dann verordnete er, ohne ſich laut über ſeine Zuſtände auszuſprechen, einige Arzeneien, und ging mit dem Verſprechen, entweder noch heute am Abend, oder morgen ganz früh, ſeinen Beſuch wiederholen zu wollen.

Alfred begleitete ihn vor die Thüre, und an den Wagen, um ſeine Meinung zu vernehmen. Der erfahrene Mann ſchüttelte das Haupt; das Befinden Kliſſols geſtatte keine Hoffnungen mehr. Sein Körper ſei durch Leiden, Kummer und Entbehrungen aller gewöhnten Bequemlichkeiten gänzlich herabgebracht, und in wenig Tagen werde ſein Leben verlöſchen wie ein Licht, deſſen Docht abgebrannt ſei.

Unſer Freund kehrte mit ſchwerem Herzen zurück.

und Kliſſok, mit dem gewöhnlichen Scharfblick Seelenkranker, die ihres Bewußtſeins mächtig ſind, las ſofort aus den Mienen des jungen Freundes, was ihm bevorſtehe. Aber er lächelte, winkte dieſen zu ſich heran, ergriff ſeine Hand, und ſagte mit ſchwacher Stimme.

„Kein Bedauern darüber, edler Mann, daß das Ziel meiner Trübſale endlich erreicht iſt. Ich hadre nicht mit der Vorſehung. Ich handelte wie ich es zu müſſen meinte, ich litt, was die natürliche Folge meiner Handlungen war. Ich ſchien ſchuldiger als ich war, und ſofern ich gefehlt, wird eine höhere Macht, wenn ſie mich bald richtet, hoffentlich das Gewicht meiner Thaten, mit der Reinheit meiner Absichten aufwiegen. Nur die Sterblichen richten nach dem Erfolge. Ich ſterbe zwar unbegnadigt; aber ohne Reue, und dürfte ich mein Daſein unter gleichen Umſtänden wiederholen, ich würde abermals thun was ich gethan, auf die Gefahr zu leiden was ich litt. Für die Befangenheit der Menge allein ſind Unglück und Schuld gleichbedeutend. Die Geſchichte wird mit anderen Maasſtäben meſſen, und ſo würde ich gern den Schauplatz verlaſſen, auf dem das Ziel meines eifrigſten Strebens, meiner glühendſten Wünſche, nicht zu erreichen war: — aber —." Hier ſtockte ſeine ſchwache Stimme, und er warf einen Blick unſäglichen Schmerzes auf Zenaiden.

Dann fuhr er weicher fort.

„Wer aber trat wie ein Bote des Ewigen in unſer hülfloſes Elend, als es am größesten war; als Verzweiflung uns ergriff, uns, die wir eine ſo ſchwere Schule der Leiden mit Muth und Ergebung beſtanden? Sie unveränderlicher Freund. Ich weiß, Ihr Edelmuth wird nicht abſchließen mit meinem Leben, und was ſo ſehr, ſo ſchauderhaft verlaſſen ſein würde ohne Sie, wird den Troſt Ihres brüderlichen Beiſtandes nicht entbehren."

Alfred, tief ergriffen, ſank auf die Knie vor Klifſoks Bette. Alles was ein edles Herz Treffliches hegen, ein würdiger Entſchluß Lobenswerthes, Tröſtliches bezwecken konnte, legte er dem Hinſchwindenden zur Befriedigung und Erhebung vor, und als ein ſeliges Lächeln um deſſen Züge ſpielte, als ſeine Hand ſegnend auf dem Haupte des Jünglinges ruhte, war die Stille beredter, als der Fluß begeiſterter Sprache es hätte ſein können.

Aber Zenaide?

Sie ſchwieg, ſtand ſtill und in ſich gekehrt da wie immer, und Alfred, der ihr Benehmen nicht faßte in ihr Weſen, das völlig theilnahmlos ſchien, ſich nicht finden konnte, erduldete die peinlichſte Qual.

Sie war das glänzende, in jugendlicher zarter Kraft blühende Geſchöpf nicht mehr, das er einſt bewundert. Ihre Farbe war geſchwunden: die ſanft gerundete

Wange eingesunken; der holde Mund ohne Lächeln; das einst so strahlende muntere Auge müde gesenkt, und die langen dunkeln Wimpern verbreiteten darüber eine ahnungsbange Dämmerung. Aber dennoch war sie rührend, wehmuthverregend schön. Ihre ganze Erscheinung trug den Ausdruck des Ueberirdischen, Wunderbaren, mußte auf jeden Gefühlvollen einen unauslöschlichen, wenn auch sanft schmerzlichen Eindruck machen.

Sie schien der Erde nur noch halb anzugehören. Klisok war in Schlummer gesunken. Unser Freund beschied die von ihm angenommene Dienerin, eine wohlbewährte, vom Arzte empfohlene ältliche Frau, bei ihm zu verweilen, und führte Zenaiden aus dem Hause, in den Garten hinter demselben, zu einer Laube; der einzigen Zierlichkeit neben Gemüsebeten, und anderem landwirthschaftlichen Pflanzungen.

Sie folgte ihm willig, aber schweigend. Als die grüne Dämmerung sie empfing, durch welche nur einzelne scharfe Lichter sich durch das Laub stahlen, und Zenaidens Haupt umleuchteten, ihr bleiches zartes Antlitz verklärten, bezwang Alfred sich nicht mehr. Die so lange mit Sehnsucht gesuchte Heißgeliebte erschien ihm, in diesem magischen Glanze, mit diesem Ausdrucke in ihren Zügen, allen irdischen Wünschen und Bestrebungen weit entrückt, und von Schmerz zerrissen sank er stumm zu ihren Füßen.

Dieſe unwillkührliche Aeußerung des tiefſten Gefühles ſprengte die eiſige Hülle, die das Herz Zenaidens, — ach dieſe beſtand ja ohnehin nur aus erſtarrten Thränen, — ſeither umfangen. Die ganze, in das innerſte Mark zurückgedrängte Empfindung brach glühend hervor, und bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens.

„Alfred! — Alfred! — rief ſie, in bittere Thränen ausbrechend, und zog ihn zu ſich empor — wozu reißen Sie mich hin. Jahrelang habe ich vor dieſem Augenblicke gezittert, in ſo viel ſchlafloſen durchwachten Nächten mich darauf vorbereitet, ihm die ganze Rüſtung der Vernunft entgegen zu ſtellen, und nun, — da er eingetreten iſt, — gehorcht meine Seele keinen anderen Geboten als denen meiner Liebe.“

„Liebe! — Liebe! — rief er, aus ſeiner Qual auf den Gipfel aller Entzückungen geriſſen, — alſo Sie liebe n mich noch Zenaide! — O dann iſt alles gut, wird alles gut werden — .“

Nein, — unterbrach ſie ihn, — es wird nicht Alles gut werden. — Das große Unglück hat mit dem vollen Glücke dieſes gemein, daß es ſich über alle Rückſichten frei erheben darf. — So darf ich Ihnen wiederholen, was mir ſchon einmal in äußerſter Bedrängniß entſchlüpfte, — ich darf wiederholen, daß ich Sie liebe, daß Sie meine erſte und einzige Liebe ſind.“ —

„Nicht weiter, — o nicht weiter, Zenaide, — fiel

er ihr ins Wort. — Nur dieſe ſchönen Worte enthalten die einzige rein menſchliche Wahrheit, die Ihre gegenwärtige Stimmung frei verkünden kann. Alles, was dem ſich hier noch anſchließen könnte, dürfte verneinend ſein, und ſo nur den Vorurtheilen, den Selbſttäuſchungen, angehören, denen wir niemals leichter anheimfallen, als wenn ein niederwerfendes Mißgeſchick uns hinreißt, mit der Welt, und uns ſelbſt zu hadern. Der Argwohn iſt der peinigende Begleiter des Kummers in der Verlaſſenheit. Sie ſind nun nicht mehr verlaſſen, — ich bin bei Ihnen, und weiſe die Gegner Ihrer Verbindung muthig aus dem ihnen friedlichen Gehege, in dem ich das Aſyl Ihres Glückes thatkräftig begründen will."

„Glück, — mein edler Freund? — Täuſchen Sie ſich nicht. Für Sie giebt es kein Glück an meiner Seite, und ich habe nur noch Wünſche für das Ihrige. — Sie ſuchten uns raſtlos. Mehrmals waren wir in Ihrer Nähe. Sie hätten uns finden, — Sie hätten ſelbſt ohne Suchen uns begegnen müſſen, wenn ich es nicht verhindert hätte. — Ihre Stirne verfinſtert ſich. Ich leſe den ſchweren Vorwurf in Ihren Zügen, daß ich Ihr Herz wohl nicht verſtanden: daß, mit der ſträflichſten Lieblоſigkeit, ich Ihr ſchönes Gefühl nicht ſchonungsloſer hätte mißhandeln können: daß ich den ſchwärzeſten Undank verſchuldet. — Alfred, ſolche Vorwürfe wären

ungerecht. Liebe und Dankbarkeit, in ihrer höchſten Uneigennützigkeit, haben mich beſtimmt. Lernen Sie ein treues weibliches Herz verſtehen, ehe Sie Handlungen richten, in denen es ſeinen wahren Gehalt ausprägt."

„Seien Sie deutlicher, Zenaide, wenn ich nicht irre werden ſoll an Ihnen, der Welt, und mir ſelbſt."

„Alfred, — Sie ſind ein Deutſcher, — ich bin eine Polin. Nur ein Thor, oder ein Unwiſſender kann die hohe und edle Bedeutung Ihres Volkes verkennen, — aber es iſt doch nicht mein Volk. — Ich bin eine Polin, und das iſt im Elende mein letzter Stolz. Bei uns iſt die Liebe zum Vaterlande eine Inbrunſt, und unſere Frauen ſind es, in deren Gemüthern ſie am glühendſten, am mächtigſten ſich regt. Unſere Männer wiſſen, achten es, warum bedeuten die Frauen ſo viel in den geſelligen Verhältniſſen unſeres Volkes, ſo viel in unſerer Geſchichte. Die Frauen haben bei uns nicht blos die Helden geboren, ſondern auch ihr Heldenthum. — Dieſem Heldenthume verdankt Ihr Volk den heutigen Beſtand ſeiner Freiheit, ſeiner Einrichtungen. Ohne unſeren heroiſchen unermüdeten Kampf mit dem Halbmonde, ohne Sobieski's Sieg vor Wien, wären die Ufer der Donau und des Rheines jetzt wahrſcheinlich von der nämlichen Nacht der Verweſung bedeckt, welche die Gefilde des Euphrat und Tigris überdunkelt. Wir haben keine Beweiſe von der Dankbarkeit, der brüderlichen Ge-

ſinnung der Deutſchen in unſeren Schickſalen; — können wir ſie lieben?"

„Zenaide, die wahre Liebe, welche Gott gefällt, und die Menſchen beſeligt, ſchwebt über den Geſchicken der Völker. Sie iſt individuell, vom reinen Herzen zum reinen Herzen gehend, welche Nationalantipathien dieſe Herzen auch ſonſt mit dem vergoldeten zwar, aber ſtarren Erzen des Stolzes umgeben. In der Liebe iſt ein Strahl, der ſolch dreifaches Erz durchbricht, weil jener göttlich, dieſes nur menſchlich iſt."

„Wahr, Alfred, — und ſolcher Strahl vereinigt Sie und mich auf ewig, — aber nur für das Gefühl, nicht den gegenſeitigen Beſitz. Ohne das Mißgeſchick meines Vaterlandes wären Sie und ich uns unerreichbar fern geblieben. Wir hätten uns ſchwerlich jemals gekannt, erkannt niemals. Der deutſche Bürger hätte keinen Sympathien ſich hingegeben für die Tochter der polniſchen Staroſten. Dieſe hätte einen deutſchen Fürſten verſchmäht. — Was änderte dieſe ſchneidende Sonderung der perſönlichen und volksmäßigen Zuſtände? — Was vereinte das urſprünglich ſo weit Auseinandergeſtellte? — Das Unglück. — Weſſen Unglück? — nicht das Ihre, — das meine. — Das Unglück aber gewährt den Boden nicht, auf dem es gut iſt, Hütten zu bauen. Es gleicht jener fabelhaften Scylla; ergreift mit ſchonungsloſer unvermeidlicher Gewalt, was ſich

ihm annähert, und reißt es in ſeine dunkeln Tiefen. Hat der Dolch jenes Frevlers, der ſich Tappenbröck nannte, Sie nicht belehrt, wie gefährlich es iſt Gemeinſchaft zu machen mit dem Unglücke? Nicht zweimal warnt das Geſchick denjenigen, welcher die erſte Lehre in den Wind ſchlägt. — Bemitleiden Sie das Unglück, tröſten Sie es, aber halten Sie ſich über ihm. Vor Allem hüten Sie ſich die höchſte Beſtimmung Ihres Lebens an das der Unglücklichen für immer zu knüpfen. Ihr Glück wäre unwiederbringlich vernichtet."

„Es giebt keine Unglücklichen für immer, Zenaide."

„Es giebt deren. Der aus ſeinem Vaterlande Verwieſene iſt ſehr unglücklich, aber nicht für immer. Die Gnade der Machthaber enthält einen gewaltigen Zauber. Ein mildes Wort, der Verbannte hat Alles wieder was er entbehrte. Er wird zurückgegeben dem heiligen Boden, auf dem ſeine Kindheit träumte, den lieben gewöhnten Zuſtänden, den Umarmungen der Freunde, der Brüder. Der von aller Vergebung Ausgeſtoßene, der Unbegnadigte für immer, iſt auch der Unglückſelige für immer. Er hat auf Erden keine Heimath, er hat keine Rechte, keine Hoffnung mehr. Er iſt abgeſchieden von jeder Gemeinſchaft, die ſelbſt den Bedürftigſten, der ihr noch angehören darf, ſchirmt und trägt. Nur das Mitleiden höchſtens hält den Fuß zurück, mit dem die Gewalt, der er ſchutzlos preisgegeben, ihn zertreten

könnte. Im Herzen des Unbegnadigten iſt die Stelle getödtet, auf der das Glück Wurzel ſchlagen könnte. Er kann dieſes weder empfangen, noch wiedergeben. Schelten wir deshalb die Machthaber nicht. Könnten ſie denn den wahrhaft Unbegnadigten begnadigen, wenn ſie auch wollten? — Riefen ſie ihn auch zurück in ſeine Heimath, erſtatteten ſie ihm freigebig die verlornen Güter. Sein Gefühl können ſie doch nicht begnadigen, auch nicht ſeine Ueberzeugungen, die mit den ihren, und ihrer Gnade nicht beſtehen. Weil ſie ihm für ſeine Gnade niemals danken, weil ſie ihm nie vergeben können, ſind ſie ewig unbegnadigt. Und an die Unbegnadigten, Alfred, ſollten Sie, der Beglückte, der Begnadigte, ſich feſſeln wollen? Um aller Heiligen willen fliehen Sie mich, überlaſſen Sie mich meinem Geſchicke. — Sehen Sie mich niemals wieder."

„Jenaide, Sie ſind groß und edel, aber, — Sie verſtehen nicht zu lieben."

„Es liegt einige Wahrheit in Ihrem bitteren Vorwurfe. In der That, ich verſtehe nicht zu lieben, wie Ihre deutſchen Mädchen. Ich liebe wie eine Polin. Ihre Jungfrauen vergeſſen Alles neben dem geliebten Gegenſtande. Wir bedenken, mit zärtlichſter Sorge für den Geliebten, unſere Sache, inwiefern ſie das Glück ergeben könnte, das wir ihm bereiten möchten. Ihre Mädchen wollen um jeden Preis nur den Beſitz, wir

um jeden Preis nur das Heil unſeres Freundes. Aber kein Heil beſteht für uns ohne das Heil des Vaterlandes. — Alfred, mein Vaterland iſt vernichtet, ich die Unbegnadigte bin es mit ihm. Die eben zerſchmetterte Ruine trägt keine Roſen des häuslichen Glückes. Sie ſind aber zu edel, Sie müſſen glücklich ſein. — Ich liebe Sie zu innig, und ſo will ich, daß Sie glücklich ſeien. — Alfred — leben Sie wohl — auf ewig."

Er ſtand einen Augenblick erſchüttert, dann aber erhob er ſich mit voller männlicher Kraft. „Zenaide — ſagte er — Sie lieben, wie eine Polin, — es ſei. — Ich liebe wie ein Deutſcher, und feſte, furchtloſe, beſonnene Beharrlichkeit bei dem, was wir für edel, ſchön und recht erkennen, iſt die Eigenſchaft deutſcher Männer. In Ihrem Sinne können Wir daher nie unbegnadigt ſein. Verbannen Sie den Deutſchen aus ſeinem Vaterlande, er nimmt es mit ſich, weil es in ſeinem Herzen, in ſeiner Geſinnung iſt. Und wo er in dieſer beſteht, iſt er heimathlich, und kann einen ſicheren friedlichen Heerd bauen für ſeine Liebe, und daran glücklich ſein. — So fürchte ich dasjenige nicht, womit Sie mich abzuſchrecken meinen. — Sie hätten kein Vaterland? — Ihr Vaterland iſt in meinen Armen, denn es iſt die Liebe. — Ihr Widerſtreben iſt umſonſt. Ich laſſe Sie nicht. Weil Sie meine Liebe ſind, achte ich es nicht, mit Ihnen unterzugehen, weil ich ohne Sie nicht beſtehen kann.

Vertrauen Sie mir, und — auch Sie ſollen, auch Sie werden glücklich ſein."

Da ging ein Zug unausſprechlicher Wehmuth über ihr Antlitz, und große Thränen hingen an ihren Wimpern. Er war zu mächtig für ihren Widerſtand. Ihre Kraft ſank zuſammen, ſie willenlos in ſeine Arme, — und der Bund ward geſchloſſen.

Wenig Wochen nachher wurde Alfred mit Zenaiden am Bette des hinwelkenden Vaters, in ſtiller Feierlichkeit vermählt. Nur der Arzt, ſeine Tochter, die Zenaidens Vertraulichkeit bald gewonnen, und ein Freund Alfreds, waren als Zeugen zugegen.

Kliffoks verblichenes Antlitz leuchtete noch einmal von ſeliger Freude. Er verſuchte zu ſprechen, aber — er vermochte es nicht mehr. Er ſegnete die Verbundenen, leiſe, betend, — hob ſich noch einmal, küßte das Kruzifix, das der Geiſtliche ihm hinhielt, und ſank zurück. —

Der Unbegnadigte war nicht mehr. Zenaide beugte ſich, ihm die Augen mit Küſſen zu ſchließen.

Ihr Brautkranz fiel ihr vom Haupte, auf die Bruſt des Todten.

Eine Vorbedeutung.

Nach einem Jahre, das ſie in ſtiller Wehmuth an der Seite des zärtlichen, ſorgenden Gatten verlebt, riß nach kurzem Siechthum ein zehrendes Fieber ſie dem Vater nach. Sie hatte zu viel gelitten, um die Fülle des Glückes noch überdauern zu können.

Was ſollte Alfred in den Finſterniſſen des Lebens ohne Sie. — Er weilte dahin. — Seine alte Wunde brach auf, — unheilbar. Nach wenig Monden ſchlummerte er an Zenaidens Seite.

Er folgte den Unbegnadigten.

Cesarone.

Erzählung.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Des Herrn P —, Maler in Mailand, werde ich mich ſtets mit Vergnügen erinnern. Seine Kunſtleiſtungen verdienten alles Lob, ſein Geſpräch aber war es, welches vorzüglich für ihn einnahm. Den Landſchaften, welche er ausſtellte, konnte ein gewiſſes Aneignen der Manier des Salvator Roſa nicht ſtets günſtig ſein, denn die Nachahmung dieſes ſeltſamen Meiſters mußte bisweilen in Uebertreibung ausarten. Seine hiſtoriſchen Compoſitionen empfahlen ſich durch Richtigkeit der Zeichnung, gute Anordnung und ein prächtiges Colorit. Man durfte ſagen, daß er ſich aus der venezianiſchen und lombardiſchen Schule gewiſſermaßen einen Collectivſtyl gebildet. Er war aber darauf nach Paris gekommen, und hatte eben ſo viel Schwülſtiges als Tüchtiges von David ſich angeeignet, ſo daß er dadurch hin und wieder ſeine eigne gute Natur beeinträchtigte. Er malte nur Scenen aus Mythologie und römiſcher oder griechiſcher Geſchichte, abſichtlich chriſtliche Ge-

gemeinde vermeidend. Man iſt jetzt ſo ziemlich darüber einig, daß eine ſolche Richtung zur Seelenloſigkeit und Kälte führt, welche durch Ueberladung und glänzende Effecte nicht verdeckt werden. Aber ſeine Portraits waren hohe Meiſterwerke. Er wußte das geiſtige Leben der Perſonen, welche er darſtellte, ſo unvergleichlich aufzufaſſen und mit einer ſo täuſchenden würdigen Aehnlichkeit der Formen zu verbinden, daß ſeine Bildniſſe wahre Charakterzeichnungen wurden, und überall die größte Bewunderung und den reichſten Lohn erwarben, beſonders da er mit dem feinſten Geſchmacke und auf die gefälligſte Weiſe ſie zu erheben und aufzuputzen verſtand, ohne der phyſiognomiſchen Wahrheit den mindeſten Eintrag zu thun. Da Jeder, den er darſtellte, ſich im Bilde gefallen mußte, und doch alle andern Leute die täuſchende Aehnlichkeit laut bekräftigten, ſo durfte er ſich ſagen, daß er nicht einen Kunden gehabt, welchen er nicht höflich zufriedengeſtellt. Er hatte daher, nachdem er ſo ziemlich alle Höfe und großen Städte zwiſchen Petersburg und Liſſabon bereiſen dürfen, beinahe alle Perſonen gemalt, welche zu ſeiner Zeit in Europa etwas bedeuteten, und da er bei dieſer Gelegenheit eine Menge vornehmer Bekanntſchaften gemacht, in den verſchiedenſten geſellſchaftlichen Beziehungen gelebt, und mit einem gewandten gefälligen Betragen, ſo wie mit ſeiner Verſchwendungsgabe ausgerüſtet, aufgetreten, mußte ſich

jenes ſchon erwähnte überwiegende Talent des Geſpräches ergeben. Es iſt wahr, er raiſonnirte weniger als er erzählte, aber er erzählte gut. Alles was er wußte, wollte er ſelbſt erlebt haben. Letzteres mochte man hinterdrein dahin geſtellt ſein laſſen, aber während ſeines Berichtes ließ die Lebhaftigkeit, das Charakteriſtiſche der Darſtellung im Zuhörer das *si non vero, ben trovato* nicht aufkommen. Ich reiſte mit ihm von Mailand nach Florenz in einem Wagen, und bin niemals beſſer unterhalten, und der Beläſtigung, meiner Seits ſprechen zu müſſen, ſo reizend überhoben worden. Dabei wiederholte er ſich auf keine Weiſe, und man muß ſagen, daß Alles, was er vortrachte, ſo in ſich abgerundet, ſo verhältnißmäßig in ſeinen Theilen, ſo berechnet in ſeinen Wirkungen erſchien, daß ſeine Stoffe ſich unvermerkt zu den artigſten großen oder kleinen Novellen geſtalteten. Ich könnte ein paar Bände anfüllen mit Demjenigen, welches er mir auf jener angenehmen Reiſe erzählt, ich will hier aber nur eine dieſer Mittheilungen vorlegen, die freilich, wie ich ſie niederzuſchreiben nur vermag, kaum einen Schatten von ſeiner Darſtellung gewähren kann. Dieſes mag der geneigte Leſer bedenken, falls ich mit meinem Berichte nicht ſonderlich Ehre einlegen ſollte.

Herr B — befand ſich in den erſten Regierungsjahren Napoleons zu Paris, hatte ſo ziemlich die ganze ſchöne Welt gemalt, und ſeine Portraits fanden den lauteſten Beifall wie den reichſten Lohn. Einſt empfing er einen Beſuch von einem Herrn Lenoir, Erzieher der Kinder des Generals G—ſyini, mit der Bitte, ſich auf das Landhaus ſeines Gebieters zu begeben, um die drei Kinder auf einem Bilde in ganzer Figur zu malen. — „Kinder? — warum denn nur Kinder?“ fragte der Maler. „Ich geſtehe, daß ich mich mit Kinderbildniſſen nicht gern befaſſe. Es iſt gewöhnlich langweilige Arbeit, und die kleinen Creaturen ſitzen nicht ſtill. Wenn der Herr General ſein oder ſeiner Gemahlinn Bild verlangt, ſo werde ich um ſo lieber zu Dienſten ſein, als der italieniſche Namen auf einen Landsmann ſchließen läßt. — Aber die Kinder; — entſchuldigen Sie. — Madame Recamier will noch einmal, und in einer andern Stellung von mir gemalt ſein. Ich bin ſo leicht. Ich kann Ihnen nicht dienen.“

Der Erzieher erörterte, von Bildern der Kinder dürften wohl auch die der Eltern folgen, jetzt aber könne nur von den erſten die Rede ſein, denn der General und ſeine Gattinn befänden ſich eben in Italien, einer Familienangelegenheit wegen, würden aber bald zurückkehren. Die Kleinen ſeien auf dem Landhauſe. Madame habe geſchrieben, und befohlen, ihre Bildniſſe anfertigen

zu laſſen, mit welchen ſie bei der Rückkehr den davon nichts ahnenden Gemahl in ſeinem Zimmer überraſchen wolle.

Dieſe zarte Aufmerkſamkeit gefiel dem Maler. Es war ohnehin Frühling. Ein paar ungeſtörte Wochen auf einem ſchön gelegenen Landhauſe waren mitzunehmen. Er verſprach zu kommen, die Kinder zu ſehen und dann ſich zu beſtimmen.

Das Landhaus war wenige Meilen von Paris. Eine elegante Equipage holte ihn anderen Tages ab, und er fuhr hinaus. Die Umgebungen dieſer Villa waren reizend, die Gartenanlagen bezaubernd, und das Haus ſelbſt bot Alles im ſchönſten Vereine dar, welches Geſchmack, Liebe zum Luxus, und reiche Mittel irgend erſchwingen können. Es war ein Aſyl, in welchen ihn der Zufall geführt. — „Der Gemahl ſcheint ſehr reich zu ſein?“ fragte er. — „Die Herrn vom Militair in hohen Stellen und in Gunſt ſind das jetzt gewöhnlich,“ hieß es zur Antwort. Niemand war eben hier vorhanden, als Herr Renoir, der Erzieher, und Madame Leblanc, die Gouvernante, ein Haushofmeiſter und ein paar Bediente. Alle freundliche Leute. — „Aber wo ſind die Kinder?“ — „Sie werden im Gartenſaale ſpielen.“ — Der Maler wurde durch eine Reihe mit der üppigſten Pracht meublirter Zimmer in einen runden Gartenſaal geführt, der alles bisher im Hauſe Geſehene an Geſchmack

der Einrichtung überbot. Die Kinder waren wirklich im Saale. Welche reizende Gruppe! Ein Mädchen von etwa fünf Jahren, idealiſch gekleidet, in einer dunkelroth drapyirten Niſche ſitzend, auf einem türkiſchen Polſter von gelbem Atlas. Zwei ältere Knaben ihr zu Füßen knieend, und ihr Blumen reichend, welche die Kleine in einen Kranz verwindet. Alle drei ſchön wie der Tag. — „Gut," ſagte der Maler. „Das iſt ein Anderes. Dieſe Kinder will ich malen, und zwar ſo, wie ſie eben ſind." —

Es geſchah alſo. Das Bild, verſicherte Herr V., iſt eins von Denjenigen, in welchen er ſich am meiſten Genüge geleiſtet, und er dachte noch mit Vergnügen an die Naivetät der Kleinen, und den angenehmen Aufenthalt in dieſer jetzt ſo ſtillen und reizenden Villa.

Einige Zeit nachher war Herr P — eben im Begriffe ſeine Reiſe nach Spanien anzutreten, als Herr Renoir ihm einen Beſuch abſtattete, und ihm meldete, wie der General ſeit zwei Tagen aus Italien zurückgekehrt ſei, und eine ſo außerordentliche Freude über das Bild ſeiner Kinder empfunden, daß er den Augenblick nicht erwarten könne, den trefflichen Künſtler ſelbſt zu begrüßen, welcher ihm ſolche Freude bereitet. Dieſer werde daher eingeladen, morgen Nachmittags auf dem Landhauſe ſich einzufinden, und dort einen neuen Aufenthalt von mehreren Wochen in der ſchönen Herbſtzeit

ſich gefallen zu laſſen, indem nun auch gewünſcht werde, das Bild des Ehepaares ſelbſt von ſeiner Hand zu beſitzen. — V — kam gewiſſermaßen in Verlegenheit. Seine Abreiſe war feſtgeſetzt, und er mußte ſich zuletzt ein Herz faſſen, die lockende Beſtellung abzulehnen. Um indeß nicht unhöflich zu erſcheinen, nahm er die Einladung, auf der Villa den Abend zuzubringen, an, jedoch unter der Bedingung, noch dieſelbe Nacht wieder zurückkehren zu dürfen, da den Mittag darauf die Diligence nach Bayonne abgehe, auf welcher ſein Platz bereits bezahlt ſei.

Am folgenden Nachmittage traf der Maler auf dem wohlbekannten Landhauſe ein. Die Scene hatte ſich verändert. Viele Equipagen ſtanden im Hofe und im Park. Vor dem Hauſe war geräuſchvolle Bewegung von Dienern. Alles deutete auf eine große und glänzende Verſammlung.

Der General erſchien im Säulengang, den Gaſt zu empfangen. Eine herrliche, vornehme Geſtalt, gehoben durch den prächtigen Anzug ſeiner Würde. Die Phyſiognomie höchſt ſprechend; die Züge von ausgezeichneter männlicher Schönheit; der Anſtand majeſtätiſch; das Betragen fein, in voller Abgeſchliffenheit der großen Welt; das Alter wenig über dreißig. Er ſagte dem Maler in zierlichem Franzöſiſch die angenehmſten Dinge, die feinſten Lobſprüche über ſein Werk, und äußerte in Bezug auf die Unmöglichkeit, eine ſo werthe und ange-

nehme neue Bekanntſchaft ſich auf längere Zeit Rang machen zu dürfen, das verbindlichſte Bedauern, indeß er den höflich Geſchmeichelten in den Saal führte.

Hier fand ſich eine zahlreiche Geſellſchaft aus Paris, und ſo ziemlich Alles, welches dort eben als die Blume der feinen Geſellſchaft galt, Männer und Frauen, und der Maler ſah ſich im Kreiſe alter Bekannten. Grüße, Komplimente, Fragen, erfüllten die erſten Augenblicke, bis er Raum zu der Bemerkung fand, daß er der Dame vom Hauſe noch nicht vorgeſtellt ſei. Sein Befremden muß in ſeinen Zügen erſchienen ſein, denn der General unterrichtete ihn, ſeine Gemahlinn ſei ſchon vor einiger Zeit in ihr Cabinet gegangen, um ein an ſie gelangtes Billet einer Freundinn zu beantworten. Sie verweile zu lange, er wolle zu ihr gehen, um ſie zur Rückkehr einzuladen. Er kehrte nach einiger Zeit, ſichtlich betroffen, mit der Aeußerung zurück, Madame G — ſpini ſei plötzlich von einer Unpäßlichkeit befallen, die zwar gefahrlos, doch aber leider empfindlich genug ſei, um ſie der Freude der Theilnahme an dieſem bezaubernden Zirkel zu berauben. Sie bitte Madame D*** an ihrer Stelle die Wirthinn zu machen. Da in Frankreich bei der herrſchenden Caprice und Empfindelei der Frauen ſolche Dinge oft vorkommen, beachtete man dieſen Fall nach einigem kurzen aber empathiſchen Bedauern ferner nicht ſehr, und die Statthalterinn übte ihre proviſoriſche

Hausfrauenpflicht mit ſo vieler Grazie, daß ſie eigentliche Inhaberinn des Regiments nicht ſehr vermißt wurde.

Das laute Geſpräch drehte ſich anfangs um viele allgemeine Dinge. Ein franzöſiſcher Zirkel will aber amüſirt ſein, und da Herr P— aus Erfahrung wußte, daß die Künſtler gewöhnlich in die Geſellſchaft geladen werden, nicht um ſich amüſiren zu laſſen, ſondern um ihrer Seits auf eigene Koſten zu amüſiren, ſo ging er niemals in ſolche Verſammlung, ohne ſich mit dem erforderlichen Apparate, welchen ihm ſeine Kunſt darbot, zu verſehen. Man war daher auch bald dahin gelangt, ſich um einen großen runden Tiſch zu verſammeln, um mit unendlicher Neugier die Zeichnungen ſich vorlegen zu laſſen, welche Herr P— mitgebracht, und anziehend und lebendig zu erklären bemüht war. Portraits merkwürdiger oder komiſcher Perſonen, Landſchaftſkizzen, Volksſcenen aus Rom, Neapel, Sicilien, Griechenland, Conſtantinopel, welche der fleißige, aufmerkſame Künſtler geſammelt, Entwürfe eigener Compoſitionen, ja ſogar Caricaturen, machten bunt durcheinander die Runde, und fanden lauten, lebhaften Beifall. Ein Blatt indeß, das mit hoher Sorgfalt und Zierlichkeit, und zwar in Aquarellfarben ausgeführt war, brachte ein allgemeines Ah! — dem bald ein superbe, magnifique, admirable folgte, zu Wege. Es war — ich habe es nachher ſelbſt geſehen — wirklich allerliebſt, und würde heute,

ſchon des Gegenſtandes wegen, auf unſeren Kunſtausſtellungen furore machen, an deren Wänden es ja oft ſo polizeiwidrig ausſieht. Es ſtellte nämlich einen italieniſchen Räuber mit Frau und Kind vor. Der Mann, eine überaus ſchöne, noch ganz jugendliche Geſtalt, ſehr phantaſtiſch, bunt und mit Auswahl gekleidet, — die Leſer kennen ja das costume de brigante, — den grünen ſpitzen Hut mit drei rothen Hahnenfedern auf dem Kopfe, mit Dolchen und Piſtolen wohl bewehrt, auf den zierlichen Krücken geſtützt, betrachtet das junge, ebenfalls blendend ſchöne Weib in nicht minder maskenartigem Anzuge, welche den ganz nackten Knaben mit Entzücken zu hegen ſcheint. Durch die Wildheit in den Zügen des jungen Räubers blickt ein Ausdruck des innigen Gefühls für die beiden Gegenſtände ſeiner zärtlichen Sorge. Das junge Weib und ihr Kind beinahe völlig Madonna e bambino. Die Umgebung rauhe, aber maleriſche Gebirgsgegend der Abruzzen, ein alter Thurm nicht entfernt. Der Standpunct hoch. Tiefe und weite Ausſicht in die Ebene.

Der General betrachtete das Bild, nachdem es Alle bewundert, lange mit ſchweigender Aufmerkſamkeit, und warf dann einen ſchnellen aber durchbohrenden Forſcherblick auf den Maler. Zuletzt ſagte er: „Allerliebſt. Wohl Zeichnung nach der Natur?“ — „Zu Ihrem Befehl, mein General.“ — „Nun ſehen Sie, da ſind Sie ja auch mit

dieſen Geradmachern alles Ungeraden, mit dieſen wilden Schößlingen aus der vertrockneten Wurzel des alten Römerthums, mit dieſen Geiſtern mitten im Gebiete der Behaglichkeit, mit dieſen Heroen aller Schulknaben, dieſen Halbgöttern für das Lumpengeſindel, in Verkehr gekommen? — Ich will hoffen zu gegenſeitiger Zufriedenheit, denn nach meiner kleinen Erfahrung ſind dieſe Schelme, wenn man ſie zu behandeln weiß, ſo übel eben nicht, und ich weiß Manchen in der großen Geſellſchaft, der ihre Höflichkeit zu rühmen haben möchte. Aber wie kamen Sie unter dieſe Leutchen? Das giebt vielleicht eine Geſchichte, welche die Geſellſchaft entzückt, da Ihre Mappe leider ohnehin zu Ende iſt. Darf ich mir erlauben, Sie um Ihr Abenteuer zu bitten?" — Obgleich der General dieſes Gemiſch gänzlich nicht im Ernſte, vielmehr ſcharf ironiſch und fast ein wenig ärgerlich ergehen ließ, ſo war der Erfolg, wahrſcheinlich wider ſeine eigentliche Abſicht, entſcheidend.

„Eine Räubergeſchichte!" ging es durch die Geſellſchaft. „O das iſt entzückend, das iſt bezaubernd. — Erzählen Sie doch, mein Herr. — Nun, ſo erzählen Sie doch. — Sie ſehen, wir ſterben vor Ungeduld." — Der Maler, wohl oder übel, mußte daher folgende Begebenheit zum Beſten geben, die auch hier vielleicht am Leben gewinnt, wenn wir Herrn P— ſelbſt reden laſſen.

Vor zehn Jahren befand ich mich zu Rom. Es war eine eigene Zeit damals in Italien. Die franzöſiſche Revolution hatte in jenem Boden, den Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden überwucherte und verſumpfte, das günſtigſte Terrain zur geheimen Verbreitung ihrer Wurzeln und Faſern finden müſſen, und dem dort noch geltenden geiſtlichen Zuſtande, trat eine immer erfolgreichere Oppoſition entgegen. Zahlloſe Räuberbanden hatten ſich vom Staate, wiewohl keineswegs von der Kirche losgeriſſen, und bildeten in den Gebirgen unabhängige, auf Gewalt und Frevel gegründete Staaten, und alle Hitzköpfe, welche mit dem Geſetze zerfallen waren, liefen ihnen zu. Ohnehin iſt in dem Räuberleben jener Gegenden etwas, das der Sinnesweiſe der Italiener gefällt. Wir ſind und bleiben ein poetiſches Volk. Die gerade, ebene Straße, die oft pedantiſch genug bei uns eingefaßt war, giebt der Einbildungskraft, die bei uns allmächtig iſt, nichts. Wir lieben, wenn auch nicht die Freiheit, ſo doch die Ungebundenheit. Wo könnte eine reitzendere Nahrung für dieſe Geſchmackseigenthümlichkeiten geboten werden, als in einem Gewerbe, bei welchem beinahe jeder Schritt ein hohes Spiel iſt, in einer freien, zwar wilden, aber erhabenen Natur, unter dem herrlichſten Himmel der Erde. Die Räuber anderer Gegenden ſind ſcheußlich, in Italien ſind ſie geſchmückt und brillant. Anderswo ſind ſie feig, niederträchtig, gemein, in Ita-

lien tapfer, großthuend und vornehm; anderswo ſtehlen ſie kleinlich, in Italien machen ſie Beute im Großen; anderswo verderben ſie, unfähig jeder Beſſerung, in Italien werden ſie ohne weiteres Zuthun die beſten, ruhigſten, ehrlichſten Leute von der Welt, wenn ſie ihr Glück gemacht haben. Unſere Ränker und unſere Improviſatoren haben viel Aehnlichkeit mit einander. Die Letztern improviſiren dichteriſch den ihnen gegebenen Stoff, die Erſtern nicht minder dichteriſch ihr ganzes Leben. Der Erfolg iſt bei beiden ein Triumph, und gilt es durchzufallen, ſo iſt es gleich, ob durch den Wurf der faulen Orange eines Gaſſenbuben, oder durch die Flintenkugel eines Carabiniers.

Es hieß damals allgemein, die Räuberbanden, welche vornehme begüterte Reiſende anhielten und plünderten, ja ſogar offen bei Tage und in großer Anzahl Dörfer, Klöſter, Schlöſſer, ja ſogar kleine Städte in aller Form brandſchatzten, würden ſo keck ihr Weſen nicht treiben können, wenn die Grundherrn, auf deren Gebiet ſie zu hauſen pflegten, ſie, gegen hohe Abgaben, nicht duldeten, heimlich ſchützten, ihnen Vorſchub leiſteten, und ſo ſich gleichſam als Mitſchuldige ihnen zur Seite ſtellten. Man darf dieſe, in keinem Falle auch nur ſcheinbar erwieſene Beſchuldigung, eine unwahre nennen, ſie erhöhte aber die Abneigung der Mittelclaſſe gegen den

Adel, welche auch in Italien, von Paris aus, an die Tagesordnung gekommen war.

Ein reicher Grundherr, deſſen Güter halb dem päpſtlichen, halb dem neapolitaniſchen Gebiete angehörten, der Marcheſe Raſpinella, wurde durch ſolche Nachrede um ſo mehr geärgert und verletzt, als der Theil der Gebirge, welcher zu ſeinem Beſitzthume gehörte, wegen ſeiner Rauheit und Unzugänglichkeit, vorzugsweiſe den Banden zum Schlupfwinkel diente. Um einen offenen Beweis ſeines Ernſtes, dieſe Plage abzuwehren, an den Tag zu legen, beſtätigte er alle möglichen Maasregeln, welche dahin führen ſollten, die Räuber zu fangen, oder zu vertreiben. Sie waren im Ganzen erfolglos, ja die Strenge zeigte ſich in dieſem Falle nachtheiliger als die Toleranz, denn wenn auch vier oder fünf Räuber gefangen und hingerichtet wurden, ſo hatte der Marcheſe dafür die unverſöhnliche Rache ihrer Cameraden zu dulden, welche ſich um deſto zahlreicher auf ſeinen Gütern feſtſetzten, ſeine Ortſchaften plünderten, ſeine Heerden wegtrieben, ſein übriges Eigenthum verheerten, und ſogar ſeine Perſon bedrohten. Es blieb ihm, um mit dem Leben davon zu kommen, nichts übrig, als ſein Schloß zu verlaſſen, und nach Rom zu ziehen. Ich entſinne mich als wäre es geſtern geweſen, welchen Schrecken er verbreitete, als er in dem Zirkel des Fürſten Borgheſe, in welchem ich ihn zuerſt ſah, die Gräuel-

thaten in ſeiner Heimath und die Gefahren, denen er perſönlich ausgeſetzt geweſen, ſchilderte. Nach ſeinem Berichte waren die Banden jener Gegend vollkommen militairiſch organiſirt, trefflich bewaffnet, hatten eine ſtrenge Disciplin, eine Abſtufung von Befehlshabern und einen Commandeur en chef, in der Perſon eines gewiſſen Antonio Geſarone, den aber ſeine Schaaren, und die ganze Gegend mit ihnen, den großen Cäſar nannten. Dieſes Individuum ſollte noch jung, kaum vier und zwanzig Jahre alt ſein, alle Vorzüge der Geſtalt und Manieren beſitzen, mit einer Art von ritterlicher Vornehmheit groß thun, freigebig gegen die Armuth, gegen die bemittelten Perſonen, welche ſeine Brandſchatzung oder ſeine Plünderung erduldeten, bei ihrer Nachgiebigkeit eben ſo höflich und galant, als bei ihrem Widerſtande unerbittlich, wild und grauſam ſich bezeigen. Ueber ſeine zahlreichen Untergebenen ſollte er ein despotiſches Anſehen behaupten und auf ſtrenge Ordnung halten, welche nur dazu dienen mußte, ſeine Macht zu vergrößern und ſie deſto unwiderſtehlicher zu machen. Es war zwar ſehr gewöhnlich, daß er theils Reiſende, theils angeſehene Leute aus der Umgegend aufhebe und in ſeine Gebirge ſchleppen ließ, wo er ſie dann nöthigte, ſich durch große Summen loszukaufen, aber niemals hatte er hiebei Mordthaten begangen oder zugelaſſen. Das Blut, welches auf ſeine Rechnung kam, war im

freien Gefechte, bei entſchloſſen geleiteter Gegenwehr, oder bei Angriffen der Militairs geſloſſen, in welchen er noch immer unbeſiegt geblieben.

Als der Markeſe Raspinella dieſen Bericht erſtattete, ahnte er nicht, wie viel ihn der große Cäſar noch koſten werde, aber er erfuhr es nur zu bald. Er hatte eine einzige Tochter, welche, wie die jungen adlichen Damen jener Gegend gewöhnlich, in einem Kloſter im Neapolitaniſchen erzogen wurde, deſſen Aebtiſſinn ihre Tante war. Dieſes Fräulein konnte ſo ſchnell nicht herbeigeſchafft werden, als ihr Vater genöthigt war, aus ſeinem Schloſſe abzureiſen, und es war beſchloſſen die ſchöne Annunziata beſonders nach Rom kommen zu laſſen, wo ſie zugleich mit einem weder jungen noch liebenswürdigen, aber überaus reichen ſpaniſchen Granden, dem Herzoge von Vizonza, welchen ſie niemals geſehen, verlobt und bald darauf vermählt werden ſollte. Daß dieſe Reiſe der jungen Dame gefahrlos ſein könne, dieſes wäre eine Thorheit geweſen anzunehmen. Man mußte ſich alſo verſehen, und ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß die Sicherheit ihrer Herüberkunft ein Gegenſtand der Communication zwiſchen den Cabineten von Rom und Neapel geweſen iſt. Eine zahlreiche Escorte neapolitaniſcher Dragoner ſollte ſie bis zur Grenze des Kirchenſtaates bringen, dort ſollte ſie eine eben ſolche aus päpſtlichen Carabiniers empfangen und weiter be-

fördern. Bei ſolcher Vorſicht glaubte man ſicher zu ſein, und die etwanigen Verſuche des großen Cäſar, dieſe ſeltſame Priſe zu capern, verlachen zu dürfen. Es kommt indeß Alles anders, als man denkt, und auch in dieſem Falle täuſchte man ſich. Die Ankunft des Fräuleins in Rom verſpätete ſich bis zum Beſorglichen, da ein Brief, welchen der gewöhnliche Courier brachte, ihre Abreiſe aus dem Kloſter richtig angegeben hatte. Endlich kamen in Rom an: die Carabiniers der Escorte, die große Staatskutſche, welche zu dieſer Reiſe hingeſchickt war, mit zwei Bedienten auf dem Bocke, aber — die ſchöne Annunziata war nicht darin. Gerade an der Grenze, wo beide Escorten zuſammentrafen, in einem nicht einmal für Gefechte günſtigen Terrain, hatte der große Cäſar die Begleitung mit allen ſeinen Streitkräften angegriffen, ſie, nach redlicher Gegenwehr, dennoch geſchlagen, zerſprengt, und ſich des Fräuleins bemächtigt, um es gefangen in die Gebirge zu führen. Die Bedienten erzählten ſeltſame Geſchichten. Als ſich der Sieg für die Räuber entſchieden und die Kutſche ohne Schutz geweſen, ſei der große Cäſar ſelbſt in einem bis zur Ueberladung reichen und glänzenden Räubercoſtüm, das dem ſchönen Manne trefflich geſtanden, an den Schlag, den er geöffnet, getreten, und habe das weinende und zitternde Fräulein in der Mitte der heulenden und kreiſchenden Kammerfrauen angeredet.

„Eccellenza beſchämt uns tief durch dieſe Zeichen der Schrecken. Wir ſind der Unſchuld und Schönheit niemals furchtbar. Zwar müſſen wir Sie einladen, uns nach unſeren Wohnungen zu begleiten, und dort zu verweilen, bis das Löſegeld, welches wir fordern werden, berichtigt iſt, aber es würde uns zur größten Schande gereichen, wenn Eccellenza etwas von gewohnter Bequemlichkeit, Sicherheit und Anſtändigkeit bei uns vermiſſen ſollte. Hochdieſelbe ſoll bei uns eben dieſelbe Zucht, und ſogar noch etwas mehr Freiheit finden, als in Ihrem Kloſter."

Als die junge Marteja erklärt habe, ſie wolle ſterben hier erdolchen laſſen, als ihm folgen, hat er gelächelt, ſich ihrem Ohre genähert und ihr einige Secunden lang etwas zugeflüſtert. Annunziata habe ihn erſt mit Aufmerkſamkeit, dann mit Spannung angehört, zuletzt ſei ſie ſichtlich erſchrocken, worauf ſie ihn lange angeſehen, doch nur um von neuem in Thränen und Wehklagen auszubrechen. Darauf hat der Räuber geſagt: „Wozu dieſe Thränen? Was fürchtet denn Eccellenza? Doch wohl nicht Gefährdung Ihrer Ehre? Hochdieſelbe weiß alſo nicht, daß in dieſem erſchlafften, erniedrigten, entarteten Zeitalter nur bei uns hier zu Lande noch die Ehre anzutreffen iſt. Die Kutſche kann nicht empor auf den Pfaden, die wir wandeln. Es iſt ein Palankin in Bereitſchaft. Wir tragen Eccellenza auf unſern

Schultern. Ihre beiden Kammerfrauen dürfen Sie begleiten. Von dem Gepäcke, was es auch enthalte, begehren wir nichts, aber zum Gebrauche, und als Eigenthum unſeres erhabenen Gaſtes, wird es nachgebracht werden."

Nach vielem Widerſtreben habe das Fräulein am Ende ſich doch entſchließen müſſen, dem kühnen Räuber zu folgen. Er habe es mit dem zierlichſten Anſtande und der ausgeſuchteſten Höflichkeit aus dem Wagen gehoben, zwei ſeiner Leute hätten den beiden Kammerfrauen den nämlichen Dienſt erwieſen. Ein reich und höchſt phantaſtiſch ausgeſchmückter Palankin ſei herbeigebracht, deſſen geſtickten Decken und roth ſammtenem, goldbefranztem Himmel man nur zu deutlich angeſehen, daß er aus geraubtem Kirchenſchmucke zuſammengeſetzt worden, und auf dieſem habe Annunziata Platz nehmen müſſen, um gleich einer indiſchen Königin auf den Schultern der Räuber in die Gebirge empor getragen zu werden. Der große Cäſar ſei zuvor an die Bedienten herangetreten, und habe ihnen befohlen: „Fahrt mit der Kutſche im Namen der heiligſten Madonna nach Rom, und empfehlt mich angelegentlichſt Sr. Gnaden, dem ſehr ehrenwerthen Herrn Marteſe, mit Ueberreichung dieſes Zettels."

Die Leute hatten aber doch gewartet, um dem Zuge nachzuſehen, der ſich langſam in die Gebirge heraufbe-

wegte. Die Räuber waren paarweiſe in eine große Colonne zuſammengetreten. In ihrer Mitte wurde der Palankin mit der Signora getragen. Der große Cäſar iſt ehrerbietig daneben gegangen, ſtets den Hut in der Hand. Die Schaar hat Lieder angeſtimmt, und luſtig auf Waldhörnern geblaſen, die vernommen worden, nachdem der Zug längſt in den obern Schluchten verſchwunden.

Ich brauche die Verzweiflung des Markeſe wohl nicht zu ſchildern, der wenig Urſache fand, den Prahlereien von Großmuth Seitens der Räuber zu trauen. Was ſtand aber in dem Zettel?

„Die Signora Markeſa Annunziata Raspinella wird nur gegen 10,000 Scudi, 3 Paoli und 5 Bajocchi frei gegeben, aber auch nicht um einen Bajocco weniger. Wer das Geld bezahlen will, beeile ſich, es den Mönchen im Kloſter San Benedetto in Monte abzugeben, von wo ich es abholen laſſen werde. Wird das Geld in vier Wochen nicht gezahlt, ſo wird deshalb der Signora Annunziata zwar kein Haar gekrümmt, ich werde vielmehr für ſie ſorgen, wie ein ehrliebender Bruder. Sie wird dann aber ſo wenig den Vater wiederſehen, als den albernen alten Herzog heirathen."

Antonio Ceſarone.

10,000 Scudi, 3 Paoli, 5 Bajocchi, welches Geld! und der Markeſe, deſſen allerdings großes Vermögen nur in Gütern beſtand, war nichts weniger als in der Lage, ſolche baare Summen gleich aufbringen zu können. Und wozu denn noch 3 Paoli und 5 Bajocchi, und nicht einen weniger. Alle Welt zerbrach ſich den Kopf, dieſes Räthſel zu löſen, nur der Markeſe nicht. Es ſchien, als beſitze er allein den Schlüſſel dazu. In ſeinem großen Kummer brach er doch ſtets ab, wenn man auf dieſe Sonderbarkeit kam, oder ſuchte das Geſpräch abzulenken, aber daß er ſtets dabei in unterdrücktem Ingrimm die Lippe biß, habe ich wohl bemerkt. Was war aber zu thun, man mußte, um das Geld zu beſchaffen, ſich endlich doch an den Bräutigam halten, indem man ihm auf den Kopf ſagte, der Vater habe, und gebe nichts. Dem alten Herrn waren 10,000 Scudi. ſo ungeheuer reich er war, doch keineswegs gleichgültig, und vollends hatte er am wenigſten Luſt, ſie einem Manne an den Hals zu werfen, der ihm ſo empfindliche Complimente gemacht, indeß — wohl oder übel — er gab das Geld her, es wurde nach San Benedetto in Monte, einem kleinen Kloſter geſchafft, welches ſeine einſame Lage ganz in die Willkühr der Räuber ſtellte, und die ſchöne Annunziata ſollte nun abgeholt werden, auch war es höchſte Zeit dazu, weil die Friſt der vier Wochen mit dem Bearbeiten des alten, zähen, geizigen

Herzogs beinahe darauf gegangen war. Die Räuber wollten ſich zu nichts verſtehen, als Annunziaten an dem Orte abzuliefern, wo ſie ſich ihrer bemächtigt, und ſollten ihnen Geißeln geſtellt werden, welche ſie ſicherten, daß kein Militair ſie im Hinterhalte bedrohe.

Alles dieſes geſchah. Wer ſollte aber die Dame in Empfang nehmen? — Ihr Vater? — es war räthſelhaft, mit welchem Schauder er erklärte, lieber zu ſterben, als Cesarone begegnen zu wollen: — der Herzog? — er zitterte, wenn er von Räubern hörte, ſagte aber, er könne dem Elenden, der von ihm ſo beleidigende Dinge geſchrieben, nicht begegnen, ohne in höchſter Wuth ihm den Hals zu brechen, und das dürfte Annunziaten gefährlich werden. — Alſo Niemand.

Man ſchickte die Kutſche mit den beiden Bedienten wieder in den bewußten Grenzpaß. Annunziata wurde auf dem Palankin wieder herbeigetragen. Cesarone gab ihr den Arm, als ſie abſtieg, führte ſie mit dem feinſten Anſtand in den Wagen, empfahl ſich ihr ehrerbietigſt, und das Fräulein kam wohlbehalten, geſund friſch und heiter in Rom an.

Ich habe niemals ein ſchöneres und angenehmeres Geſchöpf geſehen. Der Vater war außer ſich vor Entzücken, ſie endlich wieder zu beſitzen. Der Herzog umtrippelte ſie mit tauſend Albernheiten, die ſeinen grauen Haaren nicht ſonderlich ſtanden, und erzählte

ihr hundertmal in einer Stunde, ſie ſei nun allein *ſein*, er habe ſie ja gekauft, und ſie koſte ihn baare 10,000 Scudi. — „Ich will ſie erſtatten," ſagte ſie ſchnippiſch, „indem ich Ihnen meinen kleinen Finger zu küſſen gebe. Das koſtet aber 20,000 Scudi, und Sie zahlen mir entweder die Hälfte heraus, oder ſchweigen von ſolchen Albernheiten. Wenn ich Sie wirklich heirathe, denke ich Ihnen noch manche 10,000 zu verthun, ohne Ihnen zu erlauben, mich dafür zu langweilen." — Der Herzog ſtand, als ſei er eben electriſirt, indeß er ſprach nicht mehr von der Sache. Annunziata ſollte nun erzählen, wie es ihr bei den Räubern ergangen. — „Ich weiß von nichts," antwortete ſie. — Wie Cäſarone ausſehe, ſich benehme? — „Nun, für einen, der ſonſt nach nichts *ausſieht*, als nach Beute, und geübter iſt im *Nehmen*, als im *Benehmen*, gut genug." — Ob er ſo galant fortgefahren, als er angefangen? — „Ich hätte ihn auf ſein A B C zurückgeführt, wäre es ihm irgend in den Sinn gekommen, beim Buchſtabiren die Conduite zu vergeſſen." — Kurz, es war nichts aus ihr herauszubringen, und man nahm an, ſie habe einen Eid des Schweigens leiſten müſſen. — Aber die Kammerfrauen? Sie erzählten deſto mehr, jedoch — wie Zofen erzählen. Cäſarone ſei der ſchönſte und artigſte Mann von der Welt. Er habe ſie immer *meine ſchönen* Damen genannt. Er habe einen Räu-

ber wollen todtschießen lassen, der Signora Paulina sonst nichts habe rauben wollen, als einen Kuß, der doch keinen Schuß Pulver unter Christen werth sei. Sie hätten in einem alten Castelle gewohnt, zu dem Niemand gelangen könne, den Cesarone nicht einlasse. Es führe ein unterirdischer Gang hinein. Von fern scheine das Gebäude eine Ruine, aber es seien bewohnbare Zimmer darin. Signora Annunziata habe zwei Räume gehabt, die mit Teppichen und Polstern versehen gewesen. Cesarone habe ihr täglich einen Besuch gemacht, bei dem aber nur französisch gesprochen worden, das die Josen nicht verstanden. Nur einmal habe er mit der jungen Dame, und zwar öffentlich, im Freien gespeist. Ihre Tafel sei stets gut versehen gewesen, nur leider auch an den Fasttagen mit Fleisch. Musik hätten sie alle Tage gehabt. Signor Cesarone spiele die Mandoline und singe dazu wie ein Engel. Doch seien Signor Carlo und Signor Ludovico, seine beiden vertrautesten Genossen, auch Leute, die man nicht genug schätzen könne."

Die Vermählung Annunziatens mit dem Herzoge fand indeß nicht so ohne Verzug statt, als Anfangs beschlossen war. Sie wurde mehrere Monate hinaus verschoben, während welcher Zeit die junge Markesa, das verzogene Kind des Vaters, Raum gewann, die Freiheiten der großen Welt um so mehr zu genießen, als

ihre lebensfrohe Gemüthsrichtung, nach den Entbehrungen des Kloſters, völlige Entſchädigung verlangte. Sie kannte in dieſer Beſtrebung keine andern Geſetze, als ihre Laune, und nahm auf ihren Bräutigam keine andere Rückſicht, als daß ſie jede Gelegenheit ergriff, ihn lächerlich zu machen, welches der gute alte Cavalier indeß mit der größten Geduld und Reſignation zu ertragen verſtand. Ich ſelbſt bin Zeuge der zahlloſen Myſtificationen geweſen, welche der arme Mann, ohne zu mucken, hinnahm, und für welche der außerordentliche Reiz des grauſamen Mädchens keinen Erſatz gewähren konnte. Dabei war Annunziata keineswegs ohne Geiſt und Tiefe der Empfindung. Ich mußte ihr Bild für ihren Vater verfertigen, ſprach ſie deßhalb oft und allein, und gewann ihre Freundſchaft und ihr Zutrauen ſo ſehr, daß ſie mir oft ihr Herz auf die reizendſte Weiſe öffnete, ja, ohne mir eine mehr als ſchweſterliche Zuneigung zu widmen, brachte ſie es dahin, daß ich im Hauſe ihres Vaters bald wie ein Mitglied der Familie betrachtet wurde, und keine Geſellſchaft, keine Landpartie ohne meine Theilnahme veranſtaltet werden ſollte.

Indeß ereignete ſich auch in meinem künſtleriſchen Beſtreben etwas Anziehendes. Lord B—, ein reicher Engländer, welcher zu jener Zeit aus wahrer Kunſtliebe Maler und Bildhauer in Rom vielfach beſchäftigte, fiel darauf, auch mir ein großes Gemälde aufzutragen.

Es ſollte die Rhea Silvia, Mutter des Romulus und Remus, vorſtellen, welcher, beim Waſſerholen an der Quelle in der frühſten Morgendämmerung, der Gott Mars als glücklicher Liebhaber zum erſten Male erſcheint. Ich geſtehe, daß mich niemals eine Beſtellung ſo erfreut und angezogen. Ich fühlte mich recht eigentlich in meinem Elemente. Bald war ich auch mit der Compoſition einig. Ein maleriſch wilder Hain, ein Fels mit der friſchen Quelle, blühende Gebüſche, das Plätzchen zu den heimlichſten Freuden der Liebe zu eignen. Ein magiſches Helldunkel, vom roth untergehenden Monde hervorgebracht. Rhea Silvia, ſchön, kräftig und ſtolz, würdig die Gattin des Mars, die Mutter von Weltbezwingern zu ſein, im ſüßen Schreck den Gott gewahrend, der in leuchtender Herrlichkeit plötzlich vor ihr ſteht. — Indeß bei der Ausführung fanden ſich Schwierigkeiten. Zur Geſtalt der Rhea Silvia reichte meine Einbildungskraft und Kenntniß größtentheils aus, mit der des Mars verhielt es ſich anders. Ob ich ſie gleich viermal entwarf, gelang es mir dennoch nicht, meiner Abſicht zu entſprechen, und den Charakter des Mars, ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, in der ganzen Bildung würdig auszudrücken. Bei den lebenden Modellen, welche ich zu Rathe zog, fanden ſich ganz die nämlichen Anſtände. Entweder begegnete ich der graziöſen Leichtigkeit des Apollo, oder der irdiſch materiellen Tüchtig-

keit der Athleten. Ich fing an dafürzuhalten, daß in der Natur ſolche Formen, als ſie dem Mars beigelegt werden, nirgends zu finden ſeien, und wollte ſchon zu antiken Statuen, wiewohl ungern, meine Zuflucht nehmen, weil der Kenner den Bildern nur zu leicht anſieht, daß ſie nach einem Steine verfertigt, und mithin ohne Wärme und Leben geblieben ſind. Da bezeichnete man mir einen jungen Schlächter, deſſen ſich andere Maler häufig als Modell für kräftige und doch jugendliche Geſtalten zu bedienen pflegten, und der, wie es hieß, meinen Bedürfniſſen ſo ziemlich entſprechen werde. Dieſer junge Mann hielt einen Laden unfern der Kirche Trinita in Monte, und ich begab mich zu ihm. Ich fand allerdings einen ſchönen Mann, und machte ihm meinen Vorſchlag, den er anhörte, während er einem jungen Menſchen, der vor ſeinem Laden ſtand, eine Bratwurſt verkaufte, und welcher alſo, ob er ſich gleich ſcheinbar zurückzog, Ohrenzeuge unſerer Verhandlung wurde. Signor Amadeo, ſo hieß der Schlächter, war ſogleich zu Allem bereit, denn dieſe Art des Erwerbes war ihm ſchon geläufig. Indeß er war ſo eingenommen von ſeiner Schönheit, daß er nicht weniger als zwei Scudi für jeden Act forderte, deren ich doch mehrere bedingen mußte. Ich fand das entſetzlich theuer, und glaubte das Aeußerſte zu thun, wenn ich ihm Einen bot. „Wie!“ rief er, „heilige Madonna! —

ein Scudo für eine Geſtalt, wie die meine? Wißt Ihr, Signor, daß Ihr mit einer Perſon ſprecht, die in ganz Rom, — was ſage ich, — in ganz Italien, — doch nichts davon, — in ganz Europa, nicht ihres Gleichen hat? — Wie heißt nur der große Bildhauer, der auf Piazza Novana ſein Studium hat? — Er ſollte einen Jupiter für die Kaiſerin von Rußland machen. Bedenkt, Signor, einen Jupiter, und für die Kaiſerin. Aber er wußte ſich keinen Rath, als zu mir zu kommen. Auf Knien hat er vor mir gelegen und mich gebeten, ich möchte mich ſeiner erbarmen. Damals war ich noch ein Narr in ſolchen Dingen, und ſagte: — nichts da, Signor, ich bin ein guter Chriſt, und laſſe mich auf keinen Jupiter ein. Ich bin ein beſcheidener Menſch und mache keine Profeſſion von der Schönheit, die mir Gott gegeben. Geht eine Thüre weiter, um Eure Waare zu ſuchen. — Aber, — was blieb mir übrig. Er bot mir, — wie viel waren es gleich? — Vier Scudi. — Nein, damit ich nicht lüge, ſechs Scudi waren es, die er mir für den Act bot, und, was wollte ich thun? — Wir Menſchen ſind da, uns einander aus der Noth zu helfen, und ich ſah wohl, daß der gute Mann ohne mich mit ſeinem Jupiter im Schlamme ſitzen geblieben wäre. Aus Chriſtenpflicht that ich ihm für ſechs Scudi den Gefallen. — Aber als die Statue fertig war, Ihr hättet den Lärm hören ſol-

len, den die Kenner erhoben. — Iſt es möglich, — hieß es. Solche Treflichkeit der Geſtalt iſt nicht in der Natur, auch bisher nicht in der Kunſt geweſen. Der Torſo iſt ein alter Scherben dagegen. Ich aber ſtand im Laden, und ſchnitt meine Salame, als wenn nichts geweſen wäre. Da war aber neulich Seine Excellenz Milordo A—. Er wollte einen Perſeus haben. Ja, — aber ein Perſeus! — Die Perſeuſſe laufen nicht auf der Gaſſe umher, und ſchreien Portogalli aus. Man muß den Signor Amadeo erſuchen, hieß es auf der Akademie, vielleicht, daß er um zehn Scudi für den Act die Gefälligkeit hat. — Zehn Scudi ſind eine Lumperei, aber — was wollte ich machen. Ich bin einmal ein Narr, der Niemand was abſchlagen kann. — Da war ferner der deutſche Fürſt auf dem ſpaniſchen Platze, mein Gott, wie heißt er gleich? mit dem langen Namen, in dem das A fünfmal vorkommt —"

— Ich hatte nicht Luſt, dieſe Prahlereien des Gecken länger mit anzuhören, drehte ihm den Rücken und ging ärgerlich meiner Wege.

Nicht zwanzig Schritte mochte ich gemacht haben, als der junge Menſch, den ich vorhin im Laden geſehen, an mich herantrat, und freundlich grüßend mich anredete. —

„Signor hat gefunden, daß kein Fleiſch in der Bude des Ser Amadeo theurer iſt, als ſein eignes. Was meint der Narr? Als ob es belohnte, zwei Scudi

daran zu wenden, um ſeine dicken Beine und quaplichten Arme zu zeichnen. Laſſe ihn Ew. Gnaden bei ſeiner Bratwurſt. Ich würde vielleicht Rath ſchaffen können, der Nachfrage zu genügen; aber freilich: — ich verſtehe mich nicht darauf, das zu würdigen, welches Signor zu bedürfen ſcheint."

Ich ſah den Menſchen nur an, und fand mich von ſeiner Schönheit überraſcht, und von der Gutmüthigkeit ſeiner edeln und regelmäßigen Phyſiognomie angezogen. Er mochte vierundzwanzig haben, und ſeine Geſtalt trug er mit vielem Anſtande. Sein Anzug war der in der Mittelklaſſe zu Rom, beſonders in den Quartieren jenſeits der Tiber gebräuchliche, und konnte als ordentlich, keineswegs aber als ſtattlich gelten. Das offne Hemd und die weißen Strümpfe hätten, wenn auch nicht reinlicher, ſo doch feiner, die Schuhe zierlicher, das ſchwarze Manchesterwamms, und die gleichen, an den Kniegürteln offenen Beinkleider hätten weniger getragen ſein können, und was den Hut anbetraf, den er in der Hand trug, ſo machten ihn das neue Band und der Blumenſtrauß, mit dem er eben erſt verziert zu ſein ſchien, nicht anſehnlicher.

„Guter Freund," ſagte ich, „wenn Ihr etwa ſelbſt das Modell ſeid, das Ihr meint verſchaffen zu können, ſo käme es auf die Probe an. Wie viel würde ich Euch für jeden Act, den Ihr mir geſtattet, zu zahlen haben?"

„Ach, deßhalb braucht ſich Signor keine Sorge zu machen, und wenn es auch um gar nichts ſein ſollte. Ich habe in dieſer Stunde, und ſo ziemlich den ganzen Tag nichts zu thun, und bin gern gefällig, wenn freilich nur ſonſt —"

„Nun, das laßt mich prüfen," erwiederte ich, „folgt mir in mein Atelier, das Uebrige findet ſich dann. Ich werde mit einem Blicke ſehen, ob Ihr meinen Zwecken dienlich ſein könnt."

Als wir in meiner Werkſtatt angekommen waren, und der junge Menſch ſich bereit gemacht hatte, erſtaunte ich ſelbſt. Eine ſo vollkommene jugendliche Männerſchönheit hatte ich noch niemals geſehen. Das Ebenmaaß und die Beweglichkeit dieſer Glieder wurde durch majeſtätiſche Haltung gehoben, welche dem jungen Manne angeboren, und nur durch die dürftige Kleidung, welche ihn niedrigen Verhältniſſen zuwies, unterdrückt zu ſein ſchien. Ja, dieſes war die Geſtalt des Mars. Ich ergriff einen ſchönen vergoldeten Helm mit wallendem Purpurbuſche und drückte ihn dem Jünglinge auf das ſtolze Haupt, indem ich ſagte: „hiermit habe ich Euch unter die Götter geworben, denn Ihr tragt nun ihr Feldzeichen."

Da ich den Grundſatz befolge, immer zuerſt zu verſuchen, ob das Modell, nach der ihm gegebenen Andeutung der Situation, nicht ſelbſt nach eigenem

Gefühle die ihm natürlichste, für den Fall passende malerische Stellung zu finden wisse, stellte ich auch dem jungen Manne die Aufgabe, als ein vom Himmel gestiegener Gott die Gunst eines durch seine Erscheinung überraschten Mädchens, selbst inbrünstig verlangend, zu gewinnen. — „Das ist schwer," sagte er, „ich bin so gelehrt nicht. Ich müßte Etwas sehen, das solchen Wunsch hervorbrächte, und so wie ich hier bin. — Hätte ich wenigstens ein schönes Bild." — Ich zeigte ihm einen Gypsabguß der mediziäischen Venus. — „Das ist ja nur Kreide," sagte er, „und vollends so gefiele mir Keine, wenn ich ein Gott wäre." — Ich merkte, daß ihm, wie allen Personen, deren Schönheitsgefühl noch ungebildet ist, die Farbe über Alles gehe. Im Atelier befand sich aber so eben kein weibliches Bildniß, als das der jungen Markesa Annunziata, welches ich noch nicht abgeliefert hatte, und das gerade meinem Modell gegenüber mit einem Tuche verdeckt stand. Ich zog das Tuch weg und sagte: „nun, so versucht es mit dieser Dame." — Eine glühende Röthe überflog die Wangen des Jünglings. Er bog sich weit vorwärts, den rechten Fuß zurückgesetzt. Sein ganzes Leben schien sich im Auge, in der Function des Sehens zu concentriren. Unwillkührlich hob er den Arm, als wollte er die Hand des Bildes ergreifen. — „Bravo!" rief ich, „diese Stellung ist geeignet, haltet Euch nur

wenige Minuten darin." — „Verdeckt erſt das Bild," bat er, „der Blick dieſer ſchönen Dame beſchämt mich." — Ich that es, und eilte, die Geſtalt ſo ſchnell als möglich auf dem Papiere feſtzuhalten. Er ſtand unbeweglich, völlig zur Statue geworden, immer nach dem verdeckten Bilde ſehend, bis ich ihm Ruhe geſtattete. Er ſtieg langſam von dem Geſtelle, und ging, wie er war, durch das ganze Gemach, um ſein Haupt nachdenkend an eine Säule zu legen. Die ſchönſte natürliche Stellung von der Welt. Ich ließ ihn einige Zeit gewähren, während ich meine Zeichnung prüfte, die ganz meinen Wünſchen entſprach. Dann fragte ich ihn, wie er heiße und von wo er ſei? indem ich ihm ein Glas Wein brachte. Er trank und ſagte: „Battiſta Ridolfo heiße ich, aus Subiaco bin ich. Mein Vater hatte dort ein Haus, ein Paar Weinberge, und auch ein gut Stück Feld. Davon haben ſie mir, als der Vater geſtorben war, mehr als die Hälfte ſtreitig gemacht. Es hieß, er habe die Grenze des Nachbars verdunkelt, und ſich einen Theil von ſeinem Gebiete angemaßt. Nichts als Unwahrheit. Es kam zum Proceſſe, aber der Nachbar hatte eine ehemalige Camariera der Principeſſa von S. zur Frau. Die Padrona nahm ſich der Sache an bei den Herren Richtern" — (er machte das Zeichen der Beſtechung) — „und ich verlor, ungeachtet meines unzweifelhaften Rechtes, den Proceß. Das

ertrage, wer es kann. Ich bin nach Rom gekommen, ich will über Unrecht ſchreien, ich will bis zum heiligen Vater durch alle ſeine Schweizer dringen, ich will ihm ſo lange die Füße küſſen, bis er meinen Proceß vernichtet, die Richter auf die Galeere ſchickt, und die Principeſſa, ſammt ihrer vormaligen Cameriera und ihrem Pinſel von Manne, aus dem Lande jagt. Seht, Signor, hier ſind meine Papiere." Er flog wie ein Blitz und glühend vor Zorn nach der Stelle, wo ſeine Brieftaſche lag, und breitete mir mehr als zehn Papiere auf den Tiſch. — „Seid kein Thor," ſagte ich ihm, „und ärgert Euch nicht um Dinge, die im Laufe der Welt ſind. Vor Allem macht keine dummen Streiche. Ich verſtehe zwar von dergleichen nichts, aber laßt mir die Papiere hier. Ich werde deßhalb mit einem Freunde ſprechen, der ein Rechtsgelehrter iſt." — Sein Zorn ging in die lebhafteſten Dankbezeugungen über, und ich mußte ihn zweimal daran erinnern, ſeine vorige Stellung wieder einzunehmen. Ich beſſerte nun noch Einiges an der Zeichnung, und brachte ſie ſo weit, ſie morgen auf die Leinwand übertragen zu können. Battiſta war in wenig Secunden zum Weggehen gerüſtet, fragte, ob und wann ich ihn morgen etwa wieder brauche, indem er ſich pünktlich einfinden werde, verſchmähte jede Bezahlung, und bat nur um Erlaubniß, noch einmal das Bild der ſchönen Dame ſehen zu dürfen. Ich er-

theilte ſie. Er ſtand lange ſchweigend vor dem Bilde, dann wendete er ſich plötzlich ab, nahm ſchnell ſeinen Hut, verneigte ſich mehr gegen das Bild, als gegen mich, und war verſchwunden.

Es dürfte zu weit führen, und wenig unterhalten, wenn ich ausführlich berichten wollte, wie ich nicht nur nach dieſem ſchönen Muſter das Bild meines Mars zu großer Freude der Kenner vollendete, und auch ferner noch viele Studien nach dieſem jungen Manne machte, ſondern auch, wie ich eine Art Vormundſchaft über ihn gewann. Ich darf es ſagen, Battiſta war der liebenswürdigſte Junge von der Welt, offen, kindlich, immer fröhlich, nicht ohne Kenntniſſe, ja ſogar von bedeutendem Talente, Mutterwitze und Scharfſinne. Er hatte die treffendſten und drolligſten Einfälle, und verharrte in einer unermüdlichen Gefälligkeit gegen mich, aber nicht gegen Alle. Der Ruf ſeiner Schönheit hatte ſich durch mein Bild in Rom verbreitet, und alle Künſtler wollten nach ihm ſtudiren. Er ſchlug es rund ab, obgleich ſie ihm Geld über Geld boten. Nur mir wollte er auf dieſe Weiſe dienen, und ſelbſt von mir hatte er bisher nichts angenommen. Wenn ich in ihn drang, unſere Rechnung zu berichtigen, hieß es ſtets: „Laßt doch. Es ſind ja nur wenig Scudi höchſtens. Ich möchte es lieber bei Euch ſtehen laſſen. Ich brauche wenig und habe noch Mittel.“

Wohl drei Monate hatte ich mit ihm verkehrt, ohne eigentlich zu wiſſen, welches Gewerbe er noch ſonſt in Rom treibe, wiewohl ſolches in jener Stadt der Müßiggänger weniger auffiel, als es anderswo der Fall ſein würde. Nicht einmal, wo er wohne, brachte ich heraus. „Bald hier, bald dort," ſagte er. Er hatte auch Geld, allerhand Kindereien zu kaufen, die ihm gefielen, und ſich beſſer zu kleiden, weil, wie er ſagte, es ſich nicht ſchicke, vor mir, ſeinem geehrteſten Padrone, als ein Spießbürger zu erſcheinen. Wegen ſeines Prozeſſes hatte ich mit einem Rechtsgelehrten geſprochen, welcher verſicherte, er habe ihn in aller Form Rechtens verloren, und es ſei in der Sache nichts mehr zu thun. Als ich ihm das ſagte, war er wild und tobte wie ein ungezogenes Kind, indeſſen er beruhigte ſich dennoch, und hatte, leichtſinnig wie er war, die Sache bald vergeſſen. Er blieb die ſeltſamſte Miſchung von kindlicher nachgebender Anhänglichkeit und von unbeugſamem Stolze, je nachdem die Perſonen, mit denen er verkehrte, ihm theuer waren, oder ihn zu behandeln wußten, oder je nachdem ſie ihm gleichgültig oder unangenehm erſchienen. Da er ſich viel auf den Plätzen, wo Ball geſchlagen oder andere Volksluſtbarkeiten vorgenommen wurden, umhertrieb, ſo hatte er eben ſo oft Gelegenheit, ſeine bewunderungswürdige Gewandtheit und außerordentliche Körperſtärke zum Gegenſtande des

lauten Beifalls der Menge zu machen, als ſich Händel zuzuziehen, bei welchen er jederzeit blutige Köpfe zurückließ, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre. Bald ſollte er mir indeß noch mehr Nutzen gewähren, und tiefer in meine geſelligen Beziehungen eingreifen, wie ich ſolches in Folgendem berichten werde.

Meine Verhältniſſe zu dem Hauſe des Markeſe Raſpinella waren immer inniger geworden. So lange die Familie in Rom lebte, verging keine Woche, in welcher ich nicht einige Abende bei ihr zubrachte. Die Gaſtfreundſchaft war dort einheimiſch, und begründete Beziehungen, wie ſie in Frankreich häufig, in Italien nur ſelten anzutreffen ſind. Auch als der Markeſe in Geſellſchaft ſeiner Tochter und des Herzogs von Vizonza eine Villa bei Olevano bezogen, konnte die Entfernung von Rom den lebhaften Verkehr mit dieſem Kreiſe nicht unterbrechen. Das Landleben vielmehr bot viel hundert Anläſſe dar, die gewohnten Gäſte anzulocken und durch immer neue Unterhaltung feſtzuhalten. Annunziata war die Seele der mannigfaltigen, gewöhnlich gut erſonnenen Luſtbarkeiten, und ihr ſie abgöttiſch liebender Vater ſchien keine andern Geſetze in ſeinem Hausweſen, als die ihrer Laune zu kennen. Der Herzog ſeinerſeits konnte, wiewohl in einem anderen Sinne, nicht minder als Mittelpunkt aller dieſer geſelligen Beſtrebungen angeſehen werden, denn er war darin das paſſive Prin-

zu, wie Annunziata das vorzugsweise active. Ihr unerbittlicher Witz, ihre schonungslose Schadenfreude wurden täglich aufgeboten, ihn zum Besten zu haben, und dennoch — bemerkenswerther Beweis von Einfalt — fand er sich dadurch nicht nur befriedigt, sondern sogar geschmeichelt, da seine Eitelkeit den Stoff zu allen diesen Mystificationen hergeben mußte. Der Geburtsstolz der spanischen Großen ist ein doppelter, ein adeliger, den er mit den Standesgenossen aller Länder gemein hat, und ein christlicher, sofern kein Tropfen maurischen Blutes die Reinheit ihrer Abstammung compromittirt, und indem der Herzog uns dieses für sich, mit den Thaten seiner Vorfahren, zu welchen er aus eigenen Mitteln nicht das Mindeste hinzugethan, täglich in langweiliger Breite entwickelte, verdiente er die Streiche, die wir ihm spielten, ein wenig, wiewohl auch einer darunter war, der, als würdigere Schmeichelei, im Augenblicke zu gut erschien, nachher in seinen entfernteren Folgen aber desto Uebleres für ihn und seine gegenwärtigen Absichten ergab, so daß auch hier die Bemerkung sich bewährte, wie den Personen, mit welchen wir es einmal nicht wohl meinen, gerade das am wenigsten zu Gute kommt, was wir ausnahmsweise einmal ihnen in besserer Absicht angedeihen lassen wollen.

Unter den vielen Belustigungen, welche Annunziatens brausende Liebe zur Freude in Schwung brachte,

fanden sich auch Aufstellungen lebender Bilder. Lady Hamilton, ihre erste Gründerin, bezauberte eben damit Neapel, und die junge Marksa wollte dieser Fee nicht nachstehen. Mein Beruf war und blieb die Anordnung dieser Gruppen, und wir hatten bereits die irgend darstellbaren Stoffe erschöpft, als dem Marchese, zum größten Aerger seiner Tochter einfiel, den Namenstag des Herzogs mit einem glänzenden Feste zu feiern, und uns ein lebendes Bild, ihn besonders hoch zu ehren, zur Pflicht machte. Annunziata war von der übelsten Laune, und nach einigen boshaften Ausfällen auf ihren alten Verlobten, rief sie aus: „was sollten wir wohl Bildliches, das ihm angemessen sein möchte, ersinnen, wenn wir nicht etwa auf die Tollheit fielen, sein Wappen darzustellen?“

„Halt,“ entgegnete ich, „der Vorschlag ist so abgeschmackt nicht, als Sie meinen. Lassen Sie uns das Wappen prüfen.“

Annunziata wurde aufmerksam, und brachte den Abdruck desselben auf einem Briefe herbei. Das rothe Schild zeigte eine maurische weibliche Gestalt. Ueber diesem die herzogliche Krone, welche ein geharnischter Mann überragte. Von beiden Seiten zwei Helme, der eine mit drei Straußfedern, der andere mit einem Pfauenschweife verziert. Als Schildhalter prangten rechts ein Wilder, den Federkrone und Schurz als einen Mexika-

ner oder Peruaner bezeichneten, links ein Mohr in phantastischem Putze.

„Können wir es besser wünschen?“ rief ich aus. „Das Schild wird durch einen rothen Teppich gebildet, den wohl zu drapviren meine Sorge sein soll. Vor diesem sitzt oder thront die sehr verehrte Marksa Annunziata, geputzt wie die Königinn von Granada. Ein ritterlicher Ritter in glänzender Rüstung ragt über dem Teppiche und hält die Krone über dem Haupt der schönen Schildfigur. Zwei Masken als Mohr und Wilder knien zu beiden Seiten, die Helme mit ihren Zierden haltend und der schönen Dame überreichend.“

Annunziata jubelte mit Beifall, der Marksse war nicht karg mit dem seinigen. — Aber die Nebenfiguren? — Der geharnischte Mann veranlaßte keine Schwierigkeiten. Der Mohr war durch einen Schwarzen aus der Dienerschaft des Herzogs selbst leicht verwirklicht, — aber der Indianer? — Der italienische Kunstsinn erforderte für diese, das freie Ebenmaaß der Glieder gleichsam hüllenlos darbietende Gestalt die höchste Schönheit, und an allen Cavalieren, die ich verschlug, war etwas zu tadeln. Mir blieb nichts übrig, als — mit meinem Patrizia hervorzutreten.

„Das Modell zu Ihrem Mars,“ hieß es, „köstlich! — Bringen Sie es herbei.“

Ich machte dem jungen Manne in Rom den Vor-

ſchlag, und er ging mit ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit darauf ein. Ich beſorgte ſeine Kleidung, führte ihn nach der Villa und eine Probe wurde veranſtaltet.

Das Wappentableau nahm ſich artig genug aus. Annunziata, blitzend von Juwelen und Perlen war zum Entzücken. Battiſta, der ſich mit einer etwas lukiſchen Übertreibung betrug, erſchien in ſeinem Tricot und Federſchmucke zu ſeinem großen Vorteile, und als die Schauſtellung nun wirklich der vornehmſten Geſellſchaft aus Rom dargeboten wurde, zollte man uns den lauteſten Beifall. Der Herzog vollends war vor Entzücken faſt närriſch geworden. Der Vorhang fiel kaum zum zweiten Male, denn mit einmaligem Anſchauen begnügte man ſich nicht, als er auf unſere Bühne ſprang, wie ein Kind krähte, Annunziaten die Hände küßte, mich und Battiſta umarmte, den Mohren beſchenkte, unter wiederholten Betheuerungen, dieſe Scene ſei einzig im Hauſe der Vizenza.

Battiſta war aber hierdurch einmal bei dem Marcheſe eingeführt, freilich in einer Stellung, die zwiſchen Dienſtbarkeit und gaſtfreundlichem Wohlwollen ſchwankte, wie er es in ſeinen untergeordneten Verhältniſſen nicht anders erwarten durfte, die aber dennoch ihm zuſagen konnte, da er es Anfangs faſt nur mit Annunziaten zu thun hatte, welche ihn gleich zu dreißig ähnlichen Schauſtellungen, die nun erſt recht in den Schwung kamen.

in Beſchlag nahm. Sein nächſter Beſchützer blieb der Herzog, der, kindiſch wie er war, immer etwas Neues berufte, um die glänzende Langeweile ſeines nichtigen Daſeins zu ertragen, und der junge Menſch verſtand ihn durch Taſchenſpielerkünſte und allerhand Poſſen trefflich zu unterhalten. Daher kam es, daß auch der Markeſe nichts weiter gegen ihn einwendete, obgleich Anfangs er ſich geradehin ausſprach, man möge Battiſta beſchenken und wieder fortſchicken, da er Niemand diene, und deßhalb nicht wie ein Knecht, aber eben ſo wenig als Herr behandelt werden könne, weil er nirgend gebiete, was denn ein Mittelding ergebe, das im Umgange hundert Beſchwerlichkeiten veranlaſſe. Zuletzt, als das Fortſchicken erſt von Tag zu Tag, und dann von Woche zu Woche verſchoben wurde, und Battiſta, ich weiß nicht, ob abſichtlich, ſich endlich in ein gewiſſes Abhängigkeitsverhältniß zu mir ſtellte, das ſeinem Bleiben eine Art gab, lernte auch der Markeſe ihn nicht nur ertragen, ſondern ſich ganz wohl mit ihm einrichten, ja, er kam zuletzt ſogar in Gunſt, als ein unbändiges arabiſches Roß, von außerordentlicher Schönheit, welchem alle Stallleute des Markeſe keine Folgſamkeit abgewonnen, zwiſchen ſeinen Knien, da er ſich trefflich auf Pferdeunterrichten verſtand, der zuverläßigſte Jagdgaul wurde, welchen der Markeſe, ein leidenſchaftlicher Waidmann und Pferdeliebhaber, jemals beſeſſen. Sogar Dienſte wur-

den ihm hienach angeboten, und — von Battista höflich abgelehnt, der dem Marchese gegenüber immer eine gewisse Würde wohl zu behaupten wußte, wodurch er der, sonst ihm ziemlich nahe liegenden Gefahr, zu einem bloßen Spielzeuge herabzusinken, sicher entging.

Indeß während der junge Mann Jeden in seinem Sinne zufriedenstellte, mochte der fortgesetzte Aufenthalt in der Villa, oder neben derselben, da er mit mir in einem nahgelegnen, aber nicht dazugehörenden kleinen Hause wohnte, das ich für mich gemiethet hatte, ihm selbst auf die Länge nicht eben sowohl behagen. Er versicherte zwar, wie er nur aus Gefälligkeit für mich, und aus tiefer Verehrung für Annunziata bleibe, erschien aber durch andere Bande gefesselt, die ihn schmerzten, ohne daß er sich davon loszumachen vermochte, denn seine Heiterkeit verging nach und nach, und Spuren einer glühenden Leidenschaft konnten meiner aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen. Daß Annunziata der Gegenstand derselben sei, durfte ich annehmen, denn wie weit kann das Gefühl, vollends bei einem Menschen, der von den conventionellen Formen der Gesellschaft wenig Begriffe hatte, sich verirren, aber eine Entdeckung brachte mich davon ab, und führte mich auf eine andere Ueberzeugung.

Battista schlief in einer Kammer an meinem Schlafzimmer. Einst lag ich spät Abends schon im Bette,

konnte aber wider meine Gewohnheit nicht ſchlafen, und da hörte ich deutlich, daß mein Schützling leiſe aufſtand, ſich ankleidete, und durch ſein Fenſter entſchlüpfte. Ich erhob mich nun auch, warf mich ſchnell in die Kleider, und folgte ihm nach. Er nahm ſeinen Weg in den Garten der Villa, durch eine Cypreſſenallee nach einer Laube, deren Heimlichkeit zu zärtlichen Beſtellungen ganz geeignet war. Ich ſchlich mich, verdeckt durch Gebüſche, näher, und vernahm halb laut, aber nicht verſtändlich, Battiſta's lebhaftes, wie es mir ſchien, zärtliches Geſpräch mit einer weiblichen Stimme. Ich mag nicht ſagen, welche Gedanken mir dabei durch den Kopf gingen, und was ich in Beziehung auf ſelbige am nächſten Morgen zu thun beſchloß. Nach kurzer Zeit trennte ſich das Paar. Das Frauenzimmer ſchlüpfte, ohne mich zu ſehen, an mir vorüber, es war Paulina, die Zofe Annunziatens. Gegen ſolche Verbindung war nichts auszuſetzen, ich begnügte mich damit, für jetzt nach Hauſe zu ſchleichen, und es am Morgen bei einigen Neckereien bewenden zu laſſen.

Unterdeſſen rückte der Zeitpunkt heran, der zur Vermählung Annunziatens mit dem Herzoge beſtimmt war, und ich fand die junge Dame in dem Maße zur Traurigkeit geneigter, in welchem der Augenblick ſich näherte, welcher über ihr ganzes Leben entſcheiden ſollte. Das herrliche Geſchöpf dauerte mich von ganzer Seele. Wel-

ein Loos konnte ſie an der Seite des ihr an Alter, Verſtand, Vermögen, und ſelbſt ſittlichem Werth ſo ungleichen Lebensgefährten erwarten? Im Gefühle des tiefſten Mitleidens wagte ich es, als ich einmal mit ihr allein war, meine Beſorgniſſe vorſichtig zur Sprache zu bringen.

„Guter Don Antonio," antwortete ſie mir, „wir müſſen Muth haben, den des Duldens entweder, und dann müſſen wir uns Alles in frommer Ergebung gefallen laſſen, oder den Muth des Handelns, und dann müſſen wir ſogar vor gefährlichen Wageſtücken nicht zurückſchrecken, damit wir uns ſelbſt helfen. Das erſte Auskunftsmittel iſt ſicher, aber betrübt: das zweite höchſt zweifelhaft, aber heroiſch: das erſte iſt die Wahl der ſchwachen, das zweite die der ſtarken Seelen. Ich meinerſeits bin noch nicht einig mit mir, welchen der beiden Pfade ich gehen werde, ſo viel ſehe ich nur, daß ich auf einem Mittelwege mich nicht halten kann, und daß nichts zweckloſer iſt, als die Halbheit. Laßt mich daher noch gewähren, mein würdiger Freund, und ſolltet Ihr doch dereinſt Schritte von mir vernehmen, die Euch bedenklich ſcheinen, ſo verdammet mich nicht, wie mich die Welt vielleicht verdammen möchte, in der Ueberzeugung, daß ſie nur Ergebniſſe höchſter Noth geweſen."

Der 15. October war endlich zur Vermählung die-

ses ungleichen Paares festgesetzt. Der Herzog sowohl, als der Markese, welche die Pracht liebten, hätten dieses Fest gern in Rom begehen mögen, Annunziata bestand aber darauf, daß es in der Villa geschehe, und man gab ihr nach. Nichtsdestoweniger war die Zahl der theils aus den benachbarten Landhäusern, auf welchen der Adel und die vornehmen Fremden so eben die schöne Herbstzeit zubrachten, theils aus der Stadt geladenen Gäste sehr groß, und mußte eine glänzende Versammlung gewähren, welche sich schon am Vorabende der eigentlichen Hochzeitsfeier zusammenfand. Diese Vereinigung sollte gleichsam die Einleitung zu dem großen Gastgebote des folgenden Tages gewähren, war zu einer länzlichen Lustbarkeit angeordnet, bei welcher Alles, was Geschmack und Liebe zum Genusse irgend erfinden mochte, beabsichtigt wurde. Die prächtigste Erleuchtung des großen Gartens der Villa, ein kostbares Feuerwerk, mancherlei Maskentänze im Freien waren in Bereitschaft. Der Markese betrieb die Vorbereitungen hiezu mit großem Eifer, der Herzog nicht minder, ob er gleich dabei mehr hinderlich als fördernd sich bewies, denn seine kindisch ungeduldige Geschäftigkeit verpuffte in Erbärmlichkeiten. Ich selbst mußte zur Verzierung des Gartens auf eine malerische Weise, zur Erfindung von Transparents und zu den übrigen Anordnungen mitwirken, und ich darf sagen, daß wir Alles aufboten, dem Gar-

ten und dem Pallaſte ein reizendes und feenhaftes Anſehn zu geben.

Abends um ſieben Uhr war endlich die große und glänzende Geſellſchaft am beſtimmten Tage verſammelt, und da es ſchon dunkel geworden, ſchien der ganze Garten in einem Meere von farbigem Feuer zu ſchwimmen. Die Bewunderung war laut, und die Gäſte zogen in zahlreichen Gruppen durch die Gänge, um alle die Zurüſtungen zu bewundern, welche wir zu ihrer Luſt erſonnen. Annunziata, idealiſch, aber prächtig gekleidet, war unter ihnen, und gab ſich, wider Erwarten, einer ſtürmiſchen Fröhlichkeit hin. Ich hatte mich der Pflicht der Oberaufſicht unterzogen, und Battiſta war mir bisher mit dem bereitwilligſten Eifer behülflich geweſen. Alles ging auch nach Wunſch. Die Lampen brannten, die Tranſparente machten eine prächtige Wirkung, die als Lauenmädchen verkleideten jungen Damen wußten ihre Sonette wohl auswendig, und Niemand hatte die mindeſte Ahnung davon, daß eine Störung dieſer allgemeinen Freude bevorſtehe, während dieſelbe, wie die Folge bewies, mit beſchleunigten Schritten herannahte.

Es mochte etwa 10 Uhr Abends ſein, als ſich die Geſellſchaft in einem großen runden Boſket verſammelt hatte, welches die herrlichſten Bäume bildeten, deren Stämme in Säulen eines Tempels verwandelt erſchienen,

indem farbige Lampen ſie von allen Seiten verkleideten, und große Feſtons von Blumen, an welche ſich bunte Papierlaternen gleichſam als glühende Früchte reihten, ſie mit einander vereinigten. In der dunkeln Krone dieſer Bäume waren mehr als hundert ähnliche Laternen angebracht, welchen ich die Geſtalt wunderbarer, prächtiger Vögel, oder kleiner Liebesgötter gegeben, die ſich in den Zweigen zu ſchaukeln ſchienen. Hier wurde in einem großen Kreiſe Platz genommen, und während die köſtlichſten Erfriſchungen, die ausgeſuchteſten Weine umhergereicht wurden, gewährte der Raum in der Mitte eine Scene zur Ausführung mancherlei pantomimiſcher Tänze in verſchiedenen Maskentrachten, wie ſie die Laune der Gäſte zur allgemeinen Ueberraſchung erſonnen. Der Andrang der Zuſchauer, welche der Markeſe nicht ausſchließen wollen, war hier ſo groß, daß es oft Mühe machte, ſie davon abzuhalten, den Gäſten beſchwerlich zu werden, und der äußere Rund des Platzes, ſo wie alle in demſelben zuſammentreffende Alleen gewährten, im Scheine der Lampen, den Anblick der bunteſten, bewegteſten Menge. Während aber alle Augen ſich den Tänzen zuwendeten, ward ich plötzlich ein paar hohe dunkele Geſtalten gewahr, welche, nicht dreißig Schritte von mir, einen Gang mit vorſichtiger Eile durchkreuzten. Sie trugen jene kurzen braunen Kittel mit über den Kopf gezogenen Kapuzen, welche in Italien ſtets für

ſehr verdächtige Verhüllungen gehalten werden, und gehörten augenſcheinlich nicht zu Denjenigen, welche nur harmloſe Neugierde hiehergeführt hatte. Ich eilte ihnen in der Richtung zu folgen, welche ich ſie einſchlagen geſehen, ſie ſchienen aber in die Erde geſunken zu ſein. Ich machte ſorgfältig einen Gang durch den Garten, bemerkte aber nichts Verdächtiges. Kaum war ich aber nach dem großen Boslet zurückgekehrt, als mein Blick auf zwei ganz gleiche Geſtalten fiel, welche, halb von einem Baume verdeckt, mir gegenüber ſtanden. Sie waren aber, ich weiß nicht, wie verſchwunden, als ich ſie ins Auge faſſen wollte. Jetzt wurden ernſtliche Beſorgniſſe in mir rege, aber ich wollte nicht zu früh nöthigen Lärm erheben, ſondern eilte Battiſta aufzuſuchen, um erſt in Gemeinſchaft mit ihm die Wahrſcheinlichkeit einer Gefahr zu prüfen, indeß — der junge Menſch war nirgend zu finden. Athemlos kam ich in das Boslet zurück, nicht wohl wiſſend, was ich beginnen ſolle. Hier zeigte eben ein Maskentanz die Luſtbarkeit ſpaniſcher Landleute, die bald darauf von Corſaren aus der Barbarei überfallen werden. Die Feinde mußten jedoch ihrerſeits dem Reitze der Frauen, und der Zierlichkeit ihres Betragens huldigen, ſich mit Blumen feſſeln laſſen, und in die allgemeine Freude mit einſtimmen. Dieſe reitzende Scene ſchien das Signal zu einer ähnlichen, aber im Ernſte gemeinten, abgeben zu ſollen, denn kaum

war ſie beendigt, als ſich von den Zuſchauern, die am entfernteſten vom Schauplatze in einem Hauptgange ſtanden, das Geſchrei: „Räuber, Räuber!!“ und — „heilige Madonna, beſchütze uns,“ vernehmen ließ. Dieſem folgte ein allgemeiner Aufruhr. Die Menge wiederholte jammernd den entſetzlichen Ruf, und ſtob aus einander wie eine Schaar zerſprengter Vögel, um ſich in dem Dickicht der Partien unter Geſträuchen und hohen Pflanzen zu bergen, oder wohl gar die Bäume zu beſteigen. Die Gäſte im Boſket blieben einen Augenblick in der Erſtarrung, welche einem ſehr überraſchenden Ereigniſſe gewöhnlich beigegeben iſt, dann wurde bei den Muthigen die Frage laut, woher der Lärm komme? und ob er nicht ein blinder ſei? Bei den Furchtſamen zeigten ſich die Angſt und die Zurüſtungen zur Flucht in mancherlei Geſtalten, während der Markeſe, ich, und noch einige rüſtige junge Leute uns bewaffneten, und mit einem Gefolge von Bedienten, welche den Befehlen des Gebieters ſchüchtern und unfreiwillig folgten, der Gegend zueilten, woher die Ankündigung der nahen Gefahr gekommen war. Wir hatten jedoch nur wenige Schritte gemacht, als wir im Scheine der Lampen, der mehr zu blenden als zu leuchten pflegt, einen Kneul von dunkeln Geſtalten heranwogen, und Gewehre blitzen ſahen. Wir konnten nicht berechnen, inwiefern der Feind uns überlegen ſei, hofften auf Unterſtützung von den

übrigen Gäſten, die wenigſtens durch Maſſe imponiren mochten, und warfen uns daher den Anrückenden mit gezogenen Klingen entgegen. Ein donnernder Ruf: „Zurück!“ ſchreckte uns noch nicht ab, drei oder vier Schüſſe aber, deren Kugeln vernehmlich über unſeren Häuptern pfiffen, belehrten uns von der Uebermacht, beſonders da wir nicht mit Schießgewehren verſehen waren. Der Markeſe, deſſen muthige Beſonnenheit alles Lob verdiente, befahl nun ſelbſt den Rückzug, um das Bosket wieder zu gewinnen, deſſen Eingang nach Möglichkeit zu vertheidigen, bis der wehrloſe Theil der Geſellſchaft in Sicherheit gebracht, und wir mit Piſtolen, Flinten und Büchſen, deren es genug in der Villa gab, ausgerüſtet werden konnten. Wir bewegten uns alſo, oder beſſer geſagt, die Räuber drängten uns zurück, denn ſie kamen uns ſo nah auf den Leib, daß wir uns das Weiße im Auge ſahen. Im Bosket empfing uns Geſchrei des Entſetzens, Jammer der Verzweiflung, und ein Blick belehrte uns von der völligen Hoffnungsloſigkeit unſerer Lage, denn alle Zugänge waren von Räubern, die von den übrigen Seiten herbeigekommen waren, bereits beſetzt, und die ganze Scene der Verwirrung umgab ein Kranz von jenen dunkeln Kapuzengeſtalten, die mir ſchon zuvor einzeln erſchienen waren, die Gewehre ſämmtlich im Anſchlage. Im Augenblicke wogte auch die Schaar heran, die uns bedrängt hatte,

und ſchloß den furchtbaren Ring, der uns in peinlicher Erwartung gebannt hielt. Die Anzahl, und vornehmlich die Streitbarkeit unſerer Gegner ließen jeden Verſuch eines Widerſtandes chimäriſch erſcheinen, und die Muthigſten mußten einſehen, daß beſonnene Ruhe die einzige Stimmung ſei, in welcher die Dinge, welche bevorſtanden, zu erwarten ſeien. Es war todtenſtill geworden, man hörte nichts, als ſchwere Athemzüge aus ſo mancher gepreßten Bruſt. Ich fühlte mich am leichteſten, denn ich hatte wenig zu verlieren, und war der Unbedeutendſte der Geſellſchaft, deshalb konnte ich Betrachtungen anſtellen, und flüſterte ziemlich vernehmbar einem Nebenſtehenden zu: „Um was das Alles?"

„Um andere zehntauſend Scudi, drei Paoli, fünfundzwanzig Bajocchi, die ich wohl wieder allein werde bezahlen ſollen:" ächzte eine Stimme unter dem mit einem Tiſchtuche verhängten Büffet. Es war die des Herzogs, welcher ſich dort verkrochen. Der Markeſe fuhr im nämlichen Augenblicke auf mich zu, und fragte: „um Gottes willen, wo iſt Annunziata? — ich ſehe ſie nicht."

„Dort in der Mitte" — antwortete ich, und deutete eine Stelle an, auf welcher ich ſie noch vor einem Augenblicke geſehen, aber nun war der Seſſel leer, und das Fräulein nirgend mehr zu entdecken.

Im nämlichen Augenblicke ward der Ruf „Ceſarone! Ceſarone!" vernommen, welchen die Räuber,

die ſich bisher ſchweigend verhalten, mit Jubelgeſchrei begleiteten. Der Marteſe neben mir bebte zuſammen, und lehnte ſich an das Büffet, unter welchem die Seufzer des Herzogs nun deutlicher ertönten. Zugleich hörte man eine Stimme, die draußen laut und gebieteriſch einige Befehle gab, während der Eingang frei wurde und bei dem wiederholten Geſchrei „Geſarone! Geſarone!“ dieſer berühmte gefürchtete Banditenhauptmann in den Kreis trat. Er war zwar als Räuber, aber bunt, reich, und prächtig gekleidet. Flimmernde Kleinode aller Art hingen von ſeinem bloßen Halſe auf die halb offene Bruſt. Koſtbare Piſtolen und Dolche erſchienen in ſeinem Gürtel. Sein Gang war majeſtätiſch, ſein Anſtand ſtolz, ſicher und frei. Er ſchritt in die Mitte, blieb ſtehen und ließ ſeine triumphirende Blicke im Kreiſe umherfliegen, während er ſich auf den Trombon ſtützte, mit welchem er bewaffnet war. Als ich ihn ins Auge faßte, glaubte ich, mir ſelbſt nicht trauen zu dürfen, denn zu meinem höchſten Erſtaunen erkannte ich unſeren Battiſta. — Ja, er war's, — und dennoch hätte man ihn in dieſer Geſtalt für ſeinen ältern, ihm durchaus in den Zügen, aber nicht im Gemüthe und Betragen gleichenden Bruder halten mögen. Ich greife vor, wenn ich ſage, daß der ſchlaue Abentheurer Monate lang die Rolle des harmloſen kindlichen unerfahrenen Jünglings mit ſolcher vollendeten Geſchicklichkeit ge-

ſpielt, daß er ſelbſt die geübteſten Menſchenbeobachter täuſchen können. Jetzt zeigte der erſte Blick eine heroiſche Wildheit, eine trotzige Kühnheit, und einen gewaltigen unbeugſamen Stolz. Ich konnte mich bei dem Allen nicht vor ihm fürchten, und dann um ſo weniger, als er endlich ſogar mir einen Blick widmete, den ein zutrauliches Lächeln, das aber wie ein Blitz vorüberging, begleitete. Auf alle Uebrigen wirkte der Strahl ſeines Auges, wie der des Baſilisks, vornehmlich auf den Markeſe.

Geſarone heftete eine Weile auf ihn eine ſtumme, durchbohrende Aufmerkſamkeit, dann trat er auf ihn zu mit der Frage:

„Kennen Sie mich, Raſpinella?“

„Sie ſind Geſarone, wie ich höre:“ — antwortete dieſer kleinlaut.

„Wer iſt Geſarone? — Ahnen Sie nichts?“

„Nein.“

„So lernen Sie ihn kennen. Hier iſt das Bild meiner Mutter.“

Er reichte dem Erblaßten ein kleines Miniaturbild in einer Kapſel. Der Markeſe richtete den Blick darauf, erbebte, und barg ſein Geſicht in den Händen.

„Wie, Herr Markeſe,“ fuhr der Räuber fort, „Sie entfärben ſich, Sie bedecken Ihr Antlitz? Doch nicht in Folge dieſer Entdeckung, denn ich meine, Sie

haben ſchon mehr als ein Kennzeichen empfangen, welches Ihnen über die Perſönlichkeit Ihres Feindes Gewißheit geben mußte. Jetzt ſind Sie in meiner Gewalt, und ich befehle Ihnen Offenheit. — Kameraden, haltet Eure Gewehre in Bereitſchaft für den Fall, daß Excellenza meiner Aufforderung nicht Folge leiſten möchte. — (Man hörte im Kreiſe das Knacken vom Spannen der Hähne.) — Stellen Sie mich Ihren Gäſten vor, Raſpinella."

Der Markeſe nahm die Hand des Räubers, führte ihn einige Schritte vorwärts, und ſagte mit zitternder, aber lauter Stimme:

„Graf Cäſar Roccamarina, — mein Neffe, — Sohn meiner Schweſter."

Es herrſchte ſichtbare Erſchütterung und Ueberraſchung in der Verſammlung. Geſarone winkte mit dem Schnupftuche und rief zu den Seinen: „Habt in Ruhe!" Dann veränderte er plötzlich Ton und Betragen, indem er ſich mit der feinſten Geſchliffenheit eines vornehmen Weltmannes, den Hut in der Hand, an die Geſellſchaft wendete.

„Meine Damen und Herrn, ich bitte jede Beſorgniſſe ſchwinden zu laſſen. Der furchtbare Geſarone kann Ihnen nicht mehr gefährlich ſein, ſobald er ſich den Vorzug verſchafft als Ihresgleichen in Ihren edeln Kreis geführt zu werden. Graf Roccamarina würde eine un-

verzeihliche Unſchicklichkeit begeben, wenn er ſich nach Dieſem vor Ihnen als den Räuberfürſten der Abruzzen darſtellen wollte. Hier geſtattet ihm ſeine furchtbare Rolle eine Pauſe, denn ach! — Cesarone iſt nur der Held eines lärmenden Schauſpiels. Wenn deſſen Aufführung den Boden unſeres ſchönen Vaterlandes entwürdigt, ſo klagen Sie nicht mich, ſondern hier meinen Oheim an, deſſen Haß und Verfolgung mir keine Wahl gelaſſen, als zwiſchen der Niedrigkeit oder der Gewalt. Man hat mich aber einſt Cäſar getauft, und dieſer Name duldet ſeine Träger nicht im Staube, ſondern nur im Grabe, oder jenſeits des Rubicon. — Daß mein Vater und mein Oheim hier ſich haßten, mögen beide dereinſt dort verantworten, wie ſie können. Daß mein Vater die Schweſter ſeines Feindes aus dem Kloſter entführte, ehe ſie den Schleier nahm, in welches die Ränke ihres habſüchtigen Bruders ſie gezwungen, kann ich nur loben, denn ich wäre ein Thor, wollte ich die Anläſſe meines eigenen Daſeins verdammen. Daß mein Vater, nachdem er zum Beſitze meiner Mutter durch die Macht der Kirche und des Staates gelangt war, ihr Vermögen in Anſpruch nahm und erhielt, iſt ein Beweis, daß es damals Gerechtigkeit in Neapel gab. Daß mein Vater alles aufbot, um ſeinen Schwager zu verſöhnen, iſt mein größter Stolz: daß mein Oheim den Schein der Verſöhnung annahm, um hinter

demſelben deſto ſicherer das Geheimniß ſeiner Verfolgung zu betreiben, mein wüthendſter Abſcheu. Sie wiſſen das Schickſal meines Vaters. In jene gefährlichen Plane, die er aus verirrter Vaterlandsliebe hegte, lockte ihn mit heimlicher Hinterliſt mein Oheim. Dieſer war es aber auch, der ihn angab, und aufs Blutgerüſt brachte. Der Beſitz der Roccamarina gehörte nun der Krone, das Vermögen meiner vor Gram und Schreck geſtorbenen Mutter meinem Oheime. Dem minderjährigen Sohne des unglücklichen Staatsverbrechers blieben noch 10,000 Scudi, 3 Paoli, 5 Bajocchi als ſpätere Erbſchaft von einem Seitenverwandten meiner Mutter. Dieſe ſollten ſeine Laufbahn begründen. Der Markeſe Raſpinella hatte die Schändlichkeit, ſie ihm in einem Proceſſe ſtreitig zu machen, und die beſtochenen Richter begingen das Verbrechen, den Markeſe gewinnen zu laſſen. Ich war ohne Unterhalt, 19 Jahre alt, und — hieß Cäſar. — Ich paßte meinem Oheime zur Nacht in ſeinem Garten, wo er einſam zu wandeln pflegte, auf, und ließ ihm die Wahl zwiſchen zwei Piſtolen, oder der Rückgabe meines kleinen Vermögens. Der Markeſe war klüger als der Schulknabe, ließ mich feſtnehmen, und ich war auf dem Wege nach der Galeere, als ich mich freimachte, um den Cäſar in einen Ceſarone zu verwandeln. — Jeder, meine Damen und Herrn, hilft ſich, wie er kann. Meine 10,000 Scudi habe ich wieder, den übrigen

Mammon des Markeſe verachte ich, er mag ihn behalten, denn, ſelbſt außer dem Geſetze, verehre ich doch die Form deſſelben, wo ſie nicht blos zum Deckmantel von Schändlichkeiten dient. Meine Mutter hatte ihr Vermögen meinem Oheime abgetreten, als ſie ins Kloſter ging. Ich will unerörtert laſſen, ob dieſe Abtretung freiwillig geſchah, ob ſie gültig ſein konnte bei den beſonderen Umſtänden. Indeſſen meine Mutter bereute ſpäter, das Kloſter verlaſſen zu haben, und hegte den Glauben, begründet oder nicht, unrechtmäßig wieder in den Beſitz ihres Antheils an dem Nachlaſſe ihrer verſtorbenen Eltern gekommen zu ſein. Ich will ihren heiligen Schatten nicht beleidigen."

Der Räuber hielt hier ein.

Der Markeſe kämpfte ſichtlich mit einem Uebermaße entgegengeſetzter Empfindungen. Endlich rief er wie wahnſinnig: „Wo iſt Annunziata?"

„Wo?" ſagte Ceſarone ſtolz und kalt, „bei mir, und eher wird die Welt untergehen, als daß ſie bei meinem Leben mir entriſſen würde. Meinſt Du, Raſpinella, Roccamarina werde ſich und ſeinen Vater nicht rächen? Aber ſeine Rache ſoll nur Dich vernichten, Annunziata iſt mir theurer, als meine Seligkeit, jeder Blutstropfen in meinen Adern gehört ihr. Vernimm und verzweifle. Annunziata iſt Theilnehmerin dieſer Begebenheit, ſie willigte in dieſen Ueberfall, um ſich von mir der entſetzlichen

Nothwendigkeit entreißen zu laſſen, ein neues Opfer Deiner Habſucht durch die Vermählung mit einem Strohmanne zu werden."

Der Herzog nieſte unter dem Büffet. Geſarone fuhr fort:

„Annunziata iſt bereits auf dem Wege zu den Gegenden, in welchen ich unangefochten gebiete. Wir liebten uns ſchon als Kinder, aber unſere Neigung entzündete ſich unbeſiegbar, als ein kühnes und gelungenes Unternehmen uns für einige Zeit wieder vereinigte. Du gabſt einſt, aufrichtig oder nicht, bei der Verſöhnung mit meinem Vater Deine Einwilligung zu unſerem, noch in der Kindheit geſchloſſenen Verlöbniſſe. Du weißt, daß ſchon damals der päpſtliche Dispens wegen des verbotenen Verwandtſchaftsgrades erworben wurde. Dieſer kann nicht zurückgenommen werden, und iſt das einzige Eigenthum, das ich aus dem Schiffbruche meines Glückes gerettet. Du darfſt alſo nicht ſagen, daß Deine Tochter gegen Deinen Willen handelt, denn Dein damaliger iſt der einzige natürliche und gültige. Glaube nicht, daß Deine Enkel die Kinder eines Räubers ſein werden. Bald iſt das Schauſpiel Geſarone ausgeſpielt, und die Zukunft wird zeigen, ob ich würdig bin, das Blut der Roccamarina in meinen Adern zu tragen. Bemühe Dich nicht, meinen Vorſatz durch Verfolgung zu vereiteln;

ſie würde vergeblich ſein und morgen iſt Annunziata meine Gattin.“

Man hörte in dieſem Augenblicke in einiger Entfernung einen Schuß.

„Ha, das Signal!“ rief der Räuber, „Annunziata befiehlt mir. — Meine Damen und Herren, Graf Cäſar Roccamarina wünſcht Ihnen wohl zu leben.“

Er verneigte ſich mit verbindlichem Anſtande, ſchoß eine ſeiner Piſtolen in die Luft und eilte davon. Die Seinen folgten ihm raſch, aber ſchweigend.

Was auf dieſe Scene in der verſtörten Geſellſchaft folgte, braucht nicht beſchrieben zu werden. Der Herzog kroch unter dem Büffet hervor mit tauſend abentheuerlichen Verwünſchungen des Räubers, und drang in den Markeſe, alle Macht des Staates aufzubieten, um jenem Annunziaten abzujagen und ihn ſelbſt an den Galgen zu bringen.

Der Markeſe fuhr auf wie aus einem Starrkrampfe, faßte den Herzog, ſchüttelte ihn, daß alle ſeine Glieder knackten, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Nein! der iſt des Todes, der ihr folgen will. Auch Raſpinella will ſich rächen. Ich fluche ihr, und er ſoll ſie haben und leben.“

Nun ſank er aber zuſammen, und ein langes hitziges Fieber, das ihn bald nachher ergriff, kündigte ſich an.

Wir brachten den unglücklichen, aber leider ſchuldbeladenen Mann Tages darauf im Zuſtande völliger Bewußtloſigkeit nach Rom, und wenn auch der Herzog und die meiſten ſeiner bisherigen Freunde ihn verließen, ſo hielt ich es für meine Pflicht, ihm im Unglücke zur Seite zu bleiben, nachdem ich gute Tage mit ihm genoſſen. Ein hinzugekommener Umſtand beſtärkte mich in dieſem Entſchluſſe. Am dritten Tage nach unſerer Wiederankunft zu Rom, hatte, in meiner Abweſenheit von Hauſe, ein unbekannter Mönch ein Billet an mich abgegeben, in deſſen Aufſchrift Annunziatens Schriftzüge unverkennbar waren. Ich löſte in Eile das Siegel und las folgende Worte:

„Richtet mein Betragen nicht lieblos, guter Don Antonio, ich konnte nicht anders. Den Herzog konnte ich unmöglich heirathen, und die ſchwere Schuld meines Vaters mußte ich meinem Gemahl, ſo viel ich es im Stande war, vergüten. So ſchwer der Zorn meines Vaters jetzt auf mir laſten mag, ſo weiß ich doch, daß eine Zeit der Vergebung kommen wird, und ſchneller, als Ihr denkt. Verfolgung haben wir nicht zu fürchten, wir ſind in völliger Sicherheit. An Euch nur eine Bitte. Verlaßt meinen armen Vater nicht, der jetzt nur zu ſehr eines zuverläſſigen Freundes bedürfen wird. Es ſchließt Euch in ihre brünſtigſten Gebete Annunziata Roccamarina.“

Der Ort des Aufenthaltes war nicht angegeben.

Der Markeſe lag länger als drei Wochen faſt hoffnungslos, erſt dann brach eine gewaltſame Kriſis die tödtliche Gewalt ſeiner Krankheit, und er genas langſam. In dieſer Friſt hatte ich Muße genug, über die Begebenheiten nachzudenken, welche mir anfangs räthſelhaft erſcheinen mußten. Der alte Kammerdiener des Markeſe, der von allen Begebenheiten in der Laufbahn ſeines Gebieters genaue Kunde, und nicht Anlaß hatte, gegen mich irgend einen Rückhalt zu beobachten, gab mir überall die gehörige Aufklärung. Er bekräftigte die Wahrheit der Beſchuldigungen Cäſaron'es in allen Stücken. Daß der Markeſe ſeinen gefürchteten Neffen, als er in der Rolle Battiſta's monatelang in ſeiner Nähe gelebt, nicht erkannt, erſchien dem Diener natürlich. Sein Gebieter hatte den jungen Cäſar Roccamarina nur bis zu ſeinem achten Jahre öfter geſehen, von jener Zeit ab aber niemals mehr, weil damals die Feindſchaft mit ſeinem Vater wieder ausgebrochen war. Der gewaltſame Ueberfall des Oheims, deſſen der Neffe gedachte, war in dunkler Nacht erfolgt, als der Markeſe einſam im Garten ſeines Schloſſes gewandelt. Was er dabei von den Zügen ſeines Feindes habe möglicher Weiſe wahrnehmen können, ſei ſo unbeſtimmt geweſen, und habe um ſo weniger ein Bild in der Seele des Angegriffenen zurückgelaſſen, als in jenen Augenblicken ſeine Seele auf ganz andere Dinge

gerichtet ſein mußte, als auf ſcharfe Beobachtung. Er war nämlich ohne Zweifel in der äußerſten Lebensgefahr geweſen, und nur die ihm eigene Geiſtesgegenwart und das zufällige Hinzukommen einiger Diener, hatte ihn gerettet und den Gegner in ſeine Hand gegeben, den er gar nicht mehr ſehen mögen, ſondern den er der nächſten Obrigkeit mit einer Anklage, die er in Eile aufgeſetzt, in der nämlichen Nacht überliefert. — Die Kammerfrauen Annunziatens mußten freilich genau wiſſen, welche Wirklichkeit hinter der Maske Battiſta's ſteckte, aber ſie waren in dem Complot, und das Rendezvous mit Paulinen, welches ich belauſchte, hatte vermuthlich keinen andern Zweck, als im Auftrage ihrer Gebieterinn die Entführung zu verabreden. Auch waren beide Mädchen mit Annunziaten verſchwunden. Die beiden Bedienten, welche den Geſarone als Räuber zweimal, bei der Gefangennehmung und Auslieferung des Fräuleins, geſehen, mußten nicht minder mitwiſſend und beſtochen ſein, den Feind, welchen ſie täglich in der Villa ſahen, nicht zu verrathen, denn auch ſie waren nach jenem Unglücksabende nirgend mehr anzutreffen. — Was Geſarone gewollt, als er ſich mir angeſchloſſen, iſt am leichteſten einzuſehen. Er hatte eine Gelegenheit geſucht, möglichſt ſicher ſich Annunziaten wieder nähern zu können, für die er während ihrer Gefangenſchaft eine glühende Neigung gefaßt, und welche ſie, ohnehin das Abentheuerliche liebend, mit der

Ausſicht auf ein gezwungenes, trauriges, ungleiches Ehebündniß, und im Unwillen über das von ihrem Vater ſeinem Neffen angethane Unrecht, nicht unerwiedert gelaſſen.

Das Fräulein hatte ihm wahrſcheinlich heimlich angedeutet, mich zum Schirme ihres Einverſtändniſſes zu machen, denn ſie vertraute mir, wußte, daß unter meinem Schutze Battiſta in Rom nicht nur ohne in Verdacht gezogen zu werden, verweilen, ſondern auch Gelegenheit erlangen könne, im Hauſe ihres Vaters durch mich Eintritt zu gewinnen. Der Erfolg zeigte, daß ſie ſich nicht verrechnet.

Was aus Annunziaten und Cesarone geworden, konnte ich fürs Erſte nicht erfahren. Die Obrigkeit in Rom verfolgte die Entflohenen erſt acht Stunden nach der Entführung, aber ohne auch nur eine Spur von ihnen zu entdecken, bis mehrere Wochen nachher einige großartige, kühne, vollkommen gelungene Gewaltthätigkeiten im Neapolitaniſchen von dem gegenwärtigen Schauplatze der gefährlichen Wirkſamkeit des großen Cäſar, der nun vollends im Munde des Volkes zu einem Helden der erſten Größe erhoben wurde, Zeugniß ablegten. Die Regierung zu Neapel vermochte, bei den eingeriſſenen politiſchen Verwirrungen, nicht mehr ihm mit dem erforderlichen Nachdrucke entgegen zu wirken, auch ſtand er augenſcheinlich im Schutze und im Dienſte einer heim-

lich wirkenden aber mächtigen Faction, welcher ſpäter ſogar der Hof durch ſeine Flucht nach Sicilien Platz machen mußte, und die jedes nachdrückliche Unternehmen wider ihn vereitelte. Er beraubte niemals mehr reiſende Privatleute, er plünderte das Eigenthum des Staates, fing Couriere mit wichtigen Briefſchaften auf, und daß der Inhalt derſelben bald in den franzöſiſchen Zeitungen bekannt gemacht wurde, bewies klar, welchen Richtungen Ceſarone nachſtrebe, und welcher Parthei er zum Werkzeuge diene. Ich hatte ihn als Battiſta liebgewonnen, und ich zürnte dem Markeſe Raſpinella um ſo mehr, als er faſt allein die Schuld trug, wenn eine ſo glückliche Vereinigung tüchtiger Eigenſchaften in eine falſche Bahn, zu einem wahrſcheinlich höchſt beklagenswerthen Ziele, gedrängt worden, welche dem Vaterlande unter anderen Umſtänden eben ſo erheblichen Nutzen hätte bereiten können, als ſie ihm jetzt zum Schaden gereichte.

Der Markeſe mochte etwas Aehnliches fühlen, denn nach ſeiner Geneſung erſchien er völlig umgewandelt. War er früher dem Streben nach dem Weltlichen zu ſehr hingegeben, ſo gab er ſich nun das Anſehen, es in eben dem Maaße zu verachten. Er ſchränkte ſeinen Haushalt ein, verwendete den größten Theil ſeiner beträchtlichen Einnahmen zu frommen Werken. Sich ſelbſt marterte er mit Bußübungen. Er trat mehreren frommen Brüderſchaften bei, welche in Rom bekanntlich ihre Demuth

durch Einſammeln von Almoſen, und Begleitung der Leichen bei ihrer Beſtattung, in ſeltſamen Verhüllungen, zur Schau ſtellen. Von ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohne ſprach er ohne Zorn und mit Zerknirſchung, als ſei ihm ſein Familienunglück nur zur Vergeltung ſeiner ſchweren Sünden aufgelegt. Er gab ſich daher auch keine Mühe, beide zu verfolgen, ſondern ließ in allen Kirchen für ſie Gebete halten und Meſſen leſen, welchen er gewöhnlich im Kleide eines Büßers, ſeufzend und auf den Knieen beiwohnte.

Sein Treiben konnte in meinen Augen ihn nicht würdigen, und ſo wendete ich mich nach und nach von ihm ab. Der Aufenthalt in Rom war mir ohnehin verleidet, und ich beſchloß erſt den zahlreichen Beſtellungen zu genügen, welche ich übernommen, und dann eine große Reiſe in die wenig beſuchten, aber an landſchaftlichen Schönheiten überreichen Gegenden von Calabrien zu machen, von wo ich nach Sicilien und zuletzt nach Griechenland überzuſchiffen dachte. Die Ausführung dieſes Planes verzögerte ſich länger, als ich dachte, denn meine Arbeiten konnte ich ſo raſch nicht abliefern, und zuletzt verfiel ich in eine Krankheit, ſo daß ein Jahr verging, ehe ich mich zur Abreiſe rüſten konnte.

Die letzten Tage in Rom waren zahlreichen Abſchiedsbeſuchen gewidmet, während ein Freund es übernahm, mir die nöthigen Päſſe nach Neapel zu beſorgen.

Zu meinen Bekannten in Rom gehörte der Graf S —, ein junger Mann von vornehmer Geburt und liebenswürdigen Eigenschaften, in dessen gastfreundlichem Hause mir stets die zuvorkommendste Aufnahme zu Theil geworden. Dieser ersuchte mich, ein kleines Paket nach Neapel mitzunehmen und an einen gewissen Advokaten abzugeben, dessen Wohnung mir bezeichnet wurde. Eigentlich hätte ich vorsichtig sein und das Ansinnen ablehnen sollen, denn der Graf stand schon zu Rom im Rufe eines Anhängers der französischen Parthei, und es ließ sich daher vermuthen, daß er in Neapel nicht nur bekannt, sondern um so verdächtiger sein werde, als dort die Regierung nicht so sorglos als die römische den drohenden Katastrophen entgegenging. Indeß mein Wunsch, gefällig zu sein, ließ in mir solche Erwägungen nicht aufkommen, und ich übernahm um so bereitwilliger das Paket, als angeblich es nur Familienpapiere enthalten sollte.

Endlich reiste ich mit einem Vetturino, den ich bis Neapel gedungen, ab. Meine Reise durch den Kirchenstaat bot nichts Merkwürdiges dar, aber als ich gegen Mittag des folgenden Tages die Grenze des Königreiches Neapel erreichte, sollten sich die günstigen Aussichten meiner Reise plötzlich ändern. Im Grenzorte fand ich eine außerordentliche Behörde eingesetzt, welche die Pässe der eingehenden Reisenden, und auch ihr Gepäck, sorgfältig untersuchen sollte, um verdächtige Personen entweder so-

fort zurückzusenden, oder, den Umständen gemäß, nach Neapel transportiren zu lassen.

Harmlos betrat ich das Bureau dieser Herren, in welches ich gleich bei meiner Ankunft gewiesen wurde. Ihre Miene und Betragen waren keineswegs ermuthigend, sondern barsch und abstoßend. Sie empfingen meinen Paß wie eine Sache, die man nur in Handschuhen berühren mag, und ich wunderte mich keineswegs, daß der Erste dieses würdigen Kleeblattes an ihm einen Mangel entdeckte, den er für „bedenklich" hielt. Dem Zweiten erschien er als ein „grobes Versehen," welches durch meine genaue Vernehmung näher untersucht werden müsse, und dem Dritten stellte er sich als ein „höchst verdächtiger Umstand" dar, welcher meine Rückweisung nach Rom zur Folge haben müsse. Das Visum des neapolitanischen Gesandten zu Rom war es, welches diese Herren so sehr in Harnisch brachte. Es war nämlich nicht vom Gesandten selbst, sondern vom Legationssecretair unterschrieben, da Sr. Excellenz sich eben auf dem Lande befand, und der flüchtige Subaltern hatte überdies den Stempel der Ambassade so nachlässig aufgedrückt, daß die Wappenzierden von Neapel ganz unkenntlich erschienen, so daß, wenn man einmal dem Argwohne Raum geben wollte, der ganze Vermerk den Anschein einer Fälschung gewinnen konnte. Ich hatte zu Rom mir nicht beikommen lassen, diese Umstände zu be-

achten, und glaubte ſie hier zu beſeitigen, indem ich offen, und mit der ruhigen Miene der Aufrichtigkeit, das Sachverhältniß darſtellte. Zwei der Commiſſarien fingen an, mir Glauben beizumeſſen, nur der Dritte wollte ſich noch nicht fügen, doch wäre auch er zuletzt gewonnen worden, wenn der Umſtand, daß während dieſer Verhandlung auch mein Gepäck unterſucht wurde, der Sache nicht plötzlich eine für mich höchſt nachtheilige Wendung gegeben hätte. Man fand das Paket des Grafen S — an den Advocaten in Neapel, und brachte es den Commiſſarien. Der Himmel, der ſchon angefangen hatte ſich aufzuhellen, verfinſterte ſich aufs Neue. „Wißt Ihr nicht," hieß es, „daß es Privatperſonen verboten iſt, ſich mit Beſtellungen von Briefſchaften, offene Empfehlungsadreſſen ausgenommen, zu befaſſen, indem die erſtern nur durch den Courier befördert werden dürfen?" — „Nein, ich wußte es nicht." — „Kennt Ihr den Advocaten, an welchen die Aufſchrift lautet?" — „Ich kenne ihn nicht." — „So wißt Ihr wohl auch nicht, daß er wegen Landesverrätherei bereits verhaftet iſt und gefangen ſitzt?" — „Davon weiß ich kein Wort." — „Von wem iſt Euch dieſes Paket anvertraut?" — „Von dem Grafen S — in Rom." —

Das unerwartete Eintreten eines Erdbebens hätte dieſe Herren nicht mehr in Bewegung ſetzen können. Sie ſprangen von den Stühlen auf, ſie ſprachen alle zugleich,

ſie rannten im Zimmer umher wie Beſeſſene. „Von S—, von dem berüchtigten Jacobiner, von dem Feinde der Ordnung. Das Paket muß eröffnet, der Ueberbringer muß verhaftet werden.“

Erſteres geſchah ſofort. Die drei Köpfe mit gepuderten großen Perücken blickten alle zugleich in die entfalteten Papiere, und Einer wollte ſie immer dem Andern entreißen, und ſich allein aneignen. Obgleich die würdigen Beamten laut laſen, ſo ſchrien ſie doch dermaßen Alle zugleich und durcheinander, daß ich kein Wort vom Inhalte dieſer Papiere auffaſſen konnte, und alſo noch bis heute in vollkommener Unwiſſenheit darüber bin, welcher Art die gefährlichen Geheimniſſe geweſen, welche man, unbeſonnen genug, ohne alle Warnung, und auf meine Gefahr, meiner Sorge anvertraut. Das Reſultat der über mich gehaltenen ſtürmiſchen Berathung war mir deſto verſtändlicher. Man wollte dieſe Papiere ſofort mit einem dringenden Berichte nach Neapel an den Premierminiſter Ritter Acton befördern, deſſen Entſcheidung über meine ſtrafbare Perſon ich am Orte in einem Kerker abwarten ſollte. Man ermangelte hiebei nicht, mir eine ſehr deutliche Perſpective auf die Galeere, oder wohl gar auf den Galgen zu eröffnen, und meine Kenntniſſe der gegenwärtigen Zeitverhältniſſe waren ausreichend, um mich einſehen zu laſſen, daß nach Umſtänden, meiner Unſchuld ungeachtet, ich keine leere Drohung vernommen.

Was blieb mir indeſſen übrig, als mich der Nothwendigkeit zu fügen. Man verſiegelte meine Effecten, und überlieferte mich den Amtsdienern, um mich in das Gefängniß zu bringen. Durch vieles Bitten erlangte ich nur ſo viel, in einen leidlichen Arreſt geführt zu werden.

So verließ ich denn, in Begleitung zweier Aufſeher, als Gefangener den Ort, welchen ich ſo harmlos und heiter betreten hatte. Als ich hinaus auf die Straße trat, fand ich die ganze Bevölkerung des Städtchens neugierig verſammelt. In andern Ländern wird Derjenige, welcher wegen irgend einer Schuld der Obrigkeit anheim gefallen, auf ſeinem ſchweren Gange die Zielſcheibe des Spottes der ſchadenfrohen, jauchzenden, rohen Menge. Ganz anders in Italien. Es giebt kein mitleidigeres Volk als das dortige, dabei lebt keins, welches die Freiheit höher ſchätzte, wenn es darunter auch nur die Möglichkeit verſteht, Alles zu thun, was die Laune des Augenblicks eingiebt. Daher ſind die Italiener, vorzugsweiſe die ſüdlichen, auch immer in einer gewiſſen Abneigung gegen die Geſetze und die Obrigkeit, weil dieſe ihnen jene Möglichkeit, die ſie als ihr vermeintes natürliches Recht in Anſpruch nehmen, verſchränken, und wenn deshalb der kühne Räuber ſich ihnen als ein bewunderter Held darſtellt, ſo iſt der Gefangene, welche Schuld ihn auch belaſtet, der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Theilnahme. Von hundert Lippen vernahm ich den Ruf: „Ah, **poveretto**!“ —

Man wurde bald dreister, und ohne daß die Gerichtsdiener es hindern konnten oder wollten, drängten sich alte und junge Weiber in Lumpen gehüllt an mich heran, um mir, obgleich sie mich vor meinem Unglücke angebettelt hatten, Wein und Brod anzubieten, und mir die Taschen voll Feigen und Orangen zu stecken. Während ich mich kaum dieser wohlgemeinten Zudringlichkeit erwehrte, trat ein Mönch an mich heran, dessen Ansehen mir auffiel. Er war groß und kräftig. Sein Gesicht erschien wenig, denn halb verdeckte es die Kapuze und halb ein langer schwarzer Bart. Er ertheilte den Gerichtsdienern den Befehl, und forderte sie auf, zurückzutreten, indem er mir Treu im Namen der heiligen Madonna und des seraphischen heiligen Franziskus von Assisi zusprechen wolle. Er stehe dafür, daß ich nicht entspringen werde. Die gläubigen Diener der Gerechtigkeit küßten ihm die Hände, gehorchten ohne Widerrede, stellten sich aber doch in einiger Entfernung so auf, daß sie mich sofort wieder fassen konnten, falls ich diese gute Gelegenheit zur Flucht benutzen wollen.

Der Mönch nöthigte mich unsanft auf die Knie zu fallen, und fing an, ziemlich laut über meinem Haupte Gebete herzusagen, in welchem er alle Heiligen anrief, und inbrünstige Seufzer ausstieß. Er forderte mich zuletzt auf, ihm zu vertrauen, was meine Seele bei diesem schweren Gange etwa belaste, schlug einen Theil sei-

nes Gewandes über mich, rückte ſich zu mir näher, als wolle er aufmerkſam meine leiſen Bekenntniſſe vernehmen und ſetzte mich dadurch in eine peinliche Verlegenheit. Wie groß war aber meine Ueberraſchung, als er dieſe Gelegenheit benutzte, um mir folgende Worte zuzuflüſtern:

„Seid ohne Furcht, Signor. Dieſe Commiſſarien ſind Eſel und nicht die einzigen hier zu Lande. Laßt Euch Euern Kerker für's Erſte gefallen. In der nächſten Nacht ſollt Ihr frei ſein: — rechnet darauf."

Hierauf erhub er ſich, um unter neuen Seufzern laut auszurufen:

„Eure Sünden ſind groß, aber die Fürſprache der Heiligen iſt um ſo kräftiger, ſo daß Ihr Gnade hoffen dürft. Ziehet in Frieden."

Damit überlieferte er mich wieder meiner Bewachung und entfernte ſich eilig, mich nicht in geringem Erſtaunen zurücklaſſend.

Man hatte mir einen leidlichen Arreſt verſprochen, und der Saal eines alten, halb verfallenen Pallaſtes, welcher ſogar noch verblichene Spuren ehemaliger Pracht zeigte, bot auch in der That nichts Abſchreckendes dar. Der Raum war kühl und luftig. Meiner Lage wurde noch mehr Ausſicht auf Erträglichkeit gewährt, indem man mir mein Geld gelaſſen, und mir zu meinem Unterhalte Alles zu gewähren verſprach, was ich bezahlen könne.

Ich verstand den Wink und befahl, guten Wein zu bringen, welchen mit zugenießen ich meine beiden Wächter höflichst einlud. Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, und geriethen bald in die beste Laune von der Welt, in welcher sie Alles aufboten, mich mit Höflichkeiten zu überhäufen und zu unterhalten. Der eine dieser Leute verstand sich darauf zu improvisiren, und ermangelte nicht, in klangreichen Ottaven, das Bedauernswerthe meiner Gefangenschaft, sein Mitgefühl und seine guten Hoffnungen, daß Alles zu meiner völligen Zufriedenheit endigen werde, und sollte selbst eine mächtige Fee, Alcinen oder Armiden gleich, sich deshalb bemühen, vorzutragen. Der Andere brachte eine Guitarre herbei, begleitete damit mehrere Gesänge, die er mit guter Stimme vortrug, und bewährte sich als der originellste Possenreißer. Diese Leute belustigten mich, weil sie mich durch ihre Eigenthümlichkeit an die Nähe des herrlichen Neapel erinnerten, denn das Volk dieser Stadt hat einen eigenthümlichen Charakter, der zwar in den untern Klassen mitunter roh, niemals aber gemein ist, und da, wo letztere Eigenschaft in andern Ländern durch die Verhältnisse hervorgebracht wird, nur den Beschauer anwidert, scheint unter Neapels Alles verherrlichender Sonne nur das Hochkomische, Bizarre erzeugt werden zu können, das immer belustigt, und der Charakter des Pulcinella, der den Volkscomödien jener lustigen Nation

eigenthümlich ist, guckt unter dem gestickten Kleide des Principe hervor, wie er sich in der Hüllenlosigkeit der Lazzaroni bloßgiebt.

So verging der Abend leidlich genug, und auch die Aussicht auf die Nacht war nicht trostlos, da mein Lager nicht das schlechteste und ich herzlich ermüdet war.

Die mondlose Dunkelheit war kaum allgemein verbreitet, als ich meine Gesellschafter entließ und mich auf das Bette warf, um das unbehagliche Gefühl meiner Lage wenigstens für einige Stunden im Schlafe los zu werden.

Es währte auch nicht lange, bis meinen tiefen Schlummer süße Träume umgaukelten, in welchen, wunderbar genug, mir Annunziatens Bild auf einer sonnigen Höhe, welche mir weite Aussicht darbot, begegnete.

Ich mochte indessen nicht lange geschlafen haben, als ein Lärm auf der Straße mich weckte. Ich hörte Rosseshufe, sah den Wiederschein von Fackeln am Gewölbe meines Gefängnisses erscheinen und verschwinden. Vielerlei Stimmen wurden auf der Straße laut. Kurz, so viel ich aus meiner Abgeschiedenheit wahrnehmen konnte, mußte eine ungewöhnliche Bewegung durch ein außerordentliches Ereigniß am Orte vorgebracht sein. Einige Zeit erschöpfte ich meine Erfindungsgabe in Vermuthungen, endlich erhob ich mich, und versuchte einen

Blick durch das Fenster zu gewinnen, wiewohl solches in ziemlicher Höhe angebracht und meinen Anstrengungen kaum erreichbar war. Nach vieler Mühe entdeckte ich nur, daß in der dunkeln Straße Leute hin und her gingen, und daß Fackeln vor dem gegenüberstehenden Stadthause brannten.

Endlich hörte ich Schritte vor meiner Thüre, das lebhafte Gespräch meiner beiden Wächter, das Drehen der Schlüssel, und sah die Gefährten bei mir mit einer Laterne eintreten.

„Was gibt es?“ fragte ich.

„Was es gibt?“ hieß es, „eine außerordentliche Begebenheit. Der sehr erhabene Prinzipe Jacardini von Neapel, Minister Sr. Majestät, ist vor einer Viertelstunde mit einer Eskorte von Dragonern und in einer überaus prächtigen Equipage mit sechs Pferden angelangt, um die Grenzen zu revidiren. Se. Exzellenz hat die Herrn Kommissarien aus dem Bette auf das Stadthaus rufen lassen, um Rechenschaft von ihrem Verfahren zu fordern.“

Eine weitere Verständigung war nicht gleich zu erlangen, da beide Wächter in ihrem Eifer sich immer ins Wort fielen, um es einander in schwülstigen Bildern und Uebertreibungen zuvorzuthun. Mit Mühe erfuhr ich endlich so viel, daß meine Gefangennehmung vor dem Leben Herrn — dessen Namen mich an ein

bekanntes französisches Feenmährchen erinnern mußte — zur Sprache gekommen, daß sie höchlich gemißbilligt worden, und daß ich wieder auf das Stadthaus geführt werden solle, und zwar sofort. Gegen Letzteres hatte ich keine Einwendung, und als wir auf die Straße traten, war es schon wieder ziemlich still geworden. Vor dem Stadthause bemerkte ich einige Dragoner, welche ihren Pferden Heu vorlegten, und im Vorsaale wieder andere, welche mit gezogenem Seitengewehr eine Art von Wache bildeten. Im Zimmer hörte ich sehr lebhaftes Gespräch, und ich ward hineingeführt, um eine Scene zu sehen, die von Rembrand nicht herrlicher hätte dargestellt werden können. Ein stattlicher alter Mann, reich gekleidet, Ordenssterne vor der Brust, das goldne Vließ am Halse, saß in der Mitte hinter dem Tische, meinen Paß in den Händen. Die drei Commissarien in den lächerlichsten Nachtanzügen, aber ihre Perücken auf den Köpfen, standen um ihn her. Eine große Lampe von glänzendem Zinn warf ihren vollen Glanz auf die Figur des vornehmen Fremden, und flimmerte an den Stickereien seines Kleides. Im trefflichsten Helldunkel erschienen dagegen die Figuren der drei Andern, und die Eindrücke der Furcht, der Verlegenheit, der Beschämung in ihren durch die eigenthümliche Beleuchtung plastisch gesteigerten Physiognomien, trugen vorzugsweise bei, diese originelle Gruppe höchst malerisch zu machen.

Da das Zimmer sonst ziemlich dunkel und also ganz geeignet war zum Hintergrunde eines solchen Bildes zu dienen, bemerkte man mich nicht gleich, und ich war einige Minuten Augen- und Ohrenzeuge der mich betreffenden Verhandlung.

Der Principe Zacardini sprach: „Hienach, werthe Anwesende, werdet Ihr also gütigst meiner Meinung beistimmen, daß Ihr drei Esel seid."

Zwei antworteten: „Erhabenste Excellenza, vollkommen!" — Der Dritte aber, dem zur anderen Natur geworden zu sein schien, weitläufig zu thun, setzte hinzu: „In gewissem Sinne."

Der Principe Zacardini sagte hierauf: „Werther Commissarius, ein Esel *in gewissem Sinne* ist ein Esel *mit einem Ohre*. Da intressen kein Müller in beiden Königreichen diesseits und jenseits des Pharus ein solches Ungeheuer in seinem Dienste halten würde, so werdet Ihr nicht bestreiten dürfen, daß es überaus respectwidrig sein müßte, solches von Sr. Majestät, unserem erhabenen Gebieter, zu verlangen. Wollet Euch daher, da Eure generische Qualität einmal nicht in Abrede zu stellen gewesen, auch das andere Ohr gefallen lassen, Euch zu einem Esel *in jeglichem Sinne* bekennend, sofern Ihr nicht vorziehen möchtet, Euch in irgend einer Galeere aufstallen zu lassen, bis Euch das mangelnde Glied gewachsen."

Der zähe Commiſſarius entgegnete, wiewohl mit ſichtlicher Furcht: „Gott iſt groß, der König iſt mächtig, aber ein Eſel bleibt immer ein eigen Ding, mit Reſpect zu ſagen.“

Der Principe antwortete: „Trefflicher Commiſſarius. Euer Scharfſinn iſt für ein Thier Eurer Art bewunderungswürdig. Indeß iſt Reiſender daran Schuld, daß mein lieber Vetter, der Geſandte des Königs zu Rom, aufs Land fährt?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„So kann Reiſender auch nicht dafür verantwortlich ſein, daß nur der Ambaſſadeſecretair ſeinen Paß viſirt. — Zugegeben?“

„Zugegeben, Excellenza.“

„Ferner: iſt Reiſender daran Schuld, daß der Ambaſſadeſecretair ein verliebter Tropf iſt?“

„Nein, Excellenza.“

„So kann Reiſender auch nicht dafür, daß jener Beamte beim Viſiren des Paſſes an ſein Mädchen dachte, und dabei unterließ, den Wappenſtempel mit zureichender Schwärze zu verſehen. — Zugegeben?“

„Zugegeben, Excellenza.“

„Wenn Ihr alſo, höchſt weiſer Commiſſarius, deshalb Reiſenden nicht nur aufgehalten, ſondern ſogar ins Gefängniß geſetzt, und den ganz Unſchuldigen mit entehrenden Strafen bedroht, ſo wird ſich's machen müſſen, daß

Ihr nicht blos in gewiſſem Sinne, ſondern durch und durch des Vorzuges theilhaft geworden, ein Gi[illegible] zu ſein. — Zugegeben?"

„Zugegeben, Excellenza, mit Vorbehalt etwanniger —"

„Prügel oder Diſteln, ſchätzbarſter Commiſſarius, je nachdem einer aus Eurer, oder der Gefelstreiberfamilie, den Befehl an der Ruderbank führt, der man Euch verpflichten möchte. — Man führe Reiſenden vor."

In dieſem Momente wurde ich ſelbſt ein Mitglied der Gruppe, deren pittoreske Wirkung ich bisher als bloßer Beſchauer genoß. Der Principe fragte mich:

„Kennt Ihr mich, Signor?"

Der Ton der Frage war ſo ſchelmiſch, daß ich, beſonders nach dem ſcurrilen Geſpräch, das ich eben vernommen, unmöglich mir verſagen konnte, in den angeklungenen Ton ebenfalls einzuſtimmen. Ich antwortete:

„Gnädigſter Herr, Dero erhabner Namen erinnert mich nur an die vier Hacardine, welche ich, in Geſellſchaft des goldenen Widders in den Seemährchen des Grafen Hamilton angetroffen. Ich weiß nicht, ob Excellenza zu jenen Vieren gehören, oder ein Fünfter des Namens ſind."

Der Principe belehrte mich:

„Werther Signor, jene vier Hacardine ſind meine Vettern, und alſo bin ich ein Fünfter. Es iſt mir un-

gemein ſchmeichelhaft, daß Ihr mit meiner Familie ſo wohl bekannt ſeid, und was den goldnen Widder anbetrifft, ſo ſeht Ihr, daß ich ihn auf der Bruſt trage, die Sache iſt alſo von dieſen Seiten richtig. Ihr werdet Euch aber auch jenes dritten der Seemädchen des Grafen Hamilton, der anmuthigen Fleur d'epine, erinnern und daraus abnehmen, daß ich nöthigenfalls auch mit Dornen verſehen, mithin zu menagiren bin."

„Gnädigſter Herr, ich beſcheide mich."

„Seid Ihr der Künſtler, welcher das bewundrungswürdige Bild der Rhea Silvia gemalt?"

„Ja, gnädigſter Herr."

„So umarmt mich, denn ich widme dieſem Bilde, welches ich zu Rom geſehen, ein ganz beſonderes Entzücken."

Während nun der Primipe mich auf ſehr ceremoniöſe Weiſe dergeſtalt an ſeine Bruſt drückte, daß mir der Rücken knackte, flüſterten die verdutzten Commiſſarien: „Er hat ihn umarmt. Heiliger Januaris, bitte für uns."

„Vergebt," fuhr die Excellenza fort, „die Unzelegenheiten, welche man Euch aus Kurzſichtigkeit und ungeſchicktem Dienſteifer bereitet hat. Ihr ſollt ſofort ohne fernere Weiterungen Eure Reiſe fortſetzen. — Viſirt jetzt den Paß dieſes Herrn, ſchätzbare Commiſſarien, ich befehle es Euch im Namen des Königes. Aber macht es

ordentlich und verfallt nicht ſelbſt in die Mängel, welche Ihr rügen wolltet."

Die drei Beamten gehorchten unverzüglich, und der Paß war mit dem gehörigen Vermerke verſehen in meiner Taſche. Dann wurden meine Sachen herbeigebracht, und ich hatte Muth genug mich zu erkundigen, was aus dem Pakete des Grafen S — geworden?

„Ein Häufchen Aſche iſt daraus geworden," ſagte der Principe. „Ihr ſeid nicht geſcheut geweſen, Euch mit ſolchem Zeuge zu befaſſen, und Euer Graf hätte beſſer gethan, ſeiner Signora Vittoria die Haare zu kräuſeln, als ſolchen Unſinn zu treiben und ſich um unſere Sitten zu bekümmern. Ihr ſeht, daß ich unterrichtet bin."

Graf S — ſchmachtete wirklich in den Feſſeln eines Frauenzimmers von nicht preiswürdigem Rufe, die ſolchen Namen führte, ihn große Summen koſtete, und deren herrliche ſchwarze Haare mit beſonderem Wohlbehagen alltäglich zu ordnen ihm von der ſcandalöſen Chronik zu Rom in der That nachgeſagt wurde.

Der Principe fuhr fort: „Es gehören andere Leute dazu, als dieſer armſelige Graf, um bei uns das Unterſte nach Oben zu kehren. Solche Streiche von Zwergen verachten wir zu ſehr, um davon Kenntniß zu nehmen, und daß Ihr von dem abgeſchmackten Inhalte dieſer Papiere nichts gewußt, geht aus Euerm Geſtändniſſe hervor, für

deſſen Wahrhaftigkeit ich mich verbürge. — Reiſet mit Gott."

Zur Reiſe gehörte indeſſen ein Fuhrwerk, und mein Vetturino hatte ſich längſt vorſichtig aus dem Staube gemacht.

„Es thut nichts," äußerte der Principe. „Für's erſte biete ich Euch einen Platz in meiner Caroſſe an, denn wir reiſen mehrere Meilen eine Straße. Ich werde Euch an einem Orte abſetzen, wo es Euch leicht werden ſoll, eine Reiſegelegenheit nach Neapel zu finden. Indeß, wir müſſen unverzüglich aufbrechen. — Vorgefahren. — Giuſeppe, Nicolo, Giovanni, bringt das Feldeiſen des Signor auf dem Wagen unter."

Dieſe Befehle an drei Diener gerichtet, welche im Vorſaale warteten, machten uns in wenig Minuten fort, und während die Commiſſarien uns mit den allerniſten Complimenten an den Wagenſchlag begleiteten, ſaßen die Dragoner auf, und wir rollten davon, ehe ich recht wußte, wie mir geſchah.

Ich befand mich ſehr bequem in der einen Ecke der Kutſche, während die Excellenza in der andern ſofort in einen ſo tiefen Schlaf verfiel, daß ich Hochdieſelbe ſchnarchen hörte, wie eine verdorbene Orgel. Erblicken von ihr konnte ich nichts, denn es war ſtockfinſter und man hatte keine Laterne am Wagen. Nichtsdeſtoweniger wur-

den wir pfeilgeſchwinde fortgezogen, und ich begreife noch heute nicht, wie wir davon gekommen, ohne umzuwerfen, und Hals und Bein zu brechen. Nach etwa einer Stunde ging der Mond auf, und ich konnte aus dem Wagenfenſter um mich ſchauen. Ich bemerkte, daß wir zwiſchen hohen Bäumen eine ebene Straße fuhren. Bald hörte ich in geringer Entfernung das Gebell von Hunden, und es währte nicht lange, als wir durch ein großes Thor fuhren, worauf wir zwiſchen zwei hohen Mauern uns hinbewegten. Bekanntlich ſind die Zugänge zu den großen Landgütern im Neapolitaniſchen und in Sicilien auf dieſe Weiſe eingerichtet, und es währte auch nicht lange, als wir in das zweite Thor gelangten, durch welches man zu dem Wirthſchaftshofe kommt, dem das Schloß des Beſitzers gewöhnlich zum Hintergrunde dient. Die Anordnung der Gebäude war hier die gewöhnliche. Das Schloß war groß und ſtattlich, es war jedoch in keinem Fenſter ein Licht zu ſehen. Auch hielt die Caroſſe nicht vor der großen Treppe, ſondern vor einem an der Seite angebrachten gewölbten und offenen Durchgange zum Garten, aus welchem zwei einfach gekleidete Leute traten und uns ſchweigend empfingen. Der Principe nöthigte mich auszuſteigen, führte mich in den Garten, und während er mit mir zwiſchen den Blumenrabatten wandelte, in deren Mitte ein großer Springbrunnen aus Seepferden und Del-

phinen von weißem Marmor reizliche Waſſerſtrahlen plätſchernd, verſendete, ſprach er wie folgt:

„Mein Herr, Ihr habt Vernunft genug, die Sachen nicht nach dem Scheine zu richten. Die ganze Ausrüſtung des Principe Facardini wird hier in dieſem Schloſſe eines abweſenden, aber mir befreundeten Beſitzers zurückbleiben, und ich ſelbſt werde Euch hier verlaſſen. Meine Begleiter ſollt Ihr in einer halben Stunde in einer anderen Geſtalt wiederſehen, und ſie ſollen Euch an einen Ort führen, wo Ihr zu Eurer eigenen Sicherheit einige Tage verweilen müßt und gewiß gern verweilen werdet. Dieſer Ort wird abwärts von der Straße liegen, aber nicht ſo ſehr, um Euch weit von Euerm Reiſeziel zu entfernen. Etwas Bereitwilligkeit haben wir wohl billiger Weiſe von Euch in Anſpruch zu nehmen, da Ihr ohne uns Euch wahrſcheinlich noch lange in jener unbehaglichen und gefährlichen Lage befunden haben dürftet, denn Eure Sachen ſtanden übel."

Mit dieſen Worten verließ mich der Räthſelhafte, indem er mir winkte auf einer Marmorbank Platz zu nehmen, welche in dem Schatten einer Gruppe von hohen und ſchönen Lorbeerbäumen ſtand, und ich ſah ihn zwiſchen den hohen und dunkeln Wänden von beſchnittenem Taxus verſchwinden. So befand ich mich denn alſo in der Lage der Helden in den Tragödien, welche Lücken in der Handlung mit Selbſtgeſprächen ausfüllen müſſen,

wozu die Scenerie umher durch allerhand Effecte der Decorationsmalerei und Beleuchtung das Ihrige beitragen muß, damit die Langeweile ſolche dramatiſche Wüſtenſtecke nicht überwachſe. Der weite, ſtattliche, im franzöſiſchen Geſchmacke angelegte Garten, mit ſeinen vornehmen Terraſſen, Baluſtraden, Springbrunnen und Statuen, im Mondſcheine, vor einem großartigen Pallaſte, war als Scene nicht beſſer zu wünſchen. Die tiefe Stille, welche nur bisweilen das Geſchrei von Eulen, die ſich in einer großen alten Pinie niedergelaſſen hatten, unterbrach, erhöhte das Feierliche der Situation, und mein ganzes Abenteuer, vornehmlich aber der Principe Bacardini ſelbſt, gaben reichlichen Stoff zu einem Monologe von wenigſtens zwei Seiten, welchen ich mit gehörigem Anſtande einem lauſchenden Parterre laut hätte vortragen können, wie ich jetzt ſeinen Stoff ſchweigend in meinem Innern verarbeitete. Wie ich mich aber auch bemühte, das Räthſel zu löſen, ſo konnte ich doch nicht damit zu Stande kommen, obgleich ich keine der zunächſt liegenden Combinationen überſah. Daß dieſer angebliche Principe nur eine Liſt geſpielt, um mich zu befreien, daß er nicht wirklich ſei, wofür er ſich ausgegeben, hatte er beim Abſchiede ja ſo gut als eingeſtanden. Mit welcher Perſon in der Wirklichkeit hatte ich aber zu thun? So viel ſtand bei mir als unumſtößliche Ueberzeugung feſt, daß ich dieſen Mann ſonſt noch niemals geſehen.

Er war wenigſtens ein Sechziger, wenn auch kräftig und würdevoll. Die Nachahmung des Alters, ſo geſchickt ſie auch durchgeführt werden möchte, war, nach meinen bisherigen Erfahrungen, immer mehr oder minder Caricatur, welche durch die Lücken der Uebertreibung, wenigſtens für Augenblicke, die maskirte Wahrheit durchblicken ließ. So ſpaßhaft und ſonderbar dieſer Principe aber auch mit jenen Commiſſarien verfahren, ſo waren ſeine Manieren dabei, ſein Vortrag, doch durchaus die eines Greiſes, deſſen Humor ſogar das Gepräge der Gemeſſenheit und Bequemlichkeit tragen muß. Eben ſo war mir auch ſeine Stimme ganz fremd. So geſchickt mancher Schauſpieler es verſtehen mag, ſeine Sprache zu verändern, immer merkt man dabei eine gewiſſe Anſtrengung, immer klingt es, als rede ein fremdes Organ mit gelieheuen Lippen, und gewöhnlich muß der Schein einer Unbehülflichkeit der Sprachwerkzeuge, Schnarren, Lispeln, Anſtoßen mit der Zunge u. ſ. w., die Täuſchung vollenden. Die Sprache dieſes Mannes war aber ein wohlklingender, ſich immer gleichbleibender, leicht hinſtrömender Fluß, der durch keine hervortretende Eigenthümlichkeit auffiel, und, wie mir es ſchien, unmöglich verſtellt ſein konnte. — Nach etwa einer Stunde ergriff mich die Handlung des Drama's, welches ich aufführen half, von neuem, indem eine Gruppe von Geſtalten, wieder in dunkeln Mänteln und Kapuzen, wie ſie dort aber

auch die Landleute und vorzugsweiſe die Schiffer tragen ſich um mich verſammelte und mich aufforderte zu folgen. Das innere Thor, der Aufgang zwiſchen beiden Feldmauern, war bald durchſchritten, und am äußeren Portale fanden wir vier oder fünf Maulthiere nebſt ihren Treibern. Eines der Thiere war ohne Gepäck und mit einem Reitſattel zu meinem eigenen Gebrauche verſehen, welches ich beſtieg, um meine Reiſe in der mir bezeichneten Richtung anzutreten.

Die Leute, welche mich umgaben, achteten wenig auf meine Fragen, ſondern antworteten nur mit Ja oder Nein. Sie wurden nicht geſprächiger, als ich die große Straße verlaſſen, und mich auf ihr Geheiß den Gebirgen zuwenden mußte, welche in ziemlicher Nähe in hohen, dunkeln, ſcharf gezeichneten Maſſen ſich in den klaren tiefblauen Nachthimmel erhoben. Wir betraten hiernächſt ziemlich unwegſame dunkele Schluchten, in welchen der Mond uns bald durch hohe Gipfel, bald durch dichte Bäume entzogen wurde. Das ganze Abentheuer wurde mir ſo bedenklich, daß ich ernſt und nachdrücklich fragte: wohin man mich führe, und was man von mir wolle?

„Seid getroſt, Signor," antwortete man mir dießmal freundlich, „wir wollen Euch wohl, und ſind für Eure Sicherheit verantwortlich. Vertraut uns ſorglos."

Unſer Weg ging immer aufwärts, oft ſteil und beſchwerlich. Die Umgebungen wurden, ſo viel ich in der Dämmerung wahrnehmen konnte, immer großartiger. Der balſamiſche Hauch der Gebirge wehte mich kühl und erfriſchend an, und eine erhöhte Stimmung ergriff mich. Ich empfand die begeiſternde Nähe der freien Natur, und mir war, als dürfe kein Gefährliches in dieſer Fülle ihrer herrlichen Erſcheinungen mir etwas anhaben.

Die Dämmerung wich. Der Morgen flammte am Himmel empor. Eben traten wir aus einem engen Paſſe auf eine freie Gebirgsebne. Mir verging der Athem vor Bewunderung des erhabenſten Schauſpiels. Unter meinen Füßen ein bewegtes Nebelmeer, über welches Lichtblitze hinſchoſſen, und das ſich im Abglanze des leuchtenden Himmels vergoldete. In einem weiten Halbkreiſe erſchienen vor mir die hohen Gipfel der Apenninen, wie ſeltſam gezackte, durch Zauber plötzlich verſteinte roſige Flammen. Schneeweiße Wölkchen umſchwebten ſie hie und dort, ſilbernen Gürteln und Kronen vergleichbar. Alles war Glanz und Herrlichkeit und anbetungswürdige Größe.

Die Sonne zeigte ihren funkelnden Rand am Himmel und erhob ſich mehr und mehr. Ihre Strahlen verklärten die Landſchaft, und ein Meer von Licht durchwogte unaufhaltſam und prächtig dieſen Schauplatz der

Wunder. Meine Begleiter fielen auf die Knie und beteten inbrünſtig vor einer halb verfallenen Capelle mit einem Madonnenbilde. Die Nebel in der Tiefe verzogen ſich, und es offenbarte ſich ein unabſehbares, von vielen Gewäſſern durchſchlängeltes, mit Dörfern, Städten, Saaten, Hainen bedecktes, im weißen Schimmer des Thaues funkelndes Gefilde meinen trunkenen Blicken. Aber vor mir enthüllten ſich mehr und mehr die rieſigen, wunderbaren Zinken und Hörner der Gebirgswelt, deren äußerſte Höhen mit glänzenden Schneelagen bedeckt erſchienen. Zunächſt umwogte mich eine Fülle von würzigem Geduft, welches den üppig wuchernden Bergkräutern entſtrömte, die den Boden bedeckten.

So begeiſtert ich aber auch dieſe Eindrücke in mir aufnahm, meine Begleiter wurden darum doch nicht von mir unbeachtet gelaſſen. Jetzt war keine Dunkelheit mehr einer genauen Forſchung hinderlich, und ein einziger Blick mußte mich belehren, wie ich mich in Geſellſchaft von Räubern befinde. Es ging wie ein Blitz durch meine Seele, daß es doch wohl Cesarone ſei, dem ich meine Rettung verdanke, und daß meinetwegen der kühnſte und geſchickteſte aller Gaunerſtreiche geſpielt worden. Ohne Verzug fragte ich den Anführer meiner Escorte, ob ich noch heute Cesarone ſehen werde?

„Zweifelt nicht daran, daß er ſeinen Gaſt bald em-

pfangen wird," ward mir zur Antwort, „er iſt uns nur vorausgeeilt."

„Vorausgeeilt? — war er denn bei uns?"

„Hat auch Signor den Principe Jacardini nicht erkannt?"

„Wie? das war Ceſarone?"

„Wer ſonſt."

„Aber wo ſind die Dragoner geblieben?"

„Hier ſind ſie."

Man deckte das Gepäck der Laſtthiere auf, und ſie waren mit Kleidungen, Waffen und Ausrüſtungen der Königlichen Reiterei befrachtet.

„Dieſe Lämmerfelle," hieß es, „haben wir längſt erbeutet, und wir brauchen ſie nach Umſtänden."

Unterdeſſen hatte der Eine ein Horn an die Lippen geſetzt, und blies ein melodiſches Signal, welches der Wiederhall der Gebirge vielfach zurückgab. In einiger Entfernung erſcholl ein zweites, dieſem folgte in noch größerer Weite ein drittes, und für einen Augenblick ſchien die ganze Gegend in einem wohltönenden Geſpräche begriffen.

Ein Mann ſtieg von einer faſt ſenkrechten Gebirgswand leicht wie eine Gemſe herab. Ich ſah ihm mit

Erſtaunen zu, denn ich würde dieſen Pfad kaum für eine hungrige verlaufene Ziege gangbar gehalten haben.

Es war Cesarone. Er winkte mir mit Tuch und Hut ſchon aus der Ferne einen Gruß entgegen. In wenigen Minuten ſtand er vor mir, glühend in Eile und Freude, um mich mit den lebhafteſten Ausrufungen der Freundſchaft in die Arme zu ſchließen.

„Nicht wahr," fragte er, „Ihr hättet nicht erwartet, mich bei dieſer Gelegenheit zu ſehen. Es iſt das Betrübteſte unſerer Profeſſion, daß man ſeine Freunde rauben und entführen muß, um ſie zu umarmen. Der Principe Jacardini, iſt er nicht ein Ehrenmann, wenn er die abgetragenen Flittern ſeiner Theatergarderobe auch nur bei Nacht ſehen laſſen darf? Aber der Mönch, welcher Euch geſtern in Beichte nahm, — hättet Ihr wohl auch in ſeiner Kutte Euern Freund Battiſta, oder Cäſar, oder Cesarone, oder Roccamarina vermuthet? — Glücklicher Zufall, der mich in das Städtchen führte, um in jener Verkleidung die Maaßregeln meiner Feinde auszuborchen, und auf den Courier von Rom nach Neapel zu paſſen, der in meine Hände fallen muß, wenn er kommt. — Aber Ihr ſchweigt? Zürnt Ihr mir wegen der langen Täuſchung, in welcher ich Euch über meine Perſon in Rom gehalten habe? — Guter Don Antonio, ſtreitet dieſerhalb mit Annunziaten, die mir das Alles vorge-

ſchrieben. Ich war damals ihr Diener, wie ich es heute bin. Doch nein, Ihr werdet Annunziaten nicht zürnen. Sie iſt ein Engel, — wer könnte ihr übelwollen!"

So plauderte der ſchöne junge Mann in einem Uebermaaße von Luſt, und ließ mich nicht zu Worte kommen. In Wahrheit, dieß war nicht der gefürchtete Banditenchef, aber es war auch nicht der naive ländliche Battiſta, vielmehr erſchien mir eine ganz neue, ſo höchſt einnehmende Eigenthümlichkeit, daß ich mir die großen Opfer, welche Annunziata ihrem Geliebten gebracht, um zu ſeinem Beſitze zu gelangen, wohl erklären konnte. Selten hat die Natur einen Sterblichen mit ſo reichen Gaben begünſtigt, und der Bildung durch Verleihung ſo ausgezeichneter Fähigkeiten vorgearbeitet.

Wir mußten endlich unſeren Weg fortſetzen, denn noch waren wir nicht am Ziele.

Ich ließ mein Thier, und wandelte mit Ceſarone Arm in Arm dem Zuge voran.

„Aber ſagt mir," hub ich endlich an, „wo wollt Ihr mit mir hin? was ſoll ich bei Euch?"

„Ich führe Euch nach meinem Hauſe, Ihr ſollt uns einige Tage angehören, bis ich Euch durch meine Gönner den ſonſt bedenklichen Eintritt und ferneren Aufenthalt in der Hauptſtadt ſichere, denn unſere Herrn Com-

miſſarien werden bald merken, daß ſie betrogen ſind. Ihr ſollt Annunziaten ſehen, die von Eurer Ankunft nichts weiß. Meinen kleinen Sohn ſollt Ihr ſehen, der erſt vier Wochen alt iſt. Ach! Ihr ſollt mein Glück ſehen und Euch daran erfreuen."

„Euer Glück, Roccamarina? Liegt es auf einem Pfade, der am Abgrunde des Verderbens ſich hinzieht?"

„Mein Pfad iſt nicht der eines gemeinen Räubers. Ich bin Parteigänger einer zukünftigen Macht, die ſchon Gewalt genug hat, mich zu beſchützen und zu ſichern. Ich habe mir ein großes Ziel geſetzt. Eine neue Zeit ſteigt auf. Auch über Italien glüht ein neues Morgenroth empor, und die Siege Frankreichs in der Lombardei bringen es näher und näher. Ich baue an der Säule, die von den erſten Strahlen der neuen Sonne mächtig erklingen ſoll. Mein Vaterland ſtieß mich aus, aber ich liebe es darum nicht minder mit der ganzen Kraft meiner Seele, und meinen letzten Blutstropfen würde ich ihm widmen, damit es groß, ſchön und mächtig werde."

Da die Aeußerungen des kühnen Abentheurers ganz offenbar auf Umwälzung des Beſtehenden hindeuteten, ſo muß ich frei bekennen, daß ſie keineswegs nach meinem Sinne waren. Ich liebte nicht die Neuerung, und konnte ſie nicht lieben, denn was kann den Künſten, welche Ruhe zu ihrer Entwickelung bedürfen, feindlicher ſein, als er-

ſchütternde Revolutionen, und ich bekämpfte daher ſeine Abſichten und Erwartungen mit allen mir zu Gebote ſtehenden Gründen. Ich überzeugte ihn jedoch nicht, denn ſeine Geiſtesrichtung war in dieſem Punkte zu excentriſch, um mit dem gewöhnlichen geregelten Zuſtande der Dinge im Einklange bleiben zu können.

Während des Geſpräches hatten wir eine Kaſtanienwaldung betreten, welche ſich dicht, ſchattig und kühl über den ganzen Gebirgskamm hinzog. Sie gewährte eigentlich nirgend gebahnte Pfade und alles zeigte den Charakter romantiſcher Wildheit, welche, beſonders im Süden, des Contraſtes wegen, ſo wohl gefällt. Endlich erreichten wir eine höhere freie Gegend, in welcher alle Quellen zu entſpringen ſchienen, die von beiden Seiten des Gebirges ſich ergoſſen, denn mehr als zwanzig kleine Bäche murmelten zwiſchen Geſtein und über höhere Blöcke, rauſchende Cascaden bildend, im duftigen Grün der Bergwieſen, die hier aber keine Heerde beweidete, daher. Zerſtreute Gruppen gewaltiger immergrüner Eichen geſtalteten die Scenerie einer wunderbaren Naturbühne, welcher ein, dem Anſcheine nach zerfallenes Gemäuer mit einem großen runden Wachtthurme zum Mittelpunkte diente. Es war ein höchſt maleriſches Bild luſtiger Einſamkeit. Die Ausſicht in die Tiefe, über Wälder und Berghänge hinab, in die weiten, blühenden Ebenen

vom fernen tiefblauen Meere begrenzt, zeigte ſich unermeßlich.

Unſere Begleiter blieben zurück. Ceſarone führte mich jenem Gemäuer zu. Wir bogen um eine Ecke und gewahrten einen Raum, dem man ohne beſondere Mühe in dieſer reichen Natur die Geſtalt eines Gartens gegeben. In einer Laube von blühendem Flieder, neben welcher eine Quelle aus einem Felſen in ein marmornes Becken ſich ergoß, ſaß — Annunziata, einen wunderſchönen kräftigen Knaben in ihren Armen. Paulina und Roſa, ihre Zofen, knieten zu ihren Füßen, und tändelten mit dem Kleinen. Die reizende junge Frau erblickte mich, ſprang auf, und eilte mir mit einem Ausruf der Freude entgegen.

Ich komme hier an eine Stelle meiner Erzählung, die ſich beſſer erleben als ſchildern läßt. Bloße Beſchreibungen verfehlen gewöhnlich ihren Zweck. Mehr als dieſe Beſchreibungen würde ich mir nicht geſtatten dürfen. Ich müßte Geheimniſſe aufdecken, die nicht mir gehören: ich würde Perſonen compromittiren, die heute noch auf dem Schauplatze handeln, und deren Werkzeug Ceſarone war, denn er hatte die Rolle, die er ſpielte, mir bei ſeinem erſten Begegnen ganz richtig bezeichnet. Aber auch eines Einverſtändniſſes in der Nähe bedurfte Ceſarone, und er mußte es von der höchſten Wirkſamkeit in dieſer Gegend

beſitzen, welche vormals Eigenthum ſeines Vaters, bei ſeinem Falle aber confiscirt und der Krone zugefallen war. Alle Landleute des Bezirkes betrachteten den Sturz des Hauſes Roccamarina, das ohnehin ſehr populär geweſen, als eine grauſame Ungerechtigkeit, und hielten es auf Tod und Leben mit dem letzten unglücklichen Sprößlinge eines Geſchlechtes, dem ſie Jahrhunderte lang Treue und Anhänglichkeit gewidmet, beſonders da dieſer alle Eigenſchaften bethätigte, um herrlich, groß und wunderbar, in den Augen einer leicht erregbaren, aber rohen und unwiſſenden Menge zu erſcheinen. So konnte dieſer abgelegene Theil der Gebirge ohne Schwierigkeit der Sammelplatz aller Mißvergnügten und Neuerungsſüchtigen werden. —

Cäſar Roccamarina hatte ſich in der Ruine ſeines alten Stammſchloſſes völlig eingerichtet. Der noch nicht zerfallene Theil des Gebäudes war nach Möglichkeit wohnbar gemacht, und bot die nöthige Bequemlichkeit dar, welche die Hand der Liebe verſchönerte, ſeit Annunziata dieſen Wohnſitz theilte. Ein verweichlichtes Weib hätte über hundert kleine Entbehrungen geklagt. Die hochſinnige, dem Abentheuerlichen ergebene Gräfinn Roccamarina fand in ihnen die Würze eines Zuſtandes, dem nichts abging, was eheliche Zärtlichkeit irgend gewähren kann.

Acht Tage war ich in der Einſamkeit meiner Freunde und ich denke mit einer freudigen Bewegung an jene idylliſche Zeit. Die Plane Cesarone's für die Zukunft waren ſo ſeltſam, auf eine ſo abentheuerliche politiſche Rolle gerichtet, daß man ſeinem Mangel an Weltkenntniß, und ſeinem unbegrenzten Ehrgeize nur zuſchreiben kann, was jede ruhige Ueberlegung nur für den Traum eines verbrannten Gehirnes halten mußte. Er hat mir über dieſe Plane kein Stillſchweigen auferlegt, es iſt ihre Verwirklichung ſo abſolut unmöglich, daß ich nicht Anſtand zu nehmen habe, ſie der Geſellſchaft mitzutheilen. — Er wollte — — —

Es war vom Schickſale dem Herrn P — nicht vergönnt fortzufahren, denn kaum war das letzte Wort über ſeine Lippen, als draußen in dem ſchon völlig dunkel gewordenen Garten, ganz nahe unter dem Fenſter, ein Büchſenſchuß knallte, von dem eine Glasſcheibe klirrend und zerſchmettert zu Boden fiel. Herr P — hörte die Kugel an ſich vorüberpfeifen, und faſt in dem nämlichen Augenblick ſtürzte eine Vaſe, die am Ende des Saales auf

einer Console stand, von ihr getroffen, zertrümmert auf das Parket.

Die ganze Gesellschaft gerieth in Schrecken und Aufruhr. — „Was ist das?“ zürnte der General und stürzte wüthend durch die Glasthüre in den Garten. Es herrschte draußen dichte Finsterniß, denn der Mond sollte eine Stunde später aufgehen, und — tiefe Stille. Nur das Rauschen der Springbrunnen vernahm man, und das Gebell von Hunden in entfernten Dörfern.

Die Verwirrung, in welche sich nach dieser unerklärlichen Begebenheit die Gesellschaft auflöste, das Geschrei, die Ohnmachten der Damen, das Durcheinanderstürmen der Männer bedarf keiner Beschreibung. Es erschien klar, daß ein Mordanfall auf einen der Gesellschaft berechnet gewesen. Aber dieses unfern der Hauptstadt, in einer sonst sicheren Gegend? — Indeß der Rückblick auf die Gräuel der Revolution, auf die Höllenmaschine, rechtfertigte in den Augen der Versammelten die bänglichsten Vermuthungen und schien alle Kräfte zu lähmen. Umsonst bemühte sich der General zu trösten, zu ermahnen,— umsonst versprach er alle mögliche Nachforschung, alle erfinnlichen Sicherungsmaaßregeln, man hörte ihn nicht, man rief nach den Wagen, und keine Viertelstunde verging, so standen der General und der Maler ganz allein in dem verlassenen Saale sich schweigend gegenüber. —

Der Erſte rieb ſich die Stirne und ſagte ärgerlich: „Das iſt ein eben ſo unerklärlicher als verdrießlicher Handel. Wieder etwas für Fouché, um Argwohn zu ſäen. — Wem galt das nur? Es war ein guter Schuß, dort liegt die Kugel neben der zertrümmerten Vaſe. — Am meiſten beklage ich, mein Herr, daß ſie mitten in Ihrer anziehenden Erzählung unterbrochen ſind. Wie viel Vergnügen hätte uns das Ende dieſer Begebenheiten gewährt, das gewiß dem unterhaltenden Anfange entſprochen. — In der That, mir konnte nichts Unangenehmeres begegnen. Indeß darf ich mir unterſtehen, Ihnen ein Zimmer in meinem Hauſe für dieſe Nacht anzubieten?" —

„Sie entſchuldigen, mein General," verſetzte der Maler, „ich erinnere daran, daß ich um ſechs Uhr Morgens in Paris ſein muß, um mit der Diligence nach Bayonne abzugehen, und, da es Mitternacht iſt, habe ich keine Zeit zu verlieren."

Der General beklagte nochmals mit vieler Urbanität dieſen Umſtand, und der Wagen des Malers ſollte vorfahren. — Er war nicht im Vorhofe. — Der liebenswürdige Wirth erbot ſich ſofort, ſeine eigene Equipage zur Verfügung des Gaſtes zu ſtellen, dieſer aber verſicherte, er habe ſeinem Kutſcher befohlen, im Wirthshauſe am Ende des Parks zu verweilen, und er wolle

ſich zu Fuße dorthin begeben, da der Mond eben aufgehe, und es ihm erwünſcht ſei, ſich nach dieſem Ergebniſſe in der Stille zu ſammeln. Vergebens wurde ihm vorgeſtellt, daß nach dem, was ſich begeben, die Sicherheit des Parks fürs erſte nicht zu verbürgen ſei, er beſtand, um nur fortzukommen, auf ſeinem Entſchluß, beurlaubte ſich raſch und beſtimmt, und nahm ſich kaum mehr die Zeit der Einwendung, als der General einen Domeſtiken zu ſeiner Begleitung beorderte.

Herr P — trat aus dem erleuchteten Hauſe in den dunkeln Park, und der aufgehende Mond, der noch tief hinter den Bäumen ſtand, verbreitete noch nicht Helle genug, um nach ſolchem Wechſel für das noch ungewöhnte Auge die dichte Finſterniß zu zerſtreuen. Der Domeſtik hinter ihm bedeutete ihn immer gerade aus zu gehen, er befolgte dieſe Weiſung, bis er mit der Naſe an eine Taxuswand ſtieß, welche ihm nur die Wahl ließ, rechts oder links zu gehen. Er wollte den Bedienten befragen, aber als er ſich umſah, — war dieſer verſchwunden.

„Poltron!“ eiferte der Maler, denn er ſetzte voraus, der junge Menſch habe ſich aus Furcht entfernt, und ſchlug aufs Gerathewohl den Pfad r e c h t s ein. Bald gerieth er in ein Wäldchen, das ihm in dieſer Dunkelheit fünfmal ſo groß und zehnmal ſo undurchdringlich ſchien, als es wirklich war.

Horch, — was iſt das. Ein gellender, ganz eigenthümlicher Pfiff wird vernommen. Ein eigentlicher Diebspfiff. Ein Zweiter antwortete links, ein Dritter rechts. Dem Maler wird nicht wohl zu Muthe, indeß er wandelt vorwärts. Er betritt einen Raſenplatz, welcher ganz frei iſt, und eben erhebt ſich der Mond über die Wipfel der Akazien. Ein Pfad führt an einer Statue vorüber, welche den Platz verziert. P — nähert ſich derſelben, „Halt!“ donnert es hinter ihr hervor. Der Maler ſteht gefaßt, und ein großer bärtiger Mann, genau in dem wohlbekannten Coſtüm und mit der Bewaffnung italieniſcher Banditen ſteht ihm gegenüber.

„Was ſoll das bedeuten?“ rief der Maler.

„Was es bedeuten ſoll?“ antwortete ihm die rauhe Stimme des ſeltſamen Nachtwandlers in neapolitaniſchem Italieniſch, „eine Züchtigung.“

Dabei pfiff der Bandit wieder, und der Erſtaunte ſah ſich von drei gleichen Geſtalten umgeben.

Er glaubte zu träumen. War er denn nicht in Frankreich? nicht wenige Lieus von Paris? Wie kamen Wegelagerer der Abruzzen auf dieſen Schauplatz?

„Giebt man heute hier Maskerade?“ fragte er endlich, „ſo bitte ich, ſich zu demaskiren, ich bin genug überraſcht.“

„Maskerade? — Den Teufel auch. — Wir könnten Luſt bekommen, aus purer Fröhlichkeit Euch ein paar Kugeln durchs Hirn zu jagen. — Meint Ihr Ceſarone, oder der große Cäſar — denn das iſt er noch — ſei ein Narr? Meint Ihr, er werde dulden, daß Ihr ihn den Schmarotzern des ſaubern Generals da drüben, mit dem er ohnehin ernſte Rechnung zu halten hat, zur bloßen Kurzweil preisgebt, ihn und ſeine großen Geheimniſſe?"

„Aber was ſoll das? Herr Ceſarone wird doch nicht in Frankreich ſein, wird doch nicht gehört haben, was ich drüben im Saale geſprochen?"

„So?" hieß es, „Ihr nehmt alſo keinen Anſtand, die Leute zu verleumden, wenn Ihr Euch in Sicherheit vor ihnen glaubt. Ihr wähntet den großen Cäſar hundert Meilen entfernt, er war aber nicht zehn Schritte von Euch, als Ihr Euch erlaubtet, ſeine Geheimniſſe auszuplaudern. Er hörte Euch, und die Kugel, welche er Euch durchs Fenſter ſchickte, belehrte Euch von den Schrecken ſeiner Nähe. Er iſt kein ſolcher Zant, als Ihr in Eurer galanten Geſchichte, die nüchtern war, wie das warme Waſſer, mit welchem man ſie hinunterſpülte, aus ihm machen wolltet. Wo er iſt, gebietet er, in den Abruzzen, oder vor den Barieren von Paris. Er wird Euch zeigen, wie er unberufene Schwätzer zu behandeln pflegt."

Der Maler, der ſich vollkommen geſammelt, antwortete: „So führt mich zu ihm, damit ich es erfahre.“

„Gut“, ward zur Antwort, „das iſt auch unſer Auftrag. Nehmt Euch zuſammen, damit Ihr den Muth, den Ihr ſo eben vorgebt, auch in ſeiner Gegenwart behauptet.“

Man verband dem Maler die Augen, und führte ihn wie einen Blinden vorwärts. Es ging hin und her, dieß konnte er bemerken, und zwar immer noch auf Umwegen. Endlich ſchien der Weg uneben zu werden. Sein Fuß ſtolperte über Holz und Reiſig. — „Verdammt,“ ſagte ſein Führer, „daß der Wald ſo dunkel iſt, man ſieht die Hand nicht vor dem Auge.“

Herr B — erinnerte ſich eines Waldes, den man aus dem Garten des Generals ſehen konnte, und in den er niemals gekommen. Sollte man ihn dahin gebracht haben?

Er gerieth mit dem Fuße zwiſchen Geſtrüppe und zog ihn heraus, indem er den Schuh darin ſitzen ließ. — „Mein Schuh!“ rief er.

„Hohl ihn der Teufel,“ brummte der Führer, „wer kann ihn in dieſer Dunkelheit zwiſchen den Brombeerſträuchen ſuchen. Wenn wir nur nicht den Weg nach der Kloſterruine verfehlen. Doch nein, — da in

ja das Kreuz, wo ſie vor zwei Jahren den Pächter erſchlugen, der mit ſeiner Erbſchaft aus Paris kam."

„Eine angenehme Partie!" ſeufzte der Maler. „Ich höre, daß ich mich auf klaſſiſchem Boden befinde."

Während dem ſtachen ihm Splitter und Spitzen durch den ſchwarzſeidenen Strumpf in den ſchuhloſen Fuß.

„Laßt es gut ſein", hieß es auf ſeine Klage, „das verzweifelte Nadelholz nimmt hier ein Ende. Wir ſind ohnehin zur Stelle an der verfallenen Treppe, die in den vormaligen Kreuzgang des Kloſters führt."

Herr B — wurde eine Treppe heraufgeführt, die ihm eben ſo verfallen nicht zu ſein ſchien, ob ſie gleich eng genug war, denn ſeine Begleiter ſchoben ihn vorwärts, und er ſtieß mit den Ellbogen unaufhörlich an die Mauer.

Endlich brachte man ihn, das merkte er, in ein Gemach, mit den Worten: „Hier erwartet den Urtheilsſpruch des großen Cäſar!" und zog ſich — die zufallende Thür verrieth es — zurück.

Es ſtand jetzt bei Herrn B —, die Binde von den Augen zu nehmen, indeß eine unwillkührliche Befangenheit hielt ihn einige Augenblicke davon ab.

„Den Antonio!" rief eine weiche innige Stimme neben ihm.

Er riß nun die Binde ab, und eine Dame von herrlicher Gestalt stand vor ihm. Es war — Annunziata, und die Jahre hatten ihr beinahe nichts vom Glanze ihrer Schönheit genommen. — Annunziata. Der Maler befand sich in ihrem Cabinet.

„Gott im Himmel! was sehe ich?" rief der Ueberraschte.

„Ihre Freundin!" gab die reizende Frau zur Antwort. „Wie? Sie ahnten wirklich nicht die Nähe Derjenigen, welchen Sie so werth sind? Sie hätten wirklich in meinem Gatten, dem General S—ssini, nicht Paulina, oder Cesarone, oder Roccamarina erkannt?"

„Madame," entgegnete P — mit schelmischem Lächeln, „das ist eine Gewissensfrage, und wenn ich den Muth haben sollte, sie unbedingt zu verneinen, so würde ich zu meiner Entschuldigung einen Zeitraum von mehreren Jahren, und die französische Generalsuniform geltend machen, in welcher am wenigsten ich unseren Cesarone vermuthen durfte."

„Seine Plane müssen also doch nicht so chimärisch gewesen sein, als gewisse Leute dafür hielten," rief der General, indem er lachend aus dem Nebenzimmer eintrat. „Gott sei Dank, es giebt wieder Zeiten, wo der Mann etwas gilt, und der tapfere Krieger Alles. Umarmen Sie mich, mein schelmischer Freund. Entführt

ſind Sie einmal, und zwar vom großen Cäſar, der ſeinen Raub feſtzuhalten weiß. Acht Tage hält er Sie gefangen. Ihr Platz auf der Diligence iſt abbeſtellt. Nach dieſer Friſt bringt ein nach Madrid alsdann abgehender Courier Sie ſchneller zur Stelle, als die Poſt es vermocht hätte. Man hat Sie myſtificirt, und Sie haben es reichlich verdient, warum wollten Sie mich bei unſerem erſten Begegnen nicht erkennen und die Zeichen nicht verſtehen, die ich, merklich genug, ihnen angedeutet, denn mehr geſtattete mir die Gegenwart der Domeſtiken nicht. Sie ſollten überraſcht werden, und gingen boshaft nicht nur nicht darauf ein, ſondern ſtellten mich vor meinen Gäſten auf die ſchlüpfrigſte, ſpitzigſte aller Proben durch Erzählung meiner Begebenheiten. Hier galt es, die alte Verſtellungskunſt wieder zu bethätigen, denn Niemand kennt in Frankreich meine frühere Laufbahn als Napoleon und Sie. Aber für den mißlichſten Fall mußte ich mich ſichern. Ein leiſer Befehl an meinen Kammerdiener beſtellte den Ihnen von ehemals wohl noch bekannten Matheo, der mir durch alle Verhältniſſe treu und verſchwiegen gefolgt iſt, mit einer Büchſe vor die Glasthüre im Garten. Auf einen Wink, den ich mit meinem Schnupftuche geben wollte, ſollte er einen Schuß thun, und Ihre Geſchichte da abbrechen, wo ſie mich ernſtlich zu compromittiren drohte. — Es geſchah alſo. — Aber die Kugel war eine Zugabe des Schurken, der den

Banditen noch immer von Zeit zu Zeit in den Gliedern hat, und der sich nur zu sehr auf sein Zielen verlassen konnte, um gewiß zu sein, nichts sonst zu treffen als jene Vase, die er als weißen Punkt auf der rothseidenen Wand aufs Korn nahm. Das Uebrige war, wofür Sie es, wie ich drei Schritte von Ihnen stehend, im Garten von Ihrem Munde hörte, nahmen, — eine Maskerade. — War sie gut gespielt?" —

„Unvergleichlich, mein General, aber — ich deprecire alle Feinheiten und Absichten, die Sie mir unterzulegen belieben, verharre dabei, daß ich ganz zufällig und harmlos in die Erzählung Ihrer Begebenheiten gerathen bin, ohne zu ahnen, daß der Held meines Berichtes mir zur Seite stehe, und erwähne beiläufig, daß ich meinen Schuh im Walde verloren."

Das Lächeln des Generals, mit welchem er sich abwendete, um die Klingel zu ziehen, verrieth deutlich, wie wenig Glauben er den Betheurungen seines schalkhaften Freundes beimessen mochte. Ein Kammerdiener trat ein, den Schuh in der Hand.

„Wo fandet Ihr den Schuh, Etienne?" fragte der General.

„In der Holzremise, durch welche man Monsieur wieder ins Haus geführt."

„Sie ſehen," ſagte G—ſpini, „daß dieſes ein Abend der Täuſchungen iſt. In einer Sache ſollen Sie Sich indeſſen niemals täuſchen, — in den Herzen Ihrer Freunde."

Er drückte ihn dabei mit einer Thräne im Auge an die Bruſt, während Annunziata ſie Beide umfaßte.

Der Schleier der Königin.

Novelle.

Wer die anmuthige Gegend des Dorfes L — weiler zwei Meilen von Coblenz auf der Straße nach Luxemburg kennt, wird ſich beſonders der Partie um die etwa eine Viertelſtunde vom Orte gelegene ſchöne Waſſermühle mit Vergnügen erinnern, denn wir kennen kein lieblicheres heimlicheres Landſchaftsbild. Im Jahre 1792 war indeß daſſelbe noch anziehender. Die Erinnerungen der Vorzeit vereinigten ſich damals mit den Reizen der ſtillen Natur, um dieſen anlockenden Winkel auch bedeutend zu machen. Auf dem anſehnlichen Hügel, der ſich weſtwärts etwa tauſend Schritte von der Mühle, mit jungem Laubholz beſtanden, erhebt, und auf dem heute eine nicht eben maleriſche Kapelle erſcheint, prangte damals eine ſtattliche Burgruine, welche die mannigfachen Gruppen der Anſicht zuſammenzuhalten und zu krönen ſchien. Aus der Fliederlaube im Garten hatte man den Anblick dieſes Ueberbleibſels des Mittelalters, und mochte ſich, wenn es im Abendgolde ſchimmerte, die Mühle raſtlos fortklapperte, die Bienen auf dem

Kleeacker dicht dabei ſummten und die Vögel ihre einfachen Lieder in den alten Nußbäumen ſangen, gern in die Vorzeit zurücktäumen, da das alte Schloß noch zu etwas Anderem diente, als zum Anregungsmittel ſinniger Träumereien.

Jetzt iſt die Burg abgetragen, nicht in Folge eines modernen, auf bloße nützliche Verwendung gerichteten Vandalismus, nein, einer tragiſchen Begebenheit wegen, welche die Aufmerkſamkeit vielleicht für einen Augenblick in Anſpruch nehmen darf.

Es war an einem ſchönen Julimorgen jenes Jahres 1792, als der Graf von B.—, Rittmeiſter in öſterreichſchen Dienſten, von Frankfurt a. M. kommend, wo er der römiſchen Kaiſerkrönung des Kaiſers Franz beigewohnt, in L—weiler eintraf. Es befand ſich daſelbſt das Hauptquartier des Prinzen von Condé, deſſen Emigrantenkorps über Luxemburg nach Longwy und Verdún in Frankreich einzurücken ſich anſchickte. Der Graf, obgleich in jugendlichem Alter, hatte ſchon früher die Functionen eines militairiſchen Geſchäftsträgers öſterreichſcher Seits bei den emigrirten franzöſiſchen Prinzen bekleidet, hatte eine genaue perſönliche Kenntniß ihrer Umgebungen, und es paßte daher wohl, daß man ihn in dieſem wichtigen Augenblicke ihrem Heerführer beigeſellte, um deſſen Verbindung mit der kaiſerlichen Kriegsmacht zu erhalten. Liebenswürdig,

gebildet, geiſtreich, hegte der Graf dennoch eine gewiſſe Abneigung gegen die Emigranten, ſo nahe ihre geſellſchaftliche Bildung der ſeinigen verwandt war. Seine deutſche Tüchtigkeit hatte einen ſentimentalen Anflug, ihre Untüchtigkeit eine rationelle raiſonnirende Anmaßung, und dergleichen vertragen ſich nicht.

Als er ſich bei dem Prinzen von Condé meldete, erfuhr er ſchon von dieſem, wie der Ort mit Militairperſonen aller Art ſo angefüllt ſei, daß er ſchwerlich auf ein angenehmes Quartier werde rechnen können. Die Ortsbehörde beſtätigte dieß nachher, und ſchlug dem Grafen die Mühle zur Wohnung vor, die keiner der Franzoſen habe beziehen wollen, weil ſie zu abgelegen ſei.

„Deſto beſſer," erwiederte der Graf, — „ſo bin ich vor ihren Beſuchen um ſo mehr geſichert. Führt mich zur Mühle."

Man beſchrieb ihm den Weg, der ohne Führer zu finden iſt, und der Graf ſetzte ſich zu Pferde, um, begleitet von dem Kammerdiener und dem Reitknechte, ſeine vorläufige Einſiedelei aufzuſuchen.

Als er die Mühle im Thale von der Anhöhe dicht vor dem Dorfe erblickte, vergnügte ihn ihr Anblick ungemein, und er befahl ſeinem Reitknechte mit dem Quartierbillet voraus zu eilen, um ſeine Ankunft anzuſagen.

Als er eine Viertelſtunde ſpäter ſelbſt bei der Mühle anlangte, deren Anblick ihm nachher vor der dichten

Belaubung der Gebüſche, durch welche damals wie noch heute der Pfad ſich hinſchlängelte, einige Zeit verborgen war, fand er ſeinen Boten abgeſeſſen vor der verſchloſſenen Thüre des Wohnhauſes, heftig fluchend und lärmend.

„Was giebt es?“ — fragte der Graf.

„Ich habe die Thür beinahe eingeſchlagen,“ hieß es. „Niemand hört mich, das ganze Haus ſcheint ausgeſtorben.“

„Nun, ſo poche an das Fenſter.“

„Auch das iſt vergeblich geweſen.“

„Die Leute werden in der Kirche ſein, denn es iſt Feiertag, und auch die Mühle iſt angehalten. Zu Mittag werden ſie nach Hauſe kommen. Wir warten indeß. Zäumt und ſattelt die Pferde ab. Wir werden keine halbe Stunde zu harren brauchen. Die Sonne ſteht über uns.“

Es geſchah dem gemäß. Der Graf wandelte müßig um das Haus. Wir wiſſen nicht, weshalb ein Seitenfenſter ihn mehr als die übrigen anzog, ſo daß ihn die Luſt anwandelte, durch daſſelbe hineinzuſehen. Er ſtieg dieſerhalb auf eine Bank, und drückte ſein Geſicht gegen die Scheiben. In einem kleinen Stübchen bemerkte er eine weibliche Geſtalt, welche in einem Seſſel lehnte, eine Harfe zwiſchen den Knieen, von welcher die Hände herabgeſunken zu ſein ſchienen. Der Wuchs der Ruhen-

den ſchien trefflich, ihre übrige Erſcheinung war auffallend. Sie trug weite türkiſche Beinkleider von weißem Atlas, ein orientaliſches Frauenkleid von roſenfarbenem Sammet, flimmernd geſtickt. Ihr Haupt ſchmückte Turban und Reiherfeder, wiewohl ein reiches Haar in prächtiger Fülle bis faſt zu ihren Knieen niederwallte, und den ſeltſamen Putz wie mit einem dunkeln Mantel umgab. Das Geſicht zeigte ſich im Profil. Es war von hoher Schönheit, aber das Auge geſchloſſen, wie denn überhaupt dieſes räthſelhafte Weſen regungslos, gleichſam verzaubertem Schlafe hingegeben, in dieſer maleriſchen Stellung feſtgehalten ſchien.

Der Graf betrachtete lange mit hoher Verwunderung dieſe ſeltſame Erſcheinung, und es war ihm nicht deutlich, ob er ein Bild, oder etwas Lebendes vor ſich ſehe. Dieſer Zweifel entſchied ſich indeß, als nach einiger Zeit die Dame ſich regte, und wie aus einer tiefen Betäubung zu erwachen ſchien. Ihre erſte Bewegung war die der Hände, welche die Saiten der Harfe, denen ſie entglitten waren, wieder aufſuchten. Ihre Finger ſpielten Anfangs leiſe mit unbeſtimmten Tönen, bis ſie ſich zur meiſterhaften überraſchenden Ausführung eines ausgezeichneten Muſikſtückes beſtimmten. Der Graf ſelbſt Tonkünſtler, erkannte bald die unvergleichliche Beſchwörung der böſen Geiſter aus Gluks Armida, und erwartete mit einiger Spannung den Moment, da nach

dem Vorſpiele der Geſang der Zauberin einfallen ſollte. Er blieb zur rechten Zeit nicht aus, und die Dame begann das:

Esprits de haine et de rage,
Démons obeissez nous,

mit einer Kraft der Stimme, mit einer Anmuth des Vortrages, die bezauberten. Bald aber miſchte ſich etwas Schauerliches in dieſe treffliche Leiſtung. Ein ungeheurer Schmerz ſchien ſich in dieſem Geſange auszuſprechen. Eine herzzerreiſſende Wehmuth klagte aus den weichen Tönen, in welchen Armida den böſen Geiſtern die Annahme reizender Geſtalten heuchelt, um Rinald zu verlocken. Obgleich ſich die Sängerin nicht vom Seſſel erhob, ſo war ſie doch zur Zauberin ſelbſt geworden, und die Erſcheinung eines Drachenwagens, um die Königin der Geiſter durch die Luft zu entführen, würde im erſten Augenblicke den Zuhörer nicht überraſcht haben.

Sie endete, erhob ſich, um einige Secunden in einer majeſtätiſchen Stellung gleichſam drohend emporzublicken, dann ſank ihr ſchönes Haupt, Thränen fielen aus den glühenden Augen, ihre Kniee neigten ſich und berührten die Erde; ihre Hände kreuzten ſich mit krampfhaftem Drucke auf der Bruſt, und ihren Lippen entflohen die Worte:

„und dieſes arme Herz, bricht es noch immer nicht?“

Hierauf ſank ſie mit der Stirne auf den Seſſel und verharrte in dieſer Stellung.

Der Graf, welcher in der ſeinigen nicht von der Dame bemerkt werden konnte, war höchlich geſpannt auf die Löſung dieſes anmuthigen und zugleich bemitleidenswerthen Räthſels, und, da er nun das Haus nicht verlaſſen konnte, eilte er an die Hausthür, um von Neuem anzupochen. Der erwünſchte Erfolg blieb dieſes Mal nicht aus. Eine melodiſche Stimme fragte im Innern des Hauſes, wer es ſei, der Einlaß begehre?

„Ein deutſcher Offizier“, war die Antwort, „welchem in dieſem Hauſe ſein Quartier angewieſen worden.“

„Der Herr gedulde ſich einen Augenblick“, hieß es, „man wird ihm gleich Rede ſtehen.“

Bald darauf öffnete ſich das Fenſter des vordern Raumes, und ein junges Frauenzimmer erſchien an demſelben in der gewöhnlichen, wiewohl beſonders ſaubern und zierlichen Tracht der Landmädchen der Provinz. Der Graf hätte an Zauberei glauben mögen, als er die nämliche Schöne erkannte, ohne auch nur die mindeſte Spur jenes türkiſchen Putzes an ihr wahrzunehmen. Wenige Minuten hatten Alles verändert, nur nicht ihre anmuthigen Züge und ihre edle Haltung.

„Sein Sie willkommen, mein Herr," ſagte ſie. „Die Bewohner des Hauſes ſind zwar eben nicht einheimiſch, und ich bin allein; indeß, wenn ich öffne, glaube ich bei Ihnen nichts zu wagen."

„Fürchten Sie nichts", entgegnete der Gaſt. „Es iſt behaglich unter den Bäumen. Ich will das Haus nicht betreten, bis Ihre Beſchützer zurückgekehrt ſind. Unterdeß erſuche ich Sie für mich um etwas Brod, Waſſer und Wein, für meine Pferde um ein Obdach. Uebrigens bezahle ich meine Bedürfniſſe, und werde nur durch den Raum läſtig, welchen ich uneingeladen für mich in Anſpruch nehmen muß."

Das Mädchen, denn dafür mußte es gehalten werden, verneigte ſich mit Anſtand und verſchwand am Fenſter.

Hierauf ward nach kurzer Zeit die Thür eröffnet, ſie trat hinaus, eine artige Collation, Wein und Waſſer in geſchliffenen Flaſchen herbeitragend und auf den Tiſch vor dem Gaſte niederſetzend.

Jetzt erſchien ihre Geſtalt erſt in ganzer Herrlichkeit, und ihr Gang, ihre Haltung zeigten ſo viel Edles, Würdiges, Vornehmes, daß die Vermuthung, ſie habe nicht immer in dieſen ländlichen beſcheidenen Verhältniſſen gelebt, ſich aufdrang. Unwillkürlich erhob ſich der Graf, und ſagte:

„Sie ſind ungemein gütig, Mademoiſelle. Hätte

ich eine ſolche Bewohnerin unter dieſem Dache vermuthet, ich würde die vielleicht unzeitige Störung vermieden haben."

„Nicht doch, mein Herr," entgegnete ſie. „Ich bedarf Ihrer Nachſicht. Sie klopften ſchon lange, ich hörte es, und konnte Ihnen bei dem beſten Willen nicht helfen."

„Nach beſſerer Bekanntſchaft werde ich mir die Freiheit nehmen, nach dem Warum zu fragen."

„Die Antwort wird Ihnen wenig genügen. Es giebt Dinge, für welche die Sprache nicht ausreicht. Nur wenn ich bin, was ich ſcheine, verfüge ich über mich ſelbſt, und widme meine Theilnahme dem Geſchlechte, das jünger iſt als ich. Wenn ich indeß ſcheine, ohne zu ſein, muß nothwendig auch meine Fähigkeit aufhören, körperlich auf die Gegenwart einzuwirken."

„Sie treiben Kurzweil mit mir, und geben mir Räthſel auf."

„Kurzweil? — nein, ich weiß, daß ſich dieſes unendlich lange Leben durch den Witz aller Jahrhunderte nicht um eine Minute abkürzen läßt. Der Faden iſt gemeſſen, und die Spuhle rollt ihn in feſten Zeitmaßen ab. Räthſel! — Sie ſind zu jung, ſie zu rathen." —

„Sind Sie denn älter als ich?"

„Ja, mein Herr. Indeß Sie ſcheinen dieſen kalten Kapaun zu verſchmähen, weil Sie die Mühe ſcheuen,

ihn zu zerlegen. Vergönnen Sie mir die Ehre, Sie zu bedienen."

Sie ergriff Messer und Gabel mit Händen von der äußersten Weiße und Zierlichkeit, und zerlegte den Braten auf die künstlichste, nur an vornehmen Tafeln übliche Weise.

Der Graf benutzte die Pause, dieses seltsame Wesen unbemerkt genauer in's Auge zu fassen. Das schöne Gesicht zeigte an der Stirne Spuren eines tiefen Schmerzes, an den Lippen das magnetische Zucken großer Reizbarkeit, eine fieberhafte, oft wechselnde Röthe auf den Wangen, und in den großen dunkeln Augen einen unsteten irren Blick, welcher dem ganzen Ausdrucke etwas Unheimliches gab. Dessenungeachtet war die ganze Erscheinung im höchsten Grade anziehend, und selbst jene unverständlichen Reden mußten durch sanftes wohlklingendes Sprachorgan, durch Eleganz des Dialektes die Aufmerksamkeit festhalten. Er beschloß näher zu rücken.

„Haben Sie immer hier gelebt, Mademoiselle?"

„Nein, mein Herr."

„Wo waren Sie sonst, wenn ich fragen darf?"

„Wo waren Sie sonst, mein Herr?"

„In Wien, Prag, Neapel, Rom, Paris."

„Wo noch sonst?"

„Auf dem Schlosse meiner Geburt."

„Wo noch sonst?"

„Vor meiner Geburt also? — ich weiß nicht."

„Nun sehen Sie, mein Herr, ich bin in gleichem Falle."

„Ihr Aufenthalt seit Ihrer Geburt wird sich also eben so wohl angeben lassen."

„Vielleicht, mein Herr, — vielleicht auch nicht. Das menschliche Leben ist ein Gewebe. Wohl uns, wenn wir seine Fäden verfolgen können, wie sie herüber und hinüber gehen. Welcher erschaffene Geist reicht aber aus, die Lücken auszufüllen, welche die dunkle Macht hineinriß. — Wollen Sie das Gleichniß meines Lebens sehen? — hier ist es."

Sie zog aus ihrem Busen ein kleines Päckchen in rosenfarbenes Papier geschlagen, und entfaltete daraus einen Schleier vom feinsten weißen indischen Stoffe, reich mit Gold durchwirkt, köstlich, wie ihn die Fürstinnen Hindostans tragen.

„Sehen Sie," sagte sie, „einst war er ganz, — aber ach! — dieser Mangel." — Sie seufzete tief auf, und ließ eine Oeffnung mitten in dem köstlichen Gewebe, welche gewaltsam hineingerissen schien, wahrnehmen. — „Wer konnte diese Lücke wieder ausfüllen."

„In der That Niemand, Mademoiselle. Wehe dem unglücklichen Versehen, das diese Beschädigung herbeiführte."

„Ein Verſehen? — ach nein. — Die Verzweiflung griff in dieſes Gewand, und riß heraus, ſo viel ſie davon im Krampfe der entſetzlichſten Folter erfaſſen konnte. Die böſen Geiſter ſind geſchäftig über dieſem Spalt. Sie fügten einen Spiegel hinein, der nur meinen Augen ſichtbar iſt, nur ihnen die wunderbaren, thränenwerthen Anfänge meines Daſeins offenbart, die ſonſt nie zu meiner Anſchauung gelangt wären. Ich habe ſchon vor langer Zeit gelebt, ehe ich wurde, was ich heute bin. Ich erfülle Beſtimmungen, deren entſetzliche Klarheit in der Stunde der Schrecken über mich gekommen iſt. — Aber ich weiß, bald wird es zu Ende ſein, und die Sonne, die heute untergeht, wird, wenn ſie ſich wieder erhebt, dieſen unſterblichen Geiſt ſeinem thränenwerthen Berufe entzogen ſehen.“

Der Graf ſchien abſichtlich auf dieſe letzten Worte nicht zu achten, und ſich nur mit den Trümmern dieſes prächtigen Schleiers zu beſchäftigen.

„In der That,“ ſagte er, „dieſer Putz iſt einer Königin würdig geweſen.“

„Auch hat er einer Königin gedient. Tippo Saheb ſchenkte ihn Marien Antoinetten, ſie ihn einem der glänzendſten Großen ihres Hofes, als er ihre wildgewordenen Roſſe zu bändigen wußte. Seine Gemahlin empfing ihn von ihm.“

„Sind Sie Emigrantin, Madame?“ — fragte der Graf, wie von einem Gedanken erfaßt.

„Nein, mein Herr, ich kehre zur Heimath.“

„Und wo sind Sie geboren?“

„Wo Niemand mehr geboren wird. — Wie gefällt Ihnen jene Burg?“

„Ihre Lage ist malerisch.“

„Ich fragte nicht, ob Ihnen die Lage, sondern ob Ihnen die Burg gefalle?“

„Jahrhunderte machten sie zur Ruine.“

„Es ist wahr, aber einst war sie schön. — Ihre Säle, ihre stolz gewölbten Gänge, ihre hohen Erker, ihre stattlichen Zinnen stehen vor meiner Erinnerung. Ach! — sie erstehen nicht wieder.“

„Erinnerung? — wie? — Sie hätten sie gesehen?“

„Gesehen? — nein, und ja. — Oder sind Ihnen sehen und schauen gleichbedeutend?“

„Wie man es nimmt. Aber welcher Unterschied liegt für Sie zwischen Beiden?“

„Der ganze Unterschied des Uebersinnlichen.“ —

„Ich will mit Ihnen wegen der Unbestimmtheit Ihrer Aeußerung, da ich Ihre Meinung zu ahnen glaube, nicht rechten. Aber darf ich fragen, in wie fern Sie diese Burg, welche Sie, so wie ich, als eine

verwitterte Ruine ſehen, in ihrer wohnbaren Stattlichkeit längſt entflohener Jahrhunderte geſchaut haben?" —

„Mein Herr, das iſt eine Gewiſſensfrage, und unſere Bekanntſchaft iſt kaum eine halbe Stunde alt. Uebrigens, wer ſagt Ihnen, ob ich die Burg nicht als Ruine ſchaue, und in wohnbarem Zuſtande geſehen habe?"

„Die Vernunft."

„Ich gratulire zu einem ſo ausreichenden Reiſeetarſ."

„Der Scherz einer ſchönen Dame wird immer wohl aufgenommen, ſelbſt wenn er auf eine Myſtification auslänft."

„Ich ſcherze und myſtificire niemals."

„Sie fordern alſo, daß ich Sie ſelbſt für etwas Ueberſinnliches halte."

Ein ſeltſames Lächeln flog über die Züge der Dame, und ſie fragte: „woraus ſchließen Sie das?"

„Aus dem Umſtande, daß Sie mir zumuthen anzunehmen, wie Sie jenen Bau in ſeiner Vollſtändigkeit mit leiblichen Augen geſehen. Da Jahrhunderte über ſeinen Verfall hingegangen ſind, und ich die Ehre habe, heute Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo muß ich in Ihnen ein Weſen bewundern, das mein Vorſtellungsvermögen nicht begreift, mithin als ein Ueberſinnliches,

das meine Augen nicht ſehen, meine Hände nicht erfaſſen können, das ich, da ich es doch nun aber wahrnehmen, nur für den Wiederſchein eines wunderbaren Eindruckes halten kann, welchen das Reich der Geiſter in meinem Innern hervorbringt, und den der Spiegel der Außenwelt, Gott weiß, wie? im Anſcheine der Wirklichkeit zurückwirft. Ich geſtehe dann, daß es ſehr gütige, bereitwillige und praktiſche Viſionen giebt, die Wein einſchenken, Sallat machen, und Braten vorſchneiden."

Der Graf hatte, was wir ihm keineswegs verargen, das Letzte mit einem Anfluge von Ironie geſagt. Seine höchſt reizbare Geſellſchafterin brach in Thränen aus, und rief ihm zu:

„Ach! — Sie thun mir weh! — Kann ich dafür, daß mein Beruf auf ſolchen Abwegen mich zum Ziele führt? — Sie vor Allen ſollten mich ſchonen, denn ich ſah Sie lange vor mir, wie Sie eben daſtehen, während Sie vielleicht noch ſehr weit von mir entfernt waren, als meinen letzten und wirkſamſten Freund auf dieſer Welt. Ich wußte vorhin, daß Sie es waren, welcher klopfte, als ich gefeſſelt da lag und nicht vermochte, Ihnen zu öffnen, ſo gern ich wollte. Ich habe nur auf Sie gehofft, ich habe mich Ihnen entgegen geſehnt. Nun ſind Sie da, und dürfen die Unglückliche

nicht mißhandeln, Sie, der mir zuführen soll, was mir das Liebste und Furchtbarste ist auf dieser Welt."

Der Graf befand sich in einer peinlichen Lage. Er zweifelte an dem Verstande der Dame, und wünschte den Abschluß dieses tête à tête durch Dazwischenkunft eines Dritten. Sie war indeß aufgestanden und hatte ihre Augen einige Minuten lang auf die Burg gerichtet. Dann wendete sie sich zum Grafen mit der vollendeten Uebung der großen Welt.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Der Graf nannte ihn.

„Aus welchem Lande sind Sie?"

„Aus Böhmen."

„Das ist das Land der Sagen. Lieben Sie dergleichen?"

„Mitunter."

„Ich will Ihnen die berichten, welche von dieser Burg umgeht. Dieselbe heißt Wolfstein. Zur Zeit, die man in Deutschland das Faustrecht nennt, Gott weiß, unter welchem alten Kaiser, wohnte dort ein Wolf von Wolfstein, ein Mann von wildem Charakter. Auf der Burg lebte ein alter Lehnsmann mit seinem Sohne. Der Ritter Wolf mißhandelte den Alten wegen geringen Anlasses so nachdrücklich, daß er nach zwei Tagen den Geist aufgab. Sein Sohn Ennewald kniete bei dem Sterbenden. Dieser sprach zu dem Jüng-

linge: „ich kann Dir nichts nachlaſſen, als die Pflicht der Rache. Schwöre mir meinen Fall ſo ſchauderhaft an meinem Mörder zu rächen, als Dein Hirn ausreicht, es zu erſinnen.“ Ein entſetzlicher Eid wurde geleiſtet, und der Greis verſchied. Bald ſtieg Ennewald wegen Dienſteifers und gewinnender Schmeichelei in der Gunſt des Ritters. Er behandelte ihn, vielleicht auch aus Reue wegen des an ſeinem Vater ausgeübten Mordes, wie ſeinen eigenen Sohn. Der Ritter hatte eine Tochter, Hildegard. Ihre Zofen ſagten ihr, daß ſie ſchön ſei. Ennewald wußte ihre Neigung zu gewinnen, er wußte dieſe Neigung bis zur Leidenſchaft zu erhöhen. Ein ſträfliches Verhältniß begann hinter dem Rücken des Vaters. Bald hatte Hildegard dem ſchuldigen Geliebten das Schmerzlichſte und Süßeſte zu geſtehen. Aber ach! — nun ließ er die Maske fallen. Seine Zärtlichkeit verwandelte ſich in Hohn. Er entfloh am nämlichen Abende aus der Burg, und nach zwei Tagen fand der Ritter Wolf ein Schreiben auf der Schwelle ſeines Schloſſes, das ihm ſein Hauskaplan vorlas. Es lautete ungefähr wie folgt:

„„Du mordeteſt meinen Vater; die fürchterlichſte Rache ſchwur ich, und Deine eigene Tochter ward ihr Werkzeug. Nun geb ich ſie Dir verachtend zurück. — Habe ich verſtanden den Eidſchwur zu halten? Die Stadt Mainz, welche Dir feindlich

iſt, ſchützt mich. Du ſchadeſt mir nicht, unſere Rechnung iſt abgeſchloſſen.

Ennewald.""

Wolfs Ingrimm war ſtumm, aber deshalb nicht minder entſetzlich. Sein Befehl verſchloß Hildegard für die Dauer ihres Lebens in das enge Gemach eines Thurmes. Von Mainz forderte er vergeblich die Auslieferung des Feindes. Nun verübte er täglich Raub in dem Gebiete der Stadt, und fiel die dortigen Kaufleute, wenn ſie von und zu den Meſſen reiſten, auf den Heerſtraßen an, plünderte ſie, und ſchleppte ſie in ſeine Kerker. Verlangte man die Herausgabe der Beute, der Gefangenen, ſo hieß es: „nur gegen Ennewald; — ſchickt mir ihn." — Er forderte vergebens. Ennewald, klug, gewandt, ſchön, hatte in Mainz mächtigen Anhang erworben, der ihn ſchützte. Er verſprach dem Rathe das Ende dieſer Unbilden, wenn man ihm die Führung der gewaffneten Macht anvertraue. Er werde den furchtbaren Wolf, ehe er es ſich verſehe, in ſeiner Burg anfallen, und dieſe zerſtören. Was er verſprach, führte er aus. In der Weihnachtsnacht, während er am nebligen Tage ſich unbemerkt mit ſeiner Schaar dem Wolfſtein nähern und in den Wäldern ſich verbergen konnte, die damals noch dieſe Höhen bedeckten, verſchaffte ihm ein geheimes Einverſtändniß mit einem Treuloſen im Schloſſe den Eintritt. Seine Reiſigen fielen

die ſchlafende Beſatzung an und mordeten ſie. Ennewald ſelbſt warf Feuer in die Burg, und ihre Flammen weckten den unglücklichen Gebieter. Die Gegenwehr war vereitelt. Wolf fiel lebend in die Hand ſeines Feindes und ſtarb in Mainz von Henkershand. In den Ruinen des Schloſſes ſuchte Ennewald die, welche ihm Alles geopfert und die er ſo furchtbar betrogen hatte. Er fand ſie nicht. Der Thurm, der ihr zum Kerker diente, war zuſammengeſtürzt; Hildegards Gebeine waren nicht unter den Trümmern."

„Sie ward von dem einbrechenden Gewölbe erſchlagen," entgegnete der Graf, „und ihre traurigen Reſte wurden von den Flammen verzehrt."

Die Dame lächelte wild und ſeltſam und antwortete mit ſchneidendem Tone:

„Nein, — ſie lebte."

„Und was wurde aus ihr?"

„Was wird aus dem Weibe, das der Verrath der Männer zerſtört hat? — Ein irrer Geiſt, den der Himmel verſtößt zur Strafe und die Hölle ausſchließt zum Spott. Sie bettelte am Tage in den Dörfern und Weilern, und wankte um die Ruinen der Burg ihrer Väter, in der Hoffnung, Ennewald, der Geliebte, Treuloſe, werde kommen und ſie erlöſen. Sie wankt dort noch heute jede Nacht, aber Ennewald will noch immer nicht kommen."

„Nein," nahm der Graf das Wort, „die Todten stehen nicht wieder auf."

„Wer sagt Ihnen, daß er todt sei?" fuhr die Dame heftig auf. „Ennewald und Hildegard verharren noch heute in einem verzauberten Leben, und bald, ehe als Sie denken, wird er kommen, um seine versöhnte Geliebte im Schlosse des Vaters wieder aufzusuchen. Sie wird ihn empfangen, und die Qual so vieler Jahrhunderte wird in einem Augenblicke der Wonne vergessen sein. Und wenn sie ihn umschließt, und wenn die Fluten über seinem Haupte und dem ihren an der nämlichen Stelle zusammenschlagen, wo die Rosenlaube stand, welche ihre Schuld sah, dann werden Beide als reine Engel aus dem Bade der Läuterung hervorgehen, und der Himmel wird sich aufthun, seine Kinder zu empfangen."

„Wer sagte Ihnen das? — woher wissen Sie es?"

„Wer? — woher? —" rief die Dame mit immer wachsender Heftigkeit. „Die Worte bezeichnen Zweifel, — diese beleidigen nicht mich, aber den Geist, der mich mächtig auf seinen unsterblichen Flügeln trägt. Noch heute Abend werden Sie selbst Ennewald mir entgegenführen. Sie selbst, ihn mir, denn Sie sind der vom Geschicke auserſehene Vermittler. — Ennewald ist in unserer Nähe, und ich — — bin Hildegard."

Die letzten Worte, im höchsten Affekte gesprochen,

ſchloſſen mit dem faſt ſchreiend ausgeſtoßenen Namen, worauf ſich die Unbekannte abwendete, um mit majeſtätiſchem Anſtande und raſchen Schritten in das Haus zurückzukehren und zu verſchwinden.

Der Graf blickte ihr mitleidig nach, dann ſprach er für ſich: „Alſo doch eine Wahnſinnige.“

„Ja, — eine Wahnſinnige,“ — antwortete eine wohlklingende männliche Stimme neben ihm, und als er aufblickte, ſah er einen ländlich, aber wohlgekleideten jungen Mann von vortheilhaftem Aeußern neben ſich ſtehen. Der Beſitzer der Mühle war es, der unterdeß unbemerkt herangekommen war und den Schluß des Geſpräches gehört hatte. „Ja wohl eine Wahnſinnige,“ fuhr er fort. „Wehe denen, die ſie dazu gemacht.“

Es ſprach ein ſo tiefes ſchmerzliches Gefühl aus den Tönen und den edlen Geſichtszügen des Jünglings, daß er des Grafen Theilnahme ſofort für ſich gewann.

„Wer iſt ſie?“ fragte er.

„Wir wiſſen es nicht.“

„Wo kam ſie her?“

„Wir wiſſen es eben ſo wenig. Ihre Erſcheinung bei uns iſt räthſelhaft wie ſie ſelbſt. Unlängſt ſind es zwei Jahre geweſen, ſeit ſie ſich zu uns fand. Wir waren eben mit der Heuernte beſchäftigt, als ſie plötzlich aus dem Walde trat und, ſich auf den Raſen in

einiger Entfernung von uns niederlaſſend, unſeren Arbeiten — wir wendeten eben das trockene Gras — ſtill und ſinnig zuſah. Ihre Schönheit erregte unſere Bewunderung, ihr Aufzug unſer Befremden. Sie war zwar einfach, aber fein, vornehm, nach der neuſten Mode gekleidet, und trug dennoch ihre ganze Habe in einem nur mäßigen Päckchen bei ſich. Wir ließen ſie gewähren. Nach einiger Zeit trat ſie meine Mutter an, die auch ein wenig, wiewohl nur aus Laune, mitgeholfen hatte, und ſagte: „Gute Frau, Sie haben treffliche Milch in jenen Krügen herbeibringen laſſen. Gönnen Sie einer armen Reisenden einen Trunk zur Erquickung, ſie iſt im Stande, ihn zu bezahlen.“ Als meine Mutter ihren Wunſch freundlich erfüllte und die Bezahlung, wie natürlich, ausſchlug, äußerte ſie: „Nun ſo geben Sie mir Ihren Rechen, ich will wenigſtens durch einige Bethätigung Ihre Güte vergelten. Auch ich hatte einſt eine Mutter, die es nicht verſchmähte, an ſolchen ländlichen Beſchäftigungen Theil zu nehmen und auch mich in beſſeren Tagen darin zu unterweiſen. Ach es iſt lange her, aber ich werde, wenn ich auch aus der Uebung gekommen bin, dennoch meine alte Fähigkeit nicht ganz verloren haben.“ Ehe wir es wehren konnten, hatte ſie den Rechen ergriffen und wendete an meiner Seite das Gras mit ſolcher Leichtigkeit, als hätte ſie niemals etwas Anderes gethan. Ich ſuchte ein Ge-

ſpräch mit ihr während der Arbeit anzuknüpfen, wer ſie ſei? — woher ſie komme? — „Mein Freund," antwortete ſie, „ich kann Euch nicht mittheilen, was Ihr zu wiſſen begehrt. Gott weiß, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich ſoll, wenn mir ſelbſt auch Letzteres noch unbekannt iſt. Offenbart er Euch nicht durch Geſtaltung der Umſtände wer Euer flüchtiger Gaſt iſt, ſo laßt mich meinerſeits ſchweigen, und begnügt Euch damit, daß ich mich Theodora nenne." Es war unterdeß Mittag geworden, und wir ſchickten uns an, unſer ländliches Mahl im Schatten einiger Ulmen zu genießen, nachdem wir ſie herzlich zur Theilnahme eingeladen. Eben wollten wir zulangen, als ſie uns fragte, wer bei uns das Gebet ſpreche? — Wir wurden darob ein wenig beſchämt, denn, die Wahrheit zu ſagen, Niemand hatte daran gedacht, und nun hatte Niemand den Muth, damit vorzutreten. Sie ſelbſt ſprach hierauf ein Gebet aus ihrer Seele, zwar kurz, aber mit ſo ſchönen, innigen Worten, daß wir tief bewegt wurden. Obgleich ſie ſelbſt die Speiſen mehr zu koſten als davon zu genießen ſchien, ſo ſuchten wir doch das Mahl zu verlängern, weil wir beſorgten, ſie werde uns nach Beendigung deſſelben verlaſſen. Sie blieb indeß, nahm ferner Theil an unſerer Arbeit, ohne Müdigkeit zu verrathen. Ihre ein wenig blaſſen Wangen gewannen nur eine blühende Röthe, welche ihre Reize erhöhte. Als

es ſpät wurde und wir fertig waren, wandelte ſie mit uns den Thalgrund hinab. „Zur fröhlichen Heimkehr,“ ſagte ſie, „gehört ein ermunternder Geſang. Wer ſingt bei Euch das Lied?“ Wir wußten Lieder genug und waren ſonſt nicht karg, ſie bei ſolchen Gelegenheiten zum Beſten zu geben, indeß, nun wollte Niemand den Anfang machen. Da ſtimmte ſie ſelbſt einen trefflichen, uns bisher unbekannten Geſang an, mit der Stimme eines Engels. Wir baten ſie um ein zweites Lied; der freundlichen Gewährung folgten erneuerte Bitten, und wir achteten es nicht, daß wir bereits hier bei der Mühle angekommen waren und der Vollmond emporſtieg. Nun entete ſie, blickte zum Monde empor und ſagte: „Es iſt nun an der Zeit, daß ich im Dorfe ein Plätzchen ſuche, wo ich ruhen mag.“ Es verſteht ſich, daß wir die Bewirthung des holdſeligen, liebgewordenen Gaſtes als ein unſerer Seits erworbenes Recht in Anſpruch nahmen. — Sie lächelte — blieb — und hat uns ſeitdem nicht mehr verlaſſen, durch Bitten und Liebe unauflöslich an uns gefeſſelt.“

„Was treibt ſie aber bei Ihnen?“

„Den Beruf einer fleißigen, allezeit willigen, herzlichen Tochter und Schweſter vom Hauſe, und auf ihren Werken ruht ein Segen, den ach! ſie ſelbſt nicht zu theilen ſcheint.“

„Bei dem Allen aber iſt ſie nicht wohl bei Verſtande.“

Eine Thräne entfiel dem Auge des Jünglings, dann erwiederte er: „Sie war nicht immer ſo, iſt nicht immer ſo. Ein ungeheurer Schmerz muß ihr Leben zerſtückt, ihrem Geiſte dieſe ſeltſame Richtung gegeben haben, um ſich aus einem Abgrunde der Verzweiflung zu erheben, denn, die Wahrheit zu geſtehen, ein in gewiſſem Sinne abenteuerlicher Zug ihres Weſens wurde, ungeachtet ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit, gleich bemerkbar. Bei ihrer Ankunft enthielt ihr Päckchen nur einige, freilich überaus feine Wäſche, ein Käſtchen mit Edelſteinen, welche ſie für das Vermächtniß einer theuern, unlängſt verſtorbenen Freundin ausgab, und einen ſehr koſtbaren türkiſchen Anzug."

„Ja wohl," ſagte der Graf. „Ich glaube, ſie iſt eine verunglückte Actrice."

„Keineswegs, ſondern ganz gewiß eine Dame, die in vornehmen Verhältniſſen geſtanden und gewaltſam aus denſelben geſtoßen iſt. Sie hat in Paris gelebt, wiewohl ſie verſichert, dieſen Ort vor dem Ausbruche der Revolution mit jener Freundin verlaſſen zu haben. Sie kennt viele vornehme Familien des franzöſiſchen Adels und verfiel in Kummer und Tiefſinn, als ſie aus den Zeitungen ſo viel bekannte Namen unter den Geächteten fand, deren Güter eingezogen und deren Schlöſſer zerſtört worden. Leider hat das Mittel, welches ich damals zu ihrer Erheiterung, ohne Arges dabei zu

ahnen, erwählte, ihre heutige Verwirrung vollendet. Um ſie zu zerſtreuen, brachte ich ihr ein koſtbares und ſchönes Werk, das ich von unſerm Pfarrer geliehen. Es enthält Beſchreibungen und geſchichtliche Nachrichten von allen zerſtörten Ritterburgen am Rhein, an der Lahn und der Moſel, und zeigt in ſchönen Kupferſtichen ihre Anſichten im früheren und heutigen Zuſtande. Sie blätterte darin einige Zeit mit Theilnahme, bis ſie an den Bericht über die Burg Wolfſtein gerieth, welche Sie dort vor ſich ſehen. Es hat mit der Zerſtörung derſelben eine eigene Bewandniß." —

„Ich kenne die widerwärtige Geſchichte von Ennewald und Hildegard, — ſie hat ſie mir erzählt."

„So haben Sie," fuhr der junge Mann fort, „den Schlüſſel ihres gegenwärtigen Zuſtandes. — Als ſie dieſe Geſchichte geleſen und am Schluſſe erfahren, daß die Nachkommen Ennewalds, in Frankreich zu Reichthümern und Ehren gelangt, dort noch heute, wiewohl mit etwas verändertem Namen, am Hofe zu finden ſeien, und als ſie vollends das dabei abgebildete gegenwärtige Wappen jener adelichen Familie ſah, ſtieß ſie einen durchdringenden Schrei aus und ſtürzte zu Boden. Erſt nach Stunden gelang es uns, ſie aus einer tiefen Ohnmacht wieder in das Leben zurückzurufen, ſie redete aber nun völlig irr, verſicherte, wie ſie jene Hildegard ſei und der baldigen Vereinigung und Verſöhnung mit

Ennewald entgegenſehe. — Dieſer Wahnſinn war zwar nicht von Beſtand, indeß, er kehrt ſeitdem periodiſch in gemeſſenen Zwiſchenräumen, im Geleite der alten Einbildung wieder, bei welcher nur folgende Unbeſtimmtheit vorkommt, daß ſie ſich bald einbildet, nur der Geiſt jener Hildegard zu ſein, der keine Ruhe nach der Auflöſung des Körpers finde, ſondern die Ruinen der Väterburg zu umſchleichen beſtimmt ſei; und bald, jene Unglückliche im lebendigen Leibe, an welchen die widerwillige Seele ſo lange gefeſſelt worden, bis der ebenfalls wie durch Zauberkraft im irdiſchen Daſein noch leiblich feſtgehaltene Ennewald ſie verſöhnt aufzuſuchen und, mit ihr ſterbend, ſie in die Wohnungen der Seligen abzuholen kommen werde. Seltſam kommt ihr dabei der in der Umgegend herrſchende Aberglaube zu ſtatten, dem gemäß das Geſpenſt Hildegards allnächtlich in den Ruinen der Burg umgehen und ſeit einiger Zeit wieder von Mehreren in unverkennbarer Deutlichkeit geſehen worden ſein ſoll. Kunden, welche Theodora jederzeit mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit vernommen und ſich angeeignet hat."

„Iſt in geſunden Stunden ſie ſich deſſen bewußt, was ſich mit ihr in den kranken begeben?"

„Nicht durchaus, wiewohl ſie ihren Zufall, ſo pflegt ſie zu ſagen, fürchtet und ſich alle erſinnliche Mühe giebt, ihn zu bekämpfen. Aber auch dieſer Kampf

hat etwas Eigenes. Sie legt dann die türkiſche Kleidung an, welche ſie mitgebracht, unter dem Vorgeben, ſie müſſe die Erinnerung der höchſten Qual, welche ſie als Theodora erfahren, ſich recht lebhaft verſinnlichen, um dem eingebildeten Jammer Hildegards zu entgehen. Wie in geſteigerter Angſt greift ſie dann in die Saiten ihrer Harfe, welche ſie außerdem nur wenig berührt, und ſpielt und ſingt mit der ganzen Gewalt ihrer ſchönen Stimme fremde künſtliche Muſikſtücke, welche ihr aus anderen vornehmen Verhältniſſen übrig geblieben zu ſein ſcheinen, als wolle ſie durch alle äußere und innere Mittel das auf ſie heranſchreitende Geſpenſt des Wahnſinnes verſcheuchen. Bisher gelang dieſes Beſtreben oft. Seit einiger Zeit aber kündigt ſich die Gefahr durch einen tiefen Schlaf an, oder beſſer durch eine Erſchlaffung, während welcher ſie ohne Bewegung daliegt, ob ſie gleich vernimmt, was um ſie her vorgeht. Wenn ſie aus dieſer Betäubung erwacht, empfindet ſie die Nähe ihres unſeligen Zuſtandes, wendet alle Mittel an, ihm zu entgehen, — aber vergeblich."

So endete der junge Mann ſeinen Bericht, welcher um ſo mehr anzog, als darin die durch eine unerwiederte Liebe ſchmerzlich geſteigerte Theilnahme an dem räthſelhaften Gegenſtande ſo vieler Sorge wahrzunehmen war. Im nämlichen Augenblicke traf ein Courier mit Depeſchen für den Grafen ein, deren Inhalt ihn geraume

Zeit beſchäftigte, bis er in ſpäter Nachmittagsſtunde ſich in das Dorf zu einer Conferenz mit dem Oberbefehlshaber des Emigrantencorps begeben mußte. Dieſe hielt ihn über alle Erwartung auf, und er hatte die arme Theodora mit ihren Einbildungen aus der Erinnerung verloren, als er an dem Wirthshauſe des Dorfes vorüberging, welches, in Ermangelung einer beſſeren Anſtalt, der geſellige Vereinigungspunkt der Ausgewanderten war, und aus dem ihm lautes Geſpräch, Muſik und Gelächter entgegenſcholl.

Der Graf trat unwillkürlich ein und fand den großen Saal des Wirthshauſes faſt ganz von franzöſiſchen Militairs aller Grade erfüllt. Da das Condéſche Corps nur aus Edelleuten beſtand, ſo vertraten Vicomtes, Marquis, Chevaliers die Stellen gemeiner Reiter, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie mit ihren Vorgeſetzten auf dem Fuße der entſchiedenſten Gleichheit lebten. Hier ſchwatzte daher ein ſogenannter Maréchal de camp mit einem Sergeanten, der ſehr herablaſſend that und ſich Monſeigneur nennen ließ, dort gewann ein Capitain ſeiner Escadron das letzte Geld im Pharao ab; hier wurden unter entſetzlichem Lärm und in Abwechſelung von Gelächter und Flüchen die neueſten revolutionairen Pariſer Zeitungen geleſen, dort trank man und jubelte, während die Regimentsmuſik abwechſelte mit Marlbrough s'en va-t-en guerre, und O Richard, o mon Roi, l'uni-

vers l'abandonne. Ueberall ſchimmerten weiße Schärpen, Cocarden, Ludwigskreuze, und goldene Lilien ſtrahlten von allen Epauletts, aus allen Stickereien der Röcke und Gilets.

Der Neueintretende ſah ſich bald von einem großen lärmenden Kreiſe früherer Bekannten umgeben, und nachdem er kurze Zeit am Spiele Theil genommen und einige Louisd'or gewonnen und wieder verloren, begab er ſich mit ihnen an einen runden Tiſch, um den wohlgekühlten Rheinweinflaſchen zuzuſprechen.

„Der Wein iſt abſcheulich," ſagte der Herzog von X — ard.

„Nicht doch," entgegnete der Graf, „es iſt der beſte Rheinwein, den man trinken kann."

„Nun ja, das glaube ich. Aber in vier oder ſechs Wochen hoffe ich die Ehre zu haben, Sie auf meinem Schloſſe in Bourgogne zu bewirthen, wo ich im Stande ſein werde, Sie mit einem beſſeren Getränke zu bedienen."

„Der Burgunder iſt mir zu hitzig."

„So würde Ihnen der Wein von meinen Gütern an der Loire zuſagen, der mild, leicht und köſtlich iſt. Indeß mein dortiges Schloß iſt eben nicht in dem Zuſtande, mich mit meinen Gäſten aufzunehmen."

„Haben Sie üble Nachrichten von dieſem Theile Ihrer Beſitzungen, Monſeigneur?"

„Nicht daß ich wüßte. Die besten von der Welt.“

„Ich höre, daß in der Gegend die empörten Bauern den größten Theil der Ritterſitze des emigrirten Adels verbrannt haben.“

„Nun ja, — ſie haben auch mein Schloß zerſtört, und mir konnte nichts Angenehmeres begegnen.“

„Wie das?“

„Es war ein altes, weitläufiges, geſchmackloſes Gebäude aus den Zeiten Bertrands de Gueſclin. Ich wollte längſt es niederreißen und ein neues bauen, aber meine Gläubiger verkürzten meine Mittel. Ich bin aber nun aus dieſer Verlegenheit. Die mein Schloß zerſtört haben, müſſen es wieder aufbauen, ſobald wir Frankreich wieder in Ordnung gebracht haben, und im Uebrigen wird der König die unendlichen Verpflichtungen bedenken müſſen, die er mir für die großen, ihm geleiſteten Dienſte ſchuldig ſein wird. Unter ſolchen Umſtänden muß ein Bau ſich erheben, der die Armſeligkeit beider Trianons beſchämen wird.“

„„Bravo!““ rief ein klapperdürrer Vicomte. „„Das ſind die wahren Geſinnungen eines franzöſiſchen Edelmannes.““

„Finden Sie das, mein Lieber?“ entgegnete der Herzog mit Herablaſſung. „In der That, ich bin ein Philoſoph. Geiſter von höherem Adel ſind allezeit fähig, den wahren Gehalt der Dinge zu erkennen. Die

Revolution hat ihre Unbequemlichkeiten, aber ſie iſt das glücklichſte Ereigniß der neuern Zeit."

„„Zum Teufel, wie das?""

„Weil ſie den ſeit vierzig Jahren immer vorgeſchrittenen Uſurpationen des tiers état endlich ein Ziel ſetzt. Ich für mein Theil bin ein Philoſoph, und Rouſſeau iſt im Grunde meiner Meinung. Aber er kennt die Welt wie ein Uhrmachergeſell und Notenabſchreiber, weshalb er im Contrat social zu weit geht. Der tiers état hat allerdings auch einige Rechte, welche die Großmuth gewähren wird, aber jene Uſurpation läßt ſich nur mit Gewalt und für immer in die gehörigen Schranken zurückweiſen. Die Revolution iſt deshalb gut, weil ſie dazu einen willkommenen Anlaß giebt. Wäre es nicht zu dieſer Kataſtrophe gekommen, ſo hätte der tiers état ſich im ſtillen Fortgange ſeiner Anſprüche über uns verbreitet, wie der Ausſatz, bis wir an langer Krankheit des Todes verblichen wären. Nun heilt ein tüchtiger Aderlaß, und aus dem Grunde. Es lebe die Revolution, meine Herren, es lebe der Adel, es lebe der König!" —

„„Und die Prieſter?"" fragte der Vicomte.

„Morbleu," lachte der Herzog, „die werden ohne unſer Zuthun leben."

„„Und unſere Gläubiger?""

„Vicomte, die Revolution bezahlt ſie."

„„Bei meiner Ehre,““ rief dieser, „„das ist einmal eine Philosophie auch nach meinem Geschmacke. — Meine Herren, angestoßen. Es lebe die Philosophie! es lebe die Revolution — wenn sie vorbei sein wird!““

Alle Gläser klangen an einander, während eine Gruppe eben Eingetretener sich dem Tische näherte. Ein großer, schöner, stolzer Mann in Generalsuniform war ihr Mittelpunkt. Der Graf kannte ihn, es war der Marquis Enevaur de la Bivardiere, und von allen Emigranten war keiner, gegen den er einen so tiefen Widerwillen hegte. Der Marquis war glänzend, hatte den feinsten Gesellschaftston und wußte die Manieren eines vornehmen Hofmannes mit denen des Kriegers zu vereinigen. So schimmernd und witzig sein Gespräch, so verbindlich sein Betragen aber auch war, sein gänzlicher Mangel an sittlichem Werthe schien durch allen äußern glänzenden Firniß unverkennbar hervor. Der Graf und er konnten nicht zehn Minuten bei einander sein, ohne zu disputiren, und schon oft war der Streit dem Ehrenpunkte so nahe gewesen, daß nur die Dazwischenkunft wohlmeinender Freunde, die leider dieses Mal nicht zugegen waren, das Zusammenstoßen verhinderten.

„Marquis, meiner Seele!“ rief ein junger vorwitziger Baron, „die Geschichte, die Du uns da von

Deinem deutſchen Ahnherrn erzählſt, iſt ſuperbe, aber nimm mir nicht übel, ſie kann nicht wahr ſein."

„Darf ich bitten, warum nicht?" fragte der Marquis.

„Mein Engel, weil Du ein Franzoſe biſt, mit einem franzöſiſchen Namen. Wie wäre Deine Familie nach Frankreich gekommen?"

„Auf dem natürlichſten Wege: durch die Heirath einer Erbtochter unter Ludwig XII. Mein damaliger Vorfahr war ein Häuptling von Miethsſoldaten, der im Feldzuge nach Neapel Karl VIII. gedient hatte. Er hieß Ennewalt, wie ſein Stammvater, welcher, mehrere Geſchlechter vor ihm, jenes Rattenneſt von Burg zerſtörte, das Du dort erblickſt. Seine Gemahlin war die Marquiſe de la Givardiere; er nahm ihren Namen zu dem ſeinigen und nannte ſich Ennewald de la Givardiere. Daraus wurde im zierlichen Munde der Franzoſen der Zuname Enevaux, den ich mit meiner ganzen Familie noch heute führe."

Der Herzog hatte hingehorcht und rief nun aus: „Bei unſerer lieben Frauen von Paris, da hat der Marquis wieder ſeine alte Geſchichte von ſeinem deutſchen Ahnherrn, der die ſchöne Hildegard drüben aus der Burg debauchirte. Seit wir hier ſind, muß er ſie alle Tage irgend Jemand erzählen. Ich dächte, jetzt wiſſe ſie bereits die ganze Armee."

Ein unheimlicher Ausdruck zuckte wie ein Blitz durch die vornehmen Züge des Marquis, er faßte sich indeß mit der ganzen Uebung seines zierlichen Betragens.

„In der That, Monseigneur," also nahm er das Wort, „ich fühle ganz das Lächerliche meines Verhaltens, glaube jedoch nicht, daß man, nach diesem einzigen besondern Falle, die Wiederholung des Schongesagten unter meine Hauptfehler zählen wird. Indeß, ich weiß nicht was in der Luft steckt, welche von jenem alten Gemäuer zu uns niederweht. Statt in ihrer nördlichen Schärfe meine Lungen zum Hüsteln zu reizen, wirkt sie auf meine Einbildungskraft zur unaufhörlichen Reproduction der mir seit meiner Kindheit kaum wieder in den Sinn gekommenen Begebenheit meines Ahnherrn, die sich auf den Untergang jener Burg bezieht, so daß ich dem Drange, sie immer wieder zu erzählen, so wenig widerstehen kann, als dem Riesen nach einer Prise Spaniol."

„Nun gut," entgegnete der Herzog, „so machen Sie sich heute zum letzten Mal auf diese Weise Luft, indem Sie die Großthat ihres deutschen Vorfahren hier noch dem Herrn Grafen — wiewohl unsertwegen mit einigen Variationen, wahr oder nicht wahr, — erzählen, denn dieser möchte von uns der Einzige sein, dem das Vergnügen ihrer Mittheilung bisher nicht zu Gute gekommen."

Der Graf fiel ein: „Ich würde dagegen erſuchen, ſich meinetwegen nicht zu bemühen. Ich kenne dieſe Geſchichte, wenn auch aus anderer Quelle, — und ohne den Herrn Marquis für das Betragen ſeines Ahnherrn verantwortlich machen zu wollen, — würde ich aus ſeinem Munde am allerwenigſten die Wiederholung dieſer bedenklichen Kunde erwartet haben."

„Woher? wenn ich fragen darf," ſprach der Marquis zwar verbindlich, aber mit ein wenig gereiztem Tone.

„Weil," alſo erwiederte der Graf, „man am wenigſten ſeiner eignen Familie Böſes nachſagen ſollte."

„Bei meiner Ehre, dieſe Rückſicht wäre die letzte in meinem Sinne geweſen. Ich bin, wie ich bin, und nehme meine Ahnherren wie ſie waren. Ich verachte die Heuchelei bei meinen eigenen Thaten, und wenn es mir zufällig belieben ſollte, die Sache meines Ahnherrn zu meiner eignen zu machen, ſo darf man darauf rechnen, daß ich ſie zu vertreten wiſſen werde, wie meine eigne."

„Aber Du Schelm von Marquis," lispelte der Baron, „wenn Du denn ſo vernarrt biſt in Deinen Ahnherrn, ſo gieb uns doch ein Soupé, mein Kind, in den Ruinen der von ihm zerſtörten Burg. Man könnte das Ding mit bunten Papierlaternen à la chinoise erleuchten, das gäbe einen artigen Effect. Einrichten

müßte man ſich auf ächt militairiſche Weiſe, und die Sache wäre, hohl mich der Teufel, originell und pikant."

„Wohl wahr," gab der Marquis zur Antwort, „aber ich gebe nicht eher Soupés als wieder in meinem kleinen Hauſe zu Paris. Gedulde Dich bis dahin. Freilich wird uns Leokadie fehlen, indeß man braucht von Zeit zu Zeit etwas Neues, — und es wird mir wohl gelingen, einen Erſatz zu finden."

„Du haſt recht," rief der Baron, „Leokadie machte die Wirthin mit einem Tacte, einer Grazie — Schade darum, daß Du Schmetterling ihrer ſo bald müde wurdeſt."

„Was iſt es mit dieſer Leokadie?" fragte der Herzog.

„Wie, Monſeigneur," beſtürmten ihn zwanzig Stimmen, „Sie hätten niemals im kleinen Hauſe des Marquis ſoupirt?"

„Guter Gott, wie wäre das möglich geweſen? Ihr Anderen wart Herren Eurer Zeit, wie aber hätte ich mich auch nur einen Abend von dem Oeil de boeuf losmachen dürfen? Alſo, Marquis, was iſt es denn mit dieſer Leokadie?"

„Monſeigneur, Sie fordern da eines meiner kleinen Abentheuer, das eben ſo fein angelegt, als gut ausgeführt war. Es compromitirte mich am Ende in gewiſſem Sinne; aber was thut's? Es iſt vielleicht etwas im

Style mancher engliſchen Romane, aber man kann nicht ſtets Original ſein. Lovelace hat mir immer gefallen. Im Grunde, wozu ſind in der großen Welt die Weiber, als entweder unſere Vermögensumſtände zu verbeſſern, oder uns zu amüſiren."

„Ihre Vorrede, mein lieber Marquis, iſt plauſibel, beſonders für einen Philoſophen, wie ich. Kommen Sie zur Sache."

„Es ſind acht Jahre her", ſo hub der Marquis an, „als mein damals noch lebender Vater es für nöthig erachtete, mich zur weitläuftigen Anordnung gewiſſer Angelegenheiten auf unſere Güter im Elſaß zu ſchicken. Sie können denken, mit welcher Verzweiflung ich Paris verließ und wie verdüſtert ich in unſerem alten Schloſſe zwölf Lieues von Strasburg ankam. Zudem, — es wird dort ſchon faſt nur deutſch geſprochen, und ach! — der Herr Graf, wenn auch ſelbſt ein Deutſcher, iſt ein viel zu getreuer Anhänger des Hauſes Oeſtreich, um den Ausſpruch Kaiſer Karls V. übel zu nehmen, welcher meinte, mit Gott nur ſpaniſch, mit ſeiner Dame franzöſiſch und mit ſeinem Pferde deutſch ſprechen zu können. Die Geſchäfte, welche ich dort vorfand, waren überdieß langweilig; erträglicher Umgang war nicht aufzutreiben, und ich erkannte die Nähe meines völligen Unterganges, wenn nicht etwa die Feen Crebillons die Güte hätten, ſich des verlaſſenen Prinzen anzunehmen.

Vernehmen Sie den Beweis ihrer Höflichkeit, denn nur dieser konnte ich die artigste aller Situationen verdanken. Die Langeweile scheuchte mich an einem herrlichen Julinachmittage aus dem wüsten Schlosse und ich trieb mich planlos in der Gegend umher, die dort ganz hübsch ist. Ich kam in einen dichten Eichenwald und warf mich unter einen Baum, um les bijoux indiscrets von Diderot zu lesen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ein narkotischer Druck in der Luft mächtiger ist als der Reiz dieses Werkes. Ich schlafe ein. Lange muß ich geschlafen haben, denn die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die Bäume, als ich erwache. Ein seltsamer Lärm hat mich erweckt. Gelächter, schäkernde Mädchenstimmen in meiner Nähe. Ich horche. Die Richtung ist gefunden. Ich theile mit Mühe das Dickicht: ein klarer Bach erscheint, und eine Anzahl junger Mädchen, leicht geschürzt in den silberklaren Wellen stehend, ist damit beschäftigt, Forellen zu fangen. Ich weiß nicht, welch ein Zufall, denn Absicht konnte es nicht sein, diese holden Kinder — sie waren es in der That, — zu den anmuthigsten, immer wechselnden Gruppen vereinigte. Dieses Lauschen, dieses Kichern, die laute Freude bei einem gelungenen Fange, die Heimlichkeit der Umgebung, die Reflexe dieser lieblichen Gestalten im Wasser vereinigten sich, die reizendste Scene zu bilden. Ich hatte bisher nur die Damen der großen Welt gesehen. Daß die

ländliche frische Natur unsere Sinne mit einer viel beglückenderen Macht gefangen nehmen könne, ahnete ich nicht. Ich war jung, der Reiz der Neuheit fesselte mich, und ich belauschte die gefällige Erscheinung mit dem lebhaftesten Interesse. Aber sieh, plötzlich zeigt mir ein rascher Wechsel in der Stellung der artigen Fischerinnen eine Gestalt, welche mir bisher verdeckt gewesen. Ein Mädchen, größer als die übrigen, vom herrlichsten Wuchse, müßig auf einem großen Steine in der Mitte des Wassers sitzend, den Korb neben sich, in welchen die gefangenen Fische von Allen gelegt werden, mit den Füßen gleichsam sinnend im klaren Wasser plätschernd. Man hat das Wort schön so oft an weibliche Formen verschwendet, die den Glanz, in welchem sie sich darstellten, nur der künstlichen Sorgfalt verdankten. Dieses Mädchen war wirklich schön, und das Pochen aller meiner Pulse bekräftigte es, daß ich hier, nachdem ich den Frauen so viele siegreiche Bestrebungen gewidmet, zum ersten Mal in meinem Leben eine wirkliche Schönheit erblickte. — Was soll ich Ihnen dieses Geschöpf beschreiben. Man muß Voltaire sein, um solche Vereinigung aller Vollkommenheiten zu schildern, Titian, um sie zu malen. Ich sah und sah, und der Kopf schwindelte mir. Ich wollte für einen Moment meinem Blicke eine andere Richtung geben, ein Zauber schien ihn indeß mit unbesiegbarer Gewalt an diese Huldgestalt

zu fesseln.— Was mich aber in ruhender Stellung entzückte, sollte mich von Sinnen bringen in der Bewegung. Die Nymphen dieser Göttin — denn war es mir zu verargen, daß dieses Schauspiel mich ernstlich in die alte schöne Welt der Fabeln versetzte? — wollten ihr nicht länger den Platz ihres wellenumsprudelten Thrones gestatten; unter fröhlichem, neckendem Geschwätz wollten sie die Herrliche zu sich in das Wasser hinabziehen. Sie steht schnell auf, ein niedrigerer Stein dient ihr zum Fußgestelle, und von diesem weiß sie mit bewundrungswürdiger Anmuth der Bewegung die Angriffe von sich abzuhalten. Nichts gleicht ihrer Gewandtheit, mit welcher sie bald rechts, bald links das Bestreben der Andern zu beseitigen weiß, die sie unter lautem Gelächter von der schlüpfrigen Stelle hinunterziehen wollen. Oft schwebt sie auf der rosigen Spitze ihres Fußes, aber der geringe Stützpunkt hält sie wider alles Erwarten. Sie ist bei den Händen ergriffen, sie wird schon dahin gezogen. Plötzlich ist sie wieder frei und die Gegnerinnen liegen im Wasser. So würde Diana den Aufruhr ihrer Jägerinnen bemeistern, so Venus die bacchantischen Schelmereien ihrer Grazien in die Schranken zurückweisen. Warum umgaukelten nicht Liebesgötter und Tauben dieses verstreute Blatt aus den Wundern des Olymps? Warum fehlte der Schwan, um mit den ausgespannten Flügeln zu ihren Füßen die göttergleiche

Hera zu beschirmen? — Sie sehen mich forschend an, Monseigneur. Sie fragen nach meinem Verhalten solchen Lockungen gegenüber. — Man ist bei den Frauen nur im tête à tête auf der rechten Stelle. Unter Vielen ist die alberne Figur des Actäon noch heute eine symbolische Warnung für alle Freunde galanter Abenteuer. Ein Pinsel wäre außer sich in die Mitte dieses begeisternden Bildes gestürzt. Ich blieb in meinem Versteck. Mir kam einmal in den Sinn, daß es für meine Ruhe am besten gewesen wäre, mich zu entfernen. Aber jede Bewegung hätte mich verrathen. Ich mußte Zeuge dieses Spieles bleiben bis an das Ende. — Meine Herren, es war keine kleine Prüfung, die mir das scheinische Schicksal bestimmte.

Ich traf auf meinem Schlosse ein als ein Berauschter. Wenn ich diese Göttin nicht mein nennen konnte, — was waren mir alle meine bisherigen Siege?

Ich lasse mich am nächsten Morgen frisiren in Gegenwart des Intendanten meines Vaters, der meine Befehle zu empfangen herbeigerufen war. Man meldet die Tochter der Predigerwitwe zu K —, denn jene Gegend ist durchaus protestantisch. — „Gnädiger Herr," sagte der Intendant, „das ist Bettelvolk; höre der Herr Marquis die Dirne nicht einmal an. Die Ansprüche, welche dieses Gesindel macht, sind aus der Luft gegriffen." — Rossignol, mein Laufer, flüstert mir aber zu:

„Lassen Sie ja das Mädchen eintreten, mein Gebieter, es ist eine Waldblume, die alle Fenstergärten der Straße St. Honoré beschämt.“ Ich folge seinem Winke. — Bei den Grazien! — es ist meine Diana von gestern. Aermlich gekleidet, aber mit einer gewissen Zierlichkeit, schön zum Rasendwerden. Sie kommt selbst, weil ihre Mutter, vom Schlage getroffen, auf einem Fuße gelähmt ist, meine Gnade um gewisse Vortheile anzusprechen, welche zum Witthume derselben gehören sollen und welche der Intendant ihr streitig macht. Ich hörte nicht, wovon die Rede, es versteht sich aber von selbst, daß ich vollkommen ihrer Meinung war, den Intendanten versicherte, daß er ein Esel sei, und das Doppelte ihrer Forderung gewährte. Sie fiel mir zu Füßen, sie bedeckte meine Hand mit Küssen und Thränen. Ich hob sie auf, ich versicherte, daß ein einziger Kuß von ihren Lippen das Gewährte hundertfach bezahle, und ich schickte mich an, diesen Lohn einzufordern. — Da tritt sie zurück mit hochrothen Wangen und wendet sich rasch von mir zum Intendanten. „Ich sehe wohl, Herr Intendant“, sagt sie, „daß Sie doch Recht hatten, unsere Bitten zu versagen. Der Herr Marquis ist sehr gütig, wir dürfen aber seine Gnade nicht empfangen, und verzichten freiwillig darauf und für immer.“ — Sie verneigt sich, und ehe ich im Stande bin, sie zurückzuhalten, ist sie verschwunden.

„Marquis," rief der Herzog, „Ihre Griſette iſt allerliebſt. Aber fahren Sie fort."

„Monſeigneur, Sie werden begreifen, daß dieſer Widerſtand nur meine Leidenſchaften entflammte. Zum ſchmachtenden Celadon hat mich aber die Natur nicht beſtimmt und meine bereits gewonnene Kenntniß der Frauen gab mir bald zweckdienliche Operationsplane zur Eroberung dieſer anmuthigen Feſtung. Schon am folgenden Tage eröffnete ich die Tranchéen, indem ich die arme Familie in ihrer Wohnung aufſuchte. Ich vermied es, der Tochter beſondere Aufmerkſamkeit zu bezeigen, ich widmete meine Theilnahme nur der leidenden Mutter. Ich gewährte ihr, was die ſpröde Tochter geſtern ausgeſchlagen, und fand die arme Frau nicht ſo bedenklich. Ich beſorgte einen Arzt aus Straßburg für die Kranke, verſorgte ſie mit Stärkungsmitteln, mit Geld, alles mit dem Anſcheine der völligen Uneigennützigkeit. Kurz, die Dankbarkeit überlieferte mir ein Außenwerk nach dem andern und ſchon meinte ich den Platz zur Capitulation auffordern zu dürfen, als ich bei dem mir ganz ergebenen Geſchöpfe auf Grundſätze ſtieß, die aller Kunſt, aller Weltübung trotzten. Sie ſchwamm in Thränen, ſie betheuerte, ihr Leben für mich jeden Augenblick laſſen zu wollen, ſie ſchwur, Niemand auf Erden lieben zu wollen als mich, — aber — Sie fühlen, meine Herren, daß in dieſem Aber die

chineſiſche Mauer liegt, wiſſen indeſſen, daß dieſe Mauer auch überſtiegen worden und — ich war aufs Aeußerſte gebracht, ich mußte — es war mir zur Ehrenſache geworden — mein Ziel erreichen. — — Ich biete ihr meine Hand an. — Sie ſteht verſteinert und verweiſet mich an ihre Mutter, indem ſie ſich erſchüttert losreißt und ſich in die Einſamkeit flüchtet. Ich wende mich an die Mutter, ſie iſt wie vom Blitze getroffen, hält dann meine Aeußerung für Scherz, erſchrickt vor meinen Betheurungen und macht mich auf den Zorn meiner Eltern, auf den Unterſchied des Standes aufmerkſam. In Hinſicht des Letztern antwortete ich mit Phraſen aus Rouſſeaus Emil, die Abneigung meiner Eltern beſeitige ich durch Verſprechen eines vorläufigen Geheimniſſes unſerer Verbindung, bis mein Vater, welcher der vorurtheilfreiſte Mann von der Welt ſei, nach und nach vorbereitet und für den günſtigen Empfang der reizenden Schwiegertochter gewonnen ſei. Man ſtellt noch einige Bedenklichkeiten auf, aber der geübte Weltmann weiß die Einwendungen zweier unerfahrnen Frauenzimmer zu beſeitigen, deren Neigungen und Eitelkeiten auf das Feinſte geſchmeichelt ſind, und — mein Vorſchlag wird angenommen. Die Freude, ihre Tochter als künftige Marquiſe Cnevaur de la Givardiere zu ſehen, iſt zu groß für die untergrabene Lebenskraft der alten kranken Mutter. Sie ſtirbt vor

Freude und legt im letzten Athemzuge die Hand ihrer Tochter segnend in die meinige. Das ganz anhanglose Mädchen wirft sich mir ohne Willen in die Arme. Sie verläßt nach meinen Anordnungen das Dorf, um sich nach Strasburg zu einer Verwandtin zu begeben. Von dort will ich sie heimlich abholen und nach meinem kleinen Hause in Paris in der Vorstadt St. Marceau bringen, das ich mit einigem Vermögen so eben von meinem Onkel geerbt hatte und über welches ich frei verfügen konnte. Sie will mir aber nicht folgen, ohne meine Gemahlin zu sein, und da Sie Alle mir zutrauen, wie ich für einen solchen Fall die in meinem Sinne allein zweckdienlichen Vorkehrungen getroffen, so wurde ich in ihrem abgelegenen Zimmer in Strasburg mit so vieler Salbung getraut, daß Leokadie — diesen Namen hatte ich meiner Geliebten gegeben — in Thränen des Dankes und der Rührung zerfloß."

„Marquis, das war ein verwegenes Spiel," sagte der philosophische Herzog. „Aber was nun kommt, versteht sich von selbst. Sie und Ihre Schöne kamen in der besten Laune von der Welt in Ihrem kleinen Hause zu Paris an. Sie richteten den heimlichen Aufenthalt der Dame zu einem dritten Trianon ein, das Sie noch heute bezahlen sollen. Die Kleine — aber nein, klein war sie wohl nicht — fand sich vollkommen befriedigt, die Frau Marquise in ihren vier

Pfählen zu spielen, und die Nachbarschaft war nicht von der Art, sie zu enttäuschen. Sie nahmen Meister aller Art an, um den wahrscheinlich glücklichen Talenten Ihres Spielzeuges zu Hülfe zu kommen. Sie spielte das Pianoforte —"

— „Nein die Harfe," rief der Marquis, „und meisterhaft."

„Sie sang," fuhr der Herzog fort, „sie war heimlich in den Schauspielen, Opern und bei öffentlichen Festen, gewann dadurch die Uebung der großen Welt; kurz, Ihrer Leokadie fehlten bald nur hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte und ein Name, um würdig als Ihre Gemahlin auftreten zu können."

„So war es, Monseigneur."

„Bald führten Sie Ihre vertrauten Freunde in den geheimen Aufenthalt Ihrer Wonnen. Leokadie trat als Ihre Freundin auf, und ihre Würde und Anmuth verschafften ihr Schonung und Ansehn. Man soupirte vortrefflich, trank noch besser. Nichts fehlte diesem Familienleben als, —"

„Meine Beständigkeit," fiel der Marquis ins Wort. „Zwei Jahre dauerte dieses Spiel und im dritten fing es an, mich zu ermüden. Mein Vater war gestorben; ich fand seine Lage nicht so glänzend, als sein Aufwand mich voraussetzen ließ und ich sah die Nothwendigkeit ein, meine Finanzen durch eine reiche Heirath zu ver-

beſſern. Eingenommen von dieſem Gedanken, war es wohl natürlich, daß ich Leokadien, deren Unterhalt mich ohnedieß große Summen koſtete, ſichtlich vernachläſſigte, ſelten, oder verdrüßlich bei ihr erſchien und auf Gelegenheit dachte, ſie auf die beſte Weiſe los zu werden. Dieſes Betragen erſchütterte ſie tief. Bitten, Thränen, Schmeicheleien wurden von ihr an mich vergeblich verſchwendet, und der Argwohn trat an die Stelle ihrer bisherigen Zufriedenheit. Unterdeſſen hatte ich die verwittwete Gräfin von G— zum Gegenſtand meiner Bewerbungen erwählt."

„Die dreißigjährige Kokette?" rief der Herzog.

„Ja, — mit hundertundzwanzigtauſend Livres jährlicher Einkünfte. — Das Beſtreben, ihr den Hof zu machen, entfernte mich faſt gänzlich von Leokadien, aber — je argwöhniſcher dieſe in meinem kleinen Hauſe wurde, je ſpröder begegnete mir die Gräfin in der großen Welt: ſo vereinigten ſich alle Elemente zu der Kataſtrophe, die ich nun zu erzählen habe.

Die Königin fuhr von Verſailles nach St. Cloud, das ſie unlängſt erſt, zum Aerger aller Welt, ſich perſönlich angeeignet hatte, und da der Herzog von Bourbon an dem nämlichen Tage auf der Jagd war, zu welcher mich einladen zu laſſen er die Gnade gehabt, begegneten wir Ihrer Majeſtät, als wir zurückkehrten. Ich weiß nicht, was es war, wovor die Pferde des

königlichen Wagens ſcheuten und ausriſſen. Die Königin war in großer Gefahr, wir bemühten uns, ihre Berline, die pfeilſchnell dahin flog, einzuholen und aufzuhalten. Mein engliſches Rennpferd — Baron, Du wirſt Dich des Papillons noch erinnern — überholte den Sturmwind, wie hätte er ſechs ſchwerfälligen Normännern nicht das Ziel abgewinnen ſollen? Ich kam Allen zuvor, ſauſte an der Königin vorüber, im nämlichen Augenblicke, als der Luftzug ihren Schleier von ihrem engliſchen Strohhute losmachte und ihn wie ein Duftwölkchen daher und an meine Schulter führte, auf der er hängen blieb. Dem Sattelpferde, das den Poſtillon bereits abgeworfen hatte, falle ich in den Zügel, bringe die Roſſe zum Stillſtand; der Poſtillon iſt wieder zur Hand; der Leibkutſcher gewinnt die ihm entfallene Herrſchaft wieder; die gebändigten Thiere keuchen und ſchnauben. Ich ſprengte an den Wagen. Neben der Königin, welche ihre Haltung nicht verloren, ſaß die Prinzeſſin von Lamballe, im Rückſitze Frau von Polignac und Frau von Clermont-Tonnere; ich überreichte Marien Antoinetten den Schleier mit ehrerbietiger Grazie und den Worten: „Madame hat im ſchnellen Fahren den Schleier verloren und mein einziges Verdienſt iſt, ihn aufgefangen zu haben. Ich bin ſo glücklich, ihn Ihrer Majeſtät zu überreichen.“

„Ventre gris! das war fein,“ ſcherzte der Herzog.

„Die Monarchin ſagte: „Behalten Sie ihn, Herr Marquis. Die bedrängte Königin iſt nur eine Dame und hat in dem Befreier ſtets den Ritter zu belohnen.“ — Die Geſchichte machte Aufſehen. Der Schleier war ein Prachtſtück aus den Geſchenken Tippo Sahebs, und da ich ihn nicht behalten durfte, war alle Welt darauf geſpannt, wem ich ihn geben werde, Niemand mehr aber als die gute Gräfin von G., die, nun durchaus günſtig für mich geſtimmt, mit dieſem Ehrengeſchenke der ſchönſten Souveraine der Welt als erklärte Braut des Beglückten in Verſailles aufzutreten gedenkt. Unglücklicher Weiſe hatte meine Nachläſſigkeit die Sache ſchon in eine Verwirrung gebracht, welche die gewaltſame Zerſchneidung des Knotens herbeiführte. Am Tage jenes Jagdfeſtes, eben im Palaſte Eliſée-Bourbon entlaſſen, begab ich mich zu Leokadien und zeigte ihr den Schleier, in der Abſicht, ihr die Geſchichte der heutigen Erwerbung deſſelben zu erzählen, keineswegs aber in der, ihn ihr zu ſchenken. Da ich darüber kein Wort fallen ließ, mochte ſie durch meine Kälte und ſichtbare Zerſtreuung um ſo empfindlicher berührt werden, und es kam zu einigen Vorwürfen, die ich ſchneidend abwies, zu einigem Streite, der mich in Hitze verſetzte und ihr Thränen entlockte. Kurz, ich ging plötzlich und ärgerlich und vergaß den unſeligen Schleier auf dem Tiſche. In den nächſten Tagen war ich nicht

bei ihr und hatte ganz andere Dinge im Kopfe, als diesen Schleier. Nun traf es sich, daß der erste Opernball in diesem Winter gegeben wurde. Leokadie schrieb ein Billet an mich, in welchem sie mich bat, sie maskirt auf diesen Ball zu führen, wie es sonst oft geschehen. Ich hatte aber schon mit der Gräfin eine solche Verabredung getroffen, von welcher Leokadie natürlich nichts wissen durfte, und ich schlug ihre Bitte in wenigen bestimmten Zeilen ab. Leider hatte mein treuloser Mohr gegen ihre Kammerfrau aber nicht reinen Mund gehalten, und so war ihr wenigstens so viel hinterbracht, ich werde mit einer andern Dame den Ball besuchen.

Die Gräfin und ich, als Zaire und Orosman, befanden uns wirklich auf dem Balle. Eine weibliche Maske in prächtiger idealischer, ebenfalls morgenländischer Kleidung, streift an mir vorüber und ruft mir leise so überraschend meinen Namen zu, daß ich aufmerke und mich dadurch verrathe. Ich achte dieses nicht weiter, ob ich gleich wahrnehme, daß die Maske, uns stets von fern folgend, mich nie aus den Augen verliert. Sie verschwindet zuletzt und ich beschließe hiernächst, die Gräfin in eins jener reizenden Cabinette zu führen, welche so oft der Schauplatz glücklicher Rendezvous gewesen sind, um in dieser Abgeschlossenheit ihr endlich die Annahme meines Heirathsantrages ab-

zulocken. Sie iſt auf meinen erſten Vorſchlag, in einem Seitenzimmer auszuruhen, willig, mir zu folgen. Ohne Scheu betritt ſie das vorherbeſtellte Gemach, das mit dem Boudoir einer Sultanin an Pracht wetteifert, in Geſchmack und Eleganz es aber überbietet, und läßt geſchehen, daß es, nachdem Erfriſchungen herbeigebracht worden, verſchloſſen werde. Ich werfe mich ihr nach einigen Augenblicken zu Füßen, erneuere ihr die Darſtellung einer angeblich glühenden Leidenſchaft und beſchwöre ſie endlich, mein Glück zu entſcheiden und meine Hand anzunehmen, wie ſie mein Herz ſchon habe. Sie ſtützt ſich ſtolz und kalt mit dem einen Arm auf die Kiſſen der Ottomane und ſieht lange mit ironiſchem Lächeln auf mich nieder; endlich ſagt ſie: „Wohlan, Marquis, ich werde ſofort einwilligen, die Ihrige zu werden, wenn Sie mir den Schleier der Königin in dieſem Augenblicke herbeiſchaffen und ihn in meine Hand legen, — ſonſt aber niemals, — merken Sie wohl, Marquis, — ſonſt niemals.“ Der Ton, in welchem ſie dieſes ſagt, erſchreckt mich, und ich habe noch nicht Zeit, meine Nachläſſigkeit zu verwünſchen, als Etwas wie eine flimmernde Wolke durch das Zimmer weht und zu den Füßen der Gräfin niederſinkt. Es iſt der Schleier der Königin. — Sie hebt ihn auf, betrachtet ihn genau, dann ſagt ſie: „Fürwahr, Marquis, Sie haben dienſt-

bare Geister." Ich fasse mich schnell. Es ist mir außer Zweifel gestellt, daß wir belauscht werden, wenn ich auch nicht Zeit habe, mir klar zu machen, von wem? Indeß ich ergreife mit dreister Entschlossenheit die Gunst des Augenblickes, aber im Bewußtsein des verborgenen Anwesenden, der mir nach Umständen, als Zeuge des schnell geknüpften Verlöbnisses, nützlich werden kann, und bemächtige mich mit zärtlicher Gewalt der Hand der Gräfin.

„Der Schleier der Königin ist da," rufe ich. „Ich halte Sie beim Worte. Erklären Sie sich jetzt, meine Wünsche krönen, meine Gemahlin werden zu wollen."

Die Gräfin erhebt sich und spricht: „Wohlan denn, Marquis, ich will —"

In diesem Momente wird sie von einem kreischenden Nein unterbrochen, von dem das ganze Zimmer tönt.

Die Drapperie der Wand fliegt auseinander, und Leokadie in jener reichen Maskentracht, deren ich vorhin gedachte, stürzt hervor. —

„Nein," ruft sie noch einmal, „schändlicher Betrug! — er ist mein Gemahl!" — und damit sinkt sie auf die türkischen Polster, welche ringsumher angebracht sind. Ich bekenne, daß ich in diesem Augenblicke wie vom Blitze getroffen, erstarrt und ohne Selbstbestimmung dastehe, denn wie konnte ich auf solche Ueber-

raſchung gefaßt ſein? Die Gräfin findet ſich ſogleich. Sie wirft mir einen ſtolzen vorwurfsvollen Blick zu, nähert ſich Leokadien und überreicht ihr den Schleier. — „Nehmen Sie, Madame," ſagt ſie, „hier Ihr Eigenthum zurück, und mit ihm die Verſicherung, daß ich weit davon entfernt bin, Sie eines ſolchen Gemahls berauben zu wollen."

Leokadie ergreift den Schleier mit beiden Händen, — drückt ihn an ihre Bruſt und ſieht erſt die Gräfin, dann mich, mit großen von Thränen überſtrömenden Augen an.

Endlich finde auch ich mich wieder, aber nur, damit eine Wuth ſich meiner bemeiſtere, wie ich ſie noch niemals empfunden. Ich reiße den Dolch aus meinem Gürtel, aber — es iſt nur eine Maskenwaffe von verſilberter Pappe. Ich ſchleudre ihn auf den Boden und wende mich zu Leokadien. — „Elende," rufe ich, „wäre dieſes Spielwerk wirklich, was es vorſtellt, ſo würdeſt Du es in dieſem Augenblicke in Deinem Herzen fühlen. Aber das Geſchick gewährt mir eine viel ſüßere Rache. — Du wäreſt meine Gemahlin? — Kein Prieſter, ein verkleideter bezahlter Gauner hat unſeren nichtigen Bund geſchloſſen. Bezeichne Dir jetzt ſelbſt, was Du biſt. Lebe — aber in der Schande und Entehrung, der ich Dich überliefere."

Leokadie fährt auf. Ihr Geſicht bekommt die Farbe

des Todes, ihre Lippen werden blau, ein heftiges Zittern ergreift ſie. Ihre beiden Hände haben den Schleier der Königin krampfhaft gefaßt. Der Zuſtand dauert vielleicht eine Minute, dann ſtößt ſie einen Schrei aus, der, ich geſtehe es, mir ſelbſt durch alle Nerven ſchneidet; ihre Hände zucken von einander; der Schleier entſinkt der einen, die andere hält noch ein Stück deſſelben, das ſie, ſo viel ſie umfaſſen konnte, herausgeriſſen. Sie ſelbſt würde auf den Boden geſtürzt ſein, wenn die Gräfin ſie nicht in ihren Armen empfangen und ſanft auf die Ottomane niedergelaſſen hätte. Ernſt und ſtill beſchäftigt dieſe ſich um die Ohnmächtige. Mir wird nun deutlich, daß Aufſehen vermieden, daß Leokadie heimlich fortgebracht werden muß. Ich öffne die Thüre, eile hinaus und gebe meinen im Veſtibül wartenden Leuten Befehl, meinen Wagen vorfahren zu laſſen, indem ich ſie nach meinem kleinen Hauſe bringen will, und fliege zurück. Die Gräfin hat eben den Schleier der Königin aufgehoben und giebt ihn Leokadien, die ſich wieder erholt hat. —

„Nimm, Unglückliche," ſagte ſie ihr, „dieſes verhängnißvolle Gewebe für Dich, mir laſſe das Stück, welches Du in Verzweiflung demſelben entriſſen, ſo haben wir Beide Andenken, welche uns an dieſe Stunde und an die Treue und den Werth der Männer lebenslang erinnern."

Sie nahm das Stück aus Leokadiens Hand und barg es in ihrem Buſen. Dann richtete ſie dieſe auf, welche ſich nur wie ein Automat zu bewegen ſchien, und führte ſie durch die vordern Räume, ohne den Saal zu berühren, bis zum Ausgange des Hauſes. Durch einen irrthümlichen Eifer meiner Leute iſt nicht mein Wagen, ſondern der der Gräfin vor die Thüre der Oper vorgefahren. Dieſe läßt Leokadien in denſelben heben, ſteigt ein und fährt mit ihr nach ihrem Hotel, ehe ich es hindern kann.

Dieſes war natürlich gegen meine Intention, denn ich wußte nicht, wie die Gräfin die Entdeckungen, welche ihr über mich zu Theil geworden, und den wider mich ſprechenden Belag bei Leuten, die noch in kleinlichen Vorurtheilen befangen, aber im Beſitze der Macht waren, benutzen werde.

Andern Tages fuhr ich bei ihr vor. Der Portier verkündete, die Frau Gräfin ſei mit einer fremden Dame ab- und nach ihren Gütern in Deutſchland gereiſet, welche bekanntlich den reichen Nachlaß ihrer verſtorbenen Mutter, einer deutſchen Fürſtin, ausmachten. So viel ich erfahren habe, hat ſie dort ſehr eingezogen gelebt, bis ſie vor zwei Jahren in der Blüthe des Lebens geſtorben. Von Leokadien habe ich ſeither nichts vernommen.

Dieſes iſt meine Geſchichte, Monſeigneur. Ich will

nicht behaupten, daß ſie ganz ſo moraliſch ſei, als die Erzählungen von Marmontel, aber ſie iſt deshalb nicht minder lehrreich, denn ſie beweiſet, daß bei dem an ſich nothwendigen allgemeinen Unbeſtande der irdiſchen Dinge, ſogar unſere Leidenſchaften und ihr Wankelmuth, zur Beförderung unſeres Glückes gereichen. Wäre es mir nicht gelungen, mir Leokadien in jenen Tagen anzueignen, da meine Regungen am heftigſten waren, ſo hätte ſich mein Charakter in tauſend kleinen nichtigen Liebeshändeln, in einem ewigen Wechſel der Sinnlichkeit verflacht und in der grenzenloſen Zerſtreuung wäre die Kraft meiner Seele zerſplittert, von der ich jetzt ſo reiche Früchte erwarte. Eben ſo nützlich iſt ſie mir in meinem Verhältniſſe zur Gräfin von C. geworden. Dieſe Frau, obgleich von ausgezeichneter Geſtalt, beſaß doch keine von den Eigenſchaften, die im Stande ſind, mich zu feſſeln. Ich bedurfte nur ihres Vermögens zur Wiederherſtellung meines Credites, und was würde es mir jetzt helfen, wenn ich es erlangt hätte? Durch den frühzeitigen Tod meiner Gemahlin wäre ich um alle Vortheile meiner Ehe gekommen, die ich mit meinen Kindern entweder theilen, oder ohne dieſe, neben ihren Seitenverwandten, höchſtens mit einer magern Rente hätte ausſcheiden müſſen.

Wenn gleich in allen Handlungen unſeres Lebens unſer eigener Vortheil die erſte Rückſicht ſein muß und

ſoll, ſo dürfen wir nebenbei auch Andern den ihrigen gönnen, falls er mit dem unſern verträglich iſt; denn Selbſtverleugnung iſt eine von jenen Chimären, welche den rohen Zeitaltern, nicht aber dem verfeinerten Zuſtande der Geſellſchaft angehören, in welchem Alles auf der Spitze ſteht, Alles balancirt, und mithin Jeder augenblicklich das Gleichgewicht verliert, wenn er die ausſchließliche Selbſtbeziehung, den Schwerpunkt, aufgebend, ſich dem Andern zuneigt. Dieſerhalb dürfen wir der Gräfin und auch Leokadien zu der Entwickelung einer Begebenheit, welche ſie gewaltſam ergriffen hatte, wohl aufrichtig Glück wünſchen. Der Gräfin, ſie hätte nach drei Tagen mit einigem Schreck wahrgenommen, wie ſie etwas ganz Anderes an mir empfangen, als ſie erwarten durfte: Leokadien, weil ſie über zwei Jahre ihrer Jugend nicht nur alle Reize des höchſt verfeinerten Lebensgenuſſes, des ausgeſuchteſten Luxus, im ſüßen Wahne eines hohen Ranges und glänzender Erwartungen, genießen, ſondern auch auf die trefflichſte Weiſe von der Welt eine Ausbildung in Künſten und Wiſſenſchaften vollenden dürfen, die ſonſt von Perſonen ihres Standes nur mit großer Mühe und unter dem Drucke der äußerſten Demüthigungen und Entbehrungen gewonnen werden. Ihre Enttäuſchung war zwar bitter, indeß, man hat nichts Gutes in der Welt umſonſt, und auch mir war jene Situation nicht angenehm. Jetzt

muß es Leokadien genügen, daß ich doch immer ihr Glück gemacht habe, denn bei ihren ausgebildeten Fähigkeiten des Geistes, bei ihren vielen und guten Kenntnissen, bei der Anmuth und Feinheit ihres Betragens, muß es ihr überall, und vollends in Deutschland, leicht geworden sein, sich irgend ein selbstständiges angenehmes Loos zu verschaffen. Es ist also hieraus abzunehmen, wie der tiefe Gedanke, welchen der größte Philosoph aller Zeiten, der unsterbliche Voltaire, in seinem bezaubernden Candide nur darum so witzig bespöttelt, um ihm desto leichter und allgemeiner Eingang zu verschaffen, daß Alles in dieser Welt, so wie es eben ist, auch am besten sei, in vollkommener Wahrheit bestehe, und daß man nur mit Geist und Geschmack zu leben brauche, um alle Lehrsätze der Weisheit praktisch nach und nach erwiesen zu sehen. Es dürfte nur noch in Frage stehen, ob ich mich durch solche Bekenntnisse bloßstelle. Einmal aber hat schon Rousseau in seinen Confessionen bewiesen, wie das Urtheil der Welt über uns selbst völlig gering zu achten sei, und wie die Rücksicht, was Andere über uns sagen könnten, uns nie abhalten darf, uns im Allgemeinen, wo nicht besondere Zwecke Kunst und Verstellung erfordern, zu geben, wie wir sind, weil, da wir einmal so sind, wir auch den Muth haben müssen, unsere Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Ich habe mir auch hierbei nichts vorzuwerfen, als daß

ich mich überraschen lassen. Das ist lächerlich und ich erlaube Ihnen, zu lachen. Es könnte hin und wieder Leute von schwacher Beurtheilung und geringer Kenntniß der Menschen und der großen Welt geben, welche mein Verfahren, um Leokadien für meine Neigungen zu gewinnen, Betrug, Verführung nennen möchten. Diesen, wenn ich ihnen Rede stehen möchte, würde ich mit Condamine und Marien Antoinetten antworten: „Das Leben ist ein Punkt und darum muß man es verschönern*)." Ueber den Betrug endlich hat nur der sich zu beklagen, welcher sich betrügen lassen, und so, Monseigneur, übergebe ich meinen kleinen Roman Ihrer Discretion."

Der Herzog stand feierlich auf und sagte: „Umarmen Sie mich, Marquis. Ihre Begebenheit ist des großen Marschall Richelieu, des Alcibiades der neuen

*) Condamine, der berühmte Reisende, erzählte beinahe so bewunderungswürdig als sein Nachfolger Alexander von Humboldt. Er schilderte Marien Antoinetten, als sie noch Dauphine war, die Beschwerlichkeiten seiner Reise in den Andes. Die junge, schöne, lebensfrohe Prinzessin fragte: wie es möglich sei, für eine bloße Idee sich solchen Mühen und Entbehrungen zu unterziehen. Condamine antwortete: „Das Leben ist nur ein Punkt." Die Dauphine entgegnete: „Darum muß man es verschönern." Hätte sie gesagt: „Darum muß man es würdigen," so dürften ihr und der Welt entsetzliche, beweinenswerthe Erfahrungen erspart sein.

Zeit, vollkommen würdig, und wenn Sie allerdings darin einmal in ein kleines Ridicül gerathen ſind, ſo bringt doch die Fülle der feinen und tiefen Bemerkungen, welche Sie an Ihre Darſtellung knüpfen, der erhabene Geſichtspunkt, aus welchem Sie die Vorfälle und ſich ſelbſt anſehen, jeden Lacher zum Schweigen und ſichert Ihnen die Bewunderung Aller und beſonders eines Philoſophen, wie ich einer bin. Nehmen Sie die Gläſer, meine Herren, — unſer Marquis ſoll leben!"

Dieſer hatte durch ſeinen abſcheulichen, mit der Afterweisheit der damaligen großen Welt ausgeſtatteten Bericht den Beifall ſeiner anweſenden Landsleute ſo ſehr erworben, daß ſie aufſprangen, ihre Gläſer zuſammenklingen ließen und den Toaſt mit Jubelgeſchrei begleiteten. Unſer Deutſche, der Graf von B., allein blieb ſitzen und berührte ſeinen Wein nicht. Der Marquis faßte ihn ſcharf ins Auge.

„Nun, Herr Graf," ſagte der Herzog, „und Sie ſtehen an, die Bezeigung unſeres Beifalles zu theilen? — Nehmen Sie Ihr Glas, — trinken Sie."

Der junge Deutſche ſtand auf, erhob ſein Glas und ſchleuderte es auf den Boden, daß es zerſprang.

Alles fuhr auf. — „Was iſt das? — Was ſoll das bedeuten?" fragten zwanzig Stimmen auf ein Mal. „Wir fordern Erklärung."

„Ich gebe ſie," rief der Graf. „Nach meinen Be-

griffen von Ihre kann ich mit ſolcher Geſellſchaft nicht trinken."

Alle wollten zugleich ſprechen, fragen, — aber der Marquis machte ſich vor Allen vernehmbar. „Gemach, meine Herren, die Sache geht zunächſt mich an, ich habe alſo für Sie Alle Erklärung zu verlangen und danach zu handeln."

Er trat mit Anmaßung vor den Grafen und fragte im hohen Tone: „Mein Herr, der Marquis Ennevaux de la Vivardiere, Ludwigsritter, General in der Armee des eigentlichen Frankreichs, läßt ſich herab, Sie, den Deutſchen, den Capitain mit einem dunkeln, unbekannten Namen, zu fragen, warum Sie hier auf ſein Wohl nicht trinken wollen?"

„Weil der Marquis ein Nichtswürdiger iſt, der nicht werth iſt, daß ich ihm den Degen aus der Scheide reiße und ihn ihm an den Ohren zerbreche."

„Sieh da," ſagte der Marquis lächelnd und mit größter Ruhe, „das erinnert an den bon ton der deutſchen Lansquenets weiland Karls des Sechſten. Ich bin es alſo, von dem es Ihnen beliebt, ſo angenehmen Aeußerungen Raum zu geben?"

„Ja Sie und Alle, welche ſo tief geſunken ſind, um ſich an den Ergebniſſen Ihres ſchändlichen Betruges, an dem Berichte Ihrer Niederträchtigkeiten zu erfreuen."

„Mein Herr Graf," erwiederte Jener mit kaltem Hohne, „Ihre Höflichkeiten sind eben so neu als unübertreffbar. Vorhin haben Sie gehört, daß ich das Urtheil der Welt, besonders wenn sie aus so wohlerzogenen Leuten besteht als Sie, verachte und den Muth habe, meine Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Es wird sich zeigen, ob es mit Ihnen eben so bestellt ist. — Meine Herren," — indem er sich zu den Andern wendete — „Sie sind zwar Alle beleidigt, aber Sie werden einsehen, daß Sie sämmtlich sich doch unmöglich mit Einem schlagen können; ich nehme Ihre Sache also mit zu der meinigen und werde sie führen. — Mein Herr Deutscher, es ist zwar beinahe Mitternacht, aber ich bin niemals gewohnt gewesen, eine Beleidigung mit mir zu Bette zu nehmen. Wir haben trefflichen Mondschein, — eine Beleuchtung, welche Ihre Landsleute ja ohnehin so sehr lieben, und dort das Schloß, welches die Rache meines Ahnherrn zerstörte, glänzt in einem wahren Silberlichte, es muß dort hell sein wie am Tage. Der Ort ist nicht zweitausend Schritte von hier. Ich lade Sie ein, in Gesellschaft des Herrn Herzogs und des Barons hier sofort eine kleine Promenade dorthin an meiner Seite zu machen. Zwei Pistolen und zwölf Schritte zwischen uns werden in einem Augenblicke unsere Angelegenheit so trefflich in Ordnung bringen, daß wenigstens Einem

von uns ein ewiges Stillſchweigen über das Geſchehene auferlegt werden wird."

Er ließ ſeine Uhr repetiren. „Richtig, Elf und drei Viertel. — Kann ich das Vergnügen haben, mein Herr Graf? —"

Dieſer hatte ſich geſammelt und ſagte: „In der Armee, der ich angehöre, würden Sie, nach ſolchen Selbſtbekenntniſſen, zwar unter der Würde eines Ehrenmannes ſtehen, — indeß — kommen Sie, — ich habe beſonderen Grund, Sie meiner Waffe gegenüber zu wünſchen. Dieſe, ſo wie die Zeit und Ort ſind mir genehm. Ich habe zwar keinen Sekundanten, indeß —"

„Ja, — Sie haben ihn," ſagte ein alter Maltheſerritter, welcher bisher ſcheinbar theilnahmlos im Winkel geſeſſen. „Ich ſchätze es mir zur Ehre, Ihnen dieſen Dienſt zu erweiſen."

„Der Comthur," flüſterte es durch die Verſammlung. „Der wird die Sache vor den alten Prinzen von Condé bringen, welcher — leider! — ſo altmodiſch denkt als er."

Der Graf drückte dem Greiſe die Hand und zog ihn bei Seite, um ihm im Kurzen einige Aufträge für den Fall ſeines Todes zu geben; der Marquis ſchien eine gleiche Verabredung mit dem Herzoge und dem Baron zu treffen. Es war ganz ſtill im Zimmer.

Nach wenigen Minuten rief der Graf. „Nun? iſt es gefällig?“

Sie gingen. Der Herzog und der Baron mit dem Marquis, der alte Comthur mit dem Grafen. Beide Parteien etwa zwanzig Schritte geſondert.

„Es iſt ein ernſter Gang, welchen Sie gehen, mein Sohn,“ ſagte der Comthur zum Grafen. „Für einen Mann wie Sie braucht es dazu wohl keiner großen Vorbereitungen, aber — doch einiger, denn der Weg iſt ſchnell vom Dieſſeits zum Jenſeits. Ein tapferer Ritter war zu beſſerer Zeit jederzeit auch ein frommer. Haben Sie dieſe gute Eigenſchaft feſtgehalten, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich nicht blos Ritter, ſondern auch Prieſter bin und gewähren kann, was Sie bedürfen.“

Der Jüngling wurde tief gerührt, blieb ſtehen, küßte die Hand des Greiſes und wir wiſſen nichts von dem kurzen leiſen Geſpräche mitzutheilen, welches ſie einige Minuten ſpäter als ihre Gegner am Platze eintreffen ließ.

Der Marquis war, wie man zum Spiele oder zum Tanze geht; der Graf ſtark und ergeben; der Herzog ſprach von ſeiner Philoſophie; der Baron äußerte Nichtigkeiten über das alte Gemäuer der Burg, vor deren äußerem Portale, welches noch ziemlich erhalten war, man ſich auf einem freien grünen Platze verſammelt hatte. Der alte Comthur unterſuchte ſorgfältig die Piſtolen, verſah ſie langſam und feierlich mit

Ladung und ließ ſich nicht nehmen, die Schußweite abzumeſſen und die Stellung der Kämpfenden zu beſtimmen.

Es war eine herrliche, ſtille Nacht. In der Tiefe der Landſchaft ſchlug die Wachtel im Weizenfelde. Man hörte deutlich das Wehr der Mühle. Der Vollmond ſchien tageshell am wolkenloſen Himmel. Die maleriſche Ruine der Burg ſetzte ſich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einſam ſich erhebenden Thurmes erſchienen im Lichte der Sommernacht magiſch verſilbert. In der Entfernung vernahm man Schritte und Geſpräch der nachkommenden Geſellſchaft, welche in beſcheidener Weite den Ausgang des Zweikampfes abwarten wollte.

„Es iſt Alles fertig," ſagte der Comthur. Die Kämpfenden ſtanden an ihren Stellen.

„Sie, Marquis," rief der Herzog, „haben den erſten Schuß."

Der Marquis hob den Arm mit dem Piſtol, da rief es aus dem Gemäuer mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ennewald!"

Der Zielende fuhr auf, ließ den Arm ſinken und fragte erſchrocken: „Was war das?"

„Bei meiner Ehre," ſagte der Baron, „das war eine bekannte Stimme."

„Nicht doch," entgegnete der Herzog, „es war eine Täuſchung."

Der Marquis legte von Neuem an.

„Ennewald!“ rief es noch einmal in herzzerreißenden Tönen und eine weiße gespenstige Gestalt mit weitwallenden Gewändern und todtenblassen Zügen, eine marmorweiße Hand, welche zu leuchten schien, vor sich ausstreckend, stand zwischen den Kämpfern.

„Bei allen Teufeln, was ist das?“ schrie der Marquis und fuhr mit dem Ausdrucke des allerhöchsten Entsetzens zurück.

„Hildegard ist es,“ flüsterte die Gestalt. „Kennst Du mich nicht? — Komm, Ennewald, es ist Zeit.“

„Ich kenne Dich,“ rief der Marquis mit erzwungener Fassung, „und ich habe wohl gehört, daß ein Geist in diesen Trümmern umgeht. — Aber Du? — Wer dürfte an Ammenmährchen glauben. Lebe, und ich habe Muth, Dir zu begegnen; aber, — wenn dennoch, — wenn Du ein Geist bist, was willst Du von mir? — darfst Du sagen, daß ich Dich ermordete?“

„Ich darf,“ also ließ sich die Gestalt stärker und deutlicher vernehmen. — „Du verriethst mich, und ich sollte leben?“

Der Marquis zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlage, dann äußerte er mit ganz verstellter keuchender Stimme:

„Zur Rechenschaft also dort? — Mein letzter Augenblick dieser? — Die Verwechselung der Becher fand also nicht statt? — Nicht die Gräfin, wie es hieß,

Du trankſt wirklich das Dir bereitete Getränk? — Rechenſchaft, — es kann auch hier geſchehen."

Er raffte ſich auf und rief den Grafen an.

„Armſeliger Deutſcher, ſei ſtolz, — Du biſt der Schergе des Weltgerichts. Ich erkaufte den Haushofmeiſter der Gräfin, Leokadien zu vergiften: ich bereitete das Gift. Sieh dieſen Schatten, — es gelang. — Es iſt aus mit mir, — ſchieß, — aber triff." —

Die Geſtalt deckte den Unſeligen mit ihrem ausgebreiteten Schleier und ergriff ſeine Hand, indem ſie ihn fortzog.

Der Marquis ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus. „Ihre Hand iſt kalt, — es iſt die der Todten. Wenn Du Gnade vom Himmel hoffſt, Deutſcher, — ſchieße."

Alle Uebrigen ſtanden wie verſteinert. Von jenem Weſen vernahm man einige Laute, welche klangen wie: „Nicht Er, — ich, — Du biſt mein. — Komm, Ennewald, — komm." — Und während vergeblich mit allen ihm möglichen Kraftäußerungen der Verzweifelte ſeine Hand aus der ihrigen zu befreien ſtrebte, ſchleppte die Geſtalt ihn mit ſich fort, ihn, der blaß geworden war wie der Mond, welcher dieſe ſeltſame Scene beleuchtete, und verſchwand mit ihm im Portale der Burg.

Siehe, da erſcheinen ſie wieder auf der Brüſtung einer innern Mauer, welche durch Stufen an der Seite gangbar iſt. — Sie ſtehen neben einander, die weiße Geſtalt ihren Begleiter umfaſſend und ihn in ihre durchſichtigen weiten Gewänder gleichſam verhüllend. Ein Etwas, wie eine

ſchimmernde Wolke, löſt ſich ab von der duftigen Form und ſchwebt im Zuge dahin durch die Lüfte. Im nämlichen Augenblicke verſchwinden ſie von der Mauer. Ein Schall, als wenn ſchwere Körper in tiefes Waſſer ſtürzen, wird vernommen.

„Hülfe — Hülfe!“ ruft die Stimme des Marquis.

Der Graf allein hat den Gebrauch ſeiner Glieder. Er eilt nach dem Orte, woher der Ton kommt.

Ein tiefes Baſſin voll ſilberklaren Waſſers iſt unter der Mauer, von den Trümmern umgeben. Die dunkle Form des Marquis taucht noch einmal auf im Beſtreben, ſich vor dem Ertrinken zu retten. Die Stickereien ſeines Kleides, das Gold ſeiner großen Spaulets ſcheinen phosphoriſch zu glänzen. Die weiße Geſtalt iſt hinter ihm, ergreift ihn, zieht ihn hinunter und ſie erſcheinen nicht wieder.

Es wird Lärm gemacht. Alles ſtürzt herbei. „Der Marquis iſt ertrunken,“ heißt es, „rettet, helft.“

Die Hülfe iſt nicht gleich zu beſchaffen. Sie kommt endlich. — Man nimmt Stangen und Netze zur Hand. Landleute gehen bis an den Hals ins Waſſer. Der Graf iſt mit ihnen. Ein gewichtiger Körper wird hervor gezogen und ans Ufer gebracht. Es iſt die Leiche des Marquis, von der weißen, ebenfalls lebloſen Geſtalt ſo feſt umfaßt, daß die Löſung kaum möglich iſt.

„Wer iſt dieſes weiße räthſelhafte Geſchöpf?“ fragt der Comthur.

Der Baron und einige Andere neigen ſich über die Erblaßte.

„Es iſt Leokadie!“ antworten ſie mit Entſetzen.

„Theodore iſt es!“ ſagt der Graf. „Wohl ihr!“

„Theodore iſt es? Weh uns!“ ruft eine andere Stimme hinter den Uebrigen. Es iſt die des jungen Müllers. Er befreit den Körper des Marquis aus der Umarmung, die er beneidet, und wirft ſich laut weinend neben der geliebten Leiche nieder. Der Schleier der Königin weht hoch über ihr an dem Zweige einer Buche, gleich einer Ehrenfahne.

Alle entfernen ſich mit Grauen und laſſen die Ueberreſte des Marquis fortragen, welche Tags darauf mit kriegeriſchen Ehren beſtattet werden.

Der Graf begleitet zur nämlichen Zeit Theodorens Leiche zu Grabe.

Die Burg wurde von dem Müller käuflich erworben. Er ließ ſie abtragen, das Baſſin mit den Mauerſteinen verſchütten, den Platz ebnen und eine Capelle dort errichten, in welcher er nachträglich Theodoren beſtatten laſſen. Er wird einſt neben ihr ruhen; Niemand ſonſt. Er ſteht allein in der Welt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Theater

von

Friedrich von Heyden.

Erſter Theil.

Inhalt:

Nadine.
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Die Modernen.
Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, 1842.

Verlag von W. Einhorn.

Druck von G. Koenigsberger in Frankfurt a. M.

Vorwort.

Die Schauspiele welche ich hiermit dem Wohlwollen der Günstigen übergebe, sind für die Bühne gedichtet, und die meisten sind bereits, und zwar unlängst, auf der Königlichen Hofbühne in Berlin aufgeführt. An andern Orten hat man sich seither wenig damit befaßt, weil ich mich nicht darum bemühte. Die Hofbühne zu Dresden hat sie angenommen, die Darstellung ist bis jetzt aber noch nicht zu Stande gebracht, obgleich drei Jahre seitdem verflossen sind. Die Ursachen der Verhinderung sind mir unbekannt.

Zufällig habe ich nicht dazu gelangen können, eines dieser Stücke aufführen zu sehen. Man sagt mir, es könne aus dem Bühnendichter, ohne An-

ſchauen ſeiner Werke, wenig werden. Solchen Falles muß ich mich zu tröſten ſuchen. Ich will nicht für die Eigenſchaften, oder Eigenheiten gewiſſer, beſtimmter, Schauſpieler dichten. Ich will für das Vaterland dichten, und die Kunſt. Wem daran liegt, nur Das produciren zu wollen, was Parterre und Sperrſitze des Theaters dieſer oder jener Hauptſtadt füllt; wer nur darauf ausgeht, dieſem oder jenem darſtellenden Künſtler Effektrollen für ſeine Individualität, oder Angewöhnung zu liefern, darf freilich nicht verabſäumen am gegebenen Orte eifriger Zuſchauer ſeiner Stücke zu ſein. Für ihn iſt unerläßlich nothwendig, was, wie ich meine, bei einem, mehr auf das Allgemeine der Kunſt gerichteten Streben, nur ſehr nutzlich iſt; denn dieſe Nutzlichkeit kann, und will ich nicht ableugnen.

Schon früh entwarf ich Schauſpiele und Trauerſpiele. Es iſt lange her. Manche ſind damals gedruckt worden; ein paar, ohne mein Zuthun, ſogar auf einigen, mir ganz fremden, großen Bühnen in Scene geſetzt. Ich begreife nicht, wie man

ſie dort hat zulaſſen mögen, da von ihren vielen Mängeln Unkunde der Bühne der gröſste war. Das Publikum hat die Güte gehabt ſie wenig zu beachten. Es wäre Miſsbrauch dieſer Güte, wollte ich heute noch daran erinnern. In der darauf folgenden Zeit verlor ich das Ziel dramatiſcher Beſtrebung völlig aus dem Auge. Romantiſche Gedichte in epiſcher Form, an der ich mich verſuchte, hatten mich auf das heitere Gebiet der Novelle geführt, auf dem ich mich wohlbefand, denn die Muſse fehlte zu umfangreicheren Unternehmungen, und ohne dichteriſches Schaffen wuſste ich nicht zu leben. Zuletzt machte ich die Entdeckung, meine Novellen ſeien eigentlich nichts ſonſt als erzählte Schauſpiele; ich meinte darin zu erkennen, daſs mein dichteriſcher Beruf mich vorzugsweiſe dem Drama zuweiſe; und damit wachte die alte Luſt am Theater um ſo munterer wieder auf, das ich lange nur ſelten und gleichgültig betreten. Aber jede wirkliche Luſt iſt productiv, und in etwa zwei Jahren, bald aufeinander, entſtanden die Schauſpiele welche ich hier vorlege.

Man spricht heute viel von dem Erfordernisse moderner Stücke, und ich meine daß man recht hat. Auch die vorliegenden sind modern. Aber der Spiegel des Albay? — Dieses hindostanische Trauerspiel ist in gewissem Sinne wehmüthiger modern als die übrigen. Es ist durchaus Produkt von Eindrucken aus der Gegenwart, und der Dichter sucht mit den Geschopfen seiner Einbildungskraft unterzukommen wo er am besten kann. Oft lauschen hinter fremden Namen sehr bekannte Begebenheiten. Der sinnige Wanderer in Italien wird schmerzlich ergriffen, wenn er auf einsamem Wege an dem Kreuze vorubergeht, das zu Gebeten für die arme Seele eines, einst an dieser Stelle Ermordeten, einladet. Sollte es nicht noch tiefer ergreifen am Grabe eines ermordeten ganzen, grossen, und tapferen Volkes zu stehen? Das in frischem gesundem Leben athmende deutsche Vaterland hat Veranlassung gehabt, daruber zu entscheiden. Sollte es wirklich dem grossen Dichter wohlanstehen, sich gleichgultig vornehm abzuwenden von

den Zuständen in denen seine Mitlebenden ringen, um empor zu schweben aus allgemeiner Anfechtung zur sublimen Idealität, in der eine marmorkalte Muse den stolzen Egoismus, der nicht mit leiden, nicht mit kämpfen mag, mit Lorbeer krönt, kann ich, der kleine Dichter, dem Halbgotte nicht folgen. Ich bin ein Sohn der Gegenwart. Ihr Weh preßt Blutstropfen aus meinem Herzen.

Was ich hier überreiche, mag wenig bedeuten; es ist doch ein Beitrag zu dem, das nächstens wieder sehr viel bedeuten wird, nämlich zur Drama. Das deutsche Volk ist auf einer Bildungsstufe angelangt, welche, sobald wieder eine gleichmäßige Beruhigung eintritt, die reichste Entwickelung des dramatischen Elementes in der Kunst unabweisbar bedingt, und da dem so ist, werden die dramatischen Dichter nicht nur nicht fehlen, sondern auch werden sie die bevorzugte Stelle einnehmen auf dem deutschen Parnasse. Viele Anzeichen offenbaren solche nahe Zukunft, und wenn ich an Wurzkow denke, sehe ich diese vor mir. Wegen

diese Kunstrichter das Eine an ihm ausstellen, und jene das Andere. Das deutsche Publikum lasst sich einen Dichter nicht mehr nehmen, der zu geben weiß was die Gegenwart braucht, und dem Erfindung, Ernst, und ausgezeichnete Begabung zur Seite stehen.

Es ist eine erhebende Genugthuung für mich, mit Erwähnung Gutzkows dieses Vorwort beschließen zu können, denn dem Dichter ist nichts süßer, als durch die Flamme des gastlichen Herdes, an dem er sich erwärmt, eine Gestalt gegenüber zu erblicken, der seine Seele, wenn auch ohne persönliche Bekanntschaft, befreundet ist.

Breslau, den 14. Mai 1842.

Friedrich von Heyden.

Nadine.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

Perſonen.

Don Philipp, Prinz von Aſturien, Sohn Königs Philipp III. von Spanien.

Der Herzog von Uzeda, älteſter Sohn des Premierminiſters, Grafen-Herzog von Lerma.

Don Enrico, jüngerer Sohn Lerma's, aus einer zweiten geheimen Ehe.

Don Rodrigo, zum Grafen von Oliva ernannt. Staatsſecretair.

Der Marquis von Lunar,
Der Graf von Cardena,
Der Graf von Bermuda,
} Cavaliere des Prinzen von Aſturien.

Nadine, eine junge Schauſpielerin.

Mencia, ihre Duenna.

Hinzara, Juwelier, bekehrter Maure.

Abdallah,
Ben Habat,
} Mauren von Granada.

Mendoza, Geheimſchreiber Don Rodrigo's.

Drei andere Schreiber deſſelben.

Ein Mönch.

Der Official der Inquiſition.

Ein Alguazil.

Kammerdiener Don Rodrigo's

Pagen, Diener, Häſcher, Trabanten.

Scene: Madrid

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Wohnung Nadinens. Abend. Kerzen brennen auf einem Tiſche, an dem Mencia mit weiblicher Arbeit beſchäftigt iſt. Gleich darauf, Hinzara.)

Mencia (aufhorchend.)

Es hat geklopft.

(Es wird nochmals an der Thure geklopft.)

Wer iſt da?

Hinzara (draußen.)

Macht nur auf

Ich bin es.

Mencia

(Gleich)

(Sie geht um zu öffnen. Hinzara tritt ein.)

So ſpät noch, Senner?

Hinzara

Nun,

Tagvogel giebt es, und Nachtvögel auch.
Fürs erſte, guten Abend Zoraide.

Mencia (empfindlich.)

Wie fallt Ihr nur auf meinen Maurennamen?
Als Chriſtin heiß ich Mencia.

Hinzara

Gemach!
Der Zegri Abenhabuz ſpricht mit Euch
In dieſer Stunde, nicht der Chriſt Hinzara.

Mencia.

Ich will von dieſer Schelmerei nichts hören.
Wir waren Mauren, und ſind Chriſten nun.
Ich wenigſtens bins redlich.

Hinzara (behnisch.)

Immerhin
Ich meinestheils bin was mir eben frommt.

Mencia.

Um Himmelswillen, nichts von ſolchem Frevel
Ihr kennt das heilige Gericht.

Hinzara.

Seid ſorglos
Ich komm' Euch anzuſagen, daß das Schauſpiel
Heut beſten Fortgang hat. Ich weilte dort.
Das Stuck heißt: „Ueber allen Zauber Liebe"
Nadine ſpielt entzückend, und entzückt
Mit ihrem Zauber Alles, Hof und Volk.
Vom lauten Beifallsruf erdröhnt das Haus

Mencia.

Sie ſtellt auch Circe dar, die Zauberin.

Holdſelig Kind, des beſſern Looſes würdig,
Als dieſe Gaukelkunſt gewähren mag,
Die nur zu leicht, im Zug der Wahngebilde,
Des Menſchen Ewiges zum Abgrund führt.

Hinzara (lachend.)

Meint ihr? Die Wahngebilde des Theaters
Sind lang die ärgſten nicht, denn ſie ſind ehrlich,
Und geben ſich für mehr nicht als ſie ſind.
Ich weiß von andern, die ganz anders kochen,
Und Lug und Trug ſind durch und durch, wiewohl
Ihr ihnen große Ehrerbietung zollt.
Doch davon nichts. Nadine glänzt als Stern
Am Firmament der Bühne, wie der Stadt.
Was wir bezweckten, wird nun bald erreicht.

Mencia.

„Was wir bezweckten?“ — Gilt dieß „wir“ Nadinen?
Sie kam in Armuth von Sevilla her,
Verlockt von Euch, den Vater hier zu finden,
Den ſie mit banger Sehnſucht ſucht, und den
Sie nie gekannt. Ihr ſprachtet von einer Spur,
Daß zu Madrid er hier verweile, leicht
Und freudig zu entdecken ſei. — Wo iſt er?

Hinzara.

Wo wir ihn treffen werden. Habt Geduld.
In einem Tag ward Bagdad nicht erbaut.

Mencia.

Und unterdessen muß Nadine —

Hinzara.

Glanzen.

Stets kommt Ihr auf das alte Lied zurück.
Und hatt' ich in ein Kloster sie gebracht,
Was hatt' es ihr gefrommt. Sie hätte dort
So wenig aufgefunden was sie sucht,
Als ihrerseits sie aufgefunden wäre

Mencia

Wie meinet ihr das Letzte?

Hinzara

Nun, wenn auch,
Vielleicht ihr Vater sie nicht minder suchte.
Kurz, es war nöthig sie bekannt zu machen,
Mit so viel Anstand als zu haben ist.
Wo mag ein armes Mädchen hier sich zeigen,
Ohn daß sein Ruf zu schmählich leide, wenn
Es übrigens noch schön ist? — In den Straßen'
— Warum nicht gar. — Auf dem Theater nur.
Denn hochbegünstigt und gefeiert glänzt
Es heute zu Madrid. Comödie spielt
Was Hände hat, der Hof, die ganze Stadt.
Das Kloster selbst bleibt nicht zurück, und stellt
Pestiniert heilige Geschichten dar.
Kann hier man Herzogin, Marquise, nicht sein.

Iſt man am ſchicklichſten Actrice nur;
Und hat das Handwerk denn nicht gold'nen Boden?

Mencia.

Nun ja. Der Wohlſtand der uns jetzt umgiebt,
Scheint uns ein Traum bisweilen. Aber —

Hinzara.

Aber?

Mencia.

Nadinens Tugend ſchwebet in Verſuchung
Das peinigt ſie, verleidet den Beruf,
Zu dem Talent, und Reitze ſie beſtimmen.

Hinzara (hämiſch.)

Ei Ei!

Mencia.

Weil öffentlich der Bühne Kunſt,
Gilt auch den Meiſten ſo der Künſtler ſelbſt
Weil er im Spiele zu gefallen ſtrebt,
Soll er im Ernſt auch das Gefallen dulden
Nun kommen Serenaden, — ſuße Briefe,
Galante Gaben, — luſtige Beſuche.

Hinzara.

Vortrefflich, mich entzückt es ohne Maas,
Daß ihr ſo glückliche Geſchäfte macht.

Mencia.

Pfui Sennor! welche Schändlichkeit! — Mit nichten.
Nadine meidet jede Gunſtbezeugung.
Und weiſet alle Lockungen zurück.

Hinzara.

Gut, — gut auch das. — Der Preis steigt um so höher,
Bis ihn zuletzt der Reichste nur erschwingt.
Zieht nicht Gesichter, Muhme Zoraide.
Ihr sprecht mit einem alten Fuchs. Ich sage
Damit gerad heraus, weshalb ich kam.
— Nadine hat ein vornehm Herz gerührt.
Versteht ihr mich? — Man wird —

Mencia.

Nicht weiter Senner.
Man wird nicht finden was man schlüpfrig sucht

Hinzara.

Ach! Possen, Kindereien.

Mencia (aufgebracht.)

Denkt ihr so,
Wird nichts gemein uns bleiben mehr mit euch.
Beim Ewigen! Mir scheint ihr spielet falsch.
Ihr locktet uns mit jener Spur des Vaters
Wohl in die Schlingen Eures Eigennutzes.
Wir aber sind nicht Vögel die man fängt.
— Jetzt g'rad heraus! was wißt ihr von dem Vater?
Könnt Ihr ihn schaffen, oder nicht?

Hinzara.

Ich kann es
So bald ich will. Doch geb ich nichts umsonst.
Euch werd ich freilich keine Rechnung schreiben,

Dem Vater aber, welcher zahlen kann.
Wenn Euch das mißfällt, — suchet ohne mich

Mencia.

Da haben wir es nun, um schnödes Geld —

Hinzara.

Ach, das versteht ihr nicht. — Kein schnödes Geld.
Kein Opfer das Nadinens Glück gefährdet.
— Ein groß Project beschäftigt jetzt den Hof,
Ein hochentsetzliches für unser Volk.
Nur Einer kann es hindern. — Thut er es,
Dann, gute Muhme Zoraide, werden
Wir weiter sprechen von Nadinens Vater.
Jetzt gute Nacht. Und brennt mehr Kerzen an
Denn heute noch empfanget Ihr Besuch.

(Er geht ab.)

Mencia (allein.)

Besuch? — von wem? — die Knie zittern mir
O wäre doch Nadine nur zurück.
— Nein, dem Hinzara dürfen wir nicht trauen.
Gott send' uns einen Beistand in der Noth.

(Es wird gepocht.)

Man pocht. — Was soll ich? — öffnen — oder nicht?

(Man pocht heftiger.)

Wer ist dort?

Stimme (draußen.)

Macht nur eilig auf. Ein Freund.

(Mencia geht um zu öffnen.)

Zweiter Auftritt.

(Die Vorige, der Herzog v[illegible]Uzeda, in einem venezianischen Tabaro, eine schwarze Halbmaske vor dem Gesichte. Einen Hut mit Federn, Tressen und Juwelen auf dem Kopfe. Hinter ihm zwei Schwarze in reicher Livree.)

Mencia (ängstlich, verlegen.)

Wohl ein Versehen. Eure Excellenz
Verwechselte das Haus.

Uzeda

Ich meine nicht.
Wenn hier die reitzende Nadine wohnt.

Mencia.

Nadine wohnt hier: aber —

Uzeda.

Dann kein Aber
Und Ihr, seid die Duenna dieser Schönheit?

(Mencia verneigt sich, bejahend.)

So laßt Euch sagen, wie der Wunsch mich treibt,
Höchst werthgeschätzte, treffliche Duenna,
Mit Euch die beste Freundschaft anzuknüpfen.

(Er reicht ihr eine schwere Goldbörse.)

Mencia (tritt zurück.)

Den Aermeren beglücke solche Wohlthat.
Ich bettle nicht, und lasse mich nicht kaufen.

Uzeda (lachend.)

O Phönix der Duennen! — Oder binden
Ein fromm Gelübd Euch, gratis zu bedienen
Das schmachtende Gefühl der schönen Welt?
Auch gut. — So mag Euch dieser Ring gefallen
Nicht als Belohnung für Gefälligkeit,
Als Merkmal ganz besondrer Achtung.

(Er überreicht einen kostbaren Ring.)

Mencia (abweisend.)

Nein
Noch hab' ich Eure Achtung nicht verdient.
Doch worin soll ich dienen?

Uzeda.

Rund heraus
Bewegt Nadine, diesen Schmuck der Bühne,
Dem glühendsten Gefühl des schönsten Ritters
In Spanien geneigt zu sein.

Mencia.

Ha! — Seltner

Uzeda (lacht.)

Ihr thut, als steige die Giralda nieder
Vom Thurm Sevillas, Euch Besuch zu machen.
Was ist da mehr, daß eine junge holde
Actrice angebetet, und begehrt wird.

Mencia.

Nichts mehr, als daß sie beides von sich weist

Uzeda.

Ho ho, — ſo ſpröde? Nein, wohl ſpröde nicht.
Nur klug. Bei meinem Eide, das gefällt mir,
Denn Jeder gilt was er ſich gelten macht.
— So wiſſet, daß Ihr keinesweges hier
Von einem jungen Lüftlinge bedrängt ſeid.
Der Riner iſt empfindſam, wie ein Schäfer.
Er will die keuſchſte Glückſeligkeit,
Und dafur —

Mencia.

Ha nichts mehr, — nichts weiter.

Uzeda.

Bietet
Er einer Furſtin Glanz Nadinen an.
Pallaſt, Schmuck, Dienerſchaft, Karoſſen, Guter.

Mencia.

Hinweg.

Uzeda.

Die Schatze von Provinzen, Titel.

Mencia.

Erſpart Euch Wort und Athem. Wäret Ihr
Noch reicher als der König: legtet Ihr
Ganz Indien Nadinen auch zu Füßen,
Sie ſtieße ſchaudernd Eure Gunſt zurück.

Uzeda.

Was? — Meine Gunſt?
(Lacht aus vollem Halſe.)

Das iſt um hinzuſinken.
Nein, trefflichſte Duenna, ich, für mich
Bin nicht gewöhnt an ſo viel Complimente.
Hier handeln wir um eines Andern Thorheit,
Dem ich ſogar zum Dienſt verpflichtet bin.

Mencia.

Und Ihr errothet nicht?

Uzeda.

Nein, ganz und gar nicht
Schließt auf die hohe Stellung meines Herrn.
Kaum Einer noch in Spanien erreicht
An Rang den Glücklichen. An Schönheit aber
Iſt einzig er in König Philipps Reichen,
Wenn ihn Nadine ſieht, iſt ſie beſiegt.

Mencia.

Sie wird ihn niemals ſehn.

Uzeda.

Ja wohl, ſie wird.
Sagt nur Nadinen, daß er ſie beſchwört, —
— Er, der befehlen darf und kann, beſchwört, —
Ihm einen Augenblick Gehör zu ſchenken.
Hier, oder wo es ſei, geheim, allein.

Mencia.

Entfernet Euch, ſonſt muß ich Hülfe rufen.

Uzeda.

Gemach, gemach. Nicht damit hat es Noth.

Heut wollt Ihr nicht, und morgen sollt Ihr müssen.
Höchst ehrbare Duenna, gute Nacht.

(Er geht rasch ab, mit den Schwarzen.)

Mencia (allein)

Das war der Feind, war der Versucher. Mächte
Des Himmels schützet die Verlassenen.

(Man hört Lärm und Musik draußen auf der Straße.)

Horch welcher Jubel wälzt sich her, durchtönt
Vom Klange der Hoboen, Klarinetten.

(Sie sieht durch's Fenster.)

Ein langer Fackelzug zieht dort heran.

(Geschrei hinter der Scene: Nadine lebe hoch.)

Was war das? Hört ich nicht Nadinens Namen?

(Sie sieht nochmals hinaus.)

Inmitten dieser Fackeln ihre Sänfte.
Das Schauspiel ist zu Ende. Man geleitet
Die Künstlerin im Siegeszuge heim.
O, dieser Beifall ängstigt mich. Ich ahne
Nach viel zu schnellem Aufschwung, raschen Fall.

(Hinter der Scene noch Fanfaren und Jubelgeschrei: „Nadine lebe hoch!")

Dritter Auftritt.

(Die Vorige, Nadine, rasch eintretend, noch im Kostüme der Circe aus dem Schauspiele: „Ueber allen Zauber Liebe:" von Calderon, glänzend, phantastisch, aber

Geſchmack angeordnet. Sie hat Blumenkränze in den Händen. Mehrere Pagen, in verſchiedenen bunten Livreen, folgen ihr im vollen Laufe, mit zierlichen Käſtchen in den Händen, die ſie Nadinen verbindlich überreichen, wobei Einer dem Anderen zuvorzukommen ſucht, ſo daß das Folgende ſehr raſch und bewegt ſich ereignet.)

Erſter Page.

Vom Herzog von Medina Celi.

Nadine (nimmt das Käſtchen.)

Dank!

Zweiter Page.

Vom Grafen von Andujar.

Dritter Page.

Vom Marquis

Von Alfaques.

Vierter Page.

Vom Herzog von Oſſuna.

Fünfter Page.

Dieß von der Gräfin von Benalcazar.

Die übrigen Pagen. (durch einander rufend und ſich zudrängend, um ihre Käſtchen zu überreichen, die von Nadinen empfangen, und an Mencia abgegeben werden, welche ſie nach einander auf den Tiſch ſtellt.)

Von Lemos, — Bejar, — Curiel, — Aranda.

Nadine (mit demüthiger Freundlichkeit.)

Zu viel! — Es kränzen Ihre Excellenzen,
Und Herrlichkeiten, mit zu reichen Kronen

Den ſcheuen Anfang mühevoller Kunſt.
Nur ihre Gnade ſchmückt mich, nicht Verdienſt.
So küſſ' ich ihnen demuthsvoll die Hände.

(Sie kreuzt die Arme über die Bruſt, und verneigt ſich mehrmals ſehr tief. Die Pagen werfen ihr noch Blumenſträuße zu und eilen davon.

Nadine bleibt in Gedanken verſunken theilnahmlos ſtehen. Mencia unterſucht den Inhalt der Käſtchen.)

Mencia.

Gold, — Gold, — Gold, — Gold, — und immer Gold
Juwelen, Perlen, mannichfach dazwiſchen.
Du biſt um manche tauſend Piaſter reicher.

(Nadine hört nicht auf ſie. Ihre Bruſt arbeitet heftig. Sie reißt einen Blumenſtrauß vom Buſen und wirft dann ein funkelndes Kleinod heraus, das auf den Boden geſchleudert wird. Sie ſieht es, ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt in einen Seſſel, die Hände vor dem Geſichte.)

Mencia.

Was fiel dorthin? — Was iſt Dir nur?

(Sie hebt das Kleinod auf.)

Ein Schmuck
Von unſchätzbarem Werthe. Die Demanten
Vom erſten Waſſer, und von einer Größe.
Nur Könige beſitzen ſolchen Schatz.
Wie kam er Dir nur zu?

Nadine (raſch aufſtehend, ſehr bewegt.)

Iſt das Papier

Nicht mit dabei?

(Sie ſucht im Kleide an ihrer Bruſt und zieht es hervor.)

Hier iſt es.

Mencia.

Faſſung, Ruhe

Du biſt ganz außer Dir. Erhole Dich

Nadine (auf ſie zueilend und ſie umarmend.)

Ja, — ja — ich bin gefaßt, ich bin entſchloſſen.
Eh' bittern Tod, als Treubruch und Schmach.
Ha, Mencia, welch ein Geſchick bedroht uns.
O hätt' ich dieſe Bühne nie betreten,
O könnt' ich ihr in dieſer Nacht entfliehn.

Mencia (befremdet.)

Du dem entfliehen was dich ſtets entzückt?
Erklare mir —

Nadine (immer ſehr lebhaft.)

Nicht weiß ich, was mich heut
Am Anfang meiner Rolle tief ergriff.
Die göttlich ſchöne Dichtung riß mich hin,
Und kaum vernahm ich, wie des Beifalls Sturm
Faſt jedem Falle meiner Rede folgte.
Bald flogen Blumen, Kränze, Madrigale
Zu mir herüber. In der erſten Reihe
Saß der Infant Don Philipp, mit dem Hofe.
Sein Blick, ſo ſcharf auf mich gerichtet, hatte

Mich faſt verwirrt. Zum Glücke ſchloß der Aufzug.
Und athemlos trat ich zurück.

Mencia.

Nur weiter.
Noch hört' ich nicht was Schreck erregen mag.

Nadine.

Kaum hab' ich der Couliſſe Schirm erreicht,
Bin, ſchwindelnd faſt, in einen Stuhl geſunken,
Da fliegt ein Page, prachtvoll angethan,
In Eil herbei mit einem Blumenſtrauße,
Reicht mir ihn hin, und flattert gleich davon.
Aus dieſen Blumen fällt dieß Kleinod.

Mencia.

Ei.

Nadine.

Mit dem Billet.

Mencia.

Sein Inhalt.

Nadine.

Höre, höre.

(ſie lieſt.)

„Wunderholde Zauberin,
Dir nur ſei mein Herz gegeben.
Dein Beſitz nur iſt mein Leben.
Meine Liebe reißt dich hin."

Mencia

O! — sehr gebieterisch.

Nadine.

Der Zorn erfaßt mich
Bei solcher Sicherheit der Schmachbewerbung.
Da prüf' ich näher jenes Kleinod. Ha'
Mein Blut gefriert, mein stockend Herz erstarrt
Vor wenig Augenblicken sah ich es
Im Strahlenglanz am Hute des Infanten

Mencia (betroffen, nach einer kleinen Pause)

Das also war es. Leider kann ich Dir
Noch mehr berichten, denn zu gleicher Zeit
Ward hier bei mir die schlüpfrige Moral
Von dieser losen Fabel schlau verhandelt.
Ein Cavalier erschien, und wollte mich
Im Namen eines großen Herrn erkaufen.
Bei Dir zu dienen seiner Lüsternheit.

Nadine (dringend.)

Wie sah er aus?

Mencia.

Er war maskirt.

Nadine

Und hast
Du nicht sein Kleid bemerkt?

Mencia

Sein Mantel schlug
Bisweilen auf. Sein Wams war weißer Mohr

Mit Gold gestickt. An einer Kette hing
Das Bild des Königes in Diamanten.

Nadine.

Das war der wüste Herzog von Lleda,
Der Günstling des phantastischen Infanten.

Mencia.

Wer rettet uns aus der Bedrängniß?

Nadine.

Wer?? —
Er rettet uns, denn Er ist wieder da.
Ihr Himmelsmächte Dank, ich hab ihn wieder'

Mencia.

Wen? Wen?

Nadine.

Als zitternd, zagend, ich hinaus
Zu neuer Scene trat, traf Ihn mein Blick.
Im Kreise vieler Ritter stand er da.
Sein Auge grüßte mich. Mein Sinn verging,
Das Wort der Rolle hätt' ich bald verloren,
Und mühsam fand ich mich in Schreck und Lust.

Mencia.

Wer? Wer?

Nadine.

Mir sagt mein ahnend Herz, — er kommt.
Noch heute kommt er.

(Es wird geklopft.)

Ha' — da ist er schon.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Don Enrico.)

Mencia (erſchreckt.)

Ihr Engel! Don Enrico.

Enrico (auf Nadinen zueilend.)

Ha Nadine!

(Er faßt ihre Hand.)

Nadine.

In meinen Blicken lies. Mir fehlt das Wort.

(Sie ſinkt in ſeine Arme.)

Enrico.

Und ſo muß ich dich finden!

Nadine.

Und du fällſt

Mir aus den Wolken gleich dem Gnadenboten.

Enrico.

Nach ſo viel Tagen martervoller Sehnſucht.

Nadine.

Nach ſo viel kummervoll durchwachten Nächten.

Enrico.

Dich auf der Bühne.

Nadine.

Dich hier zu Madrid.

Enrico.

Ihr ahnt ich bebend Dich in Kloſtermauern.

Nadine.

Ich dich im Wüſtenreich der neuen Welt.

Enrico.

Erkläre mir —

Nadine.

Gieb Kunde mir, Geliebter.

Enrico.

Nimm nur den Zweifel.

Nadine.

Deute mir das Glück.

Mencia.

Gemach. Auf dieſe Weiſe wird für Keinen
Von Beiden klar, was Jedem wiſſenswerth.
— Hört, Senner, mich, und mag indeß Nadine
Sich an dem Schimmer Eures Auges weiden.
Denn ach! ich weiß von Eures Blickes Herrſchaft
Auf ihre ganze Seele nur zu viel.

Enrico.

Nadine ſieh mich an.

(Sie ſieht ihn groß und frei an.)

Ja, du biſt treu.

(Er ſchließt ſie wiederholt in ſeine Arme, dann zu Mencia:)

Nun ſprich. Jetzt hab' ich Muth dich zu vernehmen.

Mencia.

Seit euch des ſtrengen Vaters Machtgebot —

Enrico.

Des Vaters, welcher mich nicht anerkennt —

Mencia.

Aus dem geſegneten Sevilla riß —

Enrico.

O ſchweig von unſers Abſchieds Höllenqualen

Mencia.

Verlebten wir zwei kummervolle Jahre,
Durch ſtillen Fleiß das arme Daſein friſtend.
Zwei Wünſche theilten ſtets Nadinens Seele.
Der eine: — doch Ihr wißt ihn. — und der andre —

Nadine (mit höchſter Innigkeit.)

Den unbekannten Vater aufzufinden.

Enrico.

Bekannt iſt meiner, und ich fand ihn nie.

Mencia.

Vergeblich aber. Keine Spur erſchien uns.

Nadine.

O, meinen heißen Schmerz benennt kein Wort.
Was iſt das Kind wohl ohne ſeinen Vater!

Enrico.

Was frommt ein Vater, der ſein Kind nicht kennt.

Mencia.

Einſt waren wir ſo arm, ſo arm! — ſo arm!
Da trat der Ordner öffentlicher Feſte
Ganz unerwartet freundlich bei uns ein.

Ein großes Schauspiel forderte die Stadt,
Der heil'gen Catharina Fest zu feiern.
Das schönste Mädchen zu Sevilla —

Nadine.

Schweig.

Enrico (lebhaft.)

Das schönste Mädchen zu Sevilla sollte
Die Heilige dem Volk versinnlichen.
Es gab nur eine Schönste dort —

Mencia.

Nadine.

Sie widerstand zwar. Doch ein eigner Trieb
Zog in das Reich der Dichtung sie hinüber.

Nadine.

Die Verse Calderons berauschten mich,
Der jenes wunderschöne Spiel gedichtet.

Mencia.

Den Lohn erwog ich, der so reichlich war.

Enrico.

Und ein Triumph war ihr Erscheinen.

Mencia.

Ja.
Sie selbst begeistert, riß, indem sie sprach,
Die Menge zur Begeisterung.

Nadine.

Genug.

Mencia.

Und die Geſtalt —

Enrico.

O ſchweig, — ich ſeh ſie vor mir.

Mencia.

Was einmal angefangen, ließ ſich nicht
Gleich wieder ſchließen. Oft erſchien ſie nun
Bei Feſtlichkeiten jener freien Stadt,
Wo Luſt und Schauſpiel alles überwiegt.

Enrico.

Doch Ihr ſeid zu Madrid, nicht zu Sevilla.

Mencia.

Geduld. Ich meld' Euch wie wir hergekommen.
Als einesmals Nadine mehr als je
Das Volk, — ſie trat als Eſther auf, — entzückt,
Fand ſich ein Juwelier, hier aus Madrid,
Der auf der Meſſe zu Sevilla feil hielt, —
— Hinzara war ſein Namen, — bei uns ein.
Er wies uns nach, daß er in jungen Tagen
Nicht nur Nadinens Mutter, auch den Vater,
Sehr wohl gekannt, und gab vom Mißgeſchick,
Das Letzten von der Gattin Seite riß,
Der Kunde mehr noch als wir ſelbſt gewußt.
— Ach! es war Eiferſucht und ohne Grund. —
Hinzara wußte zwar vom Vater nichts
Beſtimmtes uns zu melden, gab indeß

Als wohlbegründete Vermuthung an,
Wie zu Madrid er lebe, hier allein
Zu finden sei.

Nadine.

Fort also nach Madrid,
Ihn aufzusuchen.

Enrico.

Ach, wozu? — wozu?
Was gilt ein Vater der dich Bastard schalt,
Die reine Mutter in das Grab geflucht'

Nadine.

Getauscht, verblendet war er; die Verkannte
Vergab ihm, als sie schmachvoll, ganz verlassen,
In Noth und Elend, auf dem Siechbett starb.
Ist mächtig doch der Wahn auf dieser Erde'
Den Vater finden, heißt die Mutter ehren,
Denn unsrer Unschuld Zeugniß bring ich ihm.

Enrico.

Hast du nicht mich?

Nadine.

Vergieb mir, mein Enrico.
Das halbe Herz nur füllet der Geliebte,
Die zweite Hälfte schließt die Eltern ein.

Mencia.

Wir kamen nach Madrid. Nadine wollt es.
Wovon hier leben?

Enrico.

Spar' das Weitere.
Ich weiß nun Alles was du ſagen kannſt.
Nadine darf die Bühne nicht betreten,
Nun ſie dem treuen Freund verbunden iſt.

Nadine.

Sie folgt Dir willig. Doch ſie wird nicht raſten,
Bis ſie den Vater aufgefunden hat.

Enrico.

Und iſt denn Hoffnung.

Mencia.

Ach! ich fürchte mehr
Als Hoffnung.

Nadine.

Und das fürchteſt du?

Mencia.

Ich ahne, daß Hinzaras ſchlaue Willkühr
Den Vater geben, vorenthalten kann,
Wie ſeines Eigennutzes Würfel fallen.
Ihm aber trauen kann ich nimmermehr,
Deshalb auch Gutes nicht vom Vater hoffen.
Der ſo geſtellt iſt, daß ein falſcher Wicht
Im Menſchlich-Höchſten ihn bedingen darf.

Enrico.

Was kümmert mich der Vater, was Hinzara.
Nun bin ich hier. Dein Loos iſt meine Sorge.

Nichts trennet mich, Nadine, mehr von Dir.
Ich stelle Trotz und Muth der Welt entgegen.
Dich aufzusuchen bin ich hier erschienen,
Her von Sevilla Deine Spur verfolgend.
Als Dein Gemahl nur will ich dieses Reich
An Deiner Hand, auf immerdar verlassen.
Willst du mir folgen, welches Ziel ich wähle?

Nadine.

Den Vater find' ich, und dann folg' ich Dir.

Enrico.

O diese Väter bringen mich zum Rasen.
Du suchest Deinen, und ich fliehe meinen.
Du suchest ohne Grund, ich flieh' gezwungen.
Ha, dieser Zwiespalt muß geschlichtet werden,
In Ordnung kommen dieses Wirrgeschick.

Mencia.

O fände sich ein Dritter, der besäße
Was Beiden mangelt, die Besonnenheit.
Ich bin ein armes, ein beschränktes Weib,
Doch seh' ich, was Ihr selbst nicht sehen wollt,
Nur Nacht und Unglück, und ich kann nicht rathen.

Enrico.

Wozu bedurfen wir auch Rath?

Mencia.

Zur Rettung.
Ihr seid des Herzogs Lerma zweiter Sohn

Enrico.

Aus einer zweiten und geheimen Ehe,
Die Seine Excellenz nicht anerkennt,
Dem ältern Sohn zu Liebe, dem Uzeda,
Damit der freche Knabe nicht dem Vater
Die Gunst des Königes vom Munde nehme,
Vom Sitze des Miniſters ihn verdränge.
So laut gebietet frevelhafte Selbſtſucht
Dem heutigen Geſchlecht der Machtbegabten,
Daß ſie die Stimme der Natur erſtickt.
Und ſolchem Fluch ſoll ich zum Opfer fallen.

Mencia.

Habt Ihr die Kraft ihn zu bemeiſtern?

Enrico (ſteht)

Mencia.

Wird Herzog Lerma Eure Neigung ſchonen,
Die ſich ein Mädchen ohne Rang und Namen
Aus mißgeachtetem Beruf erſah?

Enrico.

Ich weiß ein Mittel ihn geneigt zu machen.
Mir lebt ein Freund der ihn beſtimmen kann

Mencia.

Ein Freund? O wer?

Enrico

Rodrigo. —

Mencia.

Wehe! Wehe!

Enrico.

Wie rufſt Du Wehe?

Mencia.

Dieſer ſchlaue Hofmann,
Der freilich machtvoll iſt, wie irgend einer,
Nicht Lerma's Gunſt allein, auch die des Herrſchers
Und des Infanten ſich errungen hat,
Der einzig wirkt im Cabinet, im Staate,
Blickt mit Verachtung auf die Kunſt der Bühne,
Iſt grimmer Feind der unterdrückten Mauren
Racinens Mutter war von dieſem Volke.
O hoffet nicht, daß Der uns günſtig ſei.

Enrico.

Ich ſchätze Den Rodrigo's Seele höher.
Sprüchtig iſt er, aber großen Herzens.
Mein Lehrer war er, und der Einzige,
Der mich geliebt, bewahrt, und gut geleitet.
Ihm darf ich freudig mein Geſchick vertraun.

(Es wird heftig an der Thüre gepocht.)

Mencia.

Wer pocht ſo ſpät?

(an der Thüre.)

Wer iſt da?

Stimme (draußen.)

Aufgemacht.

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs.

(Mencia öffnet.)

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen, ein Alguazil mit bewaffnetem Gefolge.)

Alguazil.

Wohnt hier Nadine, die Schauſpielerin?

Mencia (auf Nadine deutend.)

Ihr ſeht ſie vor Euch.

Alguazil (zu Nadine.)

Euch befiehlt der König

Madrid in dreien Tagen zu verlaſſen.
Nach dieſer Friſt hier noch gefunden, büßet
Ihr ſolchen Ungehorſam in der Haft.

Nadine (entſetzt.)

Was hab' ich denn verbrochen?

Alguazil.

Weiß es nicht

Nadine.

Womit beleidigt Seine Majeſtät?

Alguazil.

Fragt den, der mir Befehl ertheilt.

Enrico.

Wer iſt das?

Alguazil.

Wer? — Don Rodrigo.

Enrico.

Don Rodrigo?

Alguazil.

Ja.

Enrico.

So geht, und meldet eilig Seiner Gnaden,
Daß der Befehl Gehorſam finden wird.

(Alguazil ab, mit Gefolge.)

Nadine (verzweifelt die Hände ringend.)

O Vater! — Vater! — alle Hoffnung ſchwindet.

Enrico.

Willkommner Verfall! — Ganz gehörſt du mir.

(Sie ſinkt von Schmerz bezwungen in ſeine Arme, er ſchließt ſie feſt an ſich.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Saal bei Don Rodrigo. Sehr früher Morgen. Mehre Schreiber, mit Papieren, warten. Im Hintergrunde einige Courire.

Mendoza kommt aus dem Cabinet, mit verſiegelten Briefſchaften, die er unter die Courire vertheilt.)

Mendoza.

Hier dieſe Briefe nach Lisbon. Dieſe
Nach Saragoſſa. — Die nach Badajoz.
Nach Barcellona dieſe. Nach Paris
Dieß wichtige Paket. — Nun fort. In Eil.

(Zu den Schreibern.)

Sind Eure Schriften fertig?

Erſter Schreiber.

Ja

Mendoza.

Gebt her.

(Er nimmt ihnen die Papiere ab.)

Sie gehn zum Herzog-Cardinal
Dann zum Monarchen, wenn zuvor ſie hier
Gebilligt ſind vom Grafen von Oliva

Erſter Schreiber.

Graf von Oliva?

Mendoza.

Ja, das iſt der Titel
Den Seine Majeſtät dem Don Rodrigo
Erſt geſtern Abend beigelegt. Die Würde
Des Grands der erſten Klaſſe kommt dazu.

Zweiter Schreiber.

Das nenn ich Glück.

Mendoza

Nennt es Verdienſt.

Zweiter Schreiber.

Nun ja.
Groß muß doch das Verdienſt ſein, wenn es Den,
Der vor acht Jahren war, was heute wir,
Zu ſolchen hohen Würden heben kann.

Mendoza.

Erſpart Euch die Bemerkungen. Ihr ſeid
Zum Dienſt beſtellt, und nicht zur Klügelei.
Dem Könige gefällt es ſo; — genug.

Erſter Schreiber.

Wenn man nur dienen hier, nicht klügeln ſoll,
Darf man wohl auch nicht fragen, wenn man hier
Im Dienſt des Grafen von Oliva ſchläft?
Denn ſeit drei Nächten ſahn wir nicht das Bett.
Man iſt ein Menſch. — Wer hält das aus.

Mendoza

Der Graf.

Ihr habt drei Nächte nicht geschlafen. Er
Hat mehr als die durchwacht.
Doch still er kommt

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Don Rodrigo, rasch aus dem Cabinet eintretend, in völliger, auffallend prachtiger Gallakleidung.)

Rodrigo.

Sind schon die Briefe fort?

Mendoza.

Gebieter. Ja

Rodrigo.

Und die Decrete für den König sind
Sie concipirt schon?

Mendoza (überreicht Papiere.)

Zu Befehl, hier sind sie

Rodrigo (blättert darin herum.)

Ganz gut.

(Er giebt sie zurück.)

Ins Cabinet, auf meinen Tisch.

(Zu den Schreibern.)

Bei meinem Eide, Senores, seht Ihr doch
Gleich überwachten Schwärmern drein. —

Zu Ven.

Ihr habt zum mindesten zwei Stunden Ruhe.
Zwar ist es Tag. — Was ist zu thun. —
Schlaft wohl.

(Die Schreiber verbeugen sich ehrerbietig und gehen ab.)
Mendoza! —

Mendoza.

Excellenz.

Rodrigo.

Was wollt ich sagen?
Ja so — das war es. Hat man der Actrice, —
Wie nennt sie sich?

Mendoza.

Nadine.

Rodrigo.

Angekündigt.
Das schon ihr Schlußwort kam hier abzugehn?

Mendoza.

Man hat es nicht versäumt. Sie will gehorchen.
Dieß wird indeß dem Publicum mißfallen,
Dem diese junge Schönheit theuer ist,
Das in den ersten Rollen sie bewundert.

Rodrigo.

Nun deshalb soll sie fort; dieß Publicum
Muß an die Zucht des Meisters sich gewöhnen.

Auch mag den Götzen es zurückempfangen,
Wenn ſein Verſchwinden mir gedient.
(Mendoza ſieht ihn befremdet an. Rodrigo fährt fort.)
Nun ja.
Don Philipp der Infant hat in das Lärvchen
Der kleinen Schelmin ſich vergafft. — Mag ſein.
Er will ſie ſich zu eigen machen. Gut.
Wer hält mit Spielwerk nicht die Kinder hin,
Daß er indeß Uzeda zum Vertrauten
Des Abentheuers machte, leid' ich nicht.
Am Hof des Königes ſoll nichts gelingen,
Das ohne mich ins Werk gerichtet wird.

Mendoza.

Der Gegenſtand iſt klein.

Rodrigo.

Kein Ding iſt klein,
Keins groß. Der Klugheit Prägung giebt ihm Werth,
Die weislich Gold, und Kupferheller münzt.

Mendoza.

Doch der Infant —

Rodrigo.

Wenn er an mich ſich wendet,
Geb' ich ihm ſeine Schäferin zurück.
Des Hof- und Staatsmanns Anſehn, guter Freund,
Steht auf der Spitze. Wer ein Haarbreit nur
In ſolcher Stellung ſich vergiebt, — iſt hin.

Mendoza.

Daß Eure Excellenz nicht ſchläft, begreif' ich.

Rodrigo.

Nein, nein, Mendoza: das begreifſt du nicht.
Ich ſchliefe wohl, wenn es nicht Träume gäbe.
Kein Schreckniß das mich wachend trifft, bewegt mich.
Nur was der Schlaf gewährt, erſchüttert mich.
So duld ich nur den Schlummer der Erſchöpfung,
Der formlos Blei auf meine Seele legt.
Doch Schlaf' — Ich gönn' ihn Dir. — Zu Bett.

Mendoza.

Gemeines diene dem gemeinen Tag.

Mendoza (verbeugt ſich und geht ab.)

Rodrigo (allein.)

Schlaf? — Träume? Nein. — Was könnten die mir zeigen!
Ein hingemordet Weib, ein bettelnd Kind.
Nichts, — nichts davon. — Nur Wachen! Wachen! Wachen!

(Er reißt das Fenſter auf.)

Gottlob! ſchon wieder Morgen. Zu dem Markte
Zieht das Gewühl der Dorfbewohner nun.
Beneidenswerthes Volk, in Deiner Armuth!
Und Du beneideſt mich in meinem Glanz.
Thu's nicht, denn Du biſt reich, — ich bettelarm.

Der jüngſte Grand von Spanien, bettelarm

(Hinaus blickend.)

Ha! was iſt das? Ein junges ſchönes Weib
Auf trägem Maulthier ſitzend, in dem Korbe
Voll Blumen ein entzückend Kind geborgen.
Des Volkes Andrang ſcheucht den Laſtenträger.
Das Haupt mit allen ſeinen Glocken ſchüttelnd.
Wirft er das Weib, das holde Kind zu Boden.
Die Menge lacht. Die Karren raſſeln drein.
Die Abgeworfenen ſind in Gefahr.
— Nun wird das Rad ſie ſtreifen.

(Er ruft, ſich ſelbſt vergeſſend.)

Hülfe! Hülfe!

Ein junger Mann dringt ſchelt'nd durch das Volk.
Erreicht das junge Weib, das holde Kind.
Er rettet ſie. — Das Weib in ſeinen Armen!
Das Kind an ſeinem Munde! — ſeiner Bruſt!
Er hat die Gattin, hat die Tochter wieder.

(Er ſtürzt außer ſich, hinweg.)

O wehe mir! — mein Weib! — mein Kind!
mein Kind!

(Er iſt tief erſchüttert in einen Seſſel geſunken. Kammerdiener tritt ein.

Kammerdiener

Hinzara bittet um Gehör.

Rodrigo (aufſtehend.)
Mag kommen.
(Kammerdiener ab.)

Dritter Auftritt.

(Der Vorige, Hinzara.)

Rodrigo (raſch entgegen gehend, geſpannt.)
Nun? — Nun Hinzara?

Hinzara (kriechend.)
Eure Excellenz
Sieht Ihren treuſten Knecht zu dero Füßen.
— Graf von Oliva! — Heil dem Neugeſchmückten,
Dem Demant aller Granden Spaniens!

Rodrigo.
Du gratulirſt als Juwelier. — Laß gut ſein.
Der König braucht mich, deshalb ſchmückt er mich.
Mir ward zu Theil, was man ſich ſchuldig war.

Hinzara.
O große Seele!

Rodrigo.
Mühvoll iſt dieß Leben,
Bei Hof, und in der Stadt, und auf dem Lande.
Ein dürrer Garten, angebaut im Schweiß,
Der Diſteln trägt. Wenn dieſe Diſteln Einer,

Nach ſchwerer Arbeit, doch zur Blüte bringt,
Wird er beneidet, und Er, — freut ſich kaum.

Hinzara (ſchlau.)

Weil im Begehren nur ſein Trieb beſteht.
Wer aber nur begehrt, kann nicht genießen,
Wer nicht genießen kann, — der freut ſich nicht.
— Ein eigen Ding iſt das Talent zur Freude.
Ich hört' einmal, nur Unſchuld freue ſich.

Rodrigo.

Dieß Wort war eines beſſern Ohres werth.
— Wer nur allein nicht ſtände. Wer den Preis,
Den blühenden, des arbeitsvollen Lebens
Zu vollem Kranze lächelnd winden dürfte,
Damit zu ſchmücken ein geliebtes Haupt.

Hinzara.

Erhabenſter! was noch nicht iſt, kann werden.

Rodrigo.

Oft war dieß Spähen, Ringen ſo zur Laſt,
Daß aus dem ſchimmervollen Drang des Hofes,
Ich fernen Thälern zugeflogen wäre,
Der Ehrſucht Stachel aus der Bruſt mir reißend,
Wenn Hoffnung, mein geliebtes Kind zu finden,
Mich nicht am Ruderblock gefeſſelt hätte.
O, ſüßer Balſam für mein wundes Herz,
Ihm dafür, daß es klein und arm und nackt

In Wind und Wetter ausgestoßen ward.
Das reiche Sammtgewand der Herrlichkeit
Um den jungfräulich holden Leib zu legen.
Werd ich es jemals finden? —
(In Wehmuth ausbrechend.)
O mein Kind'' —

Hinzara.

Ich weiß, daß Excellenz es finden kann.

Rodrigo (lebhaft, dringend.)

Wo ist es? — wo. — Führ' es in meine Arme.
Nimm dafür Alles was Du wünschen magst.
Du hast den Ort, der es verbirgt, gefunden.
— O zaudre nicht. — Sprich, — sprich.

Hinzara (ausweichend.)

Gemach, Erhabner.

Rodrigo (sich hochaufrichtend, fürchterlich.)

Ich rathe Dir Hinzara, — sieh Dich vor.
Bedenke wohl mit wem Du spielest.

Hinzara.

Ich?

Rodrigo.

Ja Du. — Den Löwen, welcher kampfesmüd'
Im Lager ruhte, hast Du streicheln dürfen.
Berühr ihn unsanft, und er fährt empor,
Du zuckst, ein Leichnam, blutig ihm zu Füßen.

Hinzara.

Erbarmen Excellenz mit Eurem Knecht

Rodrigo.

Du biſt ein Schelm, das iſt bei mir kein Vorwurf
Ich brauche ſolche, darum kauft ich Dich,
Denn meiner Stellung frommt geheimer Dienſt.
Der Lauſcher hatte bald mein Herz belauſcht.
Den Spürhund wies ich auf des Kindes Fährte.
Nicht offen mich den Feinden blos zu geben.
War die mir unterwerfne Creatur
Zu ſo verſtohlnem Dienſt allein geſchickt.
Nun, wirſt Du frech, machſt koſtbar Dich, vor mir'
— Erzittre Sklav. — Mehr weißt Du als Du ſagſt
Heraus damit, — heraus!

Hinzara.

O Gnade! — Gnade'
Hab' ich Euch Kundſchaft nicht gebracht.

Rodrigo.

Nun ja.
Ich weiß durch Dich, daß meine Tochter lebt,
Daß ſie zu Velez-Malaga, — ſodann
Als holde Jungfrau, zu Sevilla weilte,
Daß fromm und tugendhaft ihr Wandel war
Wo blieb ſie, ſeit Sevilla ſie verließ?

Hinzara (lauernd.)

Ich werd' es ſchon ermitteln. Doch mich hindert

Daß Eure Excellenz mir nicht vertraut,
Was Sie getrennt von Mutter und von Kind.

Rodrigo.

Das kann nicht sein.

Hinzara.

Nicht gut. Wie könnt ich dann
Ganz außer Zweifel die Entdeckung stellen.
Man muß vergleichen —

Rodrigo.

Das sind Winkelzüge.
Das Mädchen zu Sevilla war mein Kind.
Ich weiß es ganz gewiß. Das führe her.

Hinzara.

Ich werde mich bemühen, doch —

(Er zögert.)

Rodrigo.

Nur weiter.

Hinzara.

Das Mädchen ist im Süden dieses Reiches,
Und sein Geschick ist in der Macht der Mauren.
Dieß schlaue Volk giebt nicht den Schatz heraus,
Wenn es dafür nicht hohen Preis gewinnt.

Rodrigo

(mit prüfendem durchdringendem Blick auf Hinzara.

Was fordern diese Hunde?

Hinzara.

Viel und wenig.

Denn ihnen gilt als eigentliches Leben
Was Eurer Excellenz fast gar nichts kostet.
— Man sagt, des Königs Majestät bezwecke,
Die Mauren aus dem Reiche zu verbannen.
Falls alle nicht das Christenthum umfassen.
Wenns dabei bleibt —

Rodrigo (wild einfallend.)

Will dieß verhaßte Volk.

Mein Kind mir unterschlagen, es mit sich
Nach Tunis, Algier, nach Marokko schleppen.
In einen Harem es verkaufen.

Hinzara (laut und fest.)

Ja. —

Rodrigo.

Ha! noch besitz' ich Macht.

Hinzara.

Die nichts entdeckt

Rodrigo.

Ich will Beschlag auf ihre Habe legen,
Mit ihren Kindern Spaniens Kerker füllen.

Hinzara.

Die Habe? — Was besitzt der Ausgestoßne?
Die Kinder? — Sie sind Last dem Obdachlosen.
Die Rache nur beschwichtigt seine Qual.

Doch — mein Gebieter iſt ja weiſ' und mild.
Er ſchuf den Plan, und er begräbt ihn wieder.
Dem edlen Herzen ſtimmt die Klugheit bei.
Das Herz wird durch ein holdes Kind bereichert.
Die Klugheit hindert dieſes Reichs Verarmung.
Das ürvig prangt durch des Alarben Fleiß.

Rodrigo.

Verlügale nicht was ſeine Staatskunſt fordert,
Die Dein Verſtand nicht faſſen kann.

Hinzara (ihm zu Füßen.)

O Herr!

Zu deinen Füßen lieg ich! —

Rodrigo (im Zorn.)

Auf. — Ich ſehe
Daß, ungeachtet Deiner Taufe, Bube,
Du Deines Urſprungs Wahn im Herzen hegſt.
— Denk an die Scheiterhaufen des Gerichtes.
Ein Wort von mir, der Deine ſteht in Brand.

Hinzara

(aufſtehend, mit trotziger Kälte.)

Was Eurer Excellenz gefällt, geſchehe.
Die Mauren werden aus dem Reich verſtoßen,
Und unerkannt mit ihnen, Euer Kind.
Ich werde brennen im Autodafe.
Doch mit dem Sanbenito ſchon geſchmückt,
Ein artig Anekdötchen noch erzählen,

Das für die Feuertaufe mir Geſellſchaft,
Und vornehme Geſellſchaft, werben wird.

(Er verneigt ſich, und will abgehen.)

Rodrigo

(auf ihn zufahrend, und ihn mit gewaltiger Kraft haltend.)

Halt ein. — Was iſt es? — Was kannſt Du berichten?

Hinzara (mit frechem Hohn.)

Die Mähr von jenem Mönche, der begehrlich
Nach Lebensluſt, aus ſeinem Kloſter lief,
— Es lag in Wüſten von Amerika, —
Doch klug zuvor den Schatz des Altars ſtahl,
In Spanien als Cavalier erſchien,
Ein Maurenweib gefreit, dann einen Mauren,
Der ſeine Eiferſucht betrog, — erſchlug.
Sein ſchuldlos edles Weib, — ſein hülfloſes Kind,
Verſtieß, verließ, — verfehmt als Mörder floh.
— Der Schelm, den er ermordet, war mein Bruder.
Juan Cisneros nannte ſich der Mönch.
Heut prunkt er ſtolz mit neuen Ehrennamen.
— Die Füße küß ich Eurer Excellenz.

(Verbeugt ſich tief, und geht ab.)

Rodrigo (ihm nachſtürzend.)

Hinzara, — halt.

(Sich ſchnell faſſend.)

Nein, — ruhig. Keine Schwäche.
Der Bube kennet mich, und mein Geschick.
So bin ich seinen Tücken preisgegeben.
O stolzer Sohn des Glückes, das ist Dein Glück.
— Gefaßt. — Noch bin ich mächtig. — Nur die Hand
Mag ich erheben, — er ist starr und kalt.
Wohlan. — er falle, — gleich.

(Er will ins Cabinet eilen, bleibt aber an der Thüre stehen, und kommt zurück.)

Gemach Rodrigo.
Mein Kind, — mein Kind, Du fesselst seinen Arm
Mit seinem Munde wird die Hoffnung stumm,
Die mir von Deinem Wiederfinden flüstert.
— Er lebe, — doch am Faden meiner Macht.
Umsponnen halt ich ihn, — ich bin gesichert.
In gold'ne Fessel schlag ich seine Zunge,
Gold, Gold und Gold, entreißt Dich seinem Bann
Und während Dich mein Arm zuerst umschließet.
Zertritt ihn unter mir mein sichrer Fuß.
Er also Bruder jenes Almanzor,
Um den ich alle Mauren grimmig hasse,
Dess' schnöden Trug nun alle büßen müssen,
Dess' Schatten heut sie zu den Wüsten jagt.
Und Er, der Bruder meines Feindes, selbst
Bekräftiget die Unschuld meines Weibes.

Beſtätigt neu, was mir, wiewohl zu ſpät,
Auf anderm Wege zukam. — Qual und Troſt,
Nachdem ich Alles, Alles! ſchon verloren.
Unſchuldig biſt Du Laura! — Ja Du biſt es.
Ich darf an Gutes, Heiliges noch glauben.
— Hin biſt Du reines Weib, — mein Kind ver-
ſchwunden.
Und elend lieg' ich an dem Quell der Macht.
(Er ſinkt in einen Seſſel. Der Kammerdiener tritt ein.)

Kammerdiener.

Die Granden, die Beamten, Hofbediente
Erfüllen ſchon das Vorgemach, den Glückwunſch
Von wegen Eurer Excellenz Erhebung,
In warmer, treuer Freude darzubringen.

Rodrigo (ohne aufzuſtehen.)

Ich bin nicht wohl. Ich muß zum Könige.
Kann heute nicht Audienz gewähren. — Geh.
(Kammerdiener ab.)

Rodrigo (allein.)

Der Fußtritt nur bemeiſtert dieſen Schwarm.
Er ſchmeichelt, wo er zittert, liebt und ehrt,
Wo ſeinem Eigennutz er Nahrung ſucht.
Wo meine Macht beſteht, wird er mißhandelt.
— Nur ſo genieß ich meines Spiels Gewinn.
Heut muß der Mauren Schickſal ſich entſcheiden.
O meine Tochter, darf ich, ſoll ich dich

Um meines tiefſten Abſcheus Preis erkaufen?
Der Schlag iſt noch zu hemmen. Der Monarch
Hat die Verbannungsordonanz bis heute,
Gut wie er iſt, nicht unterzeichnen wollen.
In Thränen ſchob er geſtern ſie zurück.
— Ich gab den Anſchlag ein, — ich kann ihn wenden.

(Er ſteht auf.)

Soll ein Hinzara meinen Willen beugen?
Darf ſich Rodrigo jemals widerrufen?
Kann er noch ferner herrſchen, wenn er ſchwankt?
Ich darf nicht mehr zurück. — Es muß geſchehn.

(Kammerdiener kommt zurück.)

Kammerdiener.

Ein Cavalier fleht dringend um Gehör.

Rodrigo (ungeduldig.)

Heut geb ich nicht Audienz. Ich ſagt' es.

Kammerdiener.

Wir Auch ſagtens ihm. Er meint indeß für ihn
Werd' Eure Excellenz die Vorſchrift beugen.

Rodrigo.

Wie nennt er ſich?

Kammerdiener.

Er will es uns nicht ſagen.

Rodrigo.

Wie ſieht er aus.

Kammerdiener.

Ein Jüngling, — höchſt einnehmend.

Rodrigo.

Er komme denn.

Vierter Auftritt.

(Der Vorige, Don Enrico.)

Rodrigo (überraſcht.)

Darf ich dem Auge traun?
Enrico!

(Er eilt auf ihn zu, und ſchließt ihn in die Arme.)

Wenn ein Traumbild. — o wie ſchön!

Enrico.

Kein Traum. Ich bin es wirklich, mein Rodrigo.
Du, nun im Glanz der ſchimmervollen Ehren,
Biſt noch der Nämliche, den meine Jugend
Als Lehrer, — nein als Vater! — heiß geliebt.

Rodrigo.

Ich bin, was ich Dir war, mein Sohn, mein Liebling.
Doch wie ſeh ich Dich hier? — Wie kamſt Du her? —

Wie haſt Neapel Du verlaſſen dürfen,
Wohin Dein Vater eifern Dich verwies?

Enrico.

Der Einfluß meines Sterns entrückte mich

Rodrigo.

Von dieſem Stern nachher, und viel davon.
Doch iſt Dir klar, wohin er Dich geführt?
Madrid iſt dir verboten, höchſt gefährlich.

Enrico (wehmüthig.)

Es iſt der Ort an dem mein Vater lebt,
Und im Beſitz der höchſten Macht im Reiche

Rodrigo.

Dir, wo Dein Loos betheilt iſt, Ohnmacht wird
Dein Vater, Herzog, Cardinal, Miniſter,
Günſtling des Königes, ſcheint nur allmächtig
In Wahrheit ſchwankt ſein Einfluß auf der Spitze
Ein Gegner ſeines Anſehns kam zur Reife
Der emſig ſeine Stützen untergräbt.

Enrico.

So wäre wahr was ich nicht glauben möchte,
Sein eigner Sohn, Uzeda, will ihn ſtürzen,
In frevelhafter Gier nach ſeinem Amt?

Rodrigo.

Wohl iſt es wahr. Dein Vater mag Dich lieben,
Dich anerkennen darf er nimmermehr,

Will er Uzedas Tücken, nicht erliegen,
Der ſtündlich mehr des Herrſchers Gunſt erſchleicht,
Die des Infanten unbedingt errungen.

Enrico

Ob ich den Bruder nicht gewinnen könnte?

Rodrigo.

Niemals Enrico.

Enrico.

Warum haßt er mich?

Rodrigo.

Weil Deiner ehlichen Geburt Verkündung
Ihm ſeine rieſenhafte Erbſchaft ſchmälert.
Seit Deine Mutter in dem Kloſter ſtarb,
Beſtehn Verträge zwiſchen Sohn und Vater.
Der Sohn will dieſem nicht entgegenwirken,
Wenn er dafür Dich fern hält, und Dein Daſein
Mit düſterm Vorwand ſcheuer Sünde deckt.

Enrico (voll ſchmerzlichen Ingrimms.)

O meine Mutter in der Gruft beſchimpft!
Soll ich ſie rächen, meinen Feind beſchämen?
Mein Herz zerſpringt.

Rodrigo.

Auf Rache ſinne nicht
Du wälzteſt einen Stein bergan, der Dich,
Im Rückwärtsrollen, ſelbſt zermalmen würde,
Denn ſeine Schwerkraft bändigt nicht Dein Arm

Enrico.

So bin ich ausgestoßen, und geächtet.

Rodrigo.

Ausstoßen, ächten, kann die Schuld allein.
Bewahre Dich vor Schuld, mein holder Freund
O lerne nie der tiefsten Hölle Brand,
Die Folterqualen des Gewissens kennen.

Enrico.

Ein Priester sollt' ich werden. —

Rodrigo.

Man ist billig.
Das Kreuz von Malta gönnt man Dir statt dessen.
Dein Bruder ist befriedigt, wenn der Stammbaum
Nicht unwillkommnen Nebenschößling treibt.

Enrico.

In diesen Ausweg hab' ich nicht gewilligt.
Ich bin ein Mann und dulde keinen Zwang.

Rodrigo.

Du zeigst es, aller Macht des Vaters trotzend.
So nenne denn den Stern der Dich geführt.

Enrico.

Ich liebe.

Rodrigo (erschreckt.)

Wen?

Enrico

(will rasch einfallen, besinnt sich aber, und nimmt nach kurzer Pause das Wort.)

Fürs erſte mag der Namen
Noch unbeſprochen bleiben. Nicht als ob
Ich, — ihn verkündend nun, — erröthen möchte,
Nur weil der Vielgeliebten ſüßes Bild
Dem Namen erſt die wahre Weihe giebt.
Nenn' ich ſie mein, dann magſt Du ſelbſt ſie ſehen
Von ihrer Lieblichkeit bewegt, entzückt,
Auch ihrem Namen Deinen Beifall geben.

Rodrigo (raſch, bedenklich.)

Ein Mädchen unter Deinem Stande.

Enrico.

Ja
Wie Vorurtheil der Hoffahrt unterſcheidet.
Für edle Seelen giebt es keinen Stand,
In ſchöner Gleichheit ſtammen ſie von Gott.

Rodrigo.

O ſüße Schwärmerei der erſten Liebe,
Die zu den Sternen Deinen Blick gewieſen,
Wenn leitungslos Dein Fuß dem Abgrund nahte'

Enrico.

Des Freundes Weisheit lenke meine Schritte.
Von Deiner Gunſt erwart' ich mein Geſchick.

Rodrigo.

Von meiner Gunſt. — Von meiner?

Enrico.

Ja, von Deiner.

Dein Geiſt beſtimmt den Vater, den Monarchen.
Dein Fürwort ſchließt, gleich einem Zauberſpruche,
Den Felſen auf, und macht der Liebe Bahn.

Rodrigo.

Ein flüchtig Spiel der Phantaſie bethört Dich.

Enrico.

Seit Jahren hegt mein Buſen dieß Gefühl.
Noch auf der Schule zu Sevilla war es.
Ich ſuchte Liebe, — Liebe ſuchte ſie.
So fand ich ihre, ſie die meinige.
In eins zerfloſſen die verwandten Geiſter,
Und Die vereinzelt in der Wüſte zagten,
Im Bündniß nahm ſie auf das Paradies.

Rodrigo.

Halt ein. — ich kenne der Sirene Lieder.

Enrico.

Arm war ſie, tugendhaft, und ganz verlaſſen,
Verlaſſen ich, gemeinſam Leid beklagend,
Ward dieſes Leid gemeinſchaftliches Glück.
Noch war im Wort die Liebe nicht verkündet,
Als unſre Treue felſenfeſt beſtand.

Rodrigo (für ſich.)

Er reißt an meinem Herzen.

(Laut.)

Weiter, weiter.

Enrico.

Da rief des Vaters Wort mich von Sevilla,
Warf mich in fremdes weit entferntes Land.
Zwei Jahre trug ich dieser Trennung Marter,
Da gab die Sehnsucht meiner Seele Trotz,
Dem Willen Männerkraft. Ich brach die Fesseln,
Floh heimlich von Neapel, wagte heimlich
Des Vaterlandes Boden zu betreten,
Das Kleinod meines Herzens aufzusuchen.
Doch wo es finden, ohne Spur? — Da sorgt
Der Liebe Geist für den Verzagenden,
Her nach Madrid ihn führend.

Rodrigo.

Wo der Zufall
Dich finden ließ, was Du nicht suchen solltest.

Enrico.

Was ich gefunden nicht mehr lassen werde.
Auf Dich nur hoffen wir, — Du kannst uns retten. —

Rodrigo.

Ich? — Wieder ich? was kann, was darf ich thun?

Enrico.

Mich frage nicht. Was weiß denn ich. — Wie soll ich
Den ganzen Reichthum Deiner Klugheit messen.
Dein Herz nur kenn' ich. Wenn Du je geliebt —

Rodrigo.

Halt ein, um Himmelswillen.

Enrico (fortfahrend.)

Wirst Du gern

Des Liebefriedens hellen Regenbogen
Auf Wolken bauen, die der Unschuld drohn.

Rodrigo.

Kennst Du den Grund den Du zum Tempel wählest?
Des Weibes Eigenschaft ist Wankelmuth.

Enrico.

Das reine Herz vertraut dem reinem Herzen.
Ein fest Vertrauen bannet den Verrath.

Rodrigo

(der lange an sich gehalten, plötzlich überwältigt)

Enrico! — mein Enrico!

(Er wirft sich in seine Arme.)

Enrico.

Ha! — was seh ich!

Dein stolzes Auge schwimmt. Du bist besiegt.

Rodrigo.

Kannst jeglich Opfer Du der Liebe bringen?

Enrico.

Sonst jegliches, — allein die Ehre nicht.

Rodrigo.

Die Ehre ſoll Dir bei der Liebe bleiben.
Du riefſt den Freund, der Freund will für Dich
wagen,
Und werden ſoll Dir was Dein Herz begehrt

(Enrico will reden. Die Stimme verſagt ihm. Er ſtürzt zu Rodrigos Füßen, der ſich gerührt über ihn neigt und in ſeine Arme ſchließt.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Audienzſaal bei dem Prinzen von Aſturien. Der Marquis von Lunar, der Graf von Cardona, der Graf von Bermuda, ſpäter der Herzog von Uzeda.)

Cardona.

Ich ſag Euch dieſer Don Rodrigo, dieſer
Zum Grafen von Oliva Neugeſtupte,
Wird übermüthiger mit jedem Tage.

Lunar.

Doch wird aus Nichts auch Nichts. Der neue Graf
Muß Etwas haben von Magnet an ſich,
Das der Fortuna Gaben anzieht.

Bermuda.

Ei,
Was wäre das?

Lunar.

Du fragſt noch? — Der Verſtand

Cardona.

Wer zweifelt daran

Lunar.

Nun, dann ſieh Dich vor
Mit ſcharfen Meſſern ſpielt man nicht.

Cardena.

Auch Du
Haſt Furcht vor ihm?

Lunar.

Nicht vor dem Hexenmeiſter,
Nur vor den Geiſtern die er rufen kann.

Cardena.

Pah! — Wenn man nur erſt an ihn könnte! Wenn
Man nur den grauen dichtgewebten Schleier
Am Zipfel lüften dürfte, den er ſchlau
Um Herkunft warf und Jugendſchickſal.

Lunar (lacht.)

Wenn!
Das iſt der Kern, wenn erſt die Nuß geknackt.

Cardena.

Als Schreiber eines Anwalds hab' ich ihn,
Noch ſind es kaum zehn Jahre, mit Papieren
In Staub und Koth der Straßen laufen ſehn,
Durch die er nun in ſtrahlenden Karoſſen,
Umringt von Pagen und Trabanten fährt.

Lunar.

Sein Herr, der Anwald, fand ihn ſcharfen Geiſtes
Empfahl dem Herzog Lerma Den zum Diener,

Des seltenes Geschick er viel erprobt,
Und dieser Diener machte den Gebieter,
— Den Geistesarmen, — zum Premier-Minister.
Der gute König merkte nur zu bald
Woher der Wind durch den Minister wehte,
Fand es bequem aus erster Hand zu nehmen,
Was sichtlich aus der zweiten er seither,
Und halb entstellt, empfangen. Nun da habt Ihr,
Was Euch ein Wunder scheint, und keines ist.

Cardena.

Man muß ihn stürzen.

Lunar.

Kannst Du ihn ersetzen?

Cardena.

Nicht ich. — Ein Andrer aber. — Seht da kommt er.

(Uzeda tritt auf.)

Uzeda.

Was habt Ihr Herrn?

Lunar (auf Cardena zeigend.)

Der Graf ist höchst erbost.

Uzeda.

Warum?

Lunar.

Rodrigo schüttelt ihm die Galle.

Uzeda (zu Cardena.)

Hat er Dir ein Gesuch verweigert?

Cardena.

Nein.

Solch Einer iſt zu gering für mein Geſuch.
Sein raſches Steigen nur beleidigt mich.

Uzeda (tändelnd.)

La La! Auf raſches Steigen, ſchneller Fall.

Cardena.

Du ſagſt mit mir, was der Marquis beſtreitet.
(Er zeigt auf Lunar.)

Uzeda.

So? So?

Cardena.

Ja, ja. Doch zeigt ich ihm den Rieſen
Der dieſen Drachen fällen kann.

Uzeda.

Wen?

Cardena.

Dich.

Uzeda (lacht.)

Für Deine gute Meinung ſehr verbunden

Cardena.

Mach Ernſt. Wirf weg was Dir im Wege ſteht
Zum höchſten Amt. Ein Neuling mag allein
In ärmlicher Familienrückſicht —

Uzeda (ins Wort fallend.)

Halt.

(Das Folgende mit spielender Nachlässigkeit.)

Gewisse Dinge, guter Graf, bespricht man,
Und thut sie nicht. Dagegen thut man andre
Von denen man nicht spricht. Ich bin, auf Ehre,
Der frömmste Sohn des besten aller Väter.
Wir leben auf dem angenehmsten Fuß.
Mein armer Vater ist Premier-Minister,
Das drückt ihn lahm. Er könnt in Ruhstand treten.
Er thut es nicht, er opfert sich der Pflicht.
Ich hab ein Herz! — das ist ja zum Erbarmen.
Borgt nun die Liebe von der List die Mittel,
Den Eigensinn der Pflicht in Schach zu setzen,
Thut Liebe was sie darf.

Lunar (ironisch.)

Und nimmt der Sohn
Des Vaters goldne Last auf eigne Schultern,
Ehrt er das Alter, übet Kindespflicht.

(Alle lachen.)

Uzeda.

Marquis Du bist zum Küssen. — Weißt Du was?
Ein zweites Lehrbuch schreibe: „Von den Pflichten;"
Für zärtliche Premier-Ministers-Söhne.

Cardena.

Er hat indessen Recht.

Uzeda.

Nun, — meinetwegen

Cardena.

Uzeda steigt empor, — Rodrigo fällt.

Uzeda.

Das folgt nicht so.

Cardena.

Wie?

Uzeda.

Man verwünscht das Feuer
Mit dem ein Andrer unsre Nägel brennt.
Bis selbst man brennen darf. Dann nimmt man's wahr.

Cardena (kleinlaut.)

Ja so. —

Uzeda.

Genug von solchen Kindereien
Habt den Infanten heut Ihr schon gesehn?

Bermuda.

Noch nicht. Wir harren aber auf Befehl
Ob er die Jagd befiehlt.

Uzeda.

Heut jagt er nicht

Lunar

So soll das Stiergefecht?

Uzeda.

Der Prinz verſchmäht es.

Cardena.

Muſik vielleicht.

Uzeda.

Nichts von Muſik.

Bermuda.

Ein Feſt

Mit Tanz und Maskenſpiel?

Uzeda.

Nein, keineswegs.

Die Uebrigen (zugleich.)

Was denn?

Uzeda.

Ihr ſollt es von ihm ſelbſt vernehmen.
Denn Seine Königliche Hoheit kommt.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Don Philipp, eine Schreibtafel in der Hand, aus der er folgende Verſe lieſt, ohne die Anweſenden zu bemerken.)

Philipp (lieſt.)

Suche nicht ein liebend Herz
Banger Pilger auf dem Throne,
Gipfel haben kalte Zone,
Bei der Herrlichkeit, der Schmerz.

Ha! das ist gut. Das wäre mir gelungen
Fünf Strophen noch, dann ists ein Madrigal.
(Er schreibt.)

Lunar.

Er dichtet.

Uzeda.

Sein Geschmack

Bermuda.

Welch schön Talent!

Uzeda (trocken.)

Ein prinzliches Talent ist immer schön.

Cardona.

„Ein liebend Herz?" — Ich glaub er ist verliebt.

Uzeda.

Kann sein; kann sein.

Bermuda.

O wüßte man in wen!

Uzeda.

Vermuthlich in ein Mädchen.

Lunar.

Großer Scharfsinn.

Bermuda.

Wohl unter seinem Stande. Nicht umsonst
Klagt er um kalte Zonen auf dem Gipfel.

Uzeda.

Still, die fünf letzten Strophen lehren es.
Ich hoffe doch, er hängt schon an der fünften.

Bermuda.

O heil'ger Jakob, — in so kurzer Zeit.
Ich brächt' es in fünf Tagen nicht zu Stande.

Lunar.

Still, still. — Er liest den Schluß des Madrigals

Philipp (liest.)

Steig hinab zu niedern Sphären.

(Er hält ein.)

Bermuda.

Hört, — „niedre Sphären:" Sennors, es ist richtig
Er liebt mir Wuth, und unter seinem Stande.

Philipp (immer für sich.)

Dieß: „Steig hinab:" will mir nicht wohl gefallen
Es holpert etwas. „Neige Dich:" ist besser

(Er verbessert, und liest.)

Neige Dich den niedern Sphären.
Blumen welche niedrig stehen
Pflegen besten Duft zu weben.

(Er hält ein.)

Der „beste Duft" klingt sehr gemein. Das geht nicht.
Das „beste" paßt zum Essig beim Salat.
Ich sage Himmelsduft. Das schickt sich besser

(Verbessert, und liest darauf.)

Pflegen Himmelsduft zu weben.
Wo nicht Stolz, nicht Neid verkehren,

Glühet seligstes Gewähren,
Lohnt der Liebe fuß Verstehen.

Die Uebrigen (alle laut auf einmal, applaudirend.)
O bravo, bravo! — Herrlich! ganz vortrefflich.

Philipp (erschreckt sich umsehend.)
Was ist das? Sennors Ihr? — Wie durftet Ihr
Euch unterstehn mich zu belauschen. Wißt,
Daß mir dieß mißfällt. Aeußerst, Ja, — auf Ehre

Bermuda (ihm die Hand küssend, schmeichelnd.)
Wohl! — Eure Königliche Hoheit hat
Vollkommen recht, wenn Ihr der Streich mißfallt
Wir sind Verbrecher. Dieses liegt zu Tage.
Doch würden wir geköpft, hier, wie wir sind.
Wir nähmens lieber hin geköpft zu werden,
Als diese Verse nicht gehört zu haben.
Sie sind zu schön.

Cardena.
Entzückend.

Lunar.
Zum Bezaubern.

Philipp (lacht.)
Nun, fasset Muth. Mein armes Madrigal
Hegt keine Mordgedanken. —
Seid entlassen.
Ich bin heut sehr beschäftigt, will Euch nicht.

Einſiedleriſch, und ſchmachtend, wie ich bin,
In Euren Freuden ſtören. — Gott mit Euch.
(Die Cavaliere entfernen ſich mit Zeichen der Ehrerbietung.)

Philipp (ruft.)

Uzeda, höre.

Uzeda (zurückeilend.)

Königliche Hoheit.

Philipp (lebhaft, geſpannt.)

Wie ſteht es? — Geht es?

Uzeda (die Achſeln zuckend.)

Ach! — auf Schneckenbeinen.

Philipp.

Was?

Uzeda.

Mein Verſuch iſt mißglückt

Philipp.

Unbegreiflich.
Verſchmäht Nadine meines Herzens Flammen?

Uzeda.

Die ſpröde Tugend iſt ihr Rollenfach.

Philipp.

Sprachſt Du ſie ſelbſt?

Uzeda.

Damit beginnt man nicht
Erſt ſucht man die Duenna zu gewinnen.

Ich ſchlich mich bei ihr ein; maskirt verſteht ſich,
Vor ihr Geſchenke. — Sie begann zu raſen,
Als ob ich Mörderhand an ſie gelegt.

Philipp.

Wie die Duenna fühlet auch Nadine.
O dieſe Tugend rührt, erhebt mein Herz.

Uzeda.

Dann um ſo beſſer, daß auch meine Bitte,
Um Ihr Zuſammentreffen mit Nadinen,
Rund und beſtimmt zurückgewieſen ward.

Philipp.

Haſt Du mich denn genannt?

Uzeda.

Das ſollt ich nicht.
Auch wäre damit nicht ein Zug gewonnen.

Philipp.

Haſt Du geſagt, daß kein gemeiner Trieb
Der Leidenſchaft, der Sinne, mich entflamme,
Daß Sympathie allein, der Seele Drang,
Für dieſen holden Engel mich belebe?

Uzeda.

Das hab' ich nicht geſagt.

Philipp.

Unſeliger!
Hab' ich nicht das, gerade das, befohlen?

Uzeda.

Mit Seifenblasen bombardier ich nicht,
Und niemand hält sie für Kanonenkugeln.

Philipp.

Nun, dann begreift' sich's. Himmel welche Thorheit,
Mich solcher rohen Seele zu vertraun!

Uzeda.

Vergeben Eure Königliche Hoheit.
Auf dieser ganz gemeinen Erde wandelt
Galanterie auf Plateo Stelzen nicht.
Und dem getreusten Ihrer Diener gönnen
Sie gnädigst den sehr leicht erzielten Vorzug,
Auf Amors Jagd sich besser zu verstehn.

Philipp.

Das ist es eben. Darin liegt der Fehler,
Daß Du die reine Neigung meines Geistes,
Zum liederlichen Abenteuer stempelst,
Bei dem die Meisterschaft Dir bleiben mag

Uzeda.

Ich bin verzweifelt bei dem schweren Unglück
So gänzlich Eurer Hoheit zu mißfallen.
Jedoch die Kunst, den holden Mund zu küssen,
Und nicht ihn zu berühren, — kann ich nicht.

Philipp.

Da haben wir es nun. Dein Ungeschick!
Nichts als dein Ungeschick! — Ich komm' von Sinnen.

Uzeda

Ein ander Mittel rief ich an. — Es wurde
Vielleicht. — wenn nicht —

Philipp.

Nun welches Mittel? — welches?

Uzeda.

Die Furcht. — Ich drohte

Philipp.

Warst Du denn im Fieber?

Uzeda.

Nein, — Ganz und gar nicht. Günstigster Erfolg
Wohl hätte meinen runden Plan bewahrt
Wenn nicht —

Philipp (immer aufgebrachter.)

Wenn nicht? — heraus damit — Wenn nicht?

Uzeda.

Die Macht gebietend in die Flanke fiel.

Philipp.

Wer hat hier Macht? — Ich bin Don Philipps Sohn

Uzeda.

Ich beug mein Knie. Doch giebt es noch Personen
Die mächtiger als die Gebieter sind.

Philipp (stolz, kalt und scharf.)

Wen willst Du treffen, Herzog von Uzeda?

Uzeda.

Den Grafen von Oliva, Don Rodrigo

Philipp.

Schick nach dem Arzte, — weil den Kranken lieber
Als den Verbrecher, ich entlaſſen mag.

Uzeda.

Ganz Spanien, theilt des Verbrechers Schuld.
Für offne That giebt es nur eine Deutung.
Der Prinz Aſturiens umwirbt Nadinen;
Das melden dem Rodrigo die Spione.
Gleich blitzt er den Befehl dem Kinde zu,
Madrid in dreien Tagen zu verlaſſen,
Mit Ketten drohend, wenn es nicht gehorcht.

Philipp (will im Zorn auffahren, bemeiſtert ſich aber, und nimmt die Haltung der Grandezza an.)

Das that Rodrigo?

Uzeda.

Ja. —

Philipp.

Es iſt ſein Fall.
Wo iſt mein Hof? — ich will zum Könige
(Er beſinnt ſich.)
Nein, — ich will nicht zu Seiner Majeſtät.
Dem königlichen Blute ziemt nicht Wallung.
Mein Zorn ſei feierlich, wie mein Beruf.
Doch muß Rodrigo fallen. — Straflos nicht
Soll Er, der Neuling, der die Dienerpflicht

Mit Füßen tritt, des dreisten Uebermuthes
Am künftigen Monarchen sich vermessen.

(Page tritt ein.)

Page.

Graf von Oliva bittet um Audienz.

Philipp.

Ich will ihn nicht mehr sehen. Bleib Uzeda,
Den Grafen von Oliva zu bedeuten
Das mein Pallast ihm streng verboten ist.

(Er geht ins Cabinet.)

Uzeda (für sich.)

So weit soll diesesmal es noch nicht kommen
Rodrigo darf erst fallen, wenn er mir
Zu meinem Zweck gedient. Das will er nicht,
Ich aber will ihn binden, daß er muß.
Helf' ich ihm dießmal aus der Klemme, soll
Er mir dafür bei meinen Planen helfen,
Den Geist mir leihen, der zu schätzen ist,
Durch den allein mein Vater sich behauptet.
— So viel steht fest, nichts kann ich ohne ihn.

(Zum Pagen der noch wartet.)

Was steht Ihr? — Oeffnet. Laßt den Grafen ein.

(Page öffnet die Thüre, um Rodrigo einzuführen, dann ab.)

Dritter Auftritt.

(Der Vorige, Rodrigo.)

Uzeda (ihm ſehr freundlich entgegeneilend.)

Sei mir gegrüßt mein trefflicher Rodrigo.
Wie ſitzen Dir Grandezza, Grafentitel?
Nicht gleich behaglich ſchließt ein neues Kleid.
Jedoch dem Leib muß das Gewand ſich fügen.
— Wir freuten uns von Herzen. — Ich am meiſten.
Denn keinen treuern Freund haſt Du als mich.

(er umarmt ihn.)

Laß Dich umarmen.

Rodrigo.

Dank mein edler Herzog.
Ich weiß wie treu, wie redlich Ihr es meint.

Uzeda.

Ja, treu und redlich. — Aber weißt Du nicht,
Daß alle Granden Spaniens ſich duzen.
Das iſt Gebrauch ſo, ſeit Pelagius.
Wir dürfen, Freund, die Neurung nicht beginnen

Rodrigo.

Nun alſo Du. — Dem Sinn mit dem Du gabſt,
Mag auch der Sinn, in dem ich nahm, entſprechen.

Uzeda.

Darin iſt Doppelſinn. Du traust mir nicht.

Rodrigo.

Wie Du vertrauſt, werd' ich auch Dir vertrauen.
Doch wo iſt der Infant?

Uzeda (deutet auf das Kabinet.)

Dort, guter Freund.

Rodrigo

So melde mich.

Uzeda.

Geht nicht.

Rodrigo.

Warum denn nicht?

Uzeda.

Er weiß dich hier, und lief davon. Ich ſoll
Dir ſagen, daß er Dir den Hals,
Sobald er König ſein wird, kürzen läßt.

Rodrigo.

Ach Laune, Kinderei. Er muß mich ſehn.
Der König ſendet mich. Bedeut ihn nur.

Uzeda.

Ich ſage Dir, es geht nicht. Er iſt toll.

Rodrigo.

Was hat er denn?

Uzeda.

Er iſt verliebt.

Rodrigo.

Ich bin
Der letzte Mann dieß Spiel ihm zu verderben.

Uzeda (mit dem Finger drohend.)
Du redeſt ſo, doch anders handelſt Du.

Rodrigo.
Wie denn?

Uzeda.
Du haſt Rabinen ja verbannt

Rodrigo.
Nicht ich; der König.

Uzeda.
Ha man kennt das.

Rodrigo.
Wohl,
Wenn man das kennt, ſoll man erkennen auch
Daß es erſprießlich ſei mich warm zu halten.

Uzeda (lachend.)
Im Pelz von Mardern, die man, wie Du weißt,
In Fallen fängt.

Rodrigo.
Ja — dafür ſind ſie Marder.

Uzeda.
Du hätteſt den Monarchen zähmen ſollen.

Rodrigo.
Warum? ich kenne jenes Mädchen nicht.

Uzeda.

Was that es denn?

Rodrigo.

Kokett, verführerisch

Bringt es der Jugend dieses Hofs Verwirrung
Stört unsrer Sitten feierlichen Ton.
— Was kümmert auch Nadine den Intriguen

Uzeda.

In die ist er verliebt.

(Rodrigo thut befremdet.)

Das weiß Du nicht?

Rodrigo.

Kein Wort. Hätt' ich entfernt nur ahnen können

Uzeda (abgewendet, für sich.)

Ha Schlange!

Rodrigo (eben so.)

Basilisk!

Uzeda.

Ja, ja, mein Freund
Nadinen liebt der Prinz zum Rasendwerden
Und Du zerstörst ihm seinen Liebesplan

Rodrigo.

Das thut mir wahrlich leid. Warum geruht
Es Seiner Hoheit nicht mir einen Wink —

Uzeda (abgewendet nur für sich.)

Ha, ha, — durchschaut —

Rodrigo.

Doch sei dem wie ihm sei
Des Prinzen leiser Wunsch ist mir Befehl.
Was sich gestaltet, läßt sich umgestalten.
Er gönne mir Gehör.

Uzeda.

Das thut er nicht

Rodrigo.

Es ist bei Dir, — ich weiß, — ihn zu bestimmen
Vermagst Du denn nicht Alles über ihn.
Bist Du nicht der Merkur der neuen Sonne,
Die purpurglühend schon im Aufgang steht.

Uzeda (geschmeichelt.)

Ist das Dein Ernst?

Rodrigo (abgewendet, für sich.)

Gefangen.
(laut.) Allerdings.
Ich wäre sehr entblößt von eignem Geist,
Sollt ich des Deinen Obmacht nicht erkennen.
Du mußt erlangen was Dir wohl geziemt.
Nur Dein Verstand darf Spanien regieren.
Was ich vermag, bestimm' ich Deinem Dienst.
Und was ich kann, wird der Erfolg Dich lehren

Uzeda.

Rodrigo, — gieb mir Deine Hand.

Rodrigo (einschlagend.)

Hier ist sie

Uzeda.

Du weißt wonach ich ſtrebe.

Rodrigo.

Ganz genau

Uzeda.

Du hielteſt meinen Vater nur bisher

Rodrigo.

Vor Allem halt' ich auf des Königs Dienſt
Wer dieſem beſſer frommt, den ſtütz' ich ferner

Uzeda.

Auf den Infanten kommen wir zurück
In Kurzem wird er hier allmächtig ſein
Iſt es vielleicht ſchon jetzt. Nur ſeine Gunſt
Verſichert Deine Stellung unter mir.
Iſt er Dir abhold Freund, — biſt Du geſtürzt

Rodrigo.

Vermittle Du, daß er mich ſpricht, und dann
Laß mir das Weitere.

(Uzeda lacht mit Ironie.)

Du lachſt? — Weshalb?

Uzeda.

Weil wir Komödie ſpielen, guter Freund

Rodrigo (eben ſo lachend.)

So laß uns Ernſt aus der Komödie machen

Uzeda.

Ich ſoll Dir beim Infanten nützlich ſein.

Und während Du mir Treu ins Antlitz ſchwörſt
Hegſt in dem Hinterhalt Du meinen Feind.

Rodrigo.

Welch ein Verdacht? Sprich frei den Vorwurf aus

Uzeda.

Wo iſt mein Bruder, Don Enrico?

Rodrigo (betroffen, aber ſich ſchnell faſſend.)

Hier

Ich hätte Dir verſchwiegen was Dich ſchreckt
Nun Du es weißt, — zwar ahn' ich nicht wo her, —
Will ich nicht leugnen, daß er bei mir war

Uzeda.

Nun alſo' — alſo —?

Rodrigo.

Rief ich denn ihn her?
Der Drang der Jugend riß den Kühnen hin
Sein ſchwankend Schickſal will er feſtgeſtellt

Uzeda (mit Vorwurf.)

Und deshalb ſucht er Dich! — und Du vernahmſt ihn

Rodrigo.

Er ſuchte mich, weil ich ihn einſt erzog.
Ich nahm ihn auf, denn er iſt Lermas Sohn

Uzeda.

Den er nicht anerkennen darf.

Rodrigo

Nicht ſoll

Wiewohl er müßte, wird das Zeugniß laut,
Dem ich, Du weißt es, Stimme geben kann.
Daß es nicht ſpricht, beweiſt Dir meine Treu
Wenn Gift und Dolch mich treffen, iſt geſorgt
Daß dann unfehlbar es die Welt durchtöne.
— Wir ſpielen nicht Komödie, theurer Freund
Ich bin gefährlich, — aber Dir geneigt.
Enrico ſtrebt in einer Richtung die
Für alle Zeiten ihn vom Schauplatz ſchiebt.
In dieſer Richtung nur gönn' ich ihm Beiſtand
Und ſichre Dich vor ihm. — Biſt du zufrieden?

Uzeda.

Wie man es nimmt. Laß mich ganz offen ſein
Ich ſchaffe Dir den Prinzen. Sieh dann zu
Wie Du vor ihn Dich wieder herſtellſt, denn
Er ſinnt auf Deinen Sturz
Du hilfſt dafür
In meinen Zwecken mir. Du kennſt ſie ja.
Enrico ſchaffſt Du mir vom Halſe; förderſt,
— Den König, der Dir ganz vertraut, beſtimmend
Mich auf des Vaters Platz, und dienſt mir,
Wie Du dem Vater haſt gedient. — Nun willſt Du?

Rodrigo.

Mag ſein.

Uzeda.

Die Hand noch einmal zum Vertrag.

(Er reicht ihm die Hand.)

Rodrigo (einſchlagend)

Von Herzen.

Uzeda.

Gut. Nun ſpann die Segel auf
Doch ſieh Dich vor, daß Du Dich nicht verſtrickſt.
Dir ſelbſt die Falle ſtellſt die Dich erſchlägt.
— Enrico kam ein Schätzchen hier zu ſuchen.
Und dieſes iſt? —

Rodrigo.

Ich weiß es nicht.

Uzeda (boshaft.)

Nadine!

(Rodrigo erſchrickt.)

Ich ſende Dir den Prinzen. — Fahre wohl.

(Er geht mit ſtechendem Rückblick ins Kabinet.)

Rodrigo (allein.)

Nadine! — was vernahm ich. — Ha Rodrigo.
Das war ein Fehler. — Warum gab ich nach.
Als mir Enrico der Geliebten Namen
Ausweichend unterſchlug. — Bedacht ich nicht
Daß Klugheit nie den Anlauf nehmen darf,
Bevor des Baches Breite wohl erkannt iſt,
Der überſprungen werden ſoll? — Da bin ich
Im Waſſer bis zum Kinn. — Getroſt, — das Ufer
Ob ſteil und ſchlüpfrig, iſt doch nah genug.
Noch find' ich mich zu rüſtig zum Ertrinken

Don Philipp wird Nadinen von mir fordern.
Und Beiſtand ſagt' ich dem Enrico zu,
Der gleiches Ziel für ſeine Neigung wählt.
Wenn ich der Flamme des Infanten diene,
Ueb' ich Verrath an meinem Freunde nicht?
So ſcheint es zwar, und dennoch bin ich ehrlich.
Wenn ich Dem ganz mich gebe, der von beiden
Sich mir ganz offen hingiebt, im Vertraun
Enrico trage dann der Halbheit Folge.
Denn halb Vertrauen iſt ein halbes Mißtraun
Und hat auf mehr als halbe Treu kein Recht.
Auch bin ich nicht gewiſſenlos und falſch,
Wenn ich die Noth zur Tugend mache. — Schwank ich
Stürz ich auch hin, bin dann am wenigſten
Befähigt für Enricos Glück zu wirken.
Im eignen Netz will mich Uzeda fangen
Armſel'ger Neuling, Du beſtrickſt mich nicht.
Zwar meineſt Du mich im Vertrag zu halten.
Doch ſpott' ich Deiner. — Der Vertrag iſt — Wind!

Vierter Auftritt.

(Der Vorige, Don Philipp, aus dem Kabinette kommend.)

Philipp (feierlich und kalt.)

Der König ſendet Dich. — Wozu?

Rodrigo (läßt sich auf ein Knie nieder)

In Demuth

Mich Eurer königlichen Hoheit als
Staatssecretair, und Grand von Spanien
Zu hohen Gnaden zu empfehlen.

Philipp

(Gut

Steh auf. Der König ist der Herr, ist weise
Erheben kann er, wie es ihm beliebt.

Rodrigo (aufgestanden, lebhaft und mit Adel)

Ja, mächtig ist der König Spaniens,
Wie kein Monarch in dieser Zeit: jedoch
Weil seine Weisheit noch viel herrlicher
In seinem Wesen strahlet als die Macht.
Erhebet er nur Hingebung und Treue.
Der Unterthan wird durch die Treue nur
Dem Fürsten werth. Mein Stolz nur ist die
Treue.
Ohn' ihr Bewußtsein könnt' ich meine Größe
Noch weniger ertragen als die Schuld.
Wo lebt ein Richter meiner Treue wohl,
Nächst dem Monarchen, würdiger als Sie,
Glorreicher Prinz. — O sprechen Sie mein Urtheil
Zu Ihren Füßen bitt' ich Sie darum.

(Er wirft sich abermals vor ihm nieder.)

Philipp (betroffen.)

Steh auf, Graf von Oliva. Du bedrängst mich
Ich muß, in Wahrheit, Deine Treue loben
Im Dienst des Königes, — und wünsch' Dir Glück

Rodrigo (wieder aufgestanden, lebhaft und innig.)

O könnte dafür ich das Ihre machen!
Gebieten Sie; — was soll ich thun. — was wagen,
Es herzuführen, Königlicher Herr

Philipp (schon besänftigter.)

Oliva, — mir gefällt Dein Wort. — Indessen
Wer sagte Dir, daß meinem Glücke fehle
Was Du gewähren könntest?

Rodrigo (rasch.)

Wer? — mein Blick!
Das Menschenherz ist ihm ein Buch. Er liest es.
Welch' besser Lob für eines Fürsten Herz,
Als daß es menschlich fühlt. Des Herrn Gesalbter
Der gütig herrschet ist ein Engel — Aehnlich
Der Gottheit selber ist er, — wenn er liebt

Philipp (ergrimmt.)

Empfand Dein Herz, was Deine Lippe sprach,
Dann freilich — (er hält plötzlich ein.)

Rodrigo (einschmeichelnd.)

Dann?

Philipp.

Muß ich mich ſelbſt verklagen
In Deinem Innern ahnt ich Liebe nicht

Rodrigo (als ob er ſich vergeſſe.)

Ach' — blieb' es bei der Ahnung ihrer Schmerzen'

Philipp (lebhaft.)

Du haſt geliebt? — auch Du?

(Rodrigo will ſprechen, — ſchweigt aber, — und blickt verlegen nieder. Don Philipp fährt fort.)

Du haſt! — Du haſt'
Dein Auge ſagt es, welchem eine Thräne,
Daß ich ſie ſah beſchämt Dich nicht entriet

Rodrigo.

In Thränen ſpricht die höhere Natur
Der Mund vertritt nur den Gebrauch, und ſchweigt

Philipp.

So laß mich offen ſein. Du haſt viel Feinde,
Die Dir zu ſchaden ſuchen.

Rodrigo.

Ganz gewiß.

Philipp.

Du kenneſt ja die reizende Nadine.

Rodrigo.

Den Anſehn nicht, doch hört' ich viel von ihr.

Philipp.

Du haſt ſie aus der Stadt verwieſen.

Rodrigo (ruhig und ſicher.)

Ja.

Philipp.

Haſt aber nicht gewußt, daß ich ſie liebe.
Uzeda ſagt mir, daß es Dir bekannt war.
Ich glaubt es ihm. Nun glaub' ich es nicht mehr.
Nicht wahr, Uzeda log?

Rodrigo.

Nein, mein Gebieter!
Er ſprach die Wahrheit.

Philipp (ſich mühſam bezwingend.)

Und Du wagſt es, mich
Mit ſchönen Redeblumen erſt zu kirren,
Mit Deiner Treue groß zu thun, und dann
Mir Trotz zu bieten? — Trotz! — auf dem
Gebiete,
Das mein Gefühl in heil'gen Anſpruch nahm?

Rodrigo.

Nein, Königliche Hoheit, — nein, — nichts wagt ich.
Mein gnäd'ger König billigt meine That.

Philipp (erſchrocken.)

Weiß denn mein Vater? —

Rodrigo.

Nein, er weiß es nicht.

Philipp.

Wie konnt' er Deine That dann billigen?

Rodrigo.

Philipp der Dritte billigt ſie auch nicht.
Ich rede von dem Könige der Zukunft.
Philipp der Vierte tadelt einſt gewiß,
Was heut Don Philipp von Asturien liebt,
Und tropfenweis will ich mein Blut verſpritzen
Wie der gemeinſte Frevler auf dem Richtplatz.
Ob meines Königs Ruhm ich trüben laſſe,
Der aller Welt ein Beiſpiel ſtrahlen ſoll.

Philipp (wieder beſänftigt.)

Wir müſſen uns verſtändigen, Rodrigo.
Mit Mißmuth nehm ich wahr, daß ich gefehlt
Nicht weil ich liebe was ſo liebenswerth,
Wohl aber daß ich Dir, vor Allen Andern,
Mit vollem Zutraun nicht entgegen kam.
Daß ein Uzeda mich nicht faſſen könne,
Hatt' im Voraus ich wiſſen ſollen. Du
Nur hatteſt mich verſtanden und gefördert.
Denn Du begreifſt der Liebe hohen Sinn

Rodrigo.

Zu ſolcher Einſicht darf ich mich bekennen.
Was ſoll ich thun? Gebieten Sie, mein Prinz

Philipp.

Vernichte den Verweiſungsſpruch Medinens

Rodrigo (schlau.)

Das könnte leicht geschehn, doch fromm es nicht

Philipp.

Sie soll Madrid verlassen?

Rodrigo

Keinesweges

Die Welt nur meine, daß sie mich. — Sie bleibt
Sie zu verbergen dann sei meine Sorge

Philipp.

Laß mich sie sehen, sprechen, daß ich ihr
Die Fülle meiner Zärtlichkeit erschließe

Rodrigo

Mein Prinz! — mein Prinz! — Sie fordern viel
von mir.

Philipp

Du kannst, — Du willst nicht?

Rodrigo.

Darf ich? — soll ich es?
Warum denn hab ich sie verweisen wollen?

Philipp.

Du thatest recht daran, in Deinem Sinne
Nun aber leg ich Dir den meinen dar.
Und anders wird die Sache Dir erscheinen
Kein lüstern Abenteuer reizet mich
Nicht eiteln Sinnenrausch nehm ich zum Ziele

Mich treibt der reinen Neigung Allgewalt
Zum festen Bunde für ein ganzes Leben.

Rodrigo (befremdet.)

Wie?! —

Philipp.

Was umgiebt den Thron der Könige?
Du Selbstsucht nur, mit Schmeichelei bekleidet.
Die Selbstsucht schmückt die königliche Braut
Nicht um die Wonne des Geliebten, nur
Den Thron des freudlos Herrschenden zu theilen.
Mein Herz indeß, erfüllt von Poesie,
Sehnt sich nach Liebe. Doch auf Gipfeln nicht
Des schimmervollen Gletschers Majestät,
Blüht ihre Blume: nur im stillen Thal,
Am klaren Bach, umhegt von Rosenhecken.
Dort such' ich sie, — Dort will ich hochentzückt
Auf ihren Blütenkelch die Krone setzen.

Rodrigo.

Den zarten Stengel bricht die gold'ne Last.
Ein König, der sonst Alles, Alles! hat,
Darf nicht des Schäfers einzig Glück umwerben.
Sonst fand' er hier auf Erden schon den Himmel
Und das, worauf er hoffen soll, wie wir,
Die Seligkeit, erschien ihm inhaltlos.

Philipp.

Der Gegensatz, den Du berührst, Rodrigo,

Kränkt dieſen altgewordnen Welttheil nur.
Der iſt nicht König, der nicht ſchaffen kann
Doch ſpröden Stoff verwirft die Hand des Meiſters.
Bin ich vereinſt nur König Spaniens?
Für wen entdeckte Chriſtoval Columbus?
Für wen eroberten Cortez, Pizarro?
Jenſeits des Meeres blüht mein größer Reich,
Mein beſſeres, mein neues Reich, wohin
Europas Todeskeim noch nicht gedrungen
Dort laſſ' ich junge Sitte, jungen Thron
Am Silberſee von Anahuac ſtrahlen.
Dort darf kein Vorurtheil ſich brüſten, dort
Nur das Reinmenſchliche Geſetze geben.
Dort, wo der Liebe Herrſchaft ſich verklärt,
Soll Liebe nur die Wahl des Herrſchers krönen
Und nur die Liebenswertheſte von Allen
Soll Königin beglückter Völker ſein.

Rodrigo.

Welch gold'ner Traum! — zu ſchön für dieſes Leben.
O daß er ſchwinden muß! — Erkannten Sie
Madinen ſchon als ſolcher Krone würdig?
Sind Sie gewiß, daß ſie, des Staubes Kind
Ihr Königsdichterherz verſtehen wird?

Philipp.

Sie wird, ſie kann. So wirkt der Liebe Macht

Tan ſich im ſeelenvollen Blick des Auges,
In reiner Stimme ſelger Muſik
Im Ausdruck ſchöner himmelsklarer Züge
Des Einklangs magiſche Gewalt erkennt.

Rodrigo (mit Schelmerei.)

Vernahm, was ich vernehmen, auch Uzeda?

Philipp (empfindlich.)

Sein frecher Spott empörte mein Gefühl

Rodrigo

Mich ihm'

Philipp

Nimm Du den Spitzel meiner Gunſt
Den er beſitzen, und verſicherzt. Wohlan'
Ganz Spanien bewundert Deine Klugheit
Ich liebe Dein Gemüth. Sei Du mein Freund
Und leite mich an treuer Hand zum Ziele

Rodrigo (begeiſtert.)

Ihr Freund!! — in Dank und Wonne ſchwankt
mein Sinn
Was ſoll indeſſen mein Zuthun bei Namen?
Sie ſind ihr Herr, befehlen Sie

Philipp.

Mit nichten
Von ihrer Gunſt, und nicht von meiner Macht
Will ich ihr unſchätzbares Herz empfangen
Gleich einem Dieber der Sommernacht

Sei meiner Achtung Zeichen aufgegangen.
Wenn königliches Blut ihr gleich sich stellt,
Beweis ich ihr, nur sie sei meine Welt.

Rodrigo.

Sie werden eine Täuschung schwinden sehen,
Und welche schöne Täuschung! — Doch es sei.
Sie meinen, daß ich Ihrer Neigung diene
Doch Ihrer bessern Einsicht dien' ich nur.
Sie hassen Süßes von Rodrigos Treue.
Ob er den Trank nach ihren Wünschen mische,
An ihren Lippen wird er Wermuth sein.

Philipp.

Besorge nichts. Dafür nur sorge Du,
Daß ich Madinen unverhofft begegne.
Geheim, an einem stillen sichern Ort,
Fern vom Pallast, vom Argusblick des Hofs.
Ist solcher Dir bekannt?

Rodrigo (nach kurzem Besinnen, für sich.)

Hinzara

(Laut.)

Wohl

Weiß ich ein Bürgerhaus in seiner Vorstadt,
Das einem Manne, der mir dient, zu eigen,
Den ich als wohlverlaßbar stets erkannt.
Verschmäht mein Prinz nicht dieses niedre Dach
Kann dort ich volle Sicherheit verbürgen

Philipp.

Bezeichne mir das Haus, ich komme dann.

Rodrigo.

Zunächst muß Alles vorgerichtet werden,
Denn allergrößte Sorgfalt wird hier Pflicht.
Wenn, was sich ziemt, wohl ineinander greift,
Soll mein Bericht das Weitere bestimmen.

Philipp.

Jedoch Madame!

Rodrigo.

Meine Sorge sei,
Sie, wie von Ungefähr, dorthin zu locken.

Philipp.

Und meinem Herzen wird der Sieg zu Theil.
Doch eile Freund — Kennst Du die wahre Liebe,
Hast Du das Maas für ihre Ungeduld.

Fünfter Auftritt

(Die Vorigen. Uzeda.)

Uzeda.

Vergönnen Eure Königliche Hoheit.

Philipp (ohne ihn anzusehen, unwillig)

Jetzt nicht.

(Zu Rodrigo, sehr herablassend.)

So lebe wohl, mein theuerster Oliva.

Zu jeder Stunde biſt Du mir willkommen.
Und nicht zu lang entzieh Dich Deinem Freund.
(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe, und geht ins Kabinet.)

Uzeda

(erſtaunt daſtehend, und bald nach dem Kabinet, bald auf Rodrigo ſehend.)

„Mein theuerſter Oliva? — Freund? —"
Beim Himmel
Du ſollteſt der Marine Dich verkaufen,
Denn Du biſt Meiſter im Schönwettermachen.
(Scharf, faſt drohend.)
Doch hüte Dich; — voll Klippen iſt die See.
(Er geht raſch ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein unterirdisches Gemach, im Hause des Hinzara. Es ist dunkel. Eine Lampe brennt. Zu beiden Seiten Lager stätten auf orientalische Weise mit Teppichen belegt. Auf dem einen sitzt Abdallah, schon erwacht. Ben Habet liegt auf dem andern, noch schlafend.)

Abdallah.

Der Strahl des Morgens stiehlt sich durch die Scheiben
Des kleinen Fensters oben.

(Er ruft.)

Auf Ben Habet.

Ben Habet (erwachend, und aufstehend.)

Schon wieder Tag. Fürwahr, in dieser Stille
Schläft man zwar gut, doch ungern wacht man auf

Abdallah.

Weshalb?

Ben Habet.

Man meint sich in dem tiefsten Kerker
Des heiligen Gerichtes, muß sich sammeln
Zu dem Bewußtsein, in Hinzaras Keller
Als schlau gebergner Schatz gepflegt zu sein.

Abdallah.

Der treue Freund! wie kann wie darf er anders.
Des Chriſten Maske muß er ſchlau behaupten,
Wenn ſeinem armen Volk er nützen ſoll.
Ein neuer Chriſt, als Wirth von Unſresgleichen
Verdächtig nur, ſteht an des Abgrunds Rand.

Ben Habet.

O könnten wir zurück nach Granada.

Abdallah.

Nicht daß, — nur wie? dorthin zurück wir kehren
Beſchäftigt mein Gemüth. Sechs Wochen ſchon
Erwägt Kaſtiliens hoher Rath die Frage:
Ob ſämmtliche Bekenner Mahomets,
Von Hab und Gut, von dem hiſpan'ſchen Boden
Den unſre Väter mit dem Schwert erobert,
Nach Afrika vertrieben werden ſollen,
Aus ihres Fleißes glücklichem Gedeihen,
In tiefes Elend einer fremden Welt?
— Wie wird entſchieden werden?

Ben Habet.

Solch Edict
Wär' offner Wahnſinn. Daß man uns nicht liebt,
Wo man das Kreuz verehrt, begreift ſich leicht.
Doch braucht man uns. Träg iſt der Spanier.
Sein ſtolzer Müßiggang verzehrt, erwirbt nicht.

Nur unſres Stammes geiſtbelebter Fleiß
Bringt dieſes Landes Ueberfluß hervor,
Und füllt des Hofes Kaſſen ſchneller wieder,
Als hirnloſe Verſchwendung ſtets ſie leert.
Der Eigennutz beherrſcht die Welt; er läßt
Den Schatz den er umklammert, ſich nicht nehmen.

Abdallah.

Der Eigennutz iſt mächtig; mächtiger
Noch ſind Unduldſamkeit des Aberglaubens,
Und dünkelvoller Wahn. Dieß ſtumpfe Volk
Lebt in der Einbildung, daß Reichthum nur
In baarem Gold und Silber ſich vereine,
Und werth nur ſind als Triebrad des Erwerbes.
Weil ihnen ihre jüngſt entdeckte Welt
Nun voller Schachten blanke Fülle liefert,
Vermeinen ſie des Ueberfluſſes Macht
An ihrer ekeln Faulheit Pein zu kennen,
Und achten jeder Hand Geſchick für nichts.

Ben Yahel.

Die Stände von Valencia, mahnen ſie
Nicht dringend ab von ſolcher That des Fluches
Ja, ſelbſt Kaſtiliens hoher Rath vermag
Sich der Bedenklichkeit nicht zu erwehren.

Abdallah.

Was gilt in Spanien weltlich guter Rath

Die Menge wird bestimmt durch andre Führer.
Aus Weihrauchnebeln zielt auf uns der Blitz.

Ben Habet.

Was denn vorher bestimmt ist, mag geschehn.
Doch was da kommen soll, es komme bald.
Uns sendeten von Granada die Brüder
Den Gang des bösen Handels zu belauschen,
Und, wenn der Anschein nach dem Schlimmsten weist,
Sogleich mit solcher Nachricht heimzukehren,
Damit im Voraus noch gerettet werde,
Was, beim Erscheinen, das Edict uns raubt.
So liegt vererst uns Allen daran, daß
Hinzara fleißig nach dem Winde spähe,
Des Tages Wetter uns zuvor zu künden.
Er hoffte noch.

Abdallah.

Doch gestern schien es mir
Daß seine Hoffnung wankte.

Ben Habet.

Still, man kommt.
Ich höre Tritte hallen über uns.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Hinzara, ſteigt von einer Treppe zur Seite nieder.)

Abdallah (ihm entgegen.)

Was iſt Dir? Du biſt blaß.

Hinzara (in heftiger Bewegung.)

Es iſt entſchieden.

Die Mauren ſind verbannt.

Ben Habet.

O Gott der Vater!

Groß biſt Du, groß! Gerecht iſt Dein Gericht.

Hinzara.

Lang hat Kaſtiliens weiſer Rath geſchwankt,
Doch endlich dem Einfluß nachgegeben.
Der König hat, nach langer Weigerung,
Gezwungen faſt, das Kirchedict vollzogen.
— In nächſter Nacht eilt heim, — gen Granada.

(Er ſinkt wie von Schmerz erdrückt auf die Polſter des einen Ruhebettes.)

Abdallah (nach kurzer Pauſe dumpfen Hinbrutens.)

Erzvater Abraham, das iſt Dein Fluch
Mit dem Du Ismael zur Wüſte triebſt.
Sein alter Stamm erliegt ihm völlig nun,
Von Iſaks Kindern ſchonungslos zertreten.

Doch in den Wüſten thront der Rache Geiſt.
Auf Glühwinds rothen Flügeln brauſt er hin,
Zäumt dem Alarben Tremedar und Roß,
Fährt ihm voran, als Muſſas Feuerſäule,
Den Weg ihm weiſend zu des Feindes Herd.
Auf! dunkler Geiſt von Nemens Flur, — hieher'
Zieh tödtend ein, wo jammervoll wir ausziehn.
Schlag Dein Gezelt auf in dem grünen Haag,
Den unſer Fleiß mit Saat und Hain geſchmückt
Du hauchſt, und Saat, und Hain, und Grün verdorren,
Die Ströme trocknen aus: verwildert, fahl
Und unfruchtbar liegt das verwunſchte Reich.
Du hauchſt, des tiefverhaßten Volkes Geiſt
Vertrocknet wie die Flur. In ſtumpfer Trägheit
In Bettelarmuth, von des Aberglaubens
Blutfeuchtem Netz umſtrickt, beleuchtet nur
Vom Feuerqualme des Autedafé',
Verſchmachte dieß Geſchlecht, das uns verhöhnt
Und wenns erwacht aus dumpfem Fieberſchlaf,
Sei das Erwachen tolle Fieberwuth.
In wüſte Spaltungen zerriſſen, leer
An Lieb' und Einſicht, ſchwelg' es in den Strömen
Des Brudermordes.
Von Alhambras Zinnen,
Noch unverſehrt, wenn ſeine Schlöſſer fielen,
Schaun unſre Väter jubelnd in die Noth.

Hinzara (aufſpringend.)

Halt ein! — Dein Fluch beſtürmt der Unſchuld
Haupt.
Dieß Land wird welken, und dieß Volk wird leiden,
Doch nur vom Flammenathem angehaucht
Des ſelben Moloch, welcher Euch vertilgt.
Das größte Weh der Weltgeſchichte ſtammt
Von Völkern nicht, und auch von Fürſten nicht.
Treuloſer Diener Selbſtſucht meiſt verſchuldet
Der Herrſcher Unglück, und der Reiche Fall.
Ein Diener, ein verworfner Sklav, vertreibt Euch
Mit Lügen blendend die Vernunft; den Haß
Der eignen Bruſt mit Philipps Macht bewehrend
Des eigenen Gewiſſens Qual zu lindern,
Bläst er den Frevel, den ein niedrer Wicht
An ihm begina, zu Vergeslaſten auf,
Und deſſen ganzes Volk muß dafür büßen.
Ruft Ihr die Rache, treffe ſie ſein Haupt.
Sie ſoll ihn treffen, doch durch mich geſchleudert.
Euch helfen kennt ich nicht. Euch rächen
kann ich.
Mein iſt Rodrigo. Zieht, und laßt ihn mir.

Abdallah.

Was that ihm unſer Volk?

Hinzara.

Er iſt der Zua

Der einſt Aminden, Uſurphs Tochter, lockte
Vom Haus des Vaters in ſein Ehebett.
Ein Fluch war ihre Mitgift. — Almanſor
Mein Bruder, dem Amindens Hand vom Vater
Verheißen war, ſann, liſtig wie wir ſind,
Den Ausſchlag aus an Juan ſich zu rächen.
Er wob ein Truggeſpinſt, als dieſer eben
Vom Hauſe fern, zu Cartagena weilte,
Als ob Aminda ehebrecheriſch
Dem Erſtverlobten ihre Gunſt gewährt.
Von Wuth beflügelt eilet Juan heim.
Nachts naht er ſeiner Wohnung, und erblickt
Den Almanſor aus ſeinem Garten ſchlurfend.
Nimmt loſen Streich für den Beweis der Schuld.
Und Almanſor liegt ſterbend ihm zu Füßen,
Den Dolch des Raſenden in ſeiner Bruſt.
— Nun bricht er in ſein Haus. Verflucht ſein
Weib,
Sein ſchuldlos Weib! — ſein armes Kind! — ver
laßt ſie,
Stürmt ein verfehmter Flüchtling in die Welt
Aminden wirft Verzweiflung ins Grab.
Das arme Kind ſchweift ſchutzlos in der Fremde
— Juan bewährt des Geiſtes Macht; wird groß,
Staatsſecretair. — Rodrigo nennt er ſich
Graf von Oliva nennet ihn der König

Doch er iſt mein, — mein! Ich zertret' ihn. —
Ich'

Abdallah.

Du — den Allmächtigen?

Hinzara

Ich mächtiger.
Mein Bruder war zunächſt an ihm zu rächen.
Ich that's! — Ich ließ von unbekannter Hand,
Vor Jahren ſchon, ihm die Beweiſe reichen,
Daß völlig ſchuldlos ſtarb ſein armes Weib.
Da war es aus mit ſeiner Tage Glück,
Da war es aus mit ſeiner Nächte Schlaf.
Elend in ſeiner Macht, ſucht er ſein Kind.
Ich kann es geben, kann es vorenthalten.
Ich geb' es ihm, zum eigenen Verderben,
Und räche ſo was er an Euch verbrach.

Abdallah.

Du ſprichſt in Räthſeln.

Hinzara.

Die ſich heute löſen.
Ein Wort von mir, wenn ich es ſprechen will,
Kann ſeinen Scheiterhaufen zünden. — Nein
Ich ſpreche nicht, was mich mit ihm verdirbt.
In eignen Ranken mag er ſich verfangen.
Er weiß ſehr wohl, daß er mich ſchonen muß.
Ich wußte wohl, er kann nichts ohne mich.

Im Zorne ſtieß er jüngſt mich von ſich. Schmeichelnd
Ruft er mich nun zurück. Ich ſoll ein Werk
Schmählichen Doppelſinns ihm fördern helfen.
— Gut Don Rodrigo, — gut, — ich bin Dein
Mann.
Den Himmel will ich Dir geöffnet zeigen,
Doch unter Deinem Fuß zerbricht die Schwelle,
Du ſtürzeſt nieder in den Schlund der Schmach.

Ben Habet.

Menſch, Du biſt fürchterlich.

Hinzara.

Treu bin ich Euch.
Was ich beſitze, nehmt es hin, beſtreitet
Damit den Auszug der Bedürftigen.
Am Väterglauben feſt, wenn auch verhüllt,
Den falſchen Schein aus Noth bewahrend, blieb ich
Für Euch zu wirken noch ſo lang ich kann,
Bis vom Autodafe dieß Gift mich rettet.

(Er zeigt ihnen eine Phiole, die er aus ſeinem Buſen zieht.)

Nehmt ſchleunig in Empfang was mein iſt. Kommt.

(Er öffnet die Thüre zu einem anſtoßenden Gewölbe, und geht mit den andern Beiden durch dieſe ab.)

Dritter Auftritt.

Nadinens Zimmer.

(Nadine, ein Mönch. Im Hintergrunde Mencia, an einem offnen Kaſten mit Einpacken mancher Gegenſtände beſchäftigt.)

Nadine (im Geſpräche mit dem Mönche.)
Meint nicht, daß ich verzage, frommer Vater.
Ihr lehrtet mich dem Ewigen vertraun.
Verwieſen bin ich durch ein Machtgebot.
Ich frage nicht warum? Es kommt von Gott.
Des Menſchen Willkühr iſt ſein Werkzeug auch,
Und ihre Geißel wird zur Himmelspalme.
So weich' ich muthvoll, weil ich ſchuldlos weiche.
Wir werden hier uns nicht mehr wiederſehen.
Wenn ich entzuckt den goldenen Gewinn
Mit frommer Armuth theilte, wählt ich Euch
Zum weiſen Spender.

Mönch.
Zum getreuen, — ſprich
Die Gaben Deiner Liebe theilt' ich aus
In deinem Sinne. Manches Auge müd
Vom Weinen, klart' ich auf mit Deiner Gabe
So manchen Schmachtenden hab' ich erquickt.
Und viele brunſtige Gebete flehen
Für die verhüllt geblichne Geberin.

Nadine.

So nehmet das Letzte was ich geben kann.
Zu gleichen Zwecken.

(Sie reicht ihm eine ſchwere Börſe mit Geld.)

Mönch.

Wie? — das iſt zu viel.

(Mit Nachdruck.)

Es iſt das Letzte das Du geben kannſt.

Nadine.

Der Pilgerin genügt der Muſchelhut.
Und darf ich mir den Ueberfluß geſtatten,
Im heitern Spiel der holden Kunſt erlangt,
Wenn in dem ſchweren Kampf des ernſten Lebens,
Verlaſſne Tugend um ihr Daſein ringt.

Mönch.

Nicht leicht, nur ſchlecht Erworbenes entehrt.
Des Strebens Art nicht, nur des Strebens Sinn.
Flicht für die Stirn des Strebenden den Kranz.

Nadine (begeiſtert und gerührt)

Ja' duftig war der meine, farbenhell
Auf Perlenmuſcheln zogen mich Delphine
Durch klangvoll Wellenſpiel der Poeſie,
Zum Zaubereiland der Begeiſterung.
Der Beifall war der Wind in meinen Segeln,
Und wenn er meine Wimpel flatternd regte,

Dann fühlt ich mich so glücklich, — wünschte Glück
Auf alle, welche leiden, zu verbreiten,
So weit das Hochgefühl die Seele trug.
Das ist vorüber; wohl auf immerdar.
Die Wuth der grauen Wirklichkeit ergreift
Die grausam Aufgeschreckte wieder. —
Nehmt. —

Mönch (das Gold empfangend.)
Und welche Weihung giebt Du mir dafür?

Nadine.
Verlassnen Kindern spendet reich vor Allen.
Ach! — traurig, qualvoll ist der Waisen Loos.
— Ehrwürd'ger Vater, eine Waise bin ich.
Die Welt durchstreif' ich, meinen Vater suchend,
Darauf, daß ich ihn finde, — segnet mich.

Mönch (legt die Hand an ihre Stirne.)
Dein Suchen machte Dich des Segens würdig.
Des Suchens werth sei der Gefundene.
Mit dieser Weihe will ich Dich entlassen.

Nadine (innig.)
Und für der Mutter arme Seele betet.

Mönch (bewegt.)
Für sie, — für Dich, — inbrünstig. — Lebe wohl.
(Er geht ab.)

Mencia (vortretend.)
Wir sind bereit. Doch wohin geht die Reise?

Nadine.

Weiß ich es selbst? — Enrico. —

Mencia.

Kommt er denn?

Ehgestern schlug er ein, dem Blitze gleich.
Wo war er gestern? — Wenigstens nicht hier.
Und heute? — denkt er wohl an unsre Reih?

Nadine.

Mein Herz vertraut ihm.

Mencia.

Blieb er was er war,

Als zu Sevilla wir ihn lang entließen?
Die Jugend ist vom Wind bewegtes Rohr,
Und Hauch der Leidenschaft ist in dem Winde.
Noch mehr, — wie durch das Land er haltlos schweifet,
Nimmt er, so gut als Balsamduft der Fluren,
Den Pestqualm modernder Verderbniß ein.

Nadine.

Nein, nein, — mir sagt das Herz, ich darf ihm trauen.

Mencia.

Sind Maas, Besonnenheit, der Jugend eigen?

Nadine.

Ach! daß mein Vater nicht zu finden ist!

Mencia.

Wird die Verbannung seine Spur gewahren?

Nadine.

Hat unſer Heimiſchſein ſie hier gewährt?

Mencia.

Wer wünſcht den Vater minder, als Enrico.

Nadine.

Giebt es ein Heil, das nicht vom Vater ſtammt?

Mencia.

In dieſem Zwieſpalt, dieſen Widerſprüchen,
Weicht unter Deinem Fuß der feſte Grund.
Du legſt Dein Schickſal in Enricos Hände,
Und was Dein Ziel, verwirft Er rückſichtslos.

Nadine.

O ſchilt ihn nicht. Was ich mir ſuche hat er,
Und was er hat, — ach Gott, — das mag ihn nicht

Mencia.

Wird Der Dich mögen den Du finden könnteſt?

Nadine.

Wenn Er verwirft, nimmt mich der Himmel an

Mencia.

O meinen guten Rath willſt Du nicht hören,

Nadine.

Sprich ihn nur aus.

Mencia.

Bleib zu Madrid.

Nadine.

Wie darf ich?

Mencia.

Leicht hebt der König die Verbannung auf.

Nadine.

Und thut er es; — wie dann?

Mencia.

Du ſtrebeſt ſinnig
In Deiner Kunſt, ſo wie bisher.

Nadine.

Du tadelſt
An Andern, — Mencia, — die Widerſprüche.
Dich ſelber ſpaltend in dem Widerſpruch.
Wer haßte mehr den Kunſtberuf bei mir,
Wer hat ihn mehr beklagt, als eben Du.

Mencia.

Das that ich ehemals, und wohlbedacht.
Doch während nun ringsum das Gebreich wankt,
Iſt er ein feſter Stein darauf zu fußen.
Verſchmähſt Du den, — worauf willſt Du beſtehn?

Nadine.

Ich kann die Bühne nimmermehr betreten.
Seit mich auf ihr der Sünde Drang ereilt.
Den Schutz des Kloſters mocht ich gern erbitten.
Doch in der Welt iſt, was ich ſuchen ſoll.

Mencia.

So mag ein Engel Dir vom Himmel kommen.

Nadine (plötzlich auffahrend, voll Freude.)
Ein Engel kommt — Ich höre seinen Ruf.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Enrico, zuletzt Hinzara.)

Enrico (herein, und auf Nadine zueilend.)
Nadine! — meine theuerste Nadine!
Endlich zu Dir! — zu Dir! — o welches Glück!

Nadine.
Endlich Du mein! — o welches Glück, Enrico!

Menola.
Ist Euch gelegen auch an meinem Gruße,
So nehmet dieses „Endlich!!“ — auch von mir.

Enrico.
Ihr habt an meiner Wiederkehr gezweifelt?

Nadine.
Ich nicht. Dein Auge strahlt in Freude. — Sprich

Enrico.
Ein hoffnungsvoller Tag umleuchtet uns
Was wir nur wünschen konnen, ist erreicht.
Ja, — glücklich sind wir; — glücklich! — und vereint.

Nadine (entzückt.)
Du glücklich, mein Enrico! — Alles Denken
Verdammert mir in dieser Seligkeit.

Mencia.

Ja freilich. Weil Ihr glücklich, ist sie selig.
So sind die Frauenherzen die Ihr brecht.
Doch, wenn Nadinen das Gefühl genügt,
Muß meine Einsicht um Erklärung bitten.
Was habt Ihr denn erreicht? — Was ist geschehn?

Enrico.

Vernehmt. Das alte Sprichwort zeigt sich wahr:
„Wer viel erlangen will, muß Vieles wagen."
Der Himmel gab mir ein hieher zu kommen,
Und in Rodrigos Hand mein Loos zu legen.
Aus schwarzer Urne zog er es hervor,
Und lenkt, im kühnen Fluge, seinen Wurf
Der gold'nen Schaale des Gewinnes zu.
— Im Glanze fand ich ihn wie sonst, — so treu
So liebevoll, so ganz mir hingegeben.
Sein Auge bot mir Muth mich ganz zu künden,
Ihm meine Liebe zu gestehn. — Er warnte.
Doch als er meiner Neigung Macht erkannt,
Gab er mir nach, und schwur, mich zu beglücken.

Mencia.

O, daß die Münze nicht auch Worte prägt!
Man wüßte dann genau, wie viel sie gelten.

Enrico.

Der seinen Echtheit hat sich bald bewährt
Ich such' ihn heute wieder auf. Er tritt

Mir mit des Königes Patent entgegen,
Das mich zum Gouverneur von Quito macht.
Ein mächtiges Geschenk an Ländereien
In jenem neuen Welttheil mir verleiht,
Und an die reiche Fülle dieser Gaben
Nur eine bindende Bedingung knüpft.

Mencia.

Nun? — welche?

Nadine (wehmüthig.)

Welche? — daß der Erde Glück
Doch nur bedingungsweise zugetheilt wird,
Wenn unbedingt der Schmerz des Lebens trifft'

Enrico.

Nie darf ich mehr den Boden Spaniens,
Des alten Welttheils überhaupt, betreten.
Für mich, für Kinder, Kindeskinder, soll ich
Auf Hermas Vaterschaft und Gut verzichten.
Ein neuer Namen wird mir beigelegt,
Marquis von Orizaba heiß ich nun,
Ein neues Wappen wird mir zugegeben.
Doch dafür soll ich unbeschränkter Herr
Des eignen Schicksals sein, mich zu vermählen,
Mit wem ich will, — wie, — wo, — nach meiner Wahl.
— Nadine Du bist mein, — bist mein, — für immer.

Nadine (raſch.)

Und Deinen Vater haſt Du nicht geſehen?

Enrico.

Du hörſt, — ich habe keinen Vater mehr.

Nadine (ſchwermüthig.)

Zwei Kinder ohne Vater! — heißt das Glück?

Mencia.

Und nanntet ihr Nadinen dem Rodrigo,
Als letzten Preis ſo großen Opfers?

Enrico.

Nein. —
Nie werd ich Anſtand nehmen vor der Welt
Zu meiner Liebe froh mich zu bekennen.
Als aber bei Rodrigo mir der Namen
Der Vielgeliebten auf der Lippe ſchwebte,
Drückt ihn ein Zauber mir ins Herz zurück.
Auch ging ſofort mir das Verſtändniß auf.
Oliva liebet Mauren nicht und Bühne.
Mein ſüßes Glück gehöret beiden an.
Am Augenblick hing meines Fleh'ns Gewährung.
So ſchien es klug ſein Vorurtheil zu ſchonen
Im erſten Schritt, der Zukunft vorbehaltend,
Daß, mit Nadinens lieblicher Erſcheinung,
Sie widerlege bodenloſen Wahn.

Nadine (mit ſanftem Vorwurf)

Du haſt nicht wohl gethan.

Mencia.

Ich ſtimm' ihm bei.

Enrico.

Auch zeigt die Folge daß ich nichts verdarb.

(Zu Nadinen)

Denn nun Rodrigo Deinen Zuſtand kennt,
In weiſem Sinn ihn reiflich wohl erwogen,
Giebt jenem Vorurtheil er nicht mehr Raum.

Mencia.

Woher denn kennt er ihn?

Enrico.

Ich weiß es nicht.
Er nannte plötzlich ſie mit Stand und Namen,
Beiläufig, — hingeworfen. — Als ich ſtutzte,
Gab er mir lachelnd den Beſcheid: „nun ja.
Kann ich dafür, daß wie die Sachen ſtehen,
Nichts mir verborgen bleiben kann im Reiche.
Sorgſam Verhulltes, ſucht, und findet mich.“

Mencia.

Seltſam! — Verdächtig! — und mit keinem Worte
Hat er getadelt Eure Wahl?

Enrico.

Mit nichten.
Gleichgültig ſchien ſie ihm. „Gut ſei es, — ſagt er
Und fugt hinzu: Nicht ſei es Schuld Nadinens
Weshalb er aus der Haurtſtadt ſie verwies.

Doch nöthig sei es, daß ich mich beeile
Sie schleunig mit mir aus Madrid zu führen,
Wo mein Verweilen auch unrathsam sei.
Dazu gab er mir gütig Rath und Mittel.

Mencia.

Und welche? — welche?

Enrico.

Von Gefahren sei
Bedroht Nadine, wenn sie heimlich nicht
Die Stadt verlasse. — Noch heut Abend soll
Ich in verschloßner Sänfte sie zur Kirche
Des Klosters San Lorenzo, tragen lassen.
Dort möge dann der Kirche Spruch uns binden
Und vom Altar enteilen wir der Stadt.
Dieß Alles vorzurichten wies er mich
An einen zuverlässigen Gehülfen.

Nadine und Mencia (zugleich.)

Wie nennt er sich?

Enrico.

Hinzara, den Ihr kennt.

(Mencia giebt Zeichen der Befremdung.)

Ihn fand ich willig, freundlich, dienstbeflissen,
Bereitet, abgeredet ist schon Alles.
Ein Mönch gewonnen welcher uns vermählt.

(Zu Nadinen.)

Um acht Uhr kommt Hinzara. mit der Sänfte

Dich abzuholen. Folg' ihm ohne Furcht.
In jener Kirche harr' ich Deines Kommens,
Und bei mir Mencia, die mit uns geht.
In wenig Tagen schon sind wir zu Cadix,
Wo die Fregatte segelfertig ankert,
Die gleich nach Vera-Cruz uns überschifft.
Kurz, Alles fügt sich uns zum Glück, zur Freude.

Nadine (lebhaft.)

Sonst Alles! — Nur Nadine fügt sich nicht.

Enrico (erschreckt.)

Was hör' ich?

Mencia.

Weheruf. Das Schiff versinkt.

(Hinzara tritt ein, von den Uebrigen unbemerkt, und hält beobachtend, sich im Hintergrund.)

Enrico.

Ein goldbeschwingter Paradiesesvogel,
Fliegt uns des Glückes Preis, dem Wink gehorsam,
Ums Haupt. Wir dürfen mit der Hand ihn fassen,
Und Du willst launenhaft den bang erflehten
Zurück ins Weite scheuchen? — O bedenk. —

Nadine (in heftiger Bewegung.)

Nichts zu bedenken, wo die Pflicht gebeut.
— In Nächten, reich an Thränen, arm an Schlummer,
Steigt meiner Mutter Schatten vor mir auf.
Gefühl der Schmach hat einst ihr Herz gebrochen,

Gefühl der Schmach, ſchließt ihr den Himmel zu.
Der Fluch des Gatten weht, gleich einer Flamme
Vom Duftgebild, und brennt des Kindes Herz.
Und eine Stimme ſäuſelt; „geh zum Vater.
Der irrend mich zertrat, und Dich verſtieß.
Vom ſtarren Auge nimm ihm die Verblendung.
Wenn meiner Treue Stern ihm wiederaufgeht,
Dann biſt Du glücklich, und ich bin erlöſt.“

Enrico (erſchüttert.)

Unglückliche! die Du das Reich der Geiſter
Zu wüſtem Grauen aufthuſt, und den Himmel
Der Liebe mit des Abgrunds Nebeln deckſt,
Darfſt Du vermeſſen rütteln an der Pforte
Die das Geheimniß andrer Welt verbirgt?
Die Todten nicht, die Lebenden befrage.
Der Tag gebietet Dir, und nicht die Nacht.

Nadine.

Sohn ohne Vater, iſt es Tag um Dich,
Wenn Du die Tochter ohne Vater forderſt?
Ein nächtlich Schickſal wälzt ſich zwiſchen uns.
Und achtlos ſollen wir dem Wahn uns bieten
Der uns für Tag, der Tiefen Abglanz giebt?
Du wollteſt einem Baſtard Dich vermählen,
Der die Verwünſchung durch ſein Daſein ſchleppt?

(Mit glühender Zärtlichkeit ihn umfaſſend.)

Enrico! mein Enrico! — Heißgeliebter!
Dein treues Weib muß Deiner würdig sein.

Enrico.

Entsetzen und Bewunderung, — Entzücken,
Vereinen sich den Geist mir zu verwirren.

Mencia (ungeduldig.)

Und was soll denn geschehen? — Soll er gehen,
Und Dich zurück am offnen Abgrund lassen?
Soll bleiben, und mit Dir verderben? Wieget
Das Opfer, das er Dir gebracht so leicht?
Doch schläft mein Wort, — ich weiß, — in Deinem Ohre,
Dein Vater muß erscheinen, — gleich; wiewohl,
Vielleicht er wenig Segen bringen wird.
O wenn Hinzara —

Hinzara (vortretend.)

Nun? — was soll Hinzara?

Mencia (entschlossen vor ihn hintretend.)

Gut, daß ihr kommt. Jetzt ist der Augenblick
Euch festzuhalten, und Ihr sollt nicht rücken.
— Ihr Vater ist in Eurer Macht. —

Hinzara.

Wer sagt das?

Mencia (immer heftiger in ihn dringend.)

Ich sag es Euch. Mich, Senor, täuscht Ihr nicht.
Warum verdeckt Ihr spielet, weiß ich nicht.
Nun aber ist es Zeit ins Licht zu treten.

— Nadine, willſt Du Deinen Vater finden
Hier von Hinzara fordre Dein Geſchick.

Nadine (wirft ſich dem Hinzara zu Füßen, faſt außer ſich.)
Erbarmen! — meinen Vater gebt mir. —

Enrico (zu Hinzara.)
Helfet.
Sonſt iſt vergeblich was bereitet ward.
Daß mir an ihrem Vater, — wie bereits
Ich Euch geſagt, — nichts liegen kann, begreift Ihr.
Doch ſie bewegen wir nicht ohne ihn.

Hinzara (kalt und trocken zu Enrico.)
Nun, Herr Marquis, um Euch zu dienen, ſei es.
(Zu Nadinen.)
Folgt nur getroſt heut Abend dem Geliebten.
Wenn Ihr ihm folgt, nach ſeinem Willen handelt,
Sollt Ihr heut Abend noch den Vater ſehn.
Und wollt Ihr mehr noch wiſſen, ſo vernehmet,
Der Vater ſelbſt befiehlt Euch ſolchen Schritt.

Mencia (für ſich.)
Wie räthſelhaft. — darf man ihm trauen?

Nadine (aufſpringend, im höchſten Entzücken.)
Vater!
Ich werde heute noch den Vater ſehen!
Zu ſeinen Füßen neues Leben finden!
Ich bin bereit, — und wär es ſelbſt zum Tode
Enrico, — wie Du willſt. — Ich folge Dir.
(Sie wirft ſich in ſeine Arme.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Gemach in Hinzaras Hause, nicht groß, aber farbenreich und glänzend im maurischen Geschmacke verziert und eingerichtet. Es ist später Abend. Nicht zu helle, aber magische Beleuchtung durch brennende Lampen die von der Decke hängen.

Rodrigo, Hinzara treten ein.)

Hinzara (Rodrigo durch die von ihm geöffnete Thüre einführend.)

Nur hier hinein, mein Gnädigster.

(Er weht sich Luft zu mit einem Tuche.)

Puh! — Puh!

Heut, Excellenz, verdien' ich Lob. Fürwahr,
Verdoppelt, ja verdreifacht, hab ich mich.
An dreien Orten war ich fast zugleich.
Erst bei Nadinen, in die Sänfte sie
Fein zu verpacken. Als sie fort war, lief ich
Zum Kloster San Lorenzo, Mencien
Und Don Enrico zu berichten, daß
Die Braut mir auf den Fersen folge. Dann

Sprang ich auf kürzerm Nebenweg hieher,
Um Eurer Excellenz die Hand zu küſſen,
Als demuthsvoller Wirth im eignen Hauſe.
— Willkommen unter meinem ſchlechten Dach.
(Er küßt Rodrigos Hand.)

Rodrigo.

Du Schelm. Dein Haus iſt ein arabiſch Mährchen.
Von außen ſchlecht, ein Stall, als Wohngebäude.
Durch finſtern Gang, auf engen ſteilen Treppen
Tappt ſtolpernd man empor, in Kreuz und Quer
Und plötzlich nimmt im ſtillen Hinterhauſe
Der Sultanin Gemach aus der Alhambra
Den Ueberraſchten auf.

Hinzara.

So treibt mans eben,
Wo Schein des Elends den Beſitz nur ſichert.

Rodrigo.

Ihr Mauren treibt es ſo.

Hinzara.

Ich bin ein Chriſt.

Rodrigo.

Laß gut ſein. Ich bin nicht Groß-Inquiſitor.
Hier dieſer Feenwinkel paßt vortrefflich
Zur Schäferſtunde für Infanten.

Hinzara.

Freut mich

Rodrigo.

Hast Alles mit Verstand Du vorgerichtet?

Hinzara.

Die Leier wird in allen Tönen stimmen.
Enrico, Mencia, Pater, stehn und warten
In dem Lorenzokloster auf das Bräutchen.
Sie können lange passen. Und Nadine
Wird, — ob sie gleich die Sänfte guten Glaubens
Bestieg, um in dem Kloster anzusteigen,
Uns den Verlobten an ihr Herz zu schließen,
Heut ehr den Wendekreis des Steinbocks sehen
Als San Lorenzokloster und Enrico.
Der Sänfte Gitter schloß ich ganz genau,
So kann kein Blick hinaus, kein Blick hinein
Und meine Leute tragen die Prinzessin
Wen um, durch abgelegne stille Gäßchen,
Statt in die Kirche, sauberlich hieher.

Rodrigo.

Du hättest bei der Sänfte bleiben sollen.

Hinzara.

Hier muß ich nach der Vorbereitung sehen,
Denn ein Infant ist kein gemeiner Gast.

Rodrigo.

Und bist Du Deiner Leute sicher?

Hinzara.

Wahrlich

Die mich bedienen, wiederholen mich.

Rodrigo.

Daß der Infant zur rechten Zeit nicht ausbleibt,
Wär' ich ein Wucherer, ich verbürgt es doch.

Hinzara.

Es giebt fürwahr die niedlichste Verwicklung,
Und sich hinein in die Novelle leben,
Ist beßrer Spaß als sie zu dichten nur.

Rodrigo.

Doch bin ich ahnungbang wie nie zuvor
Ich meine daß der Duft des Räucherwerkes
Der diesen engen Raum erfüllt, mich betäubt.

Hinzara.

Ist reines Ambra nur und Adlerholz.
Vielleicht, daß mein erhabner Herr höchstselbst
Auf Kohlenfeuer in der eignen Brust
Zwei liebe Pülverchen gestreut hat, die
Sich nicht vertragen, deshalb Kopfweh machen.

Rodrigo.

Das fehlt noch, daß die Hunde witzig werden.

Hinzara.

Und witzlos spüren sie doch keineswegs.

Rodrigo.

Der übelangebrachte Stich bezweckt wohl

Mich eines Doppelſinns zu zeihen. — Einfalt'
Enrico lieb ich wie zuvor, und mein' es
Mit ihm ſo gut als wie zuvor.

Hinzara.

So? So?

Rodrigo.

Verſprochen hab ich ihm bei ſeiner Liebe
Hulfreich zu ſein, eh noch ich ahnen konnte,
Daß ihm Nadine das Gehirn verdreht.
Den Philipp hat in ſeinem Dichtertraume
Weltunerfahren, kindiſch, wie er iſt,
Sich zu demſelben Gegenſtand verirrt.
Ob der Enrico fromme, ſcheint bedenklich,
Iſt nicht auf guten Glauben anzunehmen.
Daß er nicht zum Infanten paßt, ſteht feſt.
Nun ſtellen wir Marinen auf die Probe.
Zeigt ſie ſich dem Infanten willig, iſt
Sie des Enrico treuer Wank nicht wurdig.
Weiſt den Infanten ſie zurück, bewährt
Für den Enrico ſie die Trefflichkeit.
In beiden Fällen iſt er Dank mir ſchuldig.

Hinzara.

Ach! Ariſtoteles, — Du biſt ein Wicht.

Rodrigo.

Und dem Infanten, welche große Wohlthat
Erweis ich ihm!

Hinzara.

Und wie wird der erſt danken'

Rodrigo.

Giebt ſich Nadine ſeiner Neigung hin,
Dann wird ſein leerer Dichterwahn zerrinnen,
Der zum Beruf der Könige nicht paßt.
Weiſt ihn Nadine, — dem Enrico treu, —
Mit weiblich edler Würde ſtreng zurück,
Lernt er, und zwar im niedern Stand des Lebens,
Die Tugend achten, nimmt die große Lehre
Daß Sitte mächtiger als Majeſtät.

Hinzara.

O welcher Schatz iſt die Philoſophie!
Für Jedermann, — vor Allem für die Farber,
Da ſie belehrt, wie ſonder alle Koſten,
Man Rabenſchwarz in Weiß verwandeln kann.

(Draußen hört man das Klingen einer Hausglocke.)

Doch horch, — man ſchellet, — Unſer Bräutchen kommt,
Jetzt iſt es Zeit Philoſophie zu brauchen.

(Er eilt ab.)

Rodrigo (allein.)

Sie kommt! — wozu? — Hat ſie wohl noch den Vater?
Der arme Vater!! —

(Er weht mit dem Tuche in der Luft.)

Dieſe Luft iſt Blei.
Auch ich! — auch ich! — auch ich! — hab' eine Tochter.
Ich weiß nicht wo ſie iſt. — Ach Gott, — ich weiß nicht!
(Immer beängſtigter.)
Und wenn auch ihr ſolch eine Prüfung drohte
Der Unglückſeligen, ſchutzlos Verlaſſnen!
Die Ahnung nur, — nicht überlebt' ich ſie.
— Was ſoll die Angſt!
(Er ermannt ſich.)
Graf von Oliva, Faſſung!
— Nicht ihrem erſten Blick will ich begegnen.
Wenn der Moment es fordert, tret' ich ein.
(Er geht ins Nebenzimmer.)

Zweiter Auftritt.

(Nakine, einen grünen Kranz in den Haaren, eilt hinein durch die von Hinzara geöffnete Hauptthüre. Erster Reiter folgt.)

Hinzara (an der Thüre.)
Nur hier hinein.
(Für ſich abgewendet.)
Enrico nun entdeck' ich
Was hier geſchieht. Er kommt zur rechten Zeit
(ab.)

Nadine (sich befremdet umsehend, dann mit Entsetzen.)
Wo bin ich? — Was bedeutet dieser Ort?
(Sie ruft.)
Zenner! — — Ich bin allein; — ich bin verrathen
Hülfloses Opfer schauderhafter Tücke.
(Sie ruft.)
Enrico! — Mencia! — o wehe mir!
Ich rufe Die von Denen mich ein Raum
Des höchsten Unglücks wohl auf ewig trennt,
Die nimmer meinen Angstruf hören, wie
Mein Ohr nie mehr der Vielgeliebten Stimme
Vernehmen wird.
(Verzweifelt.)
Gott! hast du mich verlassen!
(Sie sucht sich zu fassen.)
Nein, — nein, — Er hat mich nicht verlassen
— Muth.
(Sie mustert das Gemach.)
Dieß ist kein Kerker, — oder scheint es nicht.
Was hab ich auch verbrochen, wen beleidigt?
Ein Mißverständniß wohl, — Verwechslung
(Sie prüft die Umgebung.)
Zu allen Seiten Thüren. Eine wird
Mir Ausgang, oder einen Weg gewähren,
Der mich aus meiner fürchterlichen Angst,
Dem Schutz der Menschlichkeit entgegenführt

(Sie eilt an die eine Thür.)

Verſchloſſen.

(An die zweite.) Auch verſchloſſen.

(Sie eilt zur Dritten.)

Aber dieſe?

(Als ſie öffnen will, geht die Thüre auf, und Rodrigo tritt ihr daraus entgegen. Sie fährt erſchreckt zurück. Er nähert ſich ihr mit vornehmer, gebietender Haltung.)

Rodrigo.

Legt ab die Furcht. Ihr ſeid nicht an dem Orte
Den Ihr zum Ziel für Euer Glück erwählt.
Was weiß der Menſch von ſeinem Glücke? — Meiſt
Wird es da nicht gefunden wo man ſucht,
Und wieder tritt es unverhofft entgegen,
Bisweilen wenigſtens, wo man verzagt.

Nadine (ſich faſſend, mit Anſtand und Würde.)

Weiß ich von meinem Glücke wenig, — wer
Verbürgt, daß die mehr davon wiſſen, welche
Sich unberufen in mein Schickſal drängen.
Hab ich nun dieſen Ort nicht aufgeſucht,
So werde mir ein Glück nicht angezwungen,
Das ich nicht mag, vor dem mein Blut erſtarrt,
So wolle man mich dahin frei entlaſſen,
Wohin mein Herz ſich ſehnt. — Ihr kennt mein Ziel,
Weil ihr bewirket daß ich es verfehlt.

Rodrigo.

Ihr fordert, was nicht zu gewähren iſt.

Nadine (mit ſich ſteigernder Angſt.)
Welch ſchnöde Willkühr wird an mir geübt.
Darf Eure Macht mein Recht mit Füßen treten
So ſoll mein Elend Euer Mitleid regen.
Euch rüſtet die Gewalt, und ich bin hülflos.
Nur Bitten ſind und Thränen, meine Waffen.
(Sie fällt ihm zu Füßen.)
Zu Füßen lieg ich Euch, die Hände ringend
Denkt, wenn ich unwerth Eurer Gnade bin.
Der Meinen, die mein Nichterſcheinen feiern,
Die mich in dieſem Augenblicke ſehen
In Todesängſten, und vergeblich ſuchen.
(Bei den letzten Worten in heftiges Weinen ausbrechend.
Da Rodrigo ſchweigt, mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.)
Ihr ſchweigt. — Welch fürchterliche Ahnung faßt mich.
Eh Ihr mir Schmach bereitet. — Tödtet mich.
(Sie ſinkt wie zerſchmettert vor ihm zuſammen.)
Rodrigo (hat ſie mit wachſender Bewegung betrachtet
und vernommen. Dann für ſich.)
Die Stimme ſchneidet in mein Herz. — Die Züge
Verwirren mich. Sie rufen ein Gebild
Aus fernen ſchönen Tagen mir zurück.
— Nein, — es iſt nichts. — Nur Täuſchung, —
bloßes Spiel
Erhitzter Phantaſie. Des Mitleids Traumbild.
(Er geht auf Nadinen zu, ſie aufrichtend.)
Steht auf Sennora. Keine Schmach bedroht Euch.

(Er erschrickt vor seinem eigenen Worte, und spricht abgewendet für sich.)

Du lugst Rodrigo!

(Wieder zu Nakine.)

Wenigstens verbleibt
Euch Freiheit jede Schmach zurückzuweisen.
Gewalt besiegt nur Schwächen. — Ahnungen
Sind meist Betrüger. Wiedersehen sollt
Ihr Eure Freunde, wenn auch nicht sogleich.
Seid nur getrost. Ein Kranz in Eurem Haar.
Ihr habt Euch heut vermählen wollen. — Nicht so?

Nakine.

Vermählen wollt' ich mich, dem Edelsten,
Den ich so rein als unaussprechlich liebe.
Doch sein Besitz war nicht mein höchster Zweck
Nach einem andern Segensbunde strebt ich.
Mein Leben war ein thränenvolles Suchen;
Mein Sehnsuchtstraum ein nie gekanntes Gut.
In dieser Stunde sollt ich es erlangen,
Als feierlichste Weihe meines Glückes.
Und, wehe mir! indem ich freudetrunken
Das Heiligthum betreten wollte, reißet
Ein Fluch auf ewig mich davon hinweg.

Rodrigo (tief ergriffen.)

Was sagt Ihr mir? — Ihr suchtet lebenslang
Ein höchstes Gut, es heute zu gewinnen?

Das freilich iſt ein Andres. — Hatte man
Das ahnen können. — Liebes armes Kind'
(Mit tiefem Seufzer.)
Man kennt ſolch banges Suchen auch: — fürwahr'
— Was habt Ihr denn geſucht?

Nadine (im heftigſten Ausbruche.)

Den Vater

Rodrigo (fährt zurück mit dem Ausdrucke des Schreckes.)

Ha!! —

(Er ſucht ſich zu ſammeln, und ſtößt dann, ſich mühſam bezwingend, die folgenden Worte aus.)

Wie kommt es, daß Ihr mühſam ſuchen müßt
Was jeglich Kind zu haben pflegt, wenn nicht
Der Tod es früh beraubte?

Nadine (außer ſich.)

Fragt mich nicht.
Der Vater wartet meiner, — laßt mich zu ihm.

Rodrigo.

Wo wartet er?

Nadine.

Im Kloſter San Lorenzo

Rodrigo (angſtvoll gepreßt.)

Da nicht.

Nadine (dringend.)

Ich meine dort. — O laß mich hin.

Rodrigo (wie vorhin.)

Wie heißt Er?

Nadine.

Fort zu ihm' —

(Sie will forteilen.)

Rodrigo (ſie krampfhaft haltend, faſt ſchreiend.)

Wie heißt der Vater?

Nadine.

Juan Cieneros.

Rodrigo (wie niedergeſchmettert in einen Seſſel zuſammenſinkend mit lallender Stimme.)

Juan — ach! — wer hilft mir! —

Nadine (erſchreckt.)

Was iſt? — Ihr ſinkt zuſammen? — Ihr erblaßt?
Das Auge bricht Euch. —

(Auf ihn zueilend ſeine Hand faſſend.)

Kennt ihr meinen Vater?

Rodrigo (ſich mühſam ermannend und aufrichtend, ſo daß er ſteht, ſich an der Lehne des Seſſels haltend.)

Vielleicht. Juan Cieneros nannt er ſich?

Nadine (geſpannt.)

So ſagt' ich.

Rodrigo.

Laura, nannte ſich die Mutter?

Nadine.

Als Chriſtin Laura, doch zuvor Aminda,
Des Mauren Yuſuph Azis einzig Kind,
Zu Palma-Jeres in den Alpujaren.

Rodrigo (ſtammelnd.)

Der Vater — wird — Beweiſe fordern.

Nadine.

Ich

Vermag ſie zu gewähren. Neben andern

Der Brief hier —

(Sie zieht ein Papier aus der Bruſt.)

Den, dem Tode nahe ſeyen.

Die Mutter ſchrieb, — die kaum gekannte Mutter'

Mich zu beglaubigen.

Rodrigo

(mit ganzer wiedergewonnener Kraft auf ſie zuſtürzend und ihr den Brief entreißend.)

Mir her! — mir her!

(Er entfaltet das Papier, zitternd, und lieſt die erſten Zeilen.)

„Mein Juan! ich bin ſchuldlos. Die dieß bringt

Iſt meine Tochter, — iſt die Deinige."

(Er drückt heftig das Blatt an ſeine Lippen.)

Die Schrift der vielgeliebten Hand. — Sie iſt es

(Er fliegt auf Nadinen zu.)

Ich bin Dein Vater. — Du — Du! biſt mein Kind

(Er reißt ſie faſt gewaltſam in ſeine Arme.)

Nadine

(im Taumel der Ueberraſchung.)

Du — Du! — mein Vater? — Vater — Vater! — Vater!

Bin ich denn wach? — Bin ich denn noch im Leben?

(Entzückt.)

Den Vater fand ich, — es iſt Seligkeit!

(Sie birgt ihr Antlitz an Rodrigos Bruſt.)

Rodrigo.

Mein Kind! — mein ſüßes, mein gefundnes Kind!
Nach ſo viel Schmerzen dieſe Himmelswonne.

Nadine

(ſich wieder losmachend, und umher eilend, als ob ſie Jemand ſuche mit den Tönen der Freude.)

Enrico! — Mencia! — hier iſt der Vater.
Er hat mich anerkannt. O kommt herbei.

(Sie fliegt zu Rodrigo zurück, und ſinkt von neuem in ſeine Umarmungen.

Die Thüren im Hintergrunde werden plötzlich aufgeriſſen. Diener mit brennenden Kerzen in den Händen eilen hinein. Hierauf die Folgenden.)

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Don Philipp, von Hinzara eingeführt. Die Diener ziehen ſich zurück, von der Scene.)

Hinzara (demüthig.)

Hier, Königliche Hoheit.

Philipp

(beim Anblick Nadinens in Rodrigos Armen.)

Was iſt das?

(Er fährt erſtaunt zurück.)

Rodrigo

(Nadinen noch inniger ſich anſchließend.)

Es iſt mein Kind, — mein Kind! — mein Kind'' —
Es iſt.

Philipp

(ſich mit Mühe aus ſeinem Erſtaunen erholend.)

Verräther! —

Nadine (mit Abſcheu und Entſetzen.)

Du! — der Verſucher! — Vater, — rette mich.
(Sie drückt ihr Geſicht an Rodrigos Bruſt in höchſter Angſt.)

Rodrigo.

Schließ Dich nur feſt an mich; recht feſt, Nadine
Sehr mächtig iſt er, ſehr gewaltig, Kind.
Doch ich bin ja Dein Vater. Wenn er nicht
Mich etwa niederſtößt, beſchütz ich Dich.

Philipp (außer Faſſung.)

Dein Kind? — So grobe Lüge ſoll mich täuſchen?
Du wagſt, Nichtswürdiger, zu frecher Luſt
Das Zutraun des Gebieters zu mißbrauchen?
Abſcheulicher Verführer. — Fort von hier.
(Zu Nadinen, indem er ſie ihm entreißen will.)
Seid ohne Furcht, ich will Euch wohl, Sennora.
(Zu Rodrigo, immer zorniger.)
Laß Deinen Raub, ſonſt geht es an Dein Leben.

Rodrigo (zurückweichend, mit Nadinen.)
Mein Leben wenn ihr wollt. Doch nicht mein Kind.

Nadine.
O Vater, Vater, — rette mich!

Rodrigo (ihr zusprechend.)
Nur Muth!
Ich darf mein Schwert nicht ziehen wider ihn.
Doch dieser Arm der Dich umschließt, ist Stahl.

Philipp
(der einen Moment rathlos dastand.)
Wo sind die Diener?
(Er ruft.)
Sandoval! Ribeira!
(Zwei Diener des Infanten eilen hinein.)

Philipp (zu den Dienern.)
Entreißt ihm dieses Mädchen. Werft ihn nieder;
Verhaftet ihn.
(Die Diener eilen auf Rodrigo zu.)

Nadine.
Zu Hulfe! — Hülfe — Vater!

Philipp.
Schaamloses Gaukelspiel. — Schnell, — sag ich Euch
(Rodrigo schleudert mit gewaltiger Kraft die Diener zurück.)

Nadine (flehend.)
Erbarmen mit der Seelenangst des Vaters,
Mit der Verzweifelung des Kindes, Herr.

Philipp.

Zu lange währt die Frechheit.

(Zu den Dienern welche zaudern.)

Auf! — Vollendet.

(Die Diener nähern ſich wieder dem Rodrigo, er ſchließt in höchſter Angſt Nadinen an ſich, und ſchwingt ſein entblößtes Schwert.)

Rodrigo (wüthend.)

Zurück, und fürchtet den Verzweifelten.

Der iſt des Todes, der Nadinen naht.

(Die Diener weichen wieder zurück. Man hört draußen Lärm, und dazwiſchen die Stimme Enricos.)

Enrico (hinter der Scene.)

Ich will hinein. Ich muß hinein.

Nadine (aufſchreiend.)

Enrico.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen. Enrico hineinſtürzend gleich einem Raſenden, das bloße Schwert in der Fauſt. Mencia folgt ihm.)

Enrico (einſtürzend auf Rodrigo.)

Nadine! — gräßlicher Verrath! — Rodrigo!

Auswurf der Hölle. — Alles iſt entdeckt.

Nichtswürdiger Ruppler, das Dein Lohn. Fahr hin

(Er zuckt das Schwert gegen ihn. Rodrigo fängt mit ſeiner Klinge den Hieb auf. In dieſem Augenblicke entreißen ihm die Diener des Infanten Nadinen, und ſuchen ſie zu halten.)

Rodrigo (im Gefecht mit Enrico.)
Enrico — weiche von mir, — denn ſie iſt —

Nadine.

Enrico.

(Sie reißt ſich von den Dienern los, und ſtürzt zwiſchen die Fechtenden, mit dem Rufe:)

Schone! — ſchone meinen Vater

(Im nämlichen Augenblicke wird Rodrigo von Enrico hart bedrangt, und als der erſte wieder ausfällt mit dem Schwerte um Enrico zurückzuwerfen, ſtürzt ſich Nadine dazwiſchen, und in Rodrigos Schwert.)

Nadine (lautſchreiend.)
Ha durch mein Herz, des Vaters Schwert —
Enrico!

(Sie ſinkt.)

Das iſt der Tod.

Mencia
(herbeiſtürzend ſie in ihren Armen auffangend.)
Nadine! — Gott! ſie ſtirbt

(Mencia läßt Nadinen auf ein Ruhebett nieder.

Enrico iſt zurückgetaumelt. Don Philipp ſteht erſtarrt Die Diener entfliehen mit Zeichen des Entſetzens, und hinter der Scene hört man den Ruf: „Mord! Mord!“ Der wuſte Larm vieler Stimmen folgt. Rodrigos Hanben iſt das Schwert entfallen. Er blickt, wie vernichtet, auf die mit dem Tode ringende Tochter, macht fruchtloſe Verſuche zu ſprechen, zuckt aber plötzlich zuſammen, ſinkt ein in die Knie, und ſtürzt dann vorwärts über, ſo daß mit

dem Haupte und dem Antlitze nieder auf das Ruhebett fällt, und in knieender Stellung regungslos verbleibt.)

Mencia (mit Jammergeschrei.)

O Hülfe! — Habt Erbarmen! — Sie ist hin
Der Unschuld süße Blüthe, bricht der Tod

Nadine (sich noch einmal aufrichtend.)

Der Vater — schickt mich — Mutter — nimm
— mich auf.

(Sie sinkt zurück, und stirbt.)

Enrico. (in fürchterlichem Ausbruche.)

Ihr Vater ist er?

Hinzara (der bisher ohne Handlung, aber aufmerksam, aus dem Hintergrunde beobachtet hat was sich begeben, schreitet in die Mitte der Bühne, und ruft mit grimmigem Hohne.)

Ja! — der Vater ist er.

(Enrico stürzt auf Nadine zu, und auf die Knie neben ihr, so daß er am Hauptende des Ruhebettes kniet, während Rodrigo sich am Fußende befindet.)

Mencia (noch immer um Nadinen zärtlich beschäftigt, ihr Stirn und Hände küssend.)

Unglücklich Kind! Du suchtest ihn, wie treu!
Nur um an seinem Schwerte zu verbluten

Hinzara (wie zuvor.)

Sie ihn, er sie. So schließt die Rechnung sich.
Und quitt sind Alle nun: er — sie — und ich

(jubelnd.)

Mein ausgeſtoßen Volk hat Rache. — Merkt'
Unmenſchlichkeit ſtraft das Unmenſchliche.

(Tumult hinter der Scene, der immer näher und näher heranlobt.

Uzeda (noch außerhalb.)

Wo iſt der Prinz?

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen, **Uzeda**, bewaffnete Trabanten welche den ganzen Hintergrund erfüllen, mit erhobenen Hellebarden.)

Uzeda hereinſtürzend, und auf den Infanten zueilend.)

Hier iſt er. — Weg von hier
In allen Straßen ruft man Mord! und Philipp!
Das Volk drängt ſich in wilder Wuth zuſammen
Dieß Haus zu ſtürmen. Ein Gerücht geht um
Daß Eure Königliche Hoheit ſich
Hier in Gefahr des eignen Lebens finde.
Die wilde Menge muß beſchwichtigt werden
O kommen Sie, es iſt die höchſte Zeit.

Philipp (ſich, wie nach einer Betäubung wiederfindend.)

Mein Fuß klebt feſt an dieſem blut'gen Boden
Nimm dieſen Augenblick aus meinem Leben,
Ich will dafür Dir meine Krone geben.

Uzeda (immer dringender.)

Um Himmelswillen fort! — Sie wiſſen nicht
Was hier ſogleich geſchehen wird

Philipp (auf Makmens Leiche zeigend)

Sieh hin.

Uzeda (ohne die Bedeutung zu beachten, fortfahrend)

Ein Ding nicht anzusehn für Sie. Das Blut
In Ihren Adern würde stocken. — Fort.

(Er will ihn gewaltsam fortziehen, indem wird ein star-
ker Schlag an der Thüre draußen vernommen.)

Hinzara (auffahrend)

Die Inquisition.

(Er stürzt in ein Nebenzimmer.
Noch zwei Schläge folgen in abgemessenen Pausen.)

Uzeda

Es ist zu spät. Das Gräßliche tritt ein.

Sechster Auftritt.

(Die Thürflügel werden weit aufgerissen. Der Großin-
der Inquisition tritt ein, roth und schwarz, in langen
Gewändern gekleidet, einen rothen Hut mit breitem Rande
auf dem Haupte, einen weißen Stab in der Hand. Da-
rauf folgen im ähnlichen Aufzuge mit Kerzen. Bei
seinem Eintritte entblößen alle Anwesenden die Häupter und
knien, diese gesenkt, in stummem Grausen. Nächtliche
Stille.)

Official (an die Mitte der Bühne tretend)

Juan, abtrünn'ger Mönch, dein Maaß ist voll!
Das heilige Gericht verhaftet Dich.

(Da Alle schweigen, tritt Hinzara, blaß, entstellt und mit wankendem Schritte aus dem Nebengemache, und geht auf Rodrigo zu. Da er diesen anrührt, gleitet er starr nieder, mit dem Gesichte auf den Boden.)

Hinzara (dumpf.)

Ihr kommt zu spat. — denn er ist todt. — der Schmerz um seine Tochter, war sein letzter Freund.

Official.

An Sunden endet, was in Sünden lebte.
Gerichtet hat ihn Gott. Sein Staub den Winden

(Die Häscher schreiten vor, und während ein Theil der selben Rodrigo dem Anblicke entzieht, wird seine Leiche von den Uebrigen unbemerkt fortgetragen.)

Official.

Hinzara! Deiner Sunden Reihe schließt sich
Das heilige Gericht erwartet Dich.

Hinzara (wenn eine leere Phiole ins Zimmer fällt.)
Sehr wohl

(Die Häscher ergreifen ihn.)

Doch mögt ihr eilen, wenn ihr mich
Noch lebend führen wollt vor Euren Rath
Mein Gift wirkt schnell.

(Er lacht wild auf.)

Ha! Ha! — Es ist vorbei

(Indem er abgeführt wird, sinkt er todt den Häschern in die Arme. Der Official und Häscher ab mit ihm.)

Uzeda (den Prinzen fortziehend.)
Hinweg! Hinweg! — im Namen des Verwalters
Dieß iſt kein Ort für Spaniens Königserben

(Er führt den Prinzen hinweg, der Leichnam des Marſchalls wird offenbaret. Die Trabanten folgen.)

Enrico (neben Madinens Leiche.)
Fahr wohl, bekränztes Opfer reinſter Liebe!
Mit Deinem Blute weih' ich mich der Demuth.
Im Mönchsgewande ſuch ich Wilden auf
Die neue Welt, die Heiden, zu bekehren.
Daß Einer nur den Schmerz der Hoffnungsloſen
Mit Worten ewiger Verheißung ſtillt.

Mencia.
Ich, bleibe bei den Blumen deines Grabes
Ein lebend Denkmal, welke mit den Blumen
Verklärter Engel rufe mich zu Dir

(Der Vorhang fällt.)

Die Modernen.

Lustspiel in fünf Aufzügen

Perſonen.

Geheimerrath von Halbrand
Emilie ſeine Gemahlin.
Wilibald von Sendheim, Emiliens Bruder
Profeſſor Wagner, Jugendfreund Wilibalds
Graf Santarelli.
Forſtmeiſter von Buchwald, Landcavalier
Baron von Jungenheim
Lieutenant von Wangen
Aſſeſſor von Super.
Flink, ein junger Diener Emiliens
Nina, Kammermädchen Emiliens
Anton, ein alter Diener.
Ein Notar.
Kammerdiener Halbrands
Mehrere junge Herrn.
Zwei Gerichtsdiener.
Ein Jäger.
Ein Gärtner mit ſeinem Gehulfen
Damen, Gäſte, Diener.

(Scene auf einem Landhauſe des Geheimenrathes von Halbrand, vor den Thoren einer großen Haupt- und Reſidenzſtadt.)

Erſter Aufzug.

(Ein ſehr elegant ausgeſtattetes Zimmer im Landhauſe des Geheimenrathes von Halbrand. Es iſt Morgen.)

Erſter Auftritt.

Klink, Nina.

(Nina iſt beſchäftigt eine große Anzahl von Nippes aller Art die auf einem geſchmückten Tiſche zur Seite aufgeſtellt ſind, mit einem bunten Federnwedel und einer Bürſte zu reinigen. Klink in ſehr eleganter aber etwas phantaſtiſcher reicher Livrée macht ſich an einer, auf der andern Seite ſtehenden Jardiniere mit Beſorgung der Blumen zu thun, die er aus einem ſehr zierlichen Gefäße mit Waſſer beſprengt.)

Klink.

Es ſchlägt eben acht Uhr, Nina. In einer halben Stunde wird die Herrſchaft kommen um zu frühſtücken. Biſt Du bald fertig? Mich dünkt, Du kehreſt und bürſteſt ſchon eine Ewigkeit.

Nina.

Es iſt aber auch um vor Ungeduld zu weinen, alle dieſe kleinen unnützen Fläſchchen, Schränkchen, Geſtellchen, Püppchen, alle dieſe bunten flimmernden Ki-

dereien von Glas, Porzellan und Bronze alle Morgen von dem feinen Staube zu säubern, der sich in die fast unsichtbaren Fugen und Vertiefungen setzt. Diese lächerliche Mode einen täglichen Jahrmarkt auszukramen, von dem leider nichts abgesetzt, während immer neu eingekauft wird, ist nur zur Qual der Diener ersonnen.

Flink.

Rede mit mehr Respect von dem Bazar der gnädigen Frau.

Rina.

Ach! — ich wünschte den ganzen Plunder, der nur zum Reinmachen da ist, aus dem Fenster werfen zu dürfen. Mag die gnädige Frau mit allen Lieutenants der Garnison, und allen jungen Schöngeistern vom Civil Vielliebchen essen, aber dann sollte für den verpaßten ersten „guten Morgen" auch immer der letzte Verlierer, neben dem Geschenke, noch verurtheilt werden, diesen Kram täglich abzukehren, bis ein Neuer ihn ablöst.

Flink.

Diese Einrichtung dürfte keinen Widerspruch finden so lange hier elegante Gabelfrühstücke und Champagner zu finden sind.

Rina.

Unsereins möchte fragen „wie lange" denn es m

klar, daß bei dem Aufwande der hier getrieben wird der Krug nicht lange mehr zu Wasser gehen kann

Klink.

Die Göttin der Mode wird den Gott der Schätze beschwören, ihren Tempel in reichlichen Schutz zu nehmen. Dieses Haus ist der Sammelplatz aller Notabilitäten der sublimen Gesellschaft. Diplomaten, Kritiker, Philosophen, Dichter und Künstler, auch an Mystikern fehlt es uns nicht. Könnten wir die Seherin von Prevorst bekommen, wir würden uns beeilen sie zum Thee einzuladen. Neulich hatten wir auch einmal einen Geldmacher aufgefangen, dann die Menagerie complett ist, und dann — wollen wir geborgen

Nina.

Auch diese Abendzirkel die bis an den hellen Morgen dauern, sind zum verzweifeln. Was muß ich für Reden mit anhören, während ich im Nebenzimmer Limonade und Punsch eingieße. Diese Leute haben nicht Glauben und Gottesfurcht

Klink

Die sind emancipirt

Nina

Der Herr und die gnädige Frau führen auch ein dieses Wort im Munde. Anfangs meinte ich sie sprächen von einer neu erfundenen Art von Marzipan

Klink (lacht.)

Vortrefflich — Marzipan, — Manzipan, — Em
zipan, — Emanzipation.

Nina.

Zuletzt merkte ich, daß Zucker und Mandeln
dem Dinge nichts gemein haben. — Von was h
man denn Dergleichen?

Klink.

Von Wind.

Nina.

Ja so, — das hätte ich wissen können. Was
es aber damit?

Klink.

Darüber sind lange Bücher geschrieben, die aber
großen Nachtheile der Käsekrämer und Gewürzhänd
verboten sind. Danach emanzipirt man auf verſch
dene Manieren; erstlich das Fleisch.

Nina.

Als wenn es noch nicht theuer genug wäre!
aber welches?

Klink

Das eigene.

Nina (erstaunt den Wedel fallen lassend.)

Wie? —

Klink.

Man richtet sich darauf ein so schnell als mög

dem böſen Feind in die Küche zu fahren, und der ſeine Wirthſchaft allerliebſt zu finden.

Nina.

Ich kündige heute auf, und ſuche nur einen andern Dienſt.

Klink.

Dann emanzipirt man die Frauen, oder vielmehr ſie emanzipiren ſich ſelbſt.

Nina

Wie fangen ſie das an?

Klink

Sie wollen nicht mehr ordentlich heirathen und dem Manne nicht Gehorſam leiſten.

Nina

Du liebe Zeit! — wenn man nur einen hätte. Wie ſollte eine Frau, die irgend etwas auf ſich hält, ohne Mann in der Welt fortkommen.

Klink

Eine emanzipirte, vortrefflich. Sie verkleidet ſich, raucht eine Cigarre, geht in ein Kaffeehaus und trinkt eine Bowle Punſch.

Nina

Du biſt toll.

Klink.

Sie ſchreibt unmögliche Bücher die Furore machen, ſie handelt und wandelt, ſpekulirt an der Börſe, und was

bürgerliche Bedienung an, duellirt sich, reitet a
einem Miethpferde, und läßt sich einen Stutzba
stehen, wenn sie dazu natürliche Anlagen hat.

Nina.

Fi! — davon will ich nichts hören. —
Aber was sagst du zu unserem neuen Gaste?

Flink.

Dem Herrn Wilibald von Sendheim? dem Brud
der gnädigen Frau, dem unsere Herrschaft bis Ham
burg entgegengefahren ist, und mit dem sie gestei
Abends hier ankam.

Nina.

Nun ja.

Flink.

Er traf gestern so spät ein, daß ich ihn kaum gesehe

Nina.

Der junge Mann gefällt mir sehr.

Flink.

Er ist zu beneiden.

Nina.

Er soll durch die ganze Welt gereist sein.

Flink.

Er ist Naturforscher, und hat vier Jahre lang O
indien, Arabien und Persien durchzogen. Man spri
in der Stadt von den großen Sammlungen die

voraus hergesendet, und die ihm der Staat für eine ansehnliche Summe abgekauft

Nina

Er ist ohnehin schon ungeheuer reich

Klink

Große Reisen sind nicht für arme Leute

Nina

Er hat einen Mohren mit einer rothen Mütze zum Bedienten, der nur polnisch spricht

Klink.

Englisch willst Du sagen.

Nina

Das ist wohl dasselbe

Klink

Wie mans nimmt. — Hilf mir den Theetisch zurechtstellen.

(Sie besorgen den Theetisch und stellen Tassen hin.)

Nina

Klink — der Herr Bruder dürfte viel Veränderungen herbeiführen.

Klink.

Wie so?

Nina

Nun, — er sah gestern Alles so mit großen Augen an, und als er sich beurlaubte, und die Treppe zu seinem Zimmer heraufging sagte er

Flink.

Was?

Nina.

„Hm!“ — ſagte er, — „hm, — ſonderbar.“

Flink.

So?

Nina.

Und das in einem Tone.

Flink.

In welchem?

Nina.

In ſo einem gewiſſen avarten Tone.

Flink.

So wollen wir denn abwarten, ob man hier kunft
in dieſem avarten Ton aufſpielen wird.

Nina.

Ich nicht. — ich ziehe ab.

Flink.

Das wäre

Nina.

Ja wohl. Ob ich gleich geſtehe, guter Junge, daß
es mir herzlich ſchwer wird mich von Dir zu trennen

Flink.

Du biſt ſehr freundlich liebe Nina.

Nina.

Nicht als wollte ich gerade daß Du mir den Ho

machteſt. — Nein, — das iſt noch nichts für Dich Aber es iſt nicht möglich Dich zu ſehen, ohne Dich lieb zu haben.

Flink

Wirklich.

Nina.

Du warſt keinen Tag hier, und ſchon haben die Korbe. Die gnädige Frau zankt mit Allen, Du allein weißt es ihr immer recht zu machen. Der Herr nennt Dich einen Silfchen — Er hat es ſo wohl. Alle Leute haſt Du zu Freunden, wenn Du ihnen ein niedliches Räthſel biſt

Flink.

Das ſie nicht rathen ſollen — Aber ſtill — die gnädige Frau.

Zweiter Auftritt.

Emilie, die Vorigen.

Emilie (im eleganten Morgenanzuge, kommt eilig und im Geräuſch aus der Nebenthür rechts, und ſpricht zurück)

Assez, Mademoiselle Victorine, assez, — je ne le veux pas, — absolument pas — cela vous suffit

(Sie ſchlägt die Thüre zu, und kommt vor.)

Unleidlich — unerträglich!? — Nina.

11*

Nina.

Gnädige Frau.

Emilie.

Meine Toilette zurechtstellen drinnen. Ich werde mich gleich nach dem Frühstücke ankleiden.

Nicht möglich eine Stunde zu leben mit dem Bewußtsein diese Hohepriesterinmütze auf dem Kopfe zu haben

(Nina ab ins Kabinet.)

Emilie.

Welchen Duft im Zimmer' — Aurikeln. — O das ist zum Entzücken

(Sie liegt an die Jardiniere.)

Was sehe ich' — ein ganzer Flor' — welche Ueberraschung' — Flink.

Flink.

Zu Ihrer Gnaden Befehl.

Emilie.

Ist das eine Deiner Galanterien mein artiger Arabelin-Cherubin?

Flink.

Meine schöne Gebieterin hat keinen Wunsch der nicht ein Befehl ist für ihren treuen Pagen. Ich bin so glücklich gewesen Ihre Lieblingsblumen zusammen zu bringen, obgleich noch nicht ihre Zeit ist.

Emilie (giebt einen Ring vom Finger und reicht ihn ihm)

Da, Schelm, trage das als ein Andenken von mir

(Flink beugt das Knie, empfängt den Ring, und kuſt ihr die Hand.)

Du biſt der einzige Menſch hier im Hauſe, der nach meinem Willen iſt. — Ich glaube Du biſt ein freundlicher Elfe, den Titania mir gütig abgetreten, um mich für alle Tölpelhaftigkeiten dieſer linkiſchen Sklaven zu entſchädigen. Weiß ich auch nicht wem Du angehöreſt, und woher Du kommſt, gefällt mir doch eben dieſes Wunderliche, Geheimnißvolle an Dir, und ich möchte lieber alle Deine zierliche zuvorkommende Befliſſenheit verlieren, als das pikante Rathſel gelöſet ſehen, das Dich umgiebt, und ohne das Du in die Reihe gewöhnlicher Leute für mich herabſinken würdeſt. Ich verbiete Dir irgend wem über Deine früheren Zuſtände hier Rede zu ſtehen. Niemand ſoll erfahren was ich ſelbſt nicht wiſſen will.

(Blickt in den Spiegel.)

Aber nein, — das iſt nicht zum Aushalten.

Flink.

Ihro Gnaden ſind in dieſem artigen Bonnet ſchöner als jemals.

Emilie

Ha ha ha — das iſt zum Todtlachen. Es iſt abſcheulich.

Klink.

So scheint nur so. Victorine hat in dieser großen Schleife etwas Ueberflüssiges angebracht, und dadurch den naiven Effect neutralisirt. — Um Vergebung

(Er springt mit einem Satze auf ein Tabouret neben Emilien, nimmt ihr leicht und graziös eine Schleife von ihrem Kopfputze, springt hinunter und klatscht in die Hände.)

O wie bezaubernd!

Emilie.

Schalk. — Laß sehen.

(Sie tritt vor den Spiegel.)

In der That, — das ist eine andere Sache. — Man entdeckt an Dir täglich neue Eigenschaften. Aber dennoch dieser Strich fällt zu sehr ins Gesicht auf der einen Seite. — Das ist immer ein Fehler.

Klink.

Vergeben Sie. Das ist für Ihre Physiognomie der sublimste Reiz. Während das rechte schöne Auge in seiner siegreichen Klarheit hervorleuchtet, scheint ein atherischer Schleier das linke überwallen zu wollen. Ein mystischer Zug, ein Hauch von Romantik, der dem Gelden Glanzen eine schwärmerische Bedeutung giebt. Zur großen Parüre würde es nicht passen, denn sie ist officiel. Der Morgenanzug gehört der Poesie. Glückliche Victorine, ich beneide Dich um diesen kecklichen Einfall.

Emilie.

Dem Du die Pointe giebst. Sie ist Dir großen Dank schuldig. —

War mein Gemahl schon hier?

Flink.

Noch nicht. — Doch der gnädige Herr kommt so eben

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Herr von Halbrand.

(Er kommt aus der Seitenthüre links, in einem sehr bunten Schlafrock von chinesischer Seide, ein türkisches Fez von rothem Sammt auf dem Kopfe, einen Shawl von Gaschmir um den Leib, ein Tuch von ähnlicher Art um den Hals geschlungen, Purpurstiefel reich mit Gold gestickt an den Füßen.)

Halbrand (verdrießlich.)

Bon jour ma mie.

Emilie.

Guten Morgen, mein Herr.

Halbrand.

Wie finden Sie mich in diesem neuen Negligé?

Emilie.

So so.

Halbrand.

Es ist nach einem neuen pariser Modekupfer, aber ich bin getäuscht. Der feinste Gedanke wird gemein in den Händen eines deutschen Schneiders.

Emilie (mit Ironie.)

Ich beklage Sie.

Halbrand (ärgerlich.)

Beklagen' Sie wissen, daß ich das nicht leiden kann. Man macht eine erbärmliche Figur wenn man beklagt wird. Nun gehe ich den ganzen Trödel ins Feuer zu werfen.

Klink.

O wie schön' — wie schön das nun wieder ist.

Halbrand.

Schön? — finden Sie das, mein Junge? ich möchte eben, daß es mir abgeschmackt vorkomme.

Klink.

O daß ist nur weil mein Gebieter in einem turkischen Kaftan sich mit den nämlichen leichten graziösen Schritten bewegt, durch die er den Frack anzuziehen zu machen weiß.

Halbrand (geschmeichelt.)

Ist

Klink.

Diese Schritte gehören in den Salon, und für die große Gesellschaft des Abends. Da ist sie an ihrer Stelle, die schwebende, den flüchtigen Einfällen der Conversation sich anpassende Bewegung. Aber der Morgen ist es, der den Arlomb erneuert, die Gedankenfülle für den täglichen Verbrauch aus den

Tiefen der Seele zu Tage fördert. Der Gang soll diesen wichtigen Resultaten entsprechen, und seiner feierlichen Würde muß ein wallender Anzug zu Hülfe kommen, der die elastische Spannkraft kecker Genialität vorsorgend beschwichtigt.

Halbrand.

Es ist Sinn in diesen Bemerkungen.

(Er wandelt langsam und würdevoll an dem Spiegel vorüber, sich darin beschauend.)

Parole d'honneur, er hat recht.

Emilie (lacht spöttisch.)

Ha ha ha! — (für sich) das fehlte noch, daß er sich zum Kinderspott macht.

(Laut.)

Genug mein Herr, — Sie sind [illegible]. Lassen Sie uns frühstücken. — Flink — die Chokolade.

(Flink ab, Halbrand und Emilie setzen sich an den Theetisch. Flink bringt Chokolade und Bisquit, und entfernt sich wieder.)

Halbrand.

Haben Sie sich von den Anstrengungen Ihrer gestrigen Reise erholt? (Er gähnt.)

Emilie.

Zu dienen. (Sie schenkt ein.)

Halbrand.

Wir hatten schönes Wetter.

Emilie.

Ich gab nicht acht darauf.

Halbrand

Auch heut iſt ſchönes Wetter.

Emilie

Ja!

Halbrand.

Hat man ſchon die Zeitungen aus der Stadt gebracht?

Emilie.

Ohne Zweifel.

Halbrand

Wo ſind ſie denn.

Emilie

Nicht hier. Ich habe verboten ſie Ihnen beim Frühſtück zu bringen, denn es langweilt mich wenn Sie ſich damit beſchäftigen.

Halbrand

Sehr gütig. Ich will ſie aber haben.

Emilie

Sehr galant. Sie werden ſie aber nicht bekommen.

Halbrand

Warum nicht.

Emilie

Weil ich es nicht leide.

Halbrand

Bah' —

(Er dehnt ſich verdrießlich im Stuhle, und legt einen Fuß auf das Tabouret, ſeine Stiefel muſternd.)

Emilie.

Sie ſind heute angenehmend unterhaltend

Halbrand.

Sie ſehr anziehend.

Emilie.

Es iſt wahrlich Zeit, daß die Emanzipation der Frauen zu Stande kommt.

Halbrand.

Amen.

Emilie.

Sie würden dabei ſchlechte Geſchäfte machen

Halbrand.

Wie ſo?

Emilie.

Weil man bei Ihnen nicht anhält, wenn man nicht muß.

Halbrand.

Niemand muß.

Emilie.

Sehr wohl. Seien Sie nur ſo gütig mir mein Heirathsgut zurückzuzahlen.

Halbrand.

Hm. —

Emilie.

Nicht wahr? — das iſt niederſchlagend.

Halbrand.

Poſſen. — Mit Ihrer Emanzipation der Frauen Sie iſt nur möglich, wenn die Männer erſt die Rehabilitation des Fleiſches vollenden.

Emilie.

Sie durften die Sache nicht weiter bringen

Halbrand.

Meinen Sie? — Konnten ſich irren.

Emilie.

Wer maaßlos genießen will, braucht maaßloſes Geld, denn heute zu Tage kann man ohne Geld nicht einmal zur Hölle fahren. Ja dieſe ſelbſt wird täglich theurer. Wiſſen Sie auch warum?

Halbrand.

Nun?

Emilie.

Weil die Nachfrage nach Plätzen zu groß wird.

Halbrand (ſeufzet.)

Ja. — das Geld.

Emilie.

Wenn mein Bruder uns das Capital kündigt das er uns noch gelaſſen hat, — ſind wir ruinirt

Halbrand (auffahrend.)

Element. — das wäre ein verwünſchter Streich

Emilie.

Und doch zweifle ich nicht, daß er es thut.

Halbrand.

Wie?

Emilie.

Weil ich ihn kenne, und gefunden habe, daß viel-Jahre Abwesenheit, und diese großen Reisen nicht an ihm geändert, seine zeitig gefaßten Grundsätze nur befestigt haben.

Halbrand (halb scherzend.)

Diese altmodischen, philisterhaften Grundsätze. Wir müssen ihn von der Schroffheit seiner Lebensansicht überzeugen, die Nothwendigkeit einer völligen Emancipation ihm anschaulich machen, ihn einweihen zum Tempeldienst an den Altären der Sinnenwelt.

Emilie.

Es wäre vielleicht schade, wenn wir das könnten — aber rettend für uns.

Halbrand.

Schade! — Sind das noch Ihre Theorien die Sie täglich im Munde führen? — Sie sind inconsequent wie alle Frauen. Aus diesem verfaulten Geschlecht wird auch die Emancipation nichts machen. Jeder Hauch wird es zurückwehen in die Krautgarten der Sentimentalität, um — ausgelacht zu werden.

Emilie.

Lachen Sie doch mein Herr Emancipirter.

Halbrand.

Ja wohl, — lachen würde ich, — lachen Madame
wenn nicht das verwünschte Geld —

Emilie.

Da liegt der Knoten.

Halbrand.

Es verdrießt Sie also, wenn wir Ihren Bruder v
die Schule nehmen? Sehen Sie denn nicht ein, da
er unsere ganze Existenz in der großen Welt
Boden rennt, uns dem schneidendsten Ruin, —
dem größten Unglück das einem Sterblichen begegn
kann, — aussetzt, wenn es uns nicht gelingt d
zu dem Unsrigen zu machen. Ist er aber in d
Geschmack unserer Ansichten, unserer Lebensweise g
kommen; hat er sich hingegeben dem glatten
Strome den wir in vergoldeten Barken befahre
muß er mit uns ausrecht bleiben, oder mit uns u
untergehen. Seine ein kurzlich wieder sehr vermehrt
Reichthümer werden aber hinreichen uns guten Wi
zu geben, bis wir am Ende, fuß heraus —

Emilie.

Und so weiter — Man spricht nicht gern davo
Freilich sehe ich das Alles ein. Aber ich befür
die Festung wird zu stark sein für unsere Belagerun
Doch — wer Alles zu verlieren hat, muß Al
wagen. — Da ist er.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Wilibald (einen großen Strauß Feldblumen in der Hand.)

Wilibald.

Endlich aufgestanden. Guten Morgen

Emilie.

Dank lieber Wilibald.

Halbrand.

Wie geschlafen, mein Bruder?

Wilibald.

Geschlafen? ich bin so viele Stunden munter und im Freien, daß ich zurück denken muß — Vortrefflich

Emilie

Und dieser mächtige Strauß von Feldblumen wem hat ihn Deine ritterliche Galanterie bestimmt

Wilibald.

Wäre ich lieber galant als wahr, wurde ich sagen. Dir, — meine Liebe, — ob Dir wohl wenig mit diesen anspruchslosen Exemplaren gedient wäre ich gestehe aber, daß ich mir selbst mit diesen lieben Kindern des vaterländischen Frühlings ein Fest bereitet habe.

Emilie.

Du ſprichſt in Räthſeln.

Wilibald.

Die des Erathens nicht wurdig ſind. Als ich heute früh, fünf Uhr, hinunter in Euren Garten ging, wollten mir Eure Cactus, Eure Daturen und Carmelien übel gefallen. Wer die Pracht der tropiſchen Vegetation in ihrer Heimath geſehen, lächelt über die Krüppel mit denen ihr hier in Euren Garten den königlichen Lenz jener glühenden Zonen kümmerlich nachäfft, und ich wurde noch wehmüthig ebenein denn eine Sehnſucht nach jenen Zaubergefilden, die ich mit freudigem Forſchertriebe ſo oft durchſchweift, beſchlich mich.

Emilie.

Deine Rede wird Gedicht.

Halbrand.

Schon' — wieweit dieſe Blumenromantik eigentlich nicht mehr Mode iſt.

Wilibald.

Die ewig ſchaffende Natur kümmert ſich wenig um Eure Moden. — Da blicke ich über die Gartenmauer, und ſehe —

Halbrand.

O was?

Wilibald.

Einen grünen duftenden Plan, noch ungemäht und bedeckt mit zwanzig Geſchlechtern von Wieſenblumen.

Halbrand.

Ei — ei —!

Wilibald.

Ich hatte ſie ſeit Jahren nicht in ihrer vollen Blüthe geſehen, denn die Flußgebiete des Ganges und Indus zeigen eine ganz verſchiedene Flora. Aus allen dieſen Glöckchen läutete mir der Feiertagsmorgen der Erinnerung. Die holden Stunden meiner erſten Jugend, die Erfolge meiner frühеſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, wandelten wie Engel zwiſchen den Blüthen, und winkten mir zu. Ich flog hinaus. Es war ein freudiges Wiederſehen alter Freunde und Schulgenoſſen, und — ich habe den ganzen Morgen mit ihnen vertändelt.

Halbrand.

Wie idylliſch! — wenn wir nur in Arkadien wären.

Wilibald.

Ich meine, das hängt nur von uns ab

Emilie.

Es dürfte das Talent uns fehlen, mit einem ſo reichen überlegenen Geiſte, von ſo beſtimmter Richtung, dieſen Gegenſtand befriedigend zu erörtern.

Wilibald.

Ich verdiene diesen Vorwurf. Solche Dinge sind zu esoterisch um bieher zu gehören.

Apropos. — Man bietet mir ein Gut zum Kaufe an, ganz in der Nähe der Stadt. Ich möchte ein solches. Ich werde es sehen, und, wenn es mir gefällt, erwerben.

Halbrand.

Dann wirst Du die Capitalien, die Du anderwen ausstehen hast, wohl kündigen, und einziehen?

Wilibald.

Eins und das andere wenigstens.

Halbrand.

Auch wir sind Deine Schuldner, — und werden uns wohl darauf gefaßt machen müssen, — hal:

Wilibald.

halt. Dieses sieht aus, als hätte ich einen Umweg machen wollen die Kündigung einzuleiten. Ich bezwecke das aber nicht. Gerade schreite ich zum Ziele, und mitten durch.

Halbrand.

Großer Character!

Wilibald.

Was ist in dem kleinen Europa doch Alles gut. Das Capital welches Du von mir hast, brauche ich zu diesem Ankaufe zwar nicht. Damit will ich aber

nicht gesagt haben, daß ich Dir es nach Umständen nicht kundigen möchte, gleichviel ob ich es brauche oder nicht.

Emilie.

Das wäre Caprice.

Wilibold.

Nein, — es wäre Grundsatz.

Emilie (ruhig.)

Sollte uns das Unglück begegnen können, mit Deinen Grundsätzen in Widerspruch zu gerathen?

Wilibald.

Das könnte zutreffen — Sei mir nicht böse, liebe Schwester. Am Gleichgültigen werde ich still vorübergehen, denn nur ein Thor will alle Welt nach seinem Sinne. Euch liebe ich innig, und darum sage ich Euch die Wahrheit. Euer Treiben gefällt mir nicht. Doch bin ich auch tolerant. Ist denn nichts dahinter als conventionelles Mitmachen einer vorübergehenden Mode, greift es nicht tief und feindlich in Eure eigentliche Bestimmung, vergiftet es nicht Euer Heil an der Quelle, will ich darüber hinsehen. Gegentheils will und werde ich einer verderblichen unsittlichen Richtung keinen Vorschub leisten. Ich werde es für meine Pflicht halten, Ihr handelnd in den Weg zu treten, und ich werde Euch jener

Kapital kündigen, wenn ich einsehe, daß Euren Irrthümern damit ein Ende gemacht würde.

Emilie.

Du würdest uns ruiniren.

Wilibald.

Nicht doch, — ich würde Euch arrangiren

Halbrand.

Indem Du unsere Existenz in der großen Welt zertrümmerst?

Wilibald.

Diese Zertrümmerung wird mir wahrlich wenig Sorge machen.

Emilie (immer gereizter, aber gehalten.)

Mein Bruder, die große Welt verachtet nur, wer sie nicht kennt.

Wilibald.

Umgekehrt, liebe Emilie.

Emilie.

Vergieb; solche Philosophie ist, was man roher nennt, — altmodisch, — ladenhüterisch. Es gab eine Zeit wo es für geistreich galt der Sinnenwelt abzusagen, und seinen Dünkel mit Hirngespinnsten zu mästen.

Halbrand.

Ja, — diese Zeit ist vorüber. Es ist nun salonfähig die Dinge für voll zu nehmen.

Emilie.

Der Menſch hat einmal Sinne —

Halbrand.

Alſo muß er ihnen auch Nahrung geben, meinen

Emilie.

Wozu wären uns dieſe mächtigen Hebel aller irdiſchen Freuden gegeben, wenn wir ſie ertödten wollten?

Halbrand.

Und wo genöſſe man raffinirter als in der großen Welt.

Emilie.

We in dem ſteten Wechſel —

Halbrand (einfallend.)

In der nie ſich erſchöpfenden Fülle —

Emilie (einfallend.)

In unaufhörlichem Ueberbieten —

Wilibald (einfallend.)

Der Magen des Geiſtes verdorben, die überreizten Sinne abgeſtumpft, die weibliche Würde in den Wind geſchlagen, Gehalt und Ehre des Mannes mit Füßen zertreten werden.

Emilie.

Ha, welche Uebertreibung.

Wilibald.

Alſo doch nur Uebertreibungen. Und was mehr

Ihr in Eurem ſteten Wechſel, in Eurer unerſchöpflichen Fülle, in Eurem unaufhörlichen Ueberbieten — Doch wohl das Glück?

Emilie.

Nicht anders

Wilibald.

haſt Du es darin gefunden? — aber aufrichtig

Emilie.

Du biſt zu jung den Moraliſten zu machen — Ich glaube Du übernimmſt die Rolle des alten Onkels vom Lande.

Wilibald (zu Halbrand.)

haſt Du das Glück in ſolchem Treiben gefunden?

Halbrand.

Ohne Zweifel würde ich es darin finden, wenn nur ſchon die große Aufgabe der Zeit gelöſt wäre. — wenn —

Wilibald.

Der Unterſchied zwiſchen eigenem und fremdem Beſitze, zwiſchen Gut und Uebel erſt allgemein aufgehoben, die Sitte abgeſchafft, das Heilige verlaſſen die Sinne in das Verrecht ihrer maaceloſen Triebe eingeſetzt waren: — nicht wahr?

Emilie.

Wilibald! —

Wilibald.

Nur zu beweisen, daß ich nicht den alten Dukel vom Lande spiele, sondern sehr wohl weiß, woher der Wind weht, und nicht zu predigen wie dieser, vielmehr zu handeln gedenke. Wenn ein wüster Traum einen, doch nur kleinen Theil, der Gesellschaft befallen hat, mag er von Anderen ausgeträumt werden. Die von diesen Träumern nur angeboren werde ich wecken, selbst unsanft wecken, wenn es noth thut.

Emilie.

Und wer lehrt Dich solche Weisheit bei so armen Jahren?

Wilibald.

Die Natur, an deren Busen ich groß gewachsen.

Emilie.

Die Zeit ist verbraucht, da man mit sterbenden Quellen und liebendem Laube Zwiegespräche hielt.

Halbrand.

In Dampfschiffen und auf Eisenbahnen fahr man heute achtlos an der Natur vorbei.

Menschen sind es, Menschen, die vielbewegte Gesellschaft, an die sich der hellsehende Sohn dieser reifen Zeit wenden muß, um die große Aufgabe der Gegenwart —

Wilibald.

Haben wir dieſe große Aufgabe doch ſchon wieder. Bereits vorhin gedachteſt Du ihrer mit einem „Wenn.“ Ihr die Ihr nicht müde werdet von der neſen Ironie zu reden, die in Alles zu legen das die heutigen Zuſtände Euch bieten, Ihr Euch das vracioſe Air gebt, ſeid Ihr denn ſo blind nicht einzuſehen, daß eben in dieſem Wenn die gewaltigſte, gegen Euch ſelbſt gerichtete Ironie liegt? — Gut dann, — ich überlaſſe Euch vorläufig die große Aufgabe; das Wenn aber, behalte ich mir vor, und ich meine, daß es Gewicht haben ſoll, ſofern ich ſie nothig halte es in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Emilie.

Laſſen wir dies peinliche Geſpräch. Wir werden uns vielleicht beſſer verſtehen, iſt es Dir erſt gelungen unſere gegenwärtigen Zuſtände zu durchdringen. Lebe und genieße einige Zeit mit uns. Und um Dich völlig mit uns und unſeren Richtungen zu verſöhnen, mag eine glänzende Heirath mit einer reizenden, zeitgemäß gebildeten Frau am wirkſamſten werden.

Wilibald.

Heirath? — Bemüht Euch nicht. — Eure mit Steinkohlendampf der ſchlüpfrigen Tagesliteratur geheizten Treibhäuſer gewähren nicht was meinem Herzen entſpricht.

Emilie.

Unſere Literatur hat geniale Producte, unſere große Geſellſchaft reiche Erbinnen genug. Was will man mehr? Ich will Dich mit den brillanteſten bekannt machen.

Wilibald

(ernſt und ſcharf, faſt verletzt.)

Du wirſt das zu unterlaſſen haben, denn ich wills anders. Beiſpiele liegen mir nicht fern, daß die Zerriſſenheit, der Egoismus, die ſchwelgende Genußluſt der heutigen, bunt übermalten Welt, in dem wichtigſten Schritte des Lebens nur eine Spe culation ſieht. Es giebt aber nichts, das ich mehr und tiefer verachte. Meine Wahl kann nur die Uebereinſtimmung der Gefühle entſcheiden. Aus den Händen der Natur, nicht der Verrenkung begehre ich meine Gattin.

Emilie

(heftig und im Zorn auffahrend.)

Ha! Wilibald!

(Sie faßt ſich ſchnell, — bitter und ſcharf.)

Uebereinſtimmung der Gefühle! — die alte Fabel! die Quelle der empfindlichſten Täuſchungen.

Wilibald (ſieht ſie groß an.)

Arme Schweſter!! — (milder.)

Sei unbeſorgt. Ich werde mich nicht täuſchen

Mein Auge wird das Mark des Herzens zu finden wissen, und wo ich wähle, in meinem Sinne, werde ich nur das Trefflichste wählen. — Genug. — Ueber diesen Gegenstand darf nie mehr mit mir gesprochen werden.

Lebt wohl. — Auf Wiedersehen.

Halbrand.

Ich hoffe Du bist nicht empfindlich. Wir meinten es nicht bös'. — Wohin?

Wilibald.

Empfindlich? — nein — nein. — Ich reite nach dem Gute das ich kaufen will. In wenig Stunden bin ich wieder bei Euch.

Halbrand.

Darum wirst Du ausdrücklich und angelegentlich gebeten. Wir haben heute Abend einen Ball veranstaltet Deine Ankunft zu feiern. Die eleganteste Gesellschaft der Stadt ist eingeladen. Du darfst uns nicht fehlen.

Wilibald.

Ist zwar nicht mein Geschmack, indessen, Ihr habt es gut gemeint. Rechnet auf mich. Also bis zum guten Morgen.

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Halbrand, Emilie.

Halbrand.

Was sagen Sie? — Ihn wollten wir in die Schule nehmen, und er hat uns eine Lection gegeben.

Emilie (heftig aufbrechend.)

Abscheulich! — ich bin fürchterlich beleidigt, ich will mich rächen.

Halbrand.

Was Sie nur wieder haben mögen.

Emilie.

Uebereinstimmung der Gefühle! — Er wagt dar auf zu pochen? — Das ist nicht zum Ertragen. Die Polizei müßte solchen beleidigenden Unsinn verbieten. Denn, sehen Sie, — es wäre zum Rasend werden, wenn es wirklich dergleichen gäbe. Tausende hätten ihren letzten Haltpunkt verloren, geriethen in grenzenlose Verzweiflung durch die schauderhafte Erkenntniß ihrer zeitlich und ewiglich verfehlten ganzen Existenz.

Halbrand.

Ach! plagen Sie sich nicht mit solchen Grillen.

Emilie.

Grillen! — Sie reden wie Sie es verstehen. Und wie er vornehm mitleidig auf mich niedersah

Er — auf mich. Als wenn er das große Vorrecht der Sympathie ausſchließlich beſäße, und wir alle verlorne Sünder wären. — „Arme Schweſter!“ Warte Knabe, das ſollſt Du büßen.

(Sie ruft.)

Flink! —

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. — Flink.

Flink.

Ich erwarte Ihre Befehle.

Emilie (nachdem ſie ihn einen Augenblick ſcharf angeſehen)

Du biſt hübſch. Man könnte Dich ſchön nennen, wareſt Du für einen Knaben von fünfzehn Jahren nicht zu mädchenhaft. Aber reizend wäreſt Du im Kleide und im Schmucke der Weiber.

Flink (erſchrickt.)

Gnädige Frau.

Emilie.

Erröthe nicht mein Kind. — Du kannſt mir einen großen Dienſt erweiſen. Heute Abend erſcheinſt Du auf dem Balle als Dame, zierlich, prächtig coſtümirt, verdrehſt allen Männern die Köpfe, vor Allen Einem, den ich Dir noch bezeichnen will.

Flink.

Erbarmen! — damit verſchonen ſie mich

Emilie.

Bubenhaftes Wichtigthun.

Flink.

Nicht das. Aber um Alles das Ihnen werth iſt erſparen Sie mir ſolche Prüfung.

Halbrand.

O laſſen Sie ihn.

Emilie.

Nicht um die Welt. Noch mehr. Auch die nächſten Tage mußt Du in ſolcher Verkleidung als weiblicher Gaſt erſcheinen. Ich werde veranſtalten, daß Niemand von unſern Leuten Dich verrathe

Flink.

Eher ſterben.

Emilie.

Was iſt dabei ſo Beſonderes. Iſt das Deine Treue, Deine Bereitwilligkeit, ungezogenes Kind Dieſen Scherz, bei dem Du nichts zu wagen hast, laſſe ich mir nicht vereiteln

Flink (hadernngend).

Wehe mir!

Halbrand

Wozu das aber?

Emilie.

Wozu? Unseren großen Philosophen zu beschämen, der nie zu täuschen ist, alle Sinnlichkeit, allen Schein neben seinen erhabenen Grundsätzen verachtet. Der nun den Weibern sich zuwendet ohne weltliche Absichten, nur aus platonischer Uebereinstimmung der Gefühle. Er soll ein Geschöpf sehen, das ihm den hochweisen Kopf beim ersten Angriffe verdreht, das ihn im Schimmer einer reichen Erbin doppelt anlockt, und wenn er schmilzt in Entzücken zu dessen Füßen, will ich hohnlachend ausrufen: Deine Sympathie ist eine Narrheit, Deine Verachtung weltlicher Vortheile bei Deiner Wahl, eine Lüge. Deine Sinne haben begehrt, — Dein Eigennutz hat geworben, und Dein Auge, das nie zu täuschen ist, das das Mark des Herzens zu finden weiß, hat sich — in einen Kasten vergafft.

Halbrand.

Madame, Sie sind furchterlich.

Emilie.

Nicht wahr mein Herr? — nicht wahr? Genug davon. Flink — ich fordere Deinen Gehorsam, oder Du verlässest augenblicklich dieses Haus. Ich gehe Deine Parure verrichten zu lassen. In einer Stunde findest Du mich in meinem Kabinet, wo ich

Dir Deine Rolle einüben werde — Kommen Sie Herr Gemahl.

(Emilie und Halbrand ab.)

Klinf (allein.)

Wie wird mir? — der Boden wankt unter meinen Füßen. — Wohin wende ich mich in meiner Angst —

Doch halt' — was durchleuchtet meine erbangende Seele wie ein Sonnenstrahl. — Gegen wen ist dieses unwürdige Spiel gerichtet? — Mir ist es klar. Gegen Ihn, der in der Würde der Tugend ihren Wahn zu Boden warf. — Ich horchte nicht aber mein Dienst im Vorzimmer zwang mich dieses Gespräch zu hören. —

So sei es denn — Schreibt mir nur meine Rolle vor. Wo es gilt, werde ich keine andere darstellen als die wahr und treu aus meiner hoffenden Seele kommt, und während ihr wähnt ich diente in verrätherischer Bestissenheit euren sündlichen Zwecken, erwirbt sich vielleicht meine bußende Unschuld in dieser Noth einen edelmüthigen Retter. (geht ab.)

Zweiter Aufzug.

(Elegantes Zimmer vor einem Tanzſaale, worin der Ball mit Muſik in vollem Gang iſt. Glänzende Erleuchtung. Die Muſik muß entfernt genug ſein, den Dialog nicht zu ſtören.)

Erſter Auftritt.

(Aſſeſſor von Super ſitzt im Vordergrunde auf einem Seſſel in tiefen Gedanken verſunken, gerade und ſteif. Baron von Jungenheim, Lieutenant von Wangen und noch mehrere andere Elegants, alle ſehr modiſch, ballmäßig coſtümirt, und aufgeregt, kommen aus dem Ballſaale, deſſen Thüren weit geöffnet ſind.)

Jungenheim (declamirend.)

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.

(Er ſieht den Aſſeſſor von Super, fährt auf ihn zu und ſchüttelt ihn.)

Hör' — Du mußt mir die Dirne ſchaffen.

Super (erſchreckt und linkiſch auffahrend.)

Sind ſie beſeſſen.

Jungenheim (lacht aus vollem Halse.)

Ha ha ha — das ist es ja eben, daß ich besessen bin, denn ich empfand mich in diesem Augenblicke als Faust, und hielt sie für den Mephistopheles. Ich hoffe Sie finden das natürlich. Wir haben heute Walpurgis, und es scheint in der That, bei diesem Blocksbergfeste sei Ihnen „winterlich zu Leibe."

Super.

Ich könnte mich durch Ihren Ausfall beleidigt halten, wenn nicht Demuth und Milde die unabweichbaren Richtungen meines Handelns wären. Geben Sie, und stören Sie nicht meine Betrachtungen durch Thorheit, und Ihre gewöhnlichen Tiraden aus dem sinnhaftesten Werke jenes Dichters, der allen frommen Seelen ein Scheuel und Greuel ist.

Wangen.

Man geht nicht auf den Ball um einsame Betrachtungen anzustellen.

Ein Anderer.

Das hieße die Eule unter die Krähen bringen.

Ein Zweiter.

Oder Moses unter die Propheten.

(Alle lachen.)

Super (mit einem tiefen Seufzer.)

Die ewige Güte vergebe Ihnen solche Lästerungen

Jungenheim.

Still Kinder, still. So sagen Sie uns doch Super was Sie hier zu betrachten finden, während wir alle um das Licht schwärmen, an dem wir die Flügel uns bereits verbrannt.

Super.

Das gewöhnliche Ergebniß der Sünde.

Wangen.

Wieder einmal Sünde? — Sind Sie frei davon?

Super (wieder seufzend).

Leider nein, aber ich suche die Lockungen auf wie das Kind den Weisheitszahn, um den Gaumen daran zu reiben, damit der eigne Zahn zum Durchbruch komme.

Einer der Elegants.

Welcher Unsinn. (Alle lachen.)

Jungenheim (ironisch.)

Laßt das Kinder. — das ist für Euch zu sublim. Ihr habt keinen Begriff davon, wie viele Weisheitszähne solch ein Kind erst abglätten muß, ehe es zum eigenen Weisheitszahne gelangt. Wir aber verstehen uns schon, mein lieber Super.

Super.

Nichts von Weisheit, denn sie ist eitel. Uebrigens haben Sie eiteln Verstand genug, wenn Sie nur eben so viel Glauben hätten.

Jungenheim.

Theuerster! werden Sie denn nicht endlich einsehen, daß dieses schon wieder die Mode von gestern ist.

Super.

Freilich, die neueste Mode ist immer die Sünde.

Jungenheim.

Wenn es Ihnen gefiele, nur einigermaßen mit der Zeit mitzugehen, wüßten Sie bereits, daß es keine Sünde giebt. Den alten Popanz hat man in die Kinderstube verwiesen. Die Sinne fordern endlich ein Recht, das ihnen zu lange unter allerlei politischen Vorspiegelungen unterschlagen worden. Die Emanzipation ist das Gesetz der jungen Welt.

Super (steht vom Stuhle auf.)

Empfehle mich (will gehen.)

Wangen.

Wohin? — wohin?

Super.

Eine einsame Stelle im mondbeglänzten Frühlingsgarten zu finden, um über die Eitelkeiten der Welt zu seufzen.

Jungenheim.

Nein, — wer sich unter die Wölfe mischt, muß heulen. — Fort mit Ihnen in den Saal, denn gehen Sie Super, da finden Sie eben den rechten

Wolfszahn für einen ſo breiten Gaumen, als den Ihrigen. Die vortrefflichſte Anfechtung, die Sie ſich wünſchen können.

Super (neugierig)

Wie? — wo?

Jungenheim.

Kommen Sie her.

(Er ſtellt ihn mit dem Geſichte gegen den offenen Saal.)

Sehen Sie dort eine junge Dame in Rosa, weiße Blumen und Perlen im Haar. Sie pauſiert eben im Walzer. — He Freundchen, He?

Super

(hat ſeine Brille aufgeſetzt, und ſieht ſtarr und gespannt in den Saal. Er wird dabei immer länger und übergebogener.)

Ha! — Hm! —

Jungenheim (zu den Andern.)

Es lebe Tartuffe! Er zieht ſich immer länger und länger. Die ganze abgemagerte Geſtalt wird ſich zu einer Boa constricter ausdehnen, und ſich in den Saal hinein, der neuen Eva vor die Füße ſchauen

Wangen.

Sie kann, in ſolchem Falle, von Gluck ſagen, daß man dort nur Gefrornes, und nicht Aertel herumreicht.

Jungenheim (auf die Schulter ſchlagend.)

Eh bien mon cher? —

Super.

Eine ausnehmend ſchöne, magdliche Jungfrau Ich habe ſie noch nicht geſehen. — Wo kommt ſie her? Wer iſt ſie?

Jungenheim.

Wo ſie herkommt? — Was kümmert uns das Sie iſt hier. — Geſehen haben wir Alle ſie heute zum erſtenmale. — Wer ſie iſt? — Ein Fräulein von Lindenfeld, eben zum Beſuche bei Frau von Halbrand.

Super.

Will ſehen, ob mich einer ihr vorſtellen will.

(Er fährt ungelenkig in den Saal.)

Jungenheim (ihm nachſehend.)

Armes Kind! Dein Zahn ſitzt noch viel feſter im Gaumen als du meinen magſt. — Seht, — ſo ſind alle dieſes Gelichters. Wir ſind darüber hinaus, wir Andern.

(Er wirft ſich in den Sopha, halb liegend mit dem Lorgnon in den Saal ſehend.)

Richtig, Frau von Halbrand muß ihn ihr vorſtellen. — Schneidet verzweifelte Bücklinge. — Wird ſie bekehren wollen. — Aber, nicht wahr Kinder, dieß Mädchen iſt entzückend

Wangen.

Bezaubernd.

(Sie ſetzen ſich Alle.)

Jungenheim.

Seht das macht, weil ſie keine Drahtpuppe unſerer heutigen Mädchenſchulen iſt, wie die Uebrigen dort.

(Die Muſik und der Tanz im Saale haben geendet. Viele junge Damen in glänzenden Ballanzügen kommen herein, und ſcheinen Plätze zu ſuchen, ſich niederzulaſſen. Die jungen Herren erheben ſich nicht. Jungenheim legt ſich beinahe ganz auf den Sopha, die Damen mit vornehmer Geringſchätzung durch die Gläſer betrachtend. Dieſe bemerken es, flüſtern unter ſich, und kehren ſofort in den Saal zurück.)

Wangen.

Baron, Du biſt grob.

Jungenheim.

Das iſt die neuſte Mode, Kinder. Jene fade Galanterie iſt in die Rumpelkammer gekommen, und dieſe kleinen verbildeten Prüden verdienen nichts Beſſeres, die es für Hochverrath anſehen, wenn ein Mann ſie mit etwas Anderem anredet, als: „es iſt hier ſehr warm, gnädiges Fräulein:“ — oder dieſer Saal zeigt eine ſchöne Beleuchtung.“ — Für einen Hochverrath, oder Heirathsantrag. — Bah! — ich habe die Maxime ihnen eine ſouveraine Verachtung zu zeigen.

Wangen.

Das iſt grauſam.

Jungenheim.

Immerhin. Und wie ſie grüßen, wenn man ihnen begegnet. Hofrathstöchter gleich Prinzeſſinnen, — die in der That zehnmal höflicher ſind. Kaum das leere Köpfchen zum Nicken bequemend, kaum mit den Augen winkend. So ſtreng und ſchnöde abweiſend. — Mir kommt das freilich nicht vor, denn ich rücke nicht den Hut für Teufelchen.

Einer der Elegants.

Sind doch hübſche Kinder mitunter.

Jungenheim.

So?

Ein Zweiter.

Da iſt Fräulein Spitz, eine allerliebſte Perſon, lernt engliſch.

Jungenheim.

Indifferent. Kein Vermögen.

Erſter.

Die Liebe frägt nicht nach dem Gelde.

Jungenheim.

Die Liebe? — Nein. Die Heirath jetzt allezeit. Wenn man ſich mit einer Frau ſolcher Art langweilen ſoll, muß ſie die Aufopferung wenigſtens bezahlen. **Point d'argent, point de Suisses.**

(Steht auf.)

Kommt man ſtellt ſich zum Contretanz, ſo ſind ſie

dieſem Mädchen aus der Fremde, das, wie ich höre auch ſechstauſend Thaler jährliche Renten mitbringt, — dem Fräulein von Lindenfeld, die Hand zu geben.

(Sie gehen in den Saal, wo Muſik und Tanz wieder beginnt.)

Zweiter Auftritt.

Wilibald, Profeſſor Wagner (beide ballmäßig aber anſpruchlos gekleidet, kommen aus dem Saale, in lebhaftem Geſpräch.)

Wagner.

Verſtehe mich recht, lieber Freund. Ich will Dir gern zugeben, daß unſere heutigen geſelligen Zuſtände innerlich zerriſſen ſind, daß deßhalb auch die ſchöne Form des Umganges meiſt zerfallen iſt.

Wilibald.

Und dennoch ſoll es mir bei Euch gefallen?

Wagner.

Wer verlangt das. Es gefällt ſich heute eigentlich Niemand, ſelbſt in dem bunteſten Treiben der Welt. Aber der harmoniſch geſtimmte Geiſt darf ſich von Mißtönen in ſeiner Nähe nicht ſelbſt verſtimmen laſſen. Ich dürfte Dir ſagen, Du möchteſt über den gegenwärtigen Richtungen ſchweben, wenn —

Wilibald (lächelnd einfallend.)

Du nicht wüßteſt, daß Solches ſo leicht ſich nicht macht, als Manche meinen.

Wagner.

Darum bleibe feſt auf den Füßen, aber in Deinem eigenen Schwerpunkte. Wenn Du ſiehſt, daß Egoismus, Materialism, Verleugnung des Heiligſten aus purer lachender Verzweiflung, maasloſe Genußluſt, um die unbefriedigte Sehnſucht nach geträumten, aber unpraktikalen Lebenscombinationen zu betäuben, die Menge der Ueberbildeten, oder einſeitig Gebildeten auf ihren Pfaden dahinreißt, tritt Du zur Seite, ein aufgeweckter Beobachter, hilf, wo Du kannſt, tröſte, wo Du darfſt, rette, wo Du ſollſt. Bilde in der Epoche, da Alles Partei iſt, Deine eigene. Dann wird Dich die Siſyphus-Arbeit der Andern wenig kümmern. Du wirſt finden, daß man nicht blos in der Stille der Hochebene von Tibet, daß man auch bei uns glücklich ſein kann.

Wilibald.

Ich höre den alten freundlichen Mahner und Tröſter unſerer Schul- und Univerſitätsjahre, und auch Dieſesmal ſollſt Du recht haben. Noch mehr, ich will Dir ſagen, daß ich mich bereits zu ſolcher Selbſtbeſtimmung eingerichtet habe.

Wagner.

Trefflich. — Aber wie das? — Daß wir beide uns nicht mehr trennen, bedinge ich voraus

Wilibald.

Gewiß nicht. Schlage meine Verstimmung nicht zu hoch an. Ein Gespräch heut früh mit meiner Schwester, das mir einen Blick in die trost- und anhaltlosen Zustände meiner Nächsten gewährte, traf mich schon schmerzlich. Völlig wund fühlte ich mich aber, als Emilie zuletzt im Ernste darauf hinausging, mich verheirathen zu wollen, ungefähr auf die Weise, wie man an der Börse speculirt. Das gab eine Dissonanz in meinem geheimsten Gemüthsleben, und ich brauchte einen Wundenbalsam, den ich zum Glücke fand.

Wagner.

Wo?

Wilibald.

Ich ritt unmuthig, ein Landgut in der Nähe zu besehen, das zu verkaufen steht. Was fand ich? — Ein Paradies, und die billigsten Bedingungen. In einer halben Stunde war der erheiternde Kauf geschlossen, und — damit wäre der Platz zur Seite des allgemeinen Pfades gefunden, von dem Du sprachst.

Wagner.

Dann hatte ich meine Moral sparen können.

Wilibald.

Nein. — Sie war geeignet ein Traumbild von Glück völlig in mir auszubilden, — das —

(Er hält ein.)

Wagner.

Welches?

Wilibald.

Ich habe noch nie an Heirath gedacht, habe noch nie wahrhaft geliebt. Emiliens Aeußerung, die mich Anfangs so empfindlich traf, gewann in jener entzückenden Gegend einen harmonischen Nachklang. — Eine Sehnsucht der süßesten Art ging in mir auf. Als ich mich in meinem neuen Eigenthume umschaute, gestand ich mir, dieser holde Aufenthalt werde erst schön sein, wenn — ein geliebtes Wesen, treu meinen Ansichten und Gefühlen, ihn mit mir theilte. — Ich beschloß, daß es so sein solle.

Wagner (rasch und freudig.)

Und Du hast gewählt.

Wilibald.

Gewählt? — nein, eigentlich noch nicht. Aber ich fühle, bänglich froh, wie das Auge der Wahl nun auch mir aufgegangen; wie der bisher verschlossene geheimste Schrein meines Herzens von einer höhern Hand eben geöffnet ist, ein Heiligthum zu empfangen. — Ich —

Was iſt das?

(Man hört im Saale ein lautes Klatſchen unter dem Schalle von Trompeten und Hoboen. Der Contretanz zeigt eine maleriſche balletartige Gruppe. Klink, als Fräulein von Lindenfeld in prächtigem Ballanzuge in der Mitte. Im nächſten Moment geht die Muſik in die gewöhnliche Gänge über, und die Touren des Tanzes verſchlingen ſich wieder.)

Wilibald (überraſcht.)

Ah' —

Wagner.

Manſträtenſion am unrechten Orte

Wilibald.

Aber jenes Mädchen iſt ſchön.

Wagner.

Fräulein von Lindenfeld, höre ich.

Wilibald.

Eine Bekannte meiner Schweſter, bei ihr zum Beſuche.

Wagner.

Ich verſäumte den Augenblick ihr vorgeſtellt zu werden. Ein ſolcher Ausdruck edler Natur, und jungfräulicher Würde iſt hier lange nicht geſehen

Wilibald.

Was dir verſagt geblieben, iſt mir zu theil geworden. Wir ſprachen uns eine halbe Stunde vor dem Tanze. Nichts beſonderes eben, und doch —

werde ich es nicht vergessen. — Es war Zeit darin. Mich rührte etwas dabei, ich weiß nicht was

Wagner.

Der Tanz endet. Ich benutze den Augenblick mich still zu entfernen. Lebwohl. — Auf Wiedersehen morgen.

(Er geht ab. Wildbald tritt zur Seite, die Komödianten unbemerkt zu beobachten. Die Musik schweigt.)

Dritter Auftritt.

(Klink als Fräulein von Lindenfeld, geführt von Jungenheim, Wangen und die anderen jungen Herren aus dem ersten Auftritte folgen.)

Wangen

Solchen Tanz hat man niemals gesehen

Ein Anderer

Es war zum Entzücken.

Ein Dritter

Es war wie ein schöner Traum

Jungenheim (geleitet Klink zum Sessel)

Holdes Fräulein, Sie sind eine Hexe, die Sache ist zu verbriefen.

Klink.

Nein, mein Herr, wäre ich solche, verzauberte ich Ihre Lippen, um Ihren unverdienten Schmeicheleien

überhoben zu ſein, oder ich winkte meinen Drachenwagen herbei, Ihnen durch die Luft zu entfliehen.

Die jungen Herren (durcheinander.)

Ah! — ſuperb, — fein bemerkt, — witzig — pikant.

(Bediente erſcheinen mit Thee und Backwerk, und präſentiren dem Flink, — der Thee nimmt.)

Wangen (zu Jungenheim leiſe.)

Aber ſage mir nur, iſt es möglich dieſer Armuth zu widerſtehen?

Jungenheim.

Nicht möglich, aber laßt Euch die Luſt vergehen, denn dieſesmal erobere ich die Schöne und ihre ſechstauſend Thaler Rente.

(Flink erhebt ſich, die leere Taſſe wegzuſetzen. Jungenheim und die übrigen Herrn fliegen herbei, ſie ihm abzunehmen. Indem ſich Jeder der Taſſe bemeiſtern will, entſteht ein Gedränge.)

Wangen.

Ich.

Jungenheim.

Ich.

Die Uebrigen (durcheinander.)

Ich — Ich — Ich — Ich.

Jungenheim

(wirft ſie lachend zu Boden, bemächtigt ſich der Taſſe, und er triumphirend entfernt.)

Halt, das iſt mein Recht, ſchöne Zauberin
(Er ſetzt die Taſſe auf einen Seitentiſch.)

Wilibald (für ſich.)

Welch ein Betragen!

Klink (empfindlich.)

Recht? — ich ſehe nur Gewalt, und finde nir
hier noch übler angebracht als irgendwo ſonſt

Jungenheim.

Ach! — Sie wollen den weiblichen Paris machen
und nach eigenem Belieben die goldenen Aepfel ans
theilen? — Sehen Sie, auf ſolche Weiſe wird das
Ding ein Apfel der Zwietracht. Ueberlaſſen Sie
der Stärke den kecken Raub. Sie werden dabei am
ſicherſten fahren.

Wilibald (für ſich.)

Welche Rohheit!

Jungenheim.

Aber mit Erlaubniß ſchönes Fräulein, ſetzen
wir uns.

(Auf dieſes Wort eilt Wangen ſich neben Klink auf ein
Sopha zu ſetzen, die Uebrigen nehmen mit gleicher Schnel
ligkeit auf den umherſtehenden Stühlen Platz, ſo daß nur
Jungenheim, der ſich einen Moment verſpätet hat, kein
Sitz übrig bleibt. Sie lachen laut, und ſchadenfroh
Damen, die im Hintergrunde hin und wieder gehen, bea
achten flüſternd unter ſich die Scene.)

Jungenheim

So? Ihr wollt meinen Sieg von vorhin an mir rächen. Vergebliche Mühe. Ich zeige gleich, daß ich dennoch gewonnen habe. Zu den Füßen der Dame ist der beste Platz für ihren Ritter.

(Er setzt sich auf den Teppich zu Flinks Füßen.)

Flink (aufstehend.)

Mein Herr, — diese Höflichkeit ist zu neu, um mich nicht zu frappiren, — zu vertraulich, um geduldet zu werden. — Stehen Sie auf.

Jungenheim.

Nicht doch. — Das geschieht in London in der ansehnlichsten Gesellschaft alle Tage. — Und vertraulich, — warum denn nicht? — He?

Flink (entrüstet)

So muß ich mich entfernen, denn ich werde solche Unziemlichkeiten nicht gestatten.

(Will gehen, wird aber von Jungenheim bei der Hand zurückgehalten, die er küßt.)

Jungenheim.

Unmöglich. Die Königin der Schönheit muß sich daran gewöhnen im Staube verehrt zu werden, bis —

Alle Uebrigen (lachend)

Bis? —

Klink.

Das iſt zu viel. Laſſen Sie mich. Kommt denn Niemand, mich zu ſchützen.

Wilibald

(vortretend, beſtimmt, aber gemäßigt.)

Bleiben Sie auf, mein Herr.

Jungenheim

(halb liegend auf eine Hand geſtützt und ſpöttiſch zu ihm aufblickend.)

Die Aufforderung iſt kurzweilig.

Wilibald.

So bleiben Sie ſitzen, mein Herr.

(Tritt auf Klink zu, den Arm bietend.)

Darf ich die Ehre haben, mein Fräulein, Sie an einen andern Platz zu führen, wo die Bewunderung, die Sie erregen, wenigſtens nicht beläſtigt und beleidigt.

(Er will Klink wegführen.)

Jungenheim

(ſpringt auf, und vertritt ihm den Weg.)

Mein Herr, was unterſtehen Sie ſich? Sie ſind der beleidigt.

Wilibald.

Wenigſtens nicht dieſe Dame.

Jungenheim

Aber mich, — mich —

Wilibald.

Das beklage ich.

Jungenheim.

Ich bitte mir eine Erklärung aus.

Wilibald.

Ich habe keine zu geben.

Jungenheim.

Man sieht, daß Sie in der Wildniß die Manieren der civilisirten Welt verlernt.

Wilibald.

Entschuldigen Sie. Ihre Manieren sind der Wildniß so angemessen, daß ich mich recht wohl darin zu finden weiß.

Jungenheim.

Wohlan, Sie werden mein Kartel empfangen. Wir schießen uns morgen Abend.

Wilibald.

Nein, morgen werden wir uns nicht schießen.

Jungenheim.

Ha! — Anmaßungen und Poltronerie sind freilich immer in Gemeinschaft. — Warum wollen Sie sich morgen mit mir nicht schießen?

Wilibald (bestimmt.)

Weil das heute, weil das sogleich geschehen soll. — Wir haben Vollmond. Kommen Sie mit

mir in den Garten. Mein Diener folgt mit den Pistolen.

Jungenheim.

Mein Herr, ich habe zu bestimmen, ich bin der Beleidigte.

Wilibald.

Sie sind es nicht. Sie haben mich zuletzt einen Poltron genannt, das Recht ist auf meiner Seite.

Jungenheim (außer Fassung.)

Das ist nicht wahr, — das ist —

Wilibald.

So wahr als einfach. — Ich that, was ich mußte, als ich im Hause meiner Schwester dieser Dame den Schutz gewährte, den sie forderte. Sie setzten dem absichtlich eine Beschimpfung entgegen, und die Folge ergiebt sich von selbst.

Jungenheim.

Ich lasse mir keine Regeln vorschreiben. Morgen, mein Herr, — morgen.

Wilibald.

Heute, — oder ich gebe Ihnen die Anmaßung und Poltronerie zurück. — Kommen Sie. —

Jungenheim (in peinlicher Verlegenheit.)

Das ist Gewalt — das ist —

Wilibald (zu Wangen.)

Möchten Sie mir wohl gütigst Ihren Pendant

gewähren, dieſen Cavalier zu ſeiner Schuldigkeit zu diſponiren.

Wangen.

Mit vielem Vergnügen will ich Ihnen ſecundiren.

Jungenheim.

Vergnügen! — Der Treuloſe.

Wangen.

Lieber Jungenheim, in der That, hier iſt kein Ausweg. Entweder Du ſchießeſt Dich ſogleich mit Herrn von Sendheim, oder leiſteſt Abbitte. Wer morgen Courage haben will, in das kleine ſchwarze Loch zu ſchauen, dem darf ſie auch heute nicht fehlen.

Die Uebrigen.

Ja, das iſt wahr.

Der Eine (zum Andern.)

Es geſchieht ihm ſchon recht, daß er an den rechten Mann kommt. Er hat uns genug tyraniſirt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Halbrand.

Halbrand (raſch aus dem Saale kommend.)

Was muß ich hören, meine Herrn, — Händel in meinem Hauſe?

Jungenheim.

Ja mein Lieber. Ihr galanter Herr Schwager

halt mich für einen Orang-Utang, den er nach alter Gewohnheit, ſchießen, präpariren und ausſtopfen will.

Wangen.

Herr von Sendheim hat ſich wie ein Ehrenmann betragen.

Halbrand.

Schießen? — was? — Sie wollen ſich doch wohl nicht ſchießen. Das würde meine Soirées in den übelſten Ruf bringen.

Jungenheim.

Wohlan, mein Lieber, — aus Achtung für Ihre ſchätzbaren Soirées will ich den ganzen Handel fallen laſſen

Wangen.

Wenn Herr von Sendheim einwilligt

Jungenheim

gleichviel. Was ſind dieſe Duelle? Gothiſche Ueberbleibſel aus einer barbariſchen Zeit, mit den heutigen Zuſtanden im Widerſpruche. Wie iſt eine Emanzipation des Fleiſches nur denkbar, wenn man den Zwang anerkennt, es ſich bei jeder Kinderei zerfetzen zu laſſen. Ich bemeiſtere daher meinen gerechten Zorn. Ich mache mich zum Märtyrer der neuen großen Lehre, die ſiegreich die Welt durchſchreitet. — Ich ſchlage mich niemals. — Eine

Nacht, mein lieber Geheimerath. — Gute Nacht, ſchönes Fräulein. Gute Nacht, gute Nacht.

(Geht ab.)

Die Andern (ihm nacheilend.)

Nein, — das iſt zu arg. — Wir eilen ihm nach, und ſagen ihm, daß er ſich unter uns nicht mehr ſehen laſſen darf.

Halbrand (ihnen ſchnell folgend.)

Keine Scene in meinem Hauſe, wenn ich bitten darf. — keine Scene.

(Alle ab, ſo daß Wilibald und Klink allein bleiben letzterer hat zitternd und wie gelähmt, ſich an der Lehne des Sopha's haltend, unterdeſſen dageſtanden, während die Uebrigen, während vorigen Auftrittes, im Wortwechſel ſich von ihm weg, und an die entgegengeſetzte Seite des Zimmers begeben haben.)

Fünfter Auftritt.

Wilibald, Klink. Emilie (in der offenen Thüre des Saales ſie beobachtend, ungeſehen von ihnen.)

Wilibald.

Sie und blaß, mein Fräulein? — Sie zittern.

Klink (in Thränen ausbrechend.)

Wie unglücklich bin ich! — Wozu habe ich mich bereden laſſen —!

Wilibald.

Wozu? — Vertrauen Sie mir.

Flink.

Hier zu erscheinen, — mich diesen entsetzlichen Vorfällen auszusetzen.

Wilibald.

Sie sind in dem, was man die große Welt nennt nicht ungewöhnlich.

Flink.

O diese große Welt!

Wilibald.

Ist sie Ihnen neu?

Flink.

Ganz neu.

Wilibald.

Und dennoch alle diese hinreißenden Vorzüge ihrer geselliger Grazie und Bildung.

Flink.

Auch Schmeicheleien von Ihnen Verscheuchen Sie mich nicht von der einzigen Stelle, auf der ich fußen möchte in meiner verzweiflungsvollen Verlassenheit.

Wilibald.

Bei Allem, was mir werth und heilig ist — vertrauen Sie mir.

Flink (mit gerührter kindlicher Innigkeit.)

Dank, — innigen Dank! — für die Rettung

aus peinlicher Lage, für Ihren edlen Schutz — für Ihre Theilnahme.

Emilie (für ſich.)

Meiſterhaft geſpielt, über alle Erwartung; oder —

Wilibald.

Sie rühren mich. Es wäre ſchicklich, dieſen Augenblick abzukürzen, aber ich finde hier zum erſtenmale, daß ich nicht kann, was ich ſoll. — Setzen Sie ſich. — erholen Sie ſich.

(Klink nimmt Platz auf dem Sopha, Wilibald auf einem Stuhle daneben.)

Emilie (für ſich.)

Ein tête à tête. — Vortrefflich.

Wilibald.

Iſt es unbeſcheiden, wenn ich Sie frage, wem Sie angehören? Was Sie in dieſen Kreis führte? Was ſie in demſelben bezwecken?

Klink (mit feiner Schalkheit.)

Sie fragen nicht unbeſcheiden, aber Sie fragen viel auf einmal.

(Emilie wird von einem Diener abgerufen, und entfernt ſich.)

Wilibald.

Mein Eifer, Ihnen nützlich zu werden, hat mich über das ſchickliche Maas hinausgeführt. Vergeben Sie

Klink

Sie beschämen mich, und ich dürfte zu wenig Geist besitzen, meine Erwiderungen auf der Höhe zu halten, die Ihre gute Meinung mir zutraut. Wenn ich auch wirklich einige Form des Umgangs einer sorgfältigen Erziehung verdanken mag, ich bin ein einfaches Kind ländlicher Natur.

Wilibald.

Kann man Schöneres sein?

Klink.

Hier meint man das wohl nicht.

Wilibald.

Hier! — als wenn das in Betracht käme.

Klink.

Was hier gilt, greift tiefer, selbst in die entfernteste ländliche Einsamkeit, als Sie vielleicht meinen.

Wilibald.

Das wäre.

Klink.

Auch in der Stille der Wälder finden Gastfreundschaft, Begierde nach Besitz, schonungslose Härte bei Verfolgung weltlicher Zwecke, ihre Kampfplätze.

Wilibald (ironisch.)

Wohl aber nicht die Emanzipation der heutigen Mode.

Flink.

Warum nicht. Nur der Namen iſt neu — Die Sache alt.

Wilibald.

Meinen Sie?

Flink.

Es hat zum Beiſpiel immer Väter gegeben, die ihre hülfloſen Töchter zwingen wollten, ihre Hand reichen Bewerbern zu überlaſſen, die ihrer unwerth waren, die ſie verachteten. Die Unmöglichkeit des Widerſtandes ſcheuchte dann auch die zu blutenden Opfern beſtimmte unſelige Geſchöpfe aus der Heimath als bejammernswerthe Flüchtlinge in die Welt. Man nannte ſonſt dieſen Schritt Verzweiflung, jetzt nennt man ihn Emanzipation.

Wilibald.

Ihre Bezeichnung trifft nicht ganz zu, und iſt ein wenig räthſelhaft. Jedenfalls iſt mehr darin verborgen, als blos ſpielender Witz.

Flink.

Nun ja. Mir fiel zufällig eine Begebenheit ein die ich gehört habe.

Wilibald.

Welche? welche?

Flink.

Ich soll wohl erzählen. — Nein, mein Herr, man erzählt heute nicht mehr, man schildert.

Wilibald.

O schildern Sie.

Flink (weich und kindlich.)

Daß man Ihnen nichts abschlagen darf. — Die Scene, ein altes Schloß im Walde.

Wilibald.

Malerisch.

Flink.

Späte Nacht. Das Zimmer eines unglücklichen Mädchens. Der Brautkranz auf dem Tische. Die Arme in Thränen, die Hände ringend. Morgen soll sie einem alten Manne vermählt werden, für dessen dämonische Eigenschaften die Lippe der Unschuld kein Wort hat, weil er reich ist, und der sie begehrt, wie das Raubthier ein Lamm, weil auch sie reich ist, und den der Vater mit aller Gewalt seines Rechtes begünstigt.

Wilibald.

Halt, mein Fräulein. Wo ist die Mutter?

Flink (mit zitternder Stimme.)

Im Grabe, mein Herr. — Sehen Sie, — dort an der Wand ihr liebes Bild, vor dem die Unglückliche laut weinend sich niederwirft.

Wilibald (erzürnen)

Das Tableau iſt entſetzlich.

Klink (wehmuthig)

Es iſt nur ein Tableau.

Wilibald

Weiter zaubernde Zeichnerin.

Klink

Die Unglückliche ſpringt entſetzt auf. Sie hat beſchloſſen zu ſterben.

Wilibald

Halten Sie ein.

Klink.

Geduld! — Das Leben iſt doch ſchön in der Jugend.

Wilibald

(ihre Hand ergreifend, ſehr innig.)

Nicht wahr? — ſie ſtirbt nicht.

Klink.

Das zwar nicht. — noch nicht. — Aber doch. — ſie nimmt Gift.

Wilibald

Nein, nein.

Klink.

Doch. — Sehen Sie. — Ein kleines Buch auf jenem Tiſche. — Sie ergreift es. — Darin iſt das Gift. Ein langſam tödtendes.

Wilibald.

Ha!

Flink.

Eins jener üblen Producte neuer franzöſiſcher Irrlehren, St. Simoniſtiſch frivol, und doch ehrlich ausſehend. Ein Tractat über die Emanzipation der Frauen. Die Verzweiflung des armen Geſchöpfs zieht noch einmal dieß ſchon bekannte Opiat in die blutende Seele. Da durchblitzt ſie es. Die Verzweiflung emanzipirt ſie. — Sie entflieht aus dem Vaterhauſe heimlich. — Ein Verſuch, lieber dieſe Lehren der Ungebundenheit zu verwirklichen, als Opfer eines Ungeheuers, — zeitlich und ewiglich zu verſchmachten.

Wilibald.

O. — weiter, — weiter.

Flink (erſchüttert, aufſtehend)

Das Tableau iſt fertig.

Wilibald.

Noch einen Zug des Grabens. — Fand die Unſelige auf dieſem Wege das Glück?

Flink.

Sie ſchwebt am Rande des Abgrundes, und bereut. Vielleicht iſt ſie würdig, einen edelmüthigen Retter zu finden.

Sechster Auftritt.

Halbrand, Emilie. Die Vorigen.

Emilie.

Liebe Clotilde, überall ſucht man die Romain unſeres Feſtes, und wir finden ſie hier, in der Vorleſung eines Naturphiloſophen.

Wilibald (verlegen.)

Ein Zufall.

Emilie

Verſteht ſich.

Halbrand.

Aber ein allerliebſter Zufall. Nicht wahr?

Emilie

Zum Souper, wenn ich bitten darf, damit der Tanz nicht lange unterbrochen wird. Mein Bruder, gieb Deiner gelehrigen Schülerin den Arm.

Flink.

Entſchuldigen Sie mich. Eine Erkaltung nach dem Tanze. Mein Kopf ſchmerzt. Ich bin unfähig die übrigen Freuden dieſes Abends zu theilen

Emilie

Unmöglich

Wilibald

Mein Fräulein, Sie sind Herrin Ihrer Handlungen
Vergieb liebe Schwester. — Heda.

(Bediente kommen.)

Leuchtet dem Fräulein auf sein Zimmer

Flink.

Dank. — (verbeugt sich.) Gute Nacht, gute Nacht
(Geht ab, bewegt und erschüttert. Bediente mit Armleuchtern voran.)

Emilie.

Seht den galanten Cavalier. Macht den Herrn vom Hause. Aber was muß man Verliebten nicht verzeihen.

Wilibald.

Keine Mißdeutungen, — ich bitte

Emilie.

Nicht wahr, — sie ist schön?

Wilibald.

Nur schön?

Halbrand.

Er hat recht. Ich weiß selbst nicht wo mir der Kopf steht. Ich bin ganz confus geworden. — Fast ist mir, als wüßte man nicht woran man ist

Emilie

Fi — stille doch. Mein Bruder darf ich um Deinen Arm bitten. Dein Platz an der Tafel ist

bereit. Du ſollteſt den neben Clotilden einnehmen. Deine Ritterlichkeit aber hat Dich beraubt.

Wilibald.

Ich bitte gönne mir noch einen Augenblick. Ich folge ſogleich.

Emilie.

Nach Belieben.

(Ab mit Halbrand.)

Wilibald (allein.)

Dort ſtand ſie. — Noch glaube ich ſie zu ſehen. Die Luft ſcheint noch zu zittern von den melodiſchen Schwingungen ihrer Stimme. — Ha, — dieſe Schleife verlor ſie.

(Er nimmt die verſtreute Schleife vom Boden auf und birgt ſie an ſeiner Bruſt.)

Wie iſt mir denn? — Dieſe, — Dieſe' — oder keine Andere.

(Er eilt ab.)

Dritter Aufzug.

(Garten bei dem Landhauſe des Geheimenrath von Halbrand, wohlangelegt, zierlich Bäume zu beiden Seiten, in ihrem Schatten Sitze. Blumenparterre, von Orangenbäumen umgeben. Ein Geſtell für Topfgewächſe in der Mitte.)

Erſter Auftritt.

(Emilie, der Gärtner und ſein Gehülfe, ganz Halbrand.

Die beiden Gärtner ſind beſchäftigt einige Blumentöpfe auf dem Geſtelle in der Mitte aufzuſtellen, wogegen die vorhandenen weggetragen werden.)

Emilie (die Arbeit der Gärtner betrachtend.)

So; — es iſt gut. — Die Gewächſe und Blumen die ihr hier weggenommen, ordnet vor dem Glashauſe.

(Gärtner und Gehülfe gehen ab mit den Töpfen.)

— Wird es ſo recht ſein, Wilibald.

Halbrand (eintretend.)

Was hat Sie bewogen, ma chère, alle exotiſchen Gewächſe, die ſtupendes Geld koſten, und von denen Sie nie genug haben konnten, auf einmal aus dem Parterre entfernen, und dafür den erbärmlichſten

Trödel aufstellen zu lassen, den man auf dem Markte Stück für Stück um zwei Groschen kauft.

Emilie.

Sie hörten gestern früh, Wilibald mag die fremde Flora hier nicht, und zieht einheimische Gewächse vor.

Halbrand.

Fürwahr, solche Attention von Ihrer Seite für Ihren Bruder wäre mir nicht in den Sinn gekommen, nachdem was gestern —

Emilie.

Schweigen Sie von Gestern. Ich hatte Migraine und war reizbar. In solchem Zustande gehe ich aus mir selbst heraus. Warum mußte Wilibald mich auch gerade an der Stelle lieblos berühren wo ich am empfindlichsten bin. Ich dächte Sie hätten mich meine Entrüstung theilen müssen.

Halbrand.

Nicht daß ich wüßte.

Emilie.

Ja so. Ihnen liegt freilich nichts daran, wenn man Ihnen ins Gesicht sagt: die Zerissenheit des Egoismus, die schwelgerische Genußlust der heutigen Welt, welche in der Ehe nur eine Speculationssucht, habe unseren Bund geschlossen.

Halbrand.

Freilich hat Wilibald dergleichen Worte gesagt, daß er diese aber auf uns bezogen, ist mir nicht erinnerlich.

Emilie.

So viel Contenance hat er allerdings, nicht mit Fingern auf die Leute zu zeigen, denen er Unartigkeiten sagt, — aber —

Halbrand (ironisch.)

Im Hause des Gehenkten soll man nicht von Stricken sprechen. — Nicht so?

Emilie.

In der That, sie offenbaren heute ungewöhnliche Einsicht. Dergleichen soll man allerdings nicht

Halbrand

Es ist Ihre Weise einmal über jede Kleinigkeit empfindlich zu werden — Was ist dabei mehr? Dem Reinen ist alles rein, der Schuldige entnimmt aus den absichtslosesten Bemerkungen Vorwürfe Lassen Sie dergleichen hingehen

Emilie.

Ihnen freilich wäre das am liebsten, denn Ihre Weise ist es, sich Alles aus dem Sinn zu schlagen worüber Sie sich Vorwürfe machen müssen

Halbrand.

Vorwürfe? — Sollte ich mir dergleichen zu machen haben, würde der größere Theil auf Sie zurückfallen.

Emilie (empfindlich.)

Mein Herr, — man möchte weinen, wenn es bei Ihnen die Mühe belohnte. Ist es denn nicht wahr, daß Sie mich geheirathet, ohne mich zu lieben und zu achten, nur um mein Vermögen durchzubringen?

Halbrand (pikirt.)

Nein, — das ist nicht wahr. — Aber ist es nicht wahr, daß Sie mich mit beiden Händen ergriffen, nur weil Sie mich für reich und gefällig hielten, weil Sie in einer Verbindung mit mir die Befriedigung Ihrer zahllosen Eitelkeiten hofften?

Emilie.

Ja, mein Herr, das ist wahr.

Halbrand.

Mithin —

Emilie (einfallend.)

Mithin sollte mein Bruder mich bedauern, statt mich zu verspotten. —

Halbrand.

Sonderbare Schlußfolge.

Emilie.

Sollte er sich nicht in seiner selbstgefälligen Vor-

rrefflichkeit über mich erheben. Es war wohl natürlich, daß ich ihn empfinden laſſen wollte, es ſei nicht aller Tage Abend, — wenn, — es auch teufliſch war.

Halbrand.

Madame, Sie ſind von einer merkwürdigen Inconſequenz.

Emilie.

Ja, mein Herr, die Zerriſſenheit des Gemüthes iſt immer inconſequent.

Halbrand.

Was hat Sie denn auf einmal wieder umgeſtimmt?

Emilie.

Wilibalds Phiſiognomie, — ſein ganzes Betragen, als ſie geſtern die Geſellſchaft verlaſſen hatte.

Halbrand (lauernd.)

Sie? — was man hört. Sie zweifeln ſeit geſtern alſo auch nicht, daß dieſer Flink ein Mädchen iſt?

Emilie (ärgerlich.)

Ach! — was geht Sie das an.

Halbrand.

Nein, — es geht mich gar nichts an.

Emilie.

Genug davon — Ich brauche Geld.

Halbrand.

So?

Emilie.

Hundert Louisd'or.

Halbrand.

Ze?

Emilie.

Geben Sie, bringen Sie ſie mir, — gleich

Halbrand.

Ei,

Emilie

Nun? — wie lange ſoll ich warten?

Halbrand.

Bis es Gold regnet.

Emilie (ſtampft mit dem Fuße)

Unerträglich.

Halbrand.

Was wollen Sie denn mit dieſen Hundert Louisd'or?

Emilie.

Wir ſpielen nicht Frage und Antwort.

Halbrand.

Sie wollem Ihrem Zwitter von Pagen die Maskerade bezahlen, und ihn abgefunden bei Seite ſchaffen, ehe Wilibald zu tief hinter die Larve ſieht, die keine Larve iſt.

Emilie.

Und wenn ich es wollte?

Halbrand

Hatte ich kein Geld zu dergleichen

Emilie (bedeutend, fast schmerzlich.)

Heinrich!! —

Halbrand (mit einer Kußhand.)

Schöne Emilie, — ich küsse Ihnen die Hand

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Emilie, dann Wilibald

Emilie

Ha, — ich verstehe. — Welche Hand löset die Netze in die ich mich frevelhaft verwickeln. — Die meine vermags nicht. — Wilibald kommt

Wilibald (eintretend.)

So allein, theure Schwester?

Emilie

Mein Mann ging eben fort

Wilibald

Ich fragte nicht nach Deinem Manne, sondern nach Deinem Gaste. Ich hoffte die liebliche Clotilde, — so heißt sie ja, — bei Dir zu finden.

Emilie

Nein, sie ist nicht hier.

Wilibald.

Wo iſt ſie?

Emilie.

Liegt Dir ſo viel daran ihr zu begegnen?

Wilibald.

Warum nicht?

Emilie.

Haſt Du ſie liebgewonnen?

Wilibald.

Das iſt eine ſehr beſtimmte Frage. Aber lügen kann ich nicht. — Ja.

Emilie.

Um ſo weniger darfſt Du getäuſcht werden — Jene — die ich Dir geſtern als Clotilde von Lindenfeld vorſtellte — iſt — Deiner nicht würdig.

Wilibald (ruhig.)

Weshalb denn nicht?

Emilie (immer verlegner.)

Weil, — weil ich geſtern gelogen habe.

Wilibald.

Schweſter!

Emilie.

Als ich Dir ſagte, dieſes Weſen ſei eine reiche Erbin. — Es iſt ärmer als arm, — beſitzt nichts.

Wilibald.

Zum Glück habe ich auf die Bezeichnung der

reichen Erbin nicht acht gegeben. Wenns also noch nichts ist.

Emilie.

Wenns sonst nichts ist? — Eine Bettlerin wurden Du also zu Dir emporheben, — wenn —

Wilibald.

Ihre Seele zu der meinigen stimmt. — Ja.

Emilie.

Lieber Wilibald, dieses Mädchen heißt auch noch Clotilde von Lindenfeld. Ein schlechter Scherz bewog mich ihm diesen Namen aufzuheften.

Wilibald.

Wie heißt es denn?

Emilie (in peinlicher Lage)

Ich weiß es nicht.

Wilibald

Unmöglich.

Emilie.

Das unmöglich Scheinende ist doch bisweilen wahr. Ich habe mich um ihre persönlichen Verhältnisse nicht bekümmert. Ich fand sie auf meinem Wege, — brauchte sie schnell, — und schob sie auf die Scene.

Wilibald.

Unerhörte Grausamkeit, wenn sie wahr ist.

Emilie.

Sie ist wahr.

Wilibald.

Und gegen wen war dieſer Streich gerichtet, gegen das unglückliche Kind, — oder gegen mich?

Emilie.

Frage nicht mehr. Dir genüge daß ich Dich entlaſte.

Wilibald.

Dazu gehört mehr. Uebernahm die Fremde freiwillig die Rolle die Du für ſie entwarfſt, oder ward ſie gezwungen?

(Ernſt und feſt.)

Jetzt aber Wahrheit, Emilie.

Emilie (nach einigem Widerſtreben.)

Gezwungen — ſie mußte mir gehorchen

Wilibald.

Genug mit Dir. — Das Weitere werde ich von ihr ſelbſt erfahren.

Emilie (heftig auffahrend.)

Wilibald! — bei Allem was uns heilig iſt, — Du wirſt, Du darfſt ſie nicht wiederſehen!

Wilibald.

Das wird ſich von ſelbſt ergeben, denn ſieh', — dort kommt ſie eben die Allee entlang zu uns her.

Emilie.

Nein, — das iſt nicht länger zu ertragen, — dem muß ich ein ſchnelles Ende machen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Klink, (in einfacher weißer Morgenkleidung.)

Wilibald (rasch entgegen.)

Mein Fräulein, — es werden Ihnen hier Dinge nachgesagt, die —

Emilie

(ihm ins Wort fallend, zu Klink, mit Strenge und in Aufregung.)

Mademoiselle, Ihre Anwesenheit ist hier nicht mehr erforderlich. Ich dispensire Sie von der Rolle, die ich Ihnen gestern aufgetragen. —

Klink

(erstaunt, faßt sich aber schnell, dann mit Anstand und Würde.)

Von der Rolle? — Entschuldigen Sie. Ich spiele keine.

Emilie (spöttisch.)

In der That — sehr gelehrig. — Ersparen Sie sich die Anstrengung. Ich habe meinem Bruder bereits gesagt, daß Sie keine reiche Erbin, kein Fräulein von Lindenfeld sind.

Klink

So? — Haben Sie Ihrem Herrn Bruder schon

nichts gesagt als das? — Sie erinnern sich wohl, daß Sie ihm noch sehr viel mehr zu sagen haben würden, sollte er die ganze Wahrheit vernehmen.

Emilie (heftig.)

Still sage ich. — Das geht über alle Begriffe.

Flink.

Wenn Sie Herrn von Sendheim also das Uebrige nicht gesagt, scheint es daß meine Discretion Dank verdient, wenn ich vorläufig noch ihm Dinge vorenthalte, die als Motive Ihrer Handlungsweise wichtig sind. — Oder wünschen Sie das ich gleich jetzt — mit vielem Vergnügen.

Emilie

(wie vorhin, aber immer verlegner.)

Still sage ich — still, — wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, — denn ich weiß nicht wozu ich noch fähig werde.

Flink.

Sehr wohl. Dann aber genehmigen Sie, daß ich mich gebe, wie es mir eben am angemessensten scheint, daß ich in Ihrem Hause gelte, was ich mich gelten machen will.

(Mit scharfer Betonung und Ueberlegenheit.)

Wer Geister citirt, und des Wortes nicht mächtig ist sie wieder zu bannen, thut am besten. — wenn er ihnen aus dem Wege geht.

Emilie

(steht betroffen, verwirrt. Plötzlich fährt sie auf, stößt ein gellendes Gelächter aus, und tritt vor Flink, eine tiefe ceremoniöse Verbeugung machend.)

Ihre unterthänigste Dienerin allergnädigste Geister prinzessin.

(Sie geht rasch ab.)

Vierter Auftritt.

Wilibald, Flink.

Wilibald.

Dieser Auftritt ist so außer allen Formen, daß ich um den Schlüssel des Räthsels bitten muß, so wenig die kurze Bekanntschaft mit Ihnen, mein Fräulein, mich dazu berechtigt.

Flink.

Die Kürze der Bekanntschaft ist nicht das Maaß für ihre Bedeutung, Herr von Sendheim. Die Ihrige hat für mich einen hohen Werth. Wie ich Sie als einen edeln Mann erkannt habe, wünsche auch ich vor Ihnen zu erscheinen, wie ich bin, — nämlich schuldlos.

Wilibald.

Ich vertraue Ihnen. — Aber den Schlüssel dieses Räthsels?

Flink.

Konnte ich Ihnen jetzt nicht geben, ohne Ihre Frau Schwester schwer zu verletzen. Wenn Sie erst tiefer in das Gemüth dieser unglücklichen Familie geblickt, werden Sie gewiß eher einem Verhalten Nachsicht angedeihen lassen, das Sie vielleicht jetzt auf das Tiefste erbittern würde.

Wilibald.

Nicht von meiner Schwester, — von Ihnen ist die Rede.

Flink.

Von mir? was kann ich Ihnen bedeuten

Wilibald.

Das Wichtigste. In Ihren Blicken lese ich das Zeugniß einer reinen schönen Seele. Wissen muß ich, ob diese Blicke mich getäuscht.

Flink.

Wenigstens nicht ganz aufrichtig sind sie gewesen. Die Thränen haben sie Ihnen verschwiegen, die ich geweint. So vieles Weinen in meinem Alter möchte den Verdacht verletzter Pflichten rechtfertigen.

Wilibald (ergriffen.)

Viel geweint! — Ach! — Ihren Schmerz kann ich theilen, den Glauben an Sie kann ich nicht verlieren.

Flink.

Ich danke Ihnen. Auch ich habe den Glauben an mich nicht verloren, ſo viel Vorwürfe ich mir auch vielleicht zu machen habe.

Wilibald.

Welche Pflichten konnten Sie ſchon verletzt haben?

Flink.

Eine Frage, über deren Beantwortung ich mir ſelbſt noch nicht einig bin. Meine Ueberzeugung wird aber ſtündlich mehr befeſtigt, daß die kindliche Pflicht doch noch heiliger ſei, als die der Selbſterhaltung

Wilibald.

Ihr Ausweichen verurſacht mir die empfindlichſte Qual

Flink.

Sie ſollen nicht gequält ſein, am wenigſten durch mich. Geben Sie mich auf, — vergeſſen Sie mich

Wilibald.

Unmöglich. Aber klar muß es werden zwiſchen Ihnen und mir

Flink.

Klar? — Nur zwiſchen den ewigen Geiſtern iſt es klar. Um die Pfade der Sterblichen wallen die Nebel der Verhängniſſe, und zerſtreuen ſich nicht

vor dem Angstrufe der Hülflosen. — Ueberlassen Sie mich meinem Geschicke.

Wilibald.

Unmöglich. Brauchen Sie keinen Freund — keinen Retter?

Flink

(mit einem großen Blick zum Himmel.)

O nur zu sehr.

Wilibald.

Lassen Sie mich diesen Freund, diesen Retter sein

Flink (erschüttert.)

Mein Herr.

Wilibald.

Ich beschwöre Sie, bei Allem was Ihnen heilig ist

Flink.

Ich beschwöre Sie zu bedenken was Sie thun

Wilibald.

Es ist bedacht.

Flink.

Es ist nicht bedacht. Ich habe viele von den Fehlern meines Geschlechts, aber, — seine Schwäche habe ich nicht. Aus den Wirkungen einiger Augenblicke will ich keine Vortheile ziehen. Noch wissen Sie nicht, w e m Sie Ihre schöne Absichten widmen, ob ich Ihre Achtung verdiene.

Wilibald (nach kurzem Besinnen)
Sie heißen also nicht Gertrude von Lindenfels?

Flink.
Nein.

Wilibald.
Wie heißen Sie denn?

Flink.
Luise.

Wilibald.
Ihre Familie?

Flink.
Ich habe keine.

Wilibald.
Ihre Eltern sind tot?

Flink.
Mein Vater lebt.

Wilibald.
Er ist arm, — verlassen?

Flink.
Er ist reich, und von Ansehen

Wilibald.
Er hat Sie verstoßen?

Flink.
Vielleicht.

Wilibald.
Wer ist er? — wie heißt er?

Flink.

Was kann Ihnen ein Namen bedeuten.

Wilibald.

Seien Sie offen, wenn ich nicht an Ihnen, an mir, an der ganzen Welt verzweifeln soll.

Flink.

Das wäre Ihrer unwerth. Warum dringen Sie in mich. Neugierde würde ich bei Andern nennen, was ich bei Ihnen als Ungeduld bezeichnen muß

Wilibald.

Wie soll ich Ihnen nützlich werden, wenn ich nicht Alles weiß.

Flink.

Und was wollen Sie wissen? Meine Schicksale, — meinen Ursprung? Nun ja, ich könnte Ihnen eine lange Geschichte erzählen, Stoff zu einer Taschenbuch-Novelle, mit Namen und Zuthaten. Was hätten Sie daran? Könnte ich Ihnen doch nicht beweisen was ich offenbarte.

Wilibald.

Ich glaube Ihnen ohne Prüfung.

Flink.

Ich aber bin zu stolz solchen Glauben zu empfangen.

Wilibald.

Ich könnte der Richtigkeit Ihrer Aussagen nachforschen.

Flink.

Das müßte mich vor mir ſelbſt entwürdigen. Es deutete auf Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit. Es brächte mir auch Gefahr, und ſtatt mich zu retten würden Sie mich verderben.

Wilibald.

Sie wollen nicht zu Ihrem Vater zurückkehren?

Flink.

Wie ich jetzt bin, nicht.

Wilibald (bitter.)

Ha, — ich verſtehe; Sie haben ſich emancipirt.

Flink (groß und feſt.)

Ja, mein Herr.

Wilibald (wie vorhin.)

Das iſt freilich ein Anderes. — Dann beſcheide ich mich.

Flink.

Wie raſch Sie urtheilen. Es iſt freilich viel Thörichtes der Emancipation der Frauen abzugewinnen, aber ſie hat auch eine ſehr wehmüthige Seite. Es kann Lagen geben in denen kaum dieſes verzweifelte Mittel zu vermeiden iſt, um die heiligſten Rechte der Menſchheit zu retten. — Oder iſt das Weib von ihnen ausgeſchloſſen?

Wilibald

Ha! — ich verſtehe. — Nun iſt mir Alles klar.

Ihr gestriges — wie nenne ich es nur, — Tableau, — es stellte ihre eigene Geschichte dar.

Flink.

Das habe ich nicht andeuten wollen. Wenns aber auch wäre, — was mehr?

Wilibald.

Ich begreife Sie nicht, — ich fasse Sie nicht.

Flink.

Und die Sache ist doch so einfach. Sie finden mich in den bedenklichsten Verhältnissen, die dem entehrendsten Verdachte Raum gewähren, dennoch gefällt es Ihnen mir das Beste zu bieten, das irgend aus Ihren Händen empfangen werden kann, Ihre Freundschaft, Ihren Schutz.

Wilibald.

Nur Freundschaft?

Flink (unwillkührlich.)

Nur? — (faßt sich schnell, und fährt fort.)

Da mag ich wohl Acht haben, daß ich mich solchen Vorzuges durchaus würdig zeige. Würde ich Freudenthränen weinend, in Ausbrüchen wehmüthigen Entzückens die Hand des Retters ergreifen, wodurch würde ich mich unterscheiden von einer leichten reuigen Sünderin, die ich nicht bin. Habe ich die Last des Unglücks übernommen, muß ich auch dessen Rechte be-

haupten, unter dieſen giebt es kein Heiligeres als das — der Unzweideutigkeit.

(Im Hintergrunde erſcheint Halbrand.)

Wilibald (hingeriſſen.)

Mein Fräulein, Sie ſind kein Mädchen, Sie ſind eine Heldin; — was ſage ich, — ein Engel.

Jetzt genug, denn nun kenne ich Ihr Geſchick. — Ein Weib, daß ſich in Ihrem Sinne emanzipirt, verdient die Theilnahme aller Guten. — Es iſt umſonſt, daß ich meinem Herzen länger gebiete. Es hat Sie erkannt, es fordert ſeine Rechte, wie Ihr unverdientes Unglück die ſeinen. — Hier iſt keine Täuſchung mehr möglich. — Wer Sie auch ſein mögen; — was ſind Namen wo die Geiſter ſich verſtehen. — Ein Wort von Ihnen, und ihr Fluch iſt zu Ende. — Seien Sie mein, — ich liebe Sie, — ich kann von Ihnen nicht laſſen.

(Klinks Hand faſſend.)

Klink (erſchreckt.)

Was muß ich hören! — Um Himmelswillen, wo ſind wir hingerathen, — wie vergeſſen Sie ſich — wie mißbrauchen Sie die Verlaſſenheit eines unglücklichen Geſchöpfes.

Wilibald (immer dringender.)

Seien Sie mein, — ich habe bedacht was ich ſage.

Flink.

Sie haben bedacht und ich sollte nicht bedenken? — Nicht weiter, — in diesem Augenblicke nicht. — Eilen Sie, verlassen Sie mich jetzt. Wenn ich Ihnen wirklich werth bin, so bitte, so beschwöre ich Sie mich zu verlassen, denn sonst. — Mein Kopf, — mein Herz, — ich vergehe.

(Sinkt auf einen Sitz, das Gesicht in den Händen bergend.)

Wilibald

(betrachtet Flink einen Augenblick mit Entzücken, und Wehmuth.)

Wohlan denn, — Sie wollen es, — ich gehe. —

(Halb für sich.)

Lebe wohl Luise! — meine Luise lebe wohl!

(Er eilt ab, ohne Halbrand zu bemerken. Flink bleibt zurück in der vorigen Stellung versunken.)

Vierter Auftritt.

Flink, Halbrand.

Halbrand

(Flink aus der Ferne betrachtend, zu sich.)

Was habe ich gehört? Er liebeglühend, sie beinahe abweisend, wo sie doch mit beiden Händen zugegriffen hätte, wenn sie wäre wofür ich sie glaubt halten zu müssen. — Diese Bedienten-Verkleidung aber, bei so feinem und vornehmen Betragen? —

Solcher Seltsamkeit kann ein sehr pikantes, den heutigen Zeitrichtungen entsprechendes, Motiv zu Grunde liegen, und wir sehen vielleicht hier Georg Sand den zweiten. Artig wäre es, sollte es mir gelingen, mir vor den Andern, ihr die Lösung dieses Räthsels abzugewinnen.

Ist meine Voraussetzung richtig, — geht sie in die Falle die ich ihr stellen will.

(Tritt vor, laut.)

So nachdenkend, — schöne Luise?

Klink

(auffahrend, Halbrand erblickend, für sich.)

Er hat uns belauscht, das fehlte noch.

Halbrand

(mit dem feinsten Tone des Weltmannes.)

Ich komme die größte Vetise wieder gut zu machen die ich in meinem Leben begangen. Wo in aller Welt hatte ich in den letzten sechs Wochen meine Augen, in dem englisch schönen Pagen Klink nicht gleich ihr Geschlecht zu erkennen.

Klink (für sich.)

Muth — Fassung! — vielleicht gelingt es mir ihn wieder irre zu führen.

(Nimmt wieder die Manier des Bedienten an.)

Ha ha ha — das ist allerliebst. Nun sage mir Jemand der tölpelhafte Klink sei ohne mimisches Ta-

lent. Mein Gebieter, der Mitwiſſer der Maskerade, wird am Ende noch ſelbſt dadurch getäuſcht. — Das muß ich ſofort der gnädigen Frau hinterbringen.

(Will davon eilen, Halbrand hält Flink zurück.)

Halbrand.

Bleiben Sie, — bleiben Sie. — das iſt ja zum Entzücken. Erſt mit Wilibald die vollendete Pamela, nun wieder der drollige Puk-Cherubin — Flink. Sie ſind ein Elementargeiſt der uns in hundert Verwandlungen täuſchen konnte. Ich ſelbſt, — bin ich noch was ich war? — oder haben Sie auch mich verwandelt, Perle der Mädchen.

Flink (für ſich.)

Umſonſt — die Maske iſt hin.

(Laut.)

Entſchuldigen Sie. Wenn Verwandlungen hier vorgehen, dürfen ſie nicht einſeitig ſein. Nur der Knabe Flink war Ihnen untergeben. Luiſe — da Sie einmal meinen Namen wiſſen, — hat ein Recht Sie in Ihre Schranken zu weiſen.

Halbrand.

Wie? kann meine Huldigung gemißdeutet werden? Verlange ich mehr, als den Wagen Ihres Triumphes zu geleiten?

Flink.

Täuſchen Sie ſich nicht. In meiner Erſcheinung

lag allerdings ein Doppelſinn, mein Weſen iſt aber einfach. Die Geſtalt in der ich hier auftrat, kann nur im Leichtſinne ihre Veranlaſſung finden, oder im Unglücke. Ihnen genüge es, daß der Leichtſinn keinen Theil an mir hat.

Halbrand.

Bedarf es dieſer Verſicherung? Leichtſinn iſt das Erbtheil gemeiner Naturen. Starke freie Seelen wandeln ihre eigene Bahn, unbekümmert um die Form, und die Möglichkeit ihrer Mißdeutung. Ich frage nicht wer Sie ſind. Kann ein Namen Sie ſchöner, können äußere Verhältniſſe Sie bedeutender machen? Aber dennoch habe ich Sie erkannt. Der große Gedanke dieſer reifen Zeit hat auch Sie ergriffen. Sie vor allen Ihren Schweſtern, weil Sie dazu die begabteſte waren. Jene Löſung der Frauen von der Sklaverei eines unwürdigen unbedeutenden Berufes. Sie traten ſiegreich auf, das Weib in die Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu führen, die eine frevelhafte Anmaßung der Männer ihm Jahrtauſende lang entzog.

Flink.

Und wenn dem ſo wäre, dürfte es Ihnen zum mindeſten nicht anſtehen über die vermeinte Anmaßung Ihres Geſchlechtes den Stab zu brechen. Iſt es weniger Anmaßung von Ihrer Seite, die mich zu dieſen Erörterungen zwingen will? Ehren Sie denn die

Selbſtſtändigkeit auch bei mir, und — gehen vorüber.

(Emilie erſcheint im Hintergrunde die Scene beobachtend, ungeſehen.)

Halbrand.

Dann müßten Sie weniger entzückend ſein. Keine Sonne ohne Planeten, kein Reiz ohne Bewunderer. Was könnte ich auch wohl wünſchen, als nur der Löſung jener großen Aufgabe förderlich zu werden, die Sie ſich geſtellt.

Flink.

Bedarf ich denn Ihres Beiſtandes? Was ich ohne Sie begann, werde ich ohne Sie enden können. Oder — laſſen Sie hören, wie Sie meinen Abſichten förderlich werden mögen?

Halbrand.

Indem ich die Hinderniſſe wegräume auf Ihrem Pfade. Aus der Puppe der Knabengeſtalt iſt der ſchöne Schmetterling entſchwebt. Meine Fürſorge will ihm eine prächtige wunderbare Blumenwelt eröffnen. Tauſend duftende Roſen bieten ſich dem ſeinen ſchwärmenden gaukelnden Launen

Flink (entrüſtet.)

Mein Herr' —

Halbrand (immer einſchmeichelnder.)

Eine ſybaritiſche Wohnung in der Stadt, meine

Equipage zu Ihrer Verfügung, glanzvolle öffentliche Erscheinung, Versammlung schimmernder Geister in ihrem vertrauten Kreise, literarischer Ruhm, Feste voll erwählter, aber nicht minder süß berauschender Sinneslust. — Ich weiß Rath für Alles — besorge Alles. — Folgen Sie mir, und mein einziger Lohn —

Flink.

Abscheulich! —

Halbrand (ihre Hand ergreifend.)

Daß ich der erste gelehrige und belohnte Schüler sei, zu den Füßen der neuen, alle Herzen gewinnenden Prophetin.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Emilie (sich zwischen sie stürzend.)

Emilie.

Halt mein Herr! — das fehlte noch. — das ist zu viel.

Halbrand (zu sich.)

Verwünscht.

Emilie (außer sich, beinahe weinend.)

Ist es nicht genug, daß Sie mein Vermögen verschwendet, wollen Sie mich noch ermorden?

Halbrand.

Ich weiß nicht was Sie wollen. Ich bin eben im Begriffe die einzige Theorie zu verwirklichen in der Sie bisher noch mit mir einig waren, und nun bringt sie der Anblick der geringfügigsten Praxis aus der Fassung.

Emilie.

Ich falle in Ohnmacht.

Halbrand.

So fliege ich Ihr Riechfläschchen zu holen.

(Er eilt davon.)

Emilie.

Und Sie, Mademoiselle, — Sie, — nein, — es ist empörend. Nachdem Sie meinen Bruder verführt, wollen Sie noch meinem Manne den Kopf verdrehen.

Flink.

Gnädige Frau.

Emilie.

Ja — ja — ja — ja — ja. — Und nun noch dieser hohe Ton. — Ich weiß ja Alles, — ich weiß wen ich vor mir habe.

Flink.

Sie wissen es nicht. Allerdings nicht den Knaben Flink, — aber eine Unglückliche, Schuldlose, Ver-

folgte, die Sie freilich vernichten konnen, wenn Sie ungroßmüthig sein wollen

Emilie

Ungroßmuthig. — Als wenn irgend ein Mensch in der Welt noch so albern wäre sich auf Großmuth zu legen.

Flink.

Fassen Sie sich, und Sie werden wahrnehmen, daß nicht einmal der Schein gegen mich ist

Emilie.

So? — nicht einmal der Schein, — so? das möchte ich doch hören, — ja das möchte ich hören

Flink.

Ein grausames Geschick das mir keine andere Wahl ließ als —

Emilie

(plötzlich besänftigt, rasch und neugierig.)

Geschick — grausames Schein. welches denn, welches? meine Liebe.

Flink.

Hören Sie mein Geheimniß. — Verfolgt, in dringender Gefahr wieder in die Hände derjenigen zu gerathen die mein Verderben wollen, konnte mich nur die Angst der Verzweiflung zu der Verkleidung bewegen, die mich in Ihre Dienste brachte

Emilie.

Das iſt allerliebſt, — das iſt intereſſant, — das iſt romantiſch.

Flink.

In dem Gewande Ihres Pagen, — wie Sie mich nannten, — habe ich keine der Abſichten wahrnehmen laſſen, deren Sie mich fähig halten.

Emilie (ungeduldig.)

So fahren Sie doch nur fort.

Flink.

Sie ſelbſt zwangen mich die Kleidung meines Geſchlechtes wieder anzunehmen. Es war nicht meine Wahl. Ich bat Sie mich zu verſchonen.

Emilie.

Das weiß ich ja ſchon Alles. — Zur Sache, — zur Sache.

Flink.

So kann es auch Ihrem glänzenden Verſtande nicht entgehen, daß ich im weiblichen Gewande den Gefahren die mich umdrohen wieder mehr ausgeſetzt bin als bisher, daß es alſo wider meinen Vortheil ſein würde, mich hier durch Künſte der Koketterie bemerkbar zu machen, und dadurch Aufſehen verurſachende Verwickelungen und Zwiſte zu erregen, die meine Verfolger zuletzt herbeiziehen müßten.

Emilie

(sie am Kinn fassend, schmeichelnd.)

Aber meinen Bruder haben Sie erobern wollen meine Beste?

Flink.

Es ist mir nicht in den Sinn gekommen.

Emilie.

Meinen Mann indessen —

Flink.

Nur ich habe mich über seine Unzartheit zu beklagen, nicht aber Sie. Neugierde war es die mich trieb mein Geheimniß zu erforschen. Es gefiel mir die Rolle des Anbeters zu wählen, weil diese den Männern die wenigste Mühe zu machen pflegt. Ernst konnte es nicht sein. — Stellen Sie sich neben mich

Emilie (geschmeichelt.)

Ha, — Sie sind eine kleine Schelmin, — aber Sie haben guten Ton wie ein Engel. Wiewohl es unmenschlich ist, daß Sie mich bei dem Allen nicht au fait setzen. Wie die Sache mit meinem Bruder werden soll, die ich thöricht selbst herbeigeführt, weiß ich nicht. Hoffentlich werden Sie zu gelegener Zeit mich in Ihre pikanten Angelegenheiten einweihen. Ich will schon warten, dafür müssen Sie mir aber auch einen Gefallen erzeigen. Vor meinem Manne müssen

Sie einſtweilen wieder der Flink werden der Sie bisher waren.

Flink.

Wollen Sie neue Verwickelungen herbeiführen? — Entfernen Sie mich lieber in der Stille.

Emilie.

Nein, — nein, — nein.

(Halbrand erſcheint im Hintergrunde, lauſchend.)

Da iſt mein Mann wieder uns zu belauſchen. — Still. — Dieſe Rache kann ich mir nun einmal nicht verſagen.

(Sie umfaßt Flink zärtlich.)

Du haſt Deine Rolle gut geſpielt, mein treuer Schelm. Ich könnte ſagen, zu gut, denn Du hast unſer ſüßes Geheimniß gefährdet —

Halbrand (horchend.)

Süßes Geheimniß? — was iſt das?

Emilie.

Daß ſogar mein Mann durch Dich getäuſcht werden, und den Knaben für ein Mädchen halten konnte.

Halbrand (wie vorhin.)

Was? — Doch ein Knabe? — Und ſie weiß das ſo gewiß? — Wo hatte ich meine Augen?

Emilie.

Ich wollte nicht hinter Dir zurückbleiben, als ich ſo erfolgreich die Eiferſüchtige ſpielte.

Halbrand (für ſich.)

Bin ich behext? — Saubre Dinge die ich vernehme.

Emilie.

Fahre fort alle die Künſte zu üben die ich Dir vorſchreibe und

laß es Dir nicht leid thun,

daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht erwählen muß. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen. Die engſten Bande ſinds, die zarteſten, die das Geheimniß flicht

(Sie ſchließt Flink in ihre Arme.)

Halbrand (herbeiſtürzend.)

Halt Madame! — alſo doch ein Knabe Welch entſetzlicher Verrath.

(Zu Flink.)

Unwürdiger Bube ſtehe mir Rede, oder

Emilie (rufend.)

Hulfe! Hülfe! — er ermordet ihn

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Wilibald.

Wilibald (herbeieilend.)

Wer braucht Hulfe?

(Er reißt Halbrand, der Klink erfaßt hat, hinweg.)

Was haſt Du mit dieſem Mädchen?

Halbrand.

Ein Mädchen! — ha ha ha.

Wilibald.

Emilie, — was iſt das?

Emilie.

Der Herr Gemahl macht den furioso, weil ich ihn zu den Füßen dieſer Dame betrat.

Halbrand.

Die Frau Gemahlin läßt ſich zu einem Lakaien herab.

Emilie.

Ja mein Herr, — und Sie verdienen nichts Beſſeres.

(Sie eilt davon.)

Halbrand.

Das iſt zu viel Madame, — ich werde Ihnen zeigen was Sie verdienen.

(Er folgt ihr.)

Wilibald.

Sind ſie von Sinnen? — erklären Sie mir, mein Fräulein.

Flink.

Entſetzlich! — hinweg von hier! — Retten Sie mich, — ſchützen Sie mich. — Ich vergehe.

Wilibald.

Was iſt Ihnen? — Sie zittern. — Wer wagt es? — Sie ſind mein. Wehe dem der Sie kränken möchte. — Luiſe! — meine Luiſe!

(Er eilt auf ſie zu, und will ſie in ſeine Arme ſchließen. Sie ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt aus ſeinen Armen ohnmächtig in die Knie.)

Vierter Aufzug.

Das Zimmer wie im erſten Aufzuge.

Erſter Auftritt.

Emilie (halb auf dem Sopha liegend.) Halbrand.

Halbrand

(eintretend, ein Papier in der Hand.)

Erlaubt Emilie?

Emilie.

Sie finden mich zwar in den beklagenswerthesten Nervenzuſtänden, nach den Vorfällen von heut Morgen. Indeß, was giebt es? Entweder wollen Sie ſich mir voll Reue zu Füßen werfen, — und ſo etwas ſieht man nicht alle Tage, oder Sie wollen mir meine vermeinte Untreue großmüthig vergeben, und das wäre noch drolliger.

Halbrand.

Keins von beiden. Sind auch erſt zwei Stunden ſeit jenem Vorfalle vergangen, bin ich ſeitdem wenigſtens zwei Jahre älter geworden, ſo daß mich jene

Dinge, die ohnehin thöricht genug waren, nicht weiter beſchäftigen. Ihr Gallan bleibt ein Mädchen, und ich, — Ihr gehorſamſter Diener. Im Uebrigen haben wir ganz andere Sorgen.

Emilie.

Was haben Sie denn? Aber ich bitte um Rückſichten, — denn meine Nerven —

Halbrand.

Sehr wohl. — Was halten Sie von Zauberworten, Emilie?

Emilie.

Nicht viel. So lange noch keine erfunden ſind die ewig jung erhalten, und eine viel in Anſpruch genommene Kaſſe nie leer werden laſſen.

Halbrand.

Sie haben ganz recht. In der That, ich weiß auch nur eins, das in unſeren heutigen Zuſtänden current iſt, darin aber herrible Wirkungen hervorbringt.

Emilie.

Welches?

Halbrand.

Staaten, die Jahrhunderte zählen, ſtürzen bei dieſem Worte zuſammen, wenn es mit voller Kraft an ihre vergoldeten, aber wurmſtichigen Gerüſte prallt. Die Kerzen der Feſte verlöſchen, und der Piſtolen-

knall des Selbſtmordes übertönt den Jubel der Muſik und Gelage auf dieſes einzige Wort.

Emilie.

Halten Sie ein, — wie heißt das entſetzliche?

Halbrand (ſtark.)

Deficit.

Emilie

(fährt erſchrocken auf, und ſteht einen Augenblick ſprachlos.)

Ich hoffe, Sie werden Verſtand genug haben, dieſem Miſſten der Hölle nicht Macht über unſere Zuſtände zu geſtatten.

Halbrand.

Nein, — den Verſtand habe ich nicht gehabt. — Mein Geſchäftsführer tritt vor einer Stunde bei mir ein, um mir eine Berechnung unſerer Vermögenslage zu gewähren. Meine Schulden überbieten meine Mittel um zwanzigtauſend Thaler. Meinen Gläubigern kann dieſes furchtbare Geheimniß nicht vier Wochen verborgen bleiben, und wenn nicht geſchieht was, — Dank Ihrem Verhalten, — kaum mehr zu hoffen ſteht, ſind wir ruinirt, — ein ſchmählicher Bankerot iſt unvermeidlich.

Emilie.

Ah! — (Sie ſinkt in den Sopha.) — Ich ſterbe.

Halbrand.

Seien Sie unbeſorgt, — davon ſtirbt man nicht

Emilie

(wieder aufspringend, vor Zorn weinend.)

Sie sind ein Verschwender, — ein Barbar. Sie üben einen doppelten, einen vierfachen Mord an mir aus, und dispensiren sich noch dazu von allen Rücksichten.

Halbrand (entrüstet.)

Verschwender? Fürwahr, Ihnen steht es sehr wohl an, mir solchen Vorwurf zu machen, da Sie, wenn auch nicht die alleinige Verschwenderin, so doch die sorgloseste gewesen sind.

Emilie

Das ist eine Insolenz, das bitte ich mir zu beweisen.

Halbrand.

Soll geschehen. — Dieses Papier enthält die Summen, die Sie gebraucht, die auf Ihr Andringen beschafft werden mußten. Ihre Spielverluste, Ihre nie befriedigten Einrichtungslaunen, Ihre kostspieligen Bauten, — dieses Haus gehört dazu — Ihre unendlichen Modewaaren-Rechnungen und so weiter. Blicken Sie nur hinein, Sie werden finden, daß ich von der Wahrheit nicht abgewichen bin.

(Emilie reißt ihm das Papier aus der Hand, überfliegt es, zittert, und giebt es ihm still zurück.)

Halbrand.

Nun, Emilie, — nun?

Emilie (verlegen)

Dieses Verzeichniß —

Halbrand

Zeigt, wer Ihr Vermögen verschwendet hat, und einen Theil des meinigen dazu.

Emilie (die sich wieder gefaßt.)

Frumpviren Sie nicht. — Niemand ist schuldig, als Sie allein. — Wozu nimmt man einen Mann, als durch ihn in Ordnung gehalten zu werden

Halbrand (höhnisch.)

Wie vertrüge sich das mit der Emanzipation der Frauen?

Emilie.

Konnte ich denn wissen, daß die Sache so viel Geld kostet? Es ist nicht der Beruf einer Dame, sich um solche Details zu kümmern. Es war Ihre Angelegenheit, mich zur rechten Zeit darauf aufmerksam zu machen Was redet man denn in der Welt von der geistigen Ueberlegenheit der Männer, wenn sie nicht einmal zu solchen Kavpalien ausreicht. — Fürwahr, wäre ich ein Mann geworden, — ich hätte gewußt mit Frauen umzugehen. Meine Verzweiflung, mein Verderben, Alles ist Ihr Werk, — nur Ihres.

Halbrand

Sie haben recht, so liebles Sie ſcheinen Aller dings trägt meine Schwäche die Mitſchuld an dieſer Kataſtrophe, und dieſe Schwäche war —

(mit plötzlich bewegter Stimme, und verändertem Ton.)

Liebe zu Dir, Emilie.

Emilie (heraufend.)

Heinrich!

Halbrand.

Denke zurück, wie wir uns trafen. Ich ein Jüngling in der Welt, Du elternlos, übelberathen, reich und durch Schmeichler verzogen, aber bezaubernd durch Geiſt, und Reize. Ich liebte Dich mit der ganzen Gewalt meiner Seele. Alle meine Kraft ging auf in dieſem Gefühle, und ich wünſchte Dich um jeden Preis zu erwerben.

Emilie

Wehe Dir und mir.

Halbrand.

Du hatteſt Deine Weiſe. Dein Herz war kalt, aber Deine Phantaſie grenzenlos. Der Glanz der Erfolge in der großen Welt ſchien Dir wichtiger, als der Einklang der Seelen, — oder war es anders? —

Emilie.

Du wirſt meine Antwort wohl entbehren können.

Halbrand.

Ich habe nur Schwäche, wo Festigkeit und Mannerwürde an ihrer Stelle gewesen wäre. Mir kam es nicht ein, Dich durch meine Neigung veredeln zu wollen, ich wünschte Dir nur zu gefallen, ging ein in Deine Weise, deren Glanz mich verblendete, überbot sie, — und gewann mir so Deinen Besitz.

Emilie.

Nun? — weiter, — weiter. —

Halbrand.

Wir begannen eine Ehe, die unserem Brautstand nicht Lügen strafte. Wir verschleuderten unsere Mittel. Wir kamen in die Mode, — nicht in das Glück. — Oder warst Du glücklich, Emilie?

Emilie.

Lassen wir das.

Halbrand.

Unser auf den Wellen der Zerstreuung schwankendes Leben suchte einen Stützpunkt. Wir hofften ihn in jenen modernen Theorien zu finden, welche die Sinnenwelt erhöhten über die des Geistes. Wir suchten diese Lehren zu verwirklichen, und — was haben wir erreicht?

Emilie.

Erbärmlich wenig, wenn es nichts mehr ist, als dieser peinliche Augenblick.

Halbrand.

Und doch kann dieser Augenblick der ſein, in dem unſer Glück beginnt. Wir haben jene Theorien mißverſtanden, Emilie, und durch unſer Verhalten nicht ſie, ſondern uns lächerlich gemacht. Sie beabſichtigten Hergebrachtes zu verneinen, wo es ſich ausgegeben hatte zur inhaltloſen Form, um dadurch die Menſchheit zu neuer Jugendkraft aufzureizen. Sie erhoben eine Fackel, nicht damit ſie ſelbſt vorleuchte, ſondern, damit ſie den künftig Berufenen dazu diene, dereinſt die wahre Leuchte daran zu entzünden. Wir, wie Viele, hielten aber die Fackel ſchon für das wahre Licht, ſpielten damit, und zündeten unſer Haus an. Es brennt, — aber der Brand iſt noch zu löſchen.

Emilie.

Wie?

Halbrand.

Dein Bruder kann uns retten, wenn er will, und kann zuletzt nichts einbüßen, wenn wir ernſtlich und redlich das Richtige wollen.

Emilie.

So eilen wir zu ihm.

Halbrand.

Haſt Du den Muth dazu, nach dem unzarten Spiele das Du mit ſeinen edelſten Empfindungen getrieben

Emilie.

Unſeliger Einfall.

Halbrand.

Auch ſeine Folgen laſſen ſich beilegen, aber nur dann, wenn Du die Kraft haſt, eine Zukunft zu begründen, die unſerer Lage entſpricht. Wenn nicht, — dulde, was unvermeidlich iſt.

Emilie.

Was ſoll ich denn?

Halbrand.

Allen Anſprüchen an die Eitelkeiten und Flitter der großen Welt entſagen, einer ländlichen Einſamkeit zuflieben, in Beſchränkung und ſtiller Häuslichkeit ein neues Daſein beginnen. — Kannſt Du das? — Du ſchweigſt. —

Wohlan denn, Du kannſt es nicht. — So lebe denn wohl, Emilie. Das Schickſal trennt uns für immer. Unſer Bund iſt ſo nicht mehr verträglich mit meiner Ehre. Dieſe iſt mein letztes Gut, der ich Alles opfre, und in fernen Gegenden, von wo mein Namen nicht mehr zu Dir hinübertönt, verfolge ich freudlos, aber redlich, ein einſames Geſchick. — Mein letztes dießfalls Beſtreben, Dich ſicher zu ſtellen gegen die Angriffe des Mangels — Unwiderruflich iſt dieſer Entſchluß. Leb wohl — auf ewig

(Er will gehen.)

Emilie

(eilt ihm nach, und hält ihn auf.)

Heinrich, — ich will — bin entſchloſſen zu Allem, was — wie Du es verlangſt. Ich habe keinen Willen mehr. — Verlaſſe mich nicht. — Ich — habe ſonſt Niemand.

(Sie wirft ſich weinend an ſeine Bruſt.)

Halbrand (ſchließt ſie an ſich.)

Du haſt mich — ſei getroſt, — ich bleibe, verlaſſe bei ſolchen Entſchlüſſen eher mein Leben, als Dich. Gleiche Schuld, gleiche Reue, gleiche Verirrung. — Jetzt die Pfade geebnet, die uns an das Herz Deines Bruders führen. — Laß mich mit Luiſen ſprechen, denn in ihren Händen ruht unſer Schickſal. — Wo iſt ſie?

Emilie.

Sie ſchreibt im Nebenzimmer. — Ich verſtehe Dich. —

Halbrand

(öffnet die Thüre des Nebenzimmers.)

Ein Wort, liebe Luiſe.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Luiſe (ſonſt Flink.)

Luiſe (zögernd, befangen.)

Hier bin ich. — Aber indem ich wieder vor

Ihnen erscheine, muß ich mir zurückrufen, daß ich Ihre Blicke, das Licht überhaupt, nicht zu scheuen habe, sonst möchte ich eine Oeffentlichkeit fliehen, die mich verletzt, ohne mich zu fördern.

Halbrand (verbindlich, fast einschmeichelnd.)

Den leisen Vorwurf in Ihrer Aeußerung empfinden wir nur zu tief, denn wir haben ihn verdient. Dafür bezwecken wir jetzt nur Abbitte, Vergütung

Luise (ausweichend.)

Meine verlassene schutzlose Lage gestattet mir solche Ansprüche nicht.

Halbrand.

Verlassen? schutzlos? — keineswegs. Sie finden hier eine Schwester, — einen Bruder.

(Luise will einfallen, unterdrückt aber das Wort, und Halbrand fährt fort.)

Wilibald hat mir in zwei Worten verkündet, daß er Sie liebe, daß er Ihren Besitz um jeden Preis erwerben will. Sie haben bisher seinen Anträgen nicht Gehör gegeben. — Warum? Ist er nicht einer der edelsten jungen Männer, reich, liebenswürdig, wahr und treu? —

Luise.

Hat er selbst Sie zu dieser Frage beauftragt?

Halbrand.

Das eben nicht

Luiſe (heimlich für ſich.)

Ich verſtehe. —

Halbrand.

Aber ſie liegt meiner Freundſchaft für ihn nahe genug. Seien Sie nicht ſo bedenklich, oder geſtatten Sie uns, daß wir Ihnen behülflich ſind, zu erreichen, was Ihren uns unbekannten Verhältniſſen vielleicht entfernter verſchwebt, als Ihren Neigungen Schließen ſie einen Bund mit uns, die wir es ſo wohl mit Ihnen meinen. Unſer letztes Verhalten gegen Sie, wie wohl es nicht ernſtlich gemeint war tadeln wir ſelbſt. Unverzeihlich müßte es ſcheinen, wenn Sie uns fremd blieben. Werden Sie unſer, hebt es ſich auf in einer vollen, froh vergebenden Liebe.

Emilie (ungeduldig.)

Ja, meine Beſte, ich rathe Ihnen zu beherzigen was mein Mann ſagt. Ich bitte Sie um Gotteswillen, heirathen Sie meinen Bruder, und nehmen ſich unſerer Angelegenheiten aus guter Freundſchaft für uns, bei ihm an.

Halbrand (verweiſend.)

Emilie!

Emilie.

Ach! — Dieſe Umwege ſind zu weitläuftig. — Es iſt natürlich, nach dem was wir zuſammenge-

rührt, daß er ganz mit uns zerfallen muß, wenn er erſt Alles erfahrt. Wenn Sie aber ſeinen Wünſchen nachgeben, wird ihn das neue Ereigniß umſtimmen, und, wie alle Verliebte in den Flitterwochen, wird er für uns Alles thun, was Sie von ihm verlangen, und ich verſichere Sie, daß er dabei nicht viel riskiren wird.

Halbrand.

Hören Sie nicht auf ſie. — Mich vernehmen Sie —

Luiſe.

Wozu? Das Geſagte genügt, mir meinen Muth zurückzugeben. Nicht das Glück Ihres Bruders, am wenigſten das meine, beſtimmt Sie. Nur zu früh habe ich lernen müſſen, daß die Weltlichgeſinnten nur ſich ſelbſt im Auge halten, wornach Sie auch zu zielen ſcheinen.

Emilie.

So iſt es. Die Klugheit fordert das, und es iſt eine erbärmliche Kleinſtädterei, mit dergleichen hinter dem Berge zu halten. Gerade heraus alſo — aber wir rechnen auf Ihre Diskretion, — wir ſind in ungemeiner Verlegenheit, wenn mein Bruder, — der übrigens ſehr reich iſt, — unſeren ein wenig lahm gewordenen Angelegenheiten nicht wieder auf die Beine hilft. Eine kluge Frau vermag über ihren

Mann durchaus Alles, — deſſen kann ich Sie verſichern. Wenn Sie meinem Bruder Ihre Hand geben, geht er in Jedes ein, das Sie von ihm in unſerem Intereſſe irgend begehren. Es iſt auch Ihr Intereſſe dieſes zu thun, denn eine verſtändige Frau kann ihren Mann nicht früh genug in die Habitüde bringen, ſich ihr zu conformiren, und von unſerer Seite rechnen Sie auf unwandelbare Dankbarkeit.

Luiſe.

Dankbarkeit? — Ich fordere keine, — wo ich keine Verſprechungen ertheile. Unglücklich kann ich ſein, aber ich muß ungebunden bleiben, dasjenige zu thun, was ich als das Wahre, das Rechte erkenne. Wo ich es erkannt, wird mir nichts zu beſchwerlich, wird mir keine Aufopferung zu groß ſein, es zu befördern, ſo viel ich vermag, — bis dahin —

(In der Thüre, die behutſam geöffnet wird, erſcheint Anton.)

Anton.

Iſt denn keine menſchliche Seele hier, die mich in dieſem großen Hauſe zurechtweiſen kann?

Luiſe (erſchrocken.)

Gütiger Himmel! — welche Stimme.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Anton.

Luiſe (ihn erblickend.)

Er iſt es — Wohin rette ich mich.

(Sie entflieht in das Nebenzimmer.)

Anton (betroffen ihr nachſehend, für ſich.)

War das wirklich? — oder täuſchten mich meine alten Augen.

Emilie.

Was bedeutet das? — wer iſt der Menſch?

Halbrand.

Mein Freund, wie hat er ſich erlauben mögen, ungemeldet in dieſes Gemach einzudringen?

Wer iſt Er?

Anton.

Ich fand Niemand, der mich hätte melden können. Draußen wartete ich eine halbe Stunde, da hörte ich hier laut ſprechen, und wagte einzutreten. — Nichts für ungut, wenn ich bitten darf. — Die junge Dame da, wollte ich nicht erſchrecken. — Gewiß nicht.

Halbrand.

Schon gut. — Wer iſt Er?

Anton

Nein, — erſchrecken wollte ich ſie nicht, denn ich kannte eine, die ihr ſehr ähnlich war, und für die

ware ich zehnmal durchs Feuer gelaufen. — Nichts für ungut, — möchten Sie mir wohl sagen, wer die junge Dame war?

Emilie.

Eine meiner Freundinnen.

Anton (mit einem scharfen Blick.)

Eine Ihrer Freundinnen. — Nein, — dann war Sie es wohl nicht, und ich brauche nicht zu wissen, wer sie war.

Emilie.

Impertinenter Mensch.

Anton.

Meine Augen werden alt und trub. Verwechselung ist dann leicht, — nichts für ungut.

Halbrand.

Ich frage Ihn noch einmal, wer Er ist?

Anton.

Ja so, — nichts für ungut. — Habs überhört. Ich bin ein Bote vom Lande, der an den Herrn Geheimenrath von Halbrand diesen Brief abzugeben hat von meiner Herrschaft.

(Er reicht einen Brief.)

Halbrand

(erbricht den Brief und sieht die Unterschrift).

Von Buchwald, Forstmeister. — Ich kenne den Herrn nicht.

Anton.

Leben Sie nur. Die Bekanntschaft wird sich schon finden.

Halbrand.

(nachdem er den Brief überlesen.)

Hm — so. —

(Zu Anton.)

Mein Compliment an seinen Herrn. Der Brief ist richtig abgegeben. — Es wird mir eine Ehre sein.

Anton.

Sehr wohl — (Will gehen.)

Emilie.

Nun? — was giebt es noch?

Anton.

Nichts für ungut. Sagen Sie wohl dem Fräulein da, — ich meine das, welches vorhin da hineinlief, daß es vor dem alten Anton nicht zu erschrecken braucht. — Nein, — wahrlich nicht.

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, später Luise, zuletzt der Kammerdiener.)

Emilie.

Neue Räthsel, — neue Verwickelungen. Dieser

alte Mann hat sie vermuthlich früher gekannt. Warum haben wir ihn nicht zurückgehalten.

Halbrand (der unterdeß gelesen.)

Du hast recht; neue Verwickelungen, und unser junger Vorsatz wird gleich auf eine mißliche Probe gestellt. Das kommt unerwartet.

Emilie.

Was giebt es denn?

Halbrand (reicht ihr den Brief.)

Lies.

(Luise erscheint wieder in der Seitenthüre, behutsam umherspähend, unbemerkt von den Andern.)

Luise.

Gott sei Dank! — er ist fort. — Ich athme wieder.

(Sie tritt etwas vor.)

Emilie (liest.)

Euer Hochwohlgeboren ermangle nicht zu avertiren, daß die Herrn Aron & Comp. einen von Ihnen ausgestellten Wechsel über dreitausend Thaler meinem Geschäftsfreunde, dem Herrn Grafen von Santarelli, und mir, cedirt haben. Gedachter Wechsel ist heute zahlbar, weshalb wir Sie ergebenst benachrichtigen, daß wir heute Abend acht Uhr bei Ihnen uns einfinden werden, um das Geld in Empfang

zu nehmen, da Sie auf die Zahlung schon vorbereitet sein dürften.

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster
Forstmeister von Buckwald.

(Luise hat mit lebhafter Spannung zugehört und tritt eilig in das Kabinet zurück, ohne bemerkt worden zu sein.)

Halbrand.

Was sagst Du.

Emilie.

Entsetzlich.

Halbrand.

Diese neuen Gläubiger sind mir nur dem Namen nach bekannt, und stehen im Rufe, daß sie in einem anstößigen Bündnisse die großen Mittel, über die sie gebieten, zu wucherlichen Geschäften benutzen. Graf Santarelli, der erst seit drei Jahren mit räthselhaftem Glanz aufgetreten ist, und ein eigenthümliches Treiben, so wie seine Person, in mystisches Dunkel hüllt, ist der ärgsten Bubenstreiche verdächtig.

Emilie.

Ich weiß. Er ist alt, aber noch immer mit dem Air und den Prätensionen eines Dandy. Einst großartiger Spieler von Profession, besucht er jetzt keine Gesellschaften mehr. Man flüstert aber entsetzliche Dinge über ihn, wiewohl ein unwillkührlicher Schauer die Zungen lähmt, wenn er genannt wird.

Halbrand.

Daß der Jude Aron mich diesen Leuten in die Hände gegeben, zeigt, daß mein Credit bereits dahin ist. Er hat ihnen meinen Wechsel vermuthlich um einen Spottpreis verkauft, bei dem er indeß nichts eingebüßt haben mag, da ich von ihm auch nicht die volle Valuta empfangen. Er hält mich bereits für insolvent. — Leider hat er recht. Meine Kasse ist erschöpft. Ich kann bis 8 Uhr kein Geld beschaffen, habe auch keinen Gedanken daran gehabt. Aron, meinte ich, werde mich nicht drängen, da er auch mir aus früherer Zeit Verbindlichkeiten schuldig ist.

Emilie.

Treuloser Schelm. — Aber wir sind die Marionetten nicht, mit denen Wucherer und Gauner Comödie spielen. — Elendes Gesindel! — Dieses u.w. — Aber sie sollen sich geirrt haben, — so wahr ich lebe.

(Mit stolzem wegwerfenden Air.)

Dieses Geld habe *ich* durchgebracht, *mich* hat es köstlich amüsirt, und es belustigt mich noch mehr, es zu bezahlen.

Halbrand.

Ei?

Emilie.

Ja — ich — ich — ich — ich bezahle diesen Wechsel — heut acht Uhr — ha ha ha — es ist zum Todtlachen. — Wie sie jetzt schon Plane machen mögen, uns zu chikaniren, wie sie schon im Voraus sich an unserer vermeinten Verlegenheit ergötzen. Aber ich werde ihnen das Geld in die Zähne werfen, und ihnen über die Achsel zurufen: — „jetzt fort — hinaus!“ — in meinen Gemächern duld' ich keinen Pöbel.“

Halbrand.

Du träumst.

Emilie.

Keineswegs. — Ich verkaufe meine Diamanten. Sie sind mehr als zehntausend Thaler werth.

Halbrand.

Nein — sie sind Familiengut, — du darfst nicht.

Emilie.

So versetze ich sie. Jeder Juwelier borgt darauf diese armseligen dreitausend Thaler. — Was sind mir diese Steine gegen den Sieg über so niederwürdige Anfechtungen: gegen die Lust, solches Gewürm mit Füßen zu treten.

Halbrand.

Diese Maßregel ist mißlicher als Du denkst. Sie ist kaum ausführbar. Erscheine ich mit leeren

Steinen, um ſie zu verſetzen, wird es ruchbar, und alle meine Gläubiger ſtürzen auf einmal über mich ein.

Emilie.

Das iſt wahr. — So will ich jetzt nach der Stadt fahren. —

Luiſe

(wieder in der Kleidung des Alink, aus dem Seitenzimmer hineinſtürzend.)

Senden Sie mich — mich —

Emilie.

Luiſe, — was ſoll das? — wieder in dieſen Kleidern, — ich begreife nicht.

Luiſe (in heftiger Bewegung.)

O fragen Sie nicht. — Dieſe Kleider ſind mein einziger Schutz, ich muß ſie einſtweilen wiedernehmen, — mir bleibt keine Wahl. — Senden Sie mich mit Ihren Diamanten. Die Stadt iſt nicht hundert Schritte von hier, — es iſt erſt drei Uhr. — Ich beſchwöre Sie, — auf meinen Knien beſchwöre ich Sie, — ſenden Sie mich.

(Sie wirft ſich vor Emilien nieder.)

Halbrand (ſie aufhebend.)

Das darf nicht ſein. — Sie haben uns alle bevorcht.

Luiſe.

Es iſt kein Fehler, da ich es eingeſtehe. Verlan

forderten Sie meinen Beistand, nun fordre ich als mein Recht, daß Sie ihn annehmen. Ich darf den Personen nicht begegnen, die heut Abend hier eintreffen. Ich eile mit den Diamanten zu Ihrem Juwelier. Er kennt mich in dieser Gestalt. Ich bin dessen gewiß, daß er darauf borgt, so viel Sie brauchen, daß er sofort, noch vor acht Uhr, selbst herkommt, Ihnen das Geld zu bringen, während ich mich in ihrem Hause in der Stadt bis morgen verberge.

Emilie.

Aber ich kann das selbst, ich kann Sie begleiten.

Luise.

Ich bin es zufrieden. — um so besser. — Ich will anspannen lassen. Eilen wir.

Kammerdiener (tritt ein.)

Die Frau Gräfin von Wolfungen, die Frau Baronin von Schelbitz, — die Frau Generalin von Lichtwald sind vorgefahren. —

Halbrand.

Sage, die gnädige Frau sei nicht zu Hause.

Kammerdiener.

Die Damen versichern zum Diner eingeladen zu sein.

Emilie.

Das ist wahr. — Unseliges Zusammentreffen! —

Es iſt nicht möglich, die drei Närrinnen abzuweiſen, ohne die auffallendſte Blöße zu geben. — Ich muß hinunter, — muß ſie empfangen.

Luiſe.

So vertrauen Sie ſich mir an. — Senden Sie mich allein mit den Diamanten. — Oder mißtrauen Sie mir?

Emilie.

Verdrießliche Verlegenheit.

Halbrand (mit einem verweiſenden Winke.)

Emilie! —

Wenn das Fräulein ſo gütig ſein will, ſind wir faſt gezwungen, das Anerbieten anzunehmen.

Luiſe (zu Emilie dringend.)

So kommen Sie, — kommen Sie

(Sie zieht Emilien in das Nebenzimmer.)

Halbrand (ihnen folgend.)

Es wird nöthig ſein, ein par Zeilen zur Beglaubigung mitzugeben.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Wilibald, Profeſſor Wagner (durch die Mittelthüre eintretend), dann Luiſe.

Wilibald (im Geſpräch mit Wagner.)

Alle Deine Bedenklichkeiten werden verſchwinden, wenn Du Luiſen noch einmal ſiehſt und ſprichſt.

Wagner.

Bedenklichkeiten ſind noch nicht Zweifel. Dieſes Mädchen mag vortreffliche Eigenſchaften beſitzen, aber es iſt nöthig, ſich davon zu überzeugen. Dieſe Ueberzeugung nur wünſche ich zu erlangen. Iſt Luiſe Deiner würdig, muß ihr ſelbſt daran gelegen ſein, das Räthſelhafte abzulegen, das ſie noch umgiebt, wie ein Gewand, das ihr nicht anſteht. Sie muß Vertrauen zu uns haben, wenn wir es zu ihr faſſen ſollen.

Wilibald.

Bedrängen wir ſie aber auch nicht. Jedes Unglück verdient Schonung, wie viel mehr das eines geliebten Weſens.

Wagner.

Du ſprichſt wie ein Verliebter. Selbſt die Liebe darf nur bis auf einen gewiſſen Punkt Schonung üben. Sie giebt ſich rückſichtslos hin, und muß das Nämliche von der Gegenliebe erwarten.

Wilibald.

Ich weiß voraus, daß Du vollkommen zufrieden geſtellt ſein wirſt. — Käme nur ein Diener, um bei ihr zu melden.

— Da iſt einer.

(Luiſe als Klink, ein großes Schmuckkäſtchen unter dem Arme, ſchlüpft aus dem Nebenzimmer, und will, ohne

die beiden Andern zu bemerken, durch die Mittelthüre davon eilen.)

Wilibald (tritt ihr in den Weg.)

Lieber Freund wir wünschen —

(Luiſe ſieht ihn, ſtößt einen Schrei aus, läßt das Schmuckkäſtchen fallen, und eilt in den Vordergrund, die Hände vor dem Geſichte.)

Wilibald.

Bin ich bezaubert?

Wagner

(hebt das Schmuckkäſtchen auf, und öffnet es.)

Nur viele tauſend Thaler Diamanten.

Wilibald

(noch von ſeinem Erſtaunen noch nicht erholen könnend.)

Ha! — Luiſe! —

Wagner.

Höchſt ſonderbar.

Luiſe

(ſchnell gefaßt, mit Anſtand und Würde.)

Ja mein Herr, ich bin Luiſe. — Was haben Sie mir zu ſagen?

(Wilibald verſucht zu ſprechen, verſtummt aber, und wendet ſich ab.)

Wagner.

Da dieſe Ueberraſchung die Zunge meines Freundes lähmt, geſtatten Sie mir, das Wort zu nehmen.

Luiſe.

Sehr wohl — aber ſchnell, — ich habe Eile.

Wagner.

Auch wir haben Eile. Mein trefflicher Freund hier will Ihnen im hohem Grade wohl, ungeachtet ſeiner völligen Unkenntniß Ihrer Herkunft, Ihrer Beziehungen. Er vertraute dem Ausdruck einer reinen Seele in Ihren Zügen, der ſittlichen Würde in Ihrem bisherigen Betragen. Mit dieſem ſteht aber Ihre gegenwärtige Erſcheinung in männlicher Kleidung im Widerſpruche, und — doch ich unterdrücke lieber die nähere Bezeichnung eines anderen auffallenden Umſtandes

(Er blickt auf die Diamanten.)

Nur Ihre offene Erklärung kann Ihnen und uns Genugthuung gewähren.

Luiſe (mit Lebhaftigkeit und Adel.)

Mein Herr, — es findet ſich eine Andeutung in Ihren Worten, die viel zu tief unter mir liegt, als daß ich ſie beachten könnte. Ich habe ſie gehört, aber ich werde ſie vergeſſen. Im Uebrigen, wenn Ihr Freund auch die Sprache verloren, wird ihm das Gehör geblieben ſein, und ſo mag er denn vernehmen, wie ich viel zu ſtolz darauf bin, ſein Zutrauen erworben zu haben, als daß ich das mindeſte Dunkel zwiſchen ihm und mir noch geſtatten könnte

Von Allem, was ich bin, litt, wagte, bezweckte, soll er jetzt vollständig Kunde erhalten.

Wilibald (erschüttert.)

Luise, — o Luise.

Luise.

Ich freue mich der Prüfung, denn ich werde darin rein befunden werden. Die Wahrheit, die ich darlege, wird vielleicht schon morgen durch offenkundige Ereignisse bestätigt, denn ich weiß, daß die Entscheidung heranrückt, und die nächsten Stunden bringen für mich Rettung, oder Verderben.

Wilibald (lebhaft.)

Rettung! — Rettung! — vertrauen Sie mir.

Luise.

Unbegrenzt. Eine eigene Scheu könnte mich daran hindern, eine offene Beichte mündlich so abzulegen, daß sie ein ganz richtiges Bild meiner Schicksale darstellte. Meine Lippe, stets bereit eigene Fehl zu bekennen, ist eine ungelehrige Anklägerin Anderer. Ich schrieb deshalb meine Begebenheiten für Sie auf, Herr von Sendheim. — Empfangen Sie meinen Bericht.

(Sie zieht ein Papier hervor, das sie ihm überreicht.)

Lesen Sie, und was Sie dann noch zu fragen finden, will ich beantworten.

Wilibald.

Ich glaube Ihnen, — ich werde lesen, — ich werde handeln, — aber dennoch, — dieses Zusammentreffen, — dieses Kleid.

Luise.

Davon steht freilich nichts in meinem Berichte, doch auch darüber will ich Rechenschaft ablegen, und sogleich.

Wagner (für sich.)

Was kann sie sagen, — ich bebe vor Ungeduld.

Luise.

In äußerster Gefahr, von meinen Verfolgern selbst in der Verborgenheit entdeckt zu werden, in der ich unter dem Schutze einer armen, alten, aber würdigen und befreundeten Matrone in der Hauptstadt lebte, fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hand, worin eine vornehme Dame, — Ihre Frau Schwester, — bekannt machte, daß sie zu ihrer unmittelbaren Bedienung einen gewandten gebildeten Knaben suche, der fertig französisch spreche. In der Angst, — und damals noch ein wenig eingenommen von gewissen, auch die Selbstständigkeit der Frauen empfehlenden Theorien, — ergriff ich das Mittel, mich in männlicher Kleidung, — die dem verstorbenen Sohne meiner alten Freundin gehörte, ohne ihr Mitwissen hier einzufinden. Ich erhielt Beifall, und ward

angenommen, ohne daß mein Geſchlecht in Zweifel geſtellt wurde.

Wagner.

Eigenthümlich.

Luiſe.

Ich komme nun an ein ſehr mißliches Verhältniß, daß Ihre Nachſicht nicht für mich, für Ihre Frau Schweſter in Anſpruch nimmt. Aber ich darf nun nicht mehr ſchweigen.

Wilibald.

Reden Sie — o reden Sie.

Luiſe.

Ihre Schweſter fand ſich von den Grundſätzen beleidigt, die Sie bezüglich der Wahl einer Gattin äußerten. Sie ſollten überführt werden, daß Uebereinſtimmung der Gefühle eine Thorheit ſei. Der Page Flink, — das war ich, wie Sie mich nun ſehen, — ſollte Ihnen in Damenkleidung begegnen. Ihre Neigung durch eine eingelernte Rolle betrügen, und endlich ſollten Sie beſchämt werden, — indem

Wilibald (auffahrend.)

Genug, — nichts weiter.

Wagner.

Abſcheuliche, frevelhafte Myſtification.

Luiſe.

Ich mußte gehorchen, aber was kommen mußte,

kam. Die Rolle widerte mich an, die Wahrheit gewann den Sieg, — und um den Pagen Flink war es geſchehen.

Wagner.

Er ſteht aber noch vor uns.

Luiſe.

In dem Augenblicke, da Herr und Frau von Halbrand die völlige Verderblichkeit ihrer ganzen bisherigen Lebensweiſe einſahen, auch den auf Sie beabſichtigten Streich bereuten, in abweichende, würdige, rettende Vorſätze eingingen, geriethen ſie in die peinlichſte Geldverlegenheit, und die Gläubiger, die ſie bedrängen, — ſind meine Verfolger. Nicht zu früh in ihre Gewalt zu gerathen, der Noth der Bedrängten abzuhelfen, entſchloß ich mich noch einmal, dieß Kleid anzulegen, und, nach dem Wunſche der Ihrigen, dieſe Diamanten zu verſetzen.

Wilibald (entrüſtet.)

Die Diamanten meiner Mutter verſetzen?

(Er nimmt ſie aus Wagners Händen.)

Nein, — das iſt nicht zu vergeben. —

Wagner

(geht raſch auf Luiſe zu, und faßt ihre Hand.)

Mein Fräulein, — Sie ſind der Achtung jedes Ehrenmannes werth.

Wilibald (lebhaft.)

Alle Bande ſind zerriſſen, die mich an meine Schweſter knüpften. Sie ſoll fühlen, was es heißt, Verrath am Herzen eines Bruders zu begehen.

— Fortan gehöre ich nur Ihnen.

(Er eilt zu Luiſen — ſie tritt zurück.)

Luiſe (ernſt und beſtimmt.)

Herr von Sendheim, — dieſe Diamanten, — ich erſuche Sie, mir ſolche auszuliefern. Sie ſind mir anvertraut.

Wilibald.

Niemals. Sie gehören nicht meiner Schweſter, ſondern der Familie, deren Haupt ich bin. Sie ſollen nicht verſetzt, oder verkauft werden, um die Schulden liebloſer Verſchwender zu tilgen. Ich laſſe ſie nicht aus meinen Händen. Auch Ihnen, mein Fräulein, kann ich kein längeres Verweilen in dieſem Hauſe nachgeben.

Wagner.

Zu mir, — zu mir. Meine Frau wird Sie freudig begrüßen. Unſere Wohnung im botaniſchen Garten iſt nicht funfzig Schritte von hier.

Wilibald (dringend.)

Kommen Sie, eilen Sie mit uns hinweg. Sind Sie denn nicht mein? — Keine Macht auf Erden ſoll Sie mir entreißen.

Luiſe.

Nein, — ich bin nicht die Ihre. — Auf dieſe Weiſe kann ich es niemals werden. —

Wilibald.

Wie? — Sie wollten ein treues Herz abweiſen, das Ihnen mit allen ſeinen Kräften hingegeben iſt?

Luiſe.

Es iſt ein Großes und Schönes um ein ſolches Herz, aber es darf nicht als Wohlthat empfangen, es muß verdient werden. — Vergeben Sie Ihrer Schweſter, ziehen Sie ſie großmuthig aus der Bedrängniß, die ſie jetzt umgiebt, denn ich weiß, Sie können es; — ſeien Sie ihr wieder ein wohlwollender Bruder —

Wilibald.

Nein, — nein, — nein!

Luiſe.

Dann leben Sie wohl. Sie werden mich niemals wiederſehen. Hülflos bin ich, verlaſſen, von Gefahren bedroht, aber auch ſo darf ich der Pflicht nicht entſagen, das Gute überall uneigennützig zu wollen, es, ſo weit meine geringen Kräfte reichen, zu befördern.

Wagner (zu Wilibald.)

Ich wünſche Dir Glück, mein Freund, Du haſt gut gewählt.

Luiſe.

Sie ſchweigen? — Wohlan. — Ich finde eine Feſtigkeit in mir, die nichts auf Erden erſchuttern ſoll. Ich eile Ihrer Frau Schweſter zu melden, was hier ſich begeben.

(Sie will gehen.)

Wilibald (ſie zurückhaltend.)

Bleiben Sie. — Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen. Ich werde meiner Schweſter vergeben, ich will ſie an mein Herz ziehen, ich will ihr Retter werden, die Noth abwenden, die ſie nun bedrängt. Aber dann — Luiſe, meine Luiſe

Luiſe.

Dann Dank — tauſend Dank! — auf meinen Knien, wenn Sie ihn ſo annehmen möchten Welche unausſprechliche Freude.

Wilibald.

Ich — will, aber unter einer Bedingung, daß Sie meine Bitte gewähren, daß Sie einwilligen, die Meine zu werden, — uns folgen.

Luiſe

(in tiefer Bewegung ſich ſelbſt vergeſſend.)

Alles — Alles! —

O Gott — was habe ich geſagt!

Wagner (in die Hände ſchlagend.)

Es iſt geſagt, kann nicht wiederrufen werden. — Kommen Sie, ehe man uns hier wahrnimmt.

Luiſe.

Noch nicht. — Die Diamanten dürfen nicht mit. — Sie müſſen an ihre alte Stelle. Der treue Flink hat anderweit Rath geſchafft.

(Sie entreißt Wilibald das Schmuckkäſtchen, eilt damit in das Nebenzimmer, aus dem ſie ſofort zurückkehrt.)

So — aber nicht wahr? — Sie täuſchen nicht meine Erwartungen, — Sie halten Ihr Verſprechen. Sie werden Ihre Schweſter auf Hülfe nicht harren laſſen.

Wilibald.

Nicht länger als nöthig. — Aber jetzt fort von hier, — meine Geliebte, — meine Braut.

Luiſe.

Es iſt wohl nur ein Traum, — aber er iſt ſo ſchön — Kommen Sie — ich folge Ihnen.

(Sie eilen ab.)

Fünfter Aufzug.

Das Zimmer wie im erſten und vierten Aufzuge. Es iſt ſchon Abend. Erleuchtung durch Aſtrallampen und Kerzen.

Erſter Auftritt.

(Graf Santarelli, Forſtmeiſter von Buchwald werden vom Kammerdiener eingeführt. Der Graf iſt nicht ganz modern, aber mit hoher Eleganz, faſt hofmäßig gekleidet, gepudert, im Escarpin, einen Stern auf der Bruſt, mit Ringen und glänzenden Kleinodien geſchmückt.)

Kammerdiener (die Thüre öffnend.)

Wollen Sie ſich hier hinein bemühen. Meine Herrſchaft bittet um Entſchuldigung, daß ſie nicht gleich die Ehre haben kann zu empfangen. Sie iſt noch an der Mittagstafel, und ſieht Geſellſchaft bei ſich.

Buchwald.

Mittagstafel; — es iſt ſieben Uhr.

Graf (zum Kammerdiener mit Ironie.)

Sehr wohl, mein Freund, wir beabſichtigen nicht zu incommodiren.

Kammerdiener.

Dürften wir einſtweilen mit einigen Erfriſchungen aufwarten?

Buchwald.

Obligirt.

Graf.

Ja mein Freund, ein Glas Waſſer.

Kammerdiener.

Vielleicht Champagner?

Graf.

Nun ja, — gebe er gefälligſt eine Flaſche davon draußen meinem Jäger, — der trinkt dergleichen um dieſe Zeit. Für mich ein Glas Waſſer, — aber ja recht kaltes.

(Kammerdiener ab, der Graf ſetzt ſich mit nobler Haltung in den Sopha.)

Buchwald.

Um acht Uhr haben wir die Zahlung des Wechſels beſtimmt. Das iſt die äußerſte Höflichkeit und Rückſicht. Wir konnten ſie am Mittage fordern und doch läßt man uns hier warten.

Graf.

Sie hören ja, es iſt erſt ſieben Uhr. Ganz in der Ordnung, daß die eingeſchlagene Bombe eine Weile wirbelt ehe ſie platzt. — Das erinnert mich an eine artige Anekdote, die ich in Venedig im Hauſe

Gradenigo erlebte. — Der Nobile hatte an mich zehntausend Dukaten im Pharao verloren, und ich —

(Kammerdiener kommt zurück, und präsentirt dem Grafen ein Glas Wasser und Zucker. Der Graf nimmt nur das Wasser trinkt davon, setzt das Glas zurück, und läßt einige Goldstücke auf den Teller fallen.)

Kammerdiener.

Gnädiger Herr.

Graf.

Was giebt es? — Ja so — ohne Bedenken. — Es ist meine Weise. Mein Freund er könnte hier schneller dienstlos werden als er jetzt meint. Einstweilen zur Aushülfe.

(Kammerdiener verbeugt sich tief, geht ab, der Graf läßt sich wieder in den Sopha fallen.)

Graf.

Von was sprachen wir doch?

Buchwald (der mürrisch dasteht.)

Ich weiß nicht.

Graf.

Ich auch nicht. — Hören Sie, Buchwald, Sie sind nie ein sonderlicher Gesellschafter gewesen, seit einiger Zeit ist aber durchaus nichts mehr mit Ihnen anzufangen.

Buchwald.

Und das befremdet Sie?

Graf.

Ja. Unſere Geſchäfte gehen magnifique. Alle unſere Speculationen ſchlagen ein. Die Effecten die wir zu dem niedrigſten Courſe kauften, gehen in die Höhe wie raſend. Wir gewinnen ſechzig Procent.

Buchwald.

Gleichviel

Graf.

Ich glaube Sie ſind Ihrem Ende nahe, da Sie Geld und Profit nicht mehr zu intereſſiren ſcheint in aller Welt, was mögen Sie nur haben.

Buchwald.

Hm. —

Graf.

Hören Sie, — langweilig müſſen Sie nicht werden, ſonſt ſind wir geſchiedene Leute. Habe ich Sie geſucht, oder Sie mich, als wir Nachbarn wurden Sie waren es, der Alles aufbot um in die Gemeinſchaft meiner Speculationen zu treten, deren ſtupender Erfolg Sie frappirte. Ich ließ mir das gefallen, weil man bei Geſchäften wie die meinen nie genug ins Große gehen kann, und Ihre Fonds gerade hinreichten, um meiner Beachtung werth zu ſein. Wenn Sie aber den brummenden Landjunker machen berechnen wir uns, — und — **adieu pour toujours**

Buchwald (wild auffahrend.)

Berechnen! — daß Dich! — Hören Sie einmal Herr Graf, bei dieſer Berechnung dürfte ſich ein gewaltiger Verluſt auf meiner Seite finden.

Graf.

Ya la. — Erſt vor ſechs Monaten, als ich aus Paris zurückkehrte, habe ich auf Ihren Antheil nicht weniger als zehntauſend Thaler nachgewieſen, die ich im Börſenſpiel gewonnen, und was dürfen wir erſt von unſern Amſterdamer Einkäufen erwarten. Die ſpaniſchen Fonds ſind in die Höhe gegangen, ſchreibt mir mein Commiſſionair.

Buchwald.

Und dennoch, — bis an den Hals im Gelde, — würde ich verloren haben

Graf.

Ja ſo. — (nimmt Tabak aus einer reichen Doſe.) Wenns ſonſt nichts iſt. Habe ich denn nicht auch verloren, wie Sie? — Aber Gewinn und Verluſt iſt nebeneinander.

Buchwald.

Ja, — wenigſtens einiger Troſt für mich, daß auch Sie — Sie! — grenzenlos verloren haben, — und welchen Schatz!

Graf.

Laſſen Sie ſich das nicht zu ſehr zu Herzen gehen.

mon cher Papa. — Ich finde mich darin. — Iſts das nicht, iſts ein Anderes. — Sehen Sie, — ie gute Freunde wir auch ſein mögen, ſind wir doch ſehr verſchiedene Leute. — Sie ſind habſüchtig und knikrig, — ich bin habſüchtig und generös. Sie ſcharren zuſammen, ich will prächtig ausgeben, Aufwand machen, bauen, ſammeln. Ich häufe Reichthümer, nicht weil ich für dergleichen paſſionirt bin, ſondern um Emotionen zu haben. Ich für meine Perſon mache mir aus dem Plunder nichts, ich kann und will aber nicht leiden, daß ihn Andere haben. Wer in meinem Geſichtskreiſe etwas Schönes und Werthvolles beſitzt, hat mich auf dem Nacken, bis ich es ihm entzogen und mir zu eigen gemacht. Nachher iſts mir gleichgültig. Genug, Er hats nicht mehr.

Buchwald.

Wenn ich das auf unſere geſcheiterten Plane anwenden ſoll, geht mir ein ſchauderhaftes Licht auf.

Graf.

Keine Anzüglichkeiten, mein Lieber. — Nun ja. — ich habe nur erleſene Dinge. Die trefflichſten Güter, deren bisherige Eigenthümer ich in die Luft geſprengt, das ſchönſte Schloß, die reichſte Einrichtung, köſtliche Gemälde, geſchnittene Steine, Diamanten ohne gleichen, kurz von Allem das Beſte. Nur eine ſchöne reiche Frau fehlte die Collection complet zu

machen. Sie hatten da ein allerliebſtes Exemplar für meinen Glasſchrank, natürlich daß ich darauf reflectirte. Doch — doliren wir nicht. Sie haben ja das rare Exemplar auch nicht mehr.

Buchwald.

Ha! — das hätte man früher wiſſen ſollen

Graf.

Das iſt zum Lachen. Als wenn Sie nicht durch ähnliche Abſichten beſtimmt worden wären. Meine Schätze wünſchten Sie nicht minder zu angeln, und rieben ſich die Hände, da Graf Santarelli nur Miene machte den artigen Köder aufzuſchnappen, den Sie auswarfen. Sie meinten, ich habe kein Jahr mehr zu leben ha ha ha. — Mein Guter, Ihr Neſt iſt leer, und mich haben die Bäder von Scheveningen reſtaurirt. Ich bin bald ſechzig, und ſehe aus wie ein Vierziger, — wiewohl ich mich auch zu kleiden verſtehe.

Buchwald.

Bringen Sie mich nicht in Zorn.

Graf.

Ei! ei! — So laſſen Sie mich lieber gleich nach Hauſe fahren, und machen Sie Ihre jämmerliche Affaire um erbärmliche dreitauſend Thaler allein ab. Mich intereſſiren ſolche Kleinigkeiten nicht. Ich diene nur als Volontair in dieſem kleinen Scharmützel.

weil es mich unterhält die erſte Approche gegen dieſe Feſtung zu commandiren. Iſt erſt ihre ſchwache Seite entdeckt, wird der große Sturm erſt angehen, werde ich hier eine ganz andere Rolle ſpielen. Jetzt bin ich nur hier um anzuſehen, und —

(er muſtert die Umgebung durch den Lorgnon.)

Was ich hier ſehe, gefällt mir eben genug, um es — haben zu wollen. — Still, — man kommt.

(Er ſteht auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Halbrand, Emilie.

Halbrand.

Um Vergebung meine Herrn, wenn wir nicht gleich im Stande waren uns die Vorzuge einer ſo ehrenvollen Bekanntſchaft zu Nutze zu machen.

(zu Buchwald.)

Habe ich die Ehre in Ihnen den Herrn Kornmeiſter von Buchwald zu begrüßen?

Buchwald.

Zu dienen, Herr Geheimerrath, erlauben Sie mir Ihnen den Herrn Grafen von Santarelli vorzuſtellen.

Halbrand.

Sehr erfreut. Ihr Name, mein Herr Graf iſt mir ſehr wohl bekannt.

Graf.

Ich bin entzückt Ihnen bei dieſer kleinen Gelegenheit noch näher zu treten.

Halbrand (verbindlich.)

Ueberaus ſchmeichelhaft.

(Emilien vorſtellend.)

Meine Frau.

(Buchwald verbeugt ſich ſtumm.)

Graf.

(führt Emilie mit einem ſtechenden Blick dann küßt er ihr mit dreiſter Galanterie die Hand.)

Schöne gnädige Frau, meine bewundernde Huldigung.

Emilie

(mit erzwungenem Air, aber ſichtlich befangen und verwirrt.)

Darf ich bitten Platz zu nehmen.

(Sie nöthigt den Grafen auf den Sopha. Am Vorbeigehen zu Halbrand.)

Wo bleibt nur das Geld. — Meine Knie zittern

Halbrand (leiſe zu ihr.)

Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit.

(Emilie ſetzt ſich auf den Sopha. Halbrand rückt einen Stuhl für Buchwald, den er nicht annimmt.)

Buchwald (zu Halbrand.)

Entſchuldigen Sie, daß wir Ihnen in einer Angelegenheit beſchwerlich fallen, die —

Halbrand (einfallend.)

Hoffentlich zur allgemeinen Zufriedenheit enden wird. Keine Umſtände mein Herr von Buchwald!

Graf.

Charmant. Keine Umſtände. Sehen Sie, das iſt der wahre gute Ton. Aber wer konnte einen andern vermuthen in dem Tempel ſolcher Göttin.

(Mit einem Komplimente gegen Emilien.)

Emilie (für ſich, in höchſter Angſt.)

Noch immer nicht.

(Laut.)

Sie ſind ſehr gütig Herr Graf, — fürwahr ſehr gütig. — Sie leben immer auf dem Lande? — Beſuchen Sie die Geſellſchaften unſerer Hauptſtadt nicht?

Graf.

Nein, gnädige Frau, ich lebe nicht immer auf dem Lande, — ſondern einen Theil des Jahres in Paris und London, wo ich Geſchäfte habe, und die Welt ſehe. Ich habe einen dégout vor kleinen Städten wie die Ihrige, in denen kein hohes Spiel iſt, und keine Börſe.

Emilie.

Sie lieben das Spiel?

Graf.

Wie Sie wollen, meine Vortreffliche. — Ich liebe es, und liebe es nicht. Ich ſpielte einſt viel. —

aber da ich immer gewann, an allen Banken Europas — ungeheuer gewann, kam ich in die Habitüde. Dieſe Art Fortuna gab mir die Erſchütterung nicht mehr die meine Nerven bedurften, und ſeitdem pointire ich nicht mehr. — Auch geſtattet man es mir nicht ferner.

Emilie.

Si, wie das?

(Leiſe zu Halbrand.)

Der gefürchtete Augenblick rückt immer näher

Halbrand (eben ſo leiſe zu ihr.)

Furwahr, — es iſt zum Verzweifeln.

Graf (der ſie immer beobachtet.)

Weil ich mich nur ſehen laſſen darf, um alle Banquiers in Angſt zu jagen, daß ich ihre Bank ſprenge, wie mir denn das auch in der Regel begegnet. Sie werfen ſich mir zu Füßen um mich zu immenſen Abfindungen zu disponiren. — Ich verachte das Geld, — aber was thut man nicht aus Mitleiden

Emilie.

Ah! — das iſt großmüthig.

Graf.

Paſſion, gnädige Frau, — Paſſion.

Emilie.

Bei ſo vielen Vorzügen findet ſich auch ein edles Herz.

Buchwald (bitter.)

Wie mans nimmt. —

Graf (hämiſch.)

Ja, wie mans nimmt.

Halbrand.

Ein ſo ausgezeichneter Geiſt, der das Glück gezwungen ihm dienſtbar zu ſein, wird aber das große Spiel um die Schätze der Welt auf ihrem ſouveränen Markte nicht verſchmähen.

Graf.

Gewiß nicht, mein Herr. Nur die Börſe gewährt ein Spiel für Meinesgleichen. Wo Millionen auf einem Wurfe ſtehen giebt es eine Erſchütterung nach meinem Bedürfniſſe.

(Er zieht ſeine Uhr hervor, ſieht ſie lange an, lächelt hamiſch, und ſteht auf. Emilie desgleichen. Allgemeine Stille. Der Graf wirft ſcharfe, ſtechende Blicke umher, dann mit ſeinem gewöhnlichen Tone.)

Zehn Minuten vor acht.

(Er nimmt ein ungenirteres Weſen an.)

Sie ſind ſehr gut logirt gnädige Frau.

Emilie.

Es freut mich, daß unſere Einrichtung von Ihnen gebilligt wird —

Graf

(geht im Zimmer umher und muſtert die Meubles.)

Auch ſehr gut meublirt. — Fürwahr, — daran möchte ich nichts ändern.

Halbrand (pikirt.)

Solches Urtheil von einem ſo geübten Kenner hat doppelten Werth.

Graf (auf eine Seitenthüre deutend.)

Wohin geht dieſe Thüre?

Emilie.

Nach meinem Cabinet.

Graf.

Laſſen Sie ſehen.

(Er öffnet die Thüre, und ſieht hinein.)

Fürwahr, ein Boudoir wie ich in Paris es nicht beſſer geſehen. — Allerliebſt, — hat meine ganze Billigung.

(Plötzlich auffahrend, mit dem Ausdruck heftigſter Begierde.)

— Ha — ein Schmuckkäſtchen auf jenem Tiſche. — Das muß ich ſehen.

(Er ſtürzt ins Cabinet, und kommt mit dem Schmuckkäſtchen zurück.)

Emilie (mit einem Schrei.)

Das Käſtchen hier? — wo iſt —

(Sie ſtürzt in den Sopha und verbirgt das Geſicht. Halbrand tritt ungeduldig im verbiſſenen Zorne, mit dem Fuße.)

Graf

(wirft einen durchbohrenden höhnischen Blick auf Emilie und eröffnet das Kästchen. Bei dem Anschauen der Steine nehmen seine Züge den Ausdruck wilder Gier an.)

Diamanten vom ersten Wasser; — trefflich.

(fast schreiend.)

Die muß ich haben.

Emilie (sich aufraffend, die Hände ringend.)

Wir sind verloren.

Graf.

Verloren? — nein, — ich fand sie, — ich behalte sie.

Buchwald.

Aber Graf, besinnen Sie sich.

Halbrand (entrüstet zum Grafen.)

Mein Herr, Sie gestatten sich hier ein Betragen, das allen Begriffen von Schicklichkeit, allen gesellschaftlichen, ja menschlichen Rücksichten Hohn spricht. Was Sie hieher führt ist die Verfolgung eines Rechtes. Jeder Schritt über dieses hinaus ist eine Verletzung des meinigen. Noch bin ich Herr in meinem Hause, und ich werde nicht dulden, daß darin Gewaltthätigkeiten, grobe Verstöße gegen alle Regeln —

(Eine Pendüle fängt an zu schlagen, mit dem ersten Schlage verstummt Halbrand. Emilie steht wie versteinert. Der Graf, Halbrand anstarrend, zählt die Schläge.)

Graf.

Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben —

(das letzte Wort mit lauter Stimme.)

acht. —

(Aengstliche Pause.)

Graf

(zieht ein elegantes Taschenbuch hervor, öffnet es, und nimmt daraus den Wechsel, den er Halbrand präsentirt.)

Gefällt es Ihnen diesen so eben verfallenen Wechsel der von Ihnen ausgestellt, für uns indossirt ist, mit dem Betrage von 3000 Thaler Gold zu honoriren?

Halbrand (mit Fassung und Würde.)

Diesen Augenblick ist mir die Zahlung unmöglich. Die Einrichtungen die ich deshalb getroffen, schlagen wieder alle Erwartungen fehl. In drei Tagen werde ich zahlen.

Graf.

Kann nicht sein. Sie haben Zahlung nach Wechselrecht verschrieben, werden solche entweder sofort leisten, oder sich dem Wechselarreste unterwerfen.

Halbrand.

Ihr Verfahren ist gesetzlich, aber unmenschlich. Der Wechselarrest wäre eine Maßregel die mich ohne Noth zu Grunde richtete. Ich kann allen meinen

ſtändigern gerecht werden, wenn nur Zeit gelaſſen wird. Viele werden aber ausfallen, wenn man ſchonungslos verfährt. Ich verbürge für die Zahlung in drei Tagen meine Ehre.

Buchwald

(der Emilie mit Theilnahme betrachtet hat.)

Sehr wohl, — ich für meinen Theil bin damit einverſtanden den Wechſel noch auf einen Monat zu prolongiren.

Graf (mit erhobter Stimme.)

Nein, — keinen Augenblick. — Zahlung, oder der Schuldthurm. — Prolongation! — Ha! —

Erkühnt ſich Jemand einzureden wenn ich beſtimme? Wer den gewaltigen Geiſt der Dunkelheit heraufbeſchworen, der iſt ihm verfallen, wie dieſer Wechſel mir. Wer ſich ihm verſchreibt, der iſt ſein Sklav.

Emilie (bittend.)

Seien Sie barmherzig. Sie ſchleudern den Brand in dieſes Haus.

Graf (hart.)

Nicht in das Haus, denn es ſteht mir an, nur in ſeine bisherige papierene Exiſtenz.

Emilie.

Nehmen Sie Alles was ich beſitze. — Dieſe Diamanten. — Sie ſind dreifach mehr werth.

(Sie bietet ihm das Schmuckkäſtchen.)

Halbrand (mit Erbitterung.)

Die Diamanten? — unter keinen Umſtänden.

Graf (die Diamanten lüſtern betrachtend.)

Schöne Steine, — ſehr ſchön.

Halbrand

(entreißt ihm das Schmuckkäſtchen.)

Um ſo weniger. Eher eine Kugel durchs Gehirn.

Graf.

Nach Bequemlichkeit. — Zurückgeſtellt alle, für mich, denn ich will ſie doch haben — ſie, das ganze Haus, mit Allem, was darin iſt, und ich werde ſie haben — bald.

Halbrand

Wollen ſehen, — wollen ſehen.

Buchwald

Ich ſage nochmals, daß ich mir die Prätenſion des Wechſels gefallen laſſe. Kein Unmündiger bin ich, der ſich bevormunden läßt.

Graf.

Nein, — ich geſtatte es nicht. Ich habe zu beſtimmen.

(Er geht nach der Thüre und ruft.)

Severin.

(Ein Jäger in reicher Livree tritt ein.)

Graf.

Die Herrn im zweiten Wagen, außen am Ther-

wege, — ich laße ſie erſuchen, ſich herauf[illegible] muhen

(Jäger ab.)

Graf (zu Halbrand.)

Noch iſt es Zeit. — Ich maneverire ſtets en grand Capitaine, — nie ohne Corps de reserve — Einen Notar, und zwei Gerichtsdiener habe ich mir folgen laſſen.

Halbrand.

Ich verachte Sie zu tief, um an Sie ein Wort zu verſchwenden. Ihr Vertrauen erhebt mich im Unglück ſelbſt ſo hoch über Sie, daß ich um die Welt dieſes Vorrecht nicht aufgeben mag.

Emilie.

Wilibald! — wo iſt Wilibald?

Graf (zu Halbrand.)

Hören Sie die Schritte auf der Treppe? — Jetzt haben Sie eine Sekunde.

Halbrand.

Schweigen Sie.

Emilie.

O Wilibald! — mein Bruder

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, ein Notar — zwei Gerichtsdiener, später Willibald und Wagner.)

Graf (zum Notar.)

Mein Herr, — er iſt zahlungsunfähig. — Thun Sie Ihre Pflicht!

Notar (zu Halbrand.)

Ich bedaure Sie, bitten zu müſſen, mir zu folgen. Zu ſolchen Fall bin ich mit dieſem Verhaftungsbefehle verſehen.

(Er zeigt ein Papier.)

Halbrand.

Sehr wohl.

(Er geht zu Emilien.)

Leb wohl, Emilie.

(Sie umarmt ſie, und ſie hält ihn ängſtlich umfaßt.)

Buchwald.

Ich wiederhole, daß ich den Wechſel prolongiren will.

Graf.

Ich wiederhole, daß ich das nicht geſtatte.

Halbrand (ſich von Emilie losmachend.)

Lebe wohl, — lebe wohl.

Emilie (ihn feſthaltend.)

Ich laſſe Dich nicht, — oder gehe mit Dir.

Graf (zu den Gerichtsdienern.)

Macht ein Ende.

(Die Gerichtsdiener nähern ſich ſchüchtern und wider willig, im nämlichen Augenblicke eilen Wilibald und Wagner herein, und treten dazwiſchen.)

Wilibald (laut und befehlend.)

Weg da — ich verbürge mich.

(Er erblickt den Grafen, der ihn nicht beachtet, ſondern das Schmuckkäſtchen wieder genommen hat, und die Diamanten betrachtet.)

Ha! — Lorenzo!!

Graf

(erſchrickt, läßt das Schmuckkäſtchen auf den Tiſch fallen, und ruft unwillkührlich.)

Wer ruft mich?

Wilibald

(fliegt auf ihn zu, und faßt ihn an die Schulter.)

Ich. — Wagner, — ſieh her. — Kennſt Du dieſen Herrn?

Wagner (den Grafen betrachtend.)

Battiſta Lorenzo.

Graf

(verwirrt, aber mit affectirter Würde.)

Ich nenne mich Graf von Santarelli.

Wilibald.

So? — ein Wort.

(Er führt ihn bei Seite, vorwärts.)

Kennen Sie mich nicht mehr?

Graf.

Nein.

Wilibald.

Es ſind freilich ſechs Jahre her, daß wir uns nicht ſahen. Damals ſind wir uns aber oft begegnet, zu Brighton und Bath. — Wagner, — wo war es, da wir dieſen Herrn, der ſeine Namen zu wechſeln ſcheint, wie das Chamäleon die Farben, — zuletzt erblickten?

Wagner (kalt.)

Zu London, öffentlich ausgeſtellt wegen falſcher Wechſel.

Wilibald (mit Hohn.)

Es war ein heißer Tag, und der jauchzende Pöbel machte ihn noch heißer. „Waſſer,“ — riefen Sie, mein Herr — „Waſſer, — aber recht kaltes.“

Graf.

Sie erlauben ſich da Behauptungen —

Wilibald.

Die wir beweiſen können, wie wir damals als Zeugen vor Gericht bewieſen, daß Sie auf ſchändliche Weiſe einen unerfahrenen jungen Landsmann betrogen, den wir aus Ihren Krallen, und vom Verderben retteten. Uebrigens wird der damals Hintergangene in wenig Tagen hier bei uns eintref-

ſen, und, — wenn es nothig, — unſere Ausſagen unterſtuzen.

Graf (mit verbindlicher Grazie.)

Meine Herren, Sie beleidigen mich durchaus nicht, denn Verwechſelungen ſind nur zu leicht, wenn man viele Leute ſieht. Ich beſitze Lebensart genug, Ihr ein wenig übereiltes Betragen nicht rügen zu wollen, zumal ich dringender Geſchäfte wegen dieſes bäuriſche Land auf lange Zeit verlaſſen muß.

(Zu Buchwald, mit vornehmen Air.)

Wenn Sie denn Ihrer Prolongations-Manie nicht widerſtehen können, eh bien, — hier iſt der Wechſel.

(Er giebt ihn ihm.)

Thun Sie, was Sie wollen. Ich will mich mit dieſer armſeligen Sache, die ohnehin mein Zartgefuhl verletzt, nicht weiter befaſſen. Berechnen Sie gelegentlich den mich betreffenden Antheil meinem Geſchäftsführer, — oder auch nicht. — Ich verreiſe.

(Er macht den Anweſenden eine ſtolze kleine Verbeugung, kann zu dem Notar, und den Gerichtsdienern.)

Kommen Sie. —

(Er geht, indem er in der Thure ruft.)

Verfahren.

(Ab.)

Buchwald (ihm nachrufend.)

Berechnen? — Du ſollſt an mir Deinen Mann finden.

Emilie

(ſich in Wilibalds Arme werfend.)

Mein Bruder!

Wilibald.

Faſſe Dich. Es wird Alles gut werden.

Halbrand (zu Buchwald.)

Sie ſind, wie ich eben gehört, nicht abgeneigt, ſich die Prolongation des Wechſels gefallen zu laſſen?

Buchwald.

Ich bin gern bereit. Rechnen Sie nicht mir Vorfälle zu, die auch mich empört haben.

Halbrand.

Ihre Nachſicht ſoll nicht gemißbraucht werden. Gönnen Sie mir nur kurze Zeit, und Sie ſollen in mir einen Ehrenmann finden.

Buchwald.

Ich prolongire den Wechſel auf zwei Monate. Erlauben Sie.

(Er geht an den Schreibtiſch, und ſchreibt auf den Wechſel.)

So. —

(Er reicht Halbrand die Feder, der ebenfalls unterſchreibt.)

Wilibald (der beide ruhig beobachtet.)

Möchten Sie den Wechſel nicht zugleich indoſſi-

ren? Eine Dame wünſcht ihn zu kaufen, und hat mich beauftragt. — Hier iſt die Valuta, in geldwerthen Papieren.

(Er zieht ein Paket hervor, und breitet die Papiere auf den Tiſch.)

Halbrand.

Wie?

Emilie.

Wohin führt das?

Buchwald.

Ich kann das Indoſſement unter ſolchen Umſtänden nicht verſagen.

(Er nimmt die Feder, und ſchreibt auf der Rückſeite des Wechſels.)

Valuta — richtig empfangen. — Für mich — an die Ordre —

Den Namen der Dame, wenn ich bitten darf.

Wilibald.

Luiſe von Sendheim, geborne von Buchwald.

Buchwald.

Wie? — (Er ſteht verſteinert.)

Wilibald.

Luiſe von Sendheim, geborne von Buchwald. Schreiben Sie, mein Herr. Sie ſind bezahlt, ich darf es fordern.

Buchwald

(ſchreibt mit Zeichen der Verwirrung, und zitternder Hand, — dann läßt er die Feder fallen, und reicht Wilibald den Wechſel.)

Dieſe Dame — iſt — Ihre Gemahlin?

Wilibald.

Noch nicht, da ſie es aber in vier Wochen ſein wird, und der Wechſel auf acht verlängert iſt, hat ſie vorgeſchrieben, hier ſchon ſo benannt zu werden.

Emilie (zu Halbrand.)

Welches Licht geht mir auf.

Buchwald (ſtockend.)

Wenn Luiſe von Buchwald die Käuferin iſt, — ein Name, den nur Eine führt in der Welt, — kann ich — ihre Valuta — nicht annehmen, denn — ſie iſt — ſie iſt

(mit heftigem Ausbruche des Gefühls.)

meine verlorne Tochter.

Wilibald (ruhig und kalt.)

Möglich, — ändert aber nichts in unſerem Geſchäft. Luiſe von Buchwald war Ihre Tochter. Sie aber verſtießen ſie unväterlich, indem Sie, wider alles Recht, wider alle Menſchlichkeit, wider die heiligen Verſprechungen, die ſie ihrer ſterbenden Mutter geleiſtet, durch rohe Gewalt ſie zwingen wollten, ſich an einen Mann verkaufen zu laſſen,

den sie ahnungsvoll verabscheute, der das Brandmal der Schande trägt, wenn er es hier auch unter dem Glanze seines geraubten Reichthums verbarg. Luisen blieb keine Rettung, als die Flucht. Jetzt ist sie edel genug, diese zu bereuen. Ich, den Geschick, freie Wahl, Anerkennung ihrer schönen reinen Seele zu ihrem Beschützer bestimmten, der Diejenige, die er von Ihnen verlassen fand, sich aneignete, als das herrlichste Gut seines Lebens, glaube mich fürs Erste jeder Rücksicht auf Sie, mein Herr, überheben zu dürfen.

Nehmen Sie jenes Geld, — es gehört Luisen. Sie dürfen es nicht abweisen, ohne mich auf das Empfindlichste zu beleidigen. Wer einmal seine Rechte an einen weltbekannten Gauner verkaufen konnte, hat das Recht nicht mehr gegen einen Ehrenmann den Uneigennützigen, den zärtlichen Vater darzustellen — Nehmen Sie.

Buchwald (überwältigt, nichts beachtend.)
Luise, meine Luise.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Luise (in weiblicher Kleidung.)

Luise.

Mein Vater, — o mein Vater. — Vergebung
(Sie sinkt Buchwald zu Füßen.)

Buchwald

(ſie empor, in ſeine Arme ziehend.)

O mein Kind, — mein armes Kind! — kannſt Du mir vergeben? —

Luiſe.

Kein Wort davon. — Mein Vater, — ſehen Sie dort

(auf Wilibald deutend.)

den edelſten der Menſchen, meinen Freund, meinen Retter.

Buchwald.

Deinen Gemahl. Er allein iſt würdig, Dich zu beſitzen.

(Er führt ſie zu Wilibald, und legt ſie in ſeine Arme.)

Nehmen Sie ſie hin. Aber merken Sie wohl, ich ſchenke ſie Ihnen mit meinem Segen. — Ich verlange ſie nicht wieder. Das Geld dort, ich nehme es einſtweilen, aber ich gehe damit nach dem Gefängniſſe, um unglückliche Schuldner zu befreien, die der Rettung würdig ſind. Meine Strafe, daß ich mir den Genuß dieſes ſchönen Augenblickes noch nicht gönnen darf. — Morgen das Weitere.

(Er nimmt die Papiere, umarmt Luiſen, und geht ab.)

Luiſe (ihm nachrufend.)

Mein Vater. —

Wilibald.

Laſſen wir ihn jetzt. Er fand ſich wieder, und ſo wird er auch uns angehören, für immer.

Emilie.

Wir Alle fanden uns wieder.

Halbrand (zu Wilibald.)

Kannſt Du uns vergeben, mein Bruder?

Wilibald.

Ich kann es, und mehr; Euch auch aus Euren Bedrängniſſen löſen, wenn Ihr meinen Rath annehmt, Euch meinen Anordnungen unterwerft.

Halbrand.

Unbedingt. Wir verlaſſen morgen die Stadt.

Emilie.

Fort aufs Land, ſo ſchnell als möglich.

„Schöne gnädige Frau, meine bewundernde Huldigung.“ — Ich kann nicht athmen, wo dieſes Geſindel mir begegnete. Hinaus, fern von den Thorheiten der großen Welt, in einfacher Thätigkeit unſere Zerriſſenheit zu heilen.

Wagner (mit Schärfe.)

Zerriſſenheit! — Mode.

Luiſe.

Nicht ſtreng, — nicht liebles. — Auch ich war zerriſſen.

Wagner.

Holdes Weſen, wie die Taube in den Fängen des Geiers.

Luiſe.

Nur Einer war ganz und klar.

(Zu Wilibald.)

Edler, trefflicher Mann, könnte mein Mund verkünden, was mein Herz fühlt. Ein ganzes Leben voll Dank und Liebe, ſoll das Unausſprechliche offenbaren.

Wilibald.

O meine Geliebte! klar war ich und ganz, weil ich von dem verwerrenen Treiben der Mode mich ab, dem Streben nach Wahrheit und der heiteren Natur mich zuwendete. Dieſe allein iſt ewig wahr, weil ſie göttlich iſt. Ihr wollen wir treu bleiben.

(Der Vorhang fällt.)

Vom Herausgeber iſt in demſelben Verlage erſchienen:

DIE INTRIGUANTEN.

Roman.

2 Theile. Broſchirt, 2 Thlr.

RANDZEICHNUNGEN.

Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen.

2 Theile. Broſchirt, 3½ Thlr.

Ferner erſchien bei dem Verleger:

UNTER DER ERDE.

Ein Denkmal für die Lebendigen.

von

FRANZ DINGELSTEDT.

2 Theile. Broſchirt, 2 Thlr.

Wanderbuch

von

FRANZ DINGELSTEDT.

Broſchirt, 1½ Thlr.

Drachvogel,

AGAY-HAN.

Roman nach dem Polniſchen des A. K.

Broſchirt. 1 Thlr.

Theater

von

Friedrich von Heyden.

Zweiter Theil.

Inhalt:

Der Liebe Zauber.
Schauspiel in fünf Aufzügen.

Album und Wechsel.
Schauspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, 1842.
Verlag von W. Engelmann.

Der Liebe Zauber.

Schauspiel in fünf Aufzügen

(Nach einem Gemälde von Peters van Hooghe
in der Königlichen Galerie zu Potsdam.)

Personen.

Der Herzog von Alba, Statthalter in den Niederlanden.

Don Friedrich von Toledo, sein Sohn, General der Reiterei.

Don Luis de Motaro, Ordonnanzoffizier König Philipp des II. von Spanien, von Madrid gesandt

Cignio, ein junger mailändischer Edelmann Page Don Friedrichs.

Erasmus de Brink, Advokat

Alice de Sluitevelt, junge Witwe eines Advokaten.

Manon, ihre Tochter, Kind von 7 bis 8 Jahren

Catin, ihre alte Hausbalterin.

Huisenbroek, Bürger zu Brüssel

Jean Artis, Schreiber de Brinks.

Vargas, De la Torre } Mitglieder des Rathes der Unruhen zu Brüssel

Erster, Zweiter } spanischer Offizier.

Pedro, alter Kammerdiener Don Friedrichs

Rathsmitglieder, Bürger, Landleute, Diener, Hellebardiere und andere Soldaten, Gerichtsdiener, Scherzen.

Die Handlung ist zu Brüssel, im Jahre 1573, beginnt am Morgen des einen Tages, und schließt sich an dem des nächstfolgenden.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Vor dem Landhauſe der Alice de Clutteveil vor den Thoren von Brüſſel. Früher Morgen.

Alice, Jean Artis, Carin, Manon, im Hintergrunde mit Spiel beſchäftigt.)

Alice.

Was bringt Ihr uns ſo zeitig, Herr Jean Artis?

Artis.

Von Herrn de Priat die Meldung, werthe Dame,
Daß heute früh der oberſte Gerichtshof
In Eurem großen wichtigen Prozeſſe
Mit dem Baron de Muires, erkennen wird

Alice.

Gut, ſo wie ſo. Die Spannung endet. Denn
Als langes Harren iſt Entſcheidungsſtreich.

Artis (lächelnd ladend.)

Entſcheidungsſtreich! — Es wird den Hals nicht koſten
O wie doch Albas herrliche Gnaden
Gewöhnt uns hat an ſolche Juſtiz.
Wir können kaum von einem Rechtsſpruch hören.

Und traf er nicht bezahlte Schneiderrechnung
Oft gleich dabei zu denken: — schwap — Herr ab

(Er macht die Pantomime des Reitens.)

Catin.

Laßt Eure Possen, Meister Spinnenbein,
Denn den Prozeß da, müssen wir gewinnen

Artis.

Ihr seid bei Laune, Minhme Krötenleib,
Denkt nasenlang, wenn armlang Andre lenken

Catin.

Wie darf der Galgenvogel von de Muires

Alice (verweisend.)

Still, Catin, still.

Artis.

Ja, stille sag' ich auch
Man spricht von einem edeln Cavaliere
Den Herzog Alba Gnade machtig hebt.

Catin.

Die Gnade dürfte besser wahlen lernen,
Statt diesen Buben, der sein ganz Vermögen,
Mit Würfeln, Weibern, Kleidern durchgebracht,
Und dumm geworden wie die Degenscheide,
Mit fremmer Wittwen, armer Waisen Gut
Nun massen hier zu wollen.

Artis.

Wie vermögen'

Ein Jeglicher darf nach dem Rechte streben.
Zweideutig sehr, — zweiseitig, wollt ich sagen,
Ist, — so belehrt Ulpianus uns, das Recht.

Catin.

Zweiseitig; gut. Das paßt auf den de Muires,
Der doch ein Schelm ist, und auf beiden Seiten

Artis (eifrig.)

Beweise. — Ha! — Beweise.

Alice.

Schweige Kann.

Catin.

Ich schweige nicht. Nachdem ich dreißig Jahre
Gedient dem selgen Herrn de Fluitevelt,
Der, welch ein sonderbarer Kauz auch sonst
— Vergebt, es kam mir eben auf die Zunge —
Doch stets ein treuer Biedermann gewesen,
Laß ich ihn schmähen nicht in solcher Art.
De Muires konnte keinen bessern Vormund
Als diesen klugen Advokaten finden.
Er hat für diesen ehrvergessnen Mündel
Gespart, gekauert um ein reiches Erbteil
Bei seiner Mündigkeit ihm auszuzahlen.
Und nun, da ganz es in den Wind, erfrecht sich
Der Bube vor dem Richter zu behaupten,
Der Vormund hab' ihn, — pfui! — beraubt, betrogen.
Die Erben seien schuldig den Gehalt.

Alice.

Genug. — Jean Artis, Euer Prinzipal
Der mich mit ſo viel Edelmuth vertheidigt,
Hat ſicher mit der leeren Kunde nicht
Euch ſenden wollen. Er bezweckte wohl
Entweder mich mit Hoffnungslicht zu tröſten,
— Dann dank' ich, — oder, für den Unglücksfall,
Mit Faſſung mich zu rüſten im voraus.
Dann ſeyn' ich ihn. — Sprecht; was vermuthet er?

Artis.

Was er vermuthet? Nun, — man kann ſich irren,
So rechtsverſtändig man auch immer ſei.
Prozeſſe ſind ſehr ſonderbare Würmer,
Die ſtets den Stachel in dem Schwanze haben.
So lang noch dieſer in dem Leibe ſteckt,
Zu ſolcher Kreatur nie recht zu trauen,
Gewiß weiß Niemand wo ſie ſtechen werde,
Und anders ſticht ſie meiſt als man gedacht.
Darum erhebet Eure ſchöne Seele,
Wenn ich Euch melde nun, daß der Prozeß
Zu Euch ſo gut ſtehen als — (er hält inne.)

Alice (mit Faſſung.)

Verloren iſt.

(Artis ſchweigt, zuckt aber die Achſeln, und zieht ſam merliche Geſichter.)

Catin

Nicht möglich! — nein, nicht möglich!

Alice (mit Würde.)

Warum nicht?

(Zu Artis.)

Geht nun, und sagt dem würdigen de Brink,
Die Nachricht habe mich nicht schrecken können
Weil ich nichts Anderes vorausgesehn.

Catin (fast verzweifelnd.)

Es wendet sich der alte Herr im Grabe,
So treue Gattin, die den Seltsamkeiten
Des Greises ihrer Jugend Glück geopfert
Soll, mit der Tochter, ausgestoßen werden
Um Brod zu betteln vor den Thüren.

Alice.

Nein.

Sie mögen kommen, und mir Alles rauben,
Mein starker Muth schafft durch die Noth sich Bahn.

Artis.

Da hören wir den mächtigen Character,
Der mit der Schönheit herrschet überall
Nun ist de Muires ein Ausbund seiner Sitten
Der holden Frauen treu beflissner Diener.
Gleich wird er —

Alice (streng.)

Schweigt. Denn nach des Himmels Fügung

Kann ich Verfolgung dulden von dem Feinde,
Jedoch die Natter seiner Höflichkeiten
Zermalmt in Abscheu meines Fußes Tritt.

Artis.

Ist nicht so rasch. Vernehmt nur wenig Worte,
Von mir, als kämen sie von Herrn de Print.

Alice.

So irrecht.

Artis.

Ihr müßt die Wahrheit hören können.

(Zu Catin.)

Euch Muhme Catin nehm' ich zum Secours.
War nicht der sel'ge Herr de Sluitevelt
Das wahre Vorbild der Adepten, welche
Mit Pelz und Mütze, weißen Bart am Kinn,
Umringt von Todtenbeinen, ausgestopften
Fischen, Krokodillen, Kammeidechsen,
Schmelztiegeln, Kolben großen Kohlenbecken,
Goldwagen, krausverdrehten Maschinen,
Verräucherten Pavieren, Zauberbüchern,
Auf äußerst dunkelm, fliegenfarb'gen Grunde,
Die Schelmenviniet unsrer Maler bilden?

Catin.

Da habt Ihr recht, das war er.

Artis.

Wie nun muß ich

Vor dem Saturnus dieſer Plunderkammer
Die junge Venus ausgenommen haben?
Welch' eine Luſt wohl hätte ſie gefunden
In einer Ehe, ſo zu nennen nur,
Weil ſämmtliche Beſchwerlichkeit des Standes,
Doch ohne Troſt, in ihr zu finden war?

Alice.

Ihr werdet frech.

Catin.

Nun muſtert ſeine Waare
Zur das Beſehen wird ja nicht bezahlt.

Artis.

Hat nun die werthe Frau de Stuttevelt
Nicht vollen Anſpruch auf Entſchädigung?
Wer könnte dieſe freudiger gewähren
Als der belobte Freiherr Franz de Muires.
Längſt haſſet der Galante den Prozeß.
Den, leider er nicht meiden kennen. — Doch —
— Merkt auf; es iſt dieß doch der Silberbogen
Von welchem Amor goldne Pfeile ſchnellt. —
Doch ſteht ſein ganzer feiner Sinn darauf,
Den Schlag des Schickſals von Euch abzuwenden
— Er bietet Euch ſein Herz, und ſeine Hand,
Damit Ihr vor dem Richterſpruch gewinnet
Den ſichern Stand, der wirkungslos ihn macht
Nur müßt Ihr Euch im Augenblick entſchließen,

Sonſt nehmt dem Mittel Ihr den Glanzeffekt.
— de Muires iſt nah. — Winkt nur mit einer
Miene,
Gleich iſt er hier, und küſſet — Eure Hand.

Alice (entrüſtet.)

Hat Herr de Brink den Auftrag Euch gegeben?

Artis.

Iſt Herr de Brink denn auftragsmächtig nur?

Alice.

So geht aus meinen Augen, — Unverſchämter.
Von Eurem Herrn kommt Euch das Uebrige.

(Sie wendet ſich ab.)

Artis

Nun, — nun.

(Für ſich.)

So ſind wir abgefertigt. Herr
Baron de Muires. — Zur Heirath kann ich Euch
Verhelfen nicht, jedoch zu Sieg und Rache.

(Zu Alice, ſich höhniſch verneigend.)

In tiefſter Demuth bitt' ich um Pardon.

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, ohne Jean Arno.)

Alice

(ſieht einen Augenblick kummervoll da. Ihre Blicke ruhen auf ihr Kind. Sie ruft mit inniger Stimme:)

O Manon! — armes Kind!

Manon (auf ſie zu ſpringend.)

O Mutter Mutter!

Alice.

Nimm Abſchied von den Blumen, und den Kammern
Heut Abend noch verlaſſen wir dieß Haus.

Manon.

Nein. Herr de Brink verſprach es nicht zu dulden

Alice.

Selbſt Herr de Brink kann es verhindern nicht

Manon.

Wohin denn gehen wir?

Alice

Ich weiß es nicht!

Manon.

Wir gehen zu de Brink.

Alice.

Das kann nicht ſein

Manon.

Warum denn nicht?

Alice.

Er iſt noch unvermählt
Iſt nicht mein Bruder, iſt nicht mein Verwandter.

Manon.

So laß er lieber gleich mein Vater ſein.

Alice.

Was fällt Dir ein.

Manon (ſchmeichelnd.)

O gieb ihn mir zum Vater

Alice (ernſt.)

Schweig, ſag ich Dir, Du ſchwatzend altklug Kind,
Sonſt werd' ich Deinen Verwitz ſtreng beſtrafen

Catin.

Er hat das Kind ſo ſehr an ſich gewöhnt,
Mit Aepfelſinen, Spielzeug, Zuckerplätzchen.
Daß —

Alice (einfallend.)

Um ſo williger die Lektion
Von Dir ihm eingelernt, es wiedergiebt

Catin.

Das Kind iſt klug genug, auch ohne mich.
Oft ſpricht der Himmel mit der Unſchuld Stimme.

Alice.

Mein Sinn weiß beſſer was der Himmel ſpricht
Und mir mißfällt ſo heuchleriſch Wahnen.

De Brink, und ich, ſind jeder Neigung fern
Er hat nur Tugend, ich nur Dankbarkeit.

Manon (faſt weinend.)

Ich aber will de Brink durchaus zum Vater

Alice.

Ich aber will, daß Du die Fibel nimmſt

(Manon geht traurig ab.)

Catin.

Ihr thut dem Kinde wahrlich viel zu viel

Alice.

Und Du des Allerdringendſten zu wenig.
— Wenn der Prozeß, wie zu vermuthen iſt,
Heut ausfällt wider mich, wird Franz de Mutrec
Von dieſem Gut Beſitz zu nehmen kommen.
So muß in Eil denn vorgerichtet werden,
Was unſern ſchnellſten Auszug möglich macht.
Ich werde wenig mitzunehmen haben
Mit einem kleinen Päckchen in dem Arme,
Betrat ich dieſes Haus, bedrängte Waiſe,
So will ich es verlaſſen nun, — nur reicher
Um ein geliebtes Kind an meiner Hand.

Catin (die Hände ringend.)

Mein Gott! — mein Gott.

Alice.

Der geht mit uns. — Vertraue!
Wenn ich indeß zu ſtolz bin meinem Feinde

Das Mindeſte zu danken, will ich doch
Zurück nichts laſſen, was ihm nimmer frommt.
Doch Spott auf den verſtorbnen Gatten brächte
Das Werkzeug und Erzeugniß hohler Kunſt.
Sein kabaliſtiſch Schreibwerk fort in's Feuer,
Mit allem Plunder ſeiner Alchymie,
Mit alle ſeinem Geiſterbannerweſen.
Im Keller finden ſich in vielen Flaſchen
Nichtsnützige, verruchte Präparate,
Die Schaden bringen könnten Ungewarnten.
Indeſſen ich in ſeinem Zimmer walte,
Verweis ich Dich an jenen Kellerwuſt.
Ihn ſondern ſollſt Du, eh' wir ihn vernichten.
— Ich komme bald, und ſehe wie Du treibſt.

Catin (faſt zögernd.)

Wenn mir der Geiſt des alten Herrn erſchiene.

Alice.

Was nicht mehr ſcheinen kann, erſcheint auch nicht.

(Catin ab.)

Alice (allein.)

Muth' — Muth! — ich hab' ihn nun; — doch wird er ſich
In Prüfungen, die nahe droh'n, bewahren?
(Sie wirft einen Blick auf das Haus.)
Mit Angſt betrat zuerſt ich dieſes Haus,

Mit Thränen hab' ich es bewohnt. Es war
Grab meiner Hoffnungen, und meiner Jugend
Nun weiſet das Geſchick mich hier hinaus,
So ſchonungslos als es hinein mich führte
Jedoch die Frucht der hier durchwachten Nächte
Der in Gedanken ſtill durchlebten Tage,
— Die Kraft der Seele, — nehm ich ſchei-
dend mit,
Mein unbeſtreitbar Eigenthum. —
Es ſteigen
Vor mir verſchleiert Ahnungen empor,
Und was die Schleier bergen, weiß ich nicht,
Ob Glanz- ob Nachtgeſtalten. Doch dieß: mein ich
Wie nun mein Daſein ſeinen Zweck gefunden,
Wie tauſendmal es beſſer iſt zu ſterben
Für den Beruf, ſo ſchimmerlos er ſei,
Denn pflanzengleich das Leben anzuhauchen
In graue Leere regungsloſen Tags.

(Manon kommt geſprungen, ein kleines buntes Käſtchen in der Hand.)

Manon.

O Mutter ſieh dieß ſchöne bunte Käſtchen,
Das tief im Schrank des Vaters ich gefunden
Du brauchſt es nicht. Ich bitte, ſchenk' es mir.

Alice (nimmt es.)

Laſſ' ſehn mein Kind.

(Sie öffnet es.)

Papiere ſind darin
Wie ſonderbar. Dieß Kaſtchen ſah ich nie.
Verborgen hat es Sluitevelt gehalten.
Der Inhalt war ihm wichtig wohl.
(Sie nimmt ein Papier von oben.)
Was iſt das?
Ein Hofreſcript der Herzogin von Parma,
Vormals Regentin dieſer Niederlande.
(Sie durchfliegt es.)
Davon vernahm ich niemals. — Ich erſtaune
Für welche Schuld ward er ſo hart beſtraft?
(Sie nimmt eine andere Schrift heraus.)
Aber dieſe Schrift von ſeiner Hand erkläret
Den Handel wohl, der, — wie die Jahrzahl zeigt,
Vor meiner Zeit ſich ſchon ereignet.
(Sie legt die Papiere zuſammen, und in das Kästchen, dann zu Manon.)
Nein
Dieß Kaſtchen Manon darf ich Dir nicht geben
Ich eil es wieder in des Vaters Kammer
Auf des Kamines untern Sims zu ſtellen,
Damit es mir in Sinn und Auge bleibe.
Nicht hier vergeſſen werde, wenn wir gehn.
(Alice ab, ins Haus.)
Manon (traurig.)
Ich wollt' es nicht für mich, für Herrn de Brinf
Den zu beſchenken lang mein Herz mich treibt.

(Catin kommt zurück, einen Korb mit versiegelten Flaschen tragend.)

Catin.

Nun, Herzchen Manon, Du bist abgefertigt
Mit Deinen Bitten um den zweiten Vater

Manon.

Ach! weinen möcht ich.

Catin.

Und nicht ohne Grund
Es lebt auf dieser Erde wohl kein zweiter
Der Mutter Hand so würdig als de Brink.
Und ohne Schutzer und Berather möchte
Sie kaum den Kampf mit dem Geschick bestehn
Jedoch sie mag ihn nicht.

Manon.

Ich mag ihn aber.

Catin.

Was frommt ihm das. Ob er die Mutter mag
Ist auch sehr zweifelhaft. — Gott mag es bessern.

(Sie beugt sich über den Korb den sie niedergesetzt und mustert die Flaschen, sie eine nach der andern ans Licht haltend.)

Manon.

Was ist in diesen Flaschen Catin?

Catin.

Gift.

Und Hexerei die Niemand frommt, mein Kind

Dein Vater hat für dieß Gebräu ſo manchen
Goldgulden durch den Rauch gejagt, und was
hat man davon. Man gießt es in den Saur.
Wenn er das wüßte.

(Sie betrachtet eine Flaſche mit beſonderer Aufmerkſamkeit, und ſpricht für ſich.)

Halt. Dieß Präparat
Ich kenn es wohl. Es kam vor allen andern
Ihm hoch zu ſtehn. Ein Jud' aus Liſſabon
Verkauft ihm das Recept für tauſend Piaſter.
— Es iſt der Liebestrank.

Manon.

Was iſt das Gift?

Catin.

Was Dich nichts angeht.

(Wieder für ſich.)

Ob der Trank wohl wirkt?
Hier ward er nicht verſucht. — Nun fort damit.

Manon.

Iſt das wohl Gift?

Catin.

Nein. — Gift nicht für den Leib.

(Lachend.)

Ein kleiner Narr, wenn hier von dieſem Wein
Ein Trink ein Schluckchen nehmen, und dann
Höflich zutrinken würde Deiner Mutter.

Dem Bitten wär' erhört, und Er, — Dein Vater.
Doch — das sind Zaubertropfen. — Nichts davon
(Sie stellt die Flaschen in den Korb.)

Manon (für sich nachdenkend.)
Ein Zauber also, der nicht Gift ist. —

Ruf (hinter der Scene.)
Katin!

Katin (ebenfalls rufend.)
Hier bin ich — hier. Was gibt es?
(Dienerin kommt.)

Dienerin.
Katin, wo
habt Ihr den Schlüssel zu dem grünen Schranke?

Katin (scheltend.)
Ich hab ihn nicht. Soll ich denn Alles haben?
Er liegt im Zimmer auf dem braunen Tisch.

Dienerin.
Da ist er nicht.

Katin.
(Unwillig aufstehend.)
Da muß ich selbst zusehn, das Ding Dir öffnen.

(Manon ist unterdeß leis von hinten an sie herangeschlichen, und hat ihr die Flasche mit dem Liebestrank unbemerkt aus dem Korbe genommen. Katin ab mit der Dienerin. Manon schleicht mit der Flasche zum Feuer in den Vordergrund.)

Dritter Auftritt.

(Man hört hinter der Scene in einiger Entfernung Geräusch von vielen Stimmen, aus denen man den Ruf: »es lebe de Brink!« vernimmt. Bald darauf tritt rasch ein Erasmus de Brink, mehre Bürger von Brüssel unter diesen Huisenbröck, folgen ihm.)

De Brink

(nimmt den Hut ab, und redet die Bürger an.)

Bis hieher, meine Freunde, weiter nicht.
Hochst ehrenvoll ist dieß Geleit für mich.
Es zeigt, wie kein Geschick, und kein Bedrängniß
Und keine Menschenfurcht, den edeln Sinn
Für Recht erdrücken kann in Euren Seelen.
Das heut geschehen dürfen, was geschah,
Zeigt, daß noch lebe dieses Landes Schutzgeist.
Dieß tröstende Bewußtsein nehme Jeder
Mit sich nach Hause, schweigend, hoffnungsvoll
Und halte sich besonnen im Berufe.

(Er grüßt entlassend. Die Bürger rufen noch einmal: »es lebe de Brink!« und entfernen sich. Nur Huisenbröck bleibt zurück. De Brink steht einen Augenblick in Gedanken verloren, dann blickt er auf und bemerkt Huisenbröck.)

De Brink.

Seid Ihr noch hier?

Huisenbröck.

Und warum sollt ich nicht?
Ich bin bei diesem leidigen Prozesse
Nicht minder fast betheilt denn Frau Alice.
War doch mein Zeugniß, als des Hausbekannten
Und Geldagenten des de Sluitevelt,
Das Wichtigste dem Richter zur Entscheidung.
Der Wittwe Kummer hab ich treu getheilt,
So darf ich auch an ihrem Glück mich weiden.

De Brink.

Ganz wohl. Doch nehmt zuvor auch meinen Tadel
Wenn sich aus dieser lauten Volksbewegung,
Um eine gar nicht öffentliche Sache,
Ein Unheil spinnet, traget Ihr die Schuld.

Huisenbröck (etwas verlegen.)

Nun nun. —

De Brink.

Daß sich die öffentliche Meinung
Verkünden möchte für Alicens Sache,
War mir ganz recht. Doch mäßig sollt es sein.
Ihr aber habt sie zum Tumult gebracht.
Das war sehr ungeschickt, und mißfällt sicher.
— Ihr solltet diesen Alba doch wohl kennen.

Huisenbröck.

Habt keine Furcht.

De Brink.

Wer denkt an Furcht? — Nicht [illegible]
Fürwahr, ich hab' das Gegentheil bewiesen,
Als alle Advokaten dieser Stadt
Die bange Frau von ihren Thüren scheuchten
Und nur aus Angst vor Alba, der den Gegner
Mit seinem Einfluß stützet, hab ich mich
Unaufgefordert, und uneigennützig,
Ein völlig Fremder, der so schwer Bedrängten
Zum Rechtsfreund angeboten, habe kühn
Der Macht getrotzt im Waffenschmuck des Rechts,
Der edel ist, wie der des Kriegshelden.
Doch davon soll man nicht viel Redens machen,
Weils jeder Ehrenmann mit einem Herzen
Im Leibe ganz natürlich finden muß.

Huisenbröck.

Ihr seid ein großer Mann.

De Brink.

Warum nicht gar?

Huisenbröck.

Gott muß Euch schützen, muß Euch hoch belohnen.

De Brink.

Ich bin belohnt genug durch mein Gefühl.

Huisenbröck.

Die alten Ritter waren es nicht minder,

Die für bedrängte Frau'n die Waffen schwang.
Und dennoch

(Er hält ein.)

De Vrink.

Dennoch?

Huisenbröck.

Meinten jene Schwan.
Der wahre Lohn siegreicher Heldenthaten,
Sei nur ihr Herz, und ihre schöne Hand.

De Vrink (lacht.)

Fürwahr, Ihr seid der rechten Mittel mächtig
Zum Lachen mich nach dem Verdruß zu bringen.
Wohl möchte, nach den Regeln Eurer Logik
Kein richtigerer Schluß gezogen werden,
Als daß ein unbeweibter Advokat
Von fünf und dreißig, einer jungen schönen
Und reichen Wittwe Auftrag niemals anders
Mit ihr beschließen kann, als auf der Hochzeit
Damit das Feld für sich er mähen möge,
Das er für sie erstritten vor Gericht.
Indessen diesmal habt Ihr fehlgeschossen.
Hochachten muß ich Frau de Sluitevelt,
Doch wahrlich ohne Wunsch sie zu besitzen.
Auch sie für sich hat wichtigere Sorgen,
Als nach dem zweiten Gatten umzuschau'n.
Jedoch genug. Wir tödten hier die Zeit.

Und kommen doch ſie freudig zu beleben.
(Er ſieht ins Haus, und ruft dann.)
Hr. Manon, Manon!

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Manon, dann Alice.)

Manon (herbeieilend.)
Lieber Herr de Vrink! —
Da biſt Du ja. Was haſt Du mitgebracht?

De Vrink (ſie küſſend.)
Denk nur der Mutter Etwas. Sprich, wo iſt ſie?

Manon.
O Mutter, Mutter, komm. De Vrink iſt da.

Alice
(tritt raſch aus dem Hauſe, ſieht de Vrink mit forſchendem Blicke an, will ſprechen, ohne es zu vermögen, macht ein paar Schritte vorwärts, und ſinkt in die Knie, den Blick auf de Vrinks Antlitz geheftet.)

De Vrink
(von ihrem Anblick betroffen erſt für ſich.)
Mein Gott! erſt jetzt bemerk' ich ſie ſei ſchön.
(Laut, ſie aufhebend wollend.)
Was habt Ihr edle Frau? — warum denn knieen?

Alice (mit zitternder Stimme.)
In Demuth, oder Danke, je nachdem
Mein Loos vom Himmel fiel. — Verkündet es

De Brink

(freudig, ſie nun wirklich erhebend.)

Ihr habt geſiegt De Maires iſt abgetreten
Gebrandmarkt als Betrüger. — Leſet ſelbſt

(Er giebt ihr ein Papier.)

hier iſt der Richterſpruch verbrieft, verſiegelt

Alice (außer Faſſung.)

Hat mich mein Ohr getäuſcht? — Es ſcheint unmöglich.

Huiſenbroek.

Und iſt doch wahr. Dieß dankt Ihr Herrn de Brink
Solch ein Vertheidiger ſprengt Felſen auf.
Nun machtgem Wort, und ſchlagt dem Recht die Bahn.

De Brink

Mein Wort war nichts. Die Sache hat geſiegt

Alice

(hat ſich geſammelt und ergreift mit achtungsvollem Verzeigen ſeine Hand.)

Ihr habt geſiegt. Euch bin ich Alles ſchuldig.
Nächſt Gott. Ihr wieſet von des Vaters Grabe
Die Schmach zurück, habt ſeinem armen Kinde
Das Vaterhaus erhalten, und den Frieden.
Das Glück der Jugend, und der Zukunft Stern
Ein Engel der vom Himmel niederſtiege,
Mit Blitz und Waage, was vermöcht' er mehr

Ein unbelehrtes Weib bin ich, zum Danke
Des Worts nicht mächtig, das dem Ohre schmeichelt.
So laßt beschämt und still zurück mich treten
— Du Manon aber, — komm herbei mein Kind.
Umklammre kniend Deines Retters Knie,
Dem Kindeslallen wird beredter sein.

Manon
(zu de Brink Füßen, seine Knie umfassend.)
O Herr de Brink Du sollst mein Vater sein

De Brink
(sie bewegt aufhebend, und umarmend.)
Wo Dir der Vater fehlt, da tret' ich ein

Huisenbröck (scherzend.)
Halt ihn beim Wort Du Mädchen, halt ihn fest

De Brink
(mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit.)
Bei Gott! zu tief ergreifend ist die Stimmung.
Sie muß gedämpft, sie muß beschwichtigt werden.
(Zu Alice, mit Theilnahme.)
Ihr seid bald roth, bald wieder blaß. Ihr zittert.
Nun wart doch auf den Ausgang vorbereitet,
Den sorgsam ich voraus verkündet Euch.

Alice (überrascht.)
Ihr battet mir?

De Brink.
War Artio denn nicht hier?

Alice.

Wohl war er hier, doch ohne Kreft zu dringen.

De Brink.

Was ſprach er denn?

Alice.

Daß — wir verlieren würden.

De Brink (aufbrauſend.)

Ha was iſt das?

Huiſenbröd.

Das Ihr gewinnen ſollt.

Sollt' er Euch ſagen.

(Zu de Brink.)

Seht, — er iſt ein Seher.

De Brink.

Das Ihr verlieren würdet ſagt er Euch?

Alice.

Und damit der Verluſt mich nicht vernichte,
Warb er für den de Muires um meine Hand.
Und eilig ſollt ich mich dafür entſcheiden
Eh noch der Richterſpruch verkündet ſei.

De Brink.

Was muß ich hören! — Gräßlicher Verrath!

Huiſenbröd.

Der Wicht verſtand die Ränke wohl zu ſchmieden.
Was konnte der Verluſt dem Freiherrn ſchaden
Wenn es gelang die Dame zu bethören.

Ein Gbversprechen ihm zuvor zu leisten.
Ihm half die Macht, beim Worte sie zu halten.
Ob der Betrug auch bald zu Tage kam.

De Brink

(rasch aufbrechend, Alicen die Hand reichend.)
Lebt wohl.

Alice und Huisenbröck (zugleich)
Wohin?

De Brink.

Zur Stadt. — Ich muß den Buben
Zur Rede stellen: muß den tiefsten Grund
Von diesem schwarzen Ränkespiel erforschen
Mich fasset Ahnung eines Hinterhaltes,
Der mit den schwärzesten Gefahren droht.
Ein schneller Schritt mag noch den Unsern wenden
(Zu Alicen.)
Der Himmel sei mit Euch. Lebt wohl! — lebt wohl

Huisenbröck.

Kann ihn nicht alle, Frau de Sluitevelt.
Das Sprechen vor Gericht hat ihn erschöpft
Mag kühler Trunk ihn mindestens erfrischen

De Brink (eilig.)

Jetzt nicht.

Alice (ihn haltend.)
Und wenn ich bitte?

De Brink (mild und innig.)
Muß ich wohl

Alice (ins Haus rufend.)

He, — Manon, — Catin, — bringt den beſten Wein.
Den mild erquicklichen von Valdepenas,
Den Herr de Brink vor jedem andern ſchätzt.

De Brink.

Ihr habt mirs abgemerkt, und ſeid ſo gut.

(Catin bringt Gläſer. Manon folgt ihr in großen Sprüngen, und trägt eine Flaſche. Alles wird auf einen Tiſch niedergeſetzt, der ſich ſeitwärts in einer Nebenlaube befindet.

Catin entfernt ſich. Manon ſetzt ſich auf die Schwelle der Hausthüre.)

Alice (De Brink zur Laube führend.)

O ſetzt Euch einen Augenblick.

De Brink

Wer kann
Euch widerſtehen. (Er ſetzt ſich.)

Alice

(gießt den Wein aus der Flaſche in ſein Glas.)
Gott mag den Trunk Euch ſegnen.
(Sie will das zweite Glas für Huiſenbröck einſchenken.)

Huiſenbröck (das Glas wegziehend.)

Nein, nicht für mich. Es iſt nicht meine Zeit.

De Brink (trinkt, ächzt, trinkt wieder.)

Ein Trank für Götter, doch nicht Valdepenas.

Alice.

O ganz gewiß.

De Brink (trinkt wiederholt.)

Gewiß nicht — Ambraduft
Durchziehen wunderbar dieß dunkle Gold,
Als wollten ſie den überraſchten Sinn
Mit Wonneträumen bald beſchwichtigen.
Es ſchmeicheln des Getränkes ſanfte Würzen
Sich auf den Lippen ein, um Herz und Adern
Mit feinem Geiſterodem zu durchhauchen.
In Schwingungen durchbebt ein Reiz die Nerven
Man fühlt Muſik, die doch das Ohr nicht hört.

Huiſenbreck (lachend.)

Zum Dichter wird der Advokat.

Alice.

Ihr ſcherzt.

De Brink.

(Sie halb ſcherzend, halb verlangend, anblickend.)
Verſuchet ſelbſt. Ich trink Euch freudig zu.

(Er trinkt noch einmal. Alice nimmt das Glas in ihrer Hand, und thut in Verlegenheit einen tiefern Zug. Sie erſchrickt, und ſetzt das Glas hin.)

Alice.

Ha! — (ſie ſucht ſich zu ſammeln.)
Das iſt nicht der Wein von Valdepenas

(Manon ſteht auf, und geht ins Haus.)

De Brink.

Als Wein der Götter, bleib' er namenlos

Alice (sich selbst vergessend).
Nur ein Versehen schlug zum Unheil aus.

Huisenbreck.
Wohl eine von des Alten Zauberlarven.
Doch wohl kein Gift?

Alice.
Keins das den Leib gefährdet.

De Brink (steht auf, und leert das Glas).
So leer' ich diesen Becher an der Stelle
Die nippend Eure beiden Larven kunten.
Den Leib gefährdet dieser Nektar nicht.
Denn er beschwingt, so fühl' ich es, mein Leben.
— Die Seelen kann nicht Zauberkunst bestimmen.
In Sternen schreibet Gott ihr Schicksal vor,
Und Engel winden Paradiesesrosen
Ins heil'ge Band das sie vereinen soll.
(Alice sich selbst entwindend.)
Genug, genug! — Kommt Huisenbreck.
(Alicens Hand ergreifend und lebhaft an seine Lippen drückend.)
Lebt wohl!
(Rasch ab mit Huisenbreck.)

Vierter Auftritt.

(Alice, dann Catin, zuletzt Don Friedrich von Toledo mit Gefolge.)

Alice

(ruft mit bebender Stimme und in heftiger Bewegung)

Catin!

(Catin eilt herbei.)

Catin.

Was giebt es? Ihr ſeid außer Euch

Alice (zeigt auf die Flaſche.)

Was iſt das?

Catin (die Flaſche nehmend.)

Was? — Der Liebestrank. Ich ſtaun

Wer hat ihn hergebracht?

Alice.

Ich weiß es nicht.

Catin.

Wer trank davon?

Alice.

Zuerſt de Vrink, — dann ich

Catin (nach einer kleinen Pauſe.)

Die Wirkung iſt wohl nur ein Wahn. — Und wenn —

Alice (ihr ins Wort fallend.)

Schweig, — ſchweig, — nicht weiter. Weg mit dieſem Greul.

Verſtröm' es in die Flammen. — Und verlaß mich

(Gatin nimmt die Flaſche, und geht kopfſchüttelnd ins Haus.)

Alice (allein.)

Die Wirkung wäre Wahn? — Woher denn nun
Daß meiner Bruſt ein neu Gefühl, den Augen
Ein neues Sehnen plötzlich aufgegangen?
— De Vrink! — da geht er hin. — Wohl drei
ßig mal
Hab' ich bereits von hier ihn ſcheiden ſehen,
Ganz unbewegt. — Doch nun? — ihm folgt mein
Blick,
Und dieſer Blick nimmt mit ſich meine Seele.
— Schwer wird mein Herz, und eine Bangigkeit
Noch nie gekannt, erſchüttert meine Ruh.

(Sich vergeſſend.)

Leb' wohl de Vrink! — werd' ich Dich wiederſehen?

(Sie erſchrickt und fährt beängſtigt fort.)

Ihr Unſchuldsengel! wie vergeſſ' ich mich.
Erröthend habt ihr Euch wohl abgewendet.
Verlaßt mich nicht, und mit den reinen Schwingen
Weht ſündigen Gedankendrang hinweg.

(Jagdhörner ertönen hinter der Scene.)

Ha! — was iſt das? — Ein Jagdzug reitet her
In Glanz und Pracht. Ein Ritter an der Spitze
Er muß vorüber hier. — Er ſieht nach mir.
Vom Roſſe ſteigt er; nahet ſich. — Hinweg.

(Sie will davon eilen, indem Don Friedrich von Toledo, ihr in den Weg tritt. Er iſt prächtig gekleidet. Gefolge hinter ihm.)

Don Friedrich.

Vergebt, Sennora; hat ein Edelfalk,
Der mir gehört, ſich nicht hierher verflogen?

(zur ſich.)

Bei meinem Eid' — das ſchönſte Weib in Bruſſel

Alice (geängſtet.)

Nein, nein, mein Herr.

Don Friedrich.

Und wem gehört dieß Haus?

Alice.

Mir, mir.

Don Friedrich.

Fürwahr, um Eurer werth zu ſein,
Muß es an Glanz das Eskurial beſiegen.

Alice.

Lebt wohl, mein Herr.

Don Friedrich (ſie zurückhaltend.)

O nicht zu raſch, Sennera
Gönnt einem Jäger einen kühlen Trunk.

Alice.

Wenn es denn ſein muß. Gleich ſeid Ihr bedient.

(Sie tritt ins Haus, und kommt, in ſichtlicher Verwirrung ſogleich zurück mit einer Flaſche. Füllt daraus einen

(Er auf dem Tische in der Laube stehenden Gläser und überreicht es dem Don Friedrich auf einem Teller.)

Don Friedrich

(scherzend, und Alice mit Blicken durchbohrend.)

Ihr trinkt mir zu, so will es seine Sitte,
Die Blume giebt der Dame Mund dem Wein.

Alice (für sich.)

Wie lästig. —

(Sie kostet, fährt zurück, für sich:)

Weh! dasselbe wie verbin-

(Laut.)

Vergebt, nicht diesen Wein. Verwechselung.

Don Friedrich

(nimmt rasch das Glas aus ihrer Hand.)

Ich will nur diesen, den Ihr eingeweiht

(Er trinkt das Glas auf einen Zug aus.)

Ha' köstlich, — wunderbar, — und völlig frei:
Der Wein der Götter, aus der Göttin Händen
Sein Feuer brennt den Tod aus meinen Adern,
Und füllt sie schäumend mit Unsterblichkeit.
— Wie schön Ihr seid' — Es schwimmt vor mei-
nen Augen.
O gönnet mir von Euren Lippen —

(Er will sie küssen, indem er sie mit einem Arme umfaßt.)

Alice (ihn von sich stoßend, schreiend:)

Hülfe!

Don Friedrich

(zurücktretend, mit edelm würdevollem Anſtande.)

Sennora, — die bedürft' ihr nicht. — Ihr zittert
Nicht doch. Nur Feinde ſollen vor mir zittern
Ich dank' Euch. Will nichts mehr.
Habt Ihr vielleicht
Gelegentlich Geſchäft mit jenem Manne,
Den heute ſie den Herzog Alba nennen,
So wendet Euch zuvor an Den, der einſt
So heißen wird. — An mich. — Lebt wohl Sennora
Mein Name iſt Don Friedrich von Toledo
(Er grüßt achtungsvoll, und geht, ſieht ſich aber noch einmal nach ihr um, für ſich ſprechend.)
O göttlich Weib. (Laut.)
Noch einmal, — lebet wohl
(Geht ab.)

Alice

(ſteht erſt wie verſteinert. Dann im Ausbruche der Verzweiflung.)

Barmherzigkeit! — auch Der! — O Tag der Schrecken
Des ſündenſchweren Unheils und Verderbens.
Wie kann das enden? — Nur in Schmach und Tod

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer bei de Brink. De Brink, zwei Schreiber die Papiere halten.)

De Brink.

Ganz gut. Wir haben in den letzten Tagen
Zu ſehr uns angeſtrengt. Ich ſelbſt bin ſtumpf
Zerſtreut, unluſtig. Laßt uns heute ſchließen.
Wiewohl es lange noch nicht Mittag iſt.
Der Tag iſt ſchön, genießet ihn im Freien.

(Die Schreiber wollen ſich entfernen.)

Noch eins. Iſt Artis immer noch nicht da?

Erſter Schreiber.

Wir ſahen ihn den ganzen Morgen nicht.

Zweiter.

Und auch nur wenig in den letzten Tagen.

De Brink.

Was treibt er denn?

Erſter.

Wir fürchten, nicht viel Gutes.

De Brink.

Wie das?

Erſter.

Er that mit vielem Gelde groß

Zweiter.

Mit vornehmer Verbindung.

De Brink.

Warum habt

Ihr mich nicht längſt gewarnt?

Erſter.

Ihr hättet uns

Geſcholten, als Verläumder. Habt ihm auch

Stets mehr vertraut als uns.

De Brink.

Ich that nicht wohl

Herr Huiſenbrock hat die Gefälligkeit

Ihn aufzuſuchen, zu mir zu beſcheiden,

Wo man ihn trifft. Dann wird man hören. — Geht

(Die beiden Schreiber ab.)

De Brink (allein, ihnen nachſehend.)

Sie gehn, mit leichtem frohen Muth. — Und ich

Soll ich wohl auch gehn? — Soll ich bleiben?

Ei!

Wie ſeltſam fühl' ich mich geſtimmt. Mir iſt

Ein fremdes, Neues, in den Sinn gefahren.

Wohin ich blicke, ſeh ich jederzeit,

Was doch nicht da iſt: nämlich die geſchaßte,

Sehr hochachtbare — Frau de Sluiteveld,
Will der Prozeß mir denn nicht aus den Gliedern?
Nein, der Prozeß hat nichts damit zu thun.
Als er noch ſchwebte, hab ich, täglich faſt,
Verhandelt und geſprochen mit der Dame,
Ohn' nur zu wiſſen, was für Haar und Augen
Sie habe; wie ſie ſonſt beſchaffen; ob
Schön, oder häßlich. — Ich bemerkte nichts,
Als ihre höchſt bedrängte Lage. Mir
Gefiel ſonſt nichts an ihr, als ihre Sache,
Die ſo gerecht war, als nur irgend eine.
Nun aber, ſeit der leidige Prozeß,
Der zwiſchen ihr und mir ſtand, abgethan,
Sind mir die Schuppen von dem Aug' gefallen,
Der Stand der Unſchuld iſt bei mir vorüber;
Das Gut' und Böſe kann ich unterſcheiden,
Ohn' daß die Schlange ſich deshalb bemüht.
Wenn der Prozeß, beim Abſchiednehmen, nicht
Vielleicht zur Schlange ward. — Ein rarer Caſus
Bös' iſt, — zu leben ohne Frau Alicen.
Dagegen gut? — Der Schluß macht ſich von ſelbſt
Und dieſer Artis? — Nein, der iſt die Schlange,
Die tückiſch ſchleichen will ins Paradies.
— Gemach? ich will den Kopf Dir treten, Bauer

Zweiter Auftritt.

(Der Vorige, Huiſenbröck, welcher Jean Artis faſt mit Gewalt hineinzieht. Dieſer iſt barok in rothen geblümten Damaſt gekleidet, trägt Schuhe mit großen rothen Bandroſen, ein Mäntelchen, und hohen ſpitzen Hut mit rother Feder.)

Huiſenbröck.

Hier bring' ich ihn. Ich ſucht ihn durch ganz Brüſſel
In allen Kneipen. Endlich fand ich ihn
Bei einem Kleidertrödler, wo er eben
Den wenig abgetragnen Staat erhandelt,
Und angethan, in dem er eben prunkt.
Nicht wahr? — wenn er als Lump heut ausgegangen,
Bring ich ihn nun als ganzen Mann, zurück

De Brink (ſtreng zu Artis.)

Was ſoll der Aufzug, der Euch nicht geziemt?

Artis (gravitätiſch übermüthig.)

Ich meine mir geziemt was mir gefällt,
Und ich, — Fortunen Dank! — bezahlen kann

De Brink.

Woher kommt die Fortuna, der Ihr dankt?

Artis.

Fragt nicht woher? — mein Herr! — fragt ihr
wohin?
Woher? iſt mein; — wohin? iſt Eure Sache

De Brink (entrüſtet.)

Armſel'ger Wicht, ſteht dieſer Ton Euch an
Zu mir, — zu Eurem Herrn?

Artis.

Ei, — mit Verlaub

(Er ſetzt ſich mit vornehm thuender Nachläßigkeit in einen Lehnſeſſel.)

Ich bin ein wenig müd'. Auch Ihr könnt ruhen.
Wenns Euch gefällt. — Was ſagtet ihr vorhin?
Armſel'ger Wicht? — Nennt Ihr Euch ſelber ſo
Darf gute Lebensart nicht widerſprechen

De Brink.

Ihr ſeid betrunken.

Artis.

Nicht von Wein, — von Gnade

De Brink

Habt den Verſtand verloren

Artis

Nein, — ich kann ihn

De Brink.

Wo waret Ihr dieſen Morgen?

Artis.

Beim Geschaft

De Brink.

Nicht bei dem meinen.

Artis.

Nicht? — ich dächte doch
Ihr dürftet meinen Eifer bald empfinden.

Huisenbreck (leise zu de Brink.)

Halt' — seht Euch vor. Merkt Ihr den Doppelsinn?

De Brink.

Ihr wart bei Frau de Stutevelt?

Artis

Zu dienen.

De Brink.

Mit welchem Auftrag sandt ich Euch zu ihr?
Und wie habt diesem Auftrag Ihr entsprochen?

Artis.

Vortrefflich.

De Brink.

Treulos. — Habt Ihr nicht der Dame
Das Gegentheil von dem gesagt, das Euch
Befohlen ward?

Artis.

Nicht doch. Ich sagt' ihr gar nichts.
Betragt sie selbst in meiner Gegenwart.

De Brink.

Wie? —

Artis.

Eh' ich noch mein Wort beginnen konnen.
Gefiel es ihr, mir gütigſt mitzutheilen.
Daß ihr Prozeß ſo gut ſchon als verloren
So ſchöner Dame keck zu widerſprechen.
Schien anmaasliche Achtungswidrigkeit.
Ich ſchwieg, und zog die Achſeln.

Huiſenbröck (zu de Brink.)

Seht den Schein

De Brink.

Doch fandet Ihr der Achtung nicht entgegen
Euch ihr als Werber für de Muires zu zeigen
Wollt Ihr das leugnen?

Artis.

Keinesweges

De Brink.

Und wer
Gab Vollmacht Euch zu ſolcher Schändlichkeit?

Artis (ſpöttiſch.)

Wenn Feinde ſich verſöhnt in Liebe ſchließen.
Fließt reicher Segen auf ſolch chriſtlich Werk

De Brink

(ſich nicht mehr mäßigen könnend.)

Unwürd'ger Wurm!

Artis (aufſtehend.)

Gemach. — Vergeßt Euch nicht
Wurm! — Wurm! — nun ja. — Denkt nicht
zu gring von Würmern,
Denn ihre wimmelnde Verwandtſchaft könnte
Der werthe Leib, den Ihr ſo aufrecht tragt,
Wohl früher kennen lernen, als Ihr meint.

Huiſenbröck (zu de Brink.)

Ihr ſeid verkauft, verrathen, ſeht Euch vor.

De Brink (bezwingt ſich.)

Auf ſolche Frechheit kann ich nichts erwiedern
Ich zog Euch aus dem Elend. Vielen Dank
Hab' ich erwartet nicht; doch dieß Betragen
Iſt unter jeglicher Erwartung. Geht
Ich brauch Euch ferner nicht. Ihr ſeid entlaſſen
Fortan begegnet meinem Blick nicht mehr.

Artis.

Ihr mögt erzittern, wenn ich ihm begegne.
Doch muß ich Eure Höflichkeit verkünden
Die mir zuvorkommt. — Nicht vergeſſen hab' ich
In Eurer Schuld zu ſein.

(Er zieht eine ſchwere Börſe hervor.)

Ich tilge ſie.

De Brink.

Ich bin bezahlt, wenn Ihr Euch ſchleunig fortmacht

Artis

(die Börse wieder einsteckend.)

Auch gut. — So wünsch' ich denn, mich nun em-
pfehlend.
Den werthen Sehnen, Muskeln, und Gelenken
Die beste Haltbarkeit, und Dehnbarkeit.

(Ab.)

Huisenbröck.

Flieht, — flieht aus Brüssel. Flieht in bessre Si
Ihr seid verloren sonst.

De Brink (ruhig.)

Gemach, gemach!

Huisenbröck.

Vor diesem Buben seid Ihr längst gewarnt
Ihr hörtet nicht auf uns.

De Brink.

Er war zu brauchen.
Jedoch beschränkten Geistes, darum

Huisenbröck.

Habt
Ihr ihn für treu gehalten, und für arglos.
Als ob Verworfenheit und Arglist nicht
Sich wohl vertrügen mit beschränktem Geiste.
Der Obrigkeit, die nur durch Schrecken herrscht,
Sind Pinsel die willkommensten Gehülfen.
Vernehmet denn; seit mehren Tagen schon

Sah man im Ruitenbergiſchen Pallaſte,
Der Wohnung Albas, dieſen Artis eilig
Mit Schriften ein- und ausgeh'n. Woher hat
Er ſeinen neuen Aufwand, und ſein Geld,
Wenn er dem Herzoge ſich nicht verkaufte?

De Brink

Wohl wahr

Huiſenbröck

Man hat es auf Euch abgeſehn,
Will Euch verderben. Wartet es nicht ab.
Benutzt die Zeit: entfliehet nach Antwerpen.
Dort ſchifft Ihr Euch ſofort nach England ein.
Geld biet' ich Euch ſoviel Ihr braucht. — Nur fort

De Brink (nach kurzem Beſinnen.)

Nein, nein, — ich bleibe. — Nur der Feige flieht
Der Starke, dem das Recht zur Seite ſteht,
Wirft muthig, frei ſich der Gefahr entgegen.
— Ha! kommt heran, verſuchet Euch an mir
Und wenn durch meinen Mund zum letztenmale
Die Wahrheit mit Euch ſpricht, ſo mag den Mord
Es nicht verdrießen für den Mund zu zahlen
Mein fließend Blut macht wohl den Becher voll
In Gluten wird er ſiedend überſchäumen,
Und ſeines Inhalt's aufgeſparte Fülle
Zhalt dieſe Lüge der Gewalt hinweg.

Huiſenbreck.

Die kühne Seele reißt Euch hin.

De Brink.

Sie thut es

Und zeige was ſie kann. — Ich ſollte fliehn,
Und Sie, den ſchuldlos holden Grund des Haſſes
Hier unbeſchützt in Feindesbänden laſſen?
Ein blinder Tiger iſt der Haß, er würgt,
Die Wahl verachtend, was er langen kann.
Ich ſtand ihr bei, dann Grund ſie zu zerfleiſchen
Ich weiche nicht, was dann auch kommen mag,
Entzückt von ihr, durch meine Gegenwart
Die Wuth des Schickſals auf mein Haupt zu leiten

Huiſenbreck.

O daß Ihr recht habt.

De Brink.

Ihr erkennt dieß ſelbſt,
So laßt uns feierlichen Abſchied nehmen.

(Er umarmt Huiſenbreck.)

Lebt wohl, und ſchnell verlaſſet dieſes Haus!
Denn Unglück, das von Feindeswillkühr ſtammt,
Wirkt, gleich der Peſt, in ſchneller Anſteckung.
Sprecht nicht von mir; ſcheint mich nicht mehr zu kennen,
Verleugnet jeglichen Verkehr mit mir,
Sonſt ſchadet Ihr Euch ſelbſt, ohn' mir zu nützen

— An Weib und Kinder denkt. — Ich bin allein,
Und ſterb' ich auch, bin ich nur mir geſtorben

Huiſenbrock.

Hochherz'ger Mann, Ihr ſtehet nicht allein,
Und wenn Ihr fallt, wird Euch ein Volk beweinen
Doch geb' ich nach, aus Furcht nicht, doch aus
Liebe,
Mit ſtillem Vorſatz Euch vielleicht zu retten,
Und kann's nicht ſein, — zu rächen Euch. —
Lebt wohl!

(Er ſchließt ihn nochmals in ſeine Arme, und geht ab.)

De Brink (allein.)

Alice!! — dieſer holde Namen ſtrömet
Mir Muth und Hoffnung wieder in das Herz.
Gehaßt, verfolgt um Deinetwillen, fühl ich,
Daß mein Geſchick ſich an das Deine ſchließt.
Nun weiß ich es, daß ich Dich liebe, — liebe!
Der Himmel Wonne flammt in mir empor.
Wo Liebe herrſcht, kann nicht die Furcht beſtehen
Und freudejubelnd tret' ich in den Kampf.
— Doch eh' des Kerkers Nächte mich umſchließen
Hinaus, noch einmal in das freie Land.
Von ferne will ich Deine Wohnung ſehen,
Die Lüfte, die Dein Athem regte, trinken,
Und dann für Noth und Tod gewappnet ſteh'n.

(Er geht raſch ab.)

Vierter Auftritt.

(Prächtiger Saal im Pallaſte des Herzogs von Alva. Don Luis de Mataro und Cignio treten auf. Dieſer iſt in reicher glänzender und geſchmackvoller Tracht, welche die Eigenſchaft eines begünſtigten, im Jünglingsalter ſtehenden Pagen andeutet.)

Cignio.

Sennor Don Luis, ſeid gegrüßt in Brüſſel.
Ihr bringt vom Hof uns neue Inſtructionen
Uns, ſagt' ich Euch, dem Herzog und — [illegible]

Pagen.

Wie lauten ſie?

Don Luis

Die für den Herzog uns
Geheim, verſiegelt.

Cignio (lacht.)

Ha, — was geht Ihr mir.
Ich zeig Euch ihren Inhalt.

Don Luis (eben ſo.)

Nun? — es gilt

Cignio.

Nehmt Euren Zeigefinger, drückt ihn Euch
Recht feſt aufs linke Auge.

(Don Luis thut es.)

So iſt's recht.
Nun ſchielet mit dem offnen rechten Auge
Zur Seite links. — Gut ſo. — Was ſeht ihr jetzt?

Don Luis.

Ei, meine Naſe.

Cignio.

Wenn es Euch gefallt
Sagt eine Naſe, und Ihr habt geſehen
Was in des Herzogs Inſtructionen ſteht.

Don Luis (herzlich lachend.)

Ihr ſeid ein feiner Schelm.

Cignio (mit einer Verbeugung.)

Und des erlauchten
Fürſten von Eboli, Staatsſekretair
Seiner katholiſchen Majeſtät, getreuer
Und aufmerkſamer Diener.

Don Luis.

Wiſſet alſo
Daß, als der Fürſt mich dort an Euch gewieſen,
Er Euch ein Lob ertheilt, das Ihr verdient.
Wiewohl ich damals nicht begreifen können,
Wie jener ſchlaue fritzige Miniſter
Den Auftrag ſeiner Feindſchaft gegen Alba
An einen bloßen Pagen wagen können.

Cignio.

Weil er beim Pagen nichts zu wagen hat
Verräth der Gimpel ſich, — ſieht man ihn an
Jedoch kein Thor iſt ſeinerſeits der Page

Don Luis.

(lächelnd ſeine Geſtalt mit den Augen meſſend.)
Man merkt es, — weil er noch ein Paar iſt

Cignio.

Fürwahr, die Kunſt dabei iſt gar nicht klein
Entdeckte man an einem ſchönen Morgen
Daß ich herangewachſen über Nacht,
Verwieſe man mich in das Vorgemach
Zum dumpfen Schwarm der andern langen Weiber.
Aus wär' es dann mit meiner Brauchbarkeit
Ich hörte dort wohl manche Thüre knarren
Nur leider nicht mehr die des Kabinetes.
Die Politik, — Ihr wißt es, — ward nicht Eu

Don Luis.

Der Fürſt von Eboli ermißt dies wohl
Er iſt mit Euren Dienſten ſehr zufrieden.
Ein glänzend Amt bei der Perſon des Königs
Bleibt leer für Euch. Ausdauern ſollt Ihr nur
Bis im geheimen Rath die Bombe fertig,
Die brennend man nach Brüſſel werfen will,
Um Albas Schreckensherrſchaft zu zertrümmern.

Cignie.

Und kommt ſie bald?

Don Luis.

Ich ſolls von Euch erfahren.

Cignie.

So ſagt dem Fürſten daß es Zeit nun iſt.
Wir ſind, wiewohl von einer andern Seite
Ganz auf derſelben Sandbank feſtgefahren,
Auf der die Herzogin von Parma ſaß.
In Milde wollte ſie die Wirren loſen.
Es war zu ſpat. Der Herzog kam hieher,
Und brach hinein, mit der Gewalt der Schrecken.
Es war zu früh.

Don Luis.

Zu früh? wie meint ihr das?

Cignie.

Die Strenge wirkt nur auf die Dauer, wenn
Sie wohl berechnet ſich nach Graden ſteigert.
So nur gelingt es ihr den kecken Geiſt
Kaum unbemerkt, doch völlig, abzutödten.
Doch Albas Wuthen überſchlug ſich ſelbſt.
Da dieſes Volk noch mürb' genug nicht war
Sich dauernd an die Schrecken aufzugeben,
Hat es, vom Schlag betaubt, ſich bald erholt.
Nun merkt es auf. Bereits bekannt geworden
Mit dem Entſetzen, wird ihm Furcht geminder

Und ſeine Vorſicht lernet Heuchelei
Bald wurden nur die Narren noch gekauft.
Die Klugen aber fanden hundert Wege
Des Herzogs plumpe Willkühr zu umgehen
Und heimlich ihren Aufſtand fortzuſpinnen,
Den kluge Mäßigung nur ſtillen konnte,
Die, wenn ſie züchtiget, zugleich verſöhnt
Alba nun hat ſich ſelbſt geſtehen müſſen,
Daß er der Wurzel jenes großen Uebels
Nicht beigekommen, während er die Blatter
Am Boden wuchernd, wutentbrannt zerriß
Unſicher tappt er nun umher nach Mitteln
Er, — der doch ganz und gar nicht fein iſt, [illegible]
Auf jeden, irgend ſcheinbar paſſenden
Doch oft armſel'gen Vorfall kleinen Lebens
Als große Staatsaction ihn auszubeuten,
Um ſo dem Könige Beweis zu liefern
Daß er hier ſtets noch unentbehrlich ſei.

Don Luis.

Ja, dann iſt Zeit mit ihm hier abzuſchließen.

Cignie.

Die höchſte Zeit.

Don Luis.

Doch nennt der Kurfürſt Moritz,
Es werde nicht ſo leicht ſein ihn zu ſtürzen.

Der König liebt ihn nicht, doch weiß ihn treu
Hat auch von seiner Kriegskunst hohe Meinung.

Cignio.

Glaubt mir, der Herzog stürzt sich nachstens wieder
Indem er wiederholt sich Blößen giebt.
Die kann der König niemals ihm vergeben,
Und die vergiebt der Herzog selbst sich nicht.
Kurz, — er ist auf dem besten Wege. Laßt ihn
Er geht ins Netz, eh' wir es uns versieh'n.

Don Luis.

Ihr scheinet ihn sehr wohl zu kennen.

Cignio.

Bin ich
Doch sein Vertrauter.

Don Luis (verwundert.)

Ihr?

Cignio.

Das wißt Ihr nicht?
Wie konnt' ich anders dem Minister dienen,
Der damit völlig einverstanden ist.
Die Ehre wahrlich ist nicht groß. Sonst war
Ein Affe Busenfreund des großen Alba.
Man muß doch Jemand haben dem man klagt.
Der Pavian starb an einem bittern Mandel
Vermuthung eines zähern Todes sprach

Nun für den Wagen. Mit des Affen Stelle
Ward er begnadigt, und er füllt sie aus.

Don Luis.

Doch wie?

Cignic.

Auf den Spion geht die Bestallung
Aufspüren, lauschen, hinterbringen soll ich.
Dem Herzog trag' ich zu was mir beliebt,
Um desto sicherer ihn zu belauschen,
Der, im Geheimen seines Kabinetes,
Mit dem verstorb'nen Affen mich verwechselnd,
Sich vor mir jeden Augenblick verrath.
— Doch still. Die Wachen rufen uns Gewehr.

Don Luis.

Gilt das dem Herzog?

Cignic.

Nein, nur seinem Sohne,
Don Friedrich, meinem eigentlichen Herrn.
Er kehrt zurück von seiner Falkenjagd,
Und wird sofort in diesem Saal erscheinen.
— Sennor Don Luis, lebt indessen wohl.

(Er entläßt Don Luis durch eine Seitenthüre, während Don Friedrich durch die Hauptthüre auftritt.)

Fünfter Auftritt.

(Don Friedrich, Cignio.)

Don Friedrich (rasch, lebhaft.)

Cignio! — welch Abentheuer bring ich heim!

Cignio.

Doch wohl nur ein geflügeltes.

Don Friedrich.

Wie m[illegible]

Es nehmen will. Leer war die Falkenjagd.
Nicht eine Wachtel ward gefangen. Aber
Ist Amor denn nicht auch geflügelt?

Cignio.

Wahrlich

Wer weiß dieß besser als mein gnäd'ger Herr
Denn zwanzigmal an einem Monat flattert
Der lose Vogel bei ihm ein und aus.

Don Friedrich.

Das war die Weise nur, mein guter Freund
Ihn endlich zur Beständigkeit zu kirren.

Cignio.

Und nun, — hat er sich an den Schlag gewöhnt

Don Friedrich.

O warte nur, die Folge wird es lehren

Cignio.

Kurz, Eure Gnaden ritt heut früh von Haus
Frei, wie der Mohr in der Romanze, kehret
Als Amadis, das heißt, — verliebt zurück
Und Cignio hat nach zweier Tage Rast,
Nun wieder alle Hände voll zu schaffen.

Don Friedrich.

Fürwahr, ich weiß in Athem Dich zu setzen
Mir schweben zarte Serenaden vor,
Und meine lange Unempfindlichkeit —

Cignio.

Von drei, vier Tagen.

Don Friedrich.

Hat das Wohlbefinden
Der armen Laute so zurück gebracht,
Daß ihre klangvoll wundersüße Seele
An zwei noch nicht gesprung'nen Saiten hängt
Bezieh sie neu mit straffen Silbertönen,
Voll einzustimmen in der Worte Gold.

Cignio.

Wenn nur die schöne Dame nicht den Probstein
Des Goldes Echtheit zu versuchen, hat

Don Friedrich.

Dann wirst Du, guter Cignio, Dich sofort
In ihre Zofe zu verlieben haben.

Cignio.

Sehr gern

Indeß wozu?

Don Friedrich.

Du fragst? — um auszuforschen

An welchen Blumen die Semnera hängt.

Cignio.

Wenns nur nicht Männertreue.

Don Friedrich.

Fi, dieß Kraut

Auf jeder Weide wächst es.

Cignio.

Ja, — nur ja

Don Friedrich.

Von solchen Blumen wirst Du jeden Morgen

Ihr einen Strauß in die Persienne schieben,

Mit einem Madrigal von mir geziert.

Cignio.

Die Blumen werden in Vereinigkeit sein,

Die Madrigale blühen, welken — nicht.

Doch, mir fehlt noch eine Kleinigkeit

Zu dem Geschäft, — die Dame. — Wer, —

wo ist sie?

Don Friedrich.

Ist wer sie ist, — dieß weiß ich nicht zu sagen

Cignio.

Mir konnte wahrlich nichts erwünschter kommen.

Das wer? werd ich nun auch ermitteln sollen.
Und der Roman hat ein Kapitel mehr.
Jedoch das wo? — Dieß macht doch keine Mühe

Don Friedrich

Die Schöne wohnt in einen Gartenhause
Vor dem Antwerpner Thore.

Cignio.

Dort sind funfzig
Doch hier aus diesem Fenster kann man ja
Die Gegend übersehn. Vielleicht vermag
Mein gnäd'ger Herr das Haus mir anzudeuten

Don Friedrich

Laß sehen.
(Er tritt ans Fenster, das Cignio öffnet, und sieht hinaus.)
Dort ist es. — Jenes mit dem spitzen Dach
(er zeigt mit dem Finger.)
Das in dem Kranz der hohen Ulmen steht

Cignio

O weh!

Don Friedrich

Was giebt's

Cignio

Pikant ist der Roman
Das ist das Gut der Frau de Sluiseyck,
An die de Muires den Prozeß verloren,
Was den Herrn Herzog höchlich aufgebracht
— In die hat Eure Gnaden sich verliebt?

Don Friedrich
(erschrocken, dann wie verzweifelt.)

Zum Sterben, sag ich Dir. — Es ist entsetzlich
Wie launisch Dein Gesetz ist, Amathunt!
Der Styx fließt zwischen mir und meinem Glücke
Und Charon steht in meines Vaters Pflicht

Cignio.

Das muß man eingestehen.

Don Friedrich.

Cignio

Der Herzog wuthet gegen diese Dame

Cignio.

Warum nicht gegen ihren Advokaten?
Denn den Prozeß gewann doch dieser nur.

Don Friedrich.

Auch diesem wird sein Antheil nicht entgehen.
— Was ist zu thun? — Soll ich noch hoffen?
— Soll
Ich schon verzweifeln? — Aber schweig', ich kann
Mir Antwort geben. — Es ist Alles aus.

Cignio.

Kurwahr, nichts weniger. Daß mein Gebieter
Doch den Herrn Herzog noch so wenig kennt

Don Friedrich.

Wie?

Cignio.

Eure Gnaden trägt an ihrem Finger

Dort einen wohlgeschliffenen Rubin
Ich bin vernarrt in solch Gestein, und setze
Zur Wette, meiner künftig ersten Schlacht
Beutantheil an den Ring, der Herzog werde
Nicht wollen, daß hier Alles aus schon sei.

Don Friedrich

Du träumst.

Cignio (die Hand reichend.)

Nun gilt die Wette?

Don Friedrich (einschlagend.)

Tor — sie gilt.

Cignio.

Nun gut. Es wird sich finden. — Hab' sich da
Der Herzog kommt die Galerie hinunter,
Gerad hieher. — Gleich weiset es sich aus.
Ich weiche.

(Für sich.)

Doch ihn drüben zu belauschen.

(Ab durch eine Seitenthüre.)

Sechster Auftritt.

(Don Friedrich, der Herzog von Alba. Dieser tritt in tiefen Gedanken auf, und geht langsam, mit gemessenen Schritten über die Bühne, als ob er nichts wahrnehme, und auf der anderen Seite wieder abtreten wolle.

Don Friedrich (für sich.)

Er kreuzt den Saal nur, geht in das Archiv.

Alba

plötzlich an der Ausgangsthüre stehen bleibend, und aufblickend.)

Don Friedrich von Toledo.

Don Friedrich (den Hut in der Hand.)

Gnäd'ger Herr.

Alba (auf ihn zuschreitend.)

Ein Grand, und bloßen Haupts? — Bedecke Dich.

(Don Friedrich setzt den Hut wieder auf.)

Alba (scharf.)

Gefällt das Weib Dir?

Don Friedrich.

Welches?

Alba.

Jene Wittwe

Vor dem Antwerpner Thore, die Prozesse,
Doch nicht entflohne Jägerfalken, fangt.

Don Friedrich.

Ich bin erstaunt —

Alba.

Weshalb?

Don Friedrich.

Daß Eure Gnaden

Bereits von diesen kleinen Verfall weiß,
Der kaum vor einer Stunde sich ereignet

Alba.

Klein? — nichts ist klein, und nichts ist groß
an sich.
Nachdem mans hoch stellt, oder niedrig, wird es
Zeus, oder dieß. Die Macht bestimmt den Plan
— Ich weiß um jeden Athemzug in Brüssel
Gefällt das Weib Dir?

Don Friedrich.

Wenn es mir gefiele?

Alba.

Ersparte Du mir Dir es zu befehlen.

Don Friedrich.

Zu welchem Zwecke sollt es mir gefallen?

Alba (hämisch.)

Zur Abwechslung einmal, statt der Tortur

Don Friedrich (entsetzt.)

Tortur? die Wittwe?

Alba (wie vorhin.)

Wenn ſie Dir mißfällt.
Wenn Du geſchickt nicht biſt, dann freilich viel.
Sonſt aber gönn' ich Dir den Zeitvertreib.
Der Schluß muß ſo wie ſo, der gleiche ſein.
Zum Pranger ſie, die Brink aufs Blutgerüſt.
Doch ſchnell muß dieſer Handel ab ſich ſpinnen.
Er dienet mir nur ſo.

Don Friedrich (faſt ſprachlos.)

Wie das? — wozu?

Alba (zieht ein Papier hervor, und reicht es ihm.)

Lies.

Don Friedrich (überblickt das Papier.)

Es ſind fünf beſchriebne Folioſeiten.

Alba.

Der Titel ſchon erklaret Dir den Fall.

Don Friedrich (lachend.)

„Sonnenklarer Beweis, daß Herzog Karl der Kühne von Burgund noch zwanzig Jahre nach ſeinem vermeintlichen Falle in der Schlacht von Nancy, verborgen gelebt, ſich vermählt, und aus dieſer letzten Ehe männliche Nachkommen erzielt hat, die noch heute in den Niederlanden leben, weshalb nur dieſe mit ihren Kindern, nicht aber die ſpaniſche Krone, Recht haben auf die Herrſchaft in dieſen Provinzen."

Dieß iſt ein Hohn.

Alba.

Nein, ist verschwunden

Don Friedrich.

Wie geht die Dame, wie de Prinz dieß an?

Alba.

De Prinz ist der Verfasser.

Don Friedrich.

Nein, unmöglich

Alba.

Ich habe diese Schrift aus seinem Pulte

Don Friedrich.

Wer war der Schändliche der ihn verrieth?

Alba.

Sein Schreiber.

Don Friedrich (immer ungeduldiger.)

Doch die Wittwe?

Alba.

Muß mitwissen

Don Friedrich (faß außer sich)

Wenn sie nun aber nicht mitwissend ist

Alba.

Sie muß, weil ich es haben will.

Don Friedrich (ausbrechend.)

Herr Herzog,

Auch ich bin Edelmann, und Grand von Spanien

Auch mir gehört das Wappen der Toledo.
Ich dulde keinen Fleck an ſeinem Schild.

Alba

(tritt zurück, ſieht ihn groß an, dann ſtolz, aber ohne Bewegung.)

Die Purpurblaſonirung Deines Wappens,
Iſt Feindesblut, ſo dieſes Schwert vergoß.

(Er zeigt ſeinen Degen.)

Verdien es erſt durch That, eh' Du's vertheidigſt
— Armſel'ger Neuling. Alba wirſt Du heißen
Doch Albas Beiſpiel geht an Dir verloren.

Don Friedrich.

Vom Gegentheile den Beweis zu geben,
Frag' ich noch einmal: — was verbrach die Wittwe?

Alba.

Sie durfte niemals den Prozeß gewinnen,
Wenn ich, aus Rückſichten der Politik,
Dem Gegner offenkundig Vorſchub gab.

Don Friedrich.

Wenn nicht mehr Recht im Lande gelten ſoll,
Warum denn die Prozeſſe noch geſtatten?

Alba.

Der König will die Form geachtet wiſſen.

Don Friedrich.

Wenn er die Form will, will er auch das Recht

Alba.

Das höchste Recht iſt Amtsauctorität.

Don Friedrich (mit Ironie)

So ladet den Gerichtshof vor die Schranken

Alba.

Er iſt nicht ſchuldig. Wie die Sachen ſtanden,
Vielmehr, wie de Brink ſie conſtruirt,
War anderes Erkenntniß nicht mehr möglich

Don Friedrich.

Ihr kranzt mit Ruhm des Advokaten Haupt

Alba.

Daß auf den Pfahl geſteckt es beſſer glänze

Don Friedrich

Er that nur ſeine Pflicht.

Alba.

Mit Pflichtverletzung

Don Friedrich

Wie das? ich bitte.

Alba.

Weil er die Menge,
Um Meinung Aller von dem Gegner ab,
Und Ihr, — Ihr zuzuwenden, zu der Puppe
Des Volks gemacht. Ich aber will nicht haben
Daß hier das Volk mit einer Puppe ſpiele,
Die mir mißfällt. — Noch mehr, ich will nicht
haben,

Dan überhaupt dieß Volk noch spiele, weil
Im Spiel der Sinn sich wieder hebt und kräftigt.
Das Volk soll bergen sich, und vor mir zittern.
De Brink mißfiel mir, darum muß er fallen.
Man soll hier neu daran erinnert werden,
Mir zu mißfallen nur, sei Hochverrath.
Und dieß Barrier giebt ihn in meine Hände.

Don Friedrich.

Irretirt es, wenn Ihr selbst Euch achten wollt?

Alba.

Wer selbst sich achtet, der verfällt in Sünde.
Den König acht' ich, und die Kirche nur.

Don Friedrich.

Als Abschrift nur ist das Libel bezeichnet.
Seid des Originales Ihr gewiß?

Alba.

Hätt' ich es, wäre schon de Brink in Ketten,
Und ich bedürfte Deiner Hülfe nicht.

Don Friedrich.

Was ist in diesem Handel mein Geschäft?

Alba.

Kein Zweifel kann es sein daß dieß Libel
Nur deshalb von de Brink entworfen worden,
Dem Rechtsbestand des Staats beim Volk zu schaden,
Falls jene Wittwe den Prozeß verlor.

Mir iſt ſolch Ränkeſpiel hier oft begegnet
Nicht offen wird mit Solchem aufgetreten.
Man läßt es heimlich durch die Menge ſchleichen
Die dadurch in der Treue wankend wird
Verachten lernt was ſie verehren ſoll,
An der Verachtung ihre Stärke mißt,
Und dieſe geltend macht, ſo viel ſie kann.
Deshalb nun müſſen wir den Advokaten
Der böſen Abſicht überführen können.
Was durch die Wittwe leicht geſchehen mag
— Das Weib iſt ſchön, wenn es Dir jemals gefiele —

Don Friedrich

(bitter, mit zurückhaltendem Grimm.)

Verſtanden hab' ich. Seinen Henkersknechten
Will mein erhabner Vater mich geſellen.
Der Dame Gunſt ſoll ich im Sturm erobern,
Und, ſtatt der Folter, ſoll die Schäferſtunde
De Brinks geheimen Anſchlag ihr entdecken,
Den ſie mitwiſſend mitvertreten ſoll.

Alba (mit Hohn.)

Mein ſchöner Herr, ich will Euch nicht beſchweren
Zum nächſten Mittel alſo, — zum Verrat.

(Er grüßt, und will abgehen.)

Don Friedrich (ihn aufhaltend.)

Halt einen Augenblick.

(Alba bleibt ſtehen.)

Will Eure Gnaden
Ihr Ehrenwort mir geben, daß der Schutz,
In den ich, solchen Falls, die Wittwe nehme,
Durch keinen Schritt der Macht gefährdet wird'

Alba.

Ich geb' es.

Don Friedrich (mit Widerstreben.)

Gut. — Ich füge mich dem Wunsche.
Doch will ich Zeit.

Alba.

Drei Tage geb' ich Dir

Don Friedrich.

Drei Tage. — Gut.

Alba.

Ich bin mit Dir zufrieden
Die Jugend kocht noch heiß in Deinen Adern.
Doch fügen wirst Du Dich dem Zwang der Kunst
(Er verweilt einen Augenblick auf ihm mit Wohlgefallen.)
Mein Sohn, viel gab Dir die Natur. Viel mehr
Als Deinem Vater. Weil mein Blut Du bist
Mag ich Dich nicht beneiden. Wäre mir
Geworden Deines Körpers Reitz, der Schmelz
Einschmeichelnder Gewandtheit, und die Macht
Die Weiber zu beherrschen, strahlte jetzt
Auf meinem Scheitel eine Königskrone,
Und auf den Knien würdest Du bedient.

— Wir ſprechen morgen mehr von jener Sache
(Mit lüſternem grinzendem Lächeln.)
Jetzt, Friedrich von Toledo, — frohe Nacht.
(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

(Don Friedrich, Cignio, aus ſeinem Verſtecke kommend.)

Cignio (lachend.)
Den Ring, mein gnäd'ger Herr, den ich gewonnen.

Don Friedrich (giebt ihm den Ring.)
Hier haſt Du ihn. Nimm Alles noch dazu
Was mein iſt, — aber hilf.

Cignio.
Seid ohne Sorgen
Ihr habt Euch ritterlich und klug betragen.
Das Fernere ſei mein. Wenn dieſe Wittwe
De Brink nur fallen läßt, und ihn verleugnet.
Wenn ſie ſich willig Euren Wünſchen bietet,
Wozu das Beſte ſelbſt Ihr wirken mögt,
Soll ihr der Herzog keine Locke krümmen.
Ich habe meinen Plan ſchon angelegt,
Und will im Kabinet ihn Euch entwickeln.
Hier ſind vor Lauſchern wir geſichert nicht.
Kommt, — kommt hinweg.

Don Friedrich

O Liebe deine Lust
ich habe ſie gefühlt: doch Deine Schmerzen
Sie waren fremd dem frohbewegten Herzen.
Nun kennet ſie die bang verengte Bruſt.
Heldiges Weib, es gilt den Kampf für Dich.
Die Liebe führt auf grauſig dunkeln Stätten
In der Gefahr indeß verklärt ſie ſich.
Mein Blut und Leben wag' ich. Dich zu retten

(Ab mit Diego.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Saal im Hauſe Alicens. In der Tiefe eine weite geöffnete Flügelthüre durch die man ins Freie ſieht. Alice mit Manon zur Seite, um die eine Anzahl von Bürgern und Landleuten mit ihren Frauen verſammelt ist. Mehr zur Seite Gatin.)

Ein alter Bürger.

Nehmt Eurer Freunde Glückwunſch gutig an.
Die froh bewegt den Kreis der Liebe ſchließen
Sie litten lange mit Euch als Ihr littet,
Sie dürfen jubeln nun in Euren Sieg.
Der Väter wohlerworb'ne Rechte fielen,
Doch blieb zum Troſte noch das heil'ge Recht
So glänzt die Hoffnung noch aus letztem Sterne
Und was zunächſt zur Wohlthat Euch gedieh,
Fleht ſegensreich nun über auf uns Alle.

(Er wartet auf Alicens Antwort, da ſie aber ſchweigt und die Augen niederſchlägt fährt er fort.)

Jedoch den Jubel aller theilt Ihr nicht.

Wir freuten uns auf Eurer Blicke Leuchten,
Und finden ſie geſunken, thränenſchwer.
Was habt Ihr wohl? — Vertrauet unſerm Eifer.
Wir helfen Euch, wenn Mitgefühl es kann.

Catin (leiſe zu Alicen.)

O ſammelt Euch; — ruft Eure Kraft zurück.

Alice (ſich aufrichtend.)

Dank, meine Freunde. Dank, — in einem Worte.
Weil eins auch nur das Herz, aus dem es kommt
Was Euch erfreut muß doppelt mich erheben.
An ſich, und weil es Eure Liebe zeigt. —
Trüb' ſchein ich nur, denn ich bin überkümmert
Und kann den Weg zur Freude noch nicht finden.
Wie der ſo bald den Schlaf nicht finden kann
Der übermüdet auf das Lager ſank;
Und der im vollen Licht als Blinder tappet,
Der plötzlich trat aus tiefſter Finſterniß.
Nur in Begebenheit iſt Wechſel plötzlich,
Den längern Uebergang will das Gemüth.
Deßhalb jedoch nicht weniger willkommen
Als werthe Gäſte mir, begeht mit Nachſicht
Das Feſt, unvorbereitet, mangelhaft,
Von Eurer holden Gegenwart erſchaffen.

Catin.

Die Tiſche ſind im Garten vorgerichtet.

Und auf der Wieſe wird die junge Schaar
In Tänzen ſich erfreuen.

(Man hört Muſik hinter der Scene.)

Hört es ſtimmen
Die Muſiker bereits den Reigen an.
Die Frau vom Hauſe wird nicht lange fehlen
Bis dahin thut, als wäret Ihr bei Euch.

Der alte Bürger.

So kommt, und mag die holde Frau ſich ſammeln
Damit Ihr Eintritt bald die Luft erhöht.

(Alle ab, außer Alice. Manon läuft den Gäſten nach.)

Alice

(Manon mit zärtlicher Stimme zurückrufend.)

Manon, mein Kind.

Manon (zurückeilend.)

O Mutter! liebe Mutter!

Alice

(ergreift ſie lebhaft, ſinkt an ihr auf die Knie nieder
und hegt ſie mit wehmüthiger Innigkeit.)

Bisher, nächſt Gott mein Alles: Manon, Manon!
Wie lieb' ich Dich! Recht feſt umſchließe mich,
Daß nichts mehr Raum in meinem Herzen finde,
Nichts ſonſt als Du! — Dann werd' ich glücklich
wieder,
Und ruhig ſchlagen wird dieß heiße Herz.

Manon (ſchmeichelnd.)

Du weinſt? — Wer that Dir Leid an?

Alice.

Niemand, Kleine

Manon (ſchüchtern.)

O weine nicht, Ich will ja gern geſtehn
Was ich gethan.

Alice.

Was thateſt Du?

Manon.

De Brink
Hab ich ſo lieb; — wollt ihn ſo gern zum Vater
Da ſtahl ich Catin —

(ſie zaudert.)

Alice (aufſpringend, heftig.)

Was? — den Liebestrank

Manon.

O ſtraf mich nicht. Ich wills nicht wieder thun

Alice (ſchon geſammelter.)

Du ſtelltеſt vor de Brink ihn auf den Tiſch?

Manon.

Ich that es Mutter.

Alice.

Und biſt dafür ſtrafbar
Wenn auch die Sache ſonſt nichts auf ſich hat.
Am wenigſten befördert Deinen Zweck,
Der kindiſch thöricht iſt, und eine Fabel,
Mit welcher Catin Dir den Kopf verdreht

Manon.

Sie hat mir nichts geheißen.

Alice.

Gut, ich weiß schon
Nichts mehr davon. Geh' zu den Uebrigen.

Manon (sich an sie schmiegend.)

Du bist nicht böse mehr?

Alice.

Nein. — Gehe nun.

(Manon geht langsam und traurig ab durch die Mittelthüre.)

Alice (allein, ihr nachsehend.)

Schuldloses Werkzeug, nein, — Dir zürn' ich nicht
— Die dunkle Macht, um unsre Pfade schleichend
Und unsern Frieden sich zur Beute wählend
Am sichersten, wenn vollgewahrtes Glück
Der Seele Wachsamkeit im Rausch verfluchend
Hat Deiner Unschuld sich, in Schadenfreude
Bemächtiget, in mir die Schuld zu zünden.

(Lebhaft.)

Ich aber bin nicht schuldig — Kein Gedanke
In meinem Sinn nach solchem Ziel gerichtet
Und plötzlich, — plötzlich — Ha' der Mund in keuscher
Als dieses Herz, — will dem sein Wort nicht geben
Wovon das Herz so voll ist. — Wehe mir!
— Und dennoch ist es Wahn, den Aberglauben

So ſchauerlich durch dunkle Mährchen trägt
Die freie Seele kann kein Zauber zwingen,
In Gottes Reich nur waltet die Natur
(Mit ſinkender Stimme.)
Doch aber, doch —
(Sich aufraffend, in heftiger Bewegung.)
Fort! — fort! — hinweg von hier
Die Luft iſt Flammenglut, der Boden brennt.
Betritt ihn Pilgerin mit nackten Sohlen,
Mit ihrem Blute Deinen Pfad bezeichnend,
Bis zu Lorettos gnadenvollem Schreine.
Dort wirf die Laſten Deiner Seele nieder.
Was Gott nicht band, darf nicht vor Gott beſtehn.

(Die Muſik die man noch anfangs, wiewohl nur von fern vernommen, iſt bald verſtummt. Nun vernimmt man draußen vor der offenen Thüre, aber ohne den Spielenden wahrzunehmen, die Töne einer Laute. Alice horcht auf.)

Alice.

Was iſt das? — welche Töne? die wie Balsam
Sich in die Wunden meines Herzens ſchmeicheln.

(Nach einigen raſchen Uebergängen des Accompagnements, ſingt eine Stimme folgendes Lied, mit leidenſchaftlichem Ausdrucke.)

Wechſel des Mondes gebietet dem Meer
Liebe der Seele gebietet noch mehr.
Auge dem Auge ſchickt flammenden Strahl
Herzen erbeben von ſeliger Qual

(Die Begleitung füllt eine Pause aus.)

Alice.

Ha! — welche Worte! durchs Getön' der Saiten
Schlägt jedes Wurzel mir in tiefster Brust.

(Der Gesang beginnt wieder.)

Qual will sich klären in schwelgender Lust.
Willst Du nicht folgen der Lockung? — Du mußt!
Wonnedurst! — Lippen an Lippen geschmiegt
— Wer ist nun Sieger? — und wer ist besiegt?

(Die Begleitung schließt zugleich mit einem vollen Accorde.)

Alice

(lebhaft, und gegen die Thüre eilend.)

Der Reingebliebene ist Sieger. — Wer da?

Zweiter Auftritt.

(Alice, Cignio, in der Thüre erscheinend. Er ist als Weib verkleidet, im phantastischen morgenländischen Geschmacke, weit und gewandreich. Goldgestickte Tücher sind turbanartig um seinen Kopf gewunden, und umschließen zugleich Wangen und Kinn, so daß dadurch sein Gesicht verkleinert erscheint. Er trägt eine Laute.)

Cignio.

Ich grüße Dich Du wunderschönes Weib.

Alice.

Das Lob erspare. Mir gefällt das nicht.
Was sangst Du mir ein Lied vor meiner Thüre?

Cignio.

Ich bitte so

Alice (reicht ihm Geld.)

Da haſt Du Geld.

Cignio.

Mit nichten.

Ein Becher Milch nur dient mir, denn ich durſte.

Alice.

Geh' nur hinaus, wo ſie zu Tiſche ſitzen.
Sie werden ſich an Deinem Lied erfreuen,
Und Dir mit ſüßem Wein den Becher füllen.

Cignio.

Gelobt ſei der Prophet, der Wein verbietet'
Ich bin ein Maurenweib von Cordova.

Alice.

Du biſt Fatima.

Cignio.

Wie? — Du kenneſt mich?

Alice.

Ich ſah' Dich zweimal, mein' ich, aus der Ferne
Doch hab' ich viel von Dir gehört.

Cignio.

Nun was?

Alice.

Daß Du der Räthſel räthſelhafteſtes.
Man ſieht Dich ſelten, und Du ſcheineſt mächtig

Denn manchesmal durchwandelst Du die Höfe
Von Albas Wohnung. Die Trabanten weichen,
Und bieten Dir die Bahn durch ihre Reih'n,
Weshalb das Volk sich vor Dir scheut, nicht wissend,
Ob gut, ob böse Du.

Cignio.

Das Gute will ich.

Alice.

Ich glaub' es Dir. — Oft stilltest Du die Noth
Oft wo Gefahr bedroht ein schuldlos Haupt,
Hast Du mit Rath und Warnung sie gewendet.

Cignio.

Das sind nur Mährchen. Frage sie nicht weiter.
Ich bin nichts sonst als ein wahrsagend Weib,
Dess' man in Spanien überdrüßig worden
Nun üb' ich hier die dort verbrauchte Kunst.
Dir biet' ich sie nicht an. Doch labe mich.

Alice.

Es soll sogleich geschehen. Setze Dich.

(ab.)

Cignio (allein.)

Ja, sie ist schön; und mehr, viel mehr als das.
Aus ihren Zügen spricht ein edler Geist.
Hier, Cignio, gilt es Deine Kunst zu zeigen.
Ich habe wohlgethan von jenen zwanzig
Verkleidungen verschiedner Art, in denen

Ich Albas Späherdienſt zum Mittel nehme,
Die Plane ſeiner Tyrannei zu kreuzen,
Und dafür Dank und Lohn zugleich von ihm,
Und ſeinen bittern Feinden zu empfangen,
Die hier zu wählen, welcher ſie vertraut.
Sie kommt. Ich hoffe daß mein Anſchlag glückt.

Alice

(zurückkommend mit einem Becher den ſie dem Cignie reicht.)

Da labe Dich.

Cignie (trinkt wiederholt.)

Der Trank iſt rein, und tut
Wie Deine Seele. Dreifach dank ich Dir.

Alice.

Wie meine Seele? — kennſt Du die?

Cignie.

Gewiß
Dem Aug' ihr Spiegel.

Alice.

Warum dankſt Du dreifach?

Cignie.

Weil in der Dreiheit eins iſt Deine Seele,
Denn ſie beſteht aus Unſchuld, Muth, und Liebe.

Alice (überraſcht wiederholend.)

Aus Unſchuld, — Muth, und —

(Sie erſchrickt gleichſam, ſo daß ihr die Stimme verſagt, ehe ſie das dritte Wort ausſpricht.)

Cignio (mit Nachdruck.)

Liebe. Magſt Du
Das holde Wort nicht? — gut. — Die Sache
bleibt Dir.

Alice.

Wie meinſt Du das?

Cignio.

Du liebſt, und wirſt geliebt

Alice (auffahrend.)

Wer ſagt es Dir?

Cignio.

Dein Aug' der Seele Spiegel

Alice.

Nicht kann es ſagen, daß geliebt ich werde

Cignio.

So wirſt Du nicht geliebt?

Alice (verwirrt, verlegen.)

Ich weiß es nicht

Cignio (raſch.)

Willſt es auch nicht erfahren?

Alice.

Nein, — o nein

Cignio.

Sonſt hätt' ich Dir es ſagen können.

Alice (ſich aufraffend.)

Weib
Ich ſchaudere vor Dir, und Deiner Kunſt.

Cignio.

Du ſchauderſt vor mir, und wirſt angezogen,
Vor meiner Kunſt, und Du begehrſt ſie doch.
Es zuckt in Deiner Hand bereits der Drang
Mir ihre Flächen offen darzulegen.
Du zitterſt vor der Zukunft, und der Trieb
Sie zu durchſchauen, brennt und wühlt in Dir

Alice

(gleichſam wider Willen hingeriſſen, ihm mit abgewendetem Geſichte ihre offene Hand bietend.)

So blick' in meine Hand.

Cignio.

Ich will es nicht
Ein Gaukelſpiel iſt die Chiromantie.
Ihr überſpringt, nach Zukunft gierig langend,
Die Gegenwart, in der die Zukunft ſchlummert
Wer jener ſich mit weiſem Sinn bemeiſtert,
Hat dieſe ſich erſchaffen, und bedarf
Nicht des Propheten, der, wenn er kein Lügner,
Doch dadurch nur zum Seher wird, wenn er
Mit ſchärferm Sinn den Augenblick durchdringt,
Und ſeiner Folgen Reihe weiſ' ermißt.
— Iſt Deine Gegenwart von Räthſeln frei?
Kannſt Du die Räthſel löſen, oder nicht?
Wenn nicht, ſo wiſſe, daß ich helfen, Dir
Den Schacht der Gegenwart durchleuchten kann

Damit aus dem das Gold Du brechen mögeſt.
Und prägen Dir nach Wahl, zum Kauf der Zukunft.

Alice (nach einigem Kampfe.)

Ich kann die Räthſel meiner Gegenwart
Nicht löſen. Wenn Du's kannſt, ſo ſprich.

Cignio (ſtark.)

Du wirſt geliebt von Zweien. Einer iſt
De Vrink der Advokat.

Alice (auffahrend.)

Wie weißt Du das?

Cignio.

Erſt ſeit Minuten weiß ich es. Ich ſah
Ihn drüben auf dem grünen Hügel ſtehen,
Und unverwandt nach Deiner Wohnung blicken.
Den Lüften gab er ſeufzend Deinen Namen.

Alice

(die Hand am Herzen für ſich.)

Unglücklicher!

Cignio.

Der Zweite der Dich liebt
Iſt neben Jenem, was der Edelſtein
In Königskronen neben einer Blume;
Des Alba Sohn, — Don Friedrich von
Toledo.

(Alice zuckt erſchrocken, ſtößt einen Schrei aus, und wendet ſich ab mit Zeichen des Widerwillens.)

Cignio (für ſich.)

Was war das? — Dieſes Weib iſt ſchwer zu tadeln.

(Laut.)

Dem Lieben ſchwankt zur Zeit noch zwiſchen Beiden
De Brink hat Deinen Dank verdient, Don Friedrich,
Durch Glanz und Zierlichkeiten Dich geblendet.

Alice (lebhaft und mit Würde.)

Halt, dem iſt alſo nicht; und meinſt Du ſo,
Kannſt Du die Räthſel meiner Bruſt nicht löſen.

Cignio.

Weil Du der Löſung Mühe mir erſpart.
Nicht das Gemüth, ſo ſelbſt ein Räthſel iſt
Nur der Verſtand, der Jegliches zerſetzt,
Iſt Deiner Spannung Grund, und Element.
— Nun, dem Verſtande räth ſich leicht. — Sei klug,
Und meide den de Brink: laß ihn nicht zu Dir,
Denn die Gemeinſchaft mit ihm, — bringt Dir Tod.

Alice (mit Entſetzen.)

Ha! — Was iſt das? — ſei deutlicher.

Cignio.

Er iſt
Des Hochverraths bezüchtigt, und der Grund
Liegt in dem Handel, den er Dir gewann.

Du ſelbſt biſt in Verdacht gerathen. Alba
Sieht die Mitwiſſerin der Schuld in Dir,
Und will Dich bitter dafür büßen laſſen.
De Vrink ſoll heute noch verhaftet werden,
Ihm iſt das Blutgerüſt gewiß.

Alice

(die Hände ringend in Verzweiflung.)

Ihr Mächte
Des Himmels tretet ein, — denn er iſt ſchuldlos.

Cignio.

Vielleicht, — doch frommt es nicht. Du fällſt
mit ihm,
Vermagſt Du nicht Dich von ihm loszureißen.
Denn Argliſt ſchnürt ihre Schlangenknoten,
Als Opfer für den wilden Geiſt der Rache,
Dem ſchadenfroh ſie dienet, Dich zu fahn.
— Doch biſt Du klug, kann Dich Don Friedrich
ſchützen.
Er liebt Dich glühend, und in ſeiner Liebe
Winkt Dir der Rettung Port.

Alice (faſt außer ſich.)

Entſetzlich! — ſchweige
De Vrink bedroht, verfolgt, um meinetwillen,
Der Reine, Tugendhafte, Großgeſinnte!
Du, Macht der Gnaden, über Wolken thronend,
haſt Du der Hölle ſolche Macht gegeben,

So gieb dem Wurm, der ſich in Todesqual
Am Boden krümmt, den Muth auch ſich zu heben,
Die Löwenkraft ſich auf den Feind zu ſtürzen,
Der Dein Geſetz verhöhnt, um ſeinen Raub
Aus blutbefleckten Fängen ihm zu reißen.

Cignio (für ſich.)

Dieß Weib iſt herrlich!

(Laut.)

Wage nicht den Kampf!
Die Klugheit meidet ihn, und ſiegt nicht minder.
De Brink hat Dir genützt, doch zum Verderben,
Unklug den Feind aus ſeiner Veſte rufend.
Don Friedrich deckt Dich mit dem Zauberſchilde
Kann hier noch ſchwanken Deine Wahl? — Und liebſt
Du noch den Retter nicht; — die Dankbarkeit
Wird ſeinen Reiz vor Deinem Blick verklären,
Wird ſeinen hohen Werth —

Alice (mit höchſtem Affekt.)

Hinweg, — Verſucher!
Wirf Dich zurück in Deinen Abgrund; ſage
Den Abgefallenen die Dich verſendet,
Daß alle Larven aus der Nacht des Fluches,
Daß alle Schrecken des gewiſſen Todes,
Die gotterfüllte Seele nicht bezwingen,
An Lug und Sünde ſchmachvoll ſich zu klammern.

Wenn das allheilige Geſetz der Pflichten,
Im Blut des Opfers ſich bewähren ſoll

Cignio (nach einer Pauſe.)

Fahr wohl. — Nicht als Verſucher nahst du Dir
Ich wollte Dir den Weg der Rettung bahnen,
Den einzig möglichen, den Du verwirfſt.
Dir iſt das Lug, und Schmach, und Sünden
brandmal,
Was hundert Andre mit der Reih entſchuldigt,
— Doch Deines Herzens Grund durchdringt mein
Blick.
In Deinem Kampf kann nicht die Schlauheit
ſtreiten,
Was Dich begeiſtert ſchwebt hoch über ihr.
— So rüſte Dich durch Prüfungen zu ſchreiten
Und vor Dir trag ein Engel das Panier,
Denn die von Oben können Dich nur leiten

(Er geht ab.)

Alice

(die anfangs in dumpfer Betäubung dageſtanden, erhebt
ſich nach und nach, blickt auf, und ſucht Cignio nicht mehr
vorzufinden, deſſen Entfernung ſie nicht wahrgenommen.)

Wo kam ſie hin? — Spurlos verſchwunden —
Ha!! —
Nur Lüge war die Form, zerfloß in Luft,
Den Böſen lockt wer Zauberranke ſpendet

Und ihre Wirkung thut ſich grauſend kund,
An Albas ſtolzem Sohn, de Brink, und — — mir.
Die Zweifel der Vernunft zu Boden ſchmetternd
(Sich wie begeiſtert erhebend.)
Doch über allem Zweifel ſteht der Glaube,
Daß reine Willenskraft beſiegt die Hölle.
(Nach kurzem Nachdenken.)
Soll ſchuldlos ich vertreten, daß ein Frevel
Die Neigungen de Brinks an mich gefeſſelt,
Mag ſühnen ich die Fehl, nun meinetwegen
De Brink bedroht wird, wenn ich mein Gefühl
Für ihn, aus gleicher Quelle ſtammend, dahin
Rechtfertigend bethätige, daß ich
Zur ſeine Rettung mich zum Opfer bringe
— Mein Kind indeß, mein Kind!
In meine Seele
Steigt mächtiges Vertrauen. Meinem Willen
Flicht eines Engels Hand aus Hoffnungsſternen
Des nahen Sieges Preis. — Ich bin entſchloſſen
Und kein Verzagen lähmet meine Kraft.
— Wo iſt de Brink? — Er muß gewarnet werden
Er muß zur Flucht den Augenblick benutzen,
— Gewarnt, — durch wen? — Ich ſelbſt. —
Hinaus! — hinaus!

(Sie will hinaus eilen, bleibt aber an der Thüre ſtehen, beſinnt ſich, und kommt langſam wieder zurück.)

Jedoch — wo finden ihn? — Und kann ich, —
darf ich?

(Mit Inbrunst und im höchsten Affekte die Hände nach Oben erhebend.)

Allmacht dort Oben, die Du mich gerüstet,
Wenn es Dein Wille, daß den Kampf ich wage
So lenke seinen Fuß, und seinen Willen;
So führ ihn her.

(De Brink erscheint draußen in einiger Entfernung.)

Täuscht mich mein Aug. — Dort naht er

(Sie begleitet die folgenden Worten mit dem Ausdruck zitternder Spannung.)

Er will vorübergehn. — Er weilt

(Fast schreiend.)

Er geht

(Sich vergessend, hinausstürzend, und rufend.)

De Brink! — De Brink!

(Sie erschrickt vor ihrem Ruf, und flieht athemlos zurück in den Vordergrund.)

Mein Herz, — mein Herz zerspringt

Dritter Auftritt

(Alice, de Brink.)

De Brink (rasch eintretend, mit Ungestüm.)
Ihr hier. — Wer ruft mich?

(Alice wendet sich ab, in Verlegenheit, und um ihre Erschütterung erst zu bemeistern.)

Aber wollt nicht sprechen.
Warum denn wohl mich rufen? — Wißt, — ich wollte
Nicht zu Euch heute mehr, — weil —. Wenn ich aber
Nun einmal hier bin, mußt Ihr doch wohl sprechen,
Und wär's auch nur — mich wieder gehn zu heißen.

Alice (die sich gesammelt.)

In eigner Weise treffet Ihr den Fall.
Gerufen seid Ihr zwar, zunächst zu bleiben.
Doch bleiben sollt Ihr nur, damit ich Euch
Desto befliß'ner gehen heißen kann.

De Vrink (betroffen, schmerzlich.)

Warum erst bleiben, um dann gehn zu müssen?

Alice.

Damit Ihr meine Warnungstimme hört,
Um desto rüstiger zu fliehn.

De Vrink (überrascht)

Zu fliehn? — auch Ihr?

Alice.

So lang es Zeit noch ist. Die Stunde dringt.

De Vrink.

Recht wohl versteh ich Euch, wie wohl befremdet

Daß Kunde der Gefahr, die mich bedroh'n soll,
Bereits in Euren Frieden eingedrungen.

Alice.

Ihr wißt bereits, — Ihr wißt? —

De Vrink.

Ich ahne mehr
Als eigentlich ich weiß. Der Herzog haßt mich.
Mein Schreiber Artis hat sich ihm verkauft.
Ich will erwarten was man ausgebrütet,
Ganz ohne Furcht; ich weiß von keiner Schuld.

Alice.

Die Willkühr macht sie, wo sie sich nicht findet.
Hat Euch der Zeiten Beispiel nicht belehrt?
Das Schwert des Henkers ist noch hochgeschwungen,
Des ersten Nackens harrend, der sich bietet;
Auf Euren zielt es nun. Entfliecht, entfliecht.

De Vrink (ernst und fest.)

Und fällt es auch auf meinen Nacken fallen.
Entfliehen darf ich, — kann ich, — will ich nicht.

Alice

(im Ausbruche der Angst und des Gefühls.)

De Vrink! — De Vrink!

De Vrink (überrascht, ergriffen.)

Ha welch ein Ton! — ganz anders
Klang es, wenn sonst Ihr meinen Namen nanntet.

Alice.

Angst stimmte diesen Ton.

De Brink.

Nur Angst?

Alice.

O fragt nicht.

Verschleudert nicht die kostbaren Minuten.

(Sich rasch besinnend.)

Doch halt. Zur Flucht am Tag ist es zu spät.
Schon sucht man Euch, ist wohl auf Eurer Spur
Man hält Euch ein, — und schleppt Euch in den Tod.
Um mich nur leidet Ihr, — ich muß Euch retten

De Brink.

An meiner Statt zu stürzen ins Verderben.

Alice

(fortfahrend, ohne seine Worte zu beachten.)

In diesem Hause berg' ich Euch zunächst.
Seht das Getäfel jener Wand verdeckt
Die mir und Catin nur bekannte Thüre
Zu der geheimen Kammer Sluitevelts.
Dort ahnt Euch Niemand; seid Ihr völlig sicher,
Und wenn auch Feinde rings das Haus durchsuchten.
— Sobald es Nacht, — heut scheinet nicht der Mond —
Schleicht Ihr hinaus, und eh' der Morgen dämmert,

Seid Ihr geborgen, und in Sicherheit.
Geld liegt für Euch bereit. So kommt nur, kommt.

(Sie eilt in den Hintergrund, ſchließt, und verſchließt die offene Mittelthüre, und kommt zurück um, de Brinks Hand ergreifend, ihn zur Seite fortzuziehen.)

De Brink.

Nein laßt mich bleiben. Zwar iſt ſüß das Leben,
Doch giebt es noch ein Süßeres, Alice,
Das, karg vertheilt an Tage, Monden, Jahre,
Ein ganzes Daſein würzet und erfriſcht.
Ob der indeß, dem es beſchieden werden,
In einem ſeligen Moment den Becher
Des Lebensweines auf den Grund zu leeren,
Und froh berauſcht in raſchen Tod zu ſinken,
Als Höchſtbeglückter nicht zu preiſen wäre?
O laßt mich leeren dieſen Wonnebecher;
Jetzt, auf einmal. Ich lieb' Euch unaus-
ſprechlich.
Wenn ich den Muth für Euch zu ſterben habe,
Darf mir der Muth nicht fehlen, Euch zu lieben,
Und meiner Liebe Vollkraft zu geſtehn.

Alice (geängſtiget.)

Ich darf nichts weiter hören. — Fort nur fort.

De Brink

(Sie zurückhaltend, immer glühender.)

Ha! ſtöret nicht die Weihe dieſer Stunde,

Werft in den Abgrund nicht die holde Blume,
Für uns am Rand in Düften sich erschließend
Gönnt daß ihr voller Balsam mich umwalle,
Bis sie mein Sturz mit in die Tiefe reißt.
Sie mögen mich von hier zum Tode schleppen,
Doch lassen, — lassen, kann ich Euch nicht mehr.

Alice.

Unglücklicher! Ihr sprecht von einem Abgrund,
Und wißt nicht, ahnt nicht, daß ein tiefer zweiter,
Grauvoller noch, zur andern Seite droht;
Daß zwischen beiden Ihr, des Schwindels Opfer,
Auf einem schmalen Messerrücken schwebt.
Ihr liebt mich schuldlos, aber diese Liebe,
Weh mir und Euch! ist schauderhafte Sünde.
Nie wird, nie darf, nie soll sie —

De Brink (unterbrechend.)

Halt nicht weiter!
Sie wird, sie darf, sie soll erwiedert werden.

Alice (faß außer sich.)

Nein, — ich verwerfe sie. — Sie soll es nie

De Brink (faß verzweifelt.)

So komm' denn Henker mich zum Block zu führen.

(Man hört plötzlich draußen wildes Geschrei und Getümmel.)

Alice (entsetzt.)

Ha' — sie sind da. — Sie kommen, — kommen
— kommen.

(Sie eilt an die Wand zur rechten Seite, öffnet eine im Getäfel verborgene Thüre, die den Anfang eines dunklen Ganges zeigt.)

Jetzt fort — ich will es. — Diesen Gang hinein.
Sechs Stufen aufwärts. — Eine Thüre dann.
Den Schlüssel hab ich hier, — und öffne sie

De Brink.

Ich bleib. — Entgegen ihnen.
(Rufend.)
Ich bin hier.

Alice

(in höchster Angst sich vor ihm niederwerfend.)

Still — sag ich, still, — nur aus Erbarmen
Wenn
Sie bei verschlossenen Thüren, Euch und mich
Beisammen finden, — dann ermord' ich mich.

(Es wird heftig an die Thüre geschlagen.)

De Brink.

Mein Wort ist mächtig den Verdacht zu bannen
So starke Schläge sprengen bald die Thür.

Alice

(auffahrend und ihn mit beiden Armen umfassend.)

Ihr liebt mich, sagt Ihr. — Wohl, — ich lieb' Euch auch

Ihr ſeid kein Mann, Ihr ſeid ein Ungeheuer,
Wenn Ihr der Liebe Flehen widerſteht.
— Mein ſüßer Freund, — mein angebeteter,
Ich geh' mit Euch, ich bleib' mit Euch da drinnen.
Wir ſind allein dort, — ſelig — unausſprechlich.
— Zu Nacht, flieh'n wir vereint. — Ich laß Euch nicht.
Kommt — kommt; Ihr ahnt nicht, welche Seligkeiten
Die Liebe beut, am Rande der Gefahr. —

De Brink (ſchwankend.)

Alice, — wie verwirrt Ihr meinen Sinn.
Nicht weiß ich was ich wollte, was ich ſollte.

Alice
(ſchmeichelnd aber im heftigen Affect.)

Ihr wißt, — daß ich Euch liebe. — Fort mit mir

(Sie zieht ihn fort, ohne daß er Widerſtand leiſten kann, und verſchwindet mit ihm im dunkeln Gang. Unter denen werden die Schläge an der Thure ſtärker.)

Stimme (draußen.)

Hier iſt er. — Aufgemacht, — in Albas Namen

Andere Stimmen.

Nicht wahr. — Hier iſt er nicht, das iſt Gewalt

(Alice eilt mit ſchwankendem Schritte aus dem Gange zurück, auf die Bühne — verſchließt das Getäfel der Wand wieder, und ſinkt kraftlos auf den Boden, den Blicken der zunächſt Eintretenden durch einen, mit Teppichen behangenen Tiſch verborgen.)

Alice.

Er iſt geſichert, ſteht, und höret nichts.

Stimmen (draußen.)

Haut ein auf die Rebellen. Sprengt die Thüre.

Andere Stimmen.

Wir dulden's nicht, vertheidigen das Haus.

(Nach einigen noch erfolgenden Schlägen, wird die Thüre geſprengt.)

Vierter Auftritt.

Alice, zwei ſpaniſche Officiere, Jean Artis, Hellebardiere. Hinter dieſen wollen eindringen, mehre Bürger, Landleute und Diener, die mit Mühe abgehalten werden. Zuletzt Gatin.)

Erſter Officier.

Laßt ſie nicht ein. — Die Hellebarden vor.
Und was ſich widerſetzen will, ſticht nieder.

Zweiter Officier.

Seid nicht zu raſch, — verletzt nicht ohne Noth.
In Herzogs Alba Namen, haltet Ruhe

Erſter Bürger (draußen.)

Verboten iſt es, ohn' Verhaftsbefehl
Schuldloſer Bürger Wohnung aufzuſprengen.

Zweiter Bürger.

Wir wiederholen Euch er iſt nicht hier.

Jean Artis.

Glaubt ihnen nicht. Ich ſag' Euch daß er iſt.
Durch dieſe Thüre ſah ich ſelbſt ihn eingeh'n.
Durchſuchet nur das Haus.

Erſter Officier

(vorſchreitend, und Alicen erblickend.)

Ha! — wer iſt das?

Jean Artis.

Wer? — das iſt eben Frau de Sluitevelt,
Die ſagen muß, wo ſie verſteckt ihn hat.

Erſter Officier

(Alicen unſanft vom Boden aufreißend.)

Wo iſt de Brink?

(Alice ſchweigt.)

Zweiter Officier (milder.)

Gebt ihn heraus, Jennera

Erſter Officier.

Nun wird mir Antwort?

Zweiter Officier.

Setzt Euch dem nicht aus,
Daß Euch Gewalt was Ihr verhehlt, entreiße.

Erſter Officier.

Man wird die ſteife Zunge löſen müſſen.

(Rufend.)

So kommt herbei. Verhaftet, bindet ſie.
Zwei ſollen rings das ganze Haus durchſuchen
Wir weichen nicht bis er gefunden iſt.

(Hellebardiere haben ſich Alicens, die völlig theilnahm los iſt, bemächtigt. Zwei Andere gehen ab das Haus zu durchſuchen.)

Jean Artis (für ſich.)

Hat man ihn erſt, ſpuck' ich ihm ins Geſicht.

Catin

(die Hellebardiere durchdringend, und hereinſtürzend.)

Zu Hülfe! Hülfe! man ermordet ſie.

Die Bürger und Landleute (draußen.)

Mord! — Mord! — Es geht ans Leben. Friſch hinein.
Wir ſind die Stärkeren, wir ſchützen ſie.

(Getümmel, die Bürger und Landleute durchbrechen die Hellebardiere, ſtürzen hinein, wollen Alicen befreien, die von den Soldaten gehalten wird. Die Officiere ziehen die Degen, und ſtellen ſich vor ſie hin.)

Erſter Officier.

Zurück, — Ihr ſeid des Todes.

Bürger.

Werft ihn nieder.

(Getümmel, Gefecht. — Trompeten hinter der Scene.)

Bürger.

Was iſt das? Ha! Gendarmen, — Reiterei

Die Officiere

(die Menge abwehrend, und rufend.)

Empörung! — Meuterei. — Succurs, Succurs

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen. Don Friedrich von Toledo, im Harniſch und Wappenrock, den Helm auf dem Haupte, das bloße Schwert in der Fauſt, erſcheint draußen. Hinter ihm Gendarmen. Die Bürger und Landleute wollen ihn abhalten. Zuletzt Manon.)

Don Friedrich

(mit dem Schwunge des Schwertes ſich Bahn machend.)

Zurück! — im Namen Seiner Majeſtät. — Zurück!

(Er ſtürzt hinein, und fährt auf die Officiere ein.)

Was habt Ihr Euch erlaubt? — Gewalt zu brauchen!
Die Vorſtadt iſt empört. Der Herzog ſchickt mich
Die Meuterei zu dämpfen, eh' ſie anwächſt.

Erſter Officier.

De Brink iſt hier. — Sie will nicht ſagen wo.

Don Friedrich (Alicen gewahr werdend.)

Seid Ihr denn raſend? — Weg von der Sennera
Wer ſie mit einem Wort zu kränken wagt,
Den ſtech' ich nieder, hier, zu ihren Füßen.

(Alles weicht zurück, so daß Alice frei bleibt. Die Bürger rufen: »Hoch lebe König Philipp! — Hoch lebe Don Friedrich von Toledo!«)

Don Friedrich

(sich umwendend und mit dem Schwerte grüßend.)

Ich dank' Euch meine Freunde. Bleibt nur ruhig
Man hat nicht recht gethan — Ich duld' es nicht.

(Zu den Officieren.)

In seiner Wohnung solltet ihr de Brink
Verhaften ja. — Wie kommt Ihr denn hieher?

Erster Officier.

Wir fanden ihn nicht dort.

Don Friedrich.

Wer sagt Euch denn
Daß er sich hier verborgen?

Zweiter Officier (auf Artis deutend.)

Dieser sagt es.

Jean Artis.

Ich sah ihn eingeh'n in dieß Haus.

Don Friedrich (im Zorne.)

Verworfner'
Aus meinen Augen; — oder ich vergesse
Den würd'gen Rückhalt eines Edelmannes.

(Artis macht sich fort.)

Erster Officier.

Da er nun hier ist, müssen wir ihn haben.

Mit tiefster Ehrfurcht gegen Eure Excellenz
Muß den Befehlen seiner herzoglichen
Erlaucht entsprochen werden.

Don Friedrich.

Ganz gewiß

Erster Officier.

Und wenn die Dame fortfährt stumm zu sein,
Muß sie verhaftet werden.

Don Friedrich (mit Ansehen.)

Aber nicht
Von Euch Senner, denn nun bin ich zugegen
Und habe zu befehlen. Ihr gehorcht.

(Die Officiere verbeugen sich demüthig, und ziehen sich gegen die Thüre zurück, welche von Gendarmen besetzt ist. Bürger und Landleute bilden in stummer Erwartung den Hintergrund. Don Friedrich und Alice bleiben allein im Vordergrunde.)

Don Friedrich

(nähert sich Alicen, mit einschmeichelnder Stimme, ihre Hand fassend.)

Senneva.

(Sie erwacht wie aus einem Traume und entreißt ihm, mit einem Schrei des Abscheues die Hand. Er fährt fort.)

Fürchtet nichts. — Ich mein' es wohl.
In der Gefahr die furchtbar Euch umdroht
Bin ich der letzte Freund, der Euch geblieben

Des Himmels Fügung hat auf Euren Pfad
Mich heut gewiesen. — Mehr noch: — diese Johanna
Hat dieß mein Herz Euch unterthan gemacht.
— Die Zeit ist dringend, duldet nicht den Umweg
Den blumenduftenden, der Liebeswerbung.
Sie zwingt das Wort mir ab, daß — ich Euch
liebe.
Nur meine Liebe kann, und wird Euch retten
Stoßt Ihr die Liebe von Euch, lebt kein Engel
Im Himmel mehr, Euch helfend beizustehn
— Schön, edel, groß ist Eure Dankbarkeit
Für den de Prink, doch ist sie fruchtlos, schärfer
Ist er nicht schuldig, bilft er wohl sich selbst.
— Antwortet mir: — sprecht doch ein Wort nur aus,
Gönnt mir nur einen Blick. — Hört Ihr mich nicht?
Um aller Heil'gen Willen seid besonnen.
— De Prink soll hier sein. — Sagt mir, ist dem
also?
Ist dem nicht also? — sprecht: — ich glaub'
Euch Alles.
— Um Gott! verharret nicht in diesem Schweigen.
Ich muß Euch sonst verhaften, — mit mir führen
Vielleicht sogar zum peinlichen Verhöre.
— Wenn Ihr nicht Euer denkt, — erbarmt Euch
meiner.
Denn Ihr bereitet mir der Folter Qual

(Die beiden Hellbardiere von der Seite auftretend.)

Hellebardier.

Wir haben ſtreng das ganze Haus durchſucht,
Und haben den de Vrink nicht finden können.

Erſter Officier (wieder vortretend.)

Und dennoch, Excellenz iſt er im Hauſe,
Und die Sennora ſoll, und muß ihn ſchaffen.

Don Friedrich (in höchſter Angſt zu Alicen.)

Wo iſt de Vrink? — Sprecht. — Ihr fahrt fort zu ſchweigen.
Das iſt entſetzlich! (höchſt dringend.)
Noch einmal; — wo iſt er?

(Alice richtet ſich hoch auf, ſieht ihn mit einem großen ſtolzen Blicke an, und wendet ihm verachtend den Rücken.)

Don Friedrich (nach kurzer Pauſe.)

So muß ich denn. —
(Ruft.)
Schafft eine Sänfte her.
(Zu Alicen.)
Ihr ſeid verhaftet; folget mir nach Brüſſel.

Manon (hereinſtürzend mit Geſchrei.)

O Mutter! — meine Mutter.

Alice

(auf ſie zufliegend und ſie in ihre Arme ſchließend.)
Kind! — mein Kind!

Zweiter Officier (nähert ſich achtungsvoll.)
Die Sänfte, die wir mitgebracht ſteht fertig.

Don Friedrich.
Ihr wollt, Sennora. — Kommt denn.
(Alice will gehen.)

Manon (ſie umklammernd.)
Mutter — Mutter.

Erſter Officier.
Reißt ihr das Kind vom Halſe.

Alice (bittend.)
Habt Erbarmen
Laßt mir mein Kind.

Don Friedrich.
Es ſei ſo.
(Zu dem Gefolge.)
Macht Euch fertig.
Zu Pferd'; — in Zügen um die Sänfte dicht.
Doch zum Kaſtelle nicht. — Zu dem Pallaſte.

(Er geht ab, Alice und Manon werden abgeführt, die Andern folgen. Die Bürger und Landleute ſtehen ſtumm und entſetzt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Saal im Pallaſte, wie im zweiten Aufzuge.
Erſter und zweiter Officier, ſpäter Cigniz und Don Luis de Matarro. Kronleuchter, und Armleuchter auf den Tiſchen, brennen bereits.)

Erſter Officier (zum zweiten.)
Ich ſag' Dir, daß ich gleich zum Wundarzt muß.
Damit er mir die Schulter ſalbt. Sie ſchmerzt
Vom Steinwurf der ſie traf, in arger Weiſe.

Zweiter Officier.
Mir ſchlug ein gleicher Federball ans Bein.

Erſter Officier.
Vom Pöbel ſich mißhandeln laſſen, und
Sich ſeiner Haut nicht einmal wehren dürfen.

Zweiter Officier.
Don Friedrich von Toledo liebt einmal
Sich honigſüßer Worte zu entladen,
Wo Schwert und Kugeln nur zur Sache ſind
Der ſchlägt fürwahr ganz nach des Vaters Art.
Und wenn der hier im Weſen treiben darf,

Steht wohl bevor, daß uns die alten Weiber
Mit Besenstielen hier aus Brüssel jagen.

Erster Officier.

Und welch' ein Schönthun mit dem Weibe da
Das eben wir mir Müh hieher gebracht.
Hieher, — nicht in den Kerker. — Merkst Du was?

Zweiter Officier.

Das Weib ist schön. Eh es der Henker stäubt
Mag es Don Friedrich caressiren wollen
Wie der Herr Vater auf Rebellen lauert
Läuft der Herr Sohn ja jeder Schürze nach.

Erster Officier.

Ein jeder nach Geschmack. Ich bin dabei
Hab ich am Schätzchen satt geherzt mich gestern.
Wird darum mir kein Haar im Barte grau
Wenn sie es heut an lichten Galgen hängen
Vom Knie des Buhlen auf die schwanke Leiter.
Es geht empor, ist auch Avancement.

(Cignio und Don Luis de Mataro, treten auf.)

Cignio (zu den Officieren.)

Wo ist der General?

Erster Officier

(auf die Seitenthüre zeigend.)

Beim Herzog drinnen.
Von unserm Fang erstattet er Rapport.

Cignio.

Der Pobel, hör' ich, hat Euch angegriffen.
Auf Eurem Weg hieher. — Iſt Blut gefloſſen?

Zweiter Officier.

Nein, — aber Koth herunter uns vom Rücken.

Cignio (zu Don Luis.)

Ihr ſeht, das Volk nimmt Theil an dieſem Handel.
(Zu den Officieren.)
Habt Ihr von den Tumultuanten welche
Verhaftet etwa?

Erſter Officier.

O gewiß.

Cignio.

Wo ſind ſie?

Zweiter Officier.

Den Friedrich hat ſie wieder laufen laſſen.

Cignio.

Er hat dazu wohl Recht und Grund gehabt.
Wenns Euch beliebt Ihr Herren, geht hinunter
Und nehmt Erfriſchung ein. Sie ſteht bereit.
Es wird der General Euch rufen laſſen,
Falls er noch ferner Euren Dienſt bedarf.
(Die Officiere gehen ab.)

Cignio (zu Don Luis.)

Ihr ſeht, ſo ſteht's. Hab ich zu viel geſagt?

Don Luis.

Zu wenig faſt. Es kann nicht alſo bleiben.
Dieß Uebermaas der Strenge ſonder Zweck
Entweder, oder um ganz nichtigen,
Empört nur, und erzeugt dabei Verachtung,
In der die Furcht erſtirbt. Geht das ſo fort,
Verliert zuletzt der König die Provinzen.
Mir iſt es lieb, und ärgert mich zugleich,
Daß ich gerad hieher gekommmen bin,
Dem Unfug mit der Wittwe beizuwohnen,
Und dem, um ein anſtößig Hirngeſpinnſt
Verfolgten Advokaten. — Hat denn Alba
So viel Verſtand nicht mehr, um einzuſehn
Wie jen' Libel von der Art iſt, daß man
Davon nicht reden müßte, denn indem
Man dergeſtalt es an die Glocken hängt,
Wird des Monarchen Anſehn mehr gefährdet,
Als des Verfaſſers Blut ihm nützen könnte.

Cignio.

Ich meine, daß der wirkliche Verfaſſer
Kein Blut mehr hat, den Herzog zu bedienen.

Don Luis.

Wie meint Ihr das? — Kennt Ihr denn den Verfaſſer?

Cignio.

Ich kenn' ihn nicht. Doch einer Ahnung folg' ich,
Und möchte wetten, daß ich mich nicht täuſche.

Don Luis.

So ſagt mir doch —

Cignio.

Gelegentlich; — jetzt nicht
Erſt muß ich weiter auf der Fährte ſpüren.
Wie war der Herzog mit Euch?

Don Luis.

Bitterlich

Cignio.

Die Bitterkeit ſollt Ihr ihm wiedergeben,
Ich hoffe die Depeche die heut Nacht
Ihr an den Fürſten Ghoti verſendet,
Verfehlet die bezweckte Wirkung nicht.

Don Luis.

Sie ſcheinet mir ein ſelten Meiſterſtück.
Ich bin Soldat, weiß mit dem Degen wohl
Doch wenig mit der Feder umzugehen,
Und kann daher genug Euch niemals danken.
Daß Ihr ſie concipirt in meinem Namen.

Cignio.

Ihr ſeid ſehr gutig. Da es einmal galt
Ein Bild des hieſigen Treibens zu entwerfen.
War ich, der ich es Jahre lang verfolgt,
Bei geringerem Talent doch mehr geeignet
Dazu als Ihr, der Ihr ſeit Stunden erſt
An dieſem Hof verweilt.

Don Luis.

Ich werde nicht
Mit fremden Federn mich zu schmücken suchen,
Und bin ich nach Madrid zurückgekehrt,
Werd' ich dem Fürsten den Verfasser nennen.

Cignio.

So höflich seid Ihr, als bescheiden ich.
Doch, wenn ich bitten darf, gebt, da die Remichrun
Versiegelt ist, mir mein Concept zurück.

Don Luis.

(zieht ein Papier heraus, und giebt es ihm.)
Sehr gern; — indeß wozu kann es Euch dienen?

Cignio (lachend.)
Es ist für unsre Zwecke sehr nothwendig,
Daß noch ein werther Freund von uns es lieſt.

Don Luis (erschrocken.)
Um Himmelswillen — denkt —

Cignio.
Seid ohne Sorgen
Der liebe sanfte Freund ist höchst verschwiegen.
Mein Ehrenwort, Ihr seid nicht bloßgestellt.

Don Luis.
Mir ist genehm, was Euch zur Sache scheint.

Cignio.
Und zwischen uns soll kein Geheimniß bleiben.

Erfahren ſollt Ihr Alles morgen früh.
— Doch ſtill, — im Corridor vernehm ich Schritte.
Den Friedrich kommt.

Don Luis.

Ich will ihm nicht begegnen.
Lebt wohl indeß. — Wir ſprechen morgen mehr.

(Don Luis ab.)

Cignio

(ihn ſchlau und lachelnd nachſehend.)

Der Mann iſt leutſam über alle Maßen.
Der Furſt von Ebeli hat gut gewahlt.

Zweiter Auftritt.

(Cignio. Don Friedrich. Dieſer iſt in heftiger Bewegung und ſehr erhitzt. Er wirft ſich athemlos in einen Lehnſeſſel.)

Cignio (ſich ihm nähernd.)

Mein gnädigſter Gebieter.

Don Friedrich (auffahrend.)

Cignio! — Cignio!

Cignio (betroffen zurücktretend.)

Ha! — was war das? — Ihr ruft nur meinen Namen,
Doch nie macht Ihr ihn aus in ſolchem Tone.

Ein ungeheurer Schmerz klingt darin an.
Vergebens habt Ihr mich nicht angerufen.
Wenn ich Euch helfen kann, verlangt mein Leben.
Vom Herzog kommt Ihr?

Don Friedrich

Ja

Cignie.

Der Herzog zürnt

Don Friedrich

(1) zürnt.

Cignio.

Wie nahmt den Zorn Ihr?

Don Friedrich

(rasch aufstehend, stolz und stark.)

Als Jelebe

Mein Vater zeigte mir den Herzog Alba.
Als Herzog Alba trat ich ihm entgegen.
Die Zukunft dieses Namens warf den Handschuh
Der Gegenwart ausfordernd in die Schranken
Das Kämpfen war ein grellerer Gewitter.
Jedoch die Macht ist bei der Gegenwart.
Vor ihr zerschmettert windet sich die Zukunft.

Cignio

Gelähmt wohl nur; denn bei der Gegenwart
Behält die Zukunft doch das letzte Wort.

Don Friedrich.

Belauſcht haſt Du den Auftrag, den der Herzog
Mir heut, bezüglich jener Wittwe gab.

Cignio

Und ohn' zu lauſchen, kann ich leicht ermeſſen
Daß die Begebenheit ihn niederrannte.
Wozu bedarf der Herzog noch den Umweg
Des Liebesabenteuers mit der Wittwe,
Nun ihre Schuld ſich feſtſtellt ohnedieß.
Die Kunde von de Vrinks Gefahr, von mir
Zu andern Zweck gegeben, hat gerade
Herbeigeführt, was ſie verhindern ſollte.
Denn nichts vermag die ſpitzigſte der Liſten
Wo Neigung des Gemüths den Geiſt beherrſcht
Statt von de Vrink ſich loszuſagen, hat
An ſich herangezogen ihn die Dame.
Sie hat ihn warnen, fliehen laſſen wollen,
Und, weil die Flucht nicht gleich zu Stande kam
Ihn in dem eig'nen Hauſe wohl verborgen.
Denn daß er dort noch iſt, ſcheint mir gewiß.

Don Friedrich.

Dieß ſteht dahin; doch bleibet anzunehmen,
Daß ſie ihm forthalf, weiß wo er ſich birgt.
Der Herzog zürnt nun, daß man ihn nicht ſand
Zürnt, daß da nun der Dame Mitſchuld klar

Ich ſie hieher gebracht, nach dem Palaſte,
Der nur zur Schäferſtunde dienen ſollte.
Sie ſoll nun in den Kerker der Verbrecher
Mit Mühe nur hab' ich ihm abgerungen,
Damit zu warten bis die Nacht hereinbricht,
Dem Volke neuen Anſtoß nicht zu geben.
Dort aber ſoll ſie gleich vernommen werden.
Und wenn auch dann ſie nichts bekennen will,
Soll — (Er ſtockt mit Zeichen des Entſetzens.)

Cignio.

Die Tortur ſie zum Geſtändniß zwingen

Don Friedrich.

Und überleben ſoll' ich dieſe Qual.

Cignio.

Ihr werdet dieſe Folter nicht empfinden.
— Die Dame ſoll heut im Pallaſte ſchlafen,
Und wenn ſie von Tortur nicht etwa träumt,
Davon ſo wenig merken als wir Beide.

Don Friedrich.

Du hörteſt ja, — der Herzog will es

Cignio.

(6)

Der Page Cignio will es aber nicht.
Der Herzog muß ſich fügen.

Don Friedrich.

Du bist toll.

Cignio.

Nicht toll, nur auf Genugthuung versessen.

Don Friedrich.

Von wem hast die zu fordern Du?

Cignio.

Von mir. —

Ja von mir selbst; von Keinem sonst als mir
Der Cignio, nennt den Cignio einen Tölpel,
Weil dessen List nicht anschlug bei der Wittwe.
Das ist nicht einzustecken von dem Cignio.
Der Cignio muß dem Cignio beweisen,
Daß zweimal er an einem Tag nicht fehl schießt.
Und eclatant sei die Satisfaction.
Der Herzog selbst muß ihre Kosten tragen.

Don Friedrich.

Mein Freund, Du kennest diesen Herzog nicht

Cignio.

Hätt' ich die Wittwe so gekannt als ihn!

Don Friedrich.

Was hast Du vor? — Ich will und muß es wissen

Cignio.

In einer Stunde seht Ihr den Erfolg.
— Doch will ich auch zu Großes nicht versprechen.
Ich stehe nur dafür, daß man die Dame

Nicht heute Nacht geheim im Kerker foltre,
Daß morgen sie verhört wird öffentlich.
Wenn man sie peinlich dann befragen möchte —

Don Friedrich (lebhaft.)

Bin ich zugegen, sie zu schützen, — dulde
Dann keinen Nebenmann in solchem Kampf.
— Alice! — dieß ihr Namen! — Ach Alice!
Der Ritter wollte Deine Farben tragen;
Das Ungemach hat ihren Glanz verdüstert,
Und Trauerschleier deckt des Ritters Schild.

Cignio.

Ich hör' den Schwan der Liebe zärtlich singen
Der zwischen Himmel voll Gewitterwolken,
Und einem uferlosen Meere schwebt.
— Getrost, — es werden aus der dunkeln Tiefe
Vom Klang emporgezaubert, Inseln steigen,
Zu süßem Rasten nach dem Kampf bestimmt.

Don Friedrich.

Der Liebe Schwan, o Freund, vernahmst Du nicht
Der Anmuth Stern, so plötzlich mir erschienen,
Warf einen Strahl in meine heitre Seele,
Sie füllend ganz mit holdem Rosenlichte.
Da hob die Luft das bunte Schwingenpaar,
Sich in dem wunderbaren Glanz zu sonnen,
Und andre Namen für die Luft nicht kennend

Als Liebe, — nannt ich Liebe mein Gefühl.
Dann brach der Ernst des Schicksals plötzlich ein
Und zeigte mir im Beispiel dieses Weibes
Die göttlich hohe Macht der wahren Liebe;
Mein ritterliches Spiel tritt scheu zurück.

Cignio.

Die göttlich hohe Macht der Liebe: — ja,
Sie liebt de Veink mit voller Kraft der Seele.

Don Friedrich.

Gestand sie Dir?

Cignio.

Nein, sie gestand mir nicht
Was sie sich selber wohl noch nicht gestanden.
Ihr Fall ist Eurem ähnlich. Das Gefallen
An ihrem Reiz, das flüchtige, benanntet
Ihr, — in der heiteren Gewohnheit, — Liebe
Sie nennt die wahre Liebe, Dankbarkeit,
In ihrer ernsten, sinnigen Gewöhnung.

Don Friedrich.

Vielleicht auch namenlos ist ihr Gefühl,
Und über Sinnenliebe hoch erhaben.
Wie stand sie vor mir, als ich sie befragte!
Stumm war ihr Mund, doch ihre Blicke sprachen
Jetzt erst erschien sie schön, — denn ihre Seele,
Das Schönste! strahlte mächtig durch die Form

Da wurde mir der ganze Sinn verwandelt:
Da ging im Reiz mir ihre Tugend auf.
Und diese Tugend will ich ewig lieben.

Cignio (mit Laune.)

Und diese Tugend — setzt' mich auf den Strang
Denn ohne sie gelangen meine Listen.
— Um dieser spröden Tugend anzudeuten.
Daß sie tief unter meinen Künsten liegt.
Will ich vor ihr als großer Herr mich zeigen.
Verzeihen ihr Spießburgerthum nicht nur
Mit anstandvollen Hulden, — sondern auch
Mit meiner Kunst ihr beistehn, aus — Caprice.
Doch nun, — ich bitte, — laßt mir freien Raum.
Ich soll, und will, dem Herzog hier begegnen
In Eurem Kabinet das Weitere.

Don Friedrich.

Ich geh'. Doch was Du verbast faß' ich nicht.

(Er geht ab.)

Cignio (allein, — ihm nachsiehend.)

Du sprichst Dein schönstes Lob aus da Du gehst,
Ob unbewußt, — und Deines Vaters Tadel
Wer Ränke nicht zu fassen weiß, entweder
Steht über, oder unter ihnen gilt
Im ersten Fall als volle Zahl, — im letzten
Als Null, im großen Facit der Geschichte

Das Fortschritt menschlichen Geschlechts ergiebt.
Die Ränke sind der Punkt mit dem man sorgt
Von unten auf, der obern Zahlen Mängel
Nothdürftig voll zu machen. — Still der Herzog.

Dritter Auftritt.

(Alba tritt aus dem Kabinete, einen offenen Brief in der Hand, ohne Giunio, der hinter eine Säule getreten ist, wahrzunehmen.)

Alba (lieſt im Briefe.)

Ihr stellt Mich dar in den Provinzen, deshalb
sollt Ihr nicht vergessen, daß Ihr Euer Amt königlich zu führen habt; streng zwar, doch mit Grosse,
denn Ich bin groß, selbst wenn ich strafe. Während
Ihr in Brüssel Eure Zeit mit Criminalprozessen verliert, verstärken und ordnen die Rebellen in den nördlichen Provinzen ihre Heere. Zeigt endlich einmal
daß Euer Schwert, feucht vom Blute meiner wehrlosen Unterthanen, nicht eingerostet ist in der Scheide,
und wenn Ihr verschreitet, seht dahin, daß Ihr
Gnade hinter Euch lasset, nicht aber Haß, der in
Meuterei ausbrechen möchte, sobald Ihr den Rücken
wendet. Gnade ist mein königliches Recht. So Ihr
dieses verkümmert, mißfallet Ihr mir, und werdet
meinen Zorn erwecken. Meine weiteren Befehle

die mein Bote Euch bringt, so sehr sie Euch auch widerstreben, habet Ihr genau zu befolgen; bei Gefahr Eures Kopfes.

Ich, der König

(Er faltet den Brief wieder langsam, und sorgfältig zusammen, steckt ihn in den Busen, steht eine Weile mit unbewegten Zügen starr vor sich hinsehend, dann wendet er sich, und blickt befremdet nach allen Seiten umher.)

Wie? — Niemand hier? — Ganz leer das Vorgemach.

Der König will ja, daß ich nicht vergesse
Mein Amt zu führen königlich. — Noch bin ich
Sein zweites Ich: — selbst bei Gefahr des Kopfes

(Er zieht heftig eine Glocke. Alle Thüren fliegen augenblicklich auf. Ein Schwarm von Officieren, Hofdamen, Beamten, Dienern, Trabanten eilt durch alle Thüren hinein, so daß der Hintergrund ganz von ihnen erfüllt wird. Alle ordnen sich rasch stumm, ehrfurchtsvoll mit entblößten Haupte. Alba schreitet mit feierlichen Schritten ihre Reihen entlang, und mustert sie mit durchbohrenden Blicken.)

Alba

(feierlich mit unbewegter Stimme, nach einer kleinen Pause.)

Warum war Niemand hier?

(Niemand antwortet. Alle schlagen die Augen nieder.)

Jetzt könnt Ihr gehen

Jetzt will ich es — Jetzt brauch ich Euch nicht mehr.

(Alle verneigen ſich tief und demuthig, und gehen ab durch die verſchiedenen Thüren. Alba hat im Vorderarmde ſtehend, ihr Abgehen mit ſcharfem Blick beobachtet. Als er Cignio gewahr wird, welcher thut als ob er ſich mit den Andern entfernen wolle, ruft er.)

Alba.

Cignio.

Cignio (naht ſich, mit tiefer Verbeugung.)
Durchlauchtigſter.

Alba.

Wo warſt Du Cignio?
Den ganzen Tag ſah Dich mein Auge nicht

Cignio.

Tennor; — ich war in Eurer Gnaden Dienſt.
Eifrig beſchäftigt dem lieber vom Hofe
Geſendeten Don Luis de Mataro
Auf allen ſeinen Wegen nachzuſchleichen,
Wie mir befohlen worden.

Alba.

Wohlgethan.
Und welch ein Mann iſt Don de Mataro?

Cignio

Ein Edelmann von gutem alten Hauſe,
Der jüngre Sohn von einem jüngern Sohne
Des nun verſtorbenen Herzoges von Arias.
Die Mutter, eine Portalegre.

Alba.

Sc.

Die Frias ſind den Eboli verwandt,
Und ihnen ganz ergeben. Dieſe Clique
Kann mich nicht leiden, und Don Rui Gomez
Der Fürſt von Eboli, hat ganz und gar
Sich in das Ohr des Königs eingeſchlichen
— Die Portalegre, — ja, die ſind die Rechten
Donna Juanna, — wohl Don Luis Baſe,
Ward Camerera mayor, überreicht
Die Schlafgewänder Ihren Majeſtaten
Ganz Salamanka ſpricht aus ihrer Zunge
— Einſt trat ich ihren Hund. — Sie haßt mich auch.

Cignio.

Der Hund lebt heute noch, ſagt mir Don Luis
Er iſt ein Windſpiel, heißet Hermoſel

Alba.

Hinkt es nicht auch in des Don Luis Renten?
Der jüngern Söhne Beutel ſind nicht ſchwer

Cignio.

Ich fand ihn nicht bequem von dieſer Seite,
Denn eine Ritterpfründe trägt ihm viel

Alba.

Nicht gut. So läßt man laufen den Don Luis
Wie haſt Du ſeinen Geiſt gefunden?

Cignio.

Spitz

Alba.

War Deine Spitze harter, brach die seine?

Cignio.

Zu Eurer Gnaden fürstlichem Befehl.

Alba.

Hast Du ihn ausgehorcht?

Cignio.

Bis auf den Grund

(Pause.)

Alba (ironisch, bitter.)

Sagt Dir Don Luis nicht, daß unser Herr
Der König mir besonders gnädig sei?

(Er wartet auf Antwort, Cignio schweigt.)

Alba.

Du schweigst. Du weißt von nichts. Du bist ein
Kind.

(Wieder Pause.)

Wie? — oder trägt man sich vielleicht bei Hof
Damit, der König sei mir nicht mehr gnädig?

(Cignio schweigt.)

Geh stumpfer Knabe, geh, — ich brauch Dich nicht

(Cignio verneigt sich tief, und geht nach der Thüre.)

Alba (ihm nachrufend.)

Cignio. — Du gehst; — warum?

Cignio.

Weil Eure Gnaden
Es Ihrem treuen Knecht befohlen alſo.

Alba.

Ja ſo. — Nun bleibe. — Biſt empfindlich wohl
Ich dulde das an Deinesgleichen. Maki,
Mein Affe, der nun hin iſt, war nicht anders
Ein artig Thier, doch launiſch war es auch.
— Tritt wieder näher — Wovon ſprachen wir?
Ja ſo. — Du haſt Don Luis ausgeforſcht
Als ich zweimal nach Deiner Beute fragte,
Bliebſt zweimal Du mir Antwort ſchuldig, weil
Das erſte mal nicht Ja zu ſagen war,
Das zweite mal Du bebteſt Ja zu ſagen
Gleichviel. Ich weiß bereits. Der König zurnt
Ich küſſe Seiner Majeſtät die Hände,
So wie das Kreuz ich kuſſe, — wenn's mich drückt
Es mögen meine Feinde mich verkleinern.
Ich acht es nicht. Der Felſen Calpe ſteht,
Ob auch ein Volk an ſeinem Fuße meißelt
Wenn ſie mich ſtürzen wollen, müſſen ſie
Den Mann für meinen Platz bezeichnen können.
Sie können's aber nicht. Wenn hundert Namen
Sie dem Monarchen nennen; — er verwirft ſie
Weil einzig unerſetzlich Alba ſteht.

(Er wirft einen ſcharfen Blick auf Cignio als wolle er ihn ausforſchen.)

Um Deine Lippen zuckt. — ich weiß nicht was
Bei meinem Eide, wissen will ich's — wissen
Was hat der Ghebli? — was sagt Dir Luis?
Hat Seine Majestät den Mann ernennt
Der hier an meiner Statt gebieten soll?

(Er wartet auf Antwort. Gignio schweigt. Alba [illegible] zeigert sich zum Zorn, er fährt auf ihn zu.)

Du sagst nicht Nein? — in aller Teufel Namen!
Wer heißt er? — (rasch.

(Er faßt seine Schulter.)

Gignio (laut, fest, unerschüttert.)

Zuniga y Requesens

Alba (zurückfahrend.)

Ha! —

(Er sammelt sich schnell, und nimmt seine gewöhnliche Haltung wieder an.)

— Der Einzige an den ich nicht gedacht
Der Einzige. — Wie hast' ich den Verstand
Wie sein sie sind. — Der Gouverneur von Mailand
Der Mann mit der verfänglichen Verwaltung
Im Netz war, seit Albas starker Arm
Die Rebellion als Ketzerei zertrummert.

(Er macht einen Gang durch den Saal.)

Den Narren! — königlicher Herr, und Kaiser
Du sagtest mir als wir vor Tunis waren

„Alba Du bist mein Schild!“ — Wo war
Zuniga?
Du sagtest in der Schlacht von Mühlberg mir
„Alba Du bist mein Schwert!“ — Wo war
Zuniga?
— Das ist der Dank!

(Mit stolzer Haltung und starker Stimme.)

Der König lebe hoch!

(Die Arme über die Brust kreuzend.)

Gebenedeiet sei der heil'ge Glaube

(Zu Cignio, ganz ruhig.)

Ist denn Zuniga schon ernannt?

Cignio.

Er ist es

Alba.

Warum bin ich noch hier, und er noch dort?

Cignio.

Weil nach Don Luis amtlichem Berichte
Von Dem, wie hier die Sachen er gefunden
Des neuen Vicekönigs Instruktion
Der Fürst von Eboli verfassen soll

Alba.

Weil nach Don Luis amtlichem Berichte — ??
Don Luis Witz entscheidet aber Alba —
Und das Kastel hat mit Kanonensalven
Den hohen Fremdling ehrend nicht begrüßt

— Und diesen Amtsbericht schreibt der Erlauchte
Wohl eben jetzt? —

Cignio.

Er hat ihn schon geschrieben.

Alba.

Hat ihn geschrieben! ha! — Mein Cignio — hier
Tritt näher her. Dein Ohr an meinen Mund.
— Es ist doch Niemand hier? — Es lauscht doch
Niemand.

(Cignio ins Ohr rufend.)

Den amtlichen Bericht, — ich muß ihn haben
Du mußt ihn unterschlagen, Abschrift nehmen,
Die mir zu Händen liefern. — Cignio,
Du bist geschickt, ich weiß zu wem ich rede.
Verlange was Du willst. Ein Markisat;
Ein Obersten-Patent; — Gold, — so viel Gold
Des längsten Lebens Thorheit zu bezahlen.
Ich weiß, kaum möglich scheinet, was ich fordre.
Denn Niemand hier, und in Madrid muß merken,
Das mir zur Kenntniß kam dieß Dokument.
Indessen dennoch — Cignio! — den Bericht

Cignio

(zieht sein Concept aus dem Busen, und überreicht es.)

Hier, — dessen Abschrift, — zu Befehl.

Alba (höchst überrascht, zurücktretend.)

Ha — Cignio

Cignio.

Ich ahnte ſchon, — ſtahl das Original
Zur kurze Zeit, — und ſchrieb es eilig ab.
Den Luis läßt ſich ſolchen Streich nicht träumen.

Alba (das Papier in der Hand).

Wie alt biſt Du?

Cignio.

Jetzt drei und zwanzig Jahr.

Alba.

Von Cignio, Ihr ſeid nicht länger Page
Ein Reiterregiment darf ich vergeben.
Ihr führt es an; von morgen ab. Es ſoll
Heut das Patent für Euch gefertigt werden
Fürs erſte dieß. Ihr ſeid zu hohen Ehren
Befähigt, und beſtimmt.

Cignio (ihm zu Füßen).

Gnädiger Herr!

Alba.

Steh auf. — Das nebenbei. — O! der Bericht
(Er ſieht das Papier, und verſucht es zu leſen).
Mein Aug wird ſchwach; zu dunkel iſt es hier
Und flüchtig ſchreibſt Du. Leider kann ich erſt
Beim Sonnenlichte dieſe Schmähſchrift leſen
Bis dahin ſeltert mich die Ungeduld.
Es iſt vor allem nöthig daß ich hier
Von dem das Urtheil geſchehen laſſe

Deß hier Don Luis mich beſchuldigt hat
So mach' ich ihn zum Lügner, — und gewinne
Sein ſchlaues Spiel im ſchlauen Spiel ihm ab
Was wirft er mir denn vor?

Cignio.

Nun vielerlei.
Daß Eure Gnaden viel zu lau den Krieg
Mit den Rebellen führe.

Alba.

Bloder Thor
Zwei Regimenter ſtoßen zu Ribeira.
Angreifen ſoll er, und im Treffen ſiegen
Mit der Verſtärkung glückt es ihm gewiß
— Was mehr?

Cignio.

Höchſt grauſam werde mit der Witwe
De Glauteveld verfahren, ungerecht,
Die Eure Gnaden nur aus Haß verfolge,
Wiewohl ihr keine Schuld bewieſen ſei.

Alba.

Wie boshaft, und berechnet mir zu ſchaden!
Nichts reizt den König mehr als Rechtsverletzung.
Wie weiß Don Luis ſchon von dieſem Handel
Der noch nicht alt iſt einen Tag?

Cignio.

Ganz Brüſſel

Spricht heute davon nur; und dann der Anfang.
Als man das Weib verhaftet hergebracht
Hinunter in den Hof kam der Don Luis,
Sich Kunde zu verschaffen. Eben deshalb,
Und ahnend daß er diesen Gegenstand
Ausbeuten werde, stahl ich den Bericht,
Den er den Augenblick nachher vollendet.
Denn dieser Witwe Handel macht den Schluß

Alba.

Noch mehr von diesem Schluß

Cignio.

Nun weiter heißt es:
Die Witwe sei gebracht nur zum Palast,
Des Volkes Unruh zu beschwichtigen.
Doch Eure Gnaden würden, wenn es dunkelt,
Sie sicher nach den Kerkern schleppen, dort
In Eisen legen, sie geheim bei Nacht
Verhören auch, und schmählich foltern lassen
Denn solche Grausamkeit sei hier Gebrauch

Alba.

Ha! ha! — ich fasse Dich. — und — schlage Dich
(Er zieht die Glocke. — Ein Diener tritt auf.)

Alba (zum Diener.)

Geh' zu Don Vargas. Was ich ihm befohlen
Derhin, der Witwe wegen, geh' ich auf
Sie soll nicht in den Kerker diese Nacht

Soll bleiben im Pallaste. Morgen erst
Soll man im Rath sie hören; — öffentlich

(Diener ab.)

Cignie (tut sich abgewendet.)
In diese Falle ging er ein.

Alba
Nun weiter.

Cignie.
Dann spricht der Don Luis des Libels.
Ein Narr hab' es geschrieben.

Alba
Kennt ers denn?

Cignie.
Den Titel wenigstens. Don Vargas hab' ihn
Damit bekannt gemacht.

Alba.
So — so. — Fahr fort.

Cignie.
Der Prinz sei sicher der Verfasser nicht,
Ob man es auch aus seinem Pult entwendet.
Denn nicht Original sei das Libel,
Und Niemand habe nachgeforscht nach diesem.

Alba.
Da hat er Recht. Doch was den Inhalt angeht
Soll der Grisela dem Könige beweisen,
Wenn nämlich dieser Handel klug geführt wird.

Daß hier die Rebellion noch immer wuchert
Und Alba ſtets noch unentbehrlich ſei
Darin geb' ich nicht nach.

Cignio (für ſich, abgewendet.)

Das glückt mir nicht.
So muß ich ihn von andrer Seite faſſen
— Warum — (er hält plötzlich ein.)

Alba.

Nun was? — Sprich frei heraus Du darfſt es

Cignio.

Warum nicht ſucht man das Original?

Alba.

Wo ſollt man ſuchen?

Cignio.

Bei der Wittwe

Alba (überraſcht.)

Da

Cignio.

Wenn das Original nicht bei de Brink,
Und wenn er es verfaßt nur für die Wittwe,
Wie man vermuthet, iſt es auch bei ihr.

Alba.

Cignio. — Dein Scharfſinn, er beſchämt uns Alle
— Nimm ſoviel Mannſchaft mit Dir als Du brauchſt
Brich plötzlich in der Wittwe Wohnung ein.
Durchſuche ſie; bring' was uns fehlt zur Stelle.

Jeweder Lohn den Du Dir wünschen magst
Sei Dir gewährt im Voraus.

Cignio.

Wenn nun aber
Dann ein ganz anderer Verfasser des
Libels zum Vorschein kommt?

Alba.

Dann blutet dieser
Und als Mitschuldiger de Brink zugleich.
Nicht minder ist des Weibes Haupt verfallen
Das solche Ränke für sich schmieden ließ.

Cignio.

Wenn aber der Verfasser — nicht mehr lebt?

Alba.

So büßen die noch Lebenden für ihn.
Das ändert nichts. — Genug. — Jetzt geh mein
Sohn.
Du nimmst mit Dir das volle Maaß der Gnade
Das ich gewähren kann. — Aus Werk noch heute
Die Nacht bricht ein.

Cignio.

Ich eile, mein Gebieter.

Alba.

Und konntest Du, weil Du ihn wegwirfst heute
Dem Alba Deinen Schlummer überlassen.

Denn Alba ſchlief einſt, — aber ſchlaft nicht mehr.

(Er geht ab ins Kabinet.)

Cignio (allein, ihm nachſehend.)

Er ſchläft nicht mehr, weil ihn die Geiſter ſtrafen
Und jenſeits nicht die Zeit erwarten können,
Von ihrer Todesqual ihm Rechenſchaft
Vor einem ew'gen Richter abzufordern.
— Und dieſer, — der Entſetzliche, — der Abſcheu
Der ſpäten Nachwelt, meiner Ränke Spielwerk,
Des Jünglinges, den ſeiner Wimper Zucken
Vernichten könnte, nicht vernichten darf,
Weil er, verſtrickt im Netz der eignen Thaten
Bereits verfallen ſeinen Feinden iſt.
Doch meine Liſt, mit der ich ihn gebandigt,
Vermochte nicht die Tugend zu bewegen
Des zarten, edeln, ſchwer bedrohten Weibes,
Das für ein Hochgefühl ſein Leben wagt.
Nimm dieſe große Lehre, Cignio, mit Dir
Aus dieſer Schule der Verworfenheit,
Der Weiſung folgend in die neuen Bahnen.
— Glück ſteh' mir bei, wo nichts vermag die Tat
Wenn eben Du vertreten, unſchuld biſt,
Mag nun mein Vorſatz den Beſchützer mahnen.

(Er geht raſch ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein einfaches, aber freundliches Vorgemach im Pallaſte mit einer Seitenthüre. Früher Morgen.

Don Friedrich. Pedro.)

Don Friedrich.

Zwar muß es ſein. Die Sonne ſteht ſchon hoch

Pedro.

Sechs Uhr erſt. Zeitig ſeid Ihr aufgeſtanden

Don Friedrich.

Und ſchlief doch gegen Morgen erſt

Pedro.

Es geht

Das Unglück dieſer Frau zu Herzen Euch

Don Friedrich.

Sonſt wär' ich nicht an ihres Kerkers Thüre.

Pedro.

Dies iſt kein Kerker.

Don Friedrich.

O gewiß, mein Freund

Vielleicht empfand ich nie ſo tief, als heute

Daß dieſes Schloß, die Stadt, das ganze Land,
Nur die Geſammtheit bilden eines ſolchen,
In welchem Ketten raſſeln, Seufzer ſtöhnen,
Verzweiflung die ſchweißbedeckte Stirne
An moderfeuchten Wänden ſich zerſtößt.

Pedro (die Hände zuſammenſchlagend)
Um Himmelswillen!

Don Friedrich.
Und ich Alvas Sohn!! —
— Sie ſchläft wohl noch? (Auf die Thüre deutend.)

Pedro.
Zu gönnen war es ihr.

Don Friedrich
Wie nahm ſie ſich in ihrem Unglück?

Pedro.
Würdig.
Als Ihr bisher ſie brachtet, war ſie bleich
Und faſt betäubt; doch ihres Kindes Schmeicheln
Und Weinen, weckte ſie. Mit frommen Worten
Sprach ich ihr zu. Da ging der Geiſt ihr auf
Und warf die Schwächen ihres Fleiſches nieder.
— Sie ſang ihr Kind zu Schlummer, hat darauf
Die Nacht in tiefer Andacht zugebracht.

Don Friedrich
(bemerkt Blumen, die auf dem Tiſche liegen.)
Woher die Blumen? — Und was ſollen ſie?

Pedro.

Im Garten brach ich ſie für die Bedrängte
Ich meint ihr damit ſinnlich anzudeuten,
Daß hier ſie nicht im Kerker, und daß ich
Nicht Kerkermeiſter ſei.

Don Friedrich.

Du thateſt wohl
(Er horcht an der Seitenthüre.)
Ich höre ſchon den Schritt der Wandelnden.
Sie kommt hieher. — Ich wollt' ihr nicht begegnen.
Doch da ſie naht, hält mich der Boden feſt.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Alice, als ſie Don Friedrich gewahr wird, erſchrickt ſie, — und tritt zurück. — Pedro entfernt ſich.)

Don Friedrich.

Schreckt Euch mein Anblick? Fürchtet nichts von mir.
Weicht nicht zurück. Das Unglück iſt mir heilig

Alice (vortretend, mit Würde.)

Nein, edler Herr, Ihr ſchreckt mich nicht, denn Der
Von dem ich komme wappnet mich. Die Furcht
Geziemet nicht der Seele, voll von Ihm.
Ihr überraſcht mich nur. Was mögt Ihr hier?
Wenn Euch das Unglück heilig, wie Ihr ſagt.
Sollt Ihr es nicht verſuchen.

Don Friedrich

Will ich das?

Ich will es nicht. —

(Er nimmt die Blumen vom Tiſche, und giebt ſie ihr.)

Seht dieſe Blumen an.

Ich brach ſie nicht für Euch, doch nehmet ſie
Nun freundlich an aus meiner Hand. Ich wünſcht'
Troſt Euch und Hoffnung zu gewähren, und
Die Blumen hier vermögen es vielleicht,
Mehr als mein Wort es könnte. Sind ſie doch
Der Freiheit Kinder. Mag ihr holder Duft,
Mag ihrer Farben Friſche, heut am Morgen
Des Tages, voll von Prüfungen für Euch
Von ſegensreicher Vorbedeutung ſein.

Alice.

In ſolchem Sinne darf ich ſie empfangen.
Denn dieſe Prüfungen erheben mich.
Mein Leben war ein tiefer ſtiller Strom,
Der durch die Dunkelheit des Waldes floß,
In faſt unmerklich zitternder Bewegung,
Dem gold'nen Strahl der Sonne fremd bekannt.
Wenn er nun plötzlich trat in offnes Land
Und über Felſen, ſich an dieſen brechend
Bei jähem Fallen in die Tiefe ſtürzt,
Da ſieden ſeine Waſſer ſchäumend auf,
Und dieſen Schaum benenn' ich Leidenſchaft.

Doch Lauterung sucht die getrübte Fluth,
Und Läuterung die qualdurchwühlte Seele.

Don Friedrich.

Von Leidenschaften sprecht Ihr? — Welche sind es
Die solche reine stille Brust bewegen?
Doch will ich Antwort nicht auf meine Frage
In Heiligthümer dringt mein Vorwitz nicht.
Noch nicht verdient ich, daß Ihr mir vertraut
Ich aber will Euch grenzenlos vertrau'n.

Alice.

Und was gewinnt Ihr, wenn Ihr mir vertraut?

Don Friedrich.

Den Heldenmuth für Euer Heil zu streiten.

Alice.

Ihr? — meines übermächt'gen Feindes Sohn?

Don Friedrich.

Ich bin der Sohn auch eines größern Vaters,
Der Euer Freund, und auch allmächtig ist.

Alice.

So grüß' ich denn in Euch den Leidgenossen.
Denn solch ein Zwiespalt ist das größte Leid.

Don Friedrich.

Reicht mir die Hand.

Alice (verweigert es.)

Verzeiht, — sie liegt in Fesseln
Und schüchtern muß die Hand des Weibes sein

Don Friedrich

Ha'—welch ein Unterſchied von heut, und geſtern
Denn geſtern, nahm ich keck die ſcheue Hand,
Die ſich vergeblich in der meinen ſträubte;
Heut könnt' ich ehr den Wall des Feindes ſtürmen
Von hundert Feuerſchlünden angedonnert,
Als dieſe Hand erobern, die ſich weigert —
Für ſolche ſchöne Lehre dank ich Euch.

Alice.

Ihr konntet mich noch tröſtlicher belehren.
Mit dem Woher? — des großen Unterſchiedes

Don Friedrich

Weil unterdeß der wilde Schaum zerfloß,
Der meines Stromes Flächen überwogte,
Weil Euer Leid auch mich geläutert hat.
— Ich ſagt' Euch geſtern, daß — daß — ich Euch liebte

Alice (faſt unwillkührlich.)

Weh Euch!

Don Friedrich.

Doch heut iſt mein Gefühl verklärt
Ich liebe nur in Euch das Unſichtbare
Beſchämt mich wendend von der Sinnenwelt

Alice (erſchüttert.)

Ich dank Euch! —

Don Friedrich.

Und wofür?

Alice.

Für Schuldentladung.

Don Friedrich (befremdet.)

Ihr ſchuldig gegen mich?

Alice.

Wie man es nimmt

Ein räthſelhaftes Ding iſt das Gewiſſen.
Ihr liebtet mich in einer Weiſe, die
Nun Euer beſſrer Theil verwirft. Wenn nun
Des beſſern Theiles plötzliche Verdunklung
Ein, — ein. — wie ſag ich —

Don Friedrich (lächelnd.)

Wenns ein Zauber war.

Der meiner ſich in jenem Trunk bemeiſtert,
Dem glühenden, den Eure Hand mir bot.

Alice.

Ihr ſcherzt. — Doch wenn es ſolchen Zauber gäbe!

Don Friedrich.

So waret Ihr nicht mächtig eines ſolchen,
Denn wie Ihr ſeht, — der Zauber hält nicht vor.

Alice (in freudiger Bewegung.)

Mein edler Herr, laßt Eure Hand mich küſſen.

(Sie ergreift raſch ſeine Hand, und drückt ſie an die Lippen, ehe er es zu verhindern vermag.)

Don Friedrich.

Ihr überraſcht, beſchämt, erſchüttert mich.

Auch Freundſchaft iſt ein hochbegeiſternd Feuer,
Ein mächtig Band der Seelen; — gönnt mir dieſe.
Schließt Euer Herz mir auf. — Vertrauet mir.

Alice.

So viel ich kann; und ſcheint ich räthſelhaft,
Mag Euch es nicht befremden, denn ich bin
Zwar Weib und Mutter, aber doch ein Neuling
In allen Dingen dieſer lauten Welt.
Ich ſchied aus ihr als ein verwaiſtes Kind,
Um einzutreten in ein dunkles Reich
Beherrſcht von einem wunderlichen Wesen,
Der längſt der hellen Wirklichkeit entfremdet,
Den Schattenbildern träumeriſchen Wahnes
Die Weſenheit im Raum zu geben rang.
Ich hörte nun von Zauber, ſah die Ringel
Dazu in fremder Zurüſtung behängt.
Nicht meint ich zwar an ihn zu glauben; aber
Wenn ein hochüberraſchend neu Gefühl
Die ſchüchtern wandelnde Vernunft beraubt,
Drängt ſich der Irrthum quälend an das Licht.

Den Friedrich.

Oft iſt der Irrthum mißverſtandne Wahrheit
— Und iſt die Liebe denn nicht höchſter Zauber,
Wiewohl erhaben über Menſchenverwitz,
Der frevelhaft zugleich und wahnbefangen,
Die Freiheit meiſtern will durch ſchwarze Kunſt

Im Herzen ſchläft die Liebe, dehnet träumend
Sich auf dem zarten Kiſſen der Empfindung.
Man ahnt ſie nicht, und fühlt ſie, ohn' zu wiſſen.
Bis plötzlich ſie der rauh geworfne Blitz
Entſprechender Gelegenheit erweckt.
— Nun ſteht ſie da, machtvoll, ein Gott, gebietend
Blutatmend Nebel von der Seele hauchend.
— Doch zwiſchen uns nicht waltet ſolcher Zauber
Und weckt uns beiden. Er entflammt die Sinne,
Verdunkelt die Vernunft, und wir bedürfen
Die volle Klarheit mehr als je, denn wiſſet,
Beſonnenheit nur hindert Euren Fall.

Alice.

Beſonnen bin ich nun, und furchtlos auch.

Don Friedrich.

Ihr werdet heut; vielleicht in einer Stunde,
Vor ein Gericht geladen werden, das
Den Muth der Kühnſten oft ſchon niederſchlug.
Denn unter meines Vaters Vorſitz ſoll
Der hohe Rath der Unruh'n ſich verſammeln
Dort ſollt vernommen Ihr, gerichtet werden.

Alice.

Und welcher ſchweren Schuld denn zeiht man mich?
Ich ſuchte Recht und fand es bei den Menſchen
Wenn die Verfolgung eines edeln Mannes,
Der mich, als alles uns verließ, vertheidigt,

Und den ich frei von jeder Schuld erkannt,
Die höchste Staatsmacht in Bewegung setzt.
Wär' ich des Undanks und der Schwäche schuldig
Wollt' ich nicht Alles, selbst das Leben wagen
Dem beizustehen, der mir hülfreich war.

Don Friedrich.

Laßt den Bewegungsgrund uns übergehen.
Auch ward er heut von uns besprochen schon.
Indeß, — Ihr werdet den de Brink nicht retten.
Vielmehr mit ihm zu Grunde gehn. Bedenket
Daß ihr auch Mutter seid.

Alice.

Ist mein die Schuld
Daß meine Mutterliebe so geprüft wird?
Ich habe zwischen Zweien nur zu wählen
Entweder meinem vielgeliebten Kinde
Ein würdig Beispiel nachzulassen; oder
Vor ihm gebrandmarkt dazustehn im Leben
Weil unsern Retter ich in Noth verließ.
— Das edle Beispiel hab ich vorgezogen.

Don Friedrich.

Und was soll aus dem Kinde werden?

Alice.

Sollt' ich
Aus seinem Arm gerissen werden — leben
Im Klarenkloster hier zu Brüssel noch

Die Schweſter meiner Mutter als Aebtiſſin
Sie nimmt die Waiſe zärtlich an ihr Herz

Don Friedrich.

De Prinz indeß. — de Prinz?

Alice (tief bewegt.)

Er denket meiner
Gelang mein Plan, iſt er ſchon fern von hier
Denn in dem Drang der geſtrigen Verhaftung
Gelang es mir in wenig ſchnellen Worten,
Und im Geheimen, einer treuen Seele
Die Mittel ſeiner Rettung zu bezeichnen,
Die wohl bethätigt ſind bei ſeiner Flucht.
Dieß ſag' ich offen Euch, und ohne Zagen
Vertrauen fordert Ihr; — da nehmt es hin.
Ihr werdet mich den Feinden nicht verrathen.

Don Friedrich.

Eh' will mein Haupt ich ihrem Streiche bieten
Mein Herz wird immer ſchwerer. — Scheiden muß ich
Will ich Entſchluß und Muth in mir bewahren
— O wäre doch der Mann an deſſen Heil
Ihr ſo viel Heiliges und Schönes wendet,
Des großen wunderbaren Opfers werth
— Lebt wohl! — der Sand verrinnt. — Gott ſei
mit Euch.
Nicht nöthig iſt es Euren Muth zu ſchüren
Ein Strahl von oben hat ihn angefacht.

Und Liebe wird Euch durch die Schrecken führen
Doch auch die Freundschaft rüstet sich, und wacht
Ein Wort, — ein Wink, — ich bin an Eurer
Seite.
Was ich vermag, bewahr ich dann im Streit

(Er geht ab.)

Alice (allein.)

Die Liebe wird mich durch die Schrecken führen
Er sprach es aus, und Du, bewegtes Herz,
Darfst, von Dir werfend Zweifel, Angst und Schmerz
Die höchste Saite des Gefühls berühren
Sie tönet fort, und fort in Harmonie
Der Wahn entweicht. — Wie jene Nebel schwinden
Entfaltet sich die göttliche Magie,
Verwandte Seelen ewiglich zu binden.
In solche Gnadenfülle darf sich nicht
Die Menschenfurcht mit ihren Larven drängen
Fest ist der Fuß auf rauhen Lebensgängen
Der heitre Blick sucht ein unsterblich Licht

(Sie eilt ab ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

(Ein großer Saal, von einer Säulenreihe in der Mitte quer durchschnitten. Zwischen den Säulen eine Balustrade welche den Raum in zwei Theile scheidet. Der hintere

Raum iſt mit Hellebardieren beſetzt, und von mancherlei Zuſchauern aus dem Volke erfüllt. Im vordern Raume erhebt ſich in der Mitte ein prächtiger Thron, an eine Säule gelehnt, auf Stufen erhöht, mit einem leeren Seſſel, über dem das lebensgroße Bildniß Königes Philipp des Zweiten von Spanien als Hinterwand angebracht iſt. An der einen Seite der Bühne iſt ein langer ſchwarz behangener Tiſch aufgeſtellt. Ganz oben zeigt ſich ein erhöhter Platz für den Vorſitzenden. Zu beiden Seiten ſind zwölf Stühle aufgeſtellt, von welchen indeſſen nur fünf von den Mitgliedern des Rathes der Unruhen beſetzt ſind, unter denen ſich Vargas, und de la Torre befinden. Dieſe ſtehen auf, und treten im Geſpräche in den Vordergrund, während die Andern mit dem Leſen von Schriften ſtill beſchäftigt ſind. Die Mitglieder ſind ſchwarz gekleidet.

De la Torre.

Wir ſind heut zahlreich.

Vargas.

Zahlreich? — fünf, ſtatt zwölf!

De la Torre.

Erinnert Euch daran, daß in den Tagen,
Als vor dem Rath der Unruh'n Brüſſel bebte,
Sein Machtſpruch täglich zwanzig Galgen füllte,
Das Blut, ſo wir in Strömen fließen machten,
Den Boden unter dem Schaffot verſumpfte —

Vargas (das Haupt wiegend.)

Die große Zeit! —

De la Torre.

Wir Drei, ſtatt Zwölfe waren
Ihr, Haſſelt, ich, und daß von dieſen Dreien
Der Eine, — Haſſelt nämlich, — ſelig ſchlief

Vargas.

Er that, was ſeines Amts, darum nicht minder
Wenn ich ihn anſtieß um ſein Votum, rief er,
Aus ſeinem Schlaf: „zum Galgen! — nur zum
Galgen!“
Damit entſchied er die Majorität
In meinem Sinne. Konnt' er Beſſeres thun,
Erſprießlicheres für des Königs Dienſt,
Wenn er gewacht? — Vorüber iſt das Alles.
Denn (mit einem tiefen Seufzer.)
unſer Anſehn ſinket täglich mehr.

De la Torre.

Dem Hofe ſind wir unbequemer Hausrath,
Der aus der Mode kam; und hier das Volk,
Weiß wo der Schuh uns drückt, und — lacht uns
aus.

Vargas.

Wir müſſen einmal wieder herzhaft treten,
Damit erweitert ſich der knappe Schuh.
Und meint der Hof daß uns der Lack verblichen,
Ein wenig Blut wohl friſcht uns wieder auf.

De la Torre.

Der Handel den wir heut verbrauchen sollen,
Wird mehr herab uns bringen, als empor.

Vargas.

Wie so? — wie so?

De la Torre.

Wir klopfen leeres Stroh.

Vargas.

Wir brachten in des Rathes Blüthenzeit
Aus Garben die noch kornerloser schienen,
Den besten Waizen auf der Tenne Plan.
Zur Sache kommt es an auf das Geschick.

De la Torre.

Wir haben nicht die Urschrift des Libels,
Nicht den Verfasser, denn de Vrink ist fort.

Vargas (hämisch.)

Wir haben aber Frau de Sluitevelt,
Die wir, was uns beliebt, bekennen lassen.
Denn auf ihr Wissen kommt es uns nicht an
Versteht mich, — auf ihr Wissen vom Libel,
Nicht von de Vrinks geheimem Aufenthalte.
Den muß sie preis uns geben — oder —. Nun
Ihr wißt ich bin ein höchst galanter Mann,
Und großer Freund von hübschem Frauenzimmer
Nichts kann mehr kitzeln meinen feinen Sinn,

Als deſſen anmuthsvolles Drehn, und Winden
Wenn es der Henkersknecht zur Folter führt

De la Torre

Still! — dieſer Hochgenuß entgeht Euch heut.
Der Herzog unterſagt ja —

Vargas.

Nun für geſtern
Der neue Tag bringt neue Morgenröthe,
Denn viel zu viel Geſchmack hat Seine Gnaden
Und viel zu viel Gewöhnung an Gewur;
Bei der, ſonſt viel zu faden, Procedur,
Um, wenn ſolch Schauſpiel nur begonnen ein
Den Glanzeffect entgehen ſich zu laſſen.
Der feſte Vorſatz bindet ſtumpfe Seelen,
Den feinen Kenner reißt die Stimmung hin.

De la Torre (horchend.)

Er kommt und bringt uns den December nun

Vargas.

Das wäre ja der letzte Mond im Jahre
Ihr Unglücksrabe, machet mir nicht bang

(Alle ſind aufgeſtanden.)

Vierter Auftritt.

(Alba tritt auf durch eine Thüre im vordern Raume des Saales, hinter ihm Don Friedrich, und Don Luis de Mataro. Im Hintergrunde erscheint Jean Aytie. Zuletzt Alice.)

Alba (zu Don Luis.)

Im Rath der Unruhe heiß ich Euch willkommen
Ich hab' Euch absichtlich ersuchen lassen
Heut seiner Sitzung beizuwohnen. Sebt,
Was hier noch immer noth thut. Sagt dem Grafen
Daß Alba wirkt, was Philipps Würde fordert
(Er tritt rasch zu Vargas, und spricht leiser mit ihm.)
Ist Egmont noch nicht da?

Vargas.

Noch immer nicht.

Alba.

Verschieben wir die Procedur?

Vargas.

Wir nichten.
Wenn er nicht kommt, nun gut, so bleibt er aus.
Mir scheint entbehrlich das Original.
Beschwerlich selbst kann sein Erscheinen werden.
Wenn es nachher in unsern Kram nicht paßt
Denn an der Sache liegt uns wahrlich nichts.

Sie ſoll, ich meine, nur zum Vorwand dienen
Je lockrer dieſer nun ſich zeigt, je beſſer
Man knetet dann ihn nach Belieben aus.

Alba (zu Vargas freundlich.)

Du biſt ein Schatz an — Niederträchtigkeit
Gleich gut zum Galgen, und — zum Kabinett
(Laut.)
Nehmt Platz ihr Herrn.

(Er ſetzt ſich auf den obern Seſſel, die übrigen Mitglieder wieder auf die ihrigen. De la Torre legt ſein Schreibzeug zurecht. Don Friedrich und Don Luis nehmen auf Lehnſeſſeln Platz, die abgerundet nahe in der Tiefe aufgeſtellt ſind, ſo daß ſie die Baluſtrade im Rücken haben. So bleibt die vordere Bühne für die folgende Handlung frei.)

Alba.

Die Sitzung iſt eröffnet.
(Halb gegen Don Luis gewendet.)
Im Rath der Unruhe hält man keine Reden.
Verlieret keine Zeit. Man dringt zur Sache.
(Er klingelt. Ein Gerichtsdiener tritt vor.)
Führt her das Weib. — Es iſt im Vorgemache.
Du Vargas zum Verhör, und führ' es wohl.

(Alice tritt auf, vom Gerichtsdiener geführt. Ihre Haltung iſt beſcheiden, aber ruhig, entſchloſſen.)

Don Luis (zu Don Friedrich.)

Dieß Weib iſt ſchön. Man thut ihm nichts. Nicht wahr?

Don Friedrich.

Man soll es nicht, so lang mein Degen vorhält

Vargas (zu Alice gewendet, sehr freundlich)

Ihr seid die Wittwe des de Sluitevelt?

Alice.

Ja.

Vargas.

Wohnt in Brüssel, und gewinnt Prozesse

Das ist sehr angenehm: nicht wahr?

(Lacht.)

He, he.

Ihr durft darauf mir nichts erwiedern; sollt

Mit Antwort überhaupt gequält nicht werden

Ein Wort zur rechten Zeit, und damit gut.

Der Advokat de Vrink hat Euch gedient.

(Alice will antworten, er läßt sie nicht dazu kommen.)

Laßt sein, man weiß das ja. De Vrink ist doch

Ein angenehmer Mann, ein hübscher Mann.

(Alice versucht wieder vergeblich zu sprechen.)

Laßt sein, man weiß es, daß er Euch gefällt.

Und warum sollt er Euch denn nicht gefallen?

Um jeden Preis gefallen wollt' er Euch.

Ei! — ei! — so loser Schelm ist der de Vrink.

(Alice macht Zeichen der Ungeduld und des Unwillens.)

Laßt sein, — man weiß es wie Ihr mit ihm steht.

Auf Fleisch und Blut. — er schrieb Euch ein Billet

Man weiß wozu

(Alice fährt heftig auf, und will ſprechen, er fällt ihr mit erhöhter Stimme ein.)

Still, ſtill, was thut man nicht
Für ſchöne Gunſt, bei ſchönen Frau'n genoſſen.

Don Friedrich (empört aufſpringend.)

Senior, Ihr procedirt in einer Weiſe —

Alba (ſtark einfallend.)

Die Dich nichts angeht, Friedrich von Toledo.

Vargas (zu de la Torre.)

Wo waren wir. — Nehmt Eure Feder, ſchreibt.

(Diktirend.)

Beklagte räumet ein, — daß mit de Brink —
In Liebesverſtändniß ſie geſtanden, — daß
Er das Libel — für ſie geſchrieben.

Don Friedrich (in Wuth.)

Bube! —

Alba.

Du ſchweigeſt, oder räumeſt dieſen Saal.

Don Luis.

Ich bitt' Euch laßt.

Vargas (zu de la Torre.)

Habt Ihr bereits geſchrieben?

De la Torre (ſchreibend.)

Ich ſchreibe noch.

Vargas

Sehr gut.

Alba.

So fahre fort.

Vargas (zu Alice.)

De Brink, wenn er ein Mann von Sitten wäre,
Nicht würd' er ſeine Dame ſo verlaſſen.
Hier müßt' er ſein, und müßte Rede ſtehn.
Doch er iſt nicht hier; hat ſich fortgemacht.
Das ſchöne Frau, dürft Ihr nicht leiden. Gebet
Den Korb ihm, ſaget wo er iſt. — Ihr ſchweigt?

Alice.

Ja wohl. Ich ſchweig, weil ich erkennen müſſe,
Daß hier die Rede nutzlos. Als ich kam,
Wollt' ich mit offnem Sinn Beſcheid Euch geben.
Ich wollte mit dem heiligſten der Schwüre
Bekräftigen, daß ſchuldlos ſei de Brink
An jeder Handlung die Geſetze ſtrafen.
Indeß, Ihr ſchreibet mein Bekenntniß nieder,
Eh' ich ein Wort ſprach. Gebet Inhalt ihm
Und Sinn nach Eurem eigenen Belieben:
— Denn vom Libel hör' ich das erſte Wort
Von Euch erſt, hier, und weiß nicht was das iſt.
Und hat de Brink auch nichts für mich geſchrieben
— Da bleibt der Unſchuld, will die Würde ſie
Vor Gott und ſich bewahren, — nur das Schweigen.
Denn was ich ſprechen könnte, hilft mir nichts,
Und was nach Wunſch Euch iſt, will ich nicht ſagen.

Vargas (zu de la Torre, diktirend.)
Sie saget, — daß sie nicht bekennen will,
Wo den de Vrink sie noch — verborgen halt
— Habt Ihr —?

De la Torre.
Ich habe.

Vargas.
Weiter denn zur Sache.
(Zu Alice.)
Ihr wollt nicht sagen wo Ihr den de Vrink
Verborgen habt? — Er ist in Eurem Hause.
Das ist gewiß. — Jean Artis trete vor.
(Jean Artis tritt vor.)
Jean Artis, sprecht, was wißt Ihr von der Sache?

Artis.
Ich sah de Vrink wohl eine Stunde lang
Der Wittwe Landhaus vor dem Thor umschleichen.
Sie rief ihn. Er trat ein. Sie schloß die Thüren.
Und nicht hinausgekommen ist er mehr.

Vargas (zu de la Torre.)
Schreibt jedes Wort des Zeugen sorgsam auf.

De la Torre (schreibend.)
Sehr wohl. Ihr sollt kein einziges vermissen.

Vargas (zu Alice.)
Man hat das Haus darauf durchsucht, und nichts
Gefunden. Dennoch ist de Vrink darin.

Ein Haus mir ſo geheimem ſtillen Winkel,
Wünſcht Jeglicher, denn es iſt gut gebaut.

(Aufſtehend, mit ganz veränderter ſtarker Stimme, und wildem Ausdrucke.)

Bekenne Weib, wo birgſt Du den de Brink?

(Alice erſchrickt, dann wirft ſie ihm einen Blick der Verachtung zu, und ſchweigt.)

Don Luis (zu Don Friedrich.)

Welch trefflich Weib'

Don Friedrich.

Mir zucken alle Nerven
Ein Wort noch, und ich fahr' ihm an den Hals

Vargas (wie vorhin, aber noch drohender.)

Du ſchweigſt. Bekenne. Deinen Trotz zu brechen
Sind wohlgeprüfte Mittel gleich zur Hand.

(Alice ſchweigt.)

Vargas (mit furchterlicher Stimme.)

Bekenne Weib.

(Alice ſchweigt. Eine Pauſe der Erwartung. Dann verneigt Vargas ſich tief gegen Alba mit folgenden Worten:)

Ich ſchließe das Verhör

(Alba erhebt ſich, und lautet heftig mit der vor ihm ſtehenden Glocke. Eine ſchmale, in der dem Tiſche gegenüber befindlichen Wand angebrachten Thüre öffnet ſich. Roth gekleidete Schergen von abſchreckendem wilden Ausſehn, mit aufgezogenen Aermeln treten daraus hervor.)

Alba (zu den Schergen, auf Alice deutend.)
Dieß Weib auf die Tortur. Geh' mit ihm, Vargas.

(Alice fährt zusammen, breitet die Arme weit nach oben aus, stürzt auf die Knie, sodann die Hände mit krampfhafter Inbrunst faltend. Die Schergen wollen sie ergreifen. Don Friedrich springt auf, und stürzt vor.)

Don Friedrich.
Hinweg. —

(Er stößt die Schergen zurück, dann stehend gegen Alba.)

Mein Vater! —

Alba (ohne auf ihn zu achten.)
Faßt sie, — fort mit ihr.

(Die Schergen wollen sich abermals Alicens bemächtigen. Don Friedrich, schleudert sie von beiden Seiten zurück, reißt das Schwert aus der Scheide, und stellt sich vor Alice.)

Zurück. — Wer sich ihr naht, den stech' ich nieder.

Alba (auffahrend.)
Empörung! — Meuterei! — Herbei Trabanten.
Entwaffnet ihn.

(Hellebardiere kommen paarweise mit ernster soldatischer Haltung vorwärts.)

Don Friedrich (das Schwert schwingend.)
Der König lebe hoch!
Wollt Eurem General Ihr an das Leben?
Ihr kennet mich. Todt räum' ich nur den Platz.

(Die Hellebardiere stehen einen Augenblick, und berathen sich flüsternd, dann schwenken sie kurz, und gehen zurück.

wie sie gekommen, im Hintergrunde wieder ihren Posten einnehmend.)

Alba (mit Donnerstimme.)

Sieht es nicht mehr Gehorsam? — Ich bin Alba.

Don Friedrich (kühn und wild.)

Du seids, Herr Herzog, und ich bin es auch

Alba (wutbrand hervorstürzend.)

So will ich selbst.

Don Friedrich

(sein Schwert rasch einsteckend, aber fast außer sich)

Schmach! — Infamie, Herr Herzog!

Zur Schergenhülfe sinket ein Toledo.

Kastiliens Grandezza wird entehrt.

(Don Luis ist aufgesprungen um sich zwischen Vater und Sohn zu werfen. Alba steht erstarrt, und wirft wuthende Blicke um sich, dann kehrt er zu seinem Sessel zurück, in den er sich sprachlos vor Zorn, wieder niederläßt. Alle sind aufgestanden. Alice liegt noch immer auf den Knien.)

Vargas (angstvoll zu Alicen.)

O welch! ein Auftritt! Weib, du trägst die Schuld

(Fast schreiend.)

Beug Unglück vor, und sage wo de Brink.

Eine Stimme

(aus der Mitte der in Unruhe sich bewegenden Zuschauer)

Hier is de Brink!

Alice (entsetzt auffahrend.)

O weh mir! — seine Stimme

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen, de Brink, ſpäter Gignio.)

De Brink

(aus dem hintern Raume des Saales durch eine Oeffnung der Baluſtrade athemlos hineinſtürzend.)

Hier bin ich — hier. — Was will man von de Brink?

(Pauſe der Ueberraſchung. De Brink ſieht ſich ruhig und entſchloſſen um, dann fallen ſeine Blicke erſt auf den Herzog, den vorhin er nicht zu bemerken geſchienen. Er nimmt den Hut ab, und verneigt ſich tief.

Verzeihung Eure herzogliche Gnaden,
Daß man ſo mühſam mich hat ſuchen müſſen.
Es iſt nicht meine Schuld; ich war verſperrt,
Und, — e gewiß, — ganz wider meinen Willen.
Sonſt wär' ich längſt ſchon hier, und zu Befehl.

(Mit Laune.)

Ich hab' im wahren Sinn mich durchgebrochen.
Und nehme meine Flucht zu dem Gericht.

Don Luis (zu Don Friedrich.)

Der Mann iſt äußerſt keck, und bringt den Rath
Der Unruh'n außer Faſſung. Das iſt luſtig.

Vargas.

Ihr ſeid de Brink?

De Brink.

Wir kennen uns bereits.
Man hat mich angeklagt: wie fehlt ich denn?

Vargas (ihm die Schrift reichend.)
Kennt dieſe Schrift Ihr?

De Brink.

Nun, wir wollen ſeh'n
(Lieſt den Titel.)
„Sonnenklarer Beweis daß Herzog Karl der Kühne —"
Ei, dieſerhalb ſtellt man mich vor den Rath?
Das hätt' ich wahrlich mir nicht träumen laſſen.
Der große Berg giebt ſolche Maus zu Tage.
Vergebt mir wenn ich, und von Herzen, lache.
— Die Schrift hier freilich kenn' ich ganz genau.

Vargas.
Und wollt Ihr zum Verfaſſer Euch bekennen?

De Brink.
Nein, Herr, das thu' ich nicht.

Vargas.
Ihr ſollt und müßt.

De Brink.
Es iſt an Euch hier den Beweis zu führen.

Vargas (zu Artis)
Jean Artis, woher nahmt Ihr dieſe Schrift?

De Brink.

Erſparet dieſem Manne doch den Athem
Er hat ſie mir aus meinem Pult geſtohlen.
In welchen ſie, wohl aus Verſehen nur.
Mit andern Dokumenten kam, die mir
Ein rechtsbedürftiger Klient geſendet.
Habt Ihr ſie gut bezahlt, ſeid Ihr geprellt.

Vargas.

Der dringendſte Verdacht iſt wider Euch.

De Brink.

Auch nicht der mindeſte. Dieß Exemplar
Iſt Abſchrift nur. Der Inhalt ſelbſt, iſt Unſinn
Man zeige das Original mir vor,
Von meiner Hand geſchrieben.

Don Luis (zu Don Friedrich.)

Ha! — der ſchlägt ſie

Alba (für ſich.)

O das Original! Wo Signio bleibt.

Vargas (zu de Brink.)

Es kommt auf das Original nicht an.
Wenn Ihr die Schrift für Euch in Abred' ſtellt.
Müßt Ihr, — da Ihr vorhin ja ſelbſt geſagt.
Daß Ihr ſie kennt, — auch den Verfaſſer kennen.

De Brink.

Ei freilich kenn' ich ihn. Fragt ihm nicht nach
Ihr habet doch die Macht nicht ihn zu richten

Alba (ungeduldig und zornig auffahrend.)
Die Macht nicht? — Wicht; — Heraus mit
seinem Namen,
Sonst send' ich Dich für ihn auf's Blutgerüst.

De Brink (ruhig.)
Ihr werdet nicht aufs Blutgerüst mich senden.
Und des Verfassers Namen sag' ich nicht.
Ich sag' ihn nicht, — weil mir es nicht beliebt.
Weil, wenn es wirklich mir belieben sollte,
Ich Glauben nicht vor solchen Richtern fände;
Weil den Beweis ich hier nicht führen kann.
Indessen, der Verfasser dieser Schrift
Ist zwei Personen noch bekannt, wie mir,
Die hier, auch ohn' Beweis, wohl Glauben finden.

Alba (im Zorne sich vergessend.)
So nenne sie, daß ich hierher sie schleppen,
Und auf die Folter legen lassen kann,
Wie Dich, wenn ihr Trotz Deinem gleicht,
Verräther.

De Brink.
Mit Fug und Recht geb ich dieß Wort zurück.
Denn wer dem höchsten dieser beiden Zeugen
Die Demuthspflicht versagt, ist Hochverräther
Nach dem Gesetz, und wär's der Herzog selbst.
Indessen Dienervertritt ziemt der Größe,
So nenn' ich denn zuerst den kleinern Namen.

— Don Rui Gomez, Fürſt von Eboli.
Der größere nun: — Der König ſelbſt.

(Er läßt ſich dabei auf ein Knie nieder, indem er dieſe letzten Worte und die folgenden mit erhöhter Stimme ſpricht.)

Er lebe!

(Der Jubel der Zuſchauer in dem hintern Raume bricht aus mit Wiederholung des Rufes: »Er lebe!« Allgemeine Ueberraſchung. Alba iſt vom Stuhle aufgefahren. Im Hintergrunde erſcheint Cignio mit dem Käſtchen in der Hand, welches im erſten Aufzuge von Manon vorgebracht wurde).

De Vrink.

Was hier zu ſagen iſt, hab' ich geſagt.
Genügt es nicht, ſo will ich zu Madrid,
Am Fuß des Thrones, nur vernommen werden
Kein Unterthan darf Einſpruch ſich erlauben,
Wo der Monarch bereits entſchieden hat.

Alba (Cignio gewahr werdend.)
Er lag. — Ha Cignio.

Cignio (tritt ehrerbietig vor.)
Mächtigſter Gebieter.

Alba.
Du bringſt die Urſchrift?

Cignio.
Ich entdeckte ſie
Nach langem Suchen in der Wittwe Wohnung.
Zuletzt durch Zufall hier in dieſem Käſtchen.

De Brink iſt nicht Verfaſſer des Libels,
Und dieſer iſt nicht vor Gericht zu ſtellen.
Ein Blick in die Papiere dieſes Schreins
Wird offenbaren, wie nicht räthlich ſcheint
Dem Handel weitern Fortgang zu gewähren.
Doch — was mein Herr gebietet, wird geſchehn.

Don Friedrich

(eilt hinzu, und entreißt ihm das Käſtchen.)

Mir her dieß Käſtchen, — mir, denn ich verlange
Für die Beſchuldigten Genugthuung.

(Er öffnet das Käſtchen.)

Es finden ſich darin der Stücke zwei.
Dieß eine prüf' ich ſelbſt, und Ihr Don Luis,
Nehmt gütig Kenntniß von des zweiten Inhalt.

(Er giebt dem Don Luis eins der Papiere, während er das andere einſieht.)

Hier wirklich das vergelbte, moderdumpfe
Original des ſchmählichen Libels.
Der Titel ganz der nämliche. Das Ende
Wird des Verfaſſers Namen wohl ergeben.

(Er ſieht nach dem Schluſſe.)

Ha richtig, — höret.

(Er lieſt.)

„Mit dem größten Fleiße
Hab' ich ermittelt dieſes und verfaßt,

„Johannes Philibert de Sluitevelt.“
Der jüngſt verſtorbene Gatte dieſer Dame.

De Brink.

Kein Anderer.

Alba

Vargas.

Vargas

(empfängt das Papier, und beſieht es.)

Wahrlich — dem iſt alſo

Don Friedrich

Und Ihr, Don Luis, was entdecktet Ihr?

Don Luis.

Ein Hofreſcript der Herzogin von Parma.
Damals Regentin dieſer Niederlande
De Sluitevelt, zum Tode ſchon verurtheilt,
Wird hier, auf die Verwendung Margaretens,
Weil ſein Libel von Geiſteskrankheit zeuge,
Vom Könige mit Buße von fünf hundert
Dukaten, und mit dem Verbote, niemals
Die Praxis der Sachwalter auszuüben,
— Wenn ihm ſein Gut und Leben lieb, — beſtraft.

(Er giebt das Papier an Vargas, der es anſieht, und ſchweigend dem Herzoge überreicht.)

De Brink

Der Alte hat den Wahnſinn drucken laſſen,
Ihn gratis zu vertheilen an die Genſen.

Die neueren Begebenheiten haben
Die älteren vergeſſen nur gemacht.
Doch wird ſich mancher noch daran erinnern
Daß hier auf öffentlichem Markt, vom Henker,
Wohl hundert ſolcher Drucke ſind verbrannt

Alba.

(hat unterdeſſen die Papiere ſelbſt gerüſt, ſteht auf, verläßt ſeinen Sitz, und tritt mit ſeiner gewöhnlichen Gravität in die Mitte der Bühne. Er ſpricht kalt und gemeſſen.)

Der Rath der Unruhe faß zum letzten male.
Ich heb' ihn auf.
(Zu de Brink, und Alicen, die ſich einander genähert.)
Entfernt Euch, — Ihr ſeid frei.

(Beide ziehen ſich getreunt in den Hintergrund zurück. Alba fährt fort zu Artis gewendet.)

Dir wird man zwanzig Staupenſchläge geben
An allen Ecken hier des großen Marktes,
Weil Du uns wiſſentlich betrogen haſt.

Artis (niederkniend.)

Erbarmen Herr.

Alba.

Nichts weiter. — Führt ihn fort

(Schergen bemächtigen ſich des Jean Artis, und führen ihn mit ſich fort.)

Alba.

Trabanten, — räumt den Saal.

(Die Hellebardiere entfernen die Zuschauer, und folgen ihnen. Alba wendet sich zu Don Friedrich.)

Ihr habt gefehlt.
Don Friedrich von Toledo. Habt ein Beispiel
Der Meuterei gegeben, Tod verdient.
Und wenn ich ferner hier befehlen wollte,
Nichts könnte dann Euch von der Strafe retten.
Doch anders wird es nun. Ihr sollt erleben
An Euren Kindern, was Ihr mir bereitet.
Ihr tratet als ein Alba mir entgegen,
Und als ein Alba rach' ich mich an Euch.
In weißen Haaren, Senner, denkt an mich.

(Zu Don Luis.)

Ihr kehret eilig nach Madrid zurück,
Mein Bittgesuch dem Könige zu bringen,
Hier meines Amtes zu entbinden mich,
Huldvoll, mit Anerkennung meiner Dienste.
Nachdem ich in sechs mühevollen Jahren,
Des Thrones Ansehn wieder hergestellt.
Was ich ins Gleis gebracht nur fortzuführen,
Liegt unter meinem Ruhm. Requesens mag es.
Das leichte Werk wiegt gleich mit seinem Werth.
Doch komm' er schnell. Mir glänzt ein Stern im Weiten.
Will neue Kronen der Monarch erstreiten:
Nur Alba schwingt ein nie besiegtes Schwert.

(Er geht ab. Don Luis, und die Uebrigen folgen ihm, außer Don Friedrich, Signio, de Brink und Alice. Die beiden Letzten ſind durch die ganze Breite der Bühne getrennt. Die beiden Erſten ſtehen in der Mitte.)

Alice

(will ſich dem Don Friedrich zu Füßen werfen.)

Laßt mich zu Euren Füßen, hoher Herr —

Don Friedrich

(ſie aufhaltend, und ihre Hand nehmend.)

Nicht alſo. Zu den Euren möcht' ich ſinken
Und Euch mein Herz, in dem Ihr leben werdet,
So lang es ſchlagen mag, begeiſtert bieten,
Das nicht der Reitz, der Euch ſo ſiegreich ſchmückt,
Das Eurer Seele Schönheit unterwerfen.
Es darf nicht ſein. Ich ſoll, und muß entſagen.
So will ich ſelbſt die Scheidewand erbauen
So ſchnell als möglich, daß mein heißer Wunſch
In Wehmuth ſich an dieſer Schranke breche.
— Kommt her, de Brink — Ihr habt den Preis verdient,
Den Euch an dieſer Hand die Liebe bietet.
— Empfanget ihn. —

(Zu Beiden.)

Seid glücklich, denket mein

(Zu Alice gewendet zurück.)

De Brink (entzückt.)

Alice — darf ich — ſoll ich?

Alice (ſanft.)

Nehmt mich hin.

Der Himmel band uns, ehe wir es ahnten.
Irrthum und Trübſal haben mich geprüft.
Und kann ich wirklich Glück bereiten, will ich
Vor Allen Euch es widmen, dankbar, treu.

(Er zieht ſie an ſein Herz. Manon und Catin eilen herbei.)

Manon.

O Mutter! Vater!

De Brink (Manon zu ſich emporziehend.)

Kind! mein ſüßes Kind!

Catin (auf Cignio deutend.)

Und dieſen lieben jungen Herrn, der Euch
Ein Engel iſt erſchienen, dankt Ihr nicht?
So hört denn, was er Alles —

Cignio (ihr ins Wort fallend.)

Stille, ſtille.

Dem alten Zaubrer nur geſchah ſein Wille
Sein Leben ſchuf erfolgles Liebestränke,
Sein Geiſt dafür wob damit loſe Ränke.
Zwar das Gebräu that hier zur Sache nichts.
Doch g'ringer Zunder iſt der Quell des Lichts

Dem Advokaten, für ſein tüchtig Streben,
Beſch[illegible] der Magus, Weib und Kind zu geben.
Der Liebe Zauber trat von oben ein.

(Zu den Zuſchauern.)

Was wir verdient, mag uns geſpendet ſein.

(Der Vorhang fällt.)

Album und Wechsel.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Perſonen.

Sittig, Hallmund — reiche Kaufleute
Baron von Sturm.
Baronin von Sturm, ſeine Gemahlin.
Adeline, Tochter des Baron.
Minna, Tochter Sittigs.
Wilhelm Rheinwald, junger Rechtsbeflißener, Neffe Sittigs.
Aſſiſtenzrath von Wandelbar, Sachwalter
Friedler, Buchhalter Hallmunds.
Salomon Friedberger, alter jüdiſcher Makler.
Roſa, Dienerin Minnas.
Ein Handlungscommis.
Mehre Diener.

Der Schauplatz in einer großen Haupt- und Handelsſtadt.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer in Sittigs Wohnung. Vor einem Tiſche mit mancherlei Angebinden und Blumen ſitzen Minna und Roſa, die Gaben betrachtend.)

Roſa.

Man kann nicht müde werden, alle dieſe artigen Gaben zu betrachten. An keinem Geburtstage ſind Sie ſo reichlich beſchenkt worden.

Minna.

Meine Freundinnen haben mir mehr Liebe bewieſen als ich verdiene; aber nicht mehr, als ich ihnen von ganzer Seele widme.

Roſa (ſchelmiſch.)

Ich denke mir was dabei.

Minna.

Vermuthlich Albernes.

Roſa.

Auf den gabenreichſten Geburtstag der Mädchen folgt unmittelbar — die Verlobung.

Minna.

Poſſen.

Roſa.

Auch habe ich dieſe Nacht von Ihnen geträumt. Sie tanzten auf einer grünen Wieſe. Das bedeutet — Hochzeit.

Minna.

Stille.

Roſa.

Tanzten, — und mit wem?

Minna.

Ich mag es nicht wiſſen.

Roſa.

Mich wundert, daß er ſich nicht auch ſchon mit einem Angebinde eingefunden. Aber geben Sie acht er wird nicht fehlen, — denn —

Minna.

Erſpare Deine Prophezeiungen. — Von etwas Anderem. — Iſt es nicht artig, daß auch heute eben Fräulein Adelinens Geburtstag iſt?

Roſa.

Es iſt heute Geburtstag von noch viel mehr Leuten, nur daß ſie eben nicht in einem Hauſe wohnen

Minna.

Welche ſchöne Gaben wird nur das Fräulein erhalten haben.

Rosa.

Und mit welchen Katzfüßen. Horchen Sie nur. Dort oben gehts lauter her. Tapp tapp. Ich meine sie werden uns den Plafond auf die Köpfe treten. Da muß ja ein ganzes Regiment Anbeter manövriren.

Minna.

Respect für Fräulein Adeline, die ein Engel ist.

Rosa.

Ich will ihr die Flügel nicht rupfen. Dann hat sie aber noch nicht ihren Prozeß gewonnen.

Minna.

Prozeß? — welchen?

Rosa.

Hat sie noch keinen Mann.

Minna.

Unverschämte.

Rosa.

Nun ja. Der Herr Baron, der auf Alles Mögliche und Unmögliche speculirt, will mit seinen Abendgesellschaften dem Fräulein doch nur eine gute Parthie verschaffen.

Minna (ungeduldig)

Schweige.

Rosa.

Seien Sie nicht böse. Aber einmal, thut der Herr Baron in dieser Welt durchaus nichts umsonst

Minna.

Er ist gastfrei.

Rosa.

Nein, er ist, was die ganze Welt weiß, eigennutzig, habsüchtig, aber auch klug und verschlagen dabei. Sodann —

Minna.

Du bist nicht zu bändigen.

Rosa.

Hat er selbst den großen Prozeß mit seinem Vetter dem alten spindeldürren Herrn Oberhof — was weiß ich, — der immer mit zwei Mohren fährt, und den kleinen Affen auf dem Schooße. Wenn der Herr Baron den Prozeß verliert, hat er weniger als ich, und so ist es durchaus nöthig, daß noch vorher Fräulein Adelinchen einen reichen Mann bekommt. Darum bleibt die Herrschaft auch diesmal den Sommer in der Stadt.

Minna.

Wer trägt Dir nur alle Deine Nachrichten zu

Rosa (heimlich thuend)

Der Johann.

Minna.

Wer ist das?

Rosa.

Der Jäger von oben. — Wissen Sie was mir noch sagt?

Minna.

Ich will es nicht wiſſen.

Roſa.

Sie wollen oben den reichen Herrn Hallmund la-
vern; — werdens aber doch nicht. — Nicht wahr,
Fraulein Minna? — ſie werden nicht. —

Minna (ärgerlich.)

Unerträglich

Roſa.

Horch. — man klopft.

(Sie läuft, und öffnet die Thure, ein Diener tritt
ein, und überreicht ein Paket.)

Diener.

Eine Empfehlung von Herrn Hallmund. Er läßt
angelegentlich Glück zum Geburtstag wünſchen.

(Roſa nimmt das Paket. Der Diener ab.)

Roſa

(im Vorwärtskommen, das Paket ſchon aufreißend.)

Nun, da haben wir es. — Sagte ich es doch
voraus. Was wird da erſcheinen. Gewiß ein Shawl
ein Spitzenſchleier.

(Sie zieht ein prächtig gebundenes Album hervor.)

Was? — ein Buch? — Nichts als ein Buch.

(Oeffnet es.)

Ein Bilderbuch. — Geben Sie mir weg. Iſt
nicht auch eine Kinderklapper dabei. Ich erlebe viel

heut, daß man erwachsenen Mädchen Bilderbücher schenkt. — Oder ist es — so Gott will, — für die Zukunft? —

Minna

(tief bewegt, hat das Buch genommen, und in der Mitte aufgeschlagen.)

Ein prächtiges Album. Zeichnungen, herrliche Miniaturen darin.

(Abgewendet.)

O mein Gott! — das mir von Ihm. — Hallmund! Hallmund!

Rosa.

Sie glühen ja wie eine Kohle. Lassen Sie uns das Ding durchblättern, damit wir sehen was daran ist.

Minna.

Jetzt nicht. Der Papa. Ich höre ihn im Saale.

(Sie legt schnell das Album zu den übrigen Geschenken.)

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Sittig. Rosa entfernt.)

Sittig

(ein Buch in der Hand, und ein Papier.)

O meine, meine Minna.

(Er umarmt sie.)

Viel Glück zum Geburtstage. So glücklich wie

lich kannſt Du nicht werden als ich Gott bitte, daß er es füge, denn meine Liebe zu Dir iſt wohl zu begehrlich.

Minna.

Vater, mein lieber Vater!

Sittig.

Und doch, begehre ich nicht mehr als Du verdienſt Du biſt ein gutes, gehorſames Kind, meine Freude mein Stolz.

Minna.

Noch lange nicht gut genug, Ihrer werth zu ſein

Sittig (blickt nach dem Tiſche.)

Ah! — ſiehe da. Sie haben Dir rechtſchaffen einbeſchert. Da darf der Papa nicht zurückbleiben

(Er giebt ihr das Buch.)

Hier bringe ich Dir was Du gewünſcht haſt Schiller in einem Bande. — Lies, erfreue Dich. — Iſt ein gar herrlicher Geiſt, dieſer Schiller.

Minna (ſeine Hand küſſend.)

Dank, tauſend Dank.

Sittig.

Gemach, — es kommt noch etwas nach. Iſt freilich ſo viel nicht werth als der Schiller da, doch es giebt Leute die auf dergleichen halten.

Da, — nimm. —

(Er reicht ihr das Papier.)

Minna (öffnet es.)

Was iſt das, lieber Vater?

Sittig (lacht.)

Oho! — kennt das Ding nicht einmal. Sieh nur auf die Zahl die darin ſteht.

Minna.

Zehntauſend.

Sittig.

Nun, mein Kind, es iſt nur zu Deiner Belehrung. So ein Papier nennt man einen Wechſel Ich bekenne darin, daß ich meiner Tochter Wilhelmine Caroline Friederike Sittig, von heut ab in Jahresfriſt, baare blanke zehntauſend Thaler zu zahlen habe.

Minna.

Mir? — was ſollte ich? — wie könnte ich?

Sittig (mit Laune.)

Wie geſagt, nur zu Deiner Belehrung. — Gottes-Wunder! die einzige Tochter des ſteinreichen Sittig, wie die Leute zu ſagen belieben, muß doch lernen was ein Wechſel auf ſich hat.

Minna.

Ich will das gar nicht lernen, Papa.

Sittig.

Mußt es lernen. Wenn Du übers Jahr kommſt und ſagſt: „Lieber Papa, nun will ich mein Geld

haben:“ — ſage ich: — „gut, liebe Minna, der Wechſel iſt heute fällig, und ich accevire ihn;“ das heißt ſoviel als, ich gehe an den Kaſten, und habe die Ehre und das Vergnügen Dir mit zehn tauſend blanken Thalern aufzuwarten.

Minna.

Ich will ſie aber nicht haben.

Sittig.

Das iſt dann wieder ein Anderes. Dann ein andermal. Wir nehmen an Du willſt die Thaler, und Du bekommſt ſie dann auf einmal. Aber Herzchen, ich bin ein gar guter gefälliger Mann habe Dich auch lieb, und wenn Du noch bevor der Wechſel fällig iſt, zu mir kommſt, und ſagſt: „Papa, ich ſitze in der Dinte, geben Sie wohl im Voraus auf meinen Wechſel ſo ein Tauſend, oder Zweitau ſend. Nach Belieben, ſage ich dann. Hier haſt Du ſie. Das darauf Gezahlte ſchreibe ich dann ab, und Du quittirſt.

Minna (lacht.)

Ha ha ha — Sie haben mich zum Beſten.

Sittig (ernſter.)

Nein, Minna. Du biſt nun groß, und verſtan diger als groß. — Sieh, — es paſſiren den Mad chen gewöhnlich, — wie ſage ich? — gewiſſe Da ſagen, die ihnen ganz recht ſind, den Eltern zu

auch, aber — ſo etwas Wehmuth muß doch in den Kauf. Bei dieſen Paſſagen iſt es unausbleiblich daß die Mädchen viel Geld ausgeben. —

(Weicher.)

Wenn ſie noch eine liebe Mutter haben, hat dieſe die Sorge. Aber ach! — Du haſt Deine treffliche Mutter nicht mehr, und ich verſtehe mich auf Dergleichen nicht. Nun habe ich aber Deine Tante gebeten. Sie wird Dir mit Rath und That zur Hand ſein, und Ihr Beide kauft Leinenzeug, und Seidenzeug, Silber und Porzellan, Meubel und Schmuck, und das bezahlt Ihr mit der Valuta dieſes Papieres Damit Ihr mir aber nicht gar zu arg und planlos hereinwirthſchaftet, habe ich Euch auf dieſem Zettel eine Grenze gezogen, denn Regel und Ordnung muß überall walten.

(Minna legt den Wechſel ſtill auf den Tiſch, und wirft ſich dann tiefbewegt in ſeine Arme.)

Sittig.

Liebes, holdes Kind! — Aber was iſt das? Du weinſt ja. Das laß bleiben. — Du machſt mir ja meine ſchöne neue Sammetweſte naß, die ich abſichtlich heute, zu Deinem Geburtstage das erſte mal anhabe, um damit einen immenſen Staat zu machen. — Das giebt ja Zeichen. — Aber doch, — ſchadet nichts. Solche Erinnerungszeichen von Dir, ſind

mehr werth als ſo eine Weſte. — — Zu etwas Anderem. War Herr Hallmund etwa hier?

Minna.

Wie ſollte er. Seine Güte hat mich ohnedieß beinahe beſchämt. Ein ſo ſchönes, reiches, koſtbares Angebinde.

Sittig.

Angebinde — ? — wo?

(Minna reicht ihm das Album.)

Ah! ein Album. Fein gewählt, prächtig.

(Blättert darin.)

Köſtliche Zeichnungen. Da, das Aſchenbrödel mit ſeinen Tauben; — Rothkäppchen. Ein Mährchenbilderſchatz. Dergleichen liebe ich. — Aber Du haſt Recht, Minna, das iſt ein Angebinde für eine Prinzeſſin, — oder für. —

(Schelmiſch)

Doch, ich will Dich nicht roth machen. Was ſagſt Du dazu? — he?

Minna (verlegen.)

Ich — ich. —

Sittig (raſch.)

Hat er mit Dir geſprochen? Das heißt geſprochen. Nicht: „wie befinden Sie ſich, Beſte? Es iſt heute ſchön Wetter, Verehrte.“ Ich meine, was man ſo ſprechen nennt.

Minna.

Ich verſtehe Sie nicht, mein Vater.

Sittig (halb für ſich ernſt, bedenklich.)

Alſo nicht. — Seltſam.

Minna.

Seltſam? — was?

Sittig.

Ihr ſeid Euch alſo noch immer fremd geblieben?

Minna.

Ich bin zu unbedeutend, das Vertrauen eines ſo geiſtreichen Mannes zu verdienen.

Sittig.

Nun, nun. — Aber geiſtreich iſt er. Er hat große Reiſen gemacht, viel geſehen, erzählt ſüperb, und — nebenbei gilt er für reich.

Minna.

Iſt er es denn nicht?

Sittig.

Sein Vater, mein edler, ſonderbarer Freund, war ſehr reich. Wie viel der Sohn hat? ich weiß nicht. Kann mehr haben, vielleicht auch weniger. Speculirt desperat. Hält es nicht mit beſcheidenem Gewinne. Setzt Alles an Alles. Hat die Manie der heutigen jüngeren Kaufmannſchaft. Ueber Nacht ſollen die Millionen kommen. Ohne Million geht es nicht.

Minna.

Er iſt großartig.

Sittig.

Ein wenig eitel und ehrſüchtig daneben. Aber ſonſt ein junger Mann, den ich wohl leiden kann. Vielleicht kommt auch die Vernunft mit den Jahren, wenn erſt Frau Fortuna einmal ein paar derbe Maulſchellen verſetzt hat.

Minna.

Gott bewahre ihn dafür. Er iſt Helfer ſo vieler Armen und Bedrängten.

Sittig.

Brav. — Höre einmal. — Möchteſt Du ihn wohl heirathen?

Minna.

Mein Vater, — welche Frage!

Sittig (lacht.)

Ja, — eine curioſe Frage. Aber wenn er nun ſelbſt ſagte: „liebe Minna, wollen Sie mich heirathen?“

Minna.

Laſſen Sie den Scherz, der mein Herz beklemmt. — Dann, —

Sittig.

Würdeſt Du ſagen: „ſprechen Sie mit meinem Vater.“

Minna.

Wie Sie nur darauf fallen. Nie hat ein Wort von ihm zu mir beſtimmte Abſichten verrathen

Sittig (nachdenklich.)

Nicht? — Apropos. Biſt Du heut achtzehn, oder neunzehn?

Minna.

Wiſſen Sie es denn nicht? — Neunzehn.

Sittig.

Neunzehn. — Ich wußte es wohl ſo eigentlich, indeß es kam doch auf die Frage an, ob Dir nichts abzudingen wäre. Am Ende wollte ich doch lieber, Du wäreſt erſt achtzehn.

Minna.

O, weßhalb?

Sittig.

Grillen. Aber ich muß noch aus vor Tiſche. — Noch ein Gang in die Stadt.

Minna.

Wie? — plötzlich ſo zerſtreut.

Sittig.

Mir fällt mir Etwas durch den Kopf. Ein Geſchäft, das heut Vormittag noch abzuthun iſt. Nicht aber das angenehmſte. Doch das findet ſich. Adieu

indeß. In einer Stunde bin ich wieder zurück, und vielleicht um ſo heiterer.

(Er küßt Minna's Stirn, und geht raſch ab.)

Minna (allein.)

Was hat der gute Papa? — Hallmund!! —
„Wollen Sie mich heirathen, liebe Minna?"
O das ſind Träume: leere Träume. Stille, bewegtes Herz; — ſtille, — ſtille. —

Dritter Auftritt.

Minna, Wilhelm Rheinwald.

Wilhelm

(den Kopf durch die Thüre ſteckend.)

Erlaubt, holdes Muhmchen?

Minna.

Nur herein, lieber Wilhelm. Seit wann bedarf es der Anfrage.

Wilhelm (kommt, eine Rolle tragend.)

Ich beſorgte, es ſei auch hier, wie oben bei Fräulein Adelinen, wo ein ganzes Heer läſtiger, alberner, fader, ſüßſäuſelnder Complimentenſchneider ſchnatternd und flüſternd, krähend und gurgelnd, dem wahrhaft Theilnehmenden den Weg vertritt.

Minna.

Bei mir darfſt Du dergleichen nicht vermuthen.

Wilhelm.

Auf ein Dutzend Schulfreundinnen meinte ich mich doch gefaßt machen zu müſſen. Aber

(auf den Tiſch deutend)

ich ſehe, daß der Sturm ſchon vorüber iſt. Nun alſo, mein trautes, ſchweſterliches Mühmchen, auch von mir tauſend Liebes, und Schönes, Inniges, und Dankbares zu Deinem heutigen Feſte, und auch dieſe kleine Gabe. Ein Schelm macht's beſſer, als er kann.

(Er reicht ihr die Rolle.)

Minna (ſie nehmend.)

Wilhelm, ehe ich mich Deiner Gabe freudig überlaſſe, erſt Dir wärmſten Dank für Deine treue brüderliche Herzlichkeit. Glaube, daß ich tief fühle, was Du mir, uns biſt. Die Vorſehung möge Dich dafür ſegnen.

Wilhelm

(ihre Hand faſſend, ſie herzlich ſchüttelnd.)

Nicht doch; — Du beſchämſt mich.

Minna.

Und nun, — womit erfreuſt Du mich.

(Sie rollt das Papier auf.)

Ach! — was iſt das. Welch herrliche Farbenzeichnung, ſo reich, ſo voll Figuren, daß ich mit dem erſten Blicke nicht ermeſſe, was eigentlich dar-

geſtellt iſt. Aber — da iſt ja Papa, — da ſind Emma, Antonie. — Noch mehr, — alle Perſonen, die ich lieb habe. Hier bin ich ja ſelbſt, in meinem meergrünen Kleide. Da biſt Du, Wilhelm. — O das iſt zu ſchön. (In höchſter Freude.)

Wilhelm.

Eine Scene unter den Bäumen des Caſinogartens bei einem Nachmittagsconcerte, und Alle ſind eben da, denen Du dort gerne begegneſt. Ich meinte, das dürfte Dir Freude machen. Traf ich's? Die Kunſt daran iſt gering. In meiner flüchtigen Manier hingeworfen, ſkizzenhaft, wie mein Leben.

Minna

(immer noch die Zeichnung mit lebhaftem Intereſſe betrachtend.)

Wer kann zum Ermeſſen der Kunſt gelangen wo Reichthum der Phantaſie und des Humors das höhere Intereſſe in Anſpruch nimmt. Man braucht einen ganzen Tag, alle des Schönen und Schelmiſchen Deiner Compoſition bewußt zu werden.

Wilhelm.

Viele pikante Einfälle gehören Fräulein Adelinen. Nur die Ausführung iſt ganz mein.

Minna (die Rolle hinlegend.)

Wilhelm, Du haſt mich ſehr erfreut Womit könnte ich vergelten? Höchſtens mit dem Gebete,

daß auch Du das Glück finden mögest, welches Du zu vermissen scheinst.

Wilhelm

Liebe, das Glück ist eine Dame im Cotillon, die sich aus den müßigen Umherstehenden aufs Gerathewohl einen Tänzer zieht.

Minna.

Aber die Dame nimmt keinen, der ihr nicht freundlich entgegenblickt.

Wilhelm.

Lehre mich den Bewunderer einer Thörin spielen.

Minna.

Muß man den Dingen nicht stets die besten Seiten abzugewinnen suchen. Für Hohn und Bitterkeit ist nur Verneinung zu erlangen.

Wilhelm

Holdes Wesen! Deine Unschuld kennt nicht die Welt, wie sie ist.

Minna.

Du bist klug, hochgebildet, geistreich. Warum dem Ingrimme Raum geben, wenn nicht Alles sich gleich nach dem Muster Deiner Ideale gestalten will

Wilhelm.

Ich bin nicht gut, denn ich bin nicht demuthig, nicht klug, ich weiß nicht den Mantel nach dem

Winde zu tragen. Wäre ich hochgebildet, genügend dürfte ich noch unzufriedner sein.

Minna.

Warum?

Wilhelm.

Weil nach gerade die hohe Bildung und der Geist dergestalt Gemeinplätze geworden sind, daß respectable und notable Personagen sich damit nicht mehr befassen mögen. Die Idee ist in die Plunderkammer verwiesen, die Materie der Gott der Welt

Minna.

Uebertreibungen. Was mangelt Dir?

Wilhelm.

Alles. Ich bin arm, unbeschützt.

Minna.

Arm? — Mein Vater liebt Dich wie einen Sohn. Was Du wünschest kannst Du von ihm erlangen.

Wilhelm.

Auch der Almosen eines Engels brennt in der Hand des Bettlers.

Minna.

Wilhelm, Ungeduldiger! man muß Dir viel zu gut halten. — Jeder Gute, Würdige ist des einstigen Lohnes gewiß.

Wilhelm (ſeufzend.)

Ernſt!! — und das Leben iſt ſo kurz. In dieſer Kürze, die Jugend das Kürzeſte. Nach Liebe ſehnt ſich das Herz, und der Schatz wird ihm vorenthalten, bis es verwelkt iſt.

Minna (tief ergriffen.)

Liebe! Liebe!

Wilhelm.

Doch. — laſſen wir das.

(Er ſieht nach der Uhr.)

Zehn Uhr. Fraulein Adeline wird heute ihre Stunde nicht nehmen.

Minna.

Gewiß nicht. Aber, ſage, worin mußt Du ſie belehren?

Wilhelm.

Belehren? Nicht das rechte Wort. Nur behalt lich bin ich ihr bei vielen Beſtrebungen. Wir leſen engliſch, italieniſch, Geſchichte, Aeſthetik, auch ein wenig Philoſophie, ſo viel davon eine ſchöne Dame kleidet. Wir zeichnen.

Minna.

Bei einem Geiſte, wie der ihre, welche Beſcheidenheit, und Feinheit, die —

Wilhelm (einfallend.)

Einer ehrlichen Haut den Kopf verdrehen. Ohne beſſre es.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Roſa, dann Adeline.)

Roſa.

Das gnädige Fräulein.

Minna (entgegen eilend.)

Herzlich willkommen.

Adeline (eintretend.)

Sehen Sie, meine Liebe, ich habe die Wette gewonnen; — ich zuerſt bei Ihnen. Viel Glück, viel Freude.

Minna.

Ihre Güte beſchämt mich. Aus treuer Seele gebe ich Ihnen zurück, was Sie ſo wohlmeinend bieten.

Adeline.

Es iſt das artigſte Zuſammentreffen von der Welt, daß wir beide einen Geburtstag haben. Aber freilich, ich bin die ältere. Ein ganzes Jahr Ihnen voraus. O Sie ahnen nicht, was ſo ein Mädchenjahr mehr bedeutet.

Minna.

Ich erkenne es, indem ich mich mit Ihnen vergleiche. Aber auch in zehn Jahren könnte ich es Ihnen nicht gleich thun.

Adeline.

Das iſt echter Werth, der ſeiner Trefflichkeit unbewußt iſt.

(Wilhelm erblickend.)

Siehe da, Herr Rheinwald. Nicht wahr, geſtrenger Herr Lehrer, wir werden heute wohl unſeren Dante zur Seite laſſen:

(recitirend)

„An jenem Tage laſen wir nicht mehr."

Verſteht ſich, ohne Beziehung. Nicht jede Woche iſt Geburtstag.

Wilhelm.

Sie haben zu befehlen.

Adeline.

Aber, wo blieben Sie denn oben? Kaum hatte ich Ihre Gabe empfangen, — fort waren Sie.

Wilhelm.

Um Hochachtbareren nicht den Platz zu nehmen.

Adeline (zu Minna.)

Da haben wir wieder den Grillenfänger. Was meinen Sie zu Ihres Vetters ſchöner Zeichnung? Beſitzt er nicht ein ſeltenes Talent?

Minna.

Er hat mich überaus erfreut.

Adeline.

Mich nicht minder, durch eine vollſtändige Ah

ſchrift ſeiner Gedichte, die er nicht drucken laſſen will. Aber freilich, — die Gabe, wenn auch eben ſo ſchön, iſt nicht ſo heiter als die Ihre. Indeß die Schmerzen einer Dichterbruſt haben heilige Rechte an unſer Gefühl.

Wilhelm.

Ich ſang Schmerzen einer Sehnſucht, die ihr Ziel niemals erreichen kann.

Adeline.

Wollen Sie noch ein anderes Ziel, als Mitempfindung gleichgeſtimmter Herzen? — Dieſe Zeit hat nur Lorbeeren für die Todten. Doch wer darf heute an den Tod denken.

(Zu Minna.)

Meine Erndte iſt reich geweſen, indeſſen

(an den Tiſch tretend)

hier haben wir eine ganze Ausſtellung.

(Sie muſtert einen Gegenſtand nach dem andern.)

Sehr hübſch, artig, kunſtreich.

(Sie findet den Wechſel.)

Ha, was iſt das? — Ein Wechſel, wenn ich richtig belehrt bin.

(Sie lieſt.)

Liebe Minna! Zehntauſend Thaler. Gratulire. Neben ſolchem Schatze können meine kleine Freundſchaftspfänder nicht aufkommen.

Minna (verlegen.)

Mein Vater — hat mir —

Adeline.

Das iſt ſchön von dem lieben Vater. Aber es iſt ihm doch wohl nicht geglückt, was er bezweckte. Seine Liebe zählt höher als dieſe Summe, und nur um dieſe Liebe möchte man Sie beneiden, glückliches Kind, nicht um ihr Symbol.

War Herr Hallmund bei Ihnen? bei uns nicht. Er iſt zu Abend eingeladen.

Minna.

Er war auch nicht hier. Aber wie undankbar ich bin. Vergeſſen habe ich zu erwähnen, wie herrlich und koſtbar mich ſeine Güte bedacht hat.

(Sie nimmt das Album, und überreicht es.)

Adeline (öffnet es.)

Ein Album. Treffliche Zeichnungen unſerer erſten Meiſter. Bewundernswerth. — Sehen Sie nur Herr Rheinwald.

(Wilhelm ſieht mit hinein.)

Nicht wahr, liebe Minna, das hat Ihnen Freude gemacht

Minna (innig.)

O gewiß, — viel, ſehr viel Freude.

Adeline (das Titelblatt aufſchlagend.)

Hier iſt die Zueignung in Verſen.

Minna.

Die ſah ich noch nicht.

Adeline (lieſt.)

An —

(Sie erſchrickt, wirft einen verlegenen Blick auf Minn. und legt das Buch ſtill weg.)

Minna.

Was haben Sie?

Adeline.

Es iſt nichts.

Wilhelm (nimmt das Buch und lieſt.)

An — Adeline.

(Er ſteht erſtaunt.)

Minna (höchſt betroffen.)

Erlauben Sie —

(Sie nimmt raſch das Buch und ſieht hinein.)

„An Adeline.“

(In heftiger Bewegung, und peinlicher Verlegenheit.)

Vergeben Sie. Es war eine Verwechſelung. Das Buch wurde bei mir abgegeben, ſtatt bei Ihnen. Wie konnte ich ſo unachtſam ſein. — Wie durfte ich mich ſolcher Gabe würdig erachten. — Nochmals — Verzeihung. — Die Eile. — Haben Sie die Güte, Ihr Eigenthum zu empfangen.

(Sie reicht Adelinen das Album.)

Adeline

(sich ihr tieferschüttert in die Arme werfend.)

O, liebes, süßes, armes Wesen. Was soll ich, was darf ich, was kann ich Ihnen sagen. Sie sind der schönsten Gabe aus dem schönsten Gefühle würdig. Wie muß Sie dieses verletzen, von Hallmund — an diesem Tage.

Minna.

Nicht noch — ich bitte —

Adeline.

Nein, diese ist die bitterste Grausamkeit des Geschickes. Könnte ich mit dem größten Opfer, das ich mir gestatten darf, dieses Unselige ungeschehen machen. Indessen ich weiß, daß Sie nun aus keiner Hand auf Erden dieses Buch werden besitzen wollen. —

Minna (zerrissen.)

Nein, — nein — nein —

Adeline.

Darf aber ich es nun besitzen?

Minna.

Es gehört ja Ihnen.

Adeline.

Keineswegs. Den Verfall kann ich freilich nicht ändern, aber das Würdige werde ich zu bethätigen wissen, für Sie, — und mich. —

Ich muß fort. Es treibt mich.

(Sie umarmt Minna nochmals.)

O meine Freundin, — keinen Groll auf mich, die Schuldloſe. Lieben Sie mich, wie ich Sie innigſt liebe. — Wollen Sie das? — Können Sie das?

Minna (tief gerührt.)

Von ganzer Seele. — Ja, gewiß.

Adeline.

Nun dann — das Weitere ſei meine Sorge.

Herr Rheinwald, wollen Sie die Güte haben mich zu begleiten. Ich werde mir eine Bitte erlauben.

(Zu Minna.)

Leben Sie wohl. — Erheben Sie ſich. — Auf Wiederſehen! —

(Sie eilt ab. Wilhelm folgt ihr.)

Minna

(ſteht wie vernichtet da, dann bricht ſie aus mit dem Ausdrucke heftigen Schmerzes.)

O Hallmund! — Hallmund!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein großer reich meublirter, und mit Kunſtgegenſtänden aller Art verzierter Entreeſaal im Hauſe Hallmunds. Friedler, noch außerhalb, im Streite mit einem Diener, der in der offenen Hauptthüre ſteht.)

Friedler.

Aber ich muß hinein. Ich werde doch wohl ins Comptoir dürfen.

Diener.

Ja, aber nicht hier durch. Ueber die Hintertreppe

Friedler (ſchiebt ihn weg.)

Poſſen.

(er tritt ein, und ſieht ſich überraſcht und erſtaunt um.)

Wa — was? Wo bin ich denn? — Was iſt hier vorgegangen? Hat Herr Hallmund dieſe Räume unterdeſſen vermiethet?

Diener (lacht.)

Man ſieht, daß Herr Friedler ſechs Jahre im Walde geweſen iſt, um Stabholz ſchlagen zu laſſen

Unterdessen haben sich hier die Zeiten mächtig geändert. Unser Herr ist nicht so ungeheuer reich, um ferner wie ein Kleinkrämer zu leben.

Friedler (bewegt, aber gefaßt.)

Ja, — die Zeiten haben sich geändert. Mein Lieber, wo finde ich denn jetzt unsern Herrn?

Diener.

Seine Gnaden arbeiten noch in ihrer Bibliothek.

(Er deutet auf eine Seitenthüre.)

Friedler.

Danke verbindlichst.

(Geht auf die Thüre zu, und will eintreten.)

Diener (vertritt ihm den Weg.)

Halt. Nicht ungemeldet.

Friedler.

So — so — so. — Nun so melden Sie mich bei — bei — Ihren Gnaden, und meinem Herrn Prinzipal.

(Diener in die Seitenthüre.)

„Seine Gnaden! — Kleinkrämer!“ — So ist doch so übel nicht, wenn man vor seinem fünfundsechzigsten Jahre begraben wird.

Diener (zurückkommend.)

Sollen ins Comptoir gehen. Der Herr kommt in einer Stunde.

(Ab.)

Friedler.

Ins Comptoir alſo, — und über die Hintertreppe — Ich gehe ſchon.

(Indem er abgehen will, treten die Folgenden ein.)

Zweiter Auftritt.

(Der Vorige. Sittig, vom Diener eingeführt.

Diener (geſchmeidig.)

Bitte gehorſamſt hier einzutreten, werde unverzüglich melden.

(Diener in die Seitenthüre.)

Sittig (Friedler wahrnehmend.)

Ha! — ſiehe da, alter Freund.

(Er ſchüttelt ihm herzlich die Hand.)

So ſehen wir uns endlich wieder.

Friedler.

Seien Sie geſegnet Herr Sittig. Befinden ſich wohl auf?

Sittig.

Wie ich nur wünſchen kann. Und Sie?

Friedler.

So ziemlich, bisher.

Sittig.

Die Waldluft iſt Ihnen bekommen, ſcheint es

Friedler.

Dagegen will mir die Stadtluft nicht mehr behagen

Sittig.

Man gewöhnt ſich. Wie lange waren Sie denn abweſend?

Friedler.

Sechs Jahre lebte ich im Walde

Sittig.

Richtig. Der verſtorbene Herr Hallmund ſchickte ſie gleich dorthin, als er kurz vor ſeinem Ableben jene reichen Forſten erkaufte, und das treffliche Geſchäft mit Holz einrichtete.

Friedler.

Eine bewunderungswerthe Speculation

Sittig.

Alſo geht der Abſatz gut? — rentirt er?

Friedler.

Ueber Erwarten, und was kann noch gewonnen werden.

Sittig.

Und Herr Hallmund will ſich davon losſagen

Friedler.

Desbalb bin ich berberufen.

Sittig.

Haben Sie verſucht, ihm dieſen Vorſatz auszureden?

Friedler.

Ich habe noch nicht die Ehre erlangen können bei — Seinen Gnaden, eingeführt zu werden

Sittig (achtlos)

Wann kamen Sie denn hier an?

Friedler.

Gestern Mittags. „Seine Gnaden" gaben eben ein Diner. Abends waren Sie in der Oper, später auf einem Balle. Hier war Alles verschlossen. Heute beschäftigen Sie sich in ihrer Bibliothek. Aber in einer Stunde. — Ich soll derweil ins Comptoir gehen, — und über die Hintertreppe.

Sittig.

Ja. Sonst ginge hier durch ins Comptoir.

Friedler.

Zwischen Waarenballen, und einem Gedrang von Maklern und Geschäftsleuten. Aber da war freilich noch nichts zu finden von diesen bunten Wänden, diesem glänzenden Fußboden, diesen Gemälden, Statuen, Vasen — und — und — und —

(Die Stimme versagt ihm.)

Sittig.

Lieber Freund, die junge Welt ist anders als die alte. Man muß sich darin finden. Wo wir Magazine hielten, richtet sie Prachtsäle ein.

Friedler.

Und das Glück, wird über die Hintertreppe ins Comptoir gewiesen.

Sittig.

Mag sauberer sein, — vornehmer.

Friedler.

Sauberer, — vornehmer, — glaub es. Wenn das Glück, das über die Hintertreppe sich einzuschleichen angewiesen worden, nur sich nicht auch gelegentlich über die Hintertreppe heimlich aus dem Hause macht. — Habe die Ehre guten Morgen zu wünschen.

(Er geht ab.)

Sittig (ihm nachsehend.)

Hm, Hm! — Ein braver geschickter Mann, dieser Friedler.

Ob ich Hallmund für das Album danke in Minnas Namen? Ich muß es für die Einleitung der ernstlichen Bewerbung halten, und so ist es schicklicher vorerst zu thun, als wisse ich noch nichts davon.

Dritter Auftritt.

(Der Vorige, Hallmund eintretend, völlig, und ſehr gewählt gekleidet, aber ohne Geckenhaftigkeit. Der Diener hinter ihm.)

Hallmund (verbindlich, achtungsvoll.)

Vergebung, hochverehrter Freund, daß ich warten laſſen. Ich hatte mich beim Leſen verſpätet, und war noch nicht gekleidet.

Sittig (ihm die Hand reichend.)

Ohne Umſtände, — bin nicht preſſirt.

Hallmund.

Sezen wir uns.

(Der Diener ſtellt die Stühle, und entfernt ſich. Die andern Beiden ſezen ſich.)

Wie geht es Ihnen?

Sittig.

Sie müſſen das erſt fragen, lieber Hallmund? Darüber möchte ich mit Ihnen ein wenig zanken.

Hallmund.

Und ich ſelbſt würde mich als den Schuldigen verurtheilen. Sie zweifeln gewiß nicht an meiner unwandelbaren Hochachtung, aber dieſes Leben in der großen Welt iſt ſo voll Abhaltungen, Zerſtreuungen, denen man ſich in meiner Lage nicht ent-

ziehen darf. Sobald ich wieder etwas mehr Raum finde, werde ich das Verſäumte bei Ihnen nachholen.

Sittig.

Soll mich herzlich freuen. — Unterdeſſen ſteigen Sie in meinem Hauſe täglich eine Treppe höher.

Hallmund

(verlegen, aber ſich ſchnell faſſend.)

Ach! — ſehen Sie. Das nenne ich Schelmerei — Aber es geſchieht mir ſchon recht.

Sittig.

Ich traf Sie heute nicht auf der Börſe.

Hallmund.

Ich gehe nicht täglich hin. In der Regel ſende ich einen meiner Buchhalter. Es kommt auf eins heraus.

Sittig.

Die Courſe weichen.

Hallmund.

Deſto beſſer. Man muß tüchtig kaufen, denn ich wette tauſend gegen eins, daß ſie bald wieder ungeheuer ſteigen. Die Criſis kann nicht anhalten.

Sittig.

So meine auch ich; aber ich traue nicht Ihrem Ausſchlage. Ich kaufe nicht fürs erſte. Es iſt am Ende nur Papier, und wenn es einen tüchtigen

Knall geben ſollte, flattert das in allen Winden
Ich liebe das Sichere, wenn es auch weniger abwirft

Hallmund.

So hat jeder ſeine Weiſe.

Sittig.

Wenn aber geſtehe ich, in Verlegenheit zu ſein
Wider Erwarten fällt mir eine große Summe in
die Hand. In den Kaſten ſchließen kann ich ſie
doch nicht. Wo ſie aber anlegen? Die Zeiten im
Wechſelhandel ſind mißlich.

Hallmund.

Daß ich nicht wußte.

Sittig.

Für ſolche Krämernatur wenigſtens als ich bin
Ihr jungen Herrn ſeid freilich minder bedenklich

Hallmund.

Wer viel gewinnen will, muß viel wagen.

Sittig.

Wer viel mit einem Schlage gewinnen will. Ja
ja Aber die Fortuna iſt ein Weib. Ich halte es
mit dem Merkur. Er iſt freilich auch nur ein
Junge, und hat an den Füßen nur kleine Flügel,
aber, man kann ihn ſchon eher in Zucht nehmen. Ihr
ſeliger Vater, — mein lieber unvergeßlicher Freund,
dachte wie ich, und, ich meine, es iſt Ihnen
wohl bekommen.

Hallmund.

Die Zeiten waren damals auch andere.

Sittig.

Und auch die Leute. Aber iſt es denn wirklich Ihr Ernſt, die ſchönen Waldungen wieder verkaufen, und das große Holzgeſchäft aufgeben zu wollen?

Hallmund.

Es rentirt zu wenig.

Sittig.

Aber ſicher.

Hallmund.

Was thue ich damit. Ich liebe bewegtere Speculationen. Sie allein nehmen Geiſt, und höhere Intelligenz in Anſpruch. Obnedieß brauche ich eben baare Fonds zu anderen Zwecken, ſo will ich mein Activum aus dieſem Holzart- und Flößgeſchäft, das ſo unbeſchreiblich langweilig iſt, herauszieben, wenn ich einen ſoliden Käufer finde.

Sittig.

Iſt ſolcher ſchon bereit?

Hallmund.

Leider nein. Es mag ſich Niemand auf dieſem Platze mit ſolchem Plunder befaſſen.

Sittig (nach kurzem Beſinnen.)

Ich weiß einen Käufer, der gleich zahlen kann.

Hallmund.

Im Ernſte? — wer iſt es?

Sittig.

Ich ſelbſt bin es.

Hallmund.

Nicht möglich.

Sittig.

Warum nicht. — Wollen Sie alſo?

Hallmund.

Ohne Zweifel. Es entzückt mich Ihnen gefällig zu ſein.

Sittig.

Beharren Sie bei dem Kaufpreiſe, für den Ihr Makler dieſen Gegenſtand ausbot.

Hallmund.

Ich habe nicht gemeint ihn erhöhen zu dürfen

Sittig

(reicht ihm die Hand, in die Hallmund einſchlägt.)

Abgemacht alſo. Ich ſchicke Ihnen den Contract zur Unterzeichnung, und das Geld ſteht augenblicklich zu Dienſten.

Hallmund.

Geld? Sie wollen nicht in Wechſeln, oder Barieren?

Sittig.

Nein, in baarem Golde, friſch aus der Münze

Hallmund.

Deſto beſſer. — Sie ſind ein glücklicher Mann.

Sittig.

Weil ich baar Geld habe? — Das iſt Waare. Das Glück, mein Freund, liegt hier,

(er deutet aufs Herz.)

und Ihr Fröhlichen ahnt nicht, welche Sorgen ein Vaterherz bedrängen können.

Hallmund (betroffen.)

Iſt Fräulein Minna nicht wohl?

Sittig.

Geſund und friſch. Aber habe ich nicht einen Sohn?

Hallmund.

Sie meinen Ihren Neffen.

Sittig.

Er iſt meinem Herzen der Sohn. Er iſt brav, aber es will ihm nirgend glücken. Er wird mißmuthig, muthlos. Sie waren ſo gütig mir zu verheißen, mit dem Miniſter, der ſich Ihrer ſo oft in ſeinem Departement bedient, ſeinetwegen zu ſprechen. Haben Sie ſchon Gelegenheit gefunden?

Hallmund.

Allerdings, mehrmals, — aber ohne Erfolg. Soll ich aufrichtig ſein?

Sittig.

Bitte.

Hallmund.

Der junge Mann gefällt nicht. Er iſt ſo ſtarr

Sittig.

Weil er ehrlich iſt.

Hallmund.

So abſprechend.

Sittig.

Weil er eigene Farbe hat.

Hallmund.

Dieſe eigene Farbe!! — Er iſt ſo bitter, ſo ironiſch, ſo zerriſſen.

Sittig.

Unverdiente Zurückſetzung pflegt nicht ſüß, nur heilend zu ſein.

Hallmund.

Man muß ſich in die Welt ſchicken, wenn man Etwas von ihr erwartet.

Sittig.

Mit Maas.

Hallmund.

Endlich findet man ihn ſo anmaßend.

Sittig.

Iſt er nicht. Jedes wahre Verdienſt verehrt ſich beſcheiden.

Hallmund.

Nun, — ich ſehe ihn doch täglich, bei Baron Sturm, wo er ſich auf eine Weiſe geltend macht, die —

Sittig.

Da gehört er nicht hin. Warum duldet man ihn dort?

Hallmund.

Fräulein Adeline, zu geiſtreich, zu hochgebildet um Rückſichten zu nehmen, protegirt ſein rohes Auftreten, und ſchadet ſich dadurch mit.

Sittig.

So? ſo? (mit ſcharfem Blicke auf Hallmund.)

Hallmund

(verlegen, ſich ſchnell wieder faſſend.)

Möchte Rheinwald ſich bemühen, dem ſchönen Beiſpiele der holdſeligen Minna, ſeiner Couſine zu folgen, die eine wahre Perle iſt.

Sittig (freundlich.)

Finden Sie das, mein Beſter?

Hallmund.

Ich wollte nicht ſchmeicheln. Wie alt iſt ſie doch?

Sittig (mit Bedeutung.)

Heute, neunzehn.

Hallmund (betroffen.)

Heute? — — In der That. — Wie konnte ich vergeſſen. — Sie war die Pathe meines Vaters.

Sittig.

Deshalb wünſchte ich, daß ſie heute nicht neun zehn wäre. Aber dem iſt ſo — leider.

Hallmund (immer verlegener.)

Leider?

Sittig.

Nun ja, — das iſt das Alter in dem über ihre Verheirathung entſchieden ſein ſoll.

Hallmund (raſch aufſtehend, verwirrt.)

Ja ſo. —

Sittig (ebenfalls aufſtehend.)

Nicht wahr? — Sie meinten, ſie ſei heute erſt achtzehn.

Hallmund.

Ich — in der That.

Sittig.

Nun, nun. — Laſſen Sie uns als ehrliche Leute in aller Ruhe abmachen, was ja Keinem den Hals koſten kann.

Hallmund

Mein werther Herr —

Sittig.

Was iſt dabei Beſonderes. Ihr verſtorbener Vater war, wie wir ihn Alle kannten, ein herrlicher Mann, aber — ein wenig wunderlich. Sie können Beweiſe empfangen, daß ich Alles angewendet, ihm die ſeltſame Grille auszureden, in ſeinem Teſtamente beſtimmen zu wollen, daß Sie, meine Minna, ſeine Pathe, ſein verzogenes Püppchen, im neunzehnten Jahr entweder heirathen, ſofern Sie dann nicht ſchon anderweit vermählt wären, oder gegentheils ihr ein Legat von zwölftauſend Thaler auszahlen. Dennoch, wider alles Erwarten, fand ſich bei ſeinem letzten Willen dieſes Codicill,

(er zieht ein Papier hervor.)

das ſie zwingen ſoll, ſich heute entweder mit Minna zu verloben, oder — es iſt zum lachen — zwölftauſend Thaler in die Schanze zu ſchlagen. — Wir konnen dem lieben alten Herrn nun nichts anhaben, aber um Ihre Erklärung muß ich nun doch wohl bitten.

Hallmund (in der peinlichſten Lage.)

In der That. Kein kleiner Mißgriff. Eine echt merkantiliſche Verletzung des Guten und Schönen. Ein Weſen, wie Minna gegen zwölftauſend Thaler zu ſetzen. — Ich meinte, — ich bildete mir ein. — Wie Sie ſehen — ich bin nicht ganz darauf gefaßt,

in dieſem Augenblicke. Wenn ich mir geſtatten dürfte zu bitten, — nur noch einen Tag — nur zwei Stunden. —

Sittig

(zerreißt lächelnd das Papier, und legt die Stücke auf den Tiſch, dann umarmt er Hallmund.)

Deshalb keine Feindſchaft, mein lieber Hallmund. Sie ſind frei, und ich bin bezahlt. — Es bleibt Alles beim Alten. — Auf Wiederſehen.

(Er geht raſch ab.)

Hallmund

(ſteht wie verſteinert, dann tritt er mit dem Fuße auf.)

Verdammt! —

(Er will nacheilen.)

Vierter Auftritt.

(Der Vorige, Friedler, ihm in den Weg tretend.)

Friedler (in heftiger Bewegung.)

Geſtatten Sie mir mein Herr —

Hallmund (ſich ſchnell ſammelnd.)

Ha! ſiehe da, würdiger Friedler. Willkommen. Leider war es mir nicht möglich Sie früher zu ſprechen. — Selbſt jetzt —

Friedler.

Nur einen Augenblick; bei dem Andenken Ihres Herrn Vaters.

Hallmund.

Nun denn. — Was haben Sie?

Friedler.

Ist wahr, wirklich, was ich im Comptoir vernommen?

Hallmund

Was denn?

Friedler.

Das ungeheure Geschäft nach Vera Cruz, mit Gütern aller Art, vornehmlich Waffen und Kriegsbedürfnissen?

Hallmund.

Nun ja.

Friedler.

Barmherzigkeit des Himmels!

(Er hält sich an einem Stuhle.)

Hallmund (erschrocken.)

Was ist Ihnen? — Sind etwa Nachrichten eingelaufen?

Friedler (sich fassend.)

Nein, mein Herr, es sind keine Nachrichten eingelaufen. Sie können noch immer unermeßlich reich werden, wenn dieses gewagte Geschäft einschlägt

Hallmund (mit Güte.)

Beruhigen Sie ſich, lieber Friedler. Unſer ganzes Daſein balancirt auf einen Wenn. Ich kenne Vera-Cruz faſt beſſer als ich dieſen Platz kenne. Gelingt es mir alle meine Güter noch dorthin zu bringen, und zur Verfügung des Staates zu ſtellen, nachdem, wegen des Kriegszuſtandes, faſt jede offene Verbindung mit Europa abgeſchnitten worden, kann ich unberechenbar dabei gewinnen, und ich erhalte die Valuta ſicher über Neu-Orleans, in blanken Silberbarren.

Friedler.

Und auf dieſen Wurf beinahe ihr ganzes Vermögen.

Hallmund (ruhig, lächelnd.)

Es dürfte nicht übel ſein, wenn es ſich verwechſelte.

Friedler.

Und wenn es umſchlagt?

Hallmund.

Es wird doch nicht.

Friedler.

Flotten und Kaper bedecken bereits das Meer. Die Blokade des Hafens kann nicht ausbleiben.

Hallmund.

Wer wird gleich das Aergſte fürchten.

Friedler (mit zitternder Stimme.)

Wenn aber doch —?

Hallmund.

Dann, freilich, bin ich ruinirt.

Friedler (ſich faſſend.)

Dafür ſchütze Gott. — Es iſt doch Alles, wenn auch nur gering, aſſecurirt.

Hallmund (nach einigem Zögern.)

Es wurden keine Aſſecuranzen mehr gegeben. Ich war ſchon zu weit gegangen. Ich mußte es wagen.

Friedler

(nach einer Pauſe ſtummer, dumpfer Verzweiflung.)

Bitte um Entſchuldigung, geſtört zu haben. Was ich ſonſt zu ſagen, hat wohl Zeit. Ich werde im Comptoir warten.

(Er verbeugt ſich, und geht ab.)

Hallmund.

Alter, redlicher Mann! — Ich wußte, daß dieſer Kampf mit dem Geſpenſte meines Vaters zu beſtehen war. Er iſt vorüber.

Diener (eintretend.)

Aſſiſtenzrath von Wandelbar.

Hallmund.

Sehr willkommen.

(Diener ab, indem er dem Eintretenden die Thüre öffnet.)

Fünfter Auftritt.

(Der Vorige, Aſſiſſenzrath von Wandelbar.)

Wandelbar.

Salut, mein edler Mediciier, mein Lorenzo magnifico. Wie geſchlafen? — Wie ſteht es? — Wie geht es? — Freundchen, das war geſtern ein Diner bei Ihnen. — Lucullisch! und welche Weine. Ich rieche noch lauter Roſen.

Hallmund.

Freut mich, wenn Sie befriedigt ſind. Ich bin kein Gourmand. Glück genug, daß ich auf das Urtheil eines ſo bewährten Kenners bauen darf.

Wandelbar.

Geborſamer Diener. Aber wie iſt es? Sehen ein wenig bleu mourant aus. He? — doch nichts vorgefallen? — He?

Hallmund.

Nun, wie Sie wollen. Wir haben uns doch um ein Jahr verrechnet, mon cher.

Wandelbar.

Comment?

Hallmund.

Minna Sittig wird heute doch neunzehn.

Wandelbar.

Pardi. — Der Alte hier geweſen?

Hallmund.

Allerdings

Wandelbar.

Sagen Sie. — Haben Sie gezahlt?

Hallmund.

Nein, — er nahm nichts an. Da liegt die Schrift zerriſſen

Wandelbar (lacht.)

Ha ha ha! ſüperb.

Hallmund.

Sie lachen. — Es iſt ein verdrießlicher Handel.

Wandelbar.

Que diable, warum?

Hallmund.

Er thut mir bitter weh.

Wandelbar.

Auf Ehre, ich verſtehe Sie nicht.

Hallmund.

Bitter weh, — ſo meinetwegen, als wegen Minna

Wandelbar.

Pardon, mon cher, aber ich meine, Sie ſind nicht geſcheut. Was geht das Sie an?

Hallmund.

Mehr als Sie ſich einbilden. Es iſt ein ſchwarzer Stein auf dem Pfade dieſes holden, lieben Geſchöpfes, das meine frühere, anhaltende, ernſtlich gemeinte Befliſſenheit allerdings zu begründeten Hoffnungen verleiten mußte.

Wandelbar

(in den Taſchen ſeines Gilet ſuchend.)

Aber wo iſt meine Lorgnette?

(Er zieht ſie hervor, und lorgnirt Hallmund.)

Wie kommen Sie mir vor? — Ich muß Sie doch recht ins Auge nehmen. Auf Ehre! — ich glaube am Ende gar, Sie ſind noch in die Puppe verliebt.

Hallmund.

Ach! laſſen wir das.

Wandelbar.

Nun, — heirathen Sie ſie doch.

Hallmund.

Geht nicht; — geht nicht mehr.

Wandelbar.

Baron Sturm würde auch barbariſche Geſichter ſchneiden.

Hallmund.

Vielleicht, habe ich falſch ſpeculirt.

Wandelbar.

Beſter, — dieſes Minchen, und — Adeline'

Hallmund.

Adeline iſt ein Demant; aber ſie liebt mich nicht

Wandelbar.

Und Sie? — lieben Sie denn Adeline nicht?

Hallmund.

Mein liebſter Wandelbar, das iſt eine Frage die mit Ja oder Nein ſich nicht beantworten läßt. Heute zu Tage iſt das Rococo wieder in die Mode gekommen, und das weiß herzlich wenig von Liebe, deſto mehr aber von Convenienz.

Wandelbar.

Vernünftig. Mit der bloßen Liebe, pflegt man mittelmäßige fortune zu machen.

Hallmund.

Fortune! — wenn mich mein Dictionair richtig belehrt, heißt das zu Deutſch, Glück.

Wandelbar.

Und wenn der meine in Ordnung iſt, heißt Beſchränkung auf Franzöſiſch, misere.

Hallmund.

Kaufen Sie ſich einen andern; er iſt falſch.

Wandelbar.

Nein, ich behalte ihn, er iſt für Leute geſchrieben die Progreſſen machen wollen.

Sehen Sie mich an, wie gefalle ich Ihnen?

Hallmund.

Zum Küſſen.

Wandelbar.

Sehen Sie wohl. Das kommt Alles aus meinem Dictionair. Ich war ein kleiner, armer, bürgerlicher Sachwalter. Mit Mühe hatte ich mein Brod erworben. War nicht mein Geſchmack. Ich ſchlug meinen Dictionair auf, und fand daß Unverſchämtheit nur impertinence heiße, ein Ding, das in der guten Geſellſchaft überall wohlgelitten iſt.

Hallmund.

Vortrefflich. Sie wurden alſo ein Impertinent.

Wandelbar.

Allerdings. Ich drängte mich überall ein, nahm überall den Mund voll, that groß und vornehm und meine impertinence imponirte dem Glücke ſo ſehr, daß es für mich auch impertinent wurde.

Hallmund.

Sehr gut.

Wandelbar.

Ich war ein reicher Mann, oder galt dafür, wie man die Hand umkehrt.

Hallmund.

Vortrefflich.

Wandelbar.

Nun machte ich einen Sprung, — und ließ mich nobilitiren.

Hallmund.

Hm.

Wandelbar.

Was können Sie dagegen haben. Die noblesse wird von Allen verachtet, die ſie nicht haben, und von Allen begehrt, die ſie haben können. In der Ordnung. Ein unerläßliches Requiſit für die Mitgliedſchaft in der vornehmen Geſellſchaft, wie ſtrohgelbe Glacé-Handſchuhe.

Hallmund.

Zugegeben.

Wandelbar.

Nun alſo. Daß Sie ſich nobilitiren laſſen wollen, haben wir ſchon abgeredet. Bei alle dem iſt das Ding ohne Verbindungen nicht zu machen. Der Baron von Sturm, in eigener Perſon, möchte zwar keine weſentliche Verbindung ſein. Sie wiſſen, bei der hohen Hofnobleſſe ſteht er wegen ſeiner unadeligen Wuchermanie nicht im beſten Rufe. Die Baronin jedoch, ſeine Gemahlin, hat, aus früherer Zeit bei einer gewiſſen erhabenen Dame ſich einen ent-

ſchiedenen Credit bewahrt. Was ſie dort als eine Gunſt für ſich erbittet, wird ihr nicht abgeſchlagen. — Aber ohne daß Sie Adelinen heirathen. — Ich weiß nicht.

Hallmund.

Wenn uns Jemand hörte. Aber — ich geſtehe Ihnen, ich bin ehrgeizig. Ich will empor, — weiter, — und da freilich —

Wandelbar.

Leben Sie wohl.

Hallmund.

Und doch iſt es eine Thorheit.

Wandelbar.

Schlagen Sie im Dictionair nach. Sie heißt nur Folie.

Hallmund.

Eine Verbindung mit Minna könnte mich unausſprechlich glücklich machen, wenn —

Wandelbar.

Darin liegt es ja.

Hallmund.

Wenn ich neben meinem inneren Weſen nicht noch ein Anderer wäre. Beſchränkung iſt nicht meine Neigung. Als Schwiegerſohn Sittigs würde ich ſeinen niederhaltenden Einfluß niemals überwinden können

Ich müßte willenlos ſeiner Vormundſchaft anheimfallen. Das ertrüge ich nicht

Wandelbar.

Point du tout.

Hallmund.

Minna iſt freilich nebenbei vielleicht die reichſte Partie in der Stadt, aber bei meiner Verbindung bringe ich das nicht in Anſchlag.

Wandelbar.

Weil Sie ſelbſt ungeheuer reich ſind.

Hallmund.

Wenn meine große Speculation einſchlagt. ja.

Wandelbar.

Der Teufel ſoll ſie holen, wenn ſie nicht einſchlägt Ich bitte mir einen andern Discours aus.

Hallmund.

Dann will ich mich aus dem Handel zurückziehen

Wandelbar.

Den **grand Seigneur**, auf großen Gütern machen die Sie dann kaufen wollen.

Hallmund.

Wäre nicht übel. Aber Baron Sturm iſt auf dem Punkte ſein ganzes Vermögen zu verlieren. Wie ſteht es um ſeinen großen Prozeß mit ſeinem Vetter?

Wandelbar.

Weiß kein Wort davon.

Hallmund.

Sie ſind ja ſein Sachwalter.

Wandelbar.

Ich habe wohl mehr zu thun, als mich um die Prozeſſe meiner Mandanten zu kümmern. Als wenn das was einbrächte. Ich brauche meinen Beruf als Sachwalter zum Triebrade großer Geldgeſchäfte. Die Prozeſſe laſſe ich von geſchickten jungen Leuten unter meinem Namen bearbeiten. Gewinnen ſie, habe ich den Vortheil; verlieren ſie, jage ich ſie fort. Uebrigens den Prozeß des Barons will ich auch gar nicht gewonnen haben. Wird er es, desavouire ich ihn für meine Perſon.

Hallmund.

Sie ſind des Teufels. Warum wollen Sie ihn denn nicht gewonnen haben?

Wandelbar.

Sehen Sie, das iſt eine der ſublimen Feinheiten meines eigenthümlichen Weſens. Ich habe ſchon große Güter gekauft, und will auch den grand Seigneur machen, deßhalb ſtehe ich gerade auf dem Punkte meine Sachwalterpraxis ganz aufzugeben.

Hallmund.

Da mag Ihnen allerdings ein letzter großer Sieg gleichgültig ſein. Aber warum ihn desavouiren?

Wandelbar.

Die Pointe. Der ganze Prozeß wider den Baron iſt nichts anderes, als eine Conſpiration der hochadelichen Coterie gegen den gemeinen Geiſt der gewinnſüchtigen ſpeculativen Notüre, zu deren Fahne der Baron geſchworen. Der alte kinderloſe Oberhofmarſchall, ſein Vetter und Gegner, wird vorgeſchoben, ein bloßes Werkzeug ſeiner Partei. Der Baron hat auf die allerunadelichſte Weiſe ſeinen Reichthum zuſammengebracht, hat dadurch den ritterlich romantiſchen Geiſt ſeines Standes beleidigt, ſoll dafür beſtraft, in den Staub geſchleudert werden

Hallmund.

Leben wir denn wieder in den Zeiten Ludwig des Fünfzehnten?

Wandelbar.

Rococo! — wir möchten. Nun aber, ſehen Sie, will ich, in meiner Lage, vom Fuchſe zum Wolfe avanciren, muß ich die Kehle ſtimmen mitzuheulen. Kann ich daher, was ich keineswegs fürchte, den Gewinn des Prozeſſes für den Baron, deſſen Sachwalter ich einmal bin, nicht vermeiden, muß ich der

Scene anſchaulich machen, daß ich daran verſ. n lich ſo gut als keinen Teil habe. Oeffentlich iſt das nichts, viel, ſehr viel in der Clique. Ich verderbe ich es nicht mit dieſer, und erhalte mir ihren Beiſtand für die große Abſichten, die ich, gemäß meiner neuen Zuſtände, durchaus realiſiren muß.

Hallmund.

Abſichten?? — welche?

Wandelbar.

Wie Sie ſo fragen können? Höhere Ziel, Orden Was iſt man heute zu Tage ohne dieſen Schmuck der vollen hohen Standesgenoſſenſchaft, der Neulinge ſonſt vorenthalten zu werden pflegt.

Hallmund.

winck zu.

Wandelbar.

Aber wie ſtehen Sie mit Adelinen?

Hallmund.

In eifriger Bemühung, die von ihr kalt, nur leicht hingenommen wird.

Wandelbar.

Bon ton. — Keine Erklärung?

Hallmund.

Keine ausdrückliche.

Wandelbar.

Papa — Mama — was ſagen ſie?

Hallmund.

Sind zuvorkommend, — wenn auch Mama —

Wandelbar.

Ha — ha. — Goutirt nicht die Mesalliance Wenn Sie nichts dawider haben, will ich ſondiren. Mama etwas kirre machen. Habe Mittel dazu

Hallmund.

Ich habe nichts dagegen, ſofern Sie mich nicht unbedingt binden. Ich komme heute Abend hin, zu Adelinens Geburtstag

Wandelbar.

Charmant. Laſſen Sie mich zuvor hin. Sie ſollen das beſte Wetter finden. Adieu, unterdeſſen. Adieu.

(Er läuft ab.)

Hallmund (ſinnend.)

Adeline iſt ſehr reizend, — ſehr glänzend — ſehr kalt. Und Minna — Minna! Aber dieſes Schwanken muß abgeſchloſſen werden

Diener (eintretend.)

Herr Rheinwald.

Hallmund.

Was will der hier? — Viel Ehre

Sechster Auftritt.

(Der Vorige, Wilhelm, das Album, in Papier eingeschlagen, in der Hand.)

Hallmund (ſehr verbindlich.)

Sehr erfreut. Wie läßt ein ſo ausgezeichneter Geiſt ſich bis zu einem Beſuche bei ſo gemeiner Materie herab?

Wilhelm.

Zur Probe, mein werther Herr. Wenn ich wieder gehe, kann die Materie gefragt werden, wie ihr die weelle Pille bekommen mag. Auch komme ich nicht aus eignem Antriebe, ſondern als Abgeſandter zweier ſchöner Damen, an einen ſo galanten Mann.

Hallmund.

Die Damen wären?

Wilhelm.

Fräulein Adeline, und meine Couſine Minna.

Hallmund.

Eine Verſchwörung. Was bezwecken die beiden Verſchworenen?

Wilhelm.

Den Einklang edler, warmer Herzen. Dieſes Album beſtimmten Sie zum heutigen Geburtstage Adelinen, aber es wurde Minna, deren Wo-

genfeſt eben auch iſt, abgegeben, und von ihr mit großer Freude empfangen. Die Entdeckung des Irrthums folgte, und riß eine tiefe Wunde in Minnas Bruſt.

Hallmund (erſchrocken.)

Entſetzlich.

Wilhelm.

Nun empfindet Adeline zu hoch, um mit einer Gabe zu prunken die ſo viel Weh bereitet. Sie ſendet das Album Ihnen zurück, und erſucht Sie, wenn Sie künftig einmal die ſo gut als offenkundig geweſene Vergangenheit verleugnen, und auf Koſten Ihrer Würde als Ehrenmann zierlich ſein wollen, mit mehr ſchicklicher Vorſicht Ihre Einrichtungen zu treffen.

Mein Herr Hallmund, der ausgezeichnete Geiſt hat die Ehre Ihnen guten Morgen zu wünſchen.

(Er legt das Album auf den Tiſch, und geht ab.)

Hallmund (ihm nachrufend.)

Halt mein Herr! — Verwünſcht. Unſelige Verwechſelung. Ich bin unermeßlich blamirt. — Aber nein, das laſſe ich mir nicht bieten. — Noch heute verlobe ich mich mit Adelinen. Das meine Genugthuung.

(Er geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer in der Wohnung des Baron von Sturm im obern Stocke des Stuttgarder Hauſes
die Baronin, Adeline.)

Baronin.

Ich wünſchte, Adeline, Du hätteſt mich erſt um Rath gefragt, ehe Du das Album an Hallmund zurückſendeteſt.

Adeline.

Sie tadeln alſo mein Betragen, liebe Mutter?

Baronin.

Der bevorſtehende Tadel des Vaters dürfte meinen entbehrlich machen.

Adeline.

So weiß er bereits?

Baronin.

Ich ſagte ihm davon im Fluge, eben als er im Begriffe war auszugehen.

Adeline.

In meiner Lage hätten Sie gewiß nicht anders gehandelt.

Baronin.

Würde dann aber auch mein Betragen Ihr jetzt nicht zur Nachahmung empfohlen haben.

Adeline.

Aber Hallmunds ganzes Verhalten gegen Minna scheint mir nicht zu billigen.

Baronin

Wie so?

Adeline.

Sie galt noch im vorigen Winter, und allgemein, für seine Braut.

Baronin.

Was spricht nicht die Welt.

Adeline.

Sie hatte Grund. Er zeigte der Argleien offenkundig den Eifer ernstlicher Neigung.

Baronin.

Warum verstand sie nicht ihn fest zu halten.

Adeline.

Sie betrug sich durchaus schicklich. Es war unverkennbar, daß er Absichten hatte. Plötzlich brach er ab, und ich wurde der Gegenstand seiner auffallenden Aufmerksamkeit, während er die arme Minna

rucksichtslos vernachlaßigte. O daß ich gedurft hatte was die Seele mir eingab.

Baronin.

Nun scheint Hallmund Dich wirklich zu lieben. Seinem Besitze nachzustreben

Adeline.

Wenn er meinem Besitze nachstrebt, folgt er nur den Eingebungen der Eitelkeit.

Baronin.

Um so übler hattest Du gethan

Adeline.

Meinen Sie?

Baronin.

Wenn er eitel ist, wird er die Beschämung die Du ihm bereitest, nicht geduldig hinnehmen. Deine Hand wird ihm erforderlich scheinen, zu seiner öffentlichen Genugthuung, zu seinem Triumphe.

Adeline

(erschreckt sich in ihre Arme werfend.)

Mutter! — Sie werden mich nicht verlassen.

Baronin.

Du kennst den Vater. — Was vermag ich.

Adeline.

Würde er mich zwingen wollen einem Manne die Hand zu geben, den — den ich —

Baronin.

„Nicht achten kann:“ haſt Du nicht ſagen wollen. Abgeſehen von einigen Schwächen, iſt Hallmund achtungswerth.

Adeline.

Ich räume es ein. — Aber zwingen — zwingen?

Baronin.

Nicht im Burgverließe; die Zeit iſt vorüber. Aber rohe Gewalt iſt der einzige Zwang nicht, und die Zeitalter ändern nur die Mittel, nicht die Zwecke.

Adeline.

Können Sie wünſchen mich mit Hallmund verbunden zu ſehen?

Baronin.

Ich? — nein. — Man nennt mich ſtolz. Es ſei darum, wenn die Ueberzeugung Stolz iſt, daß ſolche Heirathen nicht paſſen. Nicht einmal im Gebiete des Vorurtheils darf das ſtärkere Geſchlecht dem ſchwächern in irgend einer Beziehung nachſtehen. Die Ehe fordert Gleichheit.

— Was iſt Dir? — Du ſcheinſt betroffen, bewegt?

Adeline (verlegen.)

O — nichts — nichts.

Baronin.

Iſt Deine Vernunft anderer Meinung?

Adeline.

Ach' — meine Vernunft!

Baronin (forſchend.)

Oder — Dein Herz?

Adeline.

Liebe Mutter, enden wir dieſes Geſpräch.

Baronin.

Recht gern. — Von etwas Anderem. —

Mir ſcheint es, daß Du Deine Lehrſtunden mit Herrn Reinwald aufgeben könnteſt.

Adeline.

Sie ſind ſehr fruchtbar für mich.

Baronin.

Und dennoch wird es nöthig ſein.

Adeline.

O — warum?

Baronin.

Weil ſie mir nicht länger gefallen — weil ich ſie nicht für ſchicklich halte.

Adeline.

Ich verſtehe Sie nicht.

Baronin (ſcharf, aber fein.)

Adeline!

Adeline

Liebe Mutter

Baronin.

Verſtehſt Du mich wirklich nicht, — oder willſt Du mich nicht verſtehen.

Adeline.

Sie bedrängen mich.

Baronin.

Daß Rheinwald Dich liebt, konnte mir unmöglich entgehen. Damit Du nicht anfangen mögeſt ihn zu lieben, iſt es Zeit dieſes Verhältniß abzubrechen: — hohe Zeit. — Oder, — ſollte es ſchon zu ſpät ſein? Es würde mir leid thun, Deinetwegen, — ſeinetwegen; er iſt mir werth. — Solcher Bund wäre aber unmöglich.

Adeline (ſich vergeſſend.)

O mein Gott! —

Baronin.

Still. — Der Vater kommt. Künftig mehr davon.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, der Baron raſch und erhitzt auftretend, mit Hut und Stock.)

Baron.

Siehe da — meine Lieben.

(Er legt ab.)

Wie viel Uhr iſt es?

Baronin.

Zwei Uhr.

Baron.

Noch früh. Deſto beſſer.

Baronin.

Warum deſto beſſer.

Baron.

Man geht nicht gern in Spannung zu Tiche Bis dahin hoffe ich ſo ziemlich zu erfahren, — woran wir ſind.

Doch — Ihr verſteht mich nicht.

Ich habe ſo kurz von Dir Abſchied genommen liebe Charlotte, als ich ausging. Ich fand nicht Zeit Dir zu ſagen was mich bewegte.

Baronin.

Du biſt ganz aufgeregt.

Baron.

Der oberſte Gerichtshof ſoll geſtern in dem Prozeſſe meines Vetters mit mir erkannt haben. Die Publication ſoll, — ſo hinterbringt man mir, — morgen erfolgen. Ich eilte zu Wandelbar, dann er ausforſche wie erkannt worden. Er ging nähere Erkundigung einzuziehen, ſie mir dann brühwarm zu hinterbringen.

Baronin.

Gut, wenn nur endlich dieſer Zuſtand peinlicher

Erwartung abſchließt. Der Richterſpruch falle aus wie er wolle.

Baron.

So reſignirt kann ich nicht ſein. Meine Exiſtenz ſteht auf dem Spiele. Ich bin ein reicher Mann durch den letzten Willen meines verſtorbenen Onkels. Nun beſtreitet mein Vetter, der Oberhofmarſchall, daß jener berechtigt geweſen über ſeine großen Güter letztwillig verfügen zu dürfen; nimmt alle, als Majorate, für ſich, in der Qualität des vorſtehenden Agnaten, in Anſpruch. Wird das Recht ihm zuerkannt muß ich Alles herausgeben, mit allen ſchon verwendeten Nutzungen ſo vieler Jahre. — Dann bin ich ein Bettler.

Baronin.

Lieber Freund, das Recht ſoll heilig ſein, und darum dürfen wir ſolchen Falles nicht klagen. Ein Bettler iſt Derjenige noch nicht, dem ſo viel übrig bleibt, ſich genügſam, ergeben, und würdig in glanzloſe Stille zurückzuziehen. Mein, wenn auch nur mäßiges, Vermögen bleibt uns, wird dazu die Mittel gewähren.

Baron.

Nein, liebe Charlotte. Ich liebe nicht das Geld als Geld, bin auch kein Sklave des Luxus. Aber ich liebe das Geld als Mittel ſchwunghafter Unter-

nehmungsluſt. Begrabe mich, wenn ich aufhören ſoll zu ſtreben, zu ſchaffen, und zu erwerben.

Baronin.

Auch der große Bajard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, — war arm.

Baron.

O meine Liebe, über Deine gute alte Erinnerungen aus dem Lebensweſen. Die Frauen kleidet das allenfalls. Der Mann kann dabei nicht mehr proſperiren. Schwert und Stammbaum geben keine Macht mehr. Macht aber will der Kräftige. Es iſt ein Weſen aufgeſtanden, der die Parole der Zeit gegeben. Er ſagt: „Reichthum iſt Macht.“

Baronin.

Er hat geirrt. Er hätte ſagen ſollen: Sitte iſt Reichthum;“ denn nur Sitte bewährt den eigentlichen Schatz; — den in der menſchlichen Bruſt.

Baron.

Sehr ſchön. Aber das führt auf ein Streitgebiet, das wir Andern zum Tummelplatze überlaſſen können. —

Adeline, da biſt Du ja. Liebes Herz, nach dem was mir Mama geſagt, haſt Du einen bedeutend dummen Streich gemacht, der revarirt werden muß.

Adeline.

Mein Vater!

Baron.

Ja, mein Kind. Ich kann nicht einsehen, wie Hallmund Verwurf verdienen kann, wenn sein Diener ein Tölpel war.

Baronin.

Ich habe ihr das Nämliche gesagt. Ihr gutes Herz ist mit dem Verstande davon gelaufen.

Adeline.

O hätten Sie die arme Minna gesehen, — ein ihre Freude, und dann — die bittere Enttäuschung — in meiner Gegenwart. Gewiß Sie hätten —

Baron.

Nein, ich hätte ganz gewiß nicht. Jeder ist sich der Nächste. Wenn Hallmund Dir den Vorzug gewährt vor jenem jungen unbedeutenden Geschöpfe, ist das für dieses Schuld und Nachtheil, für Dich Verdienst und Vortheil.

Baronin.

Hierbei muß ich Adelinen wieder in Schutz nehmen. Ein edles Herz kann bei den Schmerzen eines andern nicht gleichgültig bleiben. Ich tadle sie, aber ich kann sie nicht verdammen.

Baron.

Ganz gut. Aber ein zweites Ungeschick gerade Rheinwald zum Secundanten zu wählen. Ich habe ihn gern, denn er ist klug. Aber es ist einmal eine

Spannung zwiſchen ihm, und Hallmund. Wer weiß wie bitter er ſich ſeines Auftrages entledigt, und Deine Rechnung noch vermehrt hat. Ich bin nicht geſonnen ſie zu bezahlen.

Baronin.

Rheinwald durfte nicht eingemiſcht werden.

Baron.

Ich muß Dir endlich ſagen, Adeline, daß in meiner gegenwärtigen Lage, Hallmunds Freundſchaft mir von hohem Werthe iſt. Sein Reichthum, ſein Credit ſind mir unſchätzbar, wenn mein Prozeß verloren geht

Adeline.

Mein Vater, das Herz rechnet nicht. — es fühlt

Baron.

So ſeid Ihr Alle. Nichts erwägt Ihr, nichts laßt Ihr gelten, als Eure Gefühle. Ich ſage Dir aber, mein Engel, daß man mit dergleichen nicht über die Straße gelangt, vielweniger durchs Leben — Die Sache muß reparirt werden.

Adeline (bang.)

Reparirt? — wie?

Baron.

Du ſchreibſt ein Billet an Hallmund, dankſt ihm entſchuldigſt Dich ſo gut Du kannſt, mit Rückſichten auf Rinna, bittest Dir das ſchöne Album zu Deinem

nächſten Geburtstage aus, dann aber unmittelbar aus ſeinen Händen. So wirds gehen.

Adeline.

Was fordern Sie von mir!

Baron.

Das Unvermeidliche. — Beeile Dich aber. Hallmund muß das Billet empfangen, ehe er heute herkommt.

Adeline (bittend zur Baronin.)

Liebe Mutter —

Baronin.

Der Vater gebietet. Du haſt noch eine Stunde Zeit zum Nachdenken. Ich werde zu Dir kommen, und dann wollen wir die Sache einrichten wie ſie am beſten geziemt.

Adeline (mit Widerwillen.)

Sie wollen es, — und ich gehorche.

(Sie geht ab.)

Baron.

Adeline iſt ein liebes Kind, aber ohne allen Tact. In ihrer Weiſe wird ſie niemals einen Mann bekommen, wenigſtens nicht in meiner Lage. Alle heirathen nach Geld. Sie wäre längſt verſorgt, aber bei alle ihren Vorzügen, mitten in der großen Welt, hat ſich keine Bewerbung ihr zugewendet, weil dieſer unſelige Prozeß abſchreckte. Wenn ſie ſich nun

vollends ſelbſt den Weg, der ſich ihr zu öffnen ſcheint, verſchließt, ſo —. Ich liebe ſie zu ſehr, um dabei gleichgültig zu ſein. Sie iſt nicht dazu erzogen in Entbehrungen zu verkummern.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Aſſeſſenrath von Wandelbar.)

Wandelbar (noch in der Thüre.)

Iſt es erlaubt, theurer Baron.

Baron (raſch, ungeduldig entgegen.)

Ha' — Wandelbar. — Ich bitte. — Näher. Ja ſind Sie ja. — Nun? — nun? — nun? —

Wandelbar

(der Baronin die Hand küſſend.)

Gnädige Frau, ich lege mich Ihnen zu Füßen.

Baron.

Obligirt, — obligirt. — Aber nun?

Wandelbar (ſich Luft zuwehend.)

Ich koche, lieber Baron, — bin gelaufen. Alles iſt richtig. Der Gerichtshof hat geſtern erkannt. Morgen die Publication.

Baron.

Wie ausgefallen? — wie?

Wandelbar (noch außer Athem.)

Niemand zu Hause getroffen. Die Kanzlei zu. Alles zum Essen gegangen. Zwei verspätete Expedienten erwischte ich auf der Treppe. Diese wollten gehört haben, daß —

(Er zögert.)

Baron (ungeduldig.)

Daß? daß?

Wandelbar.

Nehmen Sie sich zusammen. Daß wider Sie erkannt worden; daß Sie den Prozeß gänzlich verloren.

Baron.

Ah!!

(Er steht dumpf und erstarrt.)

Baronin

(eilt auf ihn zu, und umschließt ihn.)

Lieber Freund! — fasse Dich.

Baron.

Nicht doch, liebe Charlotte — nicht doch.

(Er macht sich los, und geht heftig im Zimmer auf und ab.)

Verloren, — verloren, — verloren. Mein Vermögen, meine Güter, mein Fleiß, die Erfolge meiner großen herrlichen Unternehmungen, — meine Verbesserungen, — meine Plane. — Alles verloren.

an einen Menſchen, den ich verachte, — an eine Puppe die Andere tanzen laſſen. — Verloren durch die Kabale einer abgünſtigen, immer nur rückwärts blickenden Coterie. — Ha! —

(Er ſtampft mit dem Fuße.)

Wandelbar.

Beachten Sie, daß noch keine Gewißheit iſt.

Baron.

Nein — noch nicht. Beruhige Dich, liebe Charlotte. Es wird ſich Alles finden. — Das Aergſte pflegt freilich gemeinhin das Wahre zu ſein. — Man muß ſich vorbereiten. — Verloren! —

Baronin.

Wir haben uns ſelbſt nicht verloren.

Baron.

Richtig, Charlotte. — Wir haben uns ſelbſt. Ich verliere mehr als zweimal hunderttauſend Thaler. — Hübſche Summe! — Aber meinen Verſtand, — ja, — den behalte ich. Den können Sie nicht mitgewinnen, mon cher Cousin. Das wäre allerliebſt, wenn Sie das könnten — ha ha ha. — Es fragt ſich doch, wer am Ende beſſer abſchließt — Sie, — oder ich.

Wandelbar (zur Baronin.)

Da ſehen Sie dieſen ſouverainen Verſtand, dieſen grandioſen Speculationsgeiſt. Unſer Baron iſt zum

Millionair geboren. Die Hunderttauſende tanzen ihm nach. Sie holen ihn ein, — auf Ehre.

Baron.

Ja — auf Ehre. Ich halte darauf. Nie anders als im Großen habe ich ſpeculirt. — Laſſen Sie mich ſehen. Meine Frau hat dreißigtauſend Thaler. — Hm. — Ein deteriorirtes Gut iſt bald wohlfeil gekauft. Für fünfzigtauſend etwa. — Zwanzigtauſend Thaler Hypothek. — Zehntauſend Thaler muß mir mein Vetter jedenfalls herauszahlen. — Betriebskapital. — Ha ich weiß, — ich weiß. — Viel Wald. Holzeinſchlag im Großen. — Klöße. Dismembration abgelegener Feldmarken. — Man muß klein wieder anfangen. — Es geht. — Sei getroſt, liebe Charlotte. — Es iſt nichts — gar nichts

(Er verſinkt in Nachſinnen. Dann für ſich.)

Hallmund — Hallmund. — Wenn der wirklich — wenn er? —

(Zur Baronin.)

Aber, wir vergeſſen Adelinen. Wollteſt Du wohl zu ihr gehen. Du weißt ja, — das Billet. Laß ſie es angemeſſen ſchreiben. — Hörſt Du. — Eile.

Baronin (zögernd.)

Wenn ich Dir damit einen Gefallen erweiſe — wiewohl —

Baron (dringend.)

Bitte, bitte Charlotte.

Baronin.

Ich will zuſehn.

(Sie geht ab.)

Wandelbar.

Baron, Sie ſind einer der ſieben Weiſen, oder der achte. Sie haben eine Energie, — ſag' ich Ihnen. —

Baron

Energie? Paſſabel, mein Lieber. Wenn man nur erſt weiß woran man iſt. Aber doch, dieſe kleinen Geſchäfte haben einen verwünſcht inſipiden Geſchmack. Ich liebe das Pikante. Dieſe Miſere die nach Hunderten zählt, ekelt mich an.

Wandelbar.

Haben recht. — Nichts für Sie.

Baron

Nicht wahr? — Wir wollen aber erwagen — Wird doch wie werden. — Zu etwas Anderem.

(Wandelbar muſternd.)

Wandelbar, — Sie tragen heute einen allerliebſten Frack. — Hübſcher Schnitt.

Wandelbar.

Neuſte pariſer Mode. Man ſoll ſich ſchön machen zu einer Geburtstagfeier.

Baron.

Das iſt ja wahr. — Ich ſage Ihnen, mein Beſter, wir wollen heute Abend luſtig ſein.

Wandelbar.

Ausgelaſſen.

Baron.

Das bitte ich mir aus. Wer wird über ſolchen Plunder Grillen fangen. Hallmund wird auch da ſein, der niemals einen Spaß verdirbt. — Ja, ja — er wird da ſein.

Wandelbar.

Er freut ſich darauf wie ein Kind.

Baron.

Das iſt ein reicher Mann nach dem Adel.

Wandelbar.

Steinreicher Mann.

Baron.

Sehr gut.

Wandelbar.

Und wenn ſeine neuſte Speculation einſchlägt, muß ſich ſein Vermögen verdoppeln.

Baron.

Vortrefflich. Wo hinaus hat er ſpeculirt?

Wandelbar.

Nach Vera-Cruz.

Baron.

Dumm. — man muß ihn in die Schule nehmen.

Wandelbar.

Sein Unternehmen kann nicht mißlingen.

Baron.

Gut. — Ein ſchätzbarer Mann, mit dem ſich Etwas anfangen läßt. Alles beiläufig, — nur bei Laune.

Wandelbar.

Wenn man vom Wetter ſpricht, iſt er nicht weit. Sein Wagen hält eben vor der Thüre.

Baron (raſch.)

Und doch wollen Sie ſchon gehen, liebſter Wandelbar? — Aber Sie dürfen ihm dann ja nicht auf der Treppe begegnen. Das ſchickt ſich nicht. Hinten hinunter, — mein Beſter. — Durch den Garten.

(Er umarmt ihn, und ſchiebt ihn damit nach einer Seitenthüre.)

Adieu, — Adieu. — Auf Wiederſehen beim Abend.

Wandelbar.

Werde nicht fehlen.

(Im Abgehen für ſich.)

Ich habe den Wald gelichtet.

(Ab.)

Baron (allein.)

Jetzt den Verſtand zuſammen genommen. Ich muß ihn gewinnen, ihn mir unterwerfen. — Ich brauche Fonds. — Er hat ſie.

Vierter Auftritt.

(Der Vorige. Hallmund.)

Hallmund.

Herr Baron, Sie verzeihen meinen verzeitigen Beſuch.

Baron

(geht ihm ſehr freundlich entgegen.)

Willkommen. Zwiſchen uns keine Förmlichkeiten. — Legen Sie ab.

Hallmund (thut es.)

Ich komme als reuiger Sünder. Sie wiſſen wohl ſchon. Ein Ungeſchick meines Kammerdieners. Fräulein Adeline iſt ſo ungütig geweſen mich ſtrenger beſtrafen zu wollen als ich verdiene.

Baron.

Lachen wir darüber, mein Lieber. Die Mädchen ſind einmal ſo. Genehmigen Sie unſere herzliche Abbitte; unſeren innigen Dank für Ihre liebenswürdige Aufmerkſamkeit. Adeline, nun beſſer

belehrt, wird gern bekräftigen, was ich für ſie vorläufig ausſpreche.

Hallmund.

Wird ſie? — Ach! daß wir nichts weiter ſind, als Spielbälle in den Händen launiger Umſtände. Ich bezweckte heute ſo Wichtiges für mich, gerade heute, an dieſem feſtlichen Tage, — und nun, wirft mich dieſer traurige Umſtand in beengende Muthloſigkeit.

Baron.

Courage. — Laſſen Sie ſich nicht intimidiren.

Hallmund.

Ich wollte mich unterſtehen, Fräulein Adelinen, und Ihnen eine Bitte vorzutragen, an der das Glück meines Lebens hängt.

Baron.

Das wäre. — Mit einem Worte, wenn ich bitten darf. Was ſollen wir? was Adeline für Sie thun?

Hallmund (zögernd.)

Ich wollte wagen —

Baron.

Friſch auf —

Hallmund.

Ihr anzubieten —

Baron.

Sehr gutig. — Was? — was?

Hallmund.

Mein Herz —

Baron.

Fi! —

Hallmund.

Und meine Hand. —

Baron (ſich überraſcht ſtellend.)

Hallmund! —

Hallmund.

Ich ermeſſe die Verwegenheit. — Der Unterſchied des Standes —

Baron (unterbrechend.)

Still — ſtill. — Dieſes helle Zeitalter ermißt den Werth eines Mannes nicht nach Traditionen. — Sind Sie Adelinens Neigung gewiß?

Hallmund.

Gewiß? — ach nein. — Hoffnungen freilich. — Wenn nur Sie —

Baron.

Vortrefflich. Denn, ſehen Sie, ſo hoch ich Sie achte, der Neigung meines Kindes kann ich nicht gebieten. Muß freie Wahl haben. — Durchaus. Meine Frau aber, und ich, mit Entzücken, wenn —

Hallmund.

Wenn? — o wenn?

Baron.

Sie Ihr Wort nicht zurück nehmen, nach dem was ich Ihnen zu ſagen habe. Ich würde es Ihnen nicht übel deuten.

Hallmund.

Ich verſtehe Sie nicht.

Baron.

Adeline iſt keine reiche Erbin mehr. Die reactionaire Cabale, die mich ingrimmig verfolgt, hat geſiegt. — Mein Prozeß iſt verloren ſein.

Hallmund.

Was Sie mir eröffnen, ſchmerzt mich tief, Ihrer wegen. Meinen Entſchluß kann es nur befeuern, — befeſtigen. — Innig, aufrichtig entſchloſſen erneure ich meine Bewerbung.

Baron.

Brav' — trefflich.

(Er ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Ich rufe ſie.

(Er öffnet die Thüre des einen Seitenzimmers.)

Liebe Charlotte, — Adeline, — auf ein Wort

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen, die Baronin, Adeline.)

Baron

(nimmt raſch die Hand Adelinens.)

Mein liebes Kind, die Mutter hat Dir wohl ge ſagt, wie es um uns ſteht.

Adeline.

Die Thränen in meinen Augen zur Antwort mein Vater.

Baron.

Ich war reich und glücklich; ich bin unglücklich und arm. Du hatteſt glänzende Ausſichten; ſie zer ſtießen, wenn nicht Außerordentliches eintritt in Dein Leben. Es iſt eingetreten. Dieſer würdige uneigen nützige Mann bittet um Deine Hand.

(Adeline erſchrickt, und wirft ſich in die Arme ihrer Mutter.)

Baronin (zu ihr.)

Gefaßt, meine Adeline.

(Zu Hallmund.)

Mein Herr, ich achte Sie, danke für Ihre gute Abſichten. Meine Tochter iſt aber unvorbereitet überraſcht. —

Hallmund.

Keine Bedrängung, wo ich ſo hoch verehre. — War ich zu raſch? — Ich ſchmeichelte mir, Fräulein Adeline ſei meinen Gefühlen nicht fremd geblieben, ob ich ſeither auch noch nicht Worte gefunden ſie beſtimmt auszudrücken. — Indeſſen. —

Adeline (ſich faſſend.)

Nein mein Herr. Ich bedarf der Bedenkzeit nicht, die Sie mir gönnen wollen. Frei und offen will ich Ihnen erklären —

Baron (einfallend.)

Nicht ſo vorſchnell, meine Adeline. Allerdings erfordert Deine Antwort Ueberlegung. — Komm, ein Wort mit Dir im Vertrauen.

(Er führt ſie weiter vorwärts, während im Hintergrunde Hallmund, und die Baronin im leiſen, lebhaften Geſpräche ſind.)

Baron (zu Adelinen.)

Liebſte Adeline, wie ſich von ſelbſt verſteht, Du haſt ganz freie Wahl. Magſt Du Hallmund nicht, ſchlage ihn aus. Zwar weiß ich dann nicht was dereinſt aus Dir, aus uns Allen, werden ſoll. Ich bin ein Bettler. Keine andere angemeſſene Verbindung kannſt Du erwarten. Du biſt zu Entbehrungen nicht erzogen. Ich, an Reichthum und Fülle gewöhnt, habe keinen Ort mehr auf den ich mein

Haupt hinlegen könnte. Verachtung, der Hohn meiner Feinde, ſind mein Loos. Aber Alles glücklich zu wenden ſteht in Deiner Macht. In Deiner Verbindung mit Hallmund finde auch ich die Mittel mich wieder emporzuringen. In Deine Hände lege ich mein Geſchick. Verſchmähſt Du Hallmund, — ich muß mich darin finden. Aber denke nach, ob Du Kraft haben möchteſt den ſtummen Vorwurf meiner Verzweiflung, meiner Entbehrungen zu ertragen. Handle indeſſen wie Du willſt. Ich wiederhole Dir, Du biſt ganz frei; wir thun Dir keinen Zwang an.

Adeline (bitter und ſchaut.)

Nein, mein' Vater, Sie thun mir keinen Zwang an, und ſind ſo gütig mir die Mühe der Ueberlegung zu erſparen. Ich bin frei, — wo ich keine Wahl habe.

(Sie wendet ſich raſch und entſchloſſen.)

Mein Herr Hallmund. Ich willige darin Ihnen meine Hand zu geben.

Hallmund.

Sie machen mich zum glücklichſten der Sterblichen.

Baronin (warnend)

Adeline

Adeline

(wirft ſich in die Arme der Mutter.)

Es iſt beſchloſſen meine Mutter. — Ich bin ja nicht gezwungen; ich bin frei.

Baron (umarmt ſie ebenfalls.)

So meinen freudigen Segen zu dieſem Bunde dem erſten Pfande einer vergütenden Zukunft.

(Zu Hallmund.)

Mit inniger Zufriedenheit begrüße ich Sie als Sohn.

Komm, liebe Charlotte. Laſſen wir die jungen Verlobten einen Augenblick allein.

(Er führt die Baronin ab.)

Hallmund.

O meine Adeline, wie finde ich den Ausdruck meines Dankes, meiner Gelubde der treuſten liebinnigſten Verehrung.

(Adeline ſteht ſtumm und ernſt.)

Sie haben kein Wort für mich? Zürnen Sie mir noch jetzt, wegen jenes, von widrigen neidiſchen Geſchicken verfolgten heutigen Angebindes? Betrüben Sie mich nicht ſo ſehr. Von der Zukunft erwarten Sie meine vollſtändige Rechtfertigung, und als Zeichen der Verſöhnung nehmen Sie nun jenes Album aus meinen Händen zurück.

(Er nimmt das in Papier eingeſchlagene Album aus ſeinem Hute, und überreicht es ihr. Sie nimmt es, geht an den Tiſch und klingelt. Ein Diener tritt ein.)

Adeline (reicht ihm das Album.)
Louis, trage er dieß Paket auf meinen Tiſch.

(Diener ab.)

Adeline ſich gegen Hallmund verneigend.)
Gelegentlich das Weitere, mein Herr.

(Sie geht ab, Hallmund bleibt betroffen ſtehen.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Garten an Sittigs Hauſe. Wilhelm tritt mit verſchränkten Armen, in Sinnen verloren; ſpäter Adeline.)

Wilhelm.

Iſt es wahr, oder nicht?

(Er fährt gleichſam erwachend auf, und reibt ſich die Stirne.)

Ha! — das habe ich die letzte ganze lange ſchlafloſe Nacht mich gefragt. Sie ſelbſt kann mir nur Beſcheid geben. Geſtern Geburtstag; heute — Begrabnißtag der ſüßeſten Hoffnungen. — O dieſes Leben! Dieſes ermüdende, kraftverzehrende Hingeſchleppтwerden, von einer Station zur andern, um die nachſtfolgende immer troſtloſer zu finden! das Ziel der beſchwerlichen Reiſe nicht abzuſehen.

Der Maimorgen iſt ſo ſchön. Sie kommt gewiß in den Garten, und bald, vermuthlich allein. — Wir werden hören — Ach! — ein flüchtiges Wort

genügt einen ganzen Lebensfrühling in den Knospen zu tödten.

Da ist sie schon.

(Adeline tritt ein, im Morgenanzuge.)

Adeline (mit Befangenheit.)

Guten Morgen, Herr Rheinwald. Ihre Cousine Minna nicht hier?

Wilhelm.

Nein, mein Fräulein.

Adeline.

So will ich später wiederkommen.

(Sie will gehen.)

Wilhelm.

Wenden Sie sich nicht so ungütig von mir ab. — Ich bitte, — ich beschwöre Sie.

Adeline.

Was haben Sie mir zu sagen?

Wilhelm

(nach kurzer Pause, mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes.)

Eigentlich nun nichts mehr. Ihr verändertes Betragen beantwortet meine Frage. — Ja, — es ist wahr.

Adeline.

Manches ist wahr. Welches meinen Sie zunächst?

Wilhelm.

Was man geſtern Abend bei Ihnen ſich zuflüſterte, — was den Anſchein hatte —

Adeline.

Ja ſo. Sie ſprechen von meiner Verlobung mit Hallmund.

Wilhelm (ganz verzweifelt.)

O mein Gott! —

(ſich ſchnell faſſend, bitter bis zu Verwirrung und Ironie.)

Es iſt zwar noch nicht gemeldet. Dennoch bitte ich, meinen höflichſten Glückwunſch zu genehmigen, ſo den meinen, als den meiner Couſine Minna, die ſich außerordentlich freuen wird, wie ich mich denn auch über alle Maaßen freue, denn wir Alle können durchaus nicht anders als uns freuen.

Adeline.

Ja, mein werther Freund und Lehrer, freuen wir uns. — Nicht über dieſes Bündniß eben, — darüber, daß mit der Prüfung die uns von Oben zu kommt, wir auch die Kraft, die Ergebung, den frommen Glauben empfangen, ſie würdig zu erdulden.

Wilhelm (erſchüttert.)

Vergeben Sie mir, Herrliche, Bewunderungswerthe, — Ich erkenne Sie wieder, — weiß Alles.

(Er birgt ſein Geſicht in den Händen.)

Adeline.

Ja — Rheinwald, Sie wiſſen Alles. Laſſen Sie uns einen letzten koſtbaren Augenblick nicht an überflüſſige Erörterungen verſchwenden. Ein eiſiger Hauch zieht durch unſern Morgenhimmel. Es wird kalt; — damit werde es auch klar.

Wilhelm.

Sei dem alſo. Es giebt eine Klarheit ohne Rede. Niemals habe ich gewagt auszuſprechen, was ſeit lange meine Seele erfüllte. — Sie wiſſen es.

Adeline.

Ich weiß noch mehr. In dieſer Stunde hoffnungsloſen Scheidens geſtehe ich Ihnen frei, daß Sie mir theuer waren, daß ich dieſes ſchuldloſe Gefühl, dauernd, unwandelbar in meine Pflicht hinübernehme.

Wilhelm.

Sie zerreißen mein Herz.

Adeline.

Nichts Sündliches, nichts Beſchamendes ſage ich Ihnen. Es iſt beſtimmt, daß mein Leben den Einklang der freien Gefühle mit der Pflicht nicht offenbaren ſoll. Der bloßen Pflicht zu folgen iſt mir beſchieden. Das werde ich, ſtreng, — redlich, — ohne Wanken. Dieſes erſte und letzte Bekenntniß drückt das Siegel ewigen Verſtummens auf mein Gemüth.

Wilhelm.

Daß ich Sie erſt ganz erkennen, Sie anbeten muß, indem Sie unwiederbringlich für mich verloren ſind!

Adeline.

Das war ich immer. Unſere Herzen fanden ſich, aber die Verhältniſſe hier auf Erden widerſprechen meiſt den Beſtimmungen in den Sternen. Das iſt die Unvollkommenheit unſerer Zuſtände. Seien wir größer als ſie. Dulden wir muthig, wo wir nicht gewinnen können. Sklaven der Umſtände, befreien wir uns, indem wir entſagen. Wenn Sie mich wirklich lieben, beweiſen Sie es, indem Sie meinem Beiſpiele nachſtreben.

Wilhelm.

Die Botſchaft einer höheren Natur vernehme ich — Ja — ich will. Ob auch der Schmerz mein Inneres zerreiße; ich will, ich werde. Geben Sie hin, Muſter der weiblichen, der reinen menſchlichen Würde, Gegenſtand der Bewunderung. Keine Klage ſoll meine Lippen bewegen. Mein Gefühl verſchließe ich in meine Bruſt. In dieſem ſchwöre ich Ihnen unverbrüchliche Treue: — Ihnen, — der ewigen Macht, die ich, hingeriſſen, — ich kann nicht anders — zu Ihren Füßen verehre.

(Er ſinkt vor ihr auf die Knie.)

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Hallmund — raſch eintretend, einen Blumenſtrauß in der Hand.)

Hallmund (betroffen.)

Ha, — was ſehe ich! mein Herr. —

Wilhelm

(ſich nach ihm umſehend, ohne aufzuſtehen, kalt.)

Was beliebt Ihnen?

Hallmund (zu Adelinen.)

Adeline — mein Fräulein, — und Sie geſtatten? —

Adeline (zu Wilhelm, ſanft.)

Stehen Sie auf.

(Wilhelm erhebt ſich. Sie fährt fort zu Hallmund, mit Würde und Adel.)

Ja, mein Herr, ich geſtattete gern, daß Herr Rheinwald in dieſer demüthigen Stellung nicht mich, eine höhere Macht verehrte deren Lenkung wir uns in frommer Entſagung unterwerfen.

Hallmund.

Ich begreife nicht.

Adeline.

Und die Sache iſt doch ſo einfach. Als Sie noch kein Recht auf mich hatten, fanden unſere Gefühle einen ſittlichen Einklang. Wir konnten es nicht hindern. Ihre Blumen da können auch nicht

dafür, daß ſie dufteten. Sie unterließen es jetzt, um ſo ſicherer konnten ſie auf ihren Stengeln verwelken. Die Blumen ſind gepflückt, und ich — bin verlobt.

Hallmund.

Sie erſchüttern, — Sie entſetzen mich.

Adeline.

Das will ich nicht. — Ich will nur wahr ſein. Ich ſuchte nicht den Bund mit Ihnen, und ich durfte ihm nicht widerſtreben. Mißfällt Ihnen meine Aufrichtigkeit, deſto übler für Sie. Gehen Sie, melden Sie meinen Eltern was Sie geſehen. Ich ſtehe über dem Vorwurfe, und der Furcht.

Hallmund.

Wofür halten Sie mich?

Adeline.

Für einen Ehrenmann. Nichts auf der Welt ſoll mir heiliger ſein als Ihre Ehre, — als meine Pflicht gegen Sie. Wenn Sie Ihr Geſchick an das meinige knüpfen, kann ich für Ihr Glück nicht ſtehen. — wohl aber für Ihre Sicherheit. Den Zweifel — unterſage ich Ihnen.

(Sie geht ab. Hallmund und Wilhelm ſehen ſich einen Augenblick ſtumm gegenüber.)

Hallmund.

Mein Herr, — ich verſtehe den Gebrauch meiner

Waffen, Sie den der Ihren. Es ſcheint indeſſen, daß wir ſie gegen einander nicht anwenden konnen.

Wilhelm.

Nein. Es wäre albern.

Hallmund.

Ich halte auch Sie für einen Mann von Ehre.

(Er läßt den Blumenſtrauß fallen.)

Wilhelm.

Das bitte ich mir aus.

Hallmund.

Alſo —

Wilhelm.

Ja, alſo. —

Hallmund.

Guten Morgen, Herr Rheinwald.

Wilhelm.

Guten Morgen, Herr Hallmund.

(Er geht langſam ab.)

Dritter Auftritt.

(Hallmund, dann Minna, zuletzt ein Diener Hallmunds.)

Hallmund.

Was habe ich gethan! — Was vernichtet! — Sie, — mich ſelbſt. Unſelige Täuſchung! — Nein,

unſelige Eitelkeit. Die behagliche Feſtigkeit, das ſchimmerloſe Glück des Standes, der Verhältniſſe zu verlaſſen für die ich geboren wurde, nach der Stellung auf einer höheren Stufe zu ſtreben, die für mich keine Feſtigkeit hat, von nichtigem Schimmer verblendet. Kann ich zurück? — Unmöglich. Wenn ich mich verachte, ſoll es auch die Welt? Wenn ich Adelinen erkenne, ſoll die Welt ſie verkennen? — Gott — Minna. —

Minna

(raſch ein- und vortretend. Als ſie Hallmund erblickt, bleibt ſie ſtehen, verlegen, unſchlüſſig.)

Entſchuldigen Sie. — Iſt Fräulein Adeline nicht hier?

Hallmund.

Nein. — nicht hier, — liebe Minna.

Minna.

So will ich —

(Will gehen.)

Hallmund.

Verweilen Sie. — Haſſen Sie meinen Anblick?

Minna.

Bewahre. Es war nur um Sie nicht ſtören zu wollen.

(Sie ſtehen ſich befangen gegenüber.)

Minna.

Es iſt heute ein ſchöner Morgen.

Hallmund.

Ja, — für die Glücklichen.

Minna.

Gewiß.

(Sie ſieht den Blumenſtrauß Hallmunds am Boden.)

Welche ſeltenen Blumen. — Wer ſie nur verloren hat.

Hallmund.

Einer der keine Blumen mehr braucht.

Minna.

So will ich —

(Sie will den Strauß aufheben.)

Hallmund (hindert ſie.)

Nein, holdes frommes Mädchen.

(Er ſetzt den Fuß auf die Blumen.)

Für Sie ſind keine weggeworfenen Blumen. — aufgeleſen aus dem Staube. — Laſſen Sie dieſe — Es ſind häßliche Blumen.

(Er zertritt den Strauß.)

Minna.

Wie ſchade.

Hallmund.

Bedauern Sie nicht. Sie verdienen Beſſeres aus würdigen Händen; — werden es empfangen.

Minna.

Sie sprechen in einem Tone, — offenbaren eine Stimmung. — Beide —

Hallmund.

Beide? — reden Sie frei.

Minna.

Hätte ich nicht von Ihnen, an diesem Morgen, erwartet.

Hallmund.

Wie so?

Minna.

Es ist noch nicht öffentlich bekannt gemacht, und im Hause jedoch konnte nicht verborgen bleiben, daß Sie gestern Ihre Verlobung mit Fräulein Adeline gefeiert.

Hallmund.

Nun gut. Was folgt daraus?

Minna.

Daß jene Nachricht entweder nicht wahr, — oder Sie — (Sie zögert.)

Hallmund.

Adelinens nicht würdig sind. — Das wollen Sie noch wohl sagen.

Minna.

Nicht gerade das. —

Hallmund.

Laſſen wir das gut ſein. Es iſt wahr was Ihnen nicht verborgen bleiben können.

Minna.

Sehen Sie wohl. Empfangen Sie meinen Glückwunſch. — Ich nehme den beſten Antheil.

Hallmund.

Ich danke Ihnen.

Minna (lebhafter.)

Danken Sie vielmehr der Vorſehung. Ihr Glück iſt vollkommen. Adeline iſt ſo trefflich, daß ihr Gemahl zu den Hochbegnadigten ſich zählen muß oder er müßte den Inbegriff ſo ſchöner Eigenſchaften nicht zu ſchätzen verſtehen.

Hallmund.

Sie rühren mich unbeſchreiblich. Was Sie an Adelinen loben, muß ſie, muß Jeder auch bei Ihnen anerkennen.

Minna.

Ich bitte, — verſchonen Sie mich. Solche Schmeicheleien darf ich am wenigſten von Ihnen vernehmen.

Hallmund.

Recht ſo. — Sie lieben Adelinen?

Minna.

Welche Frage. Aus voller, treuſter, innigſter Seele. Unter allen Umſtänden werde ich ſie lieben

Hallmund.

Das iſt groß, — das iſt ſchön. Nichts herrlicher, nichts erhabener, als ſolche freie Liebe. Vollende wenn ſie erwiedert wird.

Minna.

Deſſen bin ich von Adelinen gewiß.

Hallmund.

Wohl Ihnen.

Minna.

Ich werde dieſes Wort Ihnen doch wohl zurückgeben dürfen?

Hallmund.

Ein Kapitel, über das ſich nichts ſagen läßt, oder viel. Zum letzten iſt hier nicht der Ort. Neue Zuſtande geben jederzeit eine gewiſſe Befangenheit.

Minna.

Doch nur wenn ſie überraſchen.

Hallmund.

Wie Sie wollen. Aber, wenn ich nicht irre, iſt nichts ſo hinterhaltsluſtig als eben die Ueberraſchung.

Minna.

Ich verſtehe ſie nicht.

Hallmund.

Wir erwägen, glauben allen Wechſelfällen vorgebeugt, Alles recht in Ordnung geſtellt zu haben. Und, ſiehe da, plötzlich tritt ein Unerwartetes herein,

— und wir haben die Ueberraſchung doch, — wie ſie uns am wenigſten gefällt.

Minna.

Dann möchten wir vorher doch nicht wohl erwogen, uns, und die Zuſtände, die wir bedingen wollen, nicht genügend durchdrungen haben.

Hallmund.

Das iſt es. Daß wir Thoren ſind, unſere Thoren, und Thoren der Umſtände. Wir combiniren, wir reihen Schlußfolgen an Schlußfolgen, wir bilden uns wunders ein auf unſere Vernunft; wir vertrauen ihrer Leuchte in der Dunkelheit, und folgen ihr eifrig nach. — Am Ende, war die Leuchte ein Irrlicht, — und die Wellen ſchlagen über uns zuſammen

Minna.

Da müßte es nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein. Die Leuchte der Vernunft iſt kein Irrlicht, wenn das Herz ſie entzündet.

Hallmund

(ſich ſelbſt vergeſſend, heftig ergriffen, ſchmerzlich.)

O mein Gott! — mein Gott! —

Minna (mit Würde.)

Mein Herr, Sie vergeſſen mit wem Sie ſprechen. Wenn es nicht Ihr Herz war, das Sie zu Adelinen hinzog, bin ich von allen Sterblichen die Letzte, vor der ein ſolches Geſtändniß abzulegen iſt. Ueber Ihr

Glück, an der Hand dieſes trefflichen Weſens, könnte ich mich aufrichtig freuen. Ihre Täuſchungen kann ich nicht bedauern. Ihre zu ſpäte Klagen müſſen Sie entwürdigen, — mich beleidigen.

Guten Morgen, mein Herr.

(Sie geht ab.)

Hallmund.

Minna, — noch ein Wort. — Wehe mir! — was habe ich gethan! — was vernichtet! — was verloren!

(Ein Diener Hallmunds tritt ein.)

Diener (ſehr eilig.)

Gnädiger Herr, — mich ſendet Herr Friedler, bittet ſie inſtändigſt ſich für ein paar Augenblicke nach Hauſe zu verfügen.

Hallmund.

Ich komme.

(Ab, — der Diener folgt.)

Vierter Auftritt.

(Der Saal in Hallmunds Hauſe. Friedler, ein Handlungs-Commis.)

Friedler.

Aber ich ſage Ihnen ja, — Herr Hallmund iſt jetzt nicht zu Hauſe. Melden Sie das Ihrem Prinzipal.

Commis.

Ich habe den gemeſſenſten Befehl nicht ohne das Geld zu kommen.

Friedler.

Und ich kann ohne den meines Herrn ſo große Summe nicht verabfolgen laſſen. Dieſes Haus wird doch wohl, noch ein paar Stunden Sicherheit für armſelige zehntauſend Thaler gewähren können?

Commis.

Ohne Zweifel. — Indeſſen —

Friedler.

Ich gebe nichts, bis mein Herr wieder hier ſein wird. Gehen Sie mit Gott. In einer Stunde werden wir zu Dienſten ſein.

(Commis ab.)

Friedler.

Ich begreife nicht. Von unſern Geſchäftsfreunden Einer nach dem Andern. — Geld — Geld — immer Geld. Iſt denn der Banquerott vor der Thüre?

Fünfter Auftritt.

(Der Vorige, Aſſiſtenzrath von Wandelbar.)

Wandelbar (ſehr eilig.)

Bon jour. Herr Hallmund zu Hauſe?

Friedler.

Nein. Früh ausgegangen, — noch nicht zurück.

Wandelbar.

Auf der Börse?

Friedler.

Nicht auf der Börse.

Wandelbar.

Im Café de commerce?

Friedler.

Auch da nicht.

Wandelbar (ungeduldig.)

Wo denn?

Friedler.

Weiß nicht.

Wandelbar.

Ich muß ihn aber ſprechen.

Friedler.

Bemühen Sie ſich in einer Stunde wieder her.

Wandelbar.

Geht nicht. Ich habe ihn nothwendig, eilig zu ſprechen.

Friedler.

Bedaure. Um die Zeit des Gabelfrühſtückes wird er zurück ſein.

(Mit einem hämiſchen Seitenblicke.)

Wandelbar.

Ich kann nicht warten. — Oder, hören Sie, — können Sie vielleicht —

Friedler.

Nein ich kann nicht.

Wandelbar.

Sie wissen ja nicht was ich sagen will. Ich habe, weniger für mich, als für mehre meiner Mandanten, einige Summen in Herrn Hallmunds Handlung gelegt

Friedler.

Die Zinsen sind bezahlt.

Wandelbar.

Ach was! — Ich muß die Kapitalien wieder einziehen

Friedler.

So?

Wandelbar.

So ist nichts dabei, — gar nichts dabei

Friedler

Glaub es.

Wandelbar

Herr Hallmund ist mein vertrautester Freund. Wir haben als Freunde uns verabredet. Ich darf die Summen zurückziehen sobald ich will.

Friedler.

Ei.

Wandelbar.

Ich muß ſie nun haben. — gleich. —

Friedler.

Herr Hallmund iſt nicht zu Hauſe.

Wandelbar.

Das höre ich ja. — Aber —

Friedler.

Wenn er wieder kommt.

Wandelbar.

Das iſt um den Verſtand obenein zu verlieren. Ich muß ihn ſuchen. Es kommt auf einen Augenblick an.

(Eilt ab.)

Friedler.

O dieſen lieben vertraute Freunde
Gott ſei Dank, da iſt er.

Sechſter Auftritt.

(Der Vorige, Hallmund.)

Hallmund

(durch eine Seitenthüre eintretend.)

Sie ließen mich rufen. Was giebt es?

Friedler.

Erfuhren Sie es nicht schon auf der Treppe? Sie wird heute nicht leer.

Hallmund.

Ich kam durch den Hof, durchs Comptoir und den Corridor. — Was haben Sie?

Friedler.

Ich weiß es nicht. Seit einer Stunde strömt Alles auf uns ein, das Geld bei uns stehen hat, und fordert Rückzahlung. Nie erlebte ich Aehnliches. Eben ging Herr von Wandelbar von hier, der auch alle Fonds aus Ihrer Bank ziehen will.

Hallmund.

Was ist denn das? — Ist etwas vorgefallen?

Friedler.

Ich weiß von nichts.

Hallmund.

Ich werde zahlen, — zahlen.

Friedler.

Wenn das aber noch zwei Stunden dergestalt anhält, können wir nicht mehr zahlen.

Hallmund.

Das wäre. — Es ist nichts geschehen, das meinen Credit gefährden könnte. Klätschereien, deren Nich-

tigkeit zu Tage kommen muß. Unnütze Befürchtungen bei denen die Beschämung auf die Zaghaften zurückfallen wird.

Friedler.

Gott gebe es.

Hallmund.

Wie viel hat man schon gefordert?

Friedler.

Dreißig-, vierzig-, fünfzigtausend Thaler.

Hallmund.

In der einzigen Stunde?

Friedler.

Vielleicht noch mehr.

Hallmund (betroffen.)

Sonderbar. Ziehen auch wir unsere Forderungen ein — so viel wir erlangen können.

Friedler.

Gleich, — gleich.

(Will gehen.)

Hallmund.

Aber forschen wir auch nach, woher dieser contraire Wind weht. Ich muß nun hier bleiben. Eilen Sie auf die Börse. Hören Sie zu.

Friedler

Sehr wohl.

Man hört draußen Sittigs Stimme: »iſt Herr Hallmund zu Hauſe?«

Friedler

(eilt die Thüre zu öffnen.)

Ja, ja, — er iſt zu Hauſe. Wir werden nun erfahren, was man immer zu früh erfährt.

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen, Sittig, ſehr eilig.)

Sittig.

Es befremde Sie nicht, lieber Hallmund, daß ich ſo ohne Umſtände bei Ihnen eindringe. Aber die höchſte Eile.

Hallmund.

Willkommen. Wollen auch Sie Geld von mir?

Sittig.

Bewahre. Ich habe nichts zu fordern. Aber ich bin Ihnen ſchuldig. Es war Ihnen geſtern nicht gelegen die Kaufſumme für die Waldungen zu empfangen. Nun verliere ich keinen Augenblick ſie Ihnen ſelbſt zu bringen. Mein Diener wartet draußen.

Hallmund.

Gilt das denn ſo ſehr?

Sittig.

Allerdings. Sollten Ihre baaren Fonds nicht ausreichen. — wenn nur noch irgend Sicherheit bleibt — Seien Sie nur aufrichtig. Dergleichen kann begegnen. Es iſt eine Sache des geſammten ſoliden Handelsſtandes, das Haus Ihres Vaters, wenn irgend möglich, nicht fallen zu laſſen.

(Hallmund will antworten, ſchaudert aber unwillkührlich zurück, und wendet ſich ab.)

Friedler.

Werther Herr Sittig. Sie handeln wie Sie ſprechen, immer großmüthig und edel. Mein Herr Principal dankt Ihnen verbindlichſt. Aber es iſt uns unbekannt, daß wir auf irgend eine Weiſe bedroht werden — Wir wiſſen von nichts.

Sittig.

Sind denn nicht ſchon Zahlungen von Ihnen gefordert?

Friedler.

Viele Aber wir wiſſen nicht warum.

Sittig.

Waren Sie heute noch nicht auf der Börſe?

Friedler

Nein noch nicht.

Sittig

Sie haben alſo keine Kenntniß von dem Londoner Briefe?

Friedler.

O nein, — nein.

Sittig

Er läuft in zwanzig Abſchriften um.

Friedler.

Du meine Güte! — wir ſahen ihn nicht.

Sittig (giebt ihm ein Papier.)

Hier iſt die meine.

Friedler (lieſt.)

„Das Haus Blackfair in Liverpool hat ſeine Zahlungen eingeſtellt. Sein, mit dem Hauſe Hallmund auf Ihrem Platze unternommenes, höchſt gewagtes Geſchäft nach Vera-Cruz, iſt mißglückt. Ein Schiff iſt von Kapern in Grund gebohrt. Die übrigen ſind genommen.“

Ha!! —

(Er läßt das Papier fallen.)

Hallmund

(wendet ſich, macht ein paar Schritte vorwärts. Seine Bruſt arbeitet. Er zittert. Endlich ſtößt er faſt ſchreiend das Wort aus.)

Vernichtet! —

(Er ſinkt beſinnungslos nieder.)

Friedler.

(Er ſtirbt.

Sittig.

Nur ein Schlagfluß, — oder Ohnmacht. Hülfe Hulfe, Hulfe.

(Er eilt ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Der Garten an Sittigs Hause. Minna tritt vorsichtig ein, sieht sich um. Dann Salamon Friedberger.)

Minna

Niemand hier? — Alles sicher. — Mein Rendezvous kann statthaben.

(Sie winkt in die Scene.)

Pst. — Pst.

Salamon

tritt ein, in der Weise alter Juden, aber ohne Caricatur gekleidet.)

Nun da bin ich. Hab ich Sie doch gekennt von klein auf. Will ich doch Alles gern für Sie thun, und Sie weißen, der alte Salamon meints gut mit alle Leut, und wenn er noch hätte einen Vater, könnt er ihn nicht mehr verehren als den Herrn Papa, und wenn er hätte einen Sohn, könnte er ihn nicht mehr lieben als den Herrn Papa, und Sie sind geweſt ein klein Täubchen alle Zeit zu dem

alten Salamon. Aber ſehen Sie zu, — ſehen Sie zu. Es iſt doch ein mißlich Ding, wenn es erfährt der Herr Papa.

Minna.

Ueberlaſſen Sie das nur mir, mein alter Freund.

Salamon.

Und wenn er wird kommen zu weißen, daß mit darunter ſteckt der alte Salamon, — wird er mich jagen aus des Kantor, wird er mich ſchmeißen herunter die Trepp. — Au weih geſchrien.

Minna.

Fürchten Sie das Alles nicht. Ich ſtehe für Alles. Auch behalte ich den beſtimmten Beſchluß mir noch vor.

Salamon.

Thun Sie daran gut. Als ich ſoll bleiben geſund, es iſt kein Pappenſtiel. Es iſt zu machen die Sach ſo leicht nicht als Sie meinen. Es muß ſein dabei ein Pfiff, ſonſt gehts gar nicht. Aber wenn es ſein ſoll, nun — was thu ich! — hab ich mir doch ſchon ausgedenkt wie ichs zuſtande bringe.

Minna.

Es iſt auch nur für den Nothfall. Sie versprechen mir aber, bis ich Sie deſſen entbinde, das tiefſte Geheimniß.

Salamon.

Nu — nu, — nu, — ſo gut als ich kann.

Minna.

Ich werde Sie dafür belohnen. —

Salamon.

Belohnen! — wie kommen Sie mich für? — Belohnen? Was thu ich damit? Der alte Salamon hat ſeine Maklergebühren von die Kaufleut. Beleidigen Sie nicht den alten Salamon mit die Belohnung von Sie.

Minna.

Ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen. Ich achte, und liebe Sie, darum ſchenke ich Ihnen mein ganzes Vertrauen. Aber, wie geſagt, es iſt Alles nur für den Nothfall. Ich darf Anderen nicht vorgreifen, die mehr berechtigt ſind, wenn dieſe zutreten wollen, und können. — Gehen Sie dort in die Fliederlaube. Dort entdeckt Sie Niemand. Erwarten Sie mich, und meinen letzten Entſchluß. In einer Viertelſtunde bin ich bei Ihnen.

(Salamon Friedberger ab.)

Minna (allein.)

Ich wage viel. — Ob ich recht thue? Vielleicht nein. Hat er es um mich verdient? Beantworte die Frage, verwundetes Herz. Dennoch, — ich kann nicht anders. Doch Sie geht vor. Großherzig iſt

ke und edel. Wenn Sie will, muß ich weichen — Was kann Sie indeſſen? — Doch möglich Ich muß ſie ausforſchen Da kommt ſie eben.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorige, Adeline.)

Adeline

(anfangs ohne Minna zu bemerken.)

Der Tag vergeht, und noch kommt Niemand Das Haus iſt wie ausgeſtorben. Ob hier —

(ſie erblickt Minna.)

Ich liebe Minna. Können Sie vielleicht mich dieſer Ungewißheit entreißen?

Minna.

Gern, wenn ich vermag.

Adeline

Iſt es wahr, daß Hallmund —?

Minna.

Zu Grunde gerichtet iſt. — Ja — es iſt wahr

Adeline.

Entſetzlich! — aber ich begreife nicht. So plötzlich. In kaum acht Stunden dieſer erſchütternde Glückswechſel

Minna.

Das findet ſich in der Handelswelt bisweilen. Er ſelbſt ahnte, befürchtete nichts. Es ſchlug plötzlich ein, wie der Blitz aus heller Luft.

Adeline.

Immer unerklärlich.

Minna.

Mein Vater meint, nein. Er habe zu verwegen ſpeculirt, um mit einem Wurfe unermeßlich reich zu werden. Die Würfel in dieſem heroiſchen Glücksſpiele fielen unglücklich. Er hat Alles verloren.

Adeline.

Alles? — Durch eigene Schuld.

Minna.

Richten wir ihn nicht. Er iſt ja nur unglücklich, nicht unedel. Er war nur ein Verwegener, kein Thor. Als er fürs Erſte wenigſtens, ſich inſolvent erklären mußte, unterſuchten die drei älteſten Kaufleute der Stadt, mein Vater war dabei, ſeine Bücher. Die Klarheit, die gründliche Kenntniß, der Geiſt ſeiner Geſchäftsführung erfüllten ſie mit Achtung. Nur die Verwickelung in große höchſt gewagte Geſchäfte, die ſeine Mittel und ſeinen Credit überſtiegen, war zu mißbilligen.

Adeline

Was wird aus ihm? — Was wird er beginnen?

Minna.

Als die erste Erschütterung vorüber war, hat er sich mit Klugheit, Sammlung, und Redlichkeit betragen, seine Ehre gerettet: an den Tag gelegt, daß er das letzte große Unglück, das ihn vollends zu Boden wirft, nicht verdient.

Adeline.

Welches große letzte Unglück?

Minna.

Seine übrigen Gläubiger zeigen sich großmuthig. Nur die Handlung Forst und Werkmann, der er zehntausend Thaler schuldet, dringt auf augenblickliche volle Zahlung, verwirft jede Nachsicht.

Adeline.

Wie wird er? — Wie kann er?

Minna.

Er wird und kann nicht. Sein alter treuer Buchhalter durchläuft die Stadt. — Vergeblich.

Adeline (mit Entsetzen.)

So wird er den schmachvollsten Maasregeln anheim fallen?

Minna.

Nein, das wird er nicht.

Adeline.

Wie? — ich sehe nicht ab.

Minna

Es muß ihm geholfen werden. Es muß.

Adeline.

Gott! — aber wer?

Minna.

Wer ihm helfen ſoll? Die Geldleute freilich nicht. Sie rechnen. Aber — es giebt ein Weſen, das nicht rechnet, — ſondern ſich aufopfert. — Liebe Adeline. Wie heißt es nur in der engliſchen Romanze, die Sie ſo ſchön zur Harfe ſingen. Von der Negerin. Ihr Geliebter iſt zum Sklaven gemacht. Sie wollen ihn einſchiffen. Sie ſteigt aus ihrem Palmenwalde, wirft ſich den grauſamen weißen Männern zu Füßen, bietet für die Freiheit ihres Freundes — ſich ſelbſt.

Adeline.

Wie wäre das hier anzuwenden!

Minna (faſt bitter.)

Wie? — Der arme Hallmund iſt freilich kein Neger, und hat kein Negermädchen. Die weißen Damen machen nur Sklaven. Aber ein weißes Mädchen, wenn es das Herz dieſer Negerin hätte, könnte wenigſtens Alles wagen, das im Bereiche unſerer höflichen, verbindlichen, wohlgeordneten Zuſtände liegt. — Es könnte — könnte — könnte.

Adeline (gespannt.)

Konnte?

Minna (mit leidenschaftlicher Innigkeit.)

O was weiß ich. — Hinfliegen zu den Füßen dieſer hartherzigen Knechte des Mammon, ſie mit Bitten beſtürmen, ihre Hände mit Küſſen bedecken, in Thränen baden, ſie bei den Häuptern ihrer Kinder beſchwören, gelehen mit der Nadel, mit ſchwerer Arbeit, in thränenvollem raſtloſen Erwerbe wenigſtens die Zinſen dieſer Schuld zu erringen. — Nur Friſt könnte ſie erflehen. —

Adeline (in höchſter Rührung.)

Minna! — Minna! — Welch ein Engel ſind ſie!

Minna.

O, zu gütig. Ich bin nur ein einfältiges Ding. Aber, liebe Adeline, Sie ſind klug, Sie ſind edel, Sie gebieten mit dem Zauber Ihrer Worte über die Gemüther.

Adeline.

Ich? — wie ſollte ich? — wie durfte ich?

Minna.

Vergeben Sie mir, aber Sie ſind ja ſeine Braut. Wer darf Ihnen vorgreifen.

Adeline.

Sie erſchüttern mich, aber — aber —

Minna (ſanft.)

Aber, es geht nicht. Das iſt natürlich. Als er glücklich war, ſollten Sie ihn nur beſitzen. Bei dem Unglücklichen, wenn ihn ſonſt Alles verläßt, verweilt nur die Liebe, — ringt, ſtrebt, handelt, opfert ſich nur die Liebe. Das iſt ja ein Anderes. Bleiben Sie ruhig, theure Adeline. — Was können Sie dafür. Wenn die Liebe für Hallmund nichts thun kann, — nun wohlan, — ſo ſei er verloren.

(Sie drückt raſch beide Hände Adelinens in die ihrigen und eilt ab.)

Adeline (erſchuttert.)

Welch ein Geſchöpf! — Hallmund, wie reich biſt Du noch. Nein. — Du biſt es nicht. Verloren Du ſelbſt, — und was haſt Du verloren!

(Sie geht ab von der anderen Seite.)

Dritter Auftritt.

(Sittig, Friedler kommen.)

Sittig.

Nehmen Sie Ihren Rückweg durch den Garten. Vermeiden Sie die Straßen, um des läſtigen, nutzloſen Andringens Neugieriger überhoben zu ſein.

Friedler.

Sie entlaſſen mich alſo wirklich ohne Hoffnung?

Sittig.

Wie kann ich anders.

Friedler.

Forſt und Werkmann wollen nicht accordiren, aber mit Ihrer Bürgſchaft für zwei Jahre ſich begnügen, dann von weiteren Maasregeln abſtehen.

Sittig.

Sie ſagten es ſchon.

Friedler.

Ich beſchwöre Sie daher, hier, unter Gottes freiem gnadenreichen Himmel, zum letzten male Retten Sie den Sohn Ihres älteſten Freundes von Schmach und Verderben.

Sittig.

Dringen Sie nicht in mich.

Friedler.

Bei jedem anderen Schuldner in gleicher Lage ware es Wahnſinn von mir Ihnen Solches anzuſinnen. Aber Herr Hallmund iſt ein Ehrenmann, von ungewöhnlichem Geiſte, ungeachtet ſeiner bisherigen Verblendung. Wird der offene Banquerott von ihm abgewendet; darf er ſein Geſchäft unter den billigen Bedingungen, die ihm ſeine übrigen

Gläubiger gewähren, fortsetzen, kann er, wenn auch mit ungeheuern Anstrengungen, gerettet werden. Sie werden künftig nichts verlieren.

Sittig.

Vergeben Sie mir, es kann nicht sein. Herrn Hallmunds letztes Verhalten gegen mich, will ich nicht richten, vielweniger rächen. Die Selbstachtung verbietet mir aber eine öffentliche Aufopferung, welche die Welt als Angeld zu Erneuerung einer von ihm rücksichtslos zerrissenen Verbindung ansehen, und verspotten würde. — Ich bedaure Ihren Prinzipal; nur ein Engel kann ihn retten.

Friedler (die Hände ringend.)

Engel! — es walten keine mehr auf Erden.

Sittig.

Wissen Sie das so gewiß? — Könnten sich irren. Kommen Sie. Ich eröffne Ihnen die Hinterpforte, dort an der Fliederlaube.

(Er geht ab mit Friedler.)

Vierter Auftritt.

(Wilhelm eintretend, bald darauf Assistenzrath von Wandelbar.)

Ich bin den ganzen Tag umhergestreift durch Feld und Wald. — Keine Beruhigung, keine freie Kraft

Auf Seitenwegen bin ich nach Haus gelangt. Der Oheim wird meinen Brief nun geleſen haben. Was wird er beſtimmen?

(Wandelbar tritt erhitzt ein.)

Wandelbar.

Sie ſind da, lieber Rheinwald. Der Baron zu Hauſe?

Wilhelm.

Ich weiß nicht.

Wandelbar.

Der Schlag wird ihn treffen.

Hallmund.

Weshalb.

Wandelbar.

Er meint ſeinen Prozeß verloren zu haben. Es iſt nicht wahr. In der heutigen Gerichtsſitzung wurde das Erkenntniß publicirt. Er hat durchweg, mit dem höchſten Eclat gewonnen. Sein Vetter iſt mit alle ſeinen Forderungen pure abgewieſen, in alle Koſten verurtheilt.

Wilhelm.

Wer hat nun recht? Sagte ich es nicht immer voraus?

Wandelbar.

Ich geſtehe mich geirrt zu haben, als ich an der Sache, nach zwei ungünſtigen Erkenntniſſen ver-

zweifelte. Nun gut. Es ist ohnedem mein letzter Prozeß. Ich lege ja meine Praxis morgen nieder, und werde nicht anstehen Denjenigen zu nennen, dem der Sieg allein zuzuschreiben ist.

Wilhelm (hitzig.)

Das sollen Sie nicht, das dürfen Sie nicht

(Er hält ihn.)

Wandelbar.

Bah! — Ich habe meine Ursachen. — Lassen Sie mich.

(Er macht sich los, und geht ab.)

Wilhelm.

Dieser Prozeß gewonnen! — O warum nicht drei Tage früher. — Der Oheim.

Fünfter Auftritt.

(Sittig, Wilhelm.)

Sittig

(anfangs ohne Wilhelm wahrzunehmen.)

Der alte treue Salamon hat was er haben soll, und ist fort. Im nächsten Augenblicke werden diese zähen, ledernen Forst und Werkmann bezahlt sein. — Ja, ja, es giebt noch Engel.

Wilhelm.

Mein Oheim.

Sittig.

Da biſt Du. Sage mir in aller Welt —

Wilhelm.

Sie haben meinen Brief geleſen?

Sittig.

Ja, ich habe ihn geleſen.

Wilhelm.

Zürnen mir nicht?

Sittig.

Nein. Aber betrübt haſt Du mich. Du willſt fort von hier, — in alle Welt, — nach Amerika. — Biſt Du von Sinnen? — Wozu das? — Wozu?

Wilhelm.

Fragen Sie mich nicht, mein Oheim. Eine Gewalt vertreibt mich. Folgen muß ich, wenn ich mich nicht ſelbſt verlieren ſoll. Hier vergehe ich, — verſchmachte ich. Nur im Sturme wechſelvoller neuer Eindrücke kann ich meine Spannkraft wiederfinden.

Sittig.

Du biſt ein Schwärmer. Zu welchem Zwecke willſt Du die Länder der Erde durchſtreifen?

Wilhelm (dringend.)

Sie haben große Handelsverbindungen in Neu-York, — in Südamerika ſogar. Senden Sie mich dorthin.

Sittig.

Aber Du bist kein Kaufmann.

Wilhelm.

Ich kann Alles was ich will.

Sittig.

Deine gründliche juristische Ausbildung, die Mannigfaltigkeit Deiner gelehrten Kenntnisse, sollen in den Staub geworfen werden?

Wilhelm.

Weg mit ihnen; sie förderten mich nicht in diesen Zuständen, werden es auch künftig nicht. Der Hebel von heute ist Verbindung. Ich kann nur meinen eigenen Weg gehen.

Sittig.

Du verzweifelst zu früh. — Ihr jungen Leute besitzt Vieles, nur nicht Geduld, und Vernunft.

Wilhelm.

Vielleicht nicht da ohne. — Aber das ist es nicht.

Sittig.

Was denn?

Wilhelm.

Schonen Sie mein Geheimniß, das mir nicht allein gehört.

Sittig.

Geheimniß! — junger Thor, hälst Du mich für blind?

Wilhelm

Mein Oheim

Sittig.

Mein Neffe! — dahin kommt es, wenn man für wohlgemeinten väterlichen Rath kein Ohr hat. Zehnmal, — was sage ich — hundertmal habe ich Dich ermahnt, den Umgang im Hause des Baron von Sturm zu meiden. Nicht weil mir der Mann mißfällt, — was freilich ausnehmend der Fall, — sondern weil Adeline ein bezauberndes Geschöpf ist, weil es vorauszusehen war, daß sie Dir den Kopf verdrehen werde, — verdrehen müsse.

Wilhelm.

Sie urtheilen zu rasch.

Sittig.

Nein, ich urtheile verständig, daß der junge Herr davonlaufen will, um die Geliebte nicht in Hallmunds Armen zu sehen.

Wilhelm

(sich in seine Arme werfend.)

O mein Oheim! — mein Oheim.

Sittig.

Nun also. Das ist es. — Mein Junge, nimm Deine Kraft zusammen. Für jetzt nur so viel, daß Hallmund durch einen plötzlichen Unfall auf dem Punkte steht zu falliren.

Wilhelm (erſchrocken.)

Um Himmelswillen! — was ſagen Sie mir

Sittig.

Die Wahrheit. — Doch nur nebenbei. Nicht von Hallmund reden wir nun, von Dir. Du wirſt ihn bei Adelinen nicht aufwiegen, — deshalb ihren Beſitz nicht erreichen. Wahrnehmen aber wirſt Du, wie die geſinnt ſind in deren Haus Du Dein reines Herz getragen. Du wirſt prüfen, ob Du die noch achten kannſt, die als Gatte und Sohn zu lieben Du Dich hingezogen fühlſt. Der iſt kein Ehrenmann der ſich Liebe geſtattet, wo er nicht achten darf. — Gut für jetzt. Ueber Deine Plane das Weitere morgen.

Sechſter Auftritt.

(Die Vorigen, der Baron, die Baronin, Adeline.)

Baronin (vorauseilend.)

Hier iſt er, — hier.

Wilhelm.

O, was erwartet mich!

Baron

(eilt auf ihn zu, und umarmt ihn.)

Rheinwald! — wie ſoll ich Ausdrücke finden Ihnen zu danken.

Wilhelm.

Herr Baron.

Baronin

(mit würdevoller Herzlichkeit.)

Ihr großes Talent belohnt ſich ſelbſt. Aber der ſchöne Eifer den Sie für die Sache Ihrer Freunde, mit dem edelſten Zartgefühle, heimlich, uneigennützig bewieſen, giebt Ihnen die heiligſte Rechte auf unſere Dankbarkeit und Liebe. Sie wiſſen es, ich war immer Ihre Freundin. Nun werde ich es doppelt ſein. Vertrauen Sie mir.

Wilhelm (tief bewegt.)

Hochverehrte, — wie ſoll ich Sie nennen? — Das Wort meines Herzens, iſt meiner Lippe unterſagt.

Adeline

(tritt zu ihm, mit weicher Stimme.)

Mir nicht der Stolz Sie nun ganz zu erkennen — zu bewundern.

Wilhelm.

Mein Fräulein, — auch Sie!

Sittig.

Von dem Allen verſtehe ich keine Silbe. — Was haben Sie mit dieſem Querkopfe?

Baron.

Danken Sie der Vorsehung für solchen Neffen. In letzter Instanz habe ich meinen großen Prozeß gewonnen.

Sittig.

Ei, — gratulire. Macht Herrn von Wandelbar alle Ehre.

Baron.

Daß er ihn in zwei Instanzen verlor? Er ist endlich aufrichtig gewesen. Die Führung dieses merkwürdigen Streites vor dem letzten Richter, hat er, unter seiner Firma, ihrem wackern Neffen übertragen, der heimlich für ihn arbeitete, um sich zur Praxis eines Sachwalters vorzubereiten. Dem Scharfsinne dieses hochbegabten jungen Rechtsgelehrten verdanke ich meinen Sieg, mein ganzes Vermögen.

Sittig

(Wilhelm bewegt in seine Arme schließend.)

Wilhelm! — Dieses, ohne daß wir auch nur eine Ahnung hatten. Das ist tüchtig, das ist brav. Von welchem Geiste Du auch getrieben worden

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen, Hallmund, Minna)

Minna (Hallmund einführend.)

Mein Vater iſt hier. Lieber Vater, Herr Hallmund.

Alle Uebrigen (faſt zugleich.)

Hallmund! —

Hallmund

(gehalten, ruhig und mit Würde.)

Ja, — er iſt es. — Der von Geſtern freilich nicht mehr. Es giebt Gewitter in der moraliſchen Welt, wie in der phyſiſchen. Beide verändern die Luft.

Baron.

Mit Erſtaunen und Ueberraſchung haben wir von dem Glückswechſel gehört, der Sie zu vernichten droht.

Hallmund (kalt.)

Drohte. Ich bin gerettet. Zwar als Schiffbrüchiger, aber doch gerettet.

Baron.

Iſts möglich.

Sittig

Wie?

Minna (für ſich.)

Dem Himmel Dank.

Hallmund (wie vorhin.)

Wie? — ich weiß es nicht, ahne es nur. Der einzige Gläubiger der meinen wirklichen Ruin herbeiführen konnte, und wollte, sendet mir so eben seine Quittung. Er ist bezahlt.

Baron.

Von wem?

Hallmund (scharf prüfend.)

Das fragen Sie? — Ich weiß, daß auch Sie von einem Glückswechsel betroffen worden, aber von einem günstigen. Verehre ich bei Ihnen die Großmuth eines Vaters?

Baron.

Durchaus nicht. Ist mir nicht in den Sinn gekommen.

Hallmund (scharf.)

So? — vergeben Sie.

(Zu Sittig.)

Mein Herr Sittig. —

Sittig.

Herr Friedler wird Sie von meinem Bedauern und dessen Gründen unterrichtet haben.

Hallmund.

So stehe ich vor einem unauflöslichen Räthsel tiefbewegt, erschüttert. Der Lohn des Himmels ist meinem unbekannten Wohlthäter gewiß, nicht minder meine Dankbarkeit. Ich werde ihn einst finden, und

ihm meine Schuld erſtatten. Dazu gebietet mir die Pflicht unabweisbar mein Glück wiederherzuſtellen. In fünf Jahren hoffe ich wieder zu ſein was ich war. Doch hier kann ich nicht bleiben. Selbſt muß ich für einige Zeit nach Neu-York, um dort zur Stelle alle Triebfedern meiner Unternehmungen, beſſer belebrt, zu leiten. Ich reiſe morgen, — komme Abſchied zu nehmen.

Baronin.

Mein Herr, — Sie vergeſſen —

Sittig.

Ja, gnädige Frau. Sie haben recht. Herr Hallmund hat da eine merkwürdige Zerſtreuung. Das wäre der erſte Verlobte, der ohne Noth der Braut den Rücken wendet. Nein, mein lieber Hallmund. Der künftige Herr Schwiegervater iſt wieder einer der Reichſten im Lande. Auf zwanzigtauſend Thaler mehr oder minder wird es ihm nicht ankommen.

Baron.

Bedaure nicht dienen zu können. Zudem, Herr Hallmund wird ſo billig ſein zu ermeſſen, daß jedes Geſchäft ſeine Vorausſetzungen hat. Da dieſe unglücklicher Weiſe von Seiten Herrn Hallmunds nicht zutreffen, muß ich mich und meine Tochter der geſtrigen Uebereinkunft enthoben erachten, und — glückliche Reiſe wünſchen.

Hallmund (bedeutend.)

Adeline.

Adeline.

Sie rufen mich nicht vergebens auf. Ich werde nur Ihnen folgen. Mein Versprechen wurde nicht durch Ihre bisherigen Glücksumstände bestimmt. Deren Verlust ändert nicht meine Entschließung. Reich, oder arm. Sie allein haben über mich zu verfügen.

Baron (eifrig.)

Aber Adeline.

Adeline.

Mein Vater, es ist ja Ihre Gewohnheit mir freie Wahl zu lassen. Ich halte Sie an Ihrem Wort.

Hallmund (erschüttert.)

Adeline, — nein, — nein, — es darf nicht sein. aber ich verehre, — ich bewundre Sie. — Solches Opfer darf die Liebe nur von der Liebe empfangen. Ich bin Ihrer nicht würdig. Edles, großmüthiges Wesen, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.

Wilhelm

(hingerissen mit Begeisterung.)

Ja, sie ist edel, großmüthig, unvergleichlich. Auch Sie bewundern sie. Diese Uebereinstimmung versöhnt mich mit Ihnen. Dieses gemeinsame Gefühl verknüpft uns unauflöslich. Sie geben, ich biete mich Ihnen zum Gefährten. Lassen Sie uns die Gebirge, die Einöden der transatlantischen Länder

gemeinſam durchſchreiten. Dort wollen wir die Mühen unſerer gefahrvollen Wanderung verſüßen, indem wir Adelinen preiſen, uns ihr Bild vor die Seelen rufen. Ich bin der Ihre. Ich gehe mit Ihnen.

Hallmund (lebhaft.)

Iſts wahr, Sie wollen wirklich?

Wilhelm

(dringend bittend zu Sittig.)

Mein theurer Oheim, ich bitte, ich beſchwöre Sie.

Sittig (feierlich.)

Zieh in Frieden.

Hallmund (zu Wilhelm.)

Glück auf denn, wackerer Gefährte. Ich grüße in Ihnen günſtige Vorbedeutung. Der Augenblick dringt, und der Abſchied rüſtig Strebender iſt kurz.

(Zu Adelinen.)

Leben Sie wohl treffliche Adeline. Was ich Ihnen noch zu ſagen hätte, Sie wiſſen es. Allen Segen der Vorſehung auf ihr hochverehrtes Haupt.

(Zum Baron und ſeiner Gemahlin.)

Herr Baron, gnädige Frau, Ihr gehorſamer Diener

(Zu Sittig.)

Würdiger, hochgeſinnter Mann, entlaſſen Sie mich ohne Groll. Ihre Achtung will ich wiedererwerben, um jeden Preis. Leben Sie wohl.

Sittig (ihn bewegt umarmend.)

Das Glück mit Ihnen.

(Hallmund wendet ſich raſch, als ob er Jemand noch ſuche. Minna ſteht vor ihm. Er hält tief erſchüttert ein und ſchlägt die Augen nieder.)

Hallmund (mit zitternder Stimme.)

Auch Ihnen ſoll ich Lebewohl ſagen. Der Muth verläßt mich. Ich habe Sie frevelhaft beleidigt. Sie dürfen, Sie können mir nicht vergeben, müſſen mich haſſen. Wehe mir! — Dennoch muß ich im Angſtrufe der Verzweiflung mein Herz erleichtern. Thorheit, Eitelkeit verblendeten mich. Ich habe nur Sie geliebt, werde nur Sie lieben, — unwandelbar bis mein Herz in Sehnſucht nach Ihnen gebrochen ſein wird.

Minna (ſich nicht bezwingend.)

Wer hilft mir.

(Sie will entfliehen, wankt, und Hallmund fängt ſie in ſeinen Armen auf.)

Hallmund (entzückt.)

Minna! — Sie lieben mich noch.

Minna (faſt außer ſich.)

Ich kann nicht lügen. Ja ja

Hallmund

Was vernehme ich! Wie faſſe ich dieſes Glück

Sittig (tritt hinzu, Minna in ſeine Arme nehmend.)

Meine Tochter, Du ſollſt nicht lügen, aber, bedenke wohl was Du ſagſt. Erinnere Dich des Geſchehenen.

Hallmund.

Verkümmern Sie nicht die Vergebung eines ſo reinen Herzens. — Gewähren Sie, — verbinden Sie —

Sittig.

Ihre Segel bläht der Wind. Der Lootſe kam an Bord. Für den Reiſenden kein Land des Bleibens

Hallmund (mit heftiger, aber gebrochener Stimme.)

Minna. Wenn ich muß, — reiſen muß, — mochten Sie —

Minna (lebhaft und entſchloſſen.)

Ihnen folgen? — Ja, wenn ich darf.

Sittig.

Du darfſt nicht.

Hallmund.

Wenn Sie nicht dürfen, liebe, theure Minna, — und ich widerkehre? —

(Er reicht ihr die Hand.)

Minna (nimmt ſie.)

Finden Sie mich. — Ich kann nicht anders.

Hallmund (bittend zu Sittig.)

Freund meines Vaters!

Sittig.

Ich will den Neigungen meiner Tochter nicht gebieten, willige in Ihre Verbindung mit Minna, wenn Sie Ihre Reise aufgeben.

Hallmund.

Ich kann nicht. Nur diese Reise kann meine Ehre, meine bürgerliche Existenz wieder herstellen.

Sittig.

Nicht also. Die Mittel dazu liegen auch in der Nähe, und ohne mein Zuthun. Minna selbst besitzt was zum Anfange genügt, kann darüber frei verfügen, wird es zu Ihrem Gebrauche stellen.

Minna (erschrocken.)

Mein Vater

Sittig.

Hast Du vergessen. Der Wechsel auf zehntausend Thaler, den ich Dir gestern einhändigte. Präsentire ihn mir. Ich zahle sogleich.

Minna (in höchster Verlegenheit.)

Dieser Wechsel —

Sittig.

Ja — der Wechsel. — Schaffe ihn herbei. Ich darf doch nicht fürchten? — —

Minna (wirft sich in seine Arme.)

Diesen Wechsel. — Vergebung. — Ich habe ihn nicht mehr.

Sittig (ſcharf und empfindlich.)
Wo blieb er? — Ich will es wiſſen.

Minna (beängſtigt wieder zu Hallmund eilend.)
Helfen Sie mir, — retten Sie mich —

Hallmund (in heftigſter Bewegung.)
Zehntauſend Thaler? — Ein Wechſel?

Minna.
Nun ja, — ja.

Hallmund (ausbrechend in Rührung und Freude.)
Zehntauſend Thaler betrug meine dringende Schuld. — Minna hat ſie bezahlt. (Er ſinkt vor ihr nieder.)

Sittig (ſein unterdrücktes Gefühl nicht länger bemeiſternd.)
Ja. — Sie hat bezahlt. Dieſes eine mal handelte Sie ohne den Vater, aber ſein Auge bewachte heimlich jeden ihrer Schritte.

(Zu Minna.)
Liebes Kind, der alte Salamon hatte den Muth nicht zu ſchweigen. Er verrieth Dich mir, und ich war zu ſtolz auf Dich, um Einſpruch zu thun. Hallmund, — nehmen Sie Ihren Schutzgeiſt hin, — mit meinem Segen.

Hallmund und Minna (zugleich.)
Vater, Vater! —

Sittig
Aber Sie ſollen bleiben. Das Haus Hallmund war nun verarmt

(Mit Stolz und Würde.)

Das Haus Sittig und Hallmund, nun vereint hat solche geringfügige Erschütterung nicht zu beachten. Sie haben das Richtige erkannt, werden fortan allein dieses bethätigen. Ihr heller Verstand bürgt dafür, — und — Ihre Liebe. An mein Herz meine Kinder! (Er umarmt sie.)

Verklärter Freund, Dein Wunsch ist erfüllt.

Hallmund (entzückt.)

O meine, meine Minna.

Minna

(warm und herzlich, aber mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.)

Still, still, nicht weiter. Die ganze Zukunft rede für uns.

Wilhelm

(rasch eintretend in die Gruppe die Sittig umgiebt.)

Minna, theure schwesterliche Freundin, sei glücklich. Hallmund, der Himmel geht Ihnen hier auf. Sie bleiben. Ich dagegen reise. — Reise für Sie. — Fort — fort. — Allen — Lebewohl. (Er will davon eilen.)

Baronin (ihn aufhaltend.)

Nein, — auch Sie bleiben. — Adeline, — gebiete es ihm.

Adeline (sanft.)

Bleiben Sie Rheinwald, — bleiben Sie.

Wilhelm

Auch Sie? — was fordern Sie von mir!

Baronin.

Den Glauben an unſere Dankbarkeit.

(Zum Baron.)

Lieber Freund. Zuerſt verfügeſt Du über die Hand unſerer einzigen Tochter. Nun trifft die Reihe mich Es giebt Geſinnungen, Handlungen die alle Gewohnheiten, Grundſätze überwiegen. —

Rheinwald, ihre Hand. Adeline die Deine.

(Sie faßt die Hände, und ſieht den Baron fragend an.)

Darf ich? —

Baron (überraſcht.)

Aber Charlotte.

Baronin.

Ich darf. — (Sie legt die Hände in einander, gerührt.) Verbunden, meine Kinder, geſegnet. — Dankt Eurem Vater.

Adeline (Wilhelm zum Baron führend.)

O mein Vater. —

Wilhelm (mit voller freudiger Kraft.)

Sie iſt mein, — mein. — Keine Macht auf Erden ſoll ſie mir entreißen. —

Baron (laut auflachend.)

Ha ha ha. Saubere Dinge. Aber es ſei. Ich will mich auf dieß Geſchäft einlaſſen. Es gefällt mir trefflich, auf Ehre. Die Clique, ja! — ich will ihr Etwas zu rathen geben. Ich will ihr nun auch die Zähne zeigen Ich will mich an ihr rächen

Für den einen Prozeß, werfe ich ihr zwanzig auf den Hals. Diese hohl gewordene Tradition will ich anzünden, daß alle Feuerwerke mit denen sie künstlich gefüllt ist, aus denen sie armselige Funken sprudelt, auf einmal losplatzen, und die ganze wurmstichige Maschine prasselnd und knallend auseinander sprengen. Rheinwald, Sie sind der Mann dazu. Kommen Sie her. Sie sollen mein lieber Sohn sein.

(Er umarmt ihn.)

Ich gebe Ihnen meine Tochter. Noch mehr Ich gebe Sie Ihnen mit der Mitgift einer Prinzessin doch nur unter einer Bedingung, — daß Sie bleiben was Sie sind.

Wilhelm.

O damit hat es keine Noth.

(Er macht sich los, und eilt zu Adeline.)

Adeline mein — mein — ich fasse es noch nicht

Adeline (innig.)

Theuerster, geliebter Freund, Sie lesen in meiner Seele. Mutter! — Vater! —

(Sie umarmt die Mutter, während Wilhelm die Hand des Barons ergreift sie an seine Lippen zu drücken.)

Baron.

Obligirt, meine Kinder. Ist meine Manier nicht. Es ist mir lieb daß die Sache Euch zusagt, — sie ist abgemacht, und damit Basta.

Wilhelm (zur Baronin.)

Nun darf ich Sie Mutter nennen. Mutter! Mutter!

Baronin.

Wie glücklich seid Ihr, wie glücklich bin ich. — Rheinwald! In wie viel einsamen Stunden des schweren Kampfes habe ich den treuen verständigen Sohn vermißt. Nun habe ich einen Sohn. Meine ganze Zärtlichkeit umschließt Sie.

Wilhelm

(zu Sittig, der mit Rührung die Scene beobachtet hat.)

Mein Oheim, und Sie?

Sittig.

Meinen Segen zu dem einer solchen Mutter, braver Wilhelm, aber auch nur unter der Bedingung des Vaters, daß Du bleiben mögest was Du bist.

(Hallmund, Minna, umarmen Wilhelm und Adelinen. Sittig steht in der Mitte der beiden Gruppen.)

Sittig (mit Laune.)

Jetzt Fräulein Adeline, herbei mit ihrem Album. Es wird noch ein weißes Blatt darin sein. Auf diesem lassen wir uns zeichnen: wir Alle, wie wir hier beisammen sind, und ich schreibe mit schöner Comptoirschrift darunter: „Jedem das Gezieмende: und was Jedem geziemt, bestimmt allein, — das reine Herz.

(Der Vorhang fällt.)

Theater

von

Friedrich von Heyden.

Dritter Theil.

Inhalt

Der Geschäftsführer.
Lustspiel in fünf Aufzügen.

Der Spiegel des Akbar.
Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Geheimnisse und ihr Ende.
Lustspiel in drei Aufzügen.

Leipzig, 1842.
Verlag von W. Gerber.

Druck von C. Koeniger in Frankfurt a. M.

Der Geschäftsführer.

Lustspiel in fünf Aufzügen

Personen.

Der General, Graf von Riesenstein.
Amalie, seine Nichte.
Eduard, sein Neffe.
Elise, seine Pflegetochter
Dormont, Geschäftsführer des Grafen
Geheimer Polizei-Rath von Pfiff.
Schlange, Secretair des Grafen.
Wild, Förster.
Franz, Eduards Diener.
Anette, Zofe Elisens.
Zwei Grenzjäger.
Ein Jäger des Grafen
Gendarmen, Schleichhändler, Bauern

Ort der Handlung in und bei dem Schlosse des Grafen

Erſter Aufzug.

(Gartenſaal, mit offenen Glasthüren im Hintergrunde, die auf eine Teraſſe mit Orangerie führen. Thüren zu andern Zimmern zu beiden Seiten.)

Erſter Auftritt.

Schlange (durch die Glasthüren hereinkommend, als wenn er Jemand zurückrufen wolle.)

Schlange.

He, — Wild, — noch ein Wort. —

Ich kann ihn nicht mehr abrufen. Er iſt ſchon hinein. Ich wollte ihm noch auf allen Fall einen Winkelzug unter den Fuß geben, um ſich damit aus der Klemme zu helfen. Die Geſchichte koſtet ihn ſein Amt.

(Er horcht an einer Seitenthüre.)

Hu! — das geht heftig her.

Wie nur das Ding an den Tag gekommen iſt. Dieſer verwünſchte Dorment der ſeine feine Naſe in Alles ſteckt. — Aber das iſt ja wider ſeinen Contract. Berg- und Hüttenwerke, Fabriken, Schäfereien, Landwirthſchaft ſollte er im Großen dirigiren. Von

den Zeiten ist kein Wort gesagt, weshalb sie denn auch Wild bisher verwaltet hat. — Nun freilich, der hats arg gemacht: indeß gedeihen wollen wir Alle. Zwar steht so Einiges in den zehn Geboten von gewissen Dingen des Nächsten die man nicht begehren soll, aber da heute Alles der Mode unterworfen ist, wie mag verlangt werden, daß dieser alte Kram von etlichen tausend Jahren noch als fashionable passiren soll. Zwar giebt es auch corrupte neue Moden. Die gehört dazu, daß die reichen vornehmen Herrn anfangen wollen gute Wirthe zu werden. Goldene Zeiten, da sie auf nichts bedacht waren als auf eine magnifique Weise auszugeben! Einschränken — Arrangiren! Was das für plebeje Worte sind' — Ein Geschäftsführer wird angenommen, damit der Herrenmeister gegen stuvende eigne Vortheile den gnädigen Herrn seiner Verlegenheiten entledige. — Horch! — die Sache drinnen kommt zur Katastrophe.

Zweiter Auftritt.

(Der Vorige, der Graf, Wild.)

Graf

(heftig die Thüre des Kabinets öffnend und Wild hinausweisend.)

Kein Wort weiter. Du bist ein Betrüger, und

was noch übler ist, ein Undankbarer. Ich jage Dich aus meinem Dienste, begehre nicht Deinen Rath, erkenne aber auch Deine aus der Luft gegriffene Ansprüche nicht an. — Schlange.

Schlange.

Excellenz.

Graf.

In Herrn Dormonts allgemeine Verwaltung gehen nun auch sämmtliche Forsten über. Nehme Er diesem Elenden (er deutet auf Wild) alle Register und Rechnungen ab, wie sie liegen, und schaffe Er sie in Herrn Dormonts Bureau, damit er, wenn er heute Abend zurückkehrt, sie dort schon vorfinde. Wilds Wohnung am Eichenwalde wird nicht mehr zum Försterhause gebraucht. Comtesse Amalie liebt dieses Etablissement. Es wird zum Pavillon für sie eingerichtet, und als Eremitage verziert. Bestelle Er den Architekten auf morgen früh, dem ich meine Ideen andeuten will. Aber die Comtesse soll nichts davon erfahren. Es gilt eine Ueberraschung zu ihrem Geburtstage.

(Der Graf ab ins Kabinet.)

Dritter Auftritt.

(Schlange, Wild.)

Schlange.

Eremitage. — Ueberraſchung. — Excellenz verleugnen nicht ihre alte Galanterie. Einen großen Unterſchleif entdecken, im höchſten Zorne einen Beamten von Haus und Hof jagen, und die ganze Geſchichte mit einer feinen Aufmerkſamkeit für eine ſchöne Dame beſchließen. Das iſt noble, das iſt noch eine Reminiscenz an die alte gute Zeit. Unſerer jungen Welt käme ſo was auf hundert Meilen nicht in den Sinn. Dafür hätte ich ihm die Hand kuſſen mögen.

Nun Wild, — Du ſtehſt wie ein Fuchs, der die Prete in der Falle hat, und ſchneideſt ganz erbärmliche Geſichter.

Wild.

Ich bin verloren, ich bin ein ruinirter Mann.

Schlange.

Warum nicht gar. Ein Narr biſt Du. — Haſt Du denn nicht gehört? — Er begehrt ja Deinen Raub nicht. Nimm ganz ruhig Deine zehntauſend Thälerchen in guten zinstragenden Papieren unter den Arm, und kehre getroſt der künftigen Eremitage

den Rücken. Laß die Induſtrie ſich dort mit dem Auszuge beeilen, damit die Empfindſamkeit über Hals und Kopf einräumen kann. Der Geburtstag iſt vor der Thüre.

Wild.

Einen alten treuen Diener vom Brode jagen, ſolcher Lappalie wegen.

Schlange.

Es iſt himmelſchreiend.

Wild.

Die Hamſter im Loche, die Ameiſe im Haufen, ſammeln ſich ja ihre kleinen unſchuldigen Vorräthe, und das Holz iſt doch eigentlich eine Gottesgabe. Es ſteht noch ſehr in Frage, ob das irgend Jemand, der es ja doch nicht für ſich geſät hat, ſo ganz apart gehören könne, daß darüber ſolch Lärm zu machen iſt, wenn ein armer Förſter ſich ſo ein Nebenemolument daraus abfallen läßt.

Schlange.

Fein bemerkt. Ein Problem des Naturrechtes — Wild, Du ſollteſt Profeſſor werden, und den Satz durch die Figur erläutern.

Wild.

Aber dieſen Dermont, der überall hinwittert, iſt Schuld an Allem. — Und iſt er denn nicht auch ein Schelm? — Betrügt er nicht auch?

Schlange.

Schelm? — ja — Betrügt? — nein; er hats nicht nöthig. Wie lautet sein Contract. Excellenz überlaßt seiner Leitung sämmtliche Angelegenheiten. Dreißigtausend Thaler jährliche Einkünfte stellt er zur freien Disposition. Von dem was er darüber hinaus erwirthschaftet, bezahlt er die Schulden, und nimmt ein gewisses Procent für sich als Belohnung. Er hat nun keinen Vortheil zu betrügen, die Ehrlichkeit rentirt ihm besser. Je mehr Einkünfte er nachweiset, jemehr fallt für ihn ab. So ein Franzose ist pfiffig, und wird dabei honorirt und flattirt. „Theuerster Dorment hier, — werthester Dorment da — " — O wir Deutsche sind doch rechte Fiel.

Wild.

Aber ist er denn wirklich ein Franzose? Spricht Deutsch wie Du und ich. Ist auch eben nicht windig wie das Volk zu sein pflegt.

Schlange.

Ist ein Elsasser, wo man deutsche Sprache, und deutsche Manieren, aber französische Pfiffe hat. So einer von denen, die man praktische Menschen nennt: ein Repräsentant der materiellen Interessen, die heute, — sehr vernünftig, — an der Mode sind. Eine intellectuelle Dampfmaschine, ein rationelles Eisenbahn-Locomotiv. Macht zwar keine Verse, schreibt

aber Feuilleton-Prosa, pikant, saillant, veuillant. St. Simonist, ohne Bart, Jakobiner, aber mit Hut a la Claque, Sanscülotte, aber in Zuerpressibles. — Weißt wohl nicht was das ist, — he? — War Schüler der politechnischen Schule in Paris, Juliritter. Gerieth später in politische Händel, la la' — in einen Prozeß. Zwar freigesprochen, aber — in der Armeeliste gestrichen. O das Ungeheuer von Ministre de guerre! Monsieur Dermont fand Frankreich unwürdig Schauplatz seiner immensen Talente zu sein, kam nach Deutschland, in unsere Residenz, schrieb superbe Dinge über die Industrie. Excellenz unser gnädiger Gebieter, las ihn, lernte ihn kennen, goutirte ihn à merveille vor vier Jahren, und da hatten wir ihn.

Wild.

Ich jage ihm die Kugel durch den Kopf.

Schlange.

Laß das bleiben, denn es wäre dumm, wie Alles dumm ist, das nichts einbringt.

Wild.

Aber ich muß Rache haben.

Schlange.

Ist unchristlich, habe lieber den Vortheil.

Wild.

Der iſt ja doch in den Wind. Ich prätendire die Rache, ſo wahr ich ehrlich bin.

Schlange.

Das heißt ſo viel, als Du giebſt die Rache auf, und iſt geſprochen wie ein Weiſer. Wenn ſie aber durchaus zu Deiner Diät gehörte, könnteſt Du ſie durch mich haben, und auf die ſicherſte und honorabelſte Weiſe.

Wild.

Wo haſt Du ſie? — her damit.

Schlange.

Gemach. Keine vernünftige Rache als die durch welche man proſperirt. Da Du nun frei biſt, können wir —

(er ſieht ſich verſtohlen um, dann heimlicher.)

unſer bisheriges Geſchäftchen im Großen treiben. Du giebſt Dein Geld mit dazu, damit es in Jahresfriſt ſich verdoppele. Wozu habe ich denn neulich im Viſitationstermine die alte Burgruine mitten im Walde an der Grenze erſtanden, die der Fiskus zum Abbrechen verkaufte. — Abbrechen — Bah — daß ich ein Narr wäre. Das Ding hat noch weite feſte Gewölbe und Keller die Niemand beachtet hat. Siehſt Du, das iſt ein Depot für Contrebande zum Küſſen

Wild.

Bedenke die Zollbeamten? — die Grenzjäger!

Schlange.

Auch unter Zollbeamten und Grenzjägern giebt es tugendhafte Gemüther, die mich — verſtehen werden.

Wild.

Aber wir haben die Fährte der Rache verloren.

Schlange.

Mit nichten. Keine beſſere Rache als die zu Tode ärgern die uns verderben wollten. Dermont wollte Dich auf die Straße bringen, Du bereiteſt ihm ein Gallenfieber, und dem Grafen dazu, wenn Du in ganz Kurzem als reicher Mann ihnen entgegentrittſt.

Wild.

Ich kann doch aber mein Mäthchen nicht kühlen.

Schlange.

Sei mir folgſam in Allem was ich Dir zumuthe, und ich ſchlage, auch mit für Dich, dem Dermont ein Bein unter, daß er die Ferſen gen Himmel kehrt.

Wild.

Sage wie? — Ich bin bereit zu Allem. — Aber wie?

Schlange.

Unſer junger Herr, — Graf Eduard, kommt heute, oder morgen, nach mehrjähriger Abweſenheit aus der Reſidenz zurück. Es ſteht ihm nicht länger

an im Bureau des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Der diplomatiſche Zahn will bei ihm nicht zum Durchbruche kommen. Er iſt ein deutſcher Ritter, ein Ultra, ein Tory, ergo, haßt er den liberalen, radikalen Franzoſen. Er will hier etwas bedeuten, ergo iſt er eiferſüchtig auf die Attention deren ſein Herr Onkel dieſen Dermont würdigt. Er iſt ein mißrathener Diplomat, ergo muß er klügern Leuten zur Zange dienen um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Meine Schlauheit wird ihn zu benutzen wiſſen, um dieſem Dermont den Garaus zu machen. Gelingt es mir zwiſchen dem jungen Grafen und dem Herrn Geſchäftsführer Extreme herbeizuführen, wird es ſich zeigen wer weichen muß, der Erbe und künftige Herr, oder dieſer Schwindler.

Doch künftig mehr davon, ſo wie von der Anſtellung die ich Dir als General en chef meiner getreuen Schaaren, die den kleinen Grenzdienſt verſehen, beſtimme. Jetzt fort. Die beiden Damen kommen, der General wird ebenfalls gleich erſcheinen ſo gabe neuen Lärm wenn Du hier gefunden würdeſt.

Komm auf mein Zimmer.

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Amalie, Eliſe treten ein durch die Gartenthüre mit Hüten und Sonnenſchirmen, die ſie ablegen.

Eliſe.

Sie kürzen Ihren Spaziergang ab, ich verliebe Sie nicht zu unterhalten. Sonſt war es anders.

Amalie

Soll das ein Stich ſein?

Eliſe.

Ach nein. Ich bin ein harmloſes Insect.

Amalie

Man iſt oft am beſten unterhalten, wenn man ſtill ſeinen Gedanken Audienz giebt.

Eliſe.

Daß Herr Dermont noch nicht zu Hause iſt, der uns gewöhnlich auf unſeren Promenaden begegnete, und das Geſpräch ſo vielſeitig zu beleben wußte.

Amalie.

Was Du immer mit Dermont haſt. Heute Abend kehrt er wieder, ich werde ihn gegen Dich aufrufen. Wenn er aber auch hier wäre, Du weißt, er hat eine andere Richtung für ſeine Spaziergänge gewählt

Elise.

Ungalant, und lieblos obenein. Ich ginge immer dahin wo man mich gern sieht.

Amalie (lachend.)

Du bist von einer Harmlosigkeit. — Wäre es denn aber ein Verbrechen wenn wir ihm gern begegnen?

Elise.

Nein, gar nicht.

Amalie.

Auf dem Lande muß man gute Gesellschaft doppelt werthschätzen. Sie bietet Ersatz für Vieles das wir hier in unserer Einsamkeit vermissen.

Elise.

Nicht wir, Sie. Ich bin mit dieser Einsamkeit zufrieden.

Amalie.

Auch ich habe sie nicht anklagen wollen. Gern vertauschte ich die Hauptstadt gegen die Reize dieser anmuthigen Gegend. Deshalb will ich mich aber noch nicht zur Schäferin machen, deren Einbildungskraft nicht über die blumige Weide ihrer Lämmer hinausreicht.

Elise.

Das sollen Sie auch nicht. Der Phönix ist nicht geschaffen auf dem Hühnerhofe zu verkümmern.

Amalie (nachdenkend)

Du bist nicht blos witzig. Du bist galant; und beschämt muß ich mich überwunden geben.

Elise.

Nicht doch. Sie beschämen mich, wenn Sie voraussetzen, meine Bemerkung über Tormont sei zweideutig gemeint gewesen. Ist es nicht in der Ordnung daß er Sie anspricht. Schwindelt doch unser Einem der Kopf wenn man ihm zuhört. Er hat viel gesehen, viel gelesen, und mit Witz. Seine Bemerkungen, treffende Vergleiche spielender Witz fehlen ihm niemals. Die Wissenschaft weiß er angenehm, die Poesie gesellig zu machen.

Amalie.

Und entbehrte sein Gespräch die Macht auch Sie zu fesseln?

Elise.

Ich bin an Hausmannskost gewöhnt. So viel Gewürztes macht mir die Zähne stumpf.

Amalie.

Und wenn nun Tormont durch alle diesen Aufwand eben Dich erobern wollte?

Elise.

Die geringe Eroberung wäre so großer Kriegskosten nicht werth.

Amalie.

Eine Festung die sich so gering anschlaat, sollte capituliren.

Elise.

Mit Ihnen komme ich nicht auf. Wären Sie nicht so engelgut, ich müßte mich vor Ihnen fürchten.

Amalie (verweisend.)

Elise! —

Elise

Sind Sie böse? — Nicht doch. — Ich liebe Sie so sehr.

Amalie

Zeige es, wenn ich es glauben soll.

Elise

Was verlangen Sie?

Amalie

Vertrauen.

Elise

Sie besitzen es — Aber —

Amalie.

Aber?

Elise.

Ich habe ja nichts zu vertrauen.

Amalie.

Sieh mir ins Auge — Ist das wahr? — Du

ſchlagſt den Blick nieder. — (Schmeichelnd.) Liebe — verdiene ich nicht Dein Vertrauen?

(Elise ergreift raſch ihre Hand, will ſie an die Lippen drücken, Amalie zieht die Hand weg, und umarmt ſie.)

Amalie.

Kind, — was ſoll das? Dergleichen gilt nicht zwiſchen uns. Als Schweſter ſollſt Du mich betrachten. Beide ſind wir Waiſen, beide unter dem Schutze meines guten Oheim. Laß endlich die Scheidewand fallen, die Du, kleiner Eigenſinn, bisher ungerührt von meinen Bitten, zwiſchen uns hast beſtehen laſſen.

Elise.

O meine Gnädigſte.

Amalie.

Zum hundertſten male weg mit dieſer Gnädigſte. Nenne mich Amalie, — nenne mich Du — Willſt Du?

Elise.

Ach nein. Dringen Sie nicht in mich. Ich kann nicht. Ich liebe Sie darum nicht minder, aber ich kanns nicht. Was ſind Sie! — was bin ich! Sie, eine glänzende Perle der großen Welt, ich eine ſchüchterne Blume am Bach. Sie eine vornehme reiche Erbin. Ich ein armes Bürgerkind, das verlaſſen von der Gnade eines Wohlthäters lebt.

Amalie.

Welche Grillen. Dein Vater, einſt Adjutant meines Oheims, ſogar einſt Retter ſeines Lebens, ſtarb hier im Schloſſe in ſeinen Armen, an den Folgen ſeiner Wunden. Das letzte Wort das er vernahm waren die Gelübde meines Oheims, daß Du fortan ſein Kind ſein ſollteſt. Dein zweiter Vater liebt Dich ſo zärtlich als Dein leiblicher es nur gekonnt hätte. Du biſt unſer in jedem Sinne. — Was kannſt Du vermiſſen.

Eliſe.

Schelten Sie mich. Ich verdiene es. Wie gut ſind Sie Alle! Ich bin nicht Ihrer würdig.

Amalie.

Mache Dir klar was Dich verſtimmt.

Eliſe.

Das that ich. Kein Abend, kein Morgen an denen ich nicht zu Gott für meine Wohlthäter betete. Doch aber muß ich dabei weinen, denn ich fühle, daß ich elternlos bin, ohne Angehörige meines Standes. O Sie können nicht mit empfinden wie ſchmerzlich es iſt die Nähe Gleichgeſtellter zu entbehren. Die Edeln, Herrlichen, die mich mit Gnade überſchütten, ſtehen hoch über mir. Ich kann ſie verehren, vergöttern, wenn Sie wollen, aber ich darf ſie nicht umfaſſen, an mein Herz drücken. Sie lassen

ſich herab, wenn ſie an meiner Freude theilnehmen. Meine Leiden werden ſie mitleidig bedauern, aber — ſie können ſie nicht verſtehen.

Amalie.

Trifft dieſer Vorwurf auch meinen Vetter Eduard?

Elise

(glühend, verlegen, die Augen niederſchlagend.)

Graf Eduard iſt ſowohl hier, — als auch wenn wir im Winter in der Reſidenz waren, — ſehr artig gegen mich geweſen. Ich — ich bekenne, — daß er, — daß in ihm, — ein Streben iſt mein Weſen zu verſtehen, — meine Lage zu fühlen —

Amalie (zu ſich.)

Ich verſtehe. — (Laut.) Nun mein Vetter trifft vielleicht noch heute hier ein. Wir wollen ſehen, ob es uns mit ſeinem Beiſtand gelingt, Dir das Köpfchen zurechtzuſetzen. Still, mein Ohm

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf (aus dem Cabinet kommend.)

Graf.

Ha, ſieh da, meine holden Kinder. Schon hier? Was habt Ihr abgekürzt, die Sieſta oder die Promenade?

Amalie.

Für die Siesta mein Onkel haben wir zu leichtes Blut. Für die Promenade heute nicht die rechte Laune. Wir wußten, daß Sie Unannehmlichkeiten hatten.

Graf.

Welche Attention! Mit der Unannehmlichkeit hat es nicht viel auf sich. Begegnet doch auch Gutes, durch das man entschädigt wird.

Amalie.

Freilich. Die Entschädigung muß reichlich eintreffen sein. Ich sehe kein Wölkchen auf Ihrer Stirn.

Graf.

Nun ja. Auf den Regen, Sonnenschein.

Amalie.

Dürfen wir nicht theilnehmen an Ihrer Freude?

Graf.

Wisse denn, daß ich seit einer Stunde die Gewißheit habe, aus allen Sorgen zu sein.

Amalie.

Wie? — sagen Sie.

Graf.

Mein Leben im Felde, an Höfen, in Gesellschaften, ein wenig Lust groß zu thun, hatten mich

in Verwickelungen gebracht, die mich, bei meinen Begriffen von Ehre und Anstand, incommodirten. Es war die Aufgabe Dorments, als ich ihn mir erwarb, ein Knäul zu entwirren, das für meine Hände zu kraus war. Vier Jahre hat er für mich gearbeitet. Er ist nun so gut als fertig.

Amalie.

Der wackre Mann!

Graf.

Das ist er. Treu, verständig, geschäftsgewandt ohne gleichen. Er mußte mir nun die Jahresrechnung legen. Aber er weiß zu leben. Um der Beschämung meines Lebes überhoben zu sein, benutzt er seine Reise nach der Stadt, wohin ich ihn absende um den Prozeß mit meinem Vetter durch einen Vergleich beizulegen, und übergiebt mir im Augenblicke seines Abschiedes die Rechnung mit den Belägen. Ich erstaune beim ersten Blick hinein. Durch seine neuen Operationen sind meine Schulden zum größten Theile getilgt. Gelingt es ihm noch den Vergleich in seinem Sinne abzuschließen, und meinen Vetter zur Auszahlung einer Summe zu bewegen, so bin ich ganz befreit, und reicher als jemals.

Amalie.

Sie sind ihm vielen Dank schuldig.

Graf.

Auch liebe ich ihn wie meinen Sohn, und gedenke ihm einen Lohn zu gewähren wie er ihn verdient

Elise

(mit unterdrückter Bewegung vortretend.)

Es ist sieben Uhr. Wo befehlen Sie den Thee zu nehmen?

Graf.

Unser Hausmütterchen. Was fragt es nach unseren Händeln. Komm her, meine Elise

(Er faßt ihr schmeichelnd das Kinn.)

Auch Du sollst Theil daran haben, wenn es nur wenn es uns wohlgeht. Auch Dein Schicksal soll freudig erblühen.

Elise (verlegen, geängstigt.)

Gnadigster Herr.

Graf

(ihr mit dem Finger leise die Wangen schlagend.)

Papa. — Wie oft soll ich es sagen. — Wie sie doch dem Vater gleicht. — Kind, Dein Vater war ein Mann. Unterthänige Diener hatte ich genug. Er war mein Freund. Aber auch seine Unarten hat sie, seine Grillen. Es lebte Niemand mehr berechtigt zum heiteren Stolze des Ritters als er, und doch gefiel es ihm dem eigennützigen düstern des Bürgers den Vorzug zu geben. Nun Elise, sieh nicht so finster

Er war gut wie er war, und Du — biſt gut wie Du biſt. Ich dächte wir nehmen den Thee unter den Orangenbäumen, wenn es Euch ſo gefällt.

Eliſe.

(ſeine Hand küſſend, erheuert.)

Ich beſorge Alles. Ihr Brod röſte ich ſelbſt. Es ſoll nur gelb ſein, wie Sie es lieben.

(Sie eilt ab.)

Sechster Auftritt.

(Der Graf, Amalie.)

Graf (ihr nachſehend.)

Holdſeliges Geſchöpf! — Mir überaus theuer. Keine größere Wonne, Amalie, als die zu beglücken welche man liebt.

Amalie.

Gewiß kein größeres Glück für Seelen wie die Ihrige.

Graf.

Meine Amalie, mein Stolz, ſchönſtes Gut das ich mein nenne, auch Du ſollſt glücklich ſein.

Amalie.

Bin ich es denn nicht? — Sie lieben mich!

Graf.

Aber nicht mit der Liebe des Geizigen. Amalie, Teuerste soll mein altes Geschlecht durch neue Glorie verherrlichen. Für die treflichste Blüthe meines Stammbaumes haben wir gearbeitet.

Amalie.

Sie erschrecken mich, weil sie mich überschätzen. Der Glanz der Verhältnisse bestimmt er die Bedeutung des Lebens? Es giebt höhere Güter mein Oheim, ewige, die alle vergängliche Herrlichkeiten der Größe überwiegen.

Graf.

Weil die Flitter nichtig ist, darf der Demant nicht gering geschätzt werden. — Eduard kommt heute

Amalie.

Und eine bedeutende Epoche mit ihm

Graf.

Wir, — Er und ich, — verstehen einander nicht.

Amalie.

Eduard ist brav.

Graf.

Aber verkehrt.

Amalie.

Wohl nur in einer eigenen Richtung.

Graf.

In unſeren Verhältniſſen geziemt nur eine.

Amalie.

Sein Weſen ſucht die Tiefe.

Graf.

Es iſt finſter unten. Ich liebe die Höhe.

Amalie.

Er ſtrebt nach Bedeutung.

Graf.

Um nichts zu bedeuten.

Amalie.

Er meint einem Ideale zu folgen.

Graf.

Und ein Hirngeſpinnſt zieht ihn an der Schleppe hinter ſich her.

Amalie.

Er wird durchdringen zur Klarheit.

Graf.

Wenn man ihn zur Vernunft bringt.

Amalie.

Es wird Ihnen leicht werden.

Graf.

Mir? — keineswegs.

Amalie.

Wem wohl sonst?

Graf.

Dir.

Amalie.

Mein Oheim Sie wissen, daß Eduard und ich uns am wenigsten verständigen.

Graf

Kindereien.

Amalie

Er liebt mich nicht.

Graf

Er soll es.

Amalie.

Dem Herzen läßt sich nicht gebieten.

Graf

Was ist das Herz?

Amalie.

Lesen Sie in ihrem eigenen Innern. Da steht die Antwort.

Graf

Leider.

Amalie.

Dieses Leider, bewährt es nicht meinen Satz?

Graf.

Was wollt Ihr denn, Ihr Empfindsamen. Euer

drittes Wort iſt von Schutzengeln. Ich beſtimme Eduard einen Schutzengel.

Amalie.

Indem Sie einen Bund ohne Liebe erzwingen?

Graf (überraſcht.)

Auch Du liebſt Eduard nicht?

Amalie (verlegen.)

Von mir iſt nicht die Rede.

Graf.

Du ſprichſt ja von Zwang.

Amalie.

In Beziehung auf Eduard.

Graf.

Er iſt nicht blind, und ſollte er es ſein, kann man ihm den Staar ſtechen.

Amalie.

Die Operation iſt mißlich.

Graf.

Er müßte verkehrt ſein, wenn ihn der Umgang mit Dir nicht zur Vernunft brächte. Deine geiſtigen Vorzüge bedürfen nicht mein Lob. Deine Reize! wer widerſteht ihnen? — Nebenbei biſt Du die erſte Parthie im Lande.

Amalie.

Er beerbt mich, wenn ich nicht ſtandesmäßig heirathe, oder unvermählt ſterbe.

Graf.

Wir wollen Dich nicht begraben.

Amalie.

Lieber begraben, als verspielen.

Graf.

Kind, — keine Mißverständnisse. Es ist der letzte Zweck meines Lebens die einzige Tochter meiner geliebten Schwester mit dem einzigen Sohne meines Bruders zu vermählen, — aber ich bin nicht der Hausmann der schlechten Romane. Was sich widerstrebt, will ich nicht binden. Aber Ihr traumt dem zu viel ein, was Ihr Liebe nennt.

Amalie.

Bedeutet sie Ihnen so wenig?

Graf (betroffen.)

Das — will ich nicht sagen. Die Schwachen der Alten sollten den Jüngern aber zur Lehre gereichen. — Die Liebe ist — ist — was Worte nicht aussprechen. — Schade nur, daß sie verblendet statt zu leuchten. Sie vereinigt nicht selten was nach allen irdischen Zuständen am getrenntesten hatte sein sollen, — und Bettelarmuth an dem Grabe des versunkenen Schatzes — sind die Felsen.

Amalie.

Mein Oheim, — Ihre Stimme zittert.

Graf (bewegt.)

Kann ſein. — Ja — ich habe unausſprechlich geliebt, und bin unausſprechlich wieder geliebt worden. Hat eine gewiſſe Sage Dein Ohr nicht erreicht?

Amalie.

Allerdings, man hat auch mir zugeflüſtert, daß Sie einſt in Ihrer Jugend heimlich vermählt waren.

Graf.

Und hat Dir die Wahrheit geſagt.

Amalie.

Wo? — wie? — mit wem? — iſt mir aber unbekannt geblieben.

Graf.

Du ſollſt Alles wiſſen. Du allein. — Niemals ſpreche ich von jenen Tagen voll Wonne und Weh — Aber ich ſchrieb meine Bekenntniſſe für Dich — Warte.

(Er geht in ſein Cabinet, und kommt ſogleich mit einem kleinen Käſtchen zurück.)

Nimm hin. Dieſer Schrein umſchließt die Mumie meines Glücks. Lies, — ſieh — was darin iſt. Lerne aus dem Beiſpiele Deines Oheims welche Gefahren den Menſchen bedrohen, wenn er den Gefühlen Obermacht gewinnen läßt über die Vernunft, — und dann wollen wir mehr über Eduard ſprechen.

(Amalie empfängt das Käſtchen.)

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen, der Jager, dann Dormont.)

Jager.

Herr Dormont bittet um Erlaubniß.

Graf.

Schon zurück — willkommen.

(Jager ab. Der Graf entgegen.)

Dormont (eintretend.)

Ew. Excellenz, ich preise mich glücklich, der Bringer einer erwünschten Botschaft zu sein. Der Vergleich ist gelungen, abgeschlossen, der Prozeß beseitigt. Ihr Herr Vetter war sehr hartnäckig, — aber es gelang mir ihn zu bestimmen. Hier die Urkunde.

(Er überreicht ein Papier.)

Die bewußte Summe ist augenblicklich gezahlt, und ich habe nach Ew. Excellenz Befehle bereits darüber disponirt. Hier die dafür eingelösten Verschreibungen. Es ist kein Passivzustand in den Angelegenheiten Ew. Excellenz mehr vorhanden.

Graf.

Dormont, — an mein Herz. (Er umarmt ihn.) Doch — ich habe keine Worte. — Kommen Sie. Der Preis für den Ritter, wird nur von der Dame ertheilt

(Er führt ihn zu Amalie.)

Sie mag Ihnen danken. Für diese, — die einst Alles mitbesitzen wird, — haben Sie gewirkt.

Amalie (sichtlich bewegt.)

Herr Dormont, — wenn das schmucklose Wort einer Freundin.

Dormont (erschüttert einfallend.)

Vollenden Sie nicht, Gräfin Amalie. Erweichen Sie mich nicht, indem Sie mich beschämen. Ach! — weich darf ich nicht sein in dieser Stunde, und — Aber was sage ich. — Vergeben Sie Beide — Ich bin zum Soldaten erzogen. Die Pflichten meines schönen Berufes, dem ein grausames Geschick mich entriß, gehört nicht in diese Zustände, nicht in diesen Moment. Ich habe Ew. Excellenz verehrt wie noch nie einen Sterblichen. Als ich meine Pflicht that, folgte ich meiner Neigung. So habe ich keinen Dank verdient.

Graf.

Dormont, — bisher sah ich noch nicht eine Thräne in Ihrem Auge. — Was haben Sie?

Dormont.

Als Sie einen jungen heimatlosen Fremdling, dessen Schriften Sie billigten, dessen Wesen Ihnen Zutrauen einflößte, dessen Fähigkeiten Ihnen anwendbar schienen, zu sich emporzogen, und ihm Ver-

trauen ſchenkten, ſtellten Sie ihm eine fruchtbare wichtige Aufgabe. Sie ſind der Richter ob ſie gelöſt iſt. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich mein Verſprechen erfüllt. Mein Amt iſt alſo aus. Haben Sie nun die Gnade mich aus ihrem Dienſte, in dem ich nichts mehr wirken kann, zu entlaſſen

Graf.

Ha! — welche Zumuthung! — Niemals werde ich Sie entlaſſen. Sie fordern mir ganz Unmögliches.

Dermont.

Und dennoch — wiederhole ich meine Bitte

Graf.

Was iſt Ihnen? was hat Ihr Mißfallen erregt?

Dermont.

Mißfallen! — o Gott — Beſchämen Sie mich nicht ehe ich ſcheide.

Graf.

Woher denn dieſer Einfall?

Dermont.

Er iſt nicht zu ändern.

Graf.

Meinen Sie, daß ich in Ihnen nur ein Werkzeug ſehe das nach dem Gebrauche bei Seite geſetzt wird? Sie gehören zu uns.

Dermont.

So lange ich athme und empfinde, wo ich auch

ſei. Aber hier darf ich länger nicht ſein. Fort muß ich. Der Wind bläht die Segel. Fahrt' — während er noch friſch und günſtig iſt. Wenn ſeine Flügel ſinken, und ich noch ankre an dieſem bezauberten Strande iſts um mich geſchehen.

Graf.

Sie ſprechen in Räthſeln.

Dormont.

Die Zukunft wird ſie löſen.

Amalie.

Und wohin wollen Sie?

Dormont.

Ach! — was weiß ich, — weg von hier, — weit weg.

Graf.

Dormont, ich habe verlernt ohne Sie zu leben. Vor mir ſtehen Sie, ein Bild meiner Jugend. Sie werden mich nicht, Sie werden Ihren Vater nicht verlaſſen.

Dormont (weich).

Vater? — ich hatte keinen.

Graf.

Nun haben Sie ihn, und er wird ſeinen Anſpruch behaupten. Fort wollen Sie? — gut. Fort aus dieſem Schloſſe. Der rechte Mann will den eignen Heerd. Da ſind die Güter welche wir im vorigen

Jahre gekauft, ich weiß noch kaum wie. Dort ſollen Sie wohnen, wirken, — glücklich ſein.

Dorment.

Dort? — nein, nein, — nicht dort.

Graf.

Iſt nur Amalie meine Tochter? — Auch Elise iſt es. Jene Güter ſind ihre Mitgift. Könnte ſie beglückter ihr Eigenthum betreten, als an der Hand eines ſolchen Gatten?

Dorment.

Dieſes Weh durchdringt mich. Sie bieten mir wiederholt eine köſtliche Gabe. Damals bekannte ich mich unwerth ſie zu empfangen. Heute bin ich es noch mehr.

Graf.

Ueberlaſſen Sie uns ihren Werth zu ſchätzen.

Dorment.

Ich verehre Eliſen, ſie iſt aber zu gut um nicht glücklich zu ſein. An meiner Hand kann ſie es niemals werden. Die Ehre verbietet mir ihr Loos an das meine zu knüpfen. Ein auffallender Bund, eigenſinnig ohne überwiegende Neigung, ohne Selbſtbeſtimmung geſchloſſen, entfeſſelt die Zunge der Laſterung.

Graf.

Laſterung? welche könnte Sie treffen, oder Eliſen?

Dorment.

Welche? — Sect, — wird man ſagen — dieſen Abentheurer, heimathlos, Niemand angehörend, wie wohl er ſeine geringen Dienſte geltend zu machen gewußt. Er leiſtete was jeder Andere leiſten konnte, aber er war liſtig genug ſich den koſtlichen Preis voraus zu bedingen, und ſein Eigennutz bewarb ſich nicht um die Bereitwilligkeit ſeines Opfers. — Nein, — das ertrage ich nicht. Noch einmal beſchwöre ich Sie mich zu entlaſſen.

Graf.

Dorment, zum erſtenmale in meinem Verkehre mit Ihnen machen Sie mir üble Laune. Amalien gelang es bisweilen Ihren im Scherz geäußerten Paradoxen zu begegnen. Vielleicht iſt ſie nicht minder geſchickt im Ernſte. —

(Zu Amalien.)

Sprich mit ihm, meine Liebe. Suche ihn zu bedeuten.

(Ab ins Cabinet.)

Achter Auftritt.

(Amalie. Dorment.)

Dorment (dem Grafen nach.)

Noch ein Wort, mein Wohlthäter. (Zur ſich.)

Er geht. Er läßt mich hier zurück! — und in welcher Lage.

Amalie.

Dormont.

Dormont (befangen.)

Ich erwarte Ihre Befehle, gnädige Gräfin.

Amalie.

Dormont; — Sie werden nicht gehen.

Dormont.

Ach! und ich wills doch.

Amalie.

Sie möchten, — aber Sie werden nicht. — Es iſt nun gut. — Sie bleiben.

Dormont (in tiefer Bewegung.)

Sie zwingen mich.

Amalie (mit feiner Schalkheit.)

Ich? bewahre. Solche Anmaßung dürften Sie nicht dulden.

Dormont.

So gebieten Sie mir, damit ich gehe.

Amalie.

Dann wäre ich ſo feig, als Sie zum erſtenmale ſein wollten.

Dormont.

Feig? — o Gräfin!

Amalie.

Nun, man kann Batterien ſtürmen, und doch vor einem bedenklichen Verhältniſſe erbeben. Der kann

nicht ſagen, daß er ohne Furcht ſei, der ſich vor ſich ſelber fürchtet.

Dormont.

Vergeben Sie. Dieſe iſt die einzige Furcht die ſich der Ehrenmann geſtatten darf.

Amalie.

Das thut mir leid. Zu einem Ehrenmanne wollte ich reden.

Dormont.

Nein, — Sie haben mich mißverſtanden. Ein Ehrenmann iſt bereit Sie zu vernehmen.

Amalie.

Dormont, unſer gegenſeitiges Vertrauen iſt nicht von heute oder geſtern. Auf Ihre Freundſchaft glaube ich heilige Rechte zu beſitzen. Eigenthümliche Zuſtände umgeben mich. Ich ſtehe in ihnen allein. Einen Freund brauche ich und — Sie bleiben.

Dormont.

Wunderbare Macht der Verhältniſſe. Ich muß

Amalie.

Sie kennen meinen Vetter Eduard noch nicht.

Dormont.

Ich ſah ihn noch nie, weiß aber daß er mich haßt.

Amalie.

Sie werden ihn ſehen. Er kommt noch heute

Dermont.

Und darum ſoll ich bleiben?

Amalie.

Mein Oheim, in einer ſeltſamen Verwirrung ſeines ſchönen Gemüthes, will, daß ich ihn heirathe Von mir will ich ſchweigen. Eduard aber liebt mich nicht, widerſteht einem Bündniſſe mit mir, denn er liebt Eliſen.

Dermont.

Eliſen?

Amalie.

Und wird glühend wiedergeliebt. Sie ſucht ihr Gefühl zu verbergen, ich aber habe ſie durchſchaut. Was aus der Sache werden ſoll läßt ſich nicht ermeſſen. Wir drei ſind abhängig von meinem Oheim. Er, ſonſt die Liebe und Güte ſelbſt, wird in dieſem Punkte unzugänglich, durch vorgefaßte Meinungen von den tiefſten Geheimniſſen der Gemüthswelt. — Was ſoll ich thun?

Dermont.

Den Widerſtand einer ſtarken edlen Seele entgegenſetzen

Amalie.

Das kann ich nicht. Ich liebe meinen Oheim. Ich kann es wenigſtens nicht, wenn ich allein ſtehe Der Beiſtand aber kann mir hulfreich werden.

Dormont.

O, wenn mein Leben Ihr Glück erkaufen könnte' — aber wie?

Amalie.

Ich weiß es noch nicht anzugeben. Aber ich habe eine Ahnung, daß in Ihnen unser Aller Heil einen Stützpunkt finden könnte. Sie vermögen viel mit Ihrer Klarheit.

Dormont.

Klarheit? — wer kann die Zukunft berechnen.

Amalie.

Wer zu weit voraus rechnet, verrechnet sich gewöhnlich. Trotz gegen meinen Oheim ist wider meine Natur. Ich habe beschlossen zu dulden, aber eine unschuldige List werde ich nicht verschmähen. Gegen meinen Oheim werde ich mich leidend verhalten. Gegen Eduard werde ich einem Bündnisse mit ihm nicht zu widerstreben scheinen. Ich kenne ihn. Seine Heftigkeit, sein Trotz, wenn sie einmal erregt sind, finden keine Grenzen. Er wird es dahin bringen, daß aus unserer Verbindung nichts werden kann.

Dormont.

Und dann?

Amalie (verlegen, ungeduldig.)

Und dann' — Was weiß ich, es wird sich finden.

Dermont

(mit überwallendem leidenſchaftlichen Gefühl.)

Amalie!

Amalie.

Ging nicht Jemand draußen auf der Terraſſe? Ich glaubte Tritte im Sande kniſtern zu hören.

Dermont.

Es iſt Niemand dort. — Wenn es ſich aber finden wird, — was ſoll ich Ihnen mit meinem Beiſtande?

Amalie (immer befangener.)

Sie hören ja daß ich es noch nicht weiß. Aber nach Veränderung der gegenwärtigen Zuſtände werden doch neue eintreten. Dann muß ich Entſchlüſſe faſſen. Ich allein konnte mir dann wohl nicht rathen. Wem ſollte ich vertrauen?

(Mit ſchnellem Ausbruche inniger Empfindung.)

Ach! — es gilt ja das Glück meines ganzen Lebens.

Dermont

(mit freudig begeiſtertem Aufſchwunge.)

Und das wollten Sie mir vertrauen? — mir

Amalie.

Nun ja. — Was iſt dabei weiter.

Dermont (entzückt.)

Amalie! —

(Er faßt ihre Hand, und drückt ſie an ſeine Lippen

Amalie.

Was iſt das? — Laſſen Sie mich.

(Er drückt ihre Hand an ſein Herz, und zieht ſie ſelbſt unwillkührlich an ſich.)

Amalie (ohne Widerſtreben.)

Das iſt zu viel. Das darf nicht ſein.

Dormont.

Amalie! — ich ſchwöre mich zu Ihrem — Beſchützer. — Empfangen Sie dieſen Schwur? — Ein Wort nur. — Aber welches? — Ein Ja! — ein bloßes Ja.

Amalie (ſich vergeſſend.)

Nun ja.

Dormont (im Ausbruch der Freude.)

O welche Muſik in dieſem Worte. — Noch einmal dieſes Ja.

Amalie.

Wo ſind wir hingerathen, was erlauben Sie ſich.

(Man hört ein Poſthorn hinter der Scene.)

Gott man kommt. — Ich beſchwöre Sie, mich zu laſſen.

Dormont

Noch einmal dieſes Ja! —

Amalie

(ſich raſch von ihm losmachend mit holder Ungeduld.)

Nun Ja — Ja — Ja — ſo viel Sie wollen, aber — laſſen Sie mich

Dermont.

Der Tod nach dieſem Augenblicke; wie reich mein Leben!

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen. Der Jager, dann der Graf, zu letzt Eliſe.)

Jäger.

Graf Eduard fährt ſo eben in den Hof.

Graf

(aus dem Cabinet eilend.)

Eduard. — Ihm entgegen (Ab. Dermont folgt.)

Eliſe (ſtürzt hinein.)

Eduard Er kommt.

Amalie.

So gehen wir ihn zu empfangen (Ab.)

Eliſe

(will ihr folgen, ſinkt aber in die Knie.)

Er kommt! — und ich bin gelähmt.

Zweiter Aufzug.

(Schattige Parthie des Parks am Schloße.)

Erſter Auftritt.

Anette, Franz.

(Anette kommt von der einen Seite gelaufen, einen großen Blumenſtrauß haltend. Franz läuft von der andern ihr gerade in den Weg. In der Mitte ſtoßen ſie mit den Köpfen zuſammen, und prallen zurück.)

Anette.

Au weh.

Franz.

Mohren-Element.

Anette.

Biſt Du blind geworden?

Franz.

Sieht Mamſell Anette den Himmel für einen Dudelſack an?

Anette.

Wir haben Dich vor zwei Jahren dem jungen Herrn nicht nach in die Reſidenz geſchickt, um Dich noch tölpelhafter zurückzuempfangen.

Franz.

Man ſieht, daß ſie nie vom Dorfe gekommen. Als wenn die Lebhaftigkeit nicht gerade in der Reſidenz zu Hauſe wäre.

Anette.

Mache das einer Andern weiß. Da giebt es ja Tanzſtunden.

Franz.

Da wir uns ſo gemein machten. Man tanzt nicht mehr. Ballrobndienſte ausgenommen.

Anette.

Womit macht man ſich denn luſtig?

Franz.

Man macht ſich gar nicht luſtig.

Anette.

Wie genießt man denn das Leben?

Franz.

Es belohnte ſolches fades Gebräu noch zu genießen. Man betäubt ſich höchſtens.

Anette.

Saubre Dinge haſt Du bei Deinem Herrn gelernt. Aber wie ſucht Ihr denn Euren Mädchen zu gefallen?

Franz.

Wir wollen ihnen nicht gefallen.

Anette.

Warum nicht?

Franz.

Wir wollen uns nicht verknechten.

Anette.

Das iſt aber nicht galant.

Franz.

Wir ſind nicht galant.

Anette.

Was wollt Ihr denn ſein?

Franz.

Tief. — bedeutend.

Anette.

Was iſt denn das?

Franz.

Das wiſſen wir noch nicht. Wir denken darüber nach.

Anette.

Unterdeſſen lachen Euch die Mädchen aus und ſuchen ſich einen andern Schatz.

Franz.

Wenn uns nur ſonſt der Schuh nicht drückte.

Anette.

Wo?

Franz.

In der unbefriedigten Sehnſucht unſeres Seins.

Anette.

Daraus werde ich nicht klug

Franz.

Wir auch nicht.

Anette.

Ihr ſeid toll.

Franz.

Nein. — wir ſind unglücklich.

Anette.

Habt Ihr kein Geld.

Franz.

Wie Heu. Und wenn wir es nicht haben, haben es Andere.

Anette.

Schmeckt es Euch nicht?

Franz.

Vortrefflich.

Anette.

Schlaft Ihr nicht?

Franz.

Wie die Dachſe.

Anette.

Was kommt Euch denn in die Quere?

Franz.

Die Zeitrichtung.

Anette.

Iſt das ein rheumatiſches Uebel?

Franz.

Nein, es ſitzt im Unterleibe.

Anette.

Kann ſich das nicht kuriren?

Franz.

O ja.

Anette.

Nun, ſo nehmt Arzenei.

Franz.

Um kurirt zu werden müßten wir ſie geben, nicht nehmen.

Anette.

Wem wollt Ihr ſie geben?

Franz.

Dem Zeitgeiſte.

Anette.

Was iſt denn das für ein Thier?

Franz.

Ein wiederkäuendes. Das Wiederkauen müßten wir ihm abgewöhnen.

Anette.

Sucht Zerſtreuung für Eure Grillen.

Franz.

Wer dazu Zeit hätte.

Anette.

Was habt Ihr zu thun?

Franz.

Plane zur Weltverbeſſerung zu entwerfen.

Anette.

Die ſich nicht ausführen laſſen.

Franz.

Da liegt der Knoten.

Anette.

Mich wundert wie Ihr das aushaltet

Franz.

Warum nicht. Das Unglück ſteht uns gut zum Geſichte. Wir werden dick und fett dabei. Wir wollen es nicht beſſer. Es iſt die Mode ſo.

Anette.

Nun meinetwegen. — Aber bist Du mir auch treu geblieben?

Franz.

Wie Gold. — mein Schätzchen

Anette.

Hat ſich Dein Herr auf Gemteß Amalie gefreut?

Franz.

Wir freuen uns über nichts.

Anette.

Sie iſt ja ſeine Braut

Franz.

Teufe ſchlimmer.

Anette.

In aller Welt warum um ſo ſchlimmer?

Franz.

Weil wir ſie nicht heirathen.

Anette.

Sie iſt ſo ſchön. — ſo reich

Franz.

Wir heirathen ſie doch nicht.

Anette.

So werden wir, bei Eurer Verlobung ſtatt zwei Hochzeiten nur eine haben.

Franz.

Haben wir uns ſchon aufbieten laſſen, Anette?

Anette.

Du Narr! ich rede nicht von uns, — von der Herrſchaft.

Franz.

Wer heirathet denn ſonſt bei der Herrſchaft?

Anette.

Fräulein Eliſe wird Herrn Dermont heirathen.

Franz.

Warum nicht gar. — Das wird ſie bleiben laſſen.

Anette.

Es iſt ſo gut als abgemacht.

Franz.

Wir hindern es.

Anette.

Man wird Euch fragen.

Franz.

So antworten wir ungefragt.

Anette.

Was habt ihr gegen Herrn Dermont?

Franz.

Alles.

Anette.

Was that er Euch?

Franz.

Er hat unsre Schulden bezahlt

Anette.

Dafür sollten Ihr ihm danken

Franz.

Wer Teufel hat ihn vermocht unsre Schulden zu bezahlen. Kurz ich sage Dir im Vertrauen Schatzchen, es wird Händel geben zwischen meinem Herrn und diesem Dermont. Es wird Händel geben

Anette.

So hat man Deinen Herrn gegen ihn einzunehmen Wer hat sie schlecht sein mögen?

Franz.

Sieh doch, — wer kommt dort die Allee herauf

Anette.

Dem Herr, und Secretair Schlange.

Franz (giebt ihr einen Kuß)

Guten Morgen, Liebchen. Mache daß Du keine Blumen in Waſſer bringſt. Sie verwelken.

(Sie lauft ab von der einen Seite.)

Anette.

Schelm.

(Sie lauft ab von der andern.)

Zweiter Auftritt.

(Eduard, Schlange, im Gespräch.)

Eduard.

Wie konnte ich Ihre Bemerkungen wohl mißdeuten lieber Schlange. Das Verfahren dieses Testaments iſt nicht zu billigen.

Schlange.

Jedem das Seine Euer Gnaden. Es iſt damit nicht ausgesprochen daß Herr Testament nicht ein feiner Kerl ſei. Im Gegentheil, und allen Respect, ein ſehr feiner Kopf, überaus fein, bewundernswürdig fein. Verſteht Geld zu machen, — ja, weiß Geld zu machen, man weiß nicht wie. Treibt Alchymie ſollte man glauben, — beſäße einen Hecktaler ſollte man meinen. — aber —

Eduard.

Aber, — da ſitzt es ja eben. — Dieſer Menſch dem allerdings eine nicht gemeine Intelligenz zu Gebote ſteht, iſt einer jener verſchlagenen, und überall beſchlagenen Speculanten, denen das Geld alles iſt, die keine Ahnung von Ideal haben, die nichts beachten das nicht klingt und klappert.

Schlange.

Durchaus nicht was nicht klingt und klappert

Euer Gnaden machen da eine ſehr feine Bemerkung — Es iſt ſchändlich von ſolchen Leuten

Eduard.

Daher kommt es denn, daß dieſer rührende romantiſche Zauber, der ſonſt auf dieſer entzückenden Gegend weilte, gänzlich verſchwunden iſt.

Schlange.

Gänzlich verſchwunden, — vor die Hunde gekommen

Eduard.

Daß der ahnungerweckende geheimnißvolle Reiz dieſer Thäler, Haine und Gefilde dem gemeinſten Nutzlichkeitsprinzip hat weichen müſſen

Schlange.

Nichts vom Geheimnißvollen Zieht alles in ſeine Rechnungen — Alles gemein.

Eduard.

Und iſt denn das Geld Alles im Leben?

Schlange.

Nein, — es iſt nicht Alles im Leben.

Eduard.

Es iſt gar nichts.

Schlange.

Nicht das Mindeſte.

Eduard.

Ich will zwar nicht ſo vorweg behaupten daß das Geld an und für ſich gar nichts iſt —

Schlange.

Nein, das kann Niemand ſo vorweg behaupten Wenn auch das Geld gar nichts iſt, ſo iſt es doch an und für ſich Etwas.

Eduard.

Edlen Seelen iſt es aber nicht das Höchſte

Schlange.

Nein edlen Seelen iſt es das nicht.

Eduard.

Das edle Geſchichtliche iſt ihnen ein geheiligter Schacht —

Schlange.

Ja das iſt es. — Und mit den Schachten hat er auch ſonderbare Veränderungen vorgenommen.

Eduard.

Ein Schacht aus denen sie reiche Ausbeute erhabner zarter Empfindungen zu Tage fördern, und der Gegenwart aus den köstlichen Erträgen ihrer begeisterten Anschauung den wahren Gehalt beilegen.

Schlange.

Allerdings, — den Gehalt hat er zwar immer pünktlich den Bergleuten entrichtet, aber sehr herabgesetzt.

Eduard.

Der Zweck den mein Onkel durch diesen Dormont erstreben wollte ist freilich sehr schnell erreicht. Aber mit welchen Opfern.

Schlange.

Stupende Opfer.

Eduard.

Auf ein paar Jahre später wäre es am Ende nicht angekommen, und man hätte dann Rücksichten beobachten, schonender zu Werk gehen können.

Schlange.

Ja das hätte man können.

Eduard.

Dieser Dormont hat aber mit einemmale das Unterste nach Oben gekehrt, ist schonungslos verfahren.

Schlange.

Schonungslos. Wen sei es geklagt

Eduard.

Der Mensch hat nicht gedacht, daß es sich um einen großen Grundherrn von uraltem Ritterstamm nicht schickt einen Fabrikenunternehmer und Kramer abzugeben.

Schlange.

Er handelt völlig wider den Respekt.

Eduard.

Daß würdige standliche Stellungen und Zwecke nicht mit den Praktiken und Umschlägen eines gemeinen Gewerbsmannes zu vereinigen sind

Schlange.

Nein. — sind wie Essig und Oel.

Eduard.

Ich begreife nicht wie die alten Diener meines Oheims zu Werkzeugen bei solchem Charivari angestellig gefunden sind

Schlange.

Die edlen, die der vornehmen und erhabenen Position ihres gnädigen Gebieters nicht meinten vergeben zu können, wurden aus dem Dienste gewiesen.

Eduard.

Ha! —

Schlange.

Die schüchternen, minder befähigten, waren nun die besten, blieben, und meinten, dessen Brod ich esse, dessen Lied ich pfeife. Auch mußten sie wohl den Wind über sich wehen lassen, sonst hätte die Reduction sie noch empfindlicher getroffen.

Eduard.

Reduction?

Schlange.

Vortheilhafte Benennung für Wegjagen. Alle Besoldungen wurden herabgesetzt. Wer sich das gefallen ließ, konnte bleiben. Wer sich das nicht gefallen ließ, wurde gleich entlassen.

Eduard.

Das ist ja eine schändliche Cabale.

Schlange.

Höchst schändlich.

Eduard.

So soll ich denn hier wohl kaum Einem der Guten mehr begegnen, von deren Bereitwilligkeit und Liebe die Erinnerungen meiner Jugend so voll sind?

Schlange.

Keinen Einzigen.

Eduard.

Dann werde ich zu dem einsamen Försterhause im Walde wandeln, um —

Schlange (einfallend.)

Beileibe nicht eher als bis es vollſtändig zur Eremitage umgewandelt ſein wird.

Eduard.

Was? zur Eremitage?

Schlange.

Ja, — es wird ſehr hübſch werden. Eine Ueberraſchung für Comteſſe Amalie. Ew. Gnaden müſſen ſchon reinen Mund halten.

Eduard.

Eremitage. — Wo wohnt denn der Aerſter?

Schlange.

Wird keiner mehr gehalten.

Eduard.

Wo iſt denn Wild?

Schlange.

Geſtern reducirt.

Eduard.

Der treue ehrliche Wild, der mich ſchießen lehrte.

Schlange.

Der nämliche.

Eduard.

Aber wo iſt er hin?

Schlange

Vorläufig hat ihn mein bischen Armuth wenigſtens unter Dach gebracht.

Eduard.

Was wird er beginnen?

Schlange.

Mausefallen flechten, ſich einen Hausirchein als Kammerjäger loſen.

Eduard.

Welcher Schuld hat man ihn gezihen?

Schlange.

Unterichleife.

Eduard.

Das iſt nicht wahr.

Schlange.

Wie Ew. Gnaden befehlen.

Eduard.

Aber hat er ſich denn nicht gerechtfertigt?

Schlange.

Ach! — wie wäre er der Mann dazu. Ew. Gnaden ahnen wohl nicht was ſo eine rechnungsmäßige Reviſion, wie ſies nennen auf ſich hat. Alles pur fermel. Reviſor präſumirt im Rechnungsleger den Spitzbuben. Iſt nun nicht Alles in der Form, hat man die Hacken um ganze Guirlanden und Feſtons von Monitis daran zu hängen. Immer denen man aber Zwenkeln wie für Kramtsvogel verbirgt. Hat nun der Rechnungsleger nicht

eine ſpitze und feine Nase der Sache nur gleiche Schlauheit beizukommen. — Schnapp — kommt er in der Schlinge.

Eduard.

Ich will Wild ſprechen, — ich will seine Sache führen.

Schlange.

Er wird ſich Eure Gnaden zu Füßen werfen und die Durchſicht von zwanzig Aktenbänden, das Durchrechnen von höchſtens zweihundert Zeilen für eine pure Kleinigkeit für einen so großen Geist als Eure Gnaden.

Eduard.

Nein, — das iſt zu weitläuftig. Ich werde selbst zusehen, wie das zu machen iſt. Aber ich werde Wild ſprechen.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Bemühungen mein lieber Schlange — Laſſen Sie mir Wild rufen, wenn Sie wiſſen wo er anzutreffen iſt.

Schlange.

Ich eile. Heute Abend soll er zu Euer Gnaden Befehl sein.

(Schlange ab.)

Dritter Auftritt.

(Eduard dann Eliſe.)

Eduard (declamatoriſch recitirend.)

In Lieb' und Haß hat ſich die Zeit geſtalten.
Der Glaube wird beleidigt durch die Meinung.
Den alten Brauch höhnt modiſche Verneinung.
Den Tempelbau durchflattern Wahngeſtalten.

Eliſe (eintretend.)

Eduard!

Eduard.

Eliſe!

(Sie eilen einander in die Arme.)

Eliſe.

Ich darf Dich endlich ohne Zeugen ſehen.

Eduard.

Endlich darf mein wundes Herz bei Dir Linderung hoffen.

Eliſe.

Und Du liebſt mich noch?

Eduard.

Um ſo inniger, als ich Dich ſchmerzlicher liebe.

Eliſe.

Eduard, ſeit unſerem letzten Aufenthalte in der

Reſidenz im Winter, der uns wenigſtens einen Nachglanz unſeres erſten Glücks gewährte, habe ich grenzenlos gelitten.

Eduard.

Mehr gelitten als dort? wo das Treiben einer flachen theilnahmloſen Welt ewigen Mißton in die Saiten unſerer Gefühle riß? — Hier beſitze ich eine reinere Luft für die Blüthe unſerer Neigung.

Eliſe.

Meinſt Du, die alte ſchöne Zeit werde wiederkehren da wir hier nichts hatten als uns. Eduard! — jene Zeit iſt vorüber, wie unſer Glück.

Eduard.

Ja — fünf oder ſechs Jahre haben hier viel geändert. — Mein Oheim iſt noch abſtoßender, als vor vier Monaten in der Reſidenz.

Eliſe.

Bedenke daß Du von unſerem Wohlthäter ſprichſt.

Eduard.

Will ich denn meine Verehrung für ihn verkürzen? Aber ſeine Gemüthlichkeit von ſonſt iſt immer weiter zurückgewichen, und eine raſtloſe Beſtrebung in einer ihm ſonſt ganz fremden Richtung, hat ſich ſeiner bemeiſtert. Er ſpeculirt, er macht Pläne für den

Gewerb, er ſchätzt den Reichthum, und überſieht dabei ſeinen Platz in der Geſellſchaft, und unſer Glück.

Eliſe.

Laſſen wir das.

Eduard.

Amalie widerſtrebt mir mehr als jemals —

Eliſe.

Wehe Dir! — denn Du ſollſt mit ihr verbunden werden.

Eduard.

Das wird niemals geſchehen, darum keine Furcht von dieſer Seite. Aber ſie iſt ein ſtörendes Element in unſeren gegenwärtigen Zuſtanden.

Eliſe.

Sie iſt unſchuldig daran. Sie iſt gut, und will Niemand verletzen. Ob ſie aber empfinden kann, ich weiß nicht. Die Eleganz, die feine Bildung, haben ihr ganzes Weſen ſo eingenommen, daß ſie mit allem Lächeln des Wohlwollens auf der Welt durch Glätte und Kälte des ſogenannten guten Tons jede gemüthliche unabgemeſſene Zuneigung verleidet. Sie hat viel Geiſt. —

Eduard.

Aber er leuchtet und ſchimmert ohne zu erwärmen.

Eliſe.

Sie hat Witz. —

Eduard.

Aber ſie theilt ihn aus wie Bonbons in kleine Papierchen gewickelt.

Eliſe.

Dormont.

Eduard (aufgebracht.)

Was will Der hier? Der adrette Repräſentant des heutigen Beſtrebens die Materie über die Idee zu erhöhen, alles Hochſtehende zu nivelliren, und die Gleichheit herbeizuführen, nur damit Alles gemein ſei, und die Selbſtſucht gemein für Alle.

Eliſe.

Er iſt deſſenungeachtet ein ungewöhnlicher Menſch. Tadeln darf ich ihn nicht; denn ich begreife ihn nicht. Mich ſchaudert vor dieſem ſchönen Verſtande, den nichts Wunderbares, Unbegreifliches mehr macht, weil er das, von ihm nicht zu Ergründende, der Beachtung überhaupt nicht werth hält.

Eduard (immer gereizter.)

Ha, — dieſer Wundermann! Laß doch ſehen, ob man dieſem ſcharfen Verſtande nicht eine eben ſo ſcharfe Waffe entgegenſetzen kann? — Er iſt ein Franzoſe. — Haben denn dieſe Franzoſen Philoſophie, Methode? Können ſie gar mit der Idee

deutscher Urtheilskraft messen? — Ja, — ich weiß — dieser Dorment ist es, der den Oheim verändert mir entfremdet hat. Versuchen wir, ob wir ihn niederziehen können von dem feindlichen Einfluße den er erschlichen; ob wir den Oheim enttäuschen können

Elise.

Enttäuschen? — wobei? — Es ist keine Täuschung, daß er der Treue und Klugheit dieses Mannes unermeßliche Vortheile verdankt. Aber nicht blos deshalb liebt ihn Dein Oheim wie er einen Sohn nur lieben konnte, sondern weil Dorment ihn ganz versteht, weil er recht eigentlich sein zweites Selbst ist. — Eduard, fechten wir nicht mit Windmühlen. Wir haben wichtigeren Beruf. Du hassest diesen Dorment. Was wirst Du thun wenn ich Dir sage wie viel mehr er noch in unseren Schicksalen bedeuten soll. Wisse

(Sie bricht in Thränen aus.)

Dieser Dorment wird mein Gemahl.

Eduard (tumultuarisch zurückfahrend.)

Himmel und Erde! —

Elise

Still. — Sage ich: er wird? — nein es solle, nur, und in diesem Fall, das muß von Dir trennt, ist der Tod. — Er wird also nicht

Eduard

Er fällt von meinen Händen.

Elise.

Ja dies der Weg zu unserem Glücke?

Eduard

Ich rede mit meinem Oheim.

Elise.

Zwar die Wahrheit. Vor einer halben Stunde hat er mir angekündigt, da Gerüchte, die es freilich nicht glaube, überliefen, daß ein Verhältniß zwischen Dir und mir obwalte, diese aber meinem Rufe schaden könnten, sei meine Vermählung mit Dortment unvermeidlich und unabänderlich, wie Deine mit Amalien.

Eduard (lauter lachend)

Amalie und ich? — darüber lache ich. Wer kann mich zwingen, Dortment und Du, niemals. Ich schwöre — niemals.

Elise.

Eduard, — fasse Dich.

Eduard.

Und Du, liebst Du mich so wenig, daß Du nicht den Muth in Dir findest den Grausamkeiten meines Oheims einen Widerstand entgegenzusetzen?

Eliſe.

Du vergiſſeſt wer ich bin. Das Geſchöpf Deines Oheims. Daß ich Dermont nicht liebe, habe ich ihm geſagt. Er ſcherzt, er neckt mich, er ſchmeichelt mir, er tröſtet mich, und verſichert, ich möge ganz ohne Sorge ſein, das finde ſich von ſelbſt. Soll ich ihm als Grund der Abneigung meine Liebe zu Dir angeben? Den Vorwurf verdienen, daß er mich aus dem Staube emporgehoben, mit Wohlthaten überhäuft, damit ich mich übermüthig und undankbar erwage, ohne Namen, unebenbürtig der Hand ſeines einzigen Neffen und Erben nachzuſtreben? Nein Eduard, auch ich habe meinen Stolz. Ich kann untergehen, aber mich nicht entwürdigen.

Eduard.

Aber wie ſoll es denn enden?

Eliſe.

In Entſagung. Denke darüber nach. — In Entſagung von der ich Dir ein Beiſpiel gebe. Ich kann nicht länger verweilen. — Dein Oheim und Amalie nahern ſich dieſer Gegend. — Lebe wohl Eduard.

Eduard (will ſie zurückhalten.)

Eliſe — Du forderſt mein Verderben.

Eliſe

(macht ſich fort von ihm los, mit Bedeutung.)

Eduard — lebe wohl.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Eduard, dann der Graf und Amalie.)

Eduard (heftig bewegt.)

Wenn das ſo fort geht, ſei der Himmel mir gnädig. Eins nach dem Andern. Erſt der Onkel, der mich wie einen Schulknaben behandelt, weil ich nicht meine und will wie er, dann Schlange mit ſeinen Nachrichten, hierauf Eliſe mit Eröffnungen die mich zur Verzweiflung bringen. Von dieſer zur Raſerei iſt aber nur ein Schritt, und dort kommt der Onkel ſchon, um mich Amalien in die Hände zu liefern.

Sogleich kann ich ihnen nicht die Stirne bieten. Nur einige Augenblicke Sammlung, dann ſollen ſie mich gerüſtet finden.

(Er geht raſch ab auf der einen Seite.)

Graf

(Amalie führend, tritt auf von der andern.)

Er muß uns geſehen haben, und läuft davon. Die junge Welt hat heute Manieren von einer Ungezwungenheit —.

Amalie.

Laſſen Sie ihn, mein Oheim. Erſparen Sie ihm eine Begegnung die ihm unerwünſcht iſt.

Graf.

Nein. Es muß zwiſchen Euch zur Erörterung kommen. Meine Anweſenheit ſetzt ihn, wie es ſcheint, auf das hohe Pferd ſeiner großartigen bedeutenden Lebensanſchauung. Er kann mich nicht eine Prise nehmen ſehn ohne mich über die rechte Art zu belehren. Bei ſolchem Tummeln auf dem weiten dürren Anger der Gemeinplätze kommt man nie zur Sache. Einer Dame gegenüber, und mit ihr allein, wird er eher Rückſichten nehmen. Du vergiebſt Dir auch nichts. Er iſt Dein Vetter, und die Begegnung bei einem Morgenſpaziergange im Park iſt die unſchuldigſte aller Gelegenheitsmachereien. Ich werde nicht horchen, — aber doch in der Nähe bleiben.

(Er geht ab.)

Amalie.

Sonderbare Lage, — und doch erforderlich. Er kommt zurück.

Eduard (zurückkommend.)

Schöne Couſine ich kuſſe Ihnen die Hand. (Er thut es.) Was führt Sie ſo früh in den Park? Gilt es ein Rendezvous?

Amalie.

Wenigſtens kenne mit Ihnen.

Eduard.

Das glaube ich auf's Wort. Aber dann will ich nicht ſtören.

(Er verneigt ſich verbindlich, und will gehen.)

Amalie.

Nein, — Sie ſollen hier bleiben. Da ich Ihren verfehlt, ſollen Sie mir Geſellſchaft leiſten.

Eduard.

Ueberaus ſchmeichelhaft. Haben Sie aber etwas von einem Dinge gehört, das man Freuden des Willens nennt?

Amalie.

Nicht ein Wort mon Cousin.

Eduard.

So erlauben Sie, daß ich es Ihnen erkläre.

Amalie.

Möchte zu weitläuftig werden, und obnehin glaube ich, werden wir künftig Zeit genug für dergleichen haben.

Eduard.

Es wäre freilich kürzer wenn ich es durch ein Experiment bewieſe.

Amalie.

Und wie?

Eduard.

Indem ich davon liefe.

Amalie.

Damit beweisen Sie nichts, als daß Sie keine Erziehung besitzen.

Eduard.

Erziehung ist heute Ausbildung der Urtheilskraft, nicht mehr inhaltlose Form.

Amalie.

Gott sei es geklagt. Darum zeigen auch unsere heutigen Dandys so miserable Conduite.

Eduard.

Auch mich halten Sie also für einen Dandy?

Amalie.

Für einen philosophischen. Die allerlangweiligste Sorte.

Eduard.

In der That, schöne Cousine, Sie zwingen mich Ihnen Gesellschaft leisten zu wollen.

Amalie.

Sehr gerührt.

Eduard.

Aber von was unterhalten wir uns denn?

Amalie.

Die Frage ist naiv.

Eduard.

Ja — was mir in Gemangelung eines Beſſeren eben beifällt. — Mein Oheim hat ſich in den Kopf geſetzt, daß wir uns heirathen ſollen.

Amalie (lacht.)

Ha ha ha! — Das iſt der luſtigſte Einfall von der Welt.

Eduard (lacht ironiſch.)

Ha ha ha! ganz verzweifelt luſtig.

Amalie.

Ich glaube, daß wir das drolligſte Paar abgeben werden das man ſehen kann.

Eduard.

Und Sie haben durchaus dagegen nichts einzuwenden?

Amalie

Was ſollte ich dagegen einzuwenden haben.

Eduard.

Sie möchten mich im Ernſt heirathen?

Amalie.

Warum denn nicht.

Eduard.

Wiſſen Sie was? — wir ſollten gleich hinlaufen und uns trauen laſſen.

Amalie

Und Sie toll' ich brauche eine halbe Stunde noch umzukleiden

Eduard (für ſich.)

Vortrefflich' — ſie hält beim Wort.

Amalie.

Aber nein, Eduard, laſſen Sie uns keine Albernheiten begehen. Ich habe noch viel gegen unſere Heirath einzuwenden.

Eduard.

Wirklich? — Laſſen Sie hören

Amalie.

Auf meinen Gütern ſollen wir wohnen, das Schloß muß alſo neu meublirt werden. Meine eigene Einrichtung iſt in Paris zwar beſtellt, aber ſie kann erſt in ein paar Monaten fertig ſein.

Eduard.

Mein Gott, und dieſes iſt das ganze Hinderniß. Wenn Ihr Schloß meublirt, Ihre Cartons aus Paris hier ſind, wollen Sie mit mir ohne Weiteres zum Altare treten?

Amalie

Unbedenklich.

Eduard

Amalie!

Amalie.

Eduard!

Eduard.

Sie wollten einem Manne die Hand geben, den Sie nicht lieben, der — (halt ein.)

Amalie.

„Sie nicht liebt.“ — Kennen Sie nun ein Löwe der guten Lebensart; um fashionable zu ſprechen

Eduard.

Ich kanns nicht glauben, daß Sie ſo gerade hin eingewilligt haben mich — mich zu heirathen

Amalie.

Der Onkel wills, · was ſoll ich thun da die Sache an ſich ganz vernünftig iſt

Eduard.

Aber welche Macht in der Welt kann Sie denn zwingen in Ihr Unglück zu rennen

Amalie.

Ich erſtaune über die beſcheidene Meinung die Sie ausnahmsweiſe von Ihren Eigenſchaften hegen Trotzen Sie ſich indeß. Die ganze junge Welt iſt heute um nichts beſſer als Sie, und ich getraue mir mit Ihnen durchzukommen.

Eduard.

Sie kennen mich nicht.

Amalie.

Wie meinen kleinen Finger.

Eduard.

Ich bin höchst ungesellig.

Amalie.

Ich denke Sie nicht zu genieren.

Eduard.

Ich bin aufbrausend und heftig.

Amalie.

Ich frage nichts danach.

Eduard.

Ich habe tausend Grillen.

Amalie.

Fangen Sie sie nach Belieben.

Eduard.

Ich werde Sie zum Sterben ennuyiren.

Amalie.

Ich lasse Sie laufen, und amüsire mich so gut ich kann.

Eduard

Ich habe Schulden.

Amalie.

Ich werde sie bezahlen, wenn Sie mich darum bitten.

Eduard.

Ich bin ein Verschwender.

Amalie.

Ich werde Ihnen kein Geld geben.

Eduard.

Ich werde an Ihrer Seite die albernste Figur machen die sich denken läßt.

Amalie.

Ich werde Sie auslachen.

Eduard.

Amalie, lassen Sie uns dieses Spiel mit Epi-grammen nicht weiter treiben.

Amalie.

Recht so, — kommen wir zu Sonetten und Ode-len.

Eduard

Sie sind so schön.

Amalie

Sehr verbunden.

Eduard.

So gut.

Amalie.

Das höre ich lieber.

Eduard.

So hoch gebildet.

Amalie.

Meine Gouvernante macht Ihnen ihr Compliment.

Eduard.

Wie muß es nicht jedes fühlende Herz mit Wehmuth erfüllen solchen Inbegriff von Vollkommenheiten, der einem liebenden Manne den Himmel auf Erden bereiten müßte, zum Facit eines Rechenexempels der Convenienz gemacht zu sehen.

Amalie.

Sie sind sehr theilnehmend. Es hängt aber von Ihnen ab diese jammerliche Arithmetik von der Tafel zu bannen.

Eduard

Von mir? — wie?

Amalie.

Lieben Sie mich.

Eduard.

Lassen Sie mich recht aufrichtig sein. Die Liebe ist ein wunderbares Geheimniß. Die höchsten Vollkommenheiten bestimmen sie nicht immer.

Amalie.

Ich verstehe Sie Eduard. Geben Sie zu unserm Oheim, und bitten ihn, Sie der Verbindung mit mir zu überheben

Eduard

Solche Bitte aus meinem Munde bedeutet ihm nichts. Sagen Sie ihm daß Ihnen mein Besitz

widerſtrebt, daß er Sie nicht unglücklich machen ſoll, — daß —

Amalie.

Nein Eduard, — das werde ich nicht. Mir widerſtrebt Ihr Beſitz nicht wenn er das Glück unſers Oheims macht. Der Verſtändige muß zu reſigniren verſtehn.

Eduard.

Amalie, ich bewundere Sie, ich verehre Sie. Aber es iſt unmöglich, ich kann, ich darf der Ihrige nicht werden, weil, — weil, — weil, — ich Sie nicht betrügen darf. — Verkennen Sie mich nicht, — bedauern Sie mich, — bemitleiden Sie mich, — haſſen, — verabſcheuen Sie mich, — aber — ich muß Ihnen ein wichtiges Geheimniß enthüllen. — Ich —

Amalie (ſchnell unterbrechend.)

Guten Morgen Eduard.

(Sie geht ab.)

Eduard.

Sie geht. — Verzweiflungsvolle Lage in der ich mich befinde.

Fünfter Auftritt.

(Eduard, Dormont, dann der Graf.)

Dormont.

Herr Graf, ich habe mir die Ehre geben wollen Ihnen in Ihrem Zimmer aufzuwarten.

Eduard (für ſich.)

Auch der noch. —

(Laut.)

Ergebenſter Diener.

Dormont.

Dieſe ſchöne Gegend muß für Sie durch allen Zauber der Jugenderinnerung verherrlicht werden.

Eduard.

Man hat dafür geſorgt unterdeſſen dieſen Zauber zu bannen.

Dormont.

Wer hätte ſo grauſam ſein mögen?

Eduard.

Die Göttin des Zeitalters mein Herr, die Induſtrie, welche ſich wenig um die Gemüthswelt kümmert.

Dormont.

Die Induſtrie bittet um Pardon, Herr Graf. Sie macht das irdiſche Leben behaglicher, und entbindet

dadurch die Gemüthswelt des Zwangs der Sorge. Man muß sich wohl befinden, wenn man zart empfinden soll.

Eduard.

Es giebt verschiedene Begriffe des Wohlbefindens. Ein reingestimmtes Herz wird mit wenig Realem befriedigt: ein phantasieleser Materialism wähnt nur im Gemeinen das Glück zu haben.

Dormont.

Ich wüßte überhaupt nicht, wie Materialism und Phantasie irgend zusammengehören.

Eduard.

Ich auch nicht, darum widert er mich an.

Dormont.

Doch wohl nicht um die Phantasie zur alleinigen Leiterin durch die Wirklichkeit zu wählen? — Die Lenkung der Montgolfieren ist noch nicht erfunden.

Eduard.

Welch glücklicher Umstand für Ihresgleichen, mein Herr, diese Lücke auszufüllen, und die Mechanik durch die Lüfte spazieren zu führen.

Dormont.

Die Mechanik, Herr Graf, hat der Luft bereits sehr Vieles abgenommen, daß sie noch auf mehr Willfährigkeit rechnen darf.

Eduard.

Der verdichteten mein Herr, die keine mehr iſt. Mit Dampfmaſchinen producirt man aber keine Idee, und dieſe iſt es, die den Menſchen zum Menſchen macht.

Dormont.

Die unbeſchränkte Herrſchaft über die Stoffe, über Raum und Zeit ſetzt der Idee neue mächtige Flügel an.

Eduard.

Mit ſo künſtlichen Flügeln hat Ikarus ſchlechte Geſchäfte gemacht, und Dädalus war kein übler Maſchinenmeiſter.

Dormont.

Sie waren von Wachs.

Eduard.

Wachs iſt beſſer als Wind.

Dormont.

In den hieſigen Einrichtungen werden Sie den Wind nicht geſpurt haben.

Eduard.

Den Sturm, mein Herr, den Sturm.

Dormont.

Deſto beſſer; der gehört ja recht angeblich in den Marſtall der Phantaſie.

Eduard.

Er hat auch wohl jenen königlichen Eichenwald umgeworfen der sonst jenen Hügel bedeckte, — ein Stolz der Jugend?

Dermont.

Er war im Absterben, und hohe Zeit ihn kostbar zu verwerthen, damit er einem jungen Aufschusse Platz mache.

Eduard.

Es toset jener Sturm in den neuen polternden Hammerwerken jenes einst so schönen und einsamen Thales, in dessen heiliger Stille ich ehemals meine ersten Lieder dichtete.

Dermont.

Waren diese Lieder Ihrer würdig, so gehörten sie Ihrem Innern, nicht dem äußeren Raume, und gegentheils dürften die Goldkörner in einem Sonettenpaare zu leicht gefunden werden gegen einen reinen Ertrag von zehntausend Thaler jährlich.

Eduard (mit Hohn.)

Sie befassen sich wohl nicht mit Poesie?

Dermont.

Nicht mit der empfindelnden.

Eduard.

Ihr Volk hat in den Künsten nie etwas Gediegenes geleistet.

Dermont.

Ich gehöre nicht meinem Volke, sondern der Welt.

Eduard.

Dann ist nicht abzusehen, wie Sie eine so gewaltige Bestimmung in diesem Winkel begraben haben.

Dermont.

Nicht doch, ich habe gesucht diesen Winkel an die Welt zu knüpfen.

Eduard (mit scharfem Blick.)

Und Ihre Welt sind wohl Sie selbst.

Dermont.

Herr Graf, Ihre Aeußerung ist anzüglich.

Eduard.

Sehr wohl mein Herr.

Dermont.

Sie beabsichtigten also mich zu verletzen.

Eduard.

Ja, mein Herr.

Dermont.

Warum?

Eduard.

Weil Sie mir beschwerlich sind.

Dermont.

Zum Glück, Herr Graf wird es darauf weniger ankommen.

(Der Graf erscheint im Hintergrunde.)

Eduard (hochfahrend.)

Mein Herr Dormont, Sie vergeſſen mit wem Sie ſprechen.

Dormont.

Ich, mit einem Manne der ſeine Erziehung vergißt, Sie, mit Einem, der Mann genug iſt, ſolche kleine Gedächtnißfehler zu reparieren.

Eduard (heftig.)

Bringen Sie mich nicht aufs Aeußerſte.

Dormont.

Was wäre dabei zu wagen?

Eduard.

Mein, oder Ihr Leben

Dormont.

Ich ſtehe zu Ihren Dienſten.

Eduard (im höchſten Zorne.)

Es ſoll gelten; — aber zuvor noch ein Wort, ſcharf treffend wie die Kugel. Mein Oheim will Eliſen mit Ihnen vermählen; iſt das wahr? —

Dormont.

Wie gehört das hieher.

Eduard.

Sie ſagen nicht Nein, ich nehme alſo an, daß Sie ſich dieſem Plane darbieten.

Dormont.

Und wenn ich es thäte; wie dann?

Eduard (ganz außer ſich.)

Wie dann? Kurzweilige Frage. Dann Tod Ihnen oder mir, oder beiden zugleich, denn ich liebe Eliſen, werde von ihr wiedergeliebt, habe geſchworen ſie zu beſitzen oder unterzugehen. Sie ſollen aber nicht minder Ihre feinen Speculationen vereitelt ſehen. — Heute Abend fünf Uhr, — an dieſer Stelle, — Piſtolen, — über ein Schnupftuch. —

Der Graf

(vortretend, und ſich zwiſchen ſie werfend.)

Halt ein Du Raſender. Ein Duell? — ich werde es zu verhindern wiſſen. — Eliſe? das iſt denn das große wunderbare Geheimniß dem der Bund mit Amalien widerſtrebt. — Hinweg aus meinen Augen. Du und Eliſe, niemals — niemals, — niemals. — Kommen Sie Dorment.

(Er ergreift Dorments Hand, und geht mit ihm ab.)

Eduard.

Unſelige Fügung: — wie wird das enden?

Dritter Aufzug.

(Der Gartensaal, wie im ersten Aufzuge.)

Erster Auftritt.

(Amalie, Dormont.)

Amalie (mit Schelmerei.)

Was höre ich von Ihnen Dormont? Ein Duell mit meinem Vetter, wegen Elisen? — O über diese Männer!

Dormont (im nämlichen Tone.)

Ich bin so unschuldig an diesem Duelle als an seiner Veranlassung.

Amalie.

Das soll man glauben.

Dormont.

Oder können Sie zweifeln?

Amalie.

Wie geriethen Sie mit Eduard in diesen Streit?

Dormont.

Er war präoccupirt, und ich gewann nicht Zeit ihn zu enttäuschen.

Amalie.

Vortrefflich.

Dormont (befremdet.)

Wie das?

Amalie.

Weil dadurch die Sachen ſich immer mehr verwirren.

Dormont.

Wer könnte dabei gewinnen?

Amalie.

Wir Alle. Mein Onkel wird endlich die Nothwendigkeit einſehen einen Knoten mit dem Schwerte Alexanders zu trennen, den er ſo verſchlungen daß er nicht zu löſen ſein kann.

Dormont.

Sie ſind eine Zauberin; ach! ich fühle es zu tief, und ſie iſt es Ihnen eigen die Welt in Räthſeln zu beherrſchen.

Amalie.

Ich erkläre ſie. Erfahren Sie denn, und verſchweigen, daß — mein Oheim einſt vermählt geweſen.

Dormont.

Was höre ich.

Amalie.

Ein Geheimniß, mir erſt ſeit ein paar Stunden aus ſeinen Bekenntniſſen zugekommen. Ein wehmüthiges, thränenwerthes Geheimniß.

Dermont.

Vermählt; — aber mit wem? — wie?

Amalie.

Mit einer jungen Dame aus hohem ſpaniſchen Adel; — und was noch ſeltſamer, — mit einer Nonne.

Dermont (frappirt.)

Spanierin? den Namen? — ich bitte

Amalie.

Gehört wohl nicht zur Sache. Sie wiſſen ja, als Napoleon Spanien ſeinem Reiche unterwarf, flog mein Oheim heimlich aus dem Kriegsdienſte ſeines, dem franzöſiſchen Einfluße unterworfenen Vaterlandes, um ſeinen Degen auf der pyrenäiſchen Halbinſel gegen den Unterdrücker von Europa zu ziehen.

Dermont.

Ich weiß, — ich weiß.

Amalie.

In den Gebirgen von Granada hatten die Franzoſen ein Nonnenkloſter erſtürmt, geplündert. Die armen Inhaberinnen des Ortes waren entflohen

Eine, jung und ſchön, gelangte zu einer Guerilla-Abtheilung der Patrioten, bei der ſich mein Oheim befand. Er nahm ſie achtungsvoll in Schutz. Wohin ſie aber führen? — Ihr Vater war ein Anhänger der Franzoſen, am Hofe Joſephs, hatte die einzige Tochter gezwungen den Schleier zu nehmen. Sie ſelbſt wollte eher in den Tod, als zurück in die Gewalt ihrer Familie. Auch ſie war Patriotin, und konnte den Ihren die niedrige eigennützige Willkühr nicht vergeben, die ſie aus den Hoffnungen und Freuden der Welt in ein Kloſter geſtoßen. Mein Oheim brachte ſie nach Granada zu einer engliſchen Familie. Waffenruhe gab Raum zu näherer Bekanntſchaft. Gegenſeitige glühende Liebe loderte auf. Der kühne leidenſchaftliche Jüngling bot der Schutzloſen die Hand. Wie konnte ſie widerſtehen. Ein Prieſter, dem der geiſtliche Stand der Braut verſchwiegen wurde, war einer großen Belohnung zugänglich. Er vermählte die Liebenden heimlich.

Dormont.

Wo iſt ſie? — — wo bleibt ſie?

Amalie.

Wer weiß es wo die Erde ſie deckt, denn ohne Zweifel iſt ſie todt. Nach wenig Monaten eines ehelichen Glückes am Rande des Abgrundes, wollte

mein Oheim ſeine junge Gemahlin, die ihm ſeit Kurzem doppelt werth geworden, in Cadix einſchiffen, und nach England ſenden. Sie trat die Reiſe an, ohne ihn, um Cadix niemals zu erreichen. Ein franzöſiſches Corps nahm ſie gefangen, und ſeitdem haben alle Nachforſchungen keine Spur von Ihr entdecken laſſen. — Was iſt Ihnen, Dermont? was bewegt ſie ſo?

Dermont.

Theilnahme, fahren Sie fort.

Amalie.

Was könnte ich noch zu ſagen haben, als daß mein Oheim, in peinlicher Selbſtverwerfung, dieſes Unglück nun als Strafe ſeines Fehlers ermißt.

Dermont.

Wie könnte er?

Amalie.

Die Ehre, ſo meint er, hätte ihm gebieten ſollen, den hulfloſen verlaſſenen Zuſtand eines jungen unerfahrenen Weſens nicht anzuſprechen im Drange ſeiner leidenſchaftlichen Gefühle. Wenn ſie auch die Rückkehr zu den Eltern, die ſie gemißhandelt, verneinte, hätte er der Braut des Himmels ein anderweites geſichertes Aſyl, das leicht zu erlangen war, bereiten, ſie in Unſchuld und Frieden ihrem eigenen unangefochtenen Gewiſſen überlaſſen, ſeinerſeits in

männlicher Entſagung, dem Pflichtgefühle den Sieg verſchaffen ſollen, über eine unſelige, verbotene, Verderben bringende Neigung.

Dermont.

Nicht in Anſchlag bringt er alſo, das ganz Eigenthümliche der Lage: die regen Gefühle eines von Begeiſterung trunkenen Jünglings; die Wirbel der damals in Auflöſung begriffenen geſelligen Zuſtände, die der ruhigen Erwägung des Geziemenden durchaus entgegenwirkten.

Edler, unglücklicher Mann!

Amalie.

Das iſt er, ungeachtet der Selbſtbeherrſchung, hinter der er ſein bedrängtes Gewiſſen verbirgt.

Sie empfangen aber auch den Schlüſſel zu ſeinem ganzen gegenwärtigen Verhalten. Da die Stimme der ruhig überlegenden Vernunft, wenn er ihr damals zugänglich geweſen wäre, ihn von einem Bündniſſe hätte abmahnen müſſen, das ihm, und dem Gegenſtand ſeiner Wahl, auf alle Fälle nur zum ſchweren Unheile führen konnte, hält er die Liebe überhaupt für den wahren Gegenſatz desjenigen Glückes, dem der Weiſe nachringen ſoll, ſofern nicht der beſonnenen Vernunft das Steuer der Fahrt übergeben wird, und wie ihm das Wohl der Seinen innig am Herzen liegt, iſt es ihm Pflicht des Ge-

wissens, sie vor Klippen zu bewahren, an denen er selbst gescheitert. Ihr Widerstand scheint ihm Verblendung die ihn nicht abhalten dürfe, ihnen, wider ihren Willen wohlzuthun, wobei er ihres künftigen Dankes gewiß zu sein meint.

Dormont.

Außerordentliche Geschicke geben aber keine Regel. Der Zwang macht feste Neigungen und Vorsätze bei starken Gemüthern unbesiegbar.

Amalie.

Solche Lehren werden hier nur gerechtfertigt durch die Ergebnisse. Suchen wir uns diesem zu fügen. Der Trotz ist für Unbesonnene. Mögen Andere, in leidenschaftlicher Ungeduld schüttelnd, sich abmühen ihren Theil an den goldenen Früchten des Hesperidenbaumes zu erlangen. Die schönste fällt Denen, die daneben ruhig ausharrten, ohne Mühe in die Hand — Still — Eduard.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Eduard.)

Eduard.

(Dormont gewahr werdend, will sich mit Unwillen entfernen.)

Ah! — Vergebung wenn ich störte; ich glaubte

nicht Sie hier zu finden, und in ſo angenehmer Geſellſchaft. Ich entferne mich. (Will gehen.)

Amalie (ihm in den Weg tretend.)

Nicht von der Stelle, mon Cousin. Ich habe kein tête à tête dem Sie auszuweichen hätten.

Eduard.

So wird Herr Dermont Ihnen ſagen, daß es ihm und mir peinlich ſein muß uns zu begegnen, bevor

Amalie.

Sie ſich die Hälſe gebrochen. Ich weiß. Indeß was geht das mich an. Da aber einmal davon die Rede iſt, ſagen Sie mir doch weshalb wollen Sie ſich denn eigentlich mit Herrn Dermont ſchießen?

Eduard (verlegen.)

Weil — weil —

Amalie.

Heraus mit der Sprache.

Eduard (ungeduldig.)

Weil ich nicht leide daß er Eliſen heirathe.

Amalie.

So? — wiſſen Sie auch daß ich Ihnen nicht mehr erlaube den Paladin anderer Damen zu machen. Aus dieſem Duelle wird nichts.

(Gegen Dermont mit zierlicher Verbeugung.)

Mein Herr Dermont, ich bitte Sie recht ſehr meinen Couſin zu entſchuldigen. Er geſteht ein,

eine gewaltige Betise begangen zu haben. Er bittet Sie tausendmal um Vergebung. Ich hoffe Sie werden mit dieser Erklärung zufrieden sein.

Eduard (auffahrend.)

Amalie. —

Amalie (ihn fallend.)

Genug, — die Sache ist abgemacht. — Uebrigens hat der Oheim Sie, und uns Alle verbestellt, um ein hochnothpeinliches Gericht über unsere Thorheiten zu halten. Sie müssen ihn alle hier erwarten bis er drinnen fertig ist mit Allen, deren Beichte er hört.

Eduard.

Thorheiten! das Wort ist lustig. — Ich für mein Theil wenigstens. —

Amalie.

Sie für Ihr Theil begehen die ärgsten. Zum Glücke leisten wir Anderen Ihnen Gesellschaft. Ist es nicht die größte aller Thorheiten sich mit einem Manne schießen zu wollen, der Sie nicht beleidigt, und das ohne Aussicht auf irgend einen Vortheil die Sache mag ausfallen wie sie will.

Eduard.

Schöne Cousine, das verstehen Sie nicht.

Amalie.

Schöner Cousin, das verstehe ich aus dem Grunde.

Entweder erschießt Herr Dorment Sie, und dann hat Ihre Ritterschaft bei Elisen ohnehin ein Ende, oder Sie erschießen Herrn Dorment, und dann werden Sie andere Dinge zu thun finden als hier den Schmetterling zu machen.

Dorment.

Herr Graf, wollen wir die Comtesse nicht bitten uns das Peinliche dieses Verfahrens zu ersparen.

Amalie.

Gemach mein Herr. — Meinen Sie etwa hiemit auf eine gute Art Ihrer Seits davon zu kommen? — O nein. Wie können Sie, der Sie so vernünftig sein wollen, ein solches Duell annehmen, ohne den wirklichen Ausforderer auszulachen? Sind Sie einer Familie nicht mehr Rücksichten schuldig in der Sie so viel Freundliches erfahren?

Eduard (hochfahrend.)

Amalie, — Sie haben kein Recht Herrn Dorment zu mißhandeln. Ich werde ihn in seinem Rechte mein Gegner zu sein zu schützen wissen.

Amalie

(eilt rasch auf ihn zu, stellt sich dicht vor ihn, mit bittendem Tone.)

Wie? wenn ich fragen darf.

Eduard (betroffen, zurückweichend.)

Indem ich — insofern daß —

Amalie

(auf ihn eindringend indem er zurückweicht, wie vorhin.)

Weiter — weiter. —

Eduard.

Unerträglich.

Amalie

(sich rasch umwendend mit der vorigen spielenden Grazie.)

Ihr Latein ist zu Ende, sehe ich. — Weiter also. — Ferner begeht Elise eine Thorheit solchen empfindsamen Roman mit einem Manne anzufangen, der, wie sie weiß, der Verlobte ihrer Freundin ist, und der sie daher niemals besitzen kann.

Eduard.

Ich bitte Elisen aus dem Spiele zu lassen.

Amalie

Endlich begeht Ihre ergebenste Dienerin, — nämlich meine Wenigkeit, — eine Thorheit die fast so groß ist als Ihre, schöner Cousin, — und das will Gott sei es geklagt, viel sagen, indem ich, unserem Onkel zu gefallen, bei dem pinselhaften Entschlusse verharre einen Mann zu heirathen, der sich wegen meiner Nebenbuhlerin duelliren will.

Eduard.

Nun — das ist zu stark. — Mich wollen Sie heirathen? Noch jetzt heirathen?

Amalie.

Ja, ich werde Sie heirathen. — Es iſt ein verkehrter Handel, — aber es iſt einmal nicht zu ändern.

Eduard.

Amalie! — Das ſagen Sie mir, — in Gegenwart dieſes Herrn?

Amalie.

Ihnen zu dienen.

Eduard.

Nun fürwahr, — ein ſolches Betragen überhebt mich aller Rückſichten, und ich erkläre, daß ich Sie nicht mag.

Amalie.

Nach Belieben, — kommt nicht in Betracht. Sie müſſen

Eduard.

Müſſen? — wer will mich zwingen.

Amalie.

Niemand mon cher, — Niemand. — Aber Sie wiſſen wohl, — gewiſſe Verhältniſſe, — gewiſſe Wechſel die in zwei Monaten verfallen, wenn. — — Oder iſt mein Onkel ſo gütig geweſen ſie ſtatt meiner zu acceptiren?

(Das Letztere leiſer.)

Eduard (zurückfahrend.)

Amalie, — wenn Sie ein solches Betragen Ihrer würdig finden, habe ich nichts zu erwiedern, — hier wenigstens nichts. — Meine Jugend trägt die Schuld mancher Unbesonnenheit. Schlechtes habe ich mir nicht vorzuwerfen. Ich werde handeln wie ein Mann von Ehre.

(Zu Dormont.)

Mein Herr Dormont, es scheint daß die Verhältnisse unseren Streit überwachsen. Was mich in unserer Begegnung verletzte, ist durch neue Erfahrungen ausgetilgt, und ich komme zur Besinnung Ich biete Ihnen die Hand der Versöhnung.

(Er reicht ihm die Hand.)

Dormont (ergreift sie.)

Und ich empfange sie von Herzen. Vergessen wir was vorgefallen. Ich bezweifle nicht Ihren Muth Sie nicht den meinen.

Eduard.

Nicht im geringsten. Wenigstens haben wir je den Vorzug unseren Streit selbstständig auszugleichen, ehe Andere sich vermessen uns wie Schulknaben zur Ruhe zu ermahnen.

Amalie (für sich.)

Da habe ich sie wo ich sie wollte. (Laut.) Recht hübsch meine Herrn, recht hübsch. Ich sehe Sie nur

einer guten Erziehungsmethode noch nicht entwachsen. Dort kommt mein Onkel Ihre Versöhnung zu besiegeln

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, der Graf aus seinem Kabinete tretend. Elise ihm folgend, mit Zeichen der Erschütterung.)

Amalie

(Elisens Zustand bemerkend, fliegt auf sie zu, und schließt sie theilnehmend in ihre Arme.)

O meine Elise.

Elise

(zu ihr mit zitternder Stimme, heimlich.)

Der Himmel segne Sie für diesen Trost. Ich leide unaussprechlich.

Graf (zu Amalien.)

Wohl, meine Amalie, umfaße das liebe fromme Kind, es ist Deiner schwesterlichen Neigung so würdig wie immer.

(Eduard, Herr Dermem, ich wünschte das Geschick hätte mir diesen Augenblick erspart. Er verletzt mich, er führt mich auf Unbesonnenheiten über die ich erröthe. Dennoch will ich nicht zürnen. Die Leidenschaften durchziehen als brüllende Löwen die Welt. Wer darf sich nachrühmen niemals ihre Beute geworden zu sein. Wohl aber Denen die auf gefahr-

lichen Bahnen, welche ſie blind, menſchſüchtigen Nachtwandlern gleich, betreten, der Zuverſicht und Treue eines bewährten Freundes begegnen, der ſie am Rande des Abgrundes erweckt.

Eduard

(der ſeine Ungeduld vergebens zu bemeiſtern geſucht, raſch einfallend.)

Halt, gnädigſter Onkel, das iſt eine verdammt mißliche Sache. Unzeitig geweckte Nachtwandler fallen vom Dache, und brechen den Hals.

Graf.

Wahr, — wenn ein Ihor ſo verſtohlenes aufſchreit. Aber wollte Gott, Herr Neffe, ich hätte in Deinen Jahren einen erfahrenen väterlichen Rath zur Seite gehabt, er hätte mir manche bittere Stunde erſpart, wie die ſind, die ich von Dir fern zu halten bekennen bezwecke.

Eduard.

Sie ſind ſehr gütig, mein Onkel, — indeſſen

Amalie (ihm ins Wort fallend.)

Mon Cousin, ein Verſehen. — „bekennen bezwecke" iſt nicht Ihr Stichwort.

Eduard (für ſich.)

Die dumme Natter weiß empfindlich zu ſtechen.

Graf.

Du haſt ein Duell mit Herrn Dorment vor, Eduard.

Dorment.

Ew. Excellenz erlauben. Der Herr Graf hat auf die für mich ehrenvollſte Weiſe ſeine Aufforderung zurückgenommen.

Eduard.

Ja, wir ſind verſöhnt.

Graf.

Das iſt honett. — Aber wozu war dieſe Aufforderung? — Wegen Eliſen.

Amalie (bittend.)

Mein Onkel, ſchonen Sie Eliſen.

Graf.

Sei unbeſorgt, meine Theure. — Eliſe, daß ich es gerade herausſage, iſt verführt.

Eduard (heftig, beleidigt.)

Mein Oheim, ich bitte dem Gewichte Ihrer Worte einige Beachtung zu widmen.

Dorment (für ſich.)

Dieſe Sache nimmt kein gutes Ende.

Graf.

Mein Herr Neffe ich weiß was ich ſage. Eliſe iſt durchaus wahrhaft, rein und gut. Es iſt ihr

nicht in den Sinn gekommen ihren Blick nach dem Erben meines Hauſes zu erheben. Dir hat es beliebt erſt den Petrarka, dann den Romeo für ſie improviſiren zu wollen. Das Vorrecht der Frauen iſt die Schwäche. Die Pflichten des Mannes ſind Weisheit, Kraft und Ehre. Es iſt aber ſehr unweiſe einer Neigung für ein Weſen Raum zu geben, das man nicht beſitzen darf, ſehr kraftlos, ſolche nicht zu bemeiſtern, ſehr ehrlos, den Frieden eines unbefangenen Gemüthes zu zerſtören, ohne den muthwillig entfeſſelten Wünſchen eines liebeſehnenden Herzens einen Hafen ehelichen Glückes eröffnen zu können.

Eduard.

Sehr wahr, mein Herr Oheim, aber auf mich nicht paſſend. Von meiner Weisheit will ich nicht reden. Aber es war die Weisheit der Vorſehung die zwei gleichgeſtimmte Herzen für eine gegenſeitige Neigung eröffnete. Was der Himmel fügte nicht trennen zu wollen, halte ich nicht für unweiſe.

Graf.

Sophiſterei.

Eduard.

Daß ich nicht kraftlos bin, werde ich beweiſen indem ich, es koſte was es wolle, Eliſen beraube werde.

Graf.

Warum nicht gar.

Eliſe (gezwungen.)

Eduard! Eduard!

Eduard.

Und daß ich hienach nicht ehrlos bin, ergiebt ſich von ſelbſt.

Graf.

Du ſprichſt wie ein ungezogener Knabe. Ich gebe zu dieſer Heirath nicht meine Einwilligung.

Eduard.

Warum nicht?

Graf.

Man muß unverſtändig ſein um nicht einzuſehen daß nur Gleiches zu Gleichem gehört.

Eduard.

Ja wohl, — deshalb behaupte ich Eliſen. C'est que le premier pas qui coute.

Graf

Ich ſage Dir aber Herr Neffe, daß Du keineswegs für Eliſen, ſie nicht für Dich paßt.

Eduard.

Der Beweis, wenn ich bitten darf.

Graf.

Ich kann nicht für die Familienbeſtimmungen

unserer Vorfahren. Wenn Du nicht ebenbürtig heirathest, kannst Du nur für Deine Person mich beerben. Nach Deinem Abgange fiele mein Besitz an die Seitenlinie.

Eduard.

Immerhin.

Graf.

Du bist von Sinnen, man muß Dich laufen lassen. Elise aber ist das Kind des geehrtesten und liebsten meiner Freunde, also auch das meine. Als Vormund habe ich nicht nur ihre Ehre überhaupt, sondern diese auch im Sinne ihres Vaters zu bewahren. Wenn er lebte, würde er sagen: meine Tochter ist zu gut dem Raisonnement einer adelstolzen Familie ausgesetzt, und unverdient gedemüthigt zu werden, während sie der Stolz und die Freude ihrer Beziehungen in ihrem Stande sein würde.

Eduard.

Ich bin der Mann dazu ihr in einem jeden Achtung zu verschaffen.

Graf.

Uebel, wenn sie ihr erst verschafft werden soll. — Elise mag Dich auch nicht.

Eduard.

Liebe Elise, — ein Wort, wenn ich bitten darf.

Eliſe (nach einigem Kampfe.

Ich habe entſagt.

Graf.

Treffliches Geſchöpf!

Eduard.

Du haſt nicht mehr das Recht dazu.

Graf.

Es iſt luſtig von Rechten zu hören, wo nur Uſurpation ſtattfindet. Eliſe, meine Tochter, — vollende das ſchöne Beiſpiel das Dein Betragen ihm aufſtellt. Wie Du in Entſagung ihm vorangehſt, zeige ihm den Weg der Beſtimmung. Du weißt welchen Werth ich darauf lege Dich mit Herrn Dormont verbunden zu ſehen, den ich hochſchätze und liebe, an deſſen Hand jede würdige Frau ihr ſchönſtes Glück finden muß, der ganz Deiner werth iſt, wie Du ſeiner werth biſt. Deine Neigung will und darf ich nicht zwingen, aber Du würdeſt mir eine große Freude bereiten, und der Geiſt Deines Vaters würde Dich ſegnen, wenn Du einwilligteſt Herrn Dormont die Hand zu reichen.

Eduard (für ſich.)

Ich halte mich nicht, ich verliere den Verſtand.

Dormont (leiſe zu ihm.)

Um Himmelswillen, faſſen Sie ſich. Wir ver-

derben Alles wenn wir hineinreden. Laſſen Sie Eliſen gewähren.

Eliſe

(erſchüttert vortretend, und ſich dem Grafen zu Füßen werfend.)

Mein Vater, — Sie wollen daß ich Sie ſo nenne, — darin kann ich Ihnen gehorchen, daß ich dulde und entſage. Fordern Sie aber nicht daß ich wider meine Neigungen mich erkläre und handle, denn das kann, darf ich nicht, — es wäre eine Lüge.

Graf (ſie gütig erhebend.)

Steh auf meine Eliſe, — ſo iſt es nicht gemeint, und nichts mehr davon in dieſem Augenblicke. Du biſt mein holdes Kind, und ich verweiſe Dich an Dich ſelbſt. Haſt Du einen Kampf zu beſtehen, fliehe an mein väterliches Herz. Du wirſt dort Rath und Troſt finden. Was ich vermag ihn Dir zu erleichtern, ſoll geſchehen.

Eduard, wenn Du, wie ich hoffe, zu Verſtande kommſt, wirſt Du einſehen, daß Deine Verbindung mit Amalien für die Geſchicke unſeres Hauſes ganz unerläßlich iſt.

Eduard.

Ich gehöre nicht unſerem Hauſe, unſer Haus gehört mir, — und —

Graf.

Halt, — was das wieder für Reden ſind. Ich bitte mich enden zu laſſen. Deine Schulden werde ich bezahlen, Dein Jahrgeld verdoppeln, aber nach dem was hier geſchehen, darfſt Du nicht länger hier verweilen. Du kehrſt morgen nach der Hauptſtadt zurück, und in das Bureau des Miniſters. Man wird Dir Arbeit geben, und das iſt das beſte Mittel zur Beſinnung zu kommen. Die glücklichſten Leben ſind ſolche, die, beſonnen geſchloſſen, auf gegenſeitige Achtung und Anerkennung des Werthes ſich gründen. Damit genug.

— Liebe Amalie, einige neue Anlagen in der Kaſanerie erwarten Dein ſachverſtändiges Urtheil. Ich bitte um die Erlaubniß Dich zu begleiten.

(Er giebt Amalien den Arm, und führt ſie ab durch die Gartenthüre.)

Vierter Auftritt.

(Eduard, Eliſe, Dormont dann Schlange.)

Dormont (lebhaft ergriffen.)

Fräulein Eliſe, ich bedaure, ich bewundere Sie. Fürchten Sie aber nichts von mir.

(Zu Eduard.)

Mein Herr Graf, empfangen auch Sie die Versicherungen meines aufrichtigen Mitgefühls. Sie

ſollen an mir einen redlichen Freund finden, aber niemals einen Nebenbuhler, oder ich müßte mich ſelbſt verachten.

Eduard.

Mein theurer Torment es iſt eine Würde und Freuherzigkeit in ihrem Benehmen die mich beſchämt. Jetzt erſt bitte ich Ihnen mit voller Ueberzeugung meine Unarten ab.

Torment.

Vertrauen Sie mir ganz. — Sie ſollen mich bewährt finden.

Eduard (ihn bei Seite führend.)

Ihre Theilnahme ſoll nicht unvergolten bleiben. Vielleicht kann auch ich Ihnen einen Dienſt leiſten. Sie nennen ſich hier Torment, aber dieſer Namen iſt nicht Ihr wirklicher.

Torment (überraſcht.)

Nicht mein wirklicher?

Eduard.

Sie führten einſt einen andern.

Torment.

Im franzöſiſchen Heere führte ich allerdings einen anderen, aber da ich —

Eduard.

Jetzt keine Erklärungen. Durch den Mantel bei

dem ich angeſtellt war, weiß ich daß das Gouvernement Sie in Verdacht genommen.

Dormont.

Wie? — weshalb?

Eduard.

Ich darf mich hierüber nicht äußern. Man vermuthet in Ihnen einen Gewiſſen, der ſich hier unter ſolchem Namen verbirgt. Ueberzeugt bin ich nun das man ſich irrt. Sie können aber nach Umſtänden gerettet werden, wenn Sie jetzt, ehe Sie wiſſen können für wen man Sie hält, Ihren wirklichen Namen hier in mein Taſchenbuch ſchreiben, mit der kurzen Verſicherung, daß Sie ihn niemals mit einem anderen als Ihrem heutigen vertauſcht. Mein Ehrenwort, daß Ihnen dieſes Bekenntniß nur nützlich ſein kann.

Dormont.

Warum ſollte ich nicht, wiewohl ich nicht begreife.

(Er nimmt das Taſchenbuch Eduards, begiebt ſich an einen Tiſch auf dem ſich Schreibzeug befindet, und ſchreibt. Schlange hat ſich ſchon während des vorigen und jetzigen Auftrittes von Zeit zu Zeit draußen auf der Teraſſe ſehen laſſen. Jetzt bemerkt ihn Eduard.)

Eduard.

Schlange, — Sie kommen wie gerufen. — Auf ein Wort.

Schlange (herbeieilend.)

Gnädiger Herr.

(Eduard ſpricht leiſe mit ihm, Schlange nickt, macht aber Bücklinge.)

Eduard (laut.)

Sie haben mich verſtanden. In einer Viertelſtunde erwarte ich Sie hier. Dann das Weitere.

Schlange.

Zu Euer Gnaden Befehl.

(Er eilt ab.)

Eduard (zu Dormont.)

Nun, beſter Dormont?

Dormont

(das Taſchenbuch offen zurückgebend.)

Hier. — Entſpricht das Geſchriebene Ihren freundlichen Abſichten?

Eduard (lieſt flüchtig, unterbrechen.)

„Ich habe den Namen Dormont angenommen als ich Frankreich verließ, — weil — öffentlichen Verhandlungen — Auslande. — Im franzöſiſchen Heere hieß ich —“

(Macht das Taſchenbuch zu, und nickt es ein.)

Sehr wohl — ſehr wohl. — genügt vollkommen. Rechnen Sie darauf, daß ich hiervon am rechten Orte Gebrauch machen werde, und zu Ihrem Beſten.

Dermont.

Doch erſchüttert mich dieſes neue Ereigniß. Ich gebe zu bedenken, wie ich mich gegen das, was eintreffen kann, zu rüſten habe. Unterdeſſen meinen Dank für Ihre Warnung, der ich mich würdig zeigen werde

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

(Eliſe, Eduard.)

Eduard.

Eliſe! — was beginnen?

Eliſe.

Du hörteſt, — ich habe entſagt.

Eduard.

Ich nehme Deine Entſagung nicht an. Sie iſt Ergebniß der Ueberredung, der Schwäche.

Eliſe.

Wo ein Ausweg aus dieſen Bedrängniſſen?

Eduard.

Sei beſtändig, und ich eröffne ihn Dir.

Eliſe.

Ich bin im Tiefſten verletzt, zerriſſen.

Eduard.

Meine Liebe gewährt Dir Heilung.

Elise.

Als Kind geschmeichelt, auf den Armen in dies Verhältnisse emporgetragen, Alles aufgeboten mich darin, wider mein Gefühl, heimisch zu machen, und als endlich mein in Träume gewiegtes Gemüth eine ihrer wesentlichen Güter schüchtern anzusprechen sich vermißt, durch Neigungen überwältigt, denen keine Willenskraft widersteht, hinunter geschleudert mit diesem vornehmen Mitleiden, das verletzender ist als giftiger Spott, und abstoßende Härte, deren Schmach auf den Beleidiger zurückfällt. Keine Wohlthaten sühnen diese unmenschliche Entwürdigung.

Eduard.

Dein Unwillen ist gerecht, ruft Dich auf zu Entschlüssen und That.

Elise.

Sie sind gefaßt, diese Entschlüsse. Fort von hier

Eduard (ergreift.)

Elise, — Du kommst meinen Vorschlägen entgegen.

Elise.

Ich will für Geld arbeiten, dienen, aber keine dieser grausam lächelnden Wohlthaten mehr empfangen.

Eduard.

Die Absicht Dich mit Dermont zu verbinden —

Elise (einfallend.)

Weg, — ich will von diesem schmachvollen Ansinnen nichts vernehmen. Man darf mich zu Tode quälen, aber nicht, als vernehme Gunstbezeugung verschenken.

Eduard.

Dermont ist der Mann nicht, solch ein Opfer anzunehmen.

Elise.

Man hat aber doch gewagt an solchen Handel zu denken. Fort von hier, — fort, — so schnell als möglich.

Eduard.

Du sprachst aus, was ich im Begriffe war Dir vorzustellen.

Elise.

Wie?

Eduard.

Du, und ich, wir Beide, entfliehen mit einander.

Elise.

Nein, — keine Entführung. — Suche Deinen Weg, ich finde den meinen. Es darf so nichts gemein sein zwischen uns.

Eduard (mit Innigkeit.)

Eliſe, — meine Eliſe. —

(Er breitet die Arme nach ihr aus. Sie ſieht auf. Ihre Blicke begegnen ſich, und ſie ſinkt kraftlos in ſeine Arme.)

Eliſe (ſchmerzlich.)

Wehe mir, — mein Entſchluß iſt feſt, aber meine Kräfte verlaſſen mich. — Denken, — überlegen, — ich vermags nicht.

Eduard.

Dein Freund wird es für Dich.

Eliſe.

Aber keine Entführung — hörſt Du —

Eduard.

Höre Du meinen Vorſchlag. Dieſe Nacht, zwölf Uhr, ſteht mein Wagen am Ausgange des Parks. Franz, mein Diener, fährt Dich über die nahe Gränze. Anette begleitet Dich. Ich folge Dir. Morgen ſchon kommſt Du drüben an auf dem Schloſſe meiner Tante. Mein Oheim lebt in Feindſchaft mit ihr, mir iſt ſie zärtlich ergeben. Sie wird Dich mit offnen Armen empfangen. Dort biſt Du einſtweilen ſicher. Ich aber eile ſofort in die Hauptſtadt des Nachbarſtaates, und von dort unterhandle ich ſchriftlich mit meinem Onkel, mit meinen Verwandten

Viel will ich aufopfern, nur nicht Deinen Beifall. Sind die Sachen erſt ſo weit, kann, darf mein Oheim nicht unerbittlich ſein. Er hat ſeinen Eigenſinn, aber er iſt gut, und weiſe genug um einzuſehen, daß es dann kein anderes Mittel giebt um ärgerliches Aufſehen zu vermeiden, als, — unſere Verbindung.

Eliſe.

O, — und die Stimme der Welt!

Eduard.

Die Liebe iſt unſere Welt.

Eliſe.

Nein, nein, nein.

Eduard.

Was ſoll ſonſt geſchehen? Willſt Du allein hinausfliehen, in die Fremde, ohne Schutz, Erfahrung, und Mittel, um nach einigen Stunden entdeckt, eingeholt, und beſchämt wieder zurückgeführt zu werden?

Eliſe.

Nein, — nein, — nein.

Eduard.

So bleibt Dir keine Wahl.

Eliſe (verzweifelt.)

Keine Wahl — keine! — Wehe mir! — Weiß

meines Vaters umſchwebe mich. — Eduard — zwölf Uhr, — ich — ich — werde bereit ſein.

(Sie verbirgt ihr Geſicht in den Händen, und eilt ab.)

Sechster Auftritt.

(Eduard, dann Schlange.)

Eduard.

Eile, vor Allem Eile. Kommt ſie wieder zu Gemüthsruhe und Beſinnung, würde es vergebens ſein die Ausführung dieſes ungewöhnlichen Entſchluſſes ihr noch abzugewinnen.

(Schlange erſcheint in der Gartenthüre.)

He, Schlange.

Schlange (herbei eilend.)

Zu Euer Gnaden Befehl.

Eduard.

Haben Sie darüber nachgedacht was ich Ihnen vorhin zumuthete?

Schlange.

Gehorſamſt aufzuwarten, — iſt aber mißlich, ſehr mißlich.

Eduard.

Durchaus nicht. Dringende Umſtände nöthigen mich dieſe Nacht, heimlich, etwa auf acht Wochen

dieſes Schloß und das Land zu verlaſſen. Eliſe iſt im nämlichen Falle.

Schlange.

Eine Entführung, — ei — ei! —

Eduard.

Was kümmert Sie der Namen, die Sache iſt unbedenklich. Eliſe hat Gründe einen Beſuch bei meiner Tante, ohne Mitwiſſen meines Oheims, abzuſtatten. Ich halte es für anſtändig ſie zu geleiten. Wenn Sie uns meinem Oheime verrathen, liefere ich ihm die Briefe aus, die Sie an mich über das hieſige Treiben nach der Reſidenz geſchrieben.

Schlange.

Beileibe nicht. — Haben nichts zu beſorgen.

Eduard.

Die Hauptſache wäre beſeitigt. — Zur Nebenſache alſo. Ich habe kein Geld, und Sie müſſen mir gleich welches verſchaffen, wie Sie ſo oft gethan.

Schlange.

Kein Geld, — hm, — eine Nebenſache die, wenn vom Reiſen die Rede iſt, einen gewiſſen Beigeſchmack von der Hauptſache hat.

Eduard.

Ich brauche nur eine Kleinigkeit, etwa tauſend Thaler, aber gleich, — in einer halben Stunde.

Schlange.

Pub' — Ew. Gnaden ſprechen mit einem armen Diener.

Eduard.

Poſſen. — Oder ſind Sie wegen der Sicherheit beſorgt?

Schlange.

Sicherheit, — wäre durchaus reſpectwidrig ſie zu bezweifeln. — Aber wenn es der gnädigſte Herr Onkel erführe, — wäre es mein Verderben.

Eduard.

Er ſolls nicht erfahren.

Schlange.

Deſto ſchlimmer, — (verbeſſert ſich.) deſto beſſer wollte ich ſagen. Ich ſelbſt habe ſo viel Geld nicht, müßte es von Andern herbeiſchaffen, — gutſagen, — verbürgen. — Das ſind aber gemeine Seelen, — Wucherer, — kein Herz im Leibe.

Eduard.

Ich bin der Majoratsnachfolger meines Oheims.

Schlange.

Unterthänigſter Diener!

Eduard.

Es verſteht ſich, daß er den kleinen harmloſen Streich den ich heute ſpiele, nach vierzehn Tagen belacht.

Schlange.

Wird ſich ausſchütten, — wird ihn köſtlich di-
vertiren.

Eduard.

Nun alſo.

Schlange.

Aber Ew. Gnaden beſitzen ja noch eigenes Ver-
mögen.

Eduard.

Nicht der Rede werth.

Schlange.

Ein hübſches Gut.

Eduard.

Hinlänglich genug für eine Familie von beſchei-
denen Anſprüchen, nicht ausreichend für die meinigen.

Schlange.

Iſt doch ein Pfand für den Harpax bei dem ich
Hülfe ſuchen muß.

Eduard.

Nach Belieben. — Aber Geld, — in einer hal-
ben Stunde.

Schlange.

So ſchnell, — nur unmöglich.

Eduard.

Ich ſtatuire keine Unmöglichkeit, und werde mich

für Ihre Anstelligkeit einst dankbar beweisen. — Sie verstehen mich ja wohl, Schlange.

Schlange.

Was thut ein getreuer Diener nicht für seine gnädige Herrschaft. Mit einer halben Stunde ist's nichts, aber folgender unterthänigster Vorschlag. Sie sollen das Geld auf Ihrem Wege zur Gränze finden. Reisen Sie getrost diese Nacht ab. Es ist aber überhaupt nöthig, daß Sie bei solcher Partie die große Straße vermeiden, auf der man leicht Ihre Spur verfolgen, Sie vielleicht einholen kann. Fahren Sie links durch den Wald. Der Weg führt Sie dann, wiewohl etwas über Wurzeln und Stöcke, zu einer alten zertrümmerten Burg dicht an der Gränze, die ich zum Abbrechen gekauft habe. Sprechen Sie dort ein. Dort sucht und findet Sie Niemand. Das Plätzchen ist dem Orte wo das Geld sich befindet ganz nahe, ich schaffe es dorthin noch ehe Sie eintreffen, gebe es dort selbst in Ihre Hände, und Sie fahren damit glücklich hinüber. Ich werde, ehe ich voraneile, einen vertrauten Wegweiser nach dem bewußten Rendezvous besorgen. Ew. Gnaden sollen ihn unten an der rothen Brücke finden.

Eduard.

Wenn nicht anders, muß ich mich in die Nothwendigkeit fügen. Eilen Sie Ihre Vorkehrungen zu

treffen, wie ich die meinen beſchleunige. Aber ich verlaſſe mich darauf daß Sie Wort halten, ſonſt würden Sie wahrnehmen, daß man mich nicht ſtraflos zum Beſten hat.

(Er geht ab.)

Schlange.

Ja, gnädigſter Herr, beſchleunigen Sie nur. Sie ſtellen ſelbſt die Falle auf; ich gebe den Köder dazu. Sie laufen hinein. Klapp ſchlägt die Falle zu, das hochgeborne Mäuschen iſt gefangen — ha ha ha! — und Schlange erndtet den Lohn ſeiner Anſtrengungen, dieſem Dorment zum Trotze.

Vierter Aufzug.

(Eine Burgruine im Walde auf einer Höhe. Ein zerbröckeltes Gemäuer ohne malerische Wirkung. An der einen Seite iſt zwar noch ein Theil zur Wohnung eingerichtet, die ſich aber auch unſchwer mit niedrigem Dach und kleinen Fenſtern darſtellt. Mehr nach vorne eine ziemlich verwitterte Mauer, von einem großen ſchattigen Kaſtanienbaum überragt.)

Erſter Auftritt.

(Wild ſchleicht aus dem Dickicht, dann Schleichhändler.)

Wild.

Horch, — alles ſtill. Wir ſind den Grenzjägern zuvorgekommen (er ſieht)

(Eine Anzahl von Schleichhändlern im Anzuge von Bauern kommen heran, große Bündel tragend. Sie ſind mit Knitteln, einige, wie Wild ebenfalls, mit Schießgewehren bewaffnet.)

Nur herbei Kinder, was tragt die Waaren ſchnell in die Keller. Rechts hinter dem großen Trümmer

haufen geht es hinab. Hier ist der Schlüssel zur verborgenen Thüre.

(Er giebt dem ersten im Zuge einen Schlüssel.)

Schließt wieder ab von Innen. Zurück könnt Ihr nicht gleich. Müßt Euch im zweiten noch halb leeren Keller verbergen bis zur nächsten Nacht. Unten sind Lebensmittel und Branntwein. Dann tragt Ihr wieder Waaren von hier dort herüber. — Aber seid unten still wie die Mäuse. Es sei denn daß ich Euch heraufriefe. Jeder von Euch bekommt zwei Thaler. Werdet Ihr entdeckt, so wißt Ihr —

(Die Schleichhändler verschwinden hinter den Trümmern.)

Kalt vor Sonnenaufgang, und ich bin müde. Ein paar Stunden Schlaf wird das wieder ausgleichen.

(Er geht in die Wohnung die er verschließt.)

Zweiter Auftritt.

Zwei Grenzjäger (treten auf von verschiedenen Seiten.)

Erster Grenzjäger.

Pst — bist Du es Stecheisen.

Zweiter.

Bin's.

Erſter.

Nichts angetroffen?

Zweiter.

Nicht die Probe.

Erſter

Wo haſt Du patrouillirt?

Zweiter.

Dort längſt dem großen Sumpfe. Eingeſunken bis ans Knie. Das Schmuggelergeſindel ſucht ſonſt doch ſolche Wege. Sahſt Du Etwas?

Erſter.

Geſehen nichts, aber gehört. Der Zug brach ſich durchs Dickicht, tauſend Schritte von mir. Waren für mich zu Viele. Doch merkte ich die Richtung, das Ohr am Boden. So ging hier nach dem Kahlenneſte.

Zweiter.

So muß man das Ding nochmals unterſuchen.

Erſter.

Man fände doch nichts. Sind wohl verborgene Schlupfwinkel darin, die der ſcharfe Blick nicht entdeckt.

Zweiter

Das wäre.

Erſter.

Weißt Du was? Wenn ſich einer verſteckte und

das Ding heimlich eine Weile beobachtete, käme man vielleicht hinter die Schliche. Wenn der da in der Baracke ſich ſicher glaubt, wird er ſich nicht vorſehen.

Zweiter.

Warum wohnt der Kerl da?

Erſter.

Aufzupaſſen heißt es, daß die Bauern nicht die Steine wegfahren, und der Käufer des Gemäuers beim Abbrechen nicht um ſeinen Profit kommt.

Zweiter.

Sagen ſie doch es ſoll gar nicht abgebrochen, und wegen des hiſtoriſchen und romantiſchen Intereſſes, eine Branntweinſchenke drin angelegt werden.

Erſter.

Dummer Schnak. Es gibt kein Intereſſe in der erſchaffenen Welt über das Steuer-Intereſſe. Das regt mir die Galle, denn ich bleibe dabei, daß von hier aus Schmuggelei getrieben wird.

Zweiter.

Ueber die Thüre werden ſie es freilich nicht ſchreiben.

Erſter.

Drum verberge ich mich hier, und ſollte ich acht Tage paſſen.

Zweiter.

Aber wo?

Erſter.

Ich klettere auf den großen Baum dort. Von der Mauer iſt leicht heraufzukommen. Mich ſieht da Niemand, ich überſchaue den ganzen Plunder.

Zweiter.

Thue.

Erſter.

Du mußt aber auch einige tauſend Schritte von hier Dich ins Dickicht legen. Dort warte bis ich zu Dir komme, oder Dir ein Zeichen gebe. Kennſt ja wohl den Brombeerſtrauch da unten an den Steinen.

Zweiter.

Wie den Nagel, an' dem zu Hauſe meine Inſtruction hängt.

Erſter.

Kennſt Du auch die Inſtruction wie den Nagel?

Zweiter.

Paragraph ſiebzehn handelt vom Denunciantenantheile.

Erſter.

Eine ſchöne Stelle' — Kann hier was damit werden

Zweiter.

Glück zu! —

(Der erſte verſchwindet hinter dem Gemäuer, der Zweite ſchleicht ſeitwärts ab. — Es iſt heller Tag geworden.)

Dritter Auftritt.

Schlange tritt ein. (Er iſt etwas barok in mehrere Röcke übereinander gekleidet, ein dikes Tuch um den Hals, und thut als ob ihn friere.)

Schlange.

Verzweifelt friſcher Morgen. Was man ſich nur ſo ein bischen Vortheil ſtrapaziren muß. Aber man muß ſeinem Nächſten dienen, — ja man muß ihm dienen, — es iſt Chriſtenpflicht, — wenn er natürlich bezahlen kann.

Hier iſt Alles ſtill. Entweder iſt Wild noch auf der Expedition, oder ſchlaft wie ein Dachs.

(Sieht ins Fenſter der Wohnung.)

Richtig, liegt im Bette und ſchnarcht, daß man es bis hieher hört. Dummer Eſel der die Laſt trägt, von der ich den immenſen Vortheil habe. Du traumeſt vielleicht eben von goldenen Bergen, und wirſt nichts davon haben als eine Krippe voll Diſteln.

(Er pocht an das Fenſter.)

He Wild, — Wild

Wild (inwendig)

Ho! — wer recht ſo früh? Laſſen einen Menſchen nicht ſein wenig nächtliche Ruhe vilegen.

Schlange.

Hat ſich was. — Nächtliche Ruhe! Ich bins, — Schlange. — Mache keine Flauſen, kriche aus Deinem Baue und producire Dich.

Wild (von innen)

Ja ſo, — ich komme ſchon.

Vierter Auftritt.

(Schlange, Wild.)

Wild.

In aller Welt, Schlange, woher ſo früh? Giebt es irgend einen Rummel, oder ſind ſie uns an der Kehle?

Schlange.

Pinſel! — an der Kehle, — als wenn ich der Mann wäre ohne Cravatte zu gehen. Aber den Rummel, — was den anbelangt, — den giebt es Einen herrlichen Rummel.

Wild.

Welchen denn?

Schlange.

Welchen? Ich will eine Morgenpartie geben; ein ländliches Dejeuner, wie es einem Burgherrn geziemt. Ich habe Gesellschaft eingeladen, feine, vornehme Gesellschaft. Wollen die Sonne aufgehen sehen, was Ihnen noch nicht vorgekommen, und dann sich hier restauriren. Die Sonne ist aber so unhöflich gewesen eher anzufangen als sie gekommen sind. — Hast Du Kaffee?

Wild.

Werden an die drei Centner sein.

Schlange.

Laß Deine Tochter einen Kessel voll Kaffee kochen, ein Loth auf die Tasse. — Hast Du Wein?

Wild.

An die achtzig Ohm.

Schlange.

Laß Deine Tochter eine Kanne Glühwein parat halten. — Hast Du Chocolade? —

Wild.

So ein dreißig Pfund.

Schlange.

Laß Deine Tochter eins davon sieden und quirlen. Zwieback, Biskuit habe ich in der Tasche.

Wild.

Wen willſt Du denn hier regaliren?

Schlange.

Graf Eduard, Fräulein Eliſe werden die nur Ehre erweiſen.

Wild.

Schreiben wir heute den erſten April?

Schlange.

Nein, — den zehnten Junius 1838

Wild.

So erklare mir doch den Spuck

Schlange.

Der Graf wird das Fraulein ein wenig über die Grenze entführen, und unterwegs hier anhalten, mit einer kleinen Collation vorlieb zu nehmen

Wild.

Entführen?

Schlange.

Nun ja. — Zu was lase die feine Welt ihre fade Romane, als um daraus Recepte für die eigene Conduite zu entnehmen, die, wenn ſie ein wenig ausgefrudelt hat, eben ſo nüchtern ausgeht

Wild.

Aber warum will er ſie denn entführen?

Schlange.

Frage ihn ſelbſt, wenn er kommt. Er wird in der beſten Laune ſein Dir Beſcheid zu geben.

Wild.

Ich grabe nicht nach dem Fuchſe wenn ich nicht weiß wo der Bau ausmündet.

Schlange.

Ich kümmere mich nicht darum wie der Fuchs gegraben iſt, wenn ich nur den Balg erwiſche. —

Wild.

Machſt Du denn auch Profit bei dieſer Entfuhrung?

Schlange.

Hm — laß ſehen. — Letzte Tare dreißigtauſend Thaler. — Zu gering. — Vier und dreißig wenigſtens. — So ein dreißigtauſend Thälerchen möchte ich Profit haben.

Wild.

Du faſelſt.

Schlange.

Nicht meine Gewohnheit.

Wild.

So erkläre Dich doch.

Schlange.

Preſſirt nicht. — Wo habe ich denn mein Verſtreatw?

(Er zieht einen langen Tubus aus der Tasche.)

Hier iſt es. Habe mitgebracht den Herrſchaften die ſchöne Ausſicht zu zeigen. Könnten eine Anwandelung vom Pitoresken bekommen.

(Er zieht den Tubus ſeiner Länge nach aus, und ſieht durch denſelben.)

Hm — da kommt etwas auf dem holprigen Waldwege heran. — Halt. — Bitte nicht umzuwerfen.

Wild.

(Eine Kaleſche mit zwei Pferden, ein Reiter daneben.

Schlange.

In der Kaleſche Fräulein Eliſe mit ihrer Jungfer. Der Reiter der Graf. — Fein, — ſehr fein, — anſtändig, — ſehr anſtändig. — Könnten ſich in einen Wagen ſetzen, beobachten aber auch bei Entführung Decorum. Wir können mithin bezeugen, daß dieſer Akt mit den allerzarteſten Rückſichten ausgeführt iſt. — Sie halten unten am Berge. — Wild mache daß der Kaffee ſprudelt. — Ihnen entgegen.

(Wild ab in die Wohnung, Schlange ab von der andern Seite.)

Der Grenzjäger

(aus der Belaubung des Baumes hervorſehend.)

Haſt du Kaffee? — Drei Zentner. — Haſt du Wein? achtzig Ohm. Da iſt ja die Defraudation

ſo gut als eingeſtanden. Hätte ich nur Zeugen gehabt. Der mit den vielen Röcken übereinander iſt der Contrebande. — Aber wo die Vorräthe nur ſtecken mögen? Muß doch aufpaſſen. Möchten ſich hier Dinge ereignen, die Niemand Zeit laſſen werden ſich nach mir umzuſehen. — Entführung? — ſo. — Die ſchöne Dame iſt alſo auch Contrebande, und ſoll über die Grenze geſchmuggelt werden. — Wird nicht beim Ausgange beſteuert, — geht mich nichts an. — Still, — ſie kommen.

(Er zieht ſich zurück.)

Fünfter Auftritt.

(Eduard, Eliſe, (von Eduard geführt.) Schlange Franz, Anette.)

Schlange

(voraus mit vielen Bücklingen.)

Haben Sie die Gnade hier hinein zu ſpazieren. Ein wenig ſteil der Aufgang. Aber die Ausſicht magnifique.

(Eduard tritt jetzt erſt auf mit Eliſen. Franz, Anette folgen.)

Eduard (ſich umſehend.)

Dieß der Ort? — Uebel gewählt. — Kaum ein Obdach.

Schlange.

Euer Gnaden werden hier nicht lange aufgehalten werden. Für das Bewußte iſt bereits geſorgt

Eduard.

Tröſtliche Botſchaft.

Schlange.

Unterdeſſen können das gnädige Fräulein in jener geringen Wohnung einige Ruhe finden. Ein ſtilles Zimmerchen ganz zu Dero Dispoſition. Auch für einige Erfriſchung ſoll geſorgt werden, ſo gut es möglich iſt in ſo ärmlicher Waldwirthſchaft

Eduard.

Ich würde rathen dieſes Anerbieten anzunehmen liebe Eliſe. Du ſiehſt blaß und erſchöpft, und Dein Arm zittert in dem meinen.

Eliſe.

Nicht mein Körper leidet, meine Seele iſt zum Tode betrübt. Dürfte ich meinem Sinne folgen, ich kehrte zurück.

Eduard.

Du wollteſt — ?

Eliſe.

Ach! wenn ich noch einen Willen hätte. Mein Herz iſt getheilt, und droht zu verbluten.

Eduard.

Aufregung, Spannung der Nerven. Ruhe ein wenig, Dir wird beſſer werden.

Eliſe.

Ruhe! — Du willſt es, ich gehorche. Ruhe? werde ich ſie jemals wiederfinden?

Schlange

(macht die Thüre der Wohnung auf.)

Wollen ſich nur die Mühe geben hier einzutreten, und dann gleich in die Thüre links. Finden dort ein Bett zu Ihren Dienſten. — Soll Alles ſtill ſein. Keine Fliege ſoll brummen. Wünſche unterthänigſt wohl zu ruhen.

(Eliſe geht hinein, Anette folgt. Franz entfernt ſich gleichfalls.)

Eduard.

Nun Schlange? zu unſeren Geſchäften.

Schlange.

Tauſend Thaler in blanken Goldſtücken ſind zu Euer Gnaden Disposition. Dürfen nur die Hand ausſtrecken ſie an ſich zu nehmen.

Eduard.

Zu welchem Zinsfuße.

Schlange.

Zinsfuße? — das ſollte fehlen. — Nichts vom

Zinsfuße. Es wäre wohl erlaubt Euer Gnaden so wucherisch zu behandeln.

Eduard.

So doch ein Abzug.

Schlange.

Bei Leibe nicht. Durchaus kein Abzug. Tausend Thaler Gold, und damit gut.

Eduard.

Auf Ehre ich hätte nicht geglaubt so viel Credit zu haben.

Schlange.

Euer Gnaden nicht Credit? — hi hi hi — es ist zum Todtlachen. Der Erbe von einer Million nicht Credit.

Eduard.

Mein Oheim lebt, und soll noch lange leben, wenn mein sehnlichster Wunsch erfüllt wird.

Schlange.

Die himmlische Güte schenke Seiner Excellenz noch viele Tage. Thut hier aber nichts zur Sache.

Eduard.

Sie wissen, daß beim Leben meines Oheims von ihm keine Sicherheit für dieses Darlehn zu erwarten ist.

Schlange.

Auch nicht von Nöthen. Der ganze Handel iſt ja eine Kleinigkeit.

Eduard.

Sie haben ſehr noble Geſinnungen, Schlange Indeſſen ich habe noch Niemand bei Laune getroffen ſein Geld aus dem Fenſter zu werfen.

Schlange.

Noch Niemand bei Laune getroffen ſein Geld aus dem Fenſter zu werfen. Hi, hi hi — allerliebſter Einfall, — witziger Einfall. (Reibt in die Hände.) Aber warum nicht auch das Geld aus dem Fenſter werfen, wenn nur ein ſo vortrefflicher Cavalier als Euer Gnaden ſich huldreichſt herabläßt es aufzufangen. Mit einem Worte, Hochdieſelben haben nicht blos über tauſend Thaler, — Sie haben über viertauſend zu disponiren, die aber freilich nur in vierteljährigen Terminen gezahlt werden können

Eduard.

Schlange, — Sie phantaſieren im Fieber

Schlange.

Müßte ein kaltes ſein Euer Gnaden, denn es war heute ausnehmend friſch. Im Ernſt, wie weit werden der Herr Graf mit tauſend Thalern kommen? Giebt ſich aus im Umſehen. Sind dieſe fort, wer-

den gleich neue tauſend Thaler wieder da ſein, und ſo weiter, — und ſo weiter.

Eduard.

Und wird nicht danach gefragt, ob? und wie? ich ſolche Summe werde zurückzahlen konnen?

Schlange.

Zurückzahlen? — Was das für ein gemeines Wort iſt; — ein ganz plebejes Wort. Ei, ei, Euer Gnaden, wie mag nur ein ſo vollendeter Cavalier vom Zurückzahlen ſprechen. Seit wann iſt ſolche Mode aufgekommen? Euer Gnaden ſollen die viertauſend Thaler ganz und gar nicht zurückzahlen.

Eduard.

Ich hoffe daß Niemand die Impertinenz haben wird ſie mir ſchenken zu wollen.

Schlange.

Schenken? — Ew. Gnaden ſchenken? — Nun das könnte mir gefallen. Einer ſolchen Frechheit dürfte ſich Niemand vermeſſen.

Eduard.

Nun ſo rund heraus, unter welchen Bedingungen will man meiner Verlegenheit zu Hülfe kommen?

Schlange.

Bedingungen, — nun ja — ſind kaum der Rei-

werth. Nichts nöthig als daß Euer Gnaden sich die Mühe geben dieses Papier zu unterzeichnen.

(Er reicht ihm ein Document.)

Eduard

(nimmt es, blickt hinein, und fährt auf.)

Schlange — sind Sie toll?

Schlange.

Ganz toll darauf Hochdenenselben meine ehrerbietigste Dienstbeflissenheit zu bezeigen.

Eduard.

Fürwahr, Sie geben hievon eine glänzende Probe, und ich muß Sie entweder für einen Solchen halten, der unzeitigen Spaß treibt, — oder für einen Gauner.

Schlange.

Spaß? wie könnte solche Kühnheit mir in den Sinn kommen. — Gauner? — wie so? — wie so?

Eduard.

Nun, dieses Papier ist ein Kaufcontract den ich mit Ihnen über mein väterliches Gut abschließe. Es benennt zwar einen Kaufpreis von zwanzigtausend Thalern, erwähnt aber zugleich, daß die Summe bereits an mich gezahlt sei, daß ich darüber ohne Vorbehalt quittire. Da Sie mir aber nur viertausend Thaler zahlen, ist es klar, daß Sie mich um das Uebrige betrügen wollen.

Schlange.

Behüte mich der Himmel vor ſolchen Gedanken

Eduard.

Nun wie nennen Sie denn ſolches Verfahren? Meine jetzige Verlegenheit auf ſolche Weiſe benutzen zu wollen, wäre die äußerſte Niederträchtigkeit.

Schlange.

Gewiß, — die äußerſte Niederträchtigkeit, — wenn —

Eduard.

Wenn?

Schlange.

Ich Euer Gnaden nicht den Reſt bezahlte, oder —

Eduard.

Oder?

Schlange.

Dafür etwas an Zahlungsſtatt gäbe, das wenigſtens eben ſo viel werth iſt.

Eduard.

Etwas an Zahlungsſtatt? — wie? — was?

Schlange.

Zwar nur Papiere, — wenn auch nicht au porteur, — wenn auch nicht curſirende, — aber — Papiere die nicht blos ſo viele tauſend Thaler werth ſind, ſondern — eine baare Million.

Eduard.

Millionen?

Schlange.

Nicht für Jedermann, aber für Euer Gnaden.

Eduard.

Laſſen Sie mich die Papiere ſehen, für die ich ein Gut ſo gut als gratis hingeben ſoll, das mehr als vierzig tauſend Thaler werth iſt.

Schlange.

Eure Gnaden wollen die Papiere ſehen: verſteht ſich. Sind aber ſehr wichtige Papiere, — gefährliche Papiere, — müſſen ſorgfältig aufgehoben werden. Habe hier in dieſem Gemäuer ein beſonderes ſicheres Verſteck für ſie angelegt, — eine Art von Archiv. — Ich zitterte ewig als ſie noch im Schloſſe bei mir waren. — Aber Eure Gnaden ſollen ſie ſehen. — Einſtweilen habe ich von der Hauptſache eine Abſchrift gefertigt. — Kann mit dem Originale verglichen werden. Hier iſt dieſe Abſchrift zu hohem Befehle.

(Er zieht ein anderes Papier heraus, und überreicht es. Eduard entfaltet, lieſt es. Schlange beobachtet ihn mit ſcharfem liſtigen Blick.)

Eduard (plötzlich auffahrend.)

Ihr ewigen Mächte des Himmels, — was iſt das?

Schlange.

Intereſſante Papiere, — ſehr intereſſante Papiere. — Leſen Euer Gnaden nur weiter. — Sehr genaue Copie, — kann verglichen werden. —

Eduard

(mit Zeichen des höchſten Erſtaunens in heftiger Bewegung.)

Aber iſt das wirklich?

Schlange.

Durchaus wirklich.

Eduard.

Schlange, — und Sie beſitzen das Original dieſes Briefes mit allen Beilagen und Beweiſen?

Schlange.

Mit allen Beilagen und Beweiſen

Eduard.

Und wie iſt es in Ihre Hände gekommen?

Schlange.

Wunderbar, — ſehr wunderbar.

Eduard.

Sie wagten es dieſen Brief meinem Ohm zu verheimlichen an den er gerichtet iſt?

Schlange.

Wie Figura zeigt.

Eduard.

Sie haben dieſen Brief unterſchlagen.

Schlange.

Unterſchlagen! — warum den härteſten entehrendſten Ausdruck für meine gute Meinung. Ich roch dieſem Briefe, als er einſt in Abweſenheit Seiner Excellenz einging, ſo etwas Verdächtiges an. Ein getreuer Diener muß befliſſen ſein ſeiner gnädigen Herrſchaft unangenehme Emotionen zu erſparen. Aus bloßer Treue und Liebe erbrach ich, las ich, und als ich geleſen, gerieth ich — wie ſage ich nur, — in ein gewiſſes Dilemma zwiſchen Rückſichten auf die untergehende, und Ausſichten auf die aufgehende Sonne. — Ach! — der Menſch iſt ſchwach. Zu Euer Gnaden hatte ich eine ſouveraine, alles überwiegende Zärtlichkeit, und — ich habe den Brief nicht abgegeben.

Eduard (abgewendet, für ſich.)

Beſonnenheit! — ungeheurer Schurke. — Laß ich Dich fange.

(Zu Schlange verbindlich.)

Mein lieber Schlange, dieſer Brief iſt aber volle zwölf Jahre alt. Hat der Schreiber deſſelben, da er ohne Antwort bleiben müſſen, ſich nicht wiederholt an meinen Oheim gewendet?

Schlange.

Noch dreimal. Ich kannte aber ihren Siegel und Handschrift. — Immer bei Zeite gebracht

Eduard.

So. — Fürwahr, mein Werther, Ihre Perfidien-heit verdient den gebührenden Lohn. Konnte ich aber nicht die Originale der Briefe und Zeugnisse sehen?

Schlange.

Ich kann sie sogleich vorlegen. Aber ich muss mir zuvor Dero Ehrenwort erbitten, dass Sie fürs erste dieselben mit keinem Finger berühren wollen

Eduard.

Mein Werthgeschätzter dergleichen giebt man wohl nicht in solchen Fällen.

Schlange.

Dann — unmöglich.

Eduard (wieder für sich.)

Was bleibt mir übrig.

(Zu Schlange.)

Nun wohl ich gebe mein Ehrenwort, fürs erste

Schlange (die Thüre der Wohnung öffnend.)

Haben Hochdieselben die Gnade hier einzutreten.

(Sie gehen hinein.)

Der Grenzjäger (hervorſchauend.)

Das iſt ja Comödie ohne Geld, und ich ſitze hier wie in einer Loge, und ſehe die Aufführung mit an. — Von Contrebande iſt aber noch nichts vorgekommen. Papier wird nur nach Zentnern beſteuert. Der Bettel den ſie ſich da drinnen verweiſen, kann nicht zwei Pfund wiegen. — Es kommt Jemand.

(Er zieht ſich zurück.)

Sechſter Auftritt.

(Anette kommt aus der Wohnung,) dann Franz.

Anette.

Das arme Fräulein ſchläft. Anfangs fuhr es im Schlafe mehrmals auf. Jetzt hat die Müdigkeit die Unruhe überwältigt. Ich will mich ein wenig hier umſehen. Man muß doch etwas davon haben wenn man ſich entführen läßt. — Wo iſt denn Franz?

(Sie ruft.)

Franz! — Ich ſehe ihn nirgend. Ich wollte ihn nur fragen ob es denn ſeine Meinung iſt mich ebenfalls zu entführen, oder ob ich nur ſo mitgenommen werde, denn es iſt klar daß es einen Unterſchied macht —

Halt. — Da ſehe ich ihn unten in der Grube

dort. Was er nur treibt. Er hat seinen Hund bei sich, steht gebückt, und guckt durch ein Loch in der Mauer.

(Sie ruft nochmals.)

Franz!' —

Was für wunderliche Zeichen er mir macht. — Ich soll wohl still sein. Aber ich muß doch erfahren was es dort giebt.

(Sie winkt.)

Er läßt den Hund an der Stelle und kommt herauf.

(Franz tritt ein.)

Sage mir nur Franz was Du da unten getrieben hast?

Franz.

Anette, Annette, welche erschreckliche Dinge habe ich da unten wahrgenommen.

Anette.

Was denn? was denn?

(Der Grenzjäger ſtreckt den Kopf vor.)

Franz.

Mord und Todtſchlag.

Anette.

Mord und Todtſchlag? — ich laufe davon.

Grenzjäger.

Mord und Todtſchlag. — Wäre Etwas; betrübt aber leider nicht das Steuerintereſſe.

Franz.

Ich will gerade nicht behaupten, daß es wirklich Mord und Todtſchlag wäre was ich geſehen, iſt aber eben ſo viel.

Anette.

Nun was wars denn?

Franz.

Schmuggelei.

Grenzjäger

(ruckt ſo weit vor, daß er auf den Rand der Mauer zu ſitzen kommt, und ganz ſichtbar, aber von den beiden Anderen nicht bemerkt wird, zieht eine Briefſtaſche und Bleiſtift hervor.)

Jetzt iſt das Steuerintereſſe endlich in medio, und ich muß aufſchreiben was er ausſagt.

Franz.

Sieh Annette, den Tiras hatte ich eingeſperrt, als wir von Hauſe fuhren, er hatte ſich aber durchgewunden, und war nachgelaufen.

Grenzjäger (ſchreibt.)

Nachgelaufen. —

Franz.

Hier war er verſchwunden, und ich ſuchte ihn.

Grenzjäger (ſchreibt.)

Suchte ihn. — Der Menſch holt aber ſehr weit aus.

Franz.

Endlich finde ich ihn unten in der Grube da wo er an einem Loche in der Mauer ſchnüffelt und wedelt. Ich pfeife —

Grenzjäger (ſchreibt.)

Pfeife.

Franz.

Er ſieht mich an, und rückt nicht von der Stelle

Grenzjäger (ſchreibt.)

Stelle.

Franz.

Ich klettere zu ihm hinunter, da hat er eben aus dem Loche etwas herausgekratzt, und frißt davon Als ich zuſehe iſt es —

Grenzjäger

(immer mit großem Eifer nachſchreibend.)

Iſt es —

Franz.

Eine Schlackwurſt.

Grenzjäger (ſchreibt.)

Schlackwurſt. — Miſerables Object. Nur der Zollſatz nach Poſition 14, littera h im Tarif. Der Zentner zwölf Groſchen.

Franz.

Ich denke, wie kommt die Schlackwurst hieher? Sollten in diesem ruinirten Neste die Würste wachsen statt der Mauerpilze? — Mußt doch zusehen, denke ich ferner. Eine Schlackwurst käme Dir auch gelegen. — Ich ducke mich vor das Loch; — was seh' ich — ! —

Anette.

Den Rattenkönig?

Franz.

Warum nicht gar. Ein großes weites unterirdisches Gewölbe, das ein wenig Licht von Oben erhält, und das ganz voll ist von Weinfässern Zuckerbuten, Tonnen. —

Grenzjäger (schreibend im höchsten Eifer.)

Mein Gott, nicht so rasch — Weinfässern, Zuckerbuten, Tonnen —

Franz.

Waarenballen —

Grenzjäger (schreibt.)

Waarenballen.

Franz.

Kaffeesäcken und — was weiß ich noch.

Grenzjäger (schreibt.)

Was weiß ich noch. — Dieser letzte Artikel steht nicht im Zolltarif.

Franz.

Kurz ich sage Dir ein ungeheurer Vorrath, der viele tausend Thaler werth sein mag.

Grenzjäger (schreibt.)

Viele tausend Thaler werth sein mag. — Sehr bestimmte Denunciation.

Franz.

Aber daneben, — und nun kommt das Mörderliche, — an die zwanzig Kerls, die aussehen wie die Teufel, — zwischen den Waaren schlafend wie die Dachse.

Anette.

Gott im Himmel! — wenn die aufwachen schlagen sie uns todt.

Grenzjäger

(herunterspringend, und zwischen sie laufend)

Aber wo?

(Anette erschrickt und schreit auf.)

Franz.

Zum Henker, wo kommt der Mensch her?

Grenzjäger.

Aber, lieber Freund — wo steckt die Contrebande? Können Sie mir die Stelle zeigen?

Franz.

Ja so — ein Grenzjäger. Man darf nur von Contrebande sprechen, so plumpen sie von den

Bäumen wie faule Birnen. — Was beliebt dem Herrn?

Grenzjäger.

Mein Lieber, ich habe Alles gehört, und Ihre Aussage aufgeschrieben. Wissen Sie daß Sie ein Glück im Schlafe gemacht? — Wenn die Beschlagnahme uns gelingt, bekommen Sie die Hälfte des Denunciantenantheiles, die andere ich. Können auf Jeden mehre hundert Thaler fallen.

Franz.

Ei das wäre? — Anette, — da könnten wir uns eine Mühle kaufen.

Grenzjäger.

Eine mit zwei Gängen. Aber zeigen Sie mir nur den Ort wo die Sache liegen.

Franz.

Mit Vergnügen. — Sehen Sie — da unten

Grenzjäger.

Wer hätte da etwas gesucht. Aber zwanzig Mann wären dabei gewesen?

Franz.

Wenigstens.

Grenzjäger.

Mißlich. — Waren sie bewaffnet?

Franz.

Sie hatten Gewehre — glaube ich.

Grenzjäger.

Ich habe nur meinen Säbel, mit dem ich nach Umſtänden drohen, und meine Büchſe, mit der ich nur im Nothfalle ſchießen darf. Da werde ich mit ſo Vielen nicht fertig. Ich habe zwar einen Kameraden in der Nähe, der wird mir aber auch nichts helfen, und ich kann mich nicht einmal von hier entfernen ihn zu rufen. Er iſt dort unten im Buſche

Franz.

Wiſſen Sie was! — Anette wird ſo gut ſein und ihn herbeiſchaffen.

Anette.

Mit vielem Vergnügen.

Franz.

Ich aber laufe ein Stückchen weiter, da ſind die Holzſchläger aus dem nächſten Dorfe des Grafen die ich alle kenne, und die gleich bereit ſein werden zu kommen, und uns mit ihren Aexten Beiſtand zu leiſten.

Grenzjäger.

Vortrefflich. Giebt eine allerliebſte Beſchlagnahme. Eilen Sie, ſchöne Mamſell, laufen Sie mein Lieber. Ich klettere unterdeſſen wieder in mein Verſteck, und beobachte was hier paſſirt.

Anette.

Ihr Kamerad soll gleich hier sein.

(Sie läuft davon.)

Franz.

Die Holzschläger werden nicht anstehen ihr Trinkgeld zu verdienen.

(Läuft ab.)

(Der Grenzjäger verbirgt sich wieder in seinem ersten Verstecke.)

Siebenter Auftritt.

Eduard

(kommt in lebhafter Bewegung aus dem Hause.)

Es ist richtig. Diese seltsamen Umstände sind so vollständig bewiesen, daß sie selbst in einem Prozesse nicht anzufechten sind. Wie ist mir denn dabei? Ein Augenblick hat alle die glänzenden Aussichten vernichtet, mit denen ich geboren, erzogen, aufgewachsen bin. — Dennoch — mein Herz wie froh wie leicht.

Welche bedenkliche Prüfung für den Eigennutz. Der Kauf den der Bube anträgt ist spottwohlfeil gegen den mir daraus erwachsenden Gewinn. — Ha! keinen Gedanken an solche Entwürdigung!

Ich könnte das nemliche Ergebniß seiner erlangen

Ich dürfte, — wenn auch nur zum Scheine, dreien meinem Oheime von Allem Kenntniß zu geben. Schlange würde dann die Papiere ſelbſt vernichten, um der Strafe des Betruges zu entgehen, und ohne ein Opfer hätte ich meine Intereſſen geſichert.

Nichts davon, ich muß die Papiere haben, ſie meinem Oheime, oder Dermont zu überliefern.

Ob ich den Kauf ſcheinbar abſchließe, und ihn nachher anfechte? — Aber nein, — auch der Betrüger darf nicht betrogen werden.

Wenn aber Schlange auch die Papiere vernichtete, wenn er Alles ableugnete, muß meiner Verſicherung, der des Hauptbetheilten, nicht ohne Beweis geglaubt werden? — Schwerlich, ich bin nicht der einzige Intereſſent. Eine lange Reihe von Agnaten verliert ihre Ausſichten mit mir. — Dieſer Verfall iſt ein Damon unverſöhnlichen Streites, entſtehend aus der unzeitig geöffneten Büchſe der Pandora, wenn ich dieſe Papiere nicht erlangen kann, die Alles mit einmal niederſchlagen. —

Aber Gewalt? —

(Er tritt.)

Franz! — Wo iſt er denn? — Er iſt nicht hier. — Still, Schlange kommt. Ein Glück, daß ungeachtet aller Schlauheit, die Hauptſache ihm völlig unbekannt geblieben iſt.

Achter Auftritt.

(Eduard, Schlange, den Kaufkontract in der Hand die Feder hinter dem Ohr.)

Schlange.

Nun, — da bin ich wieder. Ew. Gnaden werden die Sache im Stillen erwegen haben. Nicht wahr? — ein guter Handel den ich anbiete. Hier, — unterzeichnen Sie den Kaufkontract über Ihr Gut, und empfangen Sie unverzüglich das Geld, — und die bewußten Papiere, die Sie gleich ins Feuer werfen können. Habe die Originale schon zur Uebergabe in der Tasche.

Eduard.

Hören Sie, — die Sache hat doch ihre Bedenklichkeiten.

Schlange.

Welche? Euer Gnaden, welche?

Eduard.

Wenn ich nun meinen bisherigen Vorsatz ganz aufgebe, und zu meinem Oheime zurückkehre, ihm Alles eröffne.

Schlange (lacht.)

Werden nicht, — werden nicht.

Eduard.

Wenn mich aber ſolche Laune anwandelte, und ich Redlichkeit und Ehre über alle Vortheile ſetzte.

Schlange (betroffen.)

Wäre ſehr dumm, — ſehr noble, wollte ich ſagen. — Freilich wider all mein Erwarten. — Iſt aber wohl nur Scherz.

Eduard (ſtolz.)

Ich bin nicht gewöhnt mit Ihresgleichen zu ſcherzen.

Schlange (bald zu ſich.)

Verdammt vernehm. (Laut.) Dann — freilich — Dann, müßte ich mich zu etwa tauſend Schritten bequemen, um über die Grenze zu kommen, mit meinen Papieren, die mein Eigenthum bleiben, in der Taſche.

Eduard.

Ich habe die Abſchriften.

Schlange (raſch und heftig.)

Haben Sie nicht. — Ließen ſie drinnen auf dem Tiſche liegen. Habe ſie gleich verbrannt. Ohne die Originale kein Beweis.

Eduard.

Man wird Sie durch Steckbriefe verfolgen, als Requiſition unſeres Gouvernements ausliefern.

Schlange.

Ja — werde mich dafür zu bewahren wissen. Und wenn man mich auslieferte, hätte man doch nicht die Papiere, ich schwöre Alles ab.

Eduard (rasch.)

Sie wollen die Papiere vernichten?

Schlange

Vermuthlich, — oder vielleicht auch —

Eduard

(plötzlich auffahrend und auf ihn eindringend.)

Elender, her mit den Papieren, oder ich erwürge Dich mit meinen Händen.

Schlange (zurückweichend.)

Gemach — ha ha ha. — Gewalt? — erschaudern Sie der Herr Graf nicht. — dafür ist gesorgt.

(Er zieht ein Pistol hervor, und hält es vor sich.)

Eduard.

Waffen? — hinweg damit. — Franz! — mag der Bube nur stecken mag.

(Er dringt wieder auf Schlange ein, um ihm das Pistol zu entreißen.)

Schlange.

Kein Schritt mehr. — ich schieße.

(Der Grenzjäger, der schon einige Zeit die Bewegungen beobachtet hat, springt von hinten herbei, entreißt Schlange das Pistol, und faßt ihn an der Kehle.)

Schlange (entſetzt)

Im Namen des Böſen, — was iſt das?

Eduard.

Hülfe in der Noth. — Ich danke Ihnen mein Freund. Helfen Sie mir dieſen Verbrecher verhaften

(Eduard und der Grenzjäger bemeiſtern ſich der Schlange)

Schlange.

Ha! ſo fängt man mich nicht. — Wild — Wild — Hulfe, herbei — herbei

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen, Wild, einige Schleichhandler)

Wild.

Was giebt es?

Schlange.

Befreit mich, mir geſchieht Gewalt

(Wild und die Schleichhandler dringen ein und machen Schlange wieder los.)

Schlange (wild auflachend.)

Ha ha ha! — jetzt iſt die Reihe an mir. — Mein Herr Graf, Sie müſſen früher aufſtehen mich zu überliſten. Jetzt habe ich gewonnen. Ich zeigte Ihnen keine Papiere, und habe keine. Sie ſelbſt erſannen dieſes Mährchen aus Rache gegen mich weil ich mich vermaß Ihre Flucht zu hindern

(Zu Wild und den Schleichhändlern.)

Wild, — ihr Leute, — im Namen und im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Rheinstein, verhaftet diesen Herrn. Er hat die Pflegetochter Sr. Excellenz entführt, und mit ihr über die Grenze gehen wollen.

Grenzjäger.

Das ist ja ein teuflischer Spitzbube.

Eduard.

Hört mich, meine Freunde

Schlange.

Hört ihn nicht. Ihr werdet einen großen Lohn empfangen. Faßt ihn, haltet ihn fest.

(Wild und die Schleichhändler bemächtigen sich Eduards, der sich vergebens mit Hülfe des Grenzjägers vertheidigt.)

Eduard (ruft.)

Franz, — Franz, — schändliche Begegnung. — Franz — Franz —

Franz (hinter der Scene.)

Halle halle.

Zehnter Auftritt.

(Der Vorigen, Franz, der zweite Grenzjäger, eine Anzahl Bauern mit Holzärten.)

Franz.

Halle halle. Greift sie, packt sie, das sind die Schmuggler. — Wie, mein Herr in ihrer Gewalt? Da schlage der Blitz hinein. — Weg da ihr Schurken.

(Die Bauern, Franz, die Grenzjäger bekleiden Eduard, die Schleichhändler entfliehen.)

Franz.

Nun haltet sie fest. Die Gemeinde ist unser

Schlange.

Verwerat.

Wilk.

Wir sind verloren.

Eduard (auf Schlange deutend.)

Nehmt ihm alle Papiere die er bei sich trägt, und her damit.

(Der erste Grenzjäger zieht die Papiere aus Schlangens Tasche.)

Grenzjäger (sie übergebend.)

Hier, mein Herr Graf, ist das Verwahrte.

Eduard

(nimmt ſie, im Ausbruch der Freude.)

Ich habe ſie, die Papiere. — Sie ſind es. — die rechten.

Erſter Grenzjäger.

Nun hinab mit den Schurken, in ihr Schmuggler-neſt, ſie zu überführen, — dann zum Verhöre mit ihnen.

(Sie ziehen Schlange und Wild mit ſich fort, die Bauern folgen.)

Eduard.

Franz, — die Pferde vor, — ſogleich.

Franz.

Im Fluge.

(Er eilt ab.)

Elfter Auftritt.

(Eduard, Eliſe, herbeieilend.)

Eliſe.

Welcher Lärm? — welches Getümmel? — Um Himmelswillen, — was giebt es?

Eduard (ſie umarmend.)

Meine Eliſe, — das Glück, — das fröhlichſte Ende unſerer Bedrängniſſe. Wir gehen nicht weiter. Wir kehren zu meinem Oheime zurück. Alles hat

ſich verändert. Mit offenen Armen werden wir empfangen werden. Unſerem Bunde wird kein Hinderniß entgegenſtehen.

Eliſe.

Eduard. — Ich begreife nicht.

Eduard.

Du wirſt, — wirſt erſtaunen, entzückt ſein. Komm, — laß uns eilen, — wo möglich auf den Flügeln des Windes. Ich kann den ſeligen Augenblick nicht erwarten.

(Er zieht ſie mit ſich fort.)

Eliſe.

Ich faſſe nicht; — aber, ewige Vorſehung, ich danke Dir.

(Sie eilen ab.)

Fünfter Aufzug.

(Der Gartensaal, wie im ersten und dritten Aufzuge.

Erster Auftritt.

(Der Graf (tritt ein) den Geheimen Polizei-Rath von Pfiff (einführend, — der höchst elegant und modisch gekleidet ist, viele kleine Orden in den Knopflöchern, um den Hals, und auf der Brust.)

Graf (ungeduldig und gereizt.)

Sehr geehrt durch Ihren Besuch, Herr von Pfiff wiewohl ich bekenne, daß er mir an einem anderen Tage gelegener gewesen wäre.

Pfiff.

Wie so? — wie so?

Graf.

Mein Kammerdiener wird Ihnen gesagt haben —

Pfiff.

Daß Euer Exzellenz heute meine Aufwartung nicht empfangen könne, — aber —

Graf.

Sie ſind nicht der Mann ſich abweiſen zu laſſen wiewohl —

Pfiff.

Wiewohl? — Wiewohl? —

Graf.

Sonſt jede Perſon von guter Lebensart ich hätte beſcheiden laſſen, nach dem ihr geſagt worden, daß häusliche Begebenheiten eben alle meine Gefühle und Seelenkräfte auf die erſchütterndſte Weiſe in Anſpruch nehmen.

Pfiff.

Anſpruch nehmen. — erſchütternde Weiſe. — häusliche Begebenheiten — o welche? — welche?

Graf.

Mein Herr Geheimer Polizei-Rath Sie beſitzen eine impertinente Neugierde.

Pfiff.

Zu Befehl. — Neugierde iſt die Spiralfeder der Polizei, durch welche ihr kunſtreicher Mechanismus ſich bewegt. Habe übrigens bereits die Ehre gehabt zu bemerken, daß ich hier im Auftrage meines hohen Chefs anweſend bin, um gefährlichen Umtrieben auf die Spur zu kommen.

Graf.

Ich bin kein Hehler von Diebereien.

Pfiff.

Und ich kein gemeiner Subaltern der nach geſtohlenem Plunder ſchnüffelt. Gott ſei Dank, — im Departement meines erhabenen Chefs iſt die hohe Polizei mir anvertraut. — Die hohe Polizei. — die eine Art von —

Graf (einfallend.)

Die eine Art von iſt. — Sie haben vollkommen recht. Zur Sache indeß. Was wollen, oder ſollen Sie hier? Erledigen Sie ſich Ihres Auftrages ſo kurz als möglich.

Pfiff.

Ich ſoll eine Perſon im Schloſſe Ew. Excellenz verhaften.

Graf.

Sehr gütig. — Wohl gar mich?

Pfiff.

Bewahre. — Die Loyauté Ew. Excellenz iſt die Bewunderung des Hofes, — des Staates — des Volkes.

Graf.

Sehr verbunden. — Wen denn?

Pfiff.

Einen Mann, der vermuthlich ein höchſt ſtrafbarer, gegen die öffentliche Ruhe und Sicherheit verſchworener, höchſt liſtiger Intriguant iſt.

Graf (ungeduldig.)

Wen? — wen?

Pfiff.

Ew. Excellenz Intendanten, den Sieur Dermont.

Graf.

Wa — was — Dermont.

Pfiff.

Zu dienen. Sehr wichtiger Auftrag. — Mein hoher Chef sagte zu mir: „mein sehr verehrter Geheimer Ober-Polizei-Rath das ist da eine Sache die die höchste Umsicht und Feinheit erfordert, darum muß ich gerade Ihnen diesen Auftrag geben, obgleich es allerdings unter Ihrer hohen Amtsstellung ist."

Graf (kämpft mit dem Zuße.)

Aber zum! — Dermont ist ein Mann dem es nicht in den Sinn kommt zu intrizuiren. Das ist ein Mißgriff — Irrthum.

Pfiff.

Mißgriff — Irrthum? — Zum Glück unmöglich denn ich selbst habe diese wichtige Entdeckung gemacht.

Graf.

Und was haben Sie denn entdeckt?

Pfiff.

Lasen Ew. Exzellenz vielleicht eine Brochüre,

„Mémoires d'un voyageur," die anonym erſchienen iſt?

Graf.

Ich habe dieſes elende lügenhafte Pamflet aus dem Fenſter geworfen.

Piiff.

Der Sieur Dorment iſt der Verfaſſer.

Graf.

Das iſt nicht wahr.

Piiff.

Wollen ſehen.

Graf.

Er iſt nicht der Mann ſolche Sudeleien zu erſchwingen.

Piiff.

Wird ſich finden.

Graf.

Wie ſoll ihm dieſe Beſchuldigung bewieſen werden?

Piiff.

Hat keine Noth. Der Verdacht iſt faſt Evidenz.

Graf.

Aber wie?

Piiff.

Die Schrift iſt gut franzöſiſch geſchrieben ergo — der Verfaſſer ein Franzoſe von Geburt.

Graf (ironisch.)

Keine Bemerkung.

Pfiff.

Ich forsche, und bringe heraus der anonyme Verfasser heiße d'Aveaux. Nach der Richtung des Buches muß er einer der Ausgewanderten sein, die in hiesigem Staate nur zu gastfreundlich aufgenommen worden. Die Liste derselben wird nachgesehen, es findet sich keiner darunter der solchen Namen führt ergo —

Graf.

ergo — ?

Pfiff.

Muß der Verfasser sich hier unter einem fremden angenommenen Namen befinden.

Graf.

Vortrefflich.

Pfiff.

Nun bringe ich in Erfahrung, daß Ew. Excellenz Intendant hier wirklich unter einem fremden angenommenen Namen sich eingeführt hat, kein Zweifel also, daß er der Verfasser jener Memoiren ist.

Graf.

Ha mein Herr, Sie geben mir meine gute Laune wieder. — Die Logik Ihrer hohen Polizei könnte einen Heraklit erheitern. Schade, daß so feine

Schlußfolgen im Winde wehen. Mein Intendant führt keinen fremden angenommenen Namen.

Pfiff.

Wissen das Ew. Excellenz so gewiß? — Kennen Sie seinen Ursprung?

Graf.

Das eben nicht. — Als ich ihn in meine Dienste nahm, warf ich ein paar Fragen deshalb hin. Er machte mir aber zur Bedingung darüber nie gefragt zu werden. Ich ging darauf ein, denn ich brauchte den Mann, nicht seine Grillen. Später, als ich sein Zutrauen gewonnen, fand ich es unter meiner Würde Geständnisse von ihm anzunehmen, die er unserer ersten Bekanntschaft so bestimmt versagte Ich wies sie zurück, als er sie mir freiwillig bot

Pfiff.

Verdächtig, — sehr verdächtig.

Graf.

Ganz und gar nicht.

Pfiff.

Der Sieur Dormont muß augenblicklich verhaftet werden.

Graf.

Ha! — das kann Sie in schwere Verantwortung bringen.

Pfiff

Nicht zu besorgen.

Graf.

Oder — man wird Sie auslachen.

Pfiff.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Graf.

Man muß ihn zuvor hören.

Pfiff

Ja — wo ist er?

Graf

Nicht hier, — ich habe ihn verschickt.

Pfiff.

Ei — ei!

Graf.

Aber in einer halben Stunde muß er wieder hier sein.

Pfiff.

Erwünscht.

Graf.

Wie?

Pfiff

Unterdessen nehme ich seine Papiere in Beschlag finde darin im Voraus die Beweise seiner Schuld und wenn er kommt ist er überführt.

Graf.

Sie wollen ſeine Papiere in Beſchlag nehmen?

Pfiff.

Sogleich.

Graf.

Dieß Verfahren iſt zu pikant, als daß ich dabei hinderlich werden ſollte.

(Er klingelt. Jäger tritt ein.)

Führe den Herrn in Herrn Dormonts Zimmer.

Gute Geſchäfte mein Herr von Pfiff.

Pfiff.

In zehn Minuten wird Alles gethan ſein.

(Er eilt ab, mit dem Jäger.)

Zweiter Auftritt.

(Der Graf, dann Amalie.)

Graf

(ſieht dem Pfiff nach, und lacht laut auf.)

Ha — ha — ha ich hätte mir nicht träumen laſſen, an dieſem Morgen des häuslichen Unglücks noch ſo herzlich, — oder ſo bitter, — zu lachen.

Amalie

(kommt raſch, in heftiger Bewegung aus dem Nebenzimmer.)

O mein Oheim' — was habe ich hören müſſen.

Graf

Was denn?

Amalie.

Ihr Gespräch mit diesem Herrn

Graf.

Du hast uns belauscht.

Amalie.

Wider meinen Willen.

Graf

Das ist auf unsere Tragödie ein lustiges Nachspiel

Amalie.

Aber Sie scherzen, — und Dermont ist in Gefahr.

Graf.

Possen.

Amalie

(mit immer steigender Angst und Dringlichkeit.)

Nein, — nein, — ich beschwöre Sie ihm entgegen zu senden, ihm Nachricht zu geben, damit er Rettung in der Flucht suche, bis die Gefahr vorüber ist.

Graf (befremdet.)

Amalie, — Du bist in einer Agitation.

Amalie.

Sie sind in einer Ruhe, die mich in Verzweiflung bringt.

Graf.

Aber was iſt Dir?

Amalie.

Er iſt unſchuldig, — ich weiß es, — weiß Alles, — aber man wird ihn ſchuldig finden, weil man es will, — weil man einen Schuldigen haben muß, um damit wichtig zu thun.

Graf.

Es wird den Hals nicht koſten. — Wir haben andere Sorgen.

Amalie.

Seien Sie barmherzig mein Oheim, — ſchützen, retten Sie ihn. — Retten Sie ihn um meinetwillen

Graf (immer befremdeter.)

Um Deinetwillen?

Amalie (verlegen verbeſſernd.)

Um ſeinetwillen, — um Ihrentwillen, — wollte ich ſagen

Graf.

Ich begreife Dich nicht.

Amalie (immer lebhafter.)

Man wird ihn in einen Kerker ſperren. Man wird aus ihm herausverhören was niemals in ihm war. Man wird ihn mit Schmach überhäufen, wie einen gemeinen Verbrecher über die Grenze ſchaffen,

in öffentlichen Anzeigen blamiren. — Schonen Sie — retten Sie ihn.

Graf (ernst.)

Woher dieses lebhafte Interesse an meinem Intendanten, Gräfin Nichte?

Amalie.

O fragen Sie mich nicht, — jetzt nicht, — künftig so viel Sie wollen, — ich will dann Alles gestehen, — aber jetzt — retten Sie ihn.

Graf

Wenn ich diese Emotion nicht unrichtig deute so —

Amalie.

Deuten Sie nichts, handeln Sie. — Nehmen Sie meine Diamanten, — mein Geld, — mein ganzes Vermögen, versehen Sie ihn mit Mitteln zur Flucht. — Aber fort, — fort, — fort. —

Graf (aufgebracht.)

Nein, — er soll nicht von der Stelle, — wenigstens jetzt noch nicht. — Ich muß klarer sehen in diesem Handel. — Amalie, wenn, — aber nein. — das ist ja nicht möglich. Freilich, — die Welt steht auf dem Kopfe, es giebt keine Vernunft, keine Rücksichten mehr. — Ha! — da kommt er. Ich muß mich zu fassen suchen. — Amalie, — ich

befehle Dir, — kein Wort zu ſprechen, — kein
— Kein Wort, — bei meiner Ungnade.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, Dermont.)

Dermont (raſch eintretend.)

Umſonſt. — Ich bin der großen Heerſtraße bis zur Grenze gefolgt. — Keine Spur von den Entflohenen.

Graf.

Keine Spur? das iſt zum Verzweifeln. — O dieſer dumme — dumme Streich. Aber ich verliere den Verſtand. Die Fatalitäten ſpielen heute Ball mit mir. Dieſe Entführung iſt wahrſcheinlich nicht das Tollſte ſo ich heute erfahren ſoll.

Dermont.

Um Himmelswillen, — was wäre hier noch ſonſt geſchehen? — Euer Excellenz ſind auf das Aeußerſte erbizt, — die Comteſſe iſt blaß, und zittert.

Graf.

Pardon, mein lieber Dermont, die Comteſſe geht Sie nichts an.

Dermont.

Der Kummer Euer Excellenz iſt der meine.

Graf.

Sehr charmirt. — Haben Sie die Mémoires d'un voyageur geschrieben.

Dormont

Euer Excellenz scherzen!

Graf.

Gar nicht.

Dormont

Wer konnte mich solcher Thorheit fähig halten.

Graf.

Der Herr Geheime, — oder hohe — von Pün.

Dormont

Der? — er komme es mir ins Gesicht zu sagen.

Graf.

Wird nicht ausbleiben.

Dormont

Unerklärlich.

Graf.

Sie heißen auch nicht Dormont. — Sie heißen — nun wie heißen Sie denn?

Dormont (betroffen.)

Ha — was ist das.

Graf.

Nun? — nun? —

Dormont.

Ich will nicht leugnen, daß ich meinen gegenwärtigen Namen erſt nach eigener Wahl angenommen als ich Frankreich verließ.

Graf.

Charmant. Da haben wir es.

Dormont.

Aber kein unedles Motiv hat mich beſtimmt

Graf.

So?

Dormont.

Ich durfte mir dieſe Aenderung erlauben, da ich eigentlich gar keinen Namen habe.

Graf.

Immer beſſer; — keinen Namen, — auch wohl keinen Schatten, — der Conſequenz wegen.

Dormont.

Ew. Excellenz haben meine Schickſale nicht vernehmen wollen, als ich mit kindlichem Zutrauen kam ſie Ihnen zu eröffnen.

Graf.

Nein, ich war nicht bei Laune.

Dormont.

Sie unterſagten mir, jemals wieder dieſen Gegenſtand zur Sprache zu bringen.

Graf.

Ich hatte meine Gründe. Wenn ich etwas erfahren will, muß es geſchehen wenn es mir beliebt nicht wenn es Andern gefällt.

Dormont.

Ein Gelübde, mir ſelbſt geleiſtet, gebot mir zu Anfange Geheimniß über meine früheren Lagen.

Graf.

Curioſes Gelübde. Herr von Pfiff wird Sie auch nicht inkomodiren, er iſt eben im Begriffe Ihre Papiere in Beſchlag zu nehmen.

Dormont.

Wie? — meine Papiere? — welche Gewaltthätigkeit, welche Willkühr. Dabei muß ich zugegen ſein.

(Er will hinauseilen, Pfiff kommt ihm bereits entgegen ein Diener hinter ihm, der mehrere verſiegelte Papiere trägt.)

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Pfiff.)

Graf

(zwiſchen Dormont und Pfiff tretend, gegenſeitig mit Ironie präſentirend.)

Herr von Pfiff, — Herr Dormont.

Dermont.

Mein Herr, Sie haben ſich unterſtanden meine Papiere ſich anzueignen.

Pfiff.

Ja mein Herr, ich habe mir unterſtanden.

Dermont.

Wie durften Sie ſich das herausnehmen?

Pfiff.

Gemach, mein Herr, ich bin hier zu fragen, nicht ſelbſt verhört zu werden. Bekennen Sie mir nur gerade heraus daß Sie d'Arcaur heißen.

Dermont.

Sonderbare Zumuthung.

Pfiff.

Entſprechen Sie ihr ohne Sonderbarkeit.

Dermont.

Ich werde Ihnen nicht Rede ſtehen.

Pfiff.

Ho ho. — Ich bitte Euer Excellenz dieſem Herrn zu befehlen, daß er mir antworte.

Graf.

Antworten Sie, Dermont.

Amalie

(die in der größten Unruhe dageſtanden.)

Verzweiflungsvoller Zuſtand.

Pfiff.

Sie heißen alſo d'Arcaur.

Dormont.

Nein, ich heiße nicht d'Aveaux.

Pfiff.

Wie heißen Sie denn?

Dormont.

Sie lasen meine Papiere.

Pfiff.

Darin steht nicht daß Sie d'Aveaux heißen.

Dormont.

Nun also —

Pfiff.

Sie müssen aber d'Aveaux heißen

Dormont.

Und wenn ich Ihnen den Gefallen nicht thue?

Pfiff.

Wird man Sie einsperren bis Sie sich eines Andern besinnen.

Dormont.

Mein Herr, Sie haben den Verstand verloren.

Amalie

(die sich nicht länger bezwingen kann.)

Mein Oheim, ich beschwöre Sie, enden Sie diesen Auftritt.

Graf (ärgerlich.)

Ruhig, Gräfin Nichte, es ist noch nicht die Reihe an Ihnen.

Pfiff.

Sie heißen d'Aveaux, und haben die Mémoires d'un voyageur geſchrieben.

Dermont.

Ich heiße nicht ſo, und ſchreibe nicht ſolchen Unſinn.

Graf (zu Pfiff.)

Aber, mein Herr, in ſeinen Papieren —

Pfiff.

Steht er wieder mit einem andern Namen. — Wie heißt er gleich — wird mir beifallen —. Wer weiß mit wie vielen Namen er bereits durch die Welt gelaufen.

Graf (ungeduldig.)

Das iſt nicht auszuhalten.

(Zu Dermont.)

Warum änderten Sie denn Ihren Namen als Sie Frankreich verließen?

Dermont.

In einem großen Staatsprozeſſe zu Paris mußte ich als Zeuge gegen einen Mann dienen, den ich hochverehrte, der aber des Vergehens ſchuldig war deſſen man ihn zeihte. Mein Zeugniß, — denn Lügen habe ich nicht gelernt, — führte zu ſeiner Verurtheilung, wie zu meiner Verabſchiedung, denn ich war zugleich Mitſchuldiger. Nun war mein bis-

heriger Namen allen dortigen Patrioten verhaßt, und mir am verhaßtesten. Eine traurige Berühmtheit verfolgte mich so lange ich ihn trug. Ich legte ihn ab, und schwur ihn niemals wieder zu gebrauchen.

Pfiff.

Das steht auch in seinen Papieren.

Graf.

Wie gewannen Sie es über sich einen unscheinbar gewordenen Namen abzuwerfen wie ein abgetragenes Kleid.

Dormont.

Ich sagte Ihnen schon vorhin: weil ich eigentlich keinen Namen habe.

Graf.

Das ist nicht möglich.

Pfiff.

Doch — Lassen Sie uns hören ob seine Aussagen mit den Papieren übereinstimmen. Sie sind im Jahre 1811 in Avignon geboren.

Dormont (ungeduldig.)

Ja.

Pfiff.

Ihre Mutter war eine junge spanische Dame in französischer Gefangenschaft.

Dormont.

Ja.

Pfiff.

Ein damals dort wohnender Advocat aus Strasburg nahm ſich der Hülfloſen an, da ſie ſchwer krank darnieder lag, verſetzte ſie in ſein Haus mit Bewilligung der Militairbehörde.

Dermont.

Ja.

Pfiff.

Ihre Mutter ſtarb als ſie Ihnen das Leben gab.

Dermont.

Ja.

Pfiff.

Die Frau jenes Advocaten war kinderlos. Er nahm Sie an Kindesſtatt an, und führte Sie ſpäter mit ſich nach Strasburg.

Dermont.

Ja. (Bewegt.)

Er war mein Vater! o daß auch er dahin, — todt iſt.

Pfiff

(mit wichtiger ſelbſtgefälliger Miene.)

Jetzt, Excellenz, ma comtesse, — die Pointe.

(Zu Dermont.)

Ihre Mutter bekannte ſterbend, daß der Namen unter dem ſie ſich dort eingeführt, — wie lautete er nun? Caballe, — Cabalco, — Cobolde — ihr

eigentlicher nicht sei, daß sie diesen eigentlichen, aus gewissen, ihr sehr wichtigen Gründen, aber unverkündet ins Grab nehmen müsse.

Dorment (ärgerlich.)

Ja — ja — ja.

Amalie (ungeduldig, empfindlich.)

Caballe, — Caballe, — Coboldo! — Wie kann er denn nun d'Arcaur heißen?

Pfiff.

Warum nicht, gnädigste Comtesse. Die Neigung zu falschen Namen liegt ihm im Blute —

(Zu Dorment.)

Gestehen Sie nur mein Herr —

Dorment

Nein, — nein, — nein

Pfiff.

Thut mir leid, Sie sind verhaftet — Sie sind mein Gefangener.

Dorment.

Gefangen? wegen eines unerwiesenen, albernen, aus der Luft gegriffenen Verdachtes.

Pfiff

Nicht anders. Die Untersuchung wird das Weitere ergeben. — Folgen Sie mir

Amalie (in bebender Angst.)

Mein Oheim.

Dormont (bitter lachend.)

Wohlan denn, es ſei. — Dieſes Verfahren iſt ſo völlig ohne Beiſpiel, daß es mich reizt zu erfahren wie weit man es damit treiben mag.

Pfiff (ruft durch die Gartenthüre.)

Heda — herbei. Den Arreſtanten in Empfang zu nehmen.

(Es erſcheinen draußen ein paar Gendarmen.)

Kommen Sie nur mein Herr, — kommen Sie.

(Er will Dormont abführen. Amalie, ſich ſelbſt vergeſſend, außer ſich, ſtürzt herbei, wirft ſich zwiſchen ſie, und entreißt ihm Dormont.)

Pfiff (verblüfft.)

Meine Gnädige — was iſt das?

Graf (zu gleicher Zeit.)

Amalie biſt Du von Sinnen?

(Amalie beſinnt ſich, ſtößt einen Schrei aus, eilt wieder hinweg, und wirft ſich händeringend in den Sopha, ihr Geſicht in den Kiſſen verbergend.)

Pfiff.

Excellenz — ich begreife nicht.

Graf (ſich ſchnell faſſend.)

Was iſt dabei nicht zu begreifen. Magnetiſcher Rapport. Die Gräfin leidet an den Nerven.

Pfiff.

Magnetiſcher Rapport?

Graf.

Nun ja. Der Magnetismus gehört ja recht eigentlich ins Gebiet der hohen Polizei, und Sie stehen da, wie aus den Wolken gefallen. — Lassen Sie uns einen Augenblick allein.

Pfiff.

Wie dürfte ich. — Der Gefangene

Graf.

Mein Ehrenwort, er entläuft nicht. Aber Sie haben noch nicht meinen Park gesehen. Er ist berühmt.

Pfiff.

Allerdings, — aber.

Graf.

Sie finden dort die originellsten hohen und niederen Polizeieinrichtungen.

Pfiff.

Wie? —

Graf.

Gegen Spatzen, Raupen, Maulwürfe, und dergleichen.

(Er wirbelt ihn hinaus durch die Gartenthüre und ruft.)

Anton, zeige diesem Herrn alle Deine Fallen und Netze. Er versteht dergleichen

Fünfter Auftritt.

(Der Graf, Amalie, Dormont.)

Graf.

Amalie, laß uns kurz ſein. — Sage mir, — iſts wahr? — iſts möglich?

Amalie

(ſpringt auf, und wirft ſich ihm zu Füßen.)

Mein Oheim! — Vergebung!

Graf.

Steh auf. (Er erhebt ſie.) Keine Scene. — Dormont. Wer ſich ſchuldig fühlt, klage ſich ſelbſt an.

Dormont und Amalie (beide zugleich)

Ich.

Graf

(nach einer kurzen Pauſe heftiger Erſchütterung.)

Ich weiß genug. Amalie, das hätte ich nicht von Dir, das nicht von Ihnen erwartet, Dormont!

Amalie.

Er iſt unſchuldig.

Dormont (zugleich)

Sie iſt unſchuldig.

Graf.

Es giebt keine Vernunft mehr, kein Gefühl für das Geziemende. Die Leidenſchaften beherrſchen in

blinden Ausbrüchen die Gemüther, Hinterlist und Undankbarkeit sind in ihrem Gefolge, und triumphiren hohnlachend über Achtung, Schonung und Vertrauen.

Amalie.

Haben Sie Mitleiden, mein Oheim. Wir wollen Alles thun das Sie gebieten.

Graf (bitter.)

Ich — gebieten? — Ist von mir noch die Rede? Eduard und Elise entlaufen, um meiner väterlichen Lenkung ledig zu werden, und der Mann den ich liebte wie meinen Sohn, dem ich mein volles Vertrauen schenkte; meine Nichte, die ich zärtlich auf den Händen trug, verschwören sich hinter meinem Rücken mich zu betrügen, Verrath zu begehen an meiner Liebe.

Amalie.

Sie vernichten mich

Graf (vornehm und kalt.)

Nicht doch, Gräfin, nicht doch. Ich bin sehr weit davon entfernt Ihnen beschwerlich zu fallen. Sie sind frei, Herrin Ihrer Handlungen. Begeben Sie sich auf eins Ihrer Schlösser. Wir werden uns nicht wiedersehen.

Dermont.

Und ich? — Soll ich schweigen wie ein Ver-

nichteter? Nein, ich mag schuldig sein, aber ich war kein Undankbarer, — kein Verräther. Unsere Liebe begann, ehe wir ihrer uns bewußt wurden. Als ich Klarheit errungen, ermaß ich meine Verirrung, und wollte durch eilige Flucht mich den Lockungen entziehen die ich mächtiger fand als meine Vernunft. Umsonst, ich wurde zurückgehalten, ich mußte bleiben. Hätte ich damals ein Bekenntniß abgelegt, wurde meine Selbstanklage im Lichte einer thörichten Anmaßung erschienen sein. Billigung habe ich nicht in Anspruch zu nehmen, aber ich darf um Gerechtigkeit bitten. Ich bin ein Mensch, und habe menschlich gefehlt. Wer sich rein fühlt hebe den Stein auf gegen mich.

Graf (plötzlich ergriffen.)

Dermont, — nicht also —

Dermont.

Es ist aber noch nicht zu spät wiedereinzulenken. — Leben Sie wohl mein Wohlthäter, mein Vater. Ihr Andenken bleibt das Heiligthum meines dankbaren Gemüthes, bis —

(Seine Stimme stockt, er ergreift die Hand des Grafen und drückt sie an Herz und Lippen.)

Leben Sie wohl, Amalie. Ich habe Ihnen keine Gelübde zurückzugeben, denn ich habe keine von Ihnen empfangen. Unsere Neigung war nur die Blume

unſeres Lebens, rein wie Ihre Seele. Uns genügte ein begeiſtertes Gefühl. Ich werde halten an meiner Liebe, bis dieß Herz im Tode erſtarrt. — Sie aber vergeſſen mich; ich bitte darum. — Jetzt fort. — in mein Gefängniß, dann in die weite Welt. — Leben Sie wohl — auf ewig wohl.

(Er will davon eilen.)

Sechſter Auftritt.

(Die Vorigen, Eduard, Eliſe, welche ſchon vor einiger Zeit draußen auf der Terraſſe mit Herrn von Püff erſchienen ſind.)

Eduard

(herbeieilend und Dormont in ſeinen Armen aufhaltend.)

Nein, — kein Lebewohl. — Sie bleiben, ich halte Sie.

Dormont (überraſcht.)

Wer?

Graf und Amalie (zugleich.)

Eduard, Eliſe, — iſt's möglich.

Eliſe (wirft ſich vor ihm nieder.)

Zu Ihren Füßen, mein Vater —

Eduard (neben ihr.)

Vergebung, mein Oheim, Vergebung!

Graf (ſcharf und bitter)

Steht auf, (er erhebt ſie beide.) Eine Laune führte Euch hinweg, eine Laune bringt Euch zurück. Meine Stellung aber iſt über Euren Launen. Erſpart Euch Ausbrüche, auf die ich keinen Werth lege, Betheuerungen die ich nicht glaube. Die letzten Stunden haben mir eine ſo reiche Ernte unerwarteter Wahrnehmungen gewährt, daß ich es nicht der Mühe werth halte den Anlaſſen Eures abentheuerlichen Betragens nachzufragen. — Guten Morgen.

(Er will in ſein Cabinet gehen.)

Eduard (ihn zurückhaltend.)

O nicht dieſe Kälte, dieſe ſchonungsloſe Abweiſung. Nur einen Blick werfen Sie in unſere Reue. Unſer Gehorſam, unſere treue Unterwerfung ſoll Alles wieder gut machen.

Graf.

Sehr obligirt. — Guten Morgen.

(Will gehen.)

Eduard (ſtark und lebhaft.)

Wohlan, ſo müſſen wir eine andere Vermittlerin für uns werben. Die Wohnungen der Seligen müſſen ſich aufthun, die Schleier tiefer Geheimniſſe fallen. Eine Verewigte muß die Schwelle irdiſcher

Zuſtände wieder betreten. Sie iſt mit uns. Sie bittet den Fehler unſerer Liebe zu vergeben, um der Liebe willen die Sie einſt ihr gewidmet.

Graf (auffahrend.)

Vermeſſener Knabe, wen wagſt Du anzurufen.

Eduard.

Den ſeligen Geiſt Ihrer verklärten Gemahlin.

Graf.

Unverſchämter, wer berechtigt Dich in das verſchloſſene Heiligthum meiner Vergangenheit zu dringen?

Eduard.

Die Verewigte ſelbſt. Sie ſendet mich zurück, Ihnen ein koſtbares Geſchenk von ihr zu überbringen. Hier empfangen Sie es aus meinen Händen.

(Er reicht ihm die Papiere. Der Graf entreißt ſie ihm in der heftigſten Bewegung, eilt an den Tiſch ſie mit zitternder Hand zu entfalten. Unterdeſſen erſcheint Pfiff im Hintergrunde, und winkt Eduard.)

Pfiff.

Pſt pſt, cher comte — dieſe Papiere —

Eduard.

Gehen die hohe Polizei nichts an, cher ami.

(Er ſchiebt ihn wieder hinaus, und eilt zurück.)

Graf

(lieſt die Papiere mit ſtockender Stimme.)

Vergebung — daß — wichtige Nachrichten —

(Er ſieht den Schluß des Briefes.)

Von wem? — Filart — Advokat, — Straßburg 4 Julius 1826.

Der Brief iſt zwölf Jahre alt.

Dormont (aufmerkſam.)

Filart?

Eduard.

Leſen Sie weiter. — leſen Sie.

(Pfiff erſcheint wieder im Hintergrunde, die Vorgänge zu beobachten, ohne Dormont und die Uebrigen aus den Augen zu verlieren.)

Graf

(lieſt flüchtig, geſpannt, unzuſammenhängend, und einzelne Sätze ausſprechend.)

Eine gefangene, ſchwerkranke Spanierin, — zu Avignon — in mein Haus aufgenommen — ſtarb bei der Geburt eines Knaben, den ich an Kindesſtatt annahm, erzog, wie meinen Sohn liebe. — Sie hatte ſich den Behörden und mir mit dem Namen Gotaldo genannt — ſterbend aber geſtand ſie dieſer ſei ihr eigentlicher nicht — ſie ſei heimlich vermählt mit einem deutſchen Adelichen, deſſen Namen ſie verſchweigen müſſe. Sie ſei Donna Maria Iſabella, Tochter des Marquis von Fejar. — Ah! —

(Er läßt die Papiere fallen, und will zuſammen ſinken. Eduard, Amalie, Eliſe eilen herbei ihn zu unterſtützen.)

Pfiff (aufhorchend.)

Intereſſant, — wichtig, — aufmerken.

Eliſe (zum Grafen.)

Faſſung. Sie bedürfen Kraft die Wonnen zu ertragen die noch bevorſtehen.

Graf

(ſich erhebend, in höchſter Bewegung.)

Maria Iſabella von Fejar. — Meine unglückliche Gemahlin. — Gebt mir den Brief wieder.

(Eduard reicht ihn ihm, er verſucht vergeblich zu leſen.)

Ich kann nicht. — Lies Du Amalie.

Amalie (lieſt.)

Mariens Sohn entwickelte früh die liebenswürdigſten Eigenſchaften, und außerordentliches Talent.

Graf (faſt außer ſich.)

Wo iſt er?

Dormont (für ſich, wehmuthig.)

Wo?

(Eduard fixirt Dormont mit Blicken des Wohlwollens.)

Amalie (lieſt.)

Ich erwirkte, als er herangewachſen, ſeine Aufnahme in die polytechniſche Schule, dann in die Armee des Königes. So eben findet ſich ein Mann bei mir ein, — ein alter Spanier, Namens Eſteban. —

Graf (einfallend.)

Ortez, mein Kammerdiener aus Sevilla, der meine Gemahlin nach Cadix geleiten sollte.

Amalie (lieſt.)

Esteban Ortez. Er war Diener und Begleiter der unglücklichen Donna Isabella Maria, und wurde von ihr getrennt, als ſie in Gefangenſchaft gerieth. In Erfüllung eines Gelübdes verfolgt er ſeit Jahren die Spur ſeiner Gebieterin, um, wenn er ſie gefunden, ſich nach Deutſchland zu begeben, — dort ihren Gemahl zu ermitteln, das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen zu ſeiner Kenntniß zu bringen.

Graf.

O er war immer treu, rechtlich, anhänglich ohne Gleichen.

Amalie (lieſt.)

Ihm glückt es, mich hier in Strasburg zu erreichen, um den Tod ſeiner Gebieterin zu beweinen. Alter, Krankheit, bittere Armuth, werfen ihn hier nieder. Er kann nicht weiter.

Graf (ſchmerzlich.)

Armer Esteban!

Amalie (lieſt.)

Er hat aber in Paris den gegenwärtigen Aufent-

halt des verwittweten Gemahls erreicht, und bezeichnet den damaligen Oberſten, jetzt General Karl Eduard Grafen von Rieſenſtein. Er bezeichnet Sie, und dringt in mich dieſe Zeilen an Sie zu richten. In ſeinem Auftrage ſende ich Ihnen anbei das Zeugniß des Prieſters der Sie einſt zu Granada mit Ihrer Gemahlin vermählte; den Ehecontract von Ihnen beſiegelt und unterzeichnet; mehre andere Ihnen gehörende Familienpapiere. Ich, meinerſeits füge die obrigkeitlichen und kirchlichen Zeugniſſe bei, welche die Abſtammung meines Pflegeſohnes von Donna Iſabella Maria von Zejar unbeſtreitbar beweiſen. Wollen Sie Ihren Sohn empfangen, anerkennen, melden Sie es mir. Bis Sie ſich erklären, erfährt Ihr Sohn nichts von ſeiner Abſtammung, ſeinem Vater. Wenn Sie ihn abweiſen, nehme ich das Geheimniß ſeiner Geburtsſtunde mit ins Grab. Ich bin zu ſtolz Ihnen ein Kind aufzudringen das Sie verleugnen. Ihr Sohn, voller Liebe würdig, bedarf nicht des Vaters der ihn verachtet, da er in mir einen beſitzt, deſſen Ruhm und Freude er iſt. Er fährt dann auch ferner, da aus Familienrückſichten ich ihm meinen Namen nicht geben darf, den von ſeiner Mutter im Unglücke angenommen, **Charles Dieudonné Getaldo.**

Dermont

(der bisher mit allen Zeichen heftigster innerer Bewegung zugehört, will außer sich, taumelnd hinausstürzen durch die Gartenthüre.)

Luft! — Luft! — ich vergehe.

Pfiff

(läuft ihm entgegen, und hält ihn auf.)

Halt mein Herr, — so entläuft man nicht. Excellenz, ma Comtesse, — sehen Sie hier den Triumph der hohen Polizei, die schon vorher dem Nagel auf den Kopf getroffen, und die Identität der Person festgestellt. Hier haben Sie den Sieur Charles Dieudonné Coboldo, — wollte sagen — Cobal — Cotaldo.

Graf (ganz schreiend.)

Dermont.

(Er steht erstarrt.)

Amalie (zugleich.)

Dermont? —

Pfiff.

Ohne Zweifel. Unter seinen Papieren fand ich, und nahm an mich,

(er zieht einige Papiere hervor)

erstlich dieses Blatt von seiner verstorbenen Mutter beschrieben. „Vermächtniß an das Kind unter

meinem Herzen: — Nur Maximen, Sentiments — aber die Handschrift werden Ew. Exzellenz recognosciren.

Graf

(entreißt ihm das Papier, blickt hinein.)

Ihre Schriftzüge.

Pfiff.

Dazu dieser Ring.

(Er giebt dem Grafen einen Ring.)

Graf.

Ihr Ring. Sie empfing ihn von mir

Pfiff.

Endlich dieses Portrait der Mutter.

(Er reicht dem Grafen ein kleines Bild.)

Graf (sieht es.)

Maria — sie ist es. — Mein Sohn.

(Er will auf Dormont zueilen, sinkt aber kraftlos in Eduards Arme.)

Dormont (fast lallend.)

Vater, — Vater!

(Er stürzt ihm zu Füßen.)

Graf

(plötzlich neubelebt auffahrend, mit seiner ganzen Kraft freudig vorschreitend, mit starker Stimme.)

Ha! das ist die Stimme der Natur. — Er ist mein Sohn. Er ist es.

(Er fliegt auf Dermont zu, reißt ihn empor, drückt ihn an ſeine Bruſt. Dann hält er ihn einen Augenblick von ſich ab, und forſcht in ſeinen Zügen.)

O daß ich blind war! — Die Züge ſeiner Mutter — ihr Auge. — Sohn Mariens, — mein Sohn!

(Er preßt ihn wiederholt in ſeine Arme, während Amalie und Eliſe Zeichen tiefer Rührung geben.)

Eduard.

Mein Oheim, er gehört Ihnen nicht allein. Auch wir Andern wollen ihn haben. Vollends ich, der ich ihn entdeckte, und Ihnen zuführte. Mit Entzücken habe ich alle meine Ausſichten in ſeine Hände gegeben. Aber ich verkaufe nicht wohlfeil, ich will dafür ſein Herz.

(Er zieht Dermont an ſich, und umarmt ihn.)

Dermont

(ſich wie aus einer Betäubung erholend.)

Schonen Sie mich. — Faſſung.

(Nach kurzem Beſinnen.)

Aber nein, — nein, — es iſt nicht möglich. — O daß Fillart bereits im Grabe ruht. — Eine Tauſchung waltet vor die mich vernichtet.

Graf.

Keine Tauſchung. Ich fühle es, — Du bist mein Sohn.

Dormont.

Meine Mutter kann Ihre Gemahlin nicht geweſen ſein. Wie hätte ſie vermocht auf dem Sterbebette ſolchen Gatten zu verleugnen.

Graf.

Weil ſie ihn nicht ins Verderben ſtürzen wollte, ihn, mit ſeinem ganzen Hauſe. Meinem Landesherrn war mein Aufenthalt in Spanien kein Geheimniß. Die Unterdrücker meines Vaterlandes glaubten mich in Amerika. Mein Namen auf den Lippen meiner ſterbenden Gemahlin hätte die Verfolgung entfeſſelt gegen meinen Fürſten, meine Angehörigen, und gegen Dich. Verleugne Du mich nicht, o mein Sohn. Du biſt mein, — mein, — ich laſſe Dich nicht mehr.

(Er umfaßt ihn abermals mit Innigkeit.)

Dormont (athemlos.)

Zu viel. — Mein Herz — es bricht

Amalie

(mit ſanfter gerührter Stimme, die Hand auf ſeine Schulter legend.)

Als Knospe reicher Bluthe

Dormont.

O welcher Ruf! — (ſich ermannend.) Ja — ich fühle daß ich bin was ich ſein ſoll. — Mutter

Mutter! Dein Kind, Dein verwaiſtes, verlaſſenes Kind hat den Vater gefunden. — Siehſt Du es? — weißt Du es? Emmer zu Dir, in Deine Arme zu ſinken.

Graf.

Amalie, — halte ihn, damit er uns nicht entſchwebe. Nimm ihn hin. Ich übergebe ihn Dir

(Er legt Amalie in Dermonts Arme.)

O meine geſegneten Kinder!

Amalie (an Dermonts Bruſt.)

Mein, — mein, — auf ewig.

Dermont

(mit Kraft und Begeiſterung.)

Dein, — auf ewig. — Seliges Wunder!

(Sie halten ſich umſchloſſen.)

Eduard (zum Grafen, bittend.)

Und ich mein Oheim?

Graf (ihn umarmend.)

Und Du, biſt ein trefflicher Menſch, der mein anderer vielgeliebter Sohn ſein ſoll, deſſen Treue ich zu belohnen wiſſen werde. Fürs erſte dieß. — Eliſe, wo biſt Du?

(Er führt Eliſen ihm zu.)

Hier, mein braver Eduard, empfange Deine Geliebte.

(Eduard und Elise umfangen sich, der Graf steht in der Mitte der Gruppen, und blickt erst auf sie, dann gerührt nach oben.)

Graf

(mit bewegter feierlicher Stimme.)

Maria! meine Geliebte, auch ich empfange Dich wieder. — Umschwebst Du mich? — Blicke nieder auf die Deinen, — auf mich. Ich gelobte Dir Treue, ich habe sie bewahrt, so darf ich mich der beseligenden Gabe würdig nennen, die ich von Dir, am Abende meiner Tage, inbrünstig dankbar empfange.

Pfiff

(stellt sich zurecht, und nähert sich dem Grafen mit zierlichen Bücklingen.)

Exzellenz, der Hof, die gute Gesellschaft, werden den freudigsten Antheil nehmen, an dieser außerordentlichen Begebenheit, die ohne Einwirkung der hohen Polizei schwerlich —

Eduard (ihm ins Wort fallend.)

Die lustige Person gewonnen hätte für den Epilog. Im Uebrigen verdanken wir einer Steuerdefraudation mehr, als der gesammten hohen Polizei, wie sich zeigen wird, wenn ich endlich zu den Erörterungen komme. Daß mein Vetter sich Cotalde nannte und nicht d'Aveaux, habe ich ermittelt ehe

von Ihnen hier die Rede war, worüber ich schriftliche Beweise beibringen kann.

Pfiff (geringschätzig)

Pah — werden danach sein.

(Zu Tormont mit einschmeichelnder verbindlicher Miene.)

Mein Herr Graf, in Ihrer gegenwärtigen hohen Stellung kann ein freimüthiges Geständniß Ihnen keine Ungelegenheiten mehr bereiten. Wenn man nacheinander Gotalbe, Tormont, und Graf Riesenstein heißen kann, daß es auf einen vierten Namen wohl nicht ankommen. Werfen Sie sich in die Mutterarme der eben so zärtlichen und mitfühlenden, als hohen Polizei, und gestehen Sie gütigst, daß Sie sich auch d'Aveaux genannt, und die Mémoires d'un voyageur geschrieben haben.

Tormont.

Ich bedaure Ihnen hierin nicht dienen zu können. Denkwürdigkeiten habe ich erlebt, nicht geschrieben. Ein Reisender war ich, aber kein gallsüchtiger, verblendeter, und nun — bin ich angekommen. Reisen Sie glücklich weiter, und suchen Ihren d'Aveaux in einer anderen Sphäre.

Graf.

Und von mir nehmen Sie die Lehre mit auf den

Weg, daß mühsam Gesuchtes oft am wenigsten gefunden wird; daß eine höhere Lenkung unsere zugespitzten Plane nicht selten beschamt, aber dafur ungesucht das Herrlichste gewährt, wo wir es am wenigsten erwarteten. Es ist Niemand zu alt in solche Schule zu gehen. — Meine Kinder ich wir Alle haben es erfahren.

(Der Vorhang fällt.)

Der Spiegel des Akbar.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Ciandra, hindoſtaniſche Fürſtin. } Letzte Nachkommen des
Parandi Sing, vertriebener Radſchah- } Porus.
Ejub Chan, junger megoliſcher Emir.
Abul Fazil, Groß-Vezir Kaiſer Akbar des Erſten.
Mahawa Ram, Bramin im Hofhalte der Ciandra.
Aſſad. } Mitglieder der Kriegerkaſte.
Chitar. }
Azim, Diener des Ejub Chan.
Denita, Dienerin der Ciandra.
Ein Braminen-Einſiedler.
Ein Ortsvorſteher.
Ein alter Paria.
Deſſen Tochter.
Ein Knabe.
Erſter Emir.
Zweiter Emir.
Ein Herold.

Megoliſche Große, megoliſche, hindoſtaniſche Krieger, Hofleute des Kaiſers, Diener, Tänzerinnen, Gefolge.

(Die Scene iſt in den oberen Gegenden von Hindoſtan. Die Zeit der Handlung das Jahr 1526.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Freie Gegend an einem See. Tiefe mondloſe Nacht. Palmen im Vordergrunde.

Ein alter Paria ſtürzt außer ſich hinein. Ein Thier fell ſeine Bekleidung. Sein weißer Bart erreicht den Gürtel. Seine Tochter, nicht minder ärmlich gekleidet, folgt ihm eilig.)

Paria

(ruft mit ängſtlich erſchöpfter Stimme.)

Holkar! — mein Sohn, — mein Sohn.

(Er ſinkt nieder.)

Ich kann nicht mehr.

Tochter.

O Vater, fort von hier, erhebe Dich.
Laß tiefer uns in die Gebirge fliehn.
Noch herrſcht die Nacht, jedoch ein friſcher Wind
Regt flüſternd ſchon der Fächerpalme Krone,
Verkündigend den Morgen. Bricht er an,
Und wenn man uns in offner Gegend hier
Dann treffen ſollte —

Paria (verzweifelt.)

Wenn?

Tochter.

Vergiß Dich nicht.

Sind wir nicht unrein, ohne Schutz und Recht.
Mit Zauberblicken trifft uns der Bramin,
Mit ſeinem Pfeil der Sohn der Kriegerkaſte.
Das Raubthier iſt uns freundlicher als ſie,
Die Menſchen ſind wie wir.

Paria (nichts beachtend.)

Iſt dies der Tod
Der bang und kalt mein Herz zuſammendrückt?
Noch nicht, — noch nicht. Ihn finden erſt.

Tochter.

Laß ab.

Wo wäre ſonſt mein Bruder noch zu ſuchen.
Sind Berg, Wald, Kluft vergeblich nicht durchforſcht
Er iſt dahin.

Paria (jammernd.)

Er iſt dahin! — und wir?

Tochter.

Gedenken ſein, bis wir ihm folgen, Vater.
Denn er war gut, und muthvoll.

Paria.

Welchem Tod
Iſt er erlegen?

Tochter (bittet.)

Nun ein Edler, der
Ihm auf der Jagd begegnet, hat vielleicht
Sein neues Schwert geprüft an Holkar's Nacken.
Ein Tiger fiel ihn an, und trank sein Blut.
Gut war das Schwert; der Tiger durstig heiß.
Ein Augenblick nur war es, der entschied,
Und Niemand mehr mißhandelt unsern Holkar.
— Wie glücklich ist er!

Paria (zum Himmel drohend)

Götter! duldet ihr's!

Tochter.

Für jene Reinen sind die Götter nur.
Sie wissen nichts von uns. —

Ermanne Dich.

(Sie richtet ihn auf, unterstützt ihn. Sie gehen, erreichen aber nur den dunkeln Hintergrund, wo der Greis wieder erschöpft in die Knie sinkt.)

Tochter (für sich.)

Es ist umsonst. Schmerz, Hunger lähmen ihn.
Ich muß hier Rast ihm gönnen.

Vater bette

Dich in's Gesträuch. Ich wache neben Dir.
Sobald es tagt, — hinweg von hier.

Paria

(sich ins dichte Gesträuch niederlegend.)

Mein Sohn! —

Zweiter Auftritt.

(Chitar, Aſſad, treten im Vordergrunde auf, bewaffnet. Während dieſer Scene wird es ſchnell Tag. Auf den Höhen des Mittelgrundes erſcheint eine große Pagode. In der Tiefe der See. Jenſeits in der Ferne ein prachtiger mogoliſcher Pallaſt von Gärten umgeben.)

Aſſad.

Dem rohen ſtumpfen Feind gehört der Tag,
Die ſtille Nacht der Liſt des Unterdrückten.
So ſchleich ich eben heim von Allior.
Wie ſteht mein Haus das ich Dir anvertraut?
Fiel etwas vor?

Chitar (ungeduldig.)

Nein, — nein, — ich ſagt' es ſchon.

Aſſad.

So mürriſch Neffe?

Chitar.

So bei Laune Oheim?

Aſſad.

Warum denn nicht. Mein Handel ſteht zum beſten.
Geht Deiner ſchief? — das thut mir leid. Doch ſprich,
Was ärgert Dich?

Chitar.

Dein müßig Zeitverſchieben.

Aſſad.

Ja ſo, — die Hochzeit. Ruhig guter Freund.
Ich will Dir wohl, mein Töchterchen wird Dein
Ob heute ſchon, ob morgen erſt, gleich viel.
Was übereilſt Du?

Chitar.

Was verzögerſt Du?

Aſſad

Guinaſal wird vierzehn.

Chitar.

Alt genug
Zur Gattin eines Kriegers. — Oder nicht?

Aſſad.

Ich ſtreite nicht mit Dir, doch faſſe Dich,
Ein Jahr zu warten noch.

Chitar.

Ein Jahr? — warum?

Aſſad.

Hat Liebesdrang ſo völlig Dich verſtört,
Daß thränen- und gedankenlos Du ſchwärmſt,
Bei Deines Vaterlands Entwürdigung.
Paßt dieſe Zeit zu Hochzeitfeſtlichkeiten?

Chitar.

Wohl ringt im Blut das arme Vaterland.
Seit räuberiſch, gewaltſam, ſchonungslos.
Der Moguliſchwarm einbrach, Verderben bringend.
Doch kommen ſoll ein muthiges Geſchlecht,
Von Glut entflammt den Feind hinweg zu tilgen.
Wenn ſeines Uebermuthes Saat gereift.
— Die Zukunft heiſcht es aus dem Bund der Solen.

Aſſad (ſchmeichelnd.)

So gönne noch drei Mondeswechſel Friſt.
Bis dahin reift manch Saatkorn der Entſcheidung

(Chitar ſchweigt.)

Aſſad.

Nun, — zwei.

Chitar.

Weshalb. Thu' nicht geheimnisvoll.
Ein Zutraun das nur halb iſt, ſichert nicht.
Beleidigt aber.

Aſſad

(auf den Pallaſt in der Ferne deutend.)

Schau', — was ſiehſt Du dort?

Chitar.

Den neuerbauten Frühlingsſitz des Kaiſers,
Das eitel prunkende Akbarabad,
Emporgethürmt aus Trümmern unſrer Tempel
Anblick der Schmach!

Aſſad.

Nun, — in zwei Monden, Chitar.
Kann es geſchehn, daß jene Minarets
Und ſtolzen Kuppeln, in den Staub geſtürzt,
Den Stoff zu neuen Wohnungen der Götter,
Und jene Gärten für die weißen Kühe
Des Heiligthumes neue Weide bieten,
Wenn Akbar und Mogolen nichts mehr ſind,
Als reicher Stoff für unſre Siegeslieder.

Chitar.

Aufſtand, — Empörung! Wahnbethörter Oheim!
Ein eitler Traum umnebelt Deinen Geiſt.

Aſſad.

Altkluges Kind! — In wilder Schwelgerei
Vergeſſen die Mogolen alle Vorſicht,
Und um ſo ſichrer ordnen wir den Sturm.
Auf ihrem Throne ſitzt ein ſchwacher Jüngling, —
Der müßig in den Freuden des Zenana
Die Zeit der Kraft verträumt. Jetzt oder nie.

Chitar.

Iſt Akbar wirklich kraftlos? Weißt Du's?

Aſſad.

Ei,
Was wiſſen wir von ihm, als daß ein Ding,
Das man auf einem weißen Elephanten
Mit goldnem Stoff bedeckt, mit Perlenſchmuck

Und Edelſteinen bunt behängt, umfächelt
Von Pfauenfederbüſchen, jährlich einmal
Durch Agra's Gaſſen, mit unendlichem
Gefolg von ſtolzen Emirs, ziehen läßt,
Daß ſolch ein Ding der Kaiſer Akbar ſei.

Chitar.

Der Aſtrologen Spruch verpflichtet ihn
Zu äußerſter Zurückgezogenheit.
Sie lehrten einſt, er werde mit dem Reiche
Dem Untergange preisgegeben ſein,
Wenn öffentlich das Herrſcheramt er führe,
Eh' zwanzigmal ſich ihm das Jahr erneut.
Indeſſen ſchafft ſein weiſer Großvezier,
Abul Fazil, ein edler Mann; der Werth
Selbſt feindlichen Verdienſtes ſei geheiligt.
Sein reger Schüler, ſagt man, iſt der Kaiſer.
Zudem vernimmt man heimlich, als Gerücht,
Das ſich vom Mund zum Ohre weiter flüſtert,
Akbar ſei kühn, und feurig unternehmend.

Aſſad (mit Hohn.)

Auf ſeinem Polſterſitz.

Chitar.

In wilder Jagd.

Denn wohlverkleidet ſoll er in die Schaar
Der jungen Krieger ſich zu miſchen pflegen,
Die weit umher, ein leuchtendes Geſchwader,

Auf Perserrossen durch die Gegend schweifen,
Den Löwen hetzen, und des Tigers Flucht
Durch Sumpf und Fluth sturmähnlich überholen.
Ein hoher Schwur verbindet die Vertrauten;
Kein Blick verräth des Fürsten Gegenwart.

Assad.

Ha, Mährchen.

Chitar.

Sei's. — Doch unsre Waffenmacht.
Ist sie begründeter?

Assad.

Die Kriegerkaste
Durch Hindostan, gewährt ein stattlich Heer,
Zum mindesten der Macht der Feindes gleich.

Chitar.

Wer sammelt es?

Assad.

Die Fürsten, welche führen.

Chitar.

Nenn' einen mir zu solcher That begabt.
Parandi Sing, der Radschah von Rangpur.
Ist noch allein vom Heldengeist beseelt,
So jung er ist, doch steht er ohne Macht,
Ein edler Abentheurer. Radscha Bihr,
Der tapfere Herrscher von Serinagur,
Der mächtigste bewährteste von Allen,

Der in dem Kampf mit Kaiser Humajun.
Dem Vater Akbar's, seine Kraft verzehrt.
Starb Glied auf Glied mit seinen sieben Söhnen,
Bis ihm das Herz der Fall des jüngsten brach.

Assad

Er lebt noch fort.

Chitar.

In jenem Adler wohl,
Der, lichtumflossen, dort die Lüfte theilt.

Assad.

Vielleicht; indeß gewisser in der Tochter.
Giandra ist kein Weib den andern gleich,
Der Heldengeist des Ahnherrn Pur beseelt sie,
Ganz, unbeengt von Schwächen des Geschlechts.

Chitar.

Was kommt Dir ein? Dies launenhafte Weib
Hat Dich sogar bethört mit seinen Künsten.

Assad.

Du kennst Giandra nicht.

Chitar.

Schon ist sie. — schön' —
Doch unklug stolz. Warum verweigert sie
Die reiche Hand dem Fürsten von Rangpur,
Denn ihre Macht, mit seinem Geist gepaart,
Wohl fesselte den Sieg, den dieses Weib
So leicht gedenkt zu fassen als den Zaum

Des wohlgezähmten Roſſes, und den Speer
Auf einer Jagd, von Dienerſchwarm beſchützt.
Weg mit dem Zwitterweſen. O mein Glück,
Guinajal, was biſt Du gegen ſie.

Aſſad.

Verblendeter genug! Vernimm, und ſchweig.
In Allior, Giandrens Felſenveſte,
Bereitet man den Kampf, und er iſt nah.
Geh' hin, und ſprich, ich ſende Dich, den Neffen,
Und melde Dich bei dem Bramin des Hofs.
Dann findet ſich von ſelbſt, daß Deine Gier
Nach Liebesluſt verzögert wird, bis einſt,
Und bald, das Haupt des hingeſtürzten Alöar
Vom Marmorthore ſeines Schloſſes ſtarrt.
Sei ſchnell. Dein Wunſch iſt nur bewegte Fluth.
Mein Wort ein Fels. Dich ruft das Vaterland.
Dein Sieg allein beſchleuniget Dein Glück.

(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Chitar allein.)

Chitar.

Wohl, — ich verſtand. Den Oheim hört ich nicht,
Den Werber ſich geſtaltender Empörung.

Aus ſehnſuchtsvollem Wunſch und edlem Trieb
Webt ihr das Netz, den Arg- und Ahnungsloſen
Zum Wageſtück hirnloſer Wuth zu fahn.

(Wild mit dem Fuß ſtampfend.)

O daß —

(Sich ſchnell beſinnend, ſanfter.)

Du biſt der Preis Guinajal!
Weh Dir, und mir, denn dieſer Kampf iſt fruchtlos.

(Er verſinkt in trübe Betrachtung, dann erhebt er ſich mit Faſſung.)

Was weiß der Menſch! — Die Gottheit lenkt.
— Mein Muth
Entbrennt um Dich. So kämpfe denn mein Arm
Bis Tod ihn abſpannt. — Fort nach Allier.

(Man hört Poſaunentöne, und feierliche Chorgeſänge aus der Pagode herüberſchallen.)

Horch die Braminen ſind es, die das Bild
Des Gottes zu dem Weihebade tragen
Mit Hochgeſang im feierlichen Zug.

(Er kniet nieder, und ſenkt die Stirn auf den Boden.)

Macht der Erhaltung, ich verehre Dich.

(Die fernen Geſänge und die Poſaunentöne, welche einzeln in Zwiſchenräumen vernommen worden, werden vernehmlicher, als wenn ſie ſich etwas näherten. Das volle Licht des Tages verbreitet ſich.

Der Paria und ſeine Tochter erwachen, richten ſich auf im Gebüſche, und nehmen den, noch im Gebete verſunkenen

Ghitar wahr, mit Zeichen des Entſetzens. Sie wollen an ihm vorüber fliehen, indem er ſich aufrichtet. Er ſieht ſie und fährt wüthend empor.)

Ghitar.

Ha! —

(Der Paria und die Tochter fallen mit dem Antlitz auf den Boden nieder.)

Schwarze Frucht zehnfach verfluchten Baumes,
Im heiligen Bezirk des Tempels hier?
Wie mag der Gott uns ſegnen, ſo verletzt?
Mir Sieg verleih'n, am Anfang ſchon beſudelt?
Im Blute nur iſt Reinigung. Es fließe,
Den Götterzorn zu ſühnen. Stirb Gewürm.

(Er ſtürzt mit bloßem Schwerte auf die Parias, die Hand vor dem Munde.)

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen. Ejub Chan und Azim, die bereits früher im Hintergrunde beobachtend erſchienen ſind. Nun eilt der erſte herbei, und fällt von hinten dem Ghitar in den aufgehobenen Arm.

Ejub Chan

Halt, Götzendiener, halt!

(Er ſchleudert Ghitar weit weg, und wirft ſich zwiſchen ihn, und die am Boden liegenden Paria.)

Chitar.

Wer wagt? — wer darf?

Ejub Chan.

Dem Herr. Was that Dir dieſer ſchwache Greis?

Chitar.

Vermeſſener, der Du beſchützen willſt,
Wo Schutz Du ſelbſt bedurfen wirſt. Fahr hin.

(Er ſchwingt ſein Schwert auf Ejub Chan. Dieſer weicht aus, fällt ihn von der Seite an, unterläuft ihm den Arm, entwindet ihm das Schwert, und ſchleudert es in den See.)

Ejub Chan.

Held für Gazellen. Einen Fächer nimm
In Deine Hand. — Gelobt ſei der Prophet!
Mein Ausgang war geſegnet.

(Er ſieht Chitar befremdet an, durch deſſen trotzige Haltung überraſcht.)

Nun? — was ſagſt Du?

Chitar (kalt und ſtolz.)

Nichts.

Ejub Chan.

Wo Dein Zorn?

Chitar.

Bei meinem Schwert im See.
Wer ohne Rückblick ſich der Wallung hingiebt.
Hat wohl verdient den Hohn des Thoren.

Ejub Chan

Wie.

Du biſt beſiegt und wagſt!

Chitar.

Bin ich doch wehrlos.
Das nächſte mal bin ich bewehrt, beſonnen.
Dann ſieh Dich vor.

Ejub Chan.

Wohl, thu' Dein Möglichſtes.
Der Greis iſt Albars, iſt ein Menſch wie Du,
Was dürſteſt Du nach ſeinem Blute?

Chitar.

Weil
Er unrein iſt, verflucht, mit ſeinem Hauche
Des Tempels ſegensvolle Luft entweiht.
Sein Tod durch mich war meine Kaſtenpflicht.
Nicht meine Luſt.

Ejub Chan.

O frevelhafter Wahn!

Chitar.

Nun geh ich, den Braminen kund zu thun,
Was im Bezirk des Heiligthumes geſchah,
Und ich durch meine Macht nicht beſſern konnte,
Damit das Bild des Gottes, und den Tempel
Sie reinigen, den ganzen Hain durchräuchern.

Und fern von hier die goldgehörnten Kühe
Zur Weide senden.

Ejub Chan.

Fort, ich hindre nicht
Des Aberwitzes lächerlichen Brauch.
Was Allah sieht, kann Allah richten. Ströme
Der Macht und Weisheit sind in seinem Wort,
Und einst erscheint der Tag, an dem der Glaube,
Der einige, — den Wahn in Trümmer schlägt.

(Chitar ab.)

(Ejub Chan sich dem am Boden liegenden Greise nähernd.)

Erhebe Dich, o Greis.

(Da dieser Anstand nimmt es zu thun, richtet er ihn, und die Tochter gütig auf. Die Paria bleiben auf den Knieen liegen, anfangs die Hände an den Stirnen.)

Ich ehre Dich,
Denn der Prophet befiehlt den Gläubigen
Das Alter hoch zu ehren, überall.
„Nimm Dich der Schwachen und der Armen an.“
Gebietet ferner der Prophet: „Denn wiß,
„Ein Leichtes ist es Gott, dem Einzigen,
„Zu werfen in den Staub den Mächtigen,
„Und hoch emporzuheben den Verfolgten.“
Darum vertraue mir, und nimm, mein Bruder.

(Er hat aus einem Beutel, der an seinem Gürtel befestigt ist, eine Hand voll Goldstücke genommen, und will sie dem Paria reichen.)

Paria (die Hand am Munde.)

Zurück. — Wirf auf den Boden Dein Geschenk
Du bist entheiligt, wenn Du mich berührst.

Ejub Chan.

Geheiligt bin ich, wenn ich Dich erfreut.
Nimm, Alter, nimm.

(Er zieht ihm die Hand vom Munde, und legt die Goldstücke hinein.)

Tochter (entzückt aufspringend.)

Preis Dir, — Du bist ein Gott!

Ejub Chan (sie gütig aufhebend.)

Bin Staub wie Du.

Paria

(hat die Goldstücke betrachtet und will sie zurückgeben.)

Was soll mir das? Nimm hin.

Ejub Chan.

Wie?

Tochter.

Hör' ihn nicht. Sein Unglück stumpft ihn ab.

Ejub Chan (halb für sich.)

Was ist das, Unglück? — Ja doch: — wenn ein Thron
Zusammenstürzt. Doch Er — ?

(Zum Paria, nachdem er ihn betrachtet.)

Ich schenk' es Dir.

(Wieder für ſich überraſcht und bewegt.)

Es giebt noch ander Unglück, — großer Gott! —
Von dem ich nie gehört.

Paria (flehend.)

O nimm zurück.
Ich kenne nicht, was Du mir geben willſt,
Und brauche nichts, als Grund darauf zu ſterben.
Mein Sohn iſt todt, — iſt todt!

(Wirft das Gold hin.)

Ejub Chan (zur Tochter.)

Nimm Du das Gold
Was iſt mit ſeinem Sohne?

Tochter

(das Gold aufhebend, das der Alte wohin auf den Boden geworfen.)

Wir vermiſſen
Und ſuchen ihn, und fürchten, daß er ſtarb,
Doch wiſſen wir es nicht. In höchſter Noth,
Des Hungers trieben wir ihn auszuziehen,
Und uns ein Wild zu fahn.

Ejub Chan.

Ihm glückt es wohl,
Reich iſt an Antilopen dies Gebirge.

Tochter.

Zur Jagd der Reinen, und der Edlen, Herr
Der Paria darf nicht den Stätten nah'n.

Wo, leicht erlangt, die reiche Beute lohnt.
Nur wo gewöhnlich nicht das Wild, und nicht
Der Jäger ſchweift, darf hoffnungslos der Sohn
Unreinen Stammes kargen Raub erſpäh'n,
Der ſich verſcheucht in öde Kluft verirrt,

Ejub Chan (lachend.)

Und da die Kluft ſo hoffnungslos ſich zeigt,
Sind Akbars Jagdgehege hoffnungsvoller,
Wo mindeſtens nicht Kaſtenunfug tobt.
Azim.

Azim.

Erhabenſter. — Wir finden hier
Des kecken Wilddiebs traurige Verwandtſchaft,
Den geſtern man im Hirſchgehege fing,
Als eben er ein feiſtes Thier erlegt.

(Zu dem Mädchen.)

Dein Bruder iſt zum mindeſten ſo groß
Als ich.

Tochter (geſtaunt.)

Wohl größer.

Azim.

Etwa zwanzigjährig
Hat eine tiefe Narbe, die vom Halſe,
Die linke Bruſt zertheilend, niedergeht.

Tochter (in höchſter Bewegung.)

Er hat, — er hat

Azim.

Heißt Holkar.

Tochter (außer ſich.)

Holkar lebt' —

Paria (auffahrend.)

Wie? — Holkar lebt. — Lebt — lebt'

(Er ſtürzt vorwärts.)

Ejub Chan.

Er lebt für Dich.

Er iſt in Haft in dem Gebäude dort,
Das an dem Rand des Waldes ſich erhebt.
Noch ungeſtraft, und bleibet ſtraflos.

Azim.

Mag einer meiner Diener ſie geleiten,
Der mein Gebot, ihn frei zu laſſen, bringt.

Azim.

Was Du befiehlſt, geſchehe.

(Er geht in den Hintergrund und ruft.)

Osman, Ali.

(Es erſcheinen zwei Diener, denen er auf die Paria deutend, Befehle ertheilt.)

Tochter (um den Alten beſchäftigt.)

Die Freude wird ihn tödten. Jener Quell
Erfriſcht ihn wohl.

(Sie holt Waſſer in einer Kokosſchale, und giebt dem Greiſe zu trinken.)

Hier, Vater, labe Dich.

Paria.

Die Göttin, die den armen Paria
Im fernen Reich des reinen Lichts vertritt,
Belebe mich, — denn sieh, — noch hab ich nicht
Dem Helfer in der höchsten Noth gedankt.
O führ' mich hin, und laß den Staub mich küssen
Den seine Spur verherrlicht.

Tochter.

Er ist gut
Blick in sein schönes Antlitz; es erquickt
So wie der Strahl des Morgens. Sieh ihn an

Paria (ihn forschend anblickend.)

Ja herrlich ist er, — unaussprechlich mild.
Kein Menschensohn

(Er wirft sich vor ihm nieder.)

Ich danke, danke Dir

Ejub Chan.

Dem Gotte danke, der mich menschlich schuf.

Paria.

O welch ein Gott!! —

Ejub Chan.

Der einzig, ewig wahre
Und Mahomet ist sein Prophet.

(Der Paria steht rasch auf, und wendet sich ab.)

Du schweigst?

— Willſt Wunder ſehn? — O Greis, Du haſt
ſie ſchon.
Die größten Wunder ſind die ſittlichen.
Der ſolche wirken kann, der iſt allmächtig.

Paria.

Der Paria braucht nicht die Macht zum Gute.
Denn er ſoll machtlos und verachtet ſein.

Ejub Chan.

Ha' — Dich erhebt der Lehre ſiegreich Wort.
Stellt Dich den Herrſchern dieſes Landes gleich.
Und jene blinde Kaſten Deines Volks,
Die Dich als Thier zertreten, knien vor Dir.

Paria (ſteht auf.)

Sie bleiben rein, — ich wie ich war.

Ejub Chan (ſteht auf.)

So geh.
Und ſuche Deinen Sohn. Es iſt genug.

(Der Paria und ſeine Tochter gehen ab, begleitet von den beiden Dienern.)

Fünfter Auftritt.

Ejub Chan. (für ſich die Worte des Paria wiederholend.)

„Sie bleiben rein, — ich wie ich war."
Das Volk
Verwirrt ſich ſelbſt im blinden Wahn, und ſtößt

Die Hand zurück an der es wandeln konnte.
Die Priester- und die Kriegerstamme beten
In ihren Götzen frech sich selber an.
O Kaiser Humajun, in argen Grund
Hast Du das Reis des neuen Staats gepflanzt.
Hoch schoß der Schaft, mit Blut getränkt, empor.
Doch dringet nicht die Wurzel in den Fels,
Sich oberhalb im Rasen nur verzweigend.
Des Forschers Blick sucht aber mehr. —
Omyer'
Die Großen sind die Strebenden, zu prüfen.
Wie denken sie? Was können sie?
Von eben
Nur zuckt der Blitz, der zündende. —
Weblan

(Er ruft.) Azim

Azim

Gebieter.

Ejub Chan

Kennst Du den Weg
Nach Allier?

Azim.

Genau.

Ejub Chan.

Und ist es weit?

Azim.

Ein ſchneller Ritt bringt in drei Stunden hin

Ejub Chan.

So treffen wir noch früher ein.

Zu Pferd. —

(Er geht nach dem Hintergrunde.)

Azim.

Du willſt, o Herr? Bedenke was Du thuſt.

Ejub Chan.

Meinſt Du vielleicht, mein Roß, aus Yemens Trift,

Sei für die Pfade des Gebirgs zu feurig,

Von denen Allier umgeben iſt?

Azim.

Das nicht. Jedoch die Furcht —

Ejub Chan (unterbrechend.)

Die Furcht?! — was iſt das?

Azim.

Du ſtürzeſt Dich in äußerſte Gefahr.

Ejub Chan

(ſeinen Siegelring zeigend.)

In einem Staat, den dieſer Ring beherrſcht?

Azim.

Der Treue nur wird er zum Talismane.

Ejub Chan.

Ich glaub' an Treue, darum sind ich sie.

Azim.

Der Treue Bruch liegt näher, liegt am nächsten.
O traue diesen Hindufürsten nicht.

Ejub Chan.

Wir haben Waffen für den Nothfall.

Azim.

Sieben
Zwei gegen hundert. Nur mit einem Heere
Darfst Du betreten dies Gebiet.

Ejub Chan.

Ich thu's.

Azim.

Und wo Dein Heer?

Ejub Chan.

In meiner Brust. — Verzagter!
Wer da keins führt, dem helfen Hunderttausende
An seinen Fersen weniger als nichts.

Azim.

Jedweder Mogul meidet diese Klufte,
Denn Meineid war der Fürsten Friedensschwur
Dem Großwezir in Agra's Burg geleistet.
Sie halten in den Bergen scheinbar Ruhe,
Doch nur des Aufruhrs Drachenei zu bruten.
Wer ihnen harmlos naht, findet Tod.

Ejub Chan.

Des blinden Haſſes Mährchen ſingſt Du nach.

Azim.

Und Allior iſt Mittelpunkt der Schuld,
Der Schlund in dem ſich ihre Liſt verbirgt.
Dies Felſenneſt unnehmbar, wundergleich,
Das leider noch in ihren Händen blieb.
Dort herrſchet Sie, vor welcher Eblis ſelbſt
Den Preis der Wuth nachweichend niederlegt,
Des Padſchah Bihr noch unvermählte Tochter.
Schön, räthſelhaft, der Männer Triebe feſſelnd
Durch Zauberkunſt, doch einzig zum Verderben.
Denn in Ciandern ſchlägt kein menſchlich Herz.
— Herr! — geh nicht hin.

Ejub Chan (ergriffen.)

Ciandra!! —

Azim.

Ja, ſo heißt ſie.

Ejub Chan.

Der Lockung Stimme flotet in dem Namen.
— Nach Allior! —

(Er geht raſch ab.)

Azim.

Weh!! — Doch wir folgen Dir.

(Er folgt dem Gebieter.)

Sechster Auftritt.

Gebirgspaß, maleriſch wild.

(Ciandra, Parandi Sing, treten auf, beide bewaffnet. Jagdgefolge im Hintergrunde.)

Ciandra

(noch in der Tiefe, zum Gefolge.)

Mein Roß herbei. Weg mit dem Elephanten.
Der Polſterſitz auf ſeinem breiten Rücken
Macht mich betrübt. Bevor die Jagd beginnt
Will einen ſtillen Augenblick ich raſten
In dieſem ſchönen quellenvollen Thal.
Sucht unterdeß des Löwen Fährten auf,
Und gebt mir Nachricht, wenn ihr ihn entdeckt.

(Sie kommt mit Parandi Sing vorwärts, in Fortſetzung eines unterbrochenen Geſpräches.)

Du ſtelleſt mich zu hoch. Ich bin nicht ſchwach.
Doch keineswegs ſo heldengleich gerüſtet.
Mit regem Sinn; ſeit früher Kindheit ſchon
Tief eingeweiht in rieſenhafte Plane,
Hat ſich mein Geiſt an ſie gewöhnen müſſen.
Hat ſtrenger ſich mein Weſen abgegrenzt,
Als ſonſt dem Weibe billig ziemen mag.

— So ruhme nicht als Gabe der Natur
Was Schöpfung nur allein des Schicksals ist.

Parandi Sing (lächelnd.)

Ciandra hat des Schicksals düstre Lehre
Den Feinden unsers Volkes abgelernt.

Ciandra (empfindlich.)

Galt' — unsern Feinden? rede deutlicher.

Parandi Sing.

Des Menschen Schicksal ruht in seiner Brust
Die äußeren Verhältnisse sind Zufall,
Die wohl bestimmen können, was wir gelten
Im waltenden Verkehr, nicht was wir sind.

Ciandra.

Dein edles Beispiel zuzeit unsern Streit.
Der Zufall nahm Dir einen Thron, Dein Sinn
Macht Dich zum wahren Herrscher, wo Du weilst

Parandi Sing.

Ich bin ein Herrscher, überall, weil ich
Mich, wo ich weile, zu beherrschen weiß.

Ciandra.

Die mühevolle Herrschaft' —

Parandi Sing

Wie man's nimmt.
Ich war ein Kind, als meines Vaters Fall

Mich von der Nichtigkeit der Eitelkeit,
Vom Wechsel alles Irdischen belehrt.
An des Erzeugers Hand erfuhr ich dann
Das mannigfache Irrsal der Verdammnis.
Hier kalt und ohne Mitleid abgewiesen,
Dort schlau benutzt, und dann zurückgestoßen,
Sogar mit Hohn und Rohheit weggejagt,
So lernt ich früh des Lebens schwerste Kunst,
Die stets maaßhaltende Besonnenheit.

Cleandra.

Und da Du mir den Spiegel vorgehalten,
Darf ich den Dienst erwidern?

Parandi Sinz.

Wohl, es sei.

Cleandra

(lebhaft, seine Hand ergreifend.)

Du bist ein Held; nein mehr: Du bist ein Weiser.
Du wärest Zierde jedes Erdenballs,
Und Stolz jedweden Volkes; — aber —

Parandi Sinz.

Aber? —

Cleandra.

Dir ward bei Deinem Geburtsmahle, der
Dein frühes Jünglingsalter schon bezahlt,
Der eine Fehler, — großer Friedlichkeit.

(Das letzte ernst, scharf und betonend.)

Parandi Sing.

Und wäre Dir der Frieden haſſenswerth?
Der Sonne Gang, der Sterne lichten Tanz,
Des keuſchen Mondes Wandel, führt der Friede.
Der Friede theilt die Ordnungen des Jahrs
Nach den beſtimmten Himmelszeichen ab.
In ſüßem Frieden wechſeln Nacht und Tag,
Und regen ſich die tiefgeheimnißvollen,
Die lebenswarmen Kräfte der Natur.
Der Gottheit Reich und Loſung iſt der Friede.
Sie ſtrömet ihn, die raſtlos ſchaffende,
Durch alle Weſen aus. Der Frieden baut
Die gold'nen Stufen zwiſchen Erd' und Himmel
An denen, auf und nieder, reine Geiſter
In tauſendfältiger Verwandlung ſteigen.

Ciandra.

Halt ein, Du ſchwärmſt. Blick in die Wirklichkeit.
Kampf theilt die Welt. In jenen Büſchen ſpäht
Der Tiger auf den Raub; der Adler wirft
Sich aus den Lüften, plötzlich niederbrauſend,
Und führt das Reh in ſeinen Fängen fort.
Was ſchmettert in Dein Ohr aus den Geſchichten?
Es iſt der Kriegsdrommeten Herrſcherton.

Parandi Sing.

Der Thiere wilder Trieb iſt Umſchwung nur
Der Schöpferkraft, der ewig waltenden.
Sie haſſen nicht, ſie ringen nur im Drange
Des Lebens, das nach ewigem Geſetze,
In heilſamer Zerſtörung ſich erneut.

Ciandra.

Die Thiere haſſen nicht, der Menſch allein.

Parandi Sing.

Wenn er ſich ſelbſt entwürdigt.

Ciandra.

Ha, ſo trifft
Selbſt die Mogolen nicht Dein Haß?

Parandi Sing.

Und wenn
Ich nein, erwiderte?

Ciandra (mit Vorwurf.)

Parandi Sing' —

Parandi Sing.

Ihr Unrecht nur verwerf ich. Niemand darf
Ein Unrecht dulden. Dieſes abzuſtellen
Bethätiget ſich ruhelos mein Geiſt,
Und wird nicht raſten, bis dies Land befreit.
— Wenn ſolches in der Gottheit Willen, — oder
Dies treue Herz im Kampf gebrochen iſt.

Ciandra.

So bist Du theuer mir. Wohlan denn, — auf!
Was zaudern wir?

Parandi Sing.

Weil wir beſiegen wollen.

Ciandra

(finſter, dann mit ſteigendem Affect.)

So hemmeſt meinen Thatendrang Du ſtets
Mit kaltem Vorwand ſtaatskluger Berechnung.
Ein Zaubrer biſt Du, deſſen Blick mich feſſelt,
In Ohnmacht zuckend fühl ich ſeinen Bann,
Und ringe machtlos über Rachefluthen
Zu Fieberglut der Ungeduld. Es ſchweben
Der Meinigen noch unverſöhnte Schatten,
Und mahnen drohend mich an mein Gelübd.

Parandi Sing.

Iſt nicht Ciandra ſtark?

Ciandra.

Sie iſt es nicht.
Haſt Du geweilt an Gangas heil'ger Flut?
— Im Mondesglanze wallt der ſtolze Strom,
Und hundert Lichter ſchwimmen mit ihm fort,
Auf blauer Spiegelfläche ſich verdoppelnd,
Hingleitend, ſanft bewegte Sternenbahn.
— Das ſind die Liebesopfer für die Todten.

Ein kleiner Kahn, aus leichten Rinden, bunt
Bemalt, vergoldet, mannigfach mit Bändern
Und Blumen aufgeſchmückt, trägt — eine Lampe
Die Frauen geben, oder Mädchen, ihn
Für ihre Kinder Gatten, oder Väter,
Dem leichten Spiel der ſanften Wellen hin,
Und knien am Ufer, mit den Thränenaugen
Ihm lange folgend, eifrig im Gebet.

Parandi Sing

(plötzlich von Rührung und Wehmuth ergriffen.)

Halt ein! — O wie beneidenswerth der Todte,
Den ſolche Liebe feiert, — und beweint.

Ciandra.

Der Blumenkahn, — bin ich: die kleine Lampe,
Die hell, doch zitternd ſchimmernde, — mein Verſatz.
Sie ſchwimmt im Strome der Begebenheit,
Ein Opfer für mein hingewürgt Geſchlecht,
Für mein im Tode ringend Vaterland.
Am Docht der Rache glimmt ſie; das Verderben
Des frechen Baues der Mogolenherrſchaft,
Der ſich am Ufer, hochgezimmert, hebt,
Und mächtig zu den Wolken wächſt, — ihr Ziel.
— Welch armer Funke für ſo großen Brand!! —

Parandi Sing.

Der Blitz des Himmels iſt auch Funke nur.
— O laß ihn treiben den geweihten Kahn.

Hier birgt ihn eine Bucht; dort gleitet er,
Kaum ſichtbar, zwiſchen breiten Pflanzenblättern,
Und heil'ge Lotuskelche ſeh'n befremdet,
Von hohen Stengeln, auf die Lampe nieder.
Bald läßt er hohes Ufer hinter ſich.
Der Nachtwind beugt die kleine Flamme, doch
Sie zu verlängern nur. Ein trockner Halm,
Den ſie berührt, brennt kniſternd an, und ſetzt
In Brand die Gegend. Gluten ſchlagen auf.
Es röthet ſich der Himmel; ſchwarzer Dampf
Durchwirbelt ihn. Der Sturm erwachet, heult,
Und rieſenhaft durchſchreitet das Verderben,
Als Strafgericht, das Reich des Uebermuths.
— — Harr aus, o Fürſtin, bis die Stunde kommt,
Und wiſſe, daß nur Vorſicht ſie beſchleunigt.

Ciandra.

Soll dies ein Vorwurf ſein?

Parandi Sing.

Ich berg' es nicht,
Vielleicht umſonſt die Warnung wiederholend.
Der Argwohn ſchleichet Deinen Schritten nach,
Und viel zu ſchimmernd zeigſt Du Dich dem Feinde.
Doch ſoll er nicht an uns erinnert werden,
Bis unſer Schwert an ſeinem Nacken funkelt.
Auch dieſer Jagdprunk iſt nicht wohl gewählt.
Du weißt, daß Akbar in der Nähe weilt,

Und daß ſein Hof dann ſolchen Pomp allein
Für ihn verlangt. Wozu mit Abſicht reizen,
Und Macht und Trotz verrathen vor der Zeit.
— Du kehrteſt heim, wärſt Du ſo fein als kühn.

Ciandra (nach einigem Beſinnen.)

Wie ſagteſt Du? — „Beneidenswerth der Todte,
Den Liebe feiert und beweint.“
Die Liebe
Zwar kenn ich nicht: — Doch Freundesachtung.
Treue.
— Parandi Sing, ich weiche Deiner Meinung.
Wir kehren heim nach Allier.

Parandi Sing
(mit heftigem Ausbruche des Gefühles ihre Hand ergreifend.)

Ciandra!! —

Ciandra
(ihm die Hand entziehend, zurücktretend, kalt und würdevoll.)

Nichts mehr, — nichts mehr. — Und daraus
keine Folge.
Maas ſoll gehalten werden, willſt Du. — Wohl.
Frei bin ich. — Weil ich frei bin, geb ich nach,
Und was ich nicht bin, will ich auch nicht ſcheinen.
So eile Du voraus nach Allier.
— Ich werde folgen, — weil es mir beliebt.

Parandi Sing

(nach einer Pauſe, mit unterdrücktem Schmerze, feierlich.)

Glück auf! — Und Vorbedeutung größern Sieges.
Du ſteheſt herrſchend, und ich — bin beſiegt.

(Geht raſch ab.)

Ciandra (allein.)

Beſiegt? wer iſt es? — wird es ſein? —
Ihr Götter!! —
Und wenn dies alles nun vorüber iſt,
Was wird aus Dir Ciandra? — Wehe Dir,
Du biſt kein Mann, und haſt auch nicht gelernt
Ein Weib zu ſein. Ha, wenn Du jemals, und
Vielleicht zu ſpät es lernteſt.
Muth, mein Herz.
Du ſchlägſt für ein Gefühl, ſeitdem Du ſchlägſt.
So magſt Du brechen, wenn's befriedigt iſt.

(Sie ſieht hinaus.)

Welch Durcheinanderlaufen des Gefolges.
— Ein Stimmenſtreit; ein Aufruhr. Was iſt das?
Die Diener drängen ſich hieher. — Zu Roß
Ein Kreis von fremden ſchimmernden Geſtalten.

(Heftig.)

Mogolen ſind's. — Wie bebt mein zürnend Herz.
Und wagten ſie bis hieher vorzudringen?
Was wagen die nicht, ob es auch bisher

Noch nicht geſcheh'n. — Sie ſind von hohem Rang.
Der Eine ſcheint den Andern zu gebieten,
Faſt überdeckt mit unſchätzbarem Schmuck
Vom Reigerbuſch des Turbans bis zur Sohle.
Nun ſteigt er ab, eilt ſtolzen Schrittes her.
Faſſung. — Er komme nur. Er findet mich.

(Sie nimmt eine ſtolze gebietende Stellung an.)

Siebenter Auftritt.

(Ejub Chan tritt raſch auf mit mehren Dienern Giandens im Streite, die ihn umgeben. Azim folgt mit Einigen vom Gefolge Ejub Chans.)

Ejub Chan (zu den Dienern.)

Die Löwenjagd iſt Kaiſer Akbars Recht.
Gazellen, Elephanten, Tiger tödtet.
Die königliche Beute ziemt allein
Dem Mächtigen der Euch beherrſcht.
Wie heißt
Der Fürſt, den Ihr bedient? Wo find' ich ihn?
(Er erblickt Giandern.)
Ha! — wen erblick' ich!

Ciandra (zu den Dienern.)

Was ich abgeſtellt
Gebiet' ich wieder. Auf, zur Löwenjagd.

Die Pferde vor, die Hunde los. Der Wald
Soll widerhallen von Gebell und Ruf
Des freben, wildaufſcheuchenden Gelüſt's.
Der Sieg iſt ſicher, wo Giandra fuhrt.

(Sie wendet ſich, um zu gehen.)

Ejub Chan.

Giandra!! —

(Er tritt zwiſchen ſie und das Gefolge, zum letzten mit gewaltiger Stimme.)

Halt!

(Giandra bleibt unwillkührlich ſtehen, und ſieht ihn befremdet an.)

Ein Diener

(auf ſie zueilend mit mehren andern.)

Hinweg von hier, — o Fürſtin.

Ejub Chan

(in den Weg tretend, aber immer nur zu den Dienern gewendet.)

Noch einmal, halt. Nicht von der Stelle, ſag ich.

(Alles bleibt überraſcht, betroffen ſtehen. Ejub Chan in der Mitte, wirft ſcharfe Blicke umher. Das Folgende ſagt er mit großer Kraft, aber würdevoll mit gemeſſenem Anſtande.)

Wie Dieſer oder Jener dies und das
Mit auf die Welt gebracht, ſo wurde mir

Die Vollkraft übermächtigen Befehls.
Ob ihr gehorchen wollt, ich weiß es nicht,
Doch stehet fest, daß ihr gehorchen müßt.

(Nun nähert er ſich Giandern achtungsvoll mit verbindlicher Grazie.)

Der Ruf, der Dich als Wunder preiſt, iſt wahr.
Dich aufzuſuchen kam ich.

Giandra

(ſchreckt zuſammen, und will verwirrt aufbrechen. Zu den Dienern.)

Fort. — Zur Jagd.

Ejub Chan

(ſchmeichelnd ihre Hand ergreifend.)

O höre mich, Dir will ich nicht gebieten,
Ich wünſche nur, daß Du gebieten ſollſt.
Du liebſt die Jagd? — Die Löwenjagd. — Ich ſtaune.
Für zarte Frauen kein gewöhnlich Feſt.
Doch Hohes wird durch Regel nicht gefeſſelt,
Den kühnen Geiſt bedingt nicht das Geſchlecht.
— So folge denn der Luſt, die Du beſchloſſen,
Und gönne mir, daß ich ſie theilen darf.
Du könnteſt nie des Kaiſers Recht verletzen;
Das Schöne ſtellt der Kaiſer neben ſich.

(Zum Gefolge.)

Auf, — ſeid bereit. Die Fürſtin will nicht zögern.

— Man bringt Dein Roß. Du willſt. Wir brechen auf.

(Er führt Giandern, die ihm willenlos nachgiebt. Die Uebrigen folgen verwirrt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Auf dem Schloſſe Allier.

(Großer Vorhof. In der Tiefe eine hohe Terraſſe, oben mit einer Plateforme, zu der von beiden Seiten Treppen emporführen.

Mahawa Ram, der Bramin, tritt auf, eine Tafel mit aſtrologiſchen Figuren in der Hand.)

Mahawa Ram (allein.)

Jetzt, oder nie. — Begonnen ſei das Werk.
Hin rollt es dann, in eigner Kraft, zum Ziele.
Frei mag der Schütz ſein, der den ſcharfen Pfeil
Auf ſeines Bogens ſtraffe Sehne legt,
Die That zu laſſen. Einmal abgedrückt,
Fliegt das Geſchoß, zurückzurufen nicht,
Fehlt, oder trifft.
Wohlan, — es fliege, — treffe.
— Doch leer iſt dann der Köcher, — hoffnungsleer!
Und wenn er fehlt, der letzte Pfeil?
Auch dann
Das letzte Mittel in unthätiger

Bewahrung reizt den Argwohn nur. Es muß
Zerbrochen, oder angewendet werden.
Doch siegt mein Volk.

(Mit dem Ausdrucke des Triumphs.)

Dann herrscht der Priesterstamm,
In schlauer Lenkung jener Kriegerschaaren.
Doch wie beweg' ich diese rohe Kraft
Zu raschem Aufstand? Alles liegt daran,
Daß ich Giandrens Siegesdurst befeure,
Eh' sie des Vetters Widerspruch bestimmt.
— Doch wie? — Da kommt er. Ich begreife nicht.

(Er tritt zurück.)

Zweiter Auftritt.

(Der Vorige, Parandi Sing tritt langsam auf, eine Briefrolle lesend. Ein Diener folgt ihm.)

Parandi Sing

(liest. Der Vramin behorcht ihn.)

Der neue Schach von Iran hat den Sinn
Des Vaters nicht. Des Koran Herrschaft steht
Ihm höher als die eigne. Niemals wird
Er mit dem Mogulthron in Hindostan
Sie stürzen mögen, um dem Götzendienst
Den Sieg zu lassen an der Ganga Strom.

Wohl bin ich Groß-Vezir in hoher Macht.
Ein Vorſchlag aber, Deinem Wunſch gemäß.
Und wiß, der Derwiſch, der zu Kom am Grabe
Fathima's kniet, iſt mächtiger als ich.
Leb wohl. Von Perſien erwarte nichts."

(Er rollt den Brief zuſammen, und giebt ihn dem Diener der ſich damit entfernt.)

Der Stern iſt auch dahin.
O Vaterland
Wann kommt die Stunde, die dir Rettung bringt?

Mahawa Ram (vortretend.)

Sie kam. Nicht ſinkt der Stern; er ſteigt und ſtrahlt.

(Er zeigt die Tafel.)

Blick' auf die Tafel, ſie gewährt das Bild
Des Firmamentes der verfloſſ'nen Nacht.
Laß deuten mich der Himmelzeichen Gunſt.

Parandi Sing.

Ha, der Bramin.
Wo kommſt Du her, — ſo früh?

Mahawa Ram.

Ich gebe Dir die Frage gleich zurück.
Du biſt nicht auf der Jagd? — Wo iſt die Fürſtin?

Parandi Sing.

Sie folgt mir auf dem Fuß. Heut jagt ſie nicht.

Mahawa Ram.

Nicht? — Wer verleidet ihr den Vorsatz, dem
Ihr Herz sich hingab; alle Zeichen sich
So günstig offenbarten?

Parandi Sing.

Ich begreife
Daß ungern Du Dein Werk vereitelt siehst.
Du möchtest sie zu Aufsehn machendem,
Den Feind erregendem Benehmen reizen,
Daß zwischen Aufstand oder Sclaverei
Ihr keine Wahl mehr bleibe. Doch Chandra
Weiß ihren Vortheil besser zu durchschaun.

Mahawa Ram.

Wenn Deine Weisheit ihr das Auge schärft.
(Lauernd.)
Der Bote kam zurück von Ispahan.
— O, das war eine weite, weite Reise.
Nun, um so größer wird der Beistand sein,
Der auf so langem Weg, in langer Zeit,
Sich bis zu uns herab bemühen wird,
Um uns vielleicht noch lebend anzutreffen.
Doch sollen wir ihn wohl erwarten: nicht?

Parandi Sing.

Von Persien ist nichts mehr zu erwarten.

Mahawa Ram (mit Ironie.)

Was Du mir sagst? Wer hätte das gedacht.

Parandi Sing.

Dein Hohn bewegt mich nicht. Die Zeit ward anders.

Mahawa Ram.

Und welche fremde Macht iſt nun ſo gütig
Die Koſten unſres Heiles zu beſtreiten?

Parandi Sing.

Jetzt keine mehr.

Mahawa Ram.

Wohl. Endlich ſei Dir klar.
Daß wer ſich ſelbſt nicht hilft, verlaſſen ſteht.
Jetzt würdige die Stärke Deines Volkes.

Parandi Sing.

Du ſprichſt von einer Macht, die uns gebricht.

Mahawa Ram (lebhaft.)

Ha! — welche Macht gebricht uns? Als ein Mann
Stehn der Braminenkaſte Tauſende.
Zwar iſt ihr Werk nicht das des Blutes, doch
Des Rathes, und der weiſen Vaterlenkung.
O, mögen ihr die Krieger ihre Kraft
Nur anvertrauen, um —

Parandi Sing (einfallend.)

Ein Knechtſchaftsloos
Mit einem andern zu vertauſchen.

Mahawa Ram.

Wie?

Parandi Sing.

Die Welt iſt noch nicht einig, ob Gewalt,
Ob Argliſt hoffnungsloſer niederdrückt

Mahawa Ram.

Die Welt iſt Stoff für den Gebrauch des Klugen
Die wahrhaft klug ſind, einigen ſich leicht.
Du nennſt uns liſtig, alſo ſind wir klug.
Du biſt es auch, weil Du den Geiſt durchdringſt.
Er bietet Dir zum Dienſt ſich an, wenn Du
Ihm wieder dienen willſt.

Parandi Sing.

Nein, gebt mich auf
Dem Geiſt nur dien' ich, der nicht wieder dient

Mahawa Ram.

Und welch Geſetz ſchreibt dieſer Geiſt Dir vor?

Parandi Sing.

Das der geduldigen Beharrlichkeit.

Mahawa Ram.

Geduld? — nein, nein, — nun muß gehandelt werden.
Der Sieg iſt deſſen, der mit leichter Hand
Ihn zu ſich niederzieht. Erhebe Deine;
Die Herrſchaft Deines Volkes fällt Dir zu.

Parandi Sing.

Ich habe nur ein Schwert und einen Arm

Mahawa Ram.

Nein, — tausend, wenn Du willst. Gianderns Hand,
Gianderns Thron sind Dein um diesen Preis.
Der Heldengeist der Fürstin sucht den Helden.
Entschließe Dich zu wollen, was ihr Herz
Sich zum Gesetze macht, so ist sie Dein

Parandi Sing.

Was giebt die Kühnheit Dir —?

Mahawa Ram.

Ein Herrscherwort.
Mir hat, im Sterben schon, der greise Fürst
Die Wohlfahrt seines Kindes anvertraut.
Er spricht zu Dir mit seines Freundes Lippe.
Sein Neffe bist Du, sollst sein Sidam sein,
Der weiseste, der tapferste der Krieger.
Doch mußt Du üben wollen, was Du kannst.
Auf, — zieh das Schwert, beflügele die That
Dann eilet Dir in Wirklichkeit entgegen,
Was sonnenfern den Träumen vorgeschwebt.
Eh noch als Akbars Ueberwinder Dich
Die frohen Schaaren grüßen, sinkt besiegt
An Deine Heldenbrust das Heldenweib.

Parandi Sing.

Mit unberufner Hand entſchleierſt Du
Ein Heiligthum, das Du entweihen zwar,
Doch nicht begreifen kannſt. Beſcheide Dich.
So wenig hab' ich Furcht gekannt, als nur
Mein Loos auf wildbewegten Wellen ſchwankte.
Daß ich für die Geliebte fürchten darf.
— Verblendeter, was meinſt Du? — Dein Gehirn
In kleinlich ſpitzem Dienerwitz geübt,
Hat für die Weltbegebenheit kein Maaß;
Dein liebloß Herz, von Selbſtſucht aufgebläht
Für Recht und Volkerwohlfahrt kein Gewiſſen
Ein ſchwer beleidigt Volk in Einigkeit
Vermag allein der Fremden Joch zu brechen,
Und Hindoſtan hat Kaſten, doch kein Volk,
Und jede Kaſte denkt, wunſcht, ſtrebt für ſich.
So herrſcht der Mogul ſicher in der Spaltung
Soll ich Cleandres Leben, Freiheit, Macht,
Soll ich den letzten Hafen ihres Glücks
An ſchwindelhaftes Unternehmen ſetzen?
Den letzten Elephanten, der ſie trägt,
An ſchon geborſt'nen Rand des Abgrunds führen?
— Nein, nimmermehr, und wäre Sie der Preis.
Gieb mir ein einig Volk mit einer Sache,
Durch hundert Schlachten führ' ich es zum Sieg.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, ein Diener, der athemlos hinein ſtürzt.)

Diener (ſchreckensvoll.)

Die Fürſtin iſt dahin, Ciandra todt.

Parandi Sing (auf ihn zuſtürzend.)

Was ſagſt Du?

Diener.

Todt die Fürſtin

Mahawa Ram.

Raſeſt Du?

(Parandi Sing ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt auf einen Sitz, die Hände vor dem Geſicht.)

Mahawa Ram.

Wo? — wie? — woher die Kunde, die Du bringſt?

Diener.

Ich ſelbſt war Zeuge des Entſetzlichen.
Die Fürſtin auf der Löwenjagd —

Mahawa Ram.

Wie das?

Der Radſchah ſagt mir eben, daß ſie die
Heut völlig aufgab.

Diener.

Nun, ſo weiß ich nicht.
Was ſie bewog darauf zurückzukommen.
Ein junger glänzender Mogolen-Emir,
Mit kleinem, aber prächtigem Gefolge,
Fand ſich zu uns, und, willig oder nicht,
Die Fürſtin gönnt ihm Theil an ihrer Luſt.

Mahawa Ram.

Verderben über ihn! Es iſt kein Heil
Wo mit dem Hindu ſich der Mogul paart.
O ſchwarzer Tag des Unglücks! Fahre fort.

Diener.

Wir haben ſo die Fürſtin nie geſehen.
Des jungen Fremden Taumel ſchien in ihr
Den gleichen Sinn zu wecken. Seinem Jagdruf
Scholl ihrer lauter nach. Sein weißer Hengſt
Von ihm zum wilden Rennen angeregt,
Sah ſich von ihrem Zelter überflügelt.
Und über Felſenſpalten ſetzten ſie.
Auf Pfaden, an des jähen Abgrunds Rand,
Hin ſprengten ſie. Die Thiere bäumten ſich
In Angſt und Wuth. Sie lachten deſſ', und zwangen
In wilden Sätzen ſie bergauf, bergab,
Die ſchroffen Wände nieder. Ha, mich ſchwindelt,
Denk' ich daran zurück. Wir ſagten gleich,

Ein Zauber habe ſich, ein feindlicher,
Bemächtiget der Jungfrau. — Dieſer Emir —

Mahawa Ram.

War Yama ſelbſt, der böſe Feind. Sei kurz

Diener.

Der Löwe war nun aufgeſpürt. Gehetzt
Von vierzig Hunden, — er war rieſengroß. —
Riß er zu Boden, was ihm nahte, floh
Den Klüften zu, den ſchwarzen, die ſich rechts
Vom Höhlentempel Sivas, bis zum Fels,
Der dieſe Veſte trägt, in Windungen
Hinunterziehn. Die Hunde folgen nicht,
Ob im Geklüft die Fährte ſie verloren.
Ob Furcht und Müdigkeit ſie abgeſpannt:
Am Boden liegen ſie, und keichen ſchwer.
— Der Emir ruft: „Die Jagd iſt aus.“ — Die

Fürſtin:

„Für Hunde, nicht für Krieger Hindoſtan's.“

Parandi Sing

(der ſich wieder erhoben und geſammelt hat.)

O, daß ich ſie verließ!

Diener.

Der Emir treibt
Nach dieſem Wort ſein Roß an, und enteilt,
Der Gegend zu in der das Wild verſchwand.

Mahawa Ram.

Ich hoffe, daß es ihn zuerſt erwürgt.

Diener.

Ciandra jagt im windesſchnellen Lauf
In eine Nebenſchlucht, vielleicht um ſich
Zu trennen von dem Fremden. Wir ihr nach.
Umſonſt jedoch das Streben ihr zu folgen.
Sie ſtürmt voran; wir bleiben hinter ihr,
Und ſie verſchwindet in den Windungen.
— Bald tönt ein Schrei vor uns. — Dann brüllt der Löwe.
Wir eilen hin. Ein Abgrund thut ſich auf.
Das Roß Cianderns iſt hinabgeſtürzt.
Dort unten liegt ſie ſelbſt, — und dicht vor ihr
Das Ungeheuer —

Parandi Sing (lebhaft.)

So war Rettung möglich.

Diener.

Unmöglich Herr. — Ein Augenblick entſchied.
— Gelitten hat ſie nicht.

(Ein zweiter Diener ſtürzt herein.)

Zweiter Diener.

Hinab an's Thor.
Man bringt die Fürſtin.

Mahawa Ram.

Auf, entgegen denn
Man bringt ſie. Ha, ſo hoff' ich noch. Mir nach.

(Er geht ab, mit beiden Dienern.)

Vierter Auftritt.

(Parandi Sing allein.)

Parandi Sing.

„Gelitten hat ſie nicht." — Sie ließ das Leid
Für mich zurück. So brich denn, letzter Halt
Der männlichen Beſonnenheit, zerfließe
Bewährte Kraft, dem Morgennebel gleich.
Entſtrome Seele der geſpalt'nen Bruſt,
Der g'ringſten aller Erdenbildung zu,
Die Flammenpein der Hoffnungsloſigkeit
In thieriſch dumpfem Daſein abzuthun.
— Ich menſchlich leben, wo Du nicht mehr biſt?
Um aller Länder Herrſchaft nicht, die weit
Das blaue Meer umrauſcht. Hinweg, — hinaus!
Durch raſche That zu rettender Verwandlung.

(Er will davon eilen.)

Fünfter Auftritt.

(Der Vorige, Mahawa Ram, der eilig zurückkommt, und ihn anhält. Der erſte Diener hinter ihm.)

Mahawa Ram.

Verweil. — Die Fürſtin lebt.

Parandi Sing (im Ausbruche der Freude.)

Sie lebt! —

(Gleich wieder geſammelt und mit Ruhe.)

Sie lebt.

Ein großes Unglück hat der Götter Gunſt
Von uns gewendet. Sprich, Bramin, woher
Die Nachricht Dir gekommen?

Mahawa Ram.

Eben trifft
Ein Diener mit der jüngſten Botſchaft ein.
Ciandra, in des Löwen Macht bereits,
Gerettet durch den Mogul, der das Raubthier
Angriff, erſchlug, eh' noch es ſchaden konnte.

Parandi Sing.

Wie? — faſt Unmögliches verkündeſt Du.
Man half ihm wohl. Der ganzen Jägerſchaar
Von ihm geführt, erlag der Feind.

Mahawa Ram.

Gleichviel.

Sie lebt, iſt unverletzt, wird hergebracht,
Wiewohl betäubt, beſinnungslos vom Schreck,
Vom Fall, was weiß ich, doch ſie kommt, und gleich.

(Parandi Sing geht raſch ab ohne zu antworten.)

Sechster Auftritt.

(Mahawa Ram, der Diener.)

Mahawa Ram

(zum Diener, auf die Terraſſe deutend.)

Steig dort hinauf, wo Du das Thal durchſchauſt,
Und gieb mir Kunde von den Kommenden.

Diener

(emporgeſtiegen, nachdem er ins Weite geſchaut.)

Der Zug wird eben ſichtbar. Ordnungslos
Biegt um den Fels er, wo die Halle ſteht,
In der die Pilger vor der Andacht raſten.
— Am Höhlentempel ſchon erblick ich ihn.
Nun birgt ihn wieder der Banianenbaum,
Der mit den undurchdringlich grünen Lauben
Das Feld beſchattet. — Da — da — iſt er wieder.
— Was ſeh' ich! —

Mahawa Ram.

Sprich.

Diener.

Die Fürstin

Mahawa Ram.

Wandelt sie?

Diener.

Nein, vor sich auf dem Roß hält sie der Mogul.
Sie hängt in seinem Arm, in Ohnmacht.

Mahawa Ram.

Ha!
Der Mogul darf nicht in das Schloß.

Diener.

Sie sind
Am äußern Thor. — Parandi Sing empfängt sie,
Und führt sie ein.

Mahawa Ram.

Den Mogul auch?

Diener.

Ja wohl
Er hob Chandra von dem Roß, und trägt
Sie durch die Pforten.

Mahawa Ram.

Indras Donnerkeil
Fall auf ihn. Hat der Radschah von Rangpur
Denn seinen Eintritt nicht gehindert?

Diener.

Nein.

Er wollte nur die Fürſtin ihm vom Arm
Auf ſeinen heben, doch der Fremde wehrt es
— Sie ſind hinein, und kommen hier heraus

Mahawa Ram.

Er iſt im Schloß. Was nun?

Diener.

Da ſind ſie ſchon

(Er eilt ab.)

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen, Jäger, Frauen Giandra's, Kriegsleute von beiden Seiten eindringend. Ejub Chan in ſeinen Armen in Gemeinſchaft mit Parandi Sing die ohnmächtige Giandra unterſtützend, die auf einer Bahre von Dienern getragen wird.)

Ejub Chan.

Dem Namen Allah's Preis und Anbetung.
Wir ſind am Ziel. Sie lebt. Des Herzens Schlag
Wird kräftiger. Wo ſind die Dienerinnen.

(Die Frauen Giandrens, unter ihnen Denita eilen herbei.)

Bereitet einen Sitz für eure Fürſtin.

(Ein Ruhelager wird aus Polſtern aufgerichtet, an der Mauer der Terraſſe, zwiſchen den beiden Treppen. Giandra

wird darauf niedergelassen. Ejub Chan und Parandi Sing zu beiden Seiten, mit den Frauen, beschäftigen sich um sie. Mahawa Ram und die Krieger im Vordergrunde in heftiger geräuschloser Bewegung, mit Zeichen der Unwillens sich berathend.)

Parandi Sing (gegen Giandra.)

Und muß ich so Dich wiedersehen? — Hörst
Du nicht des Freundes Stimme?
(Zu den Frauen.)
Saget an
Ob sich Verletzung zeigt.

Ejub Chan
(Parandi Sing aufmerksam betrachtend, für sich.)
Wer ist der Mann?

Denika.
Nichts von Verletzung Radschah von Rangpur.

Ejub Chan (immer für sich.)
Ha' — Radschah von Rangpur. — Das ist
er also.
Und dieser hier?

Parandi Sing
(Giandrens Hand ergreifend.)
Wie kalt ist ihre Hand
O dieser Schein des Todes' Hundertmal
Hat seine Wirklichkeit in zwanzig Schlachten

Die Schreckensmacht an meiner Bruſt verfehlt.
Und dieſer Schein hier macht mich ſchwach und feig.

Ejub Chan (noch immer für ſich.)

Sehr ſtolz geſprochen, doch kein Lügenwort!

Denita.

Schreck, Fall betäubten. Bald erholt ſie ſich.

Parandi Sing.

Und noch ward ihrem Retter nicht gedankt.
(Zu Ejub Chan.)
Mit Staunen und Verwunderung grüß ich Euch.
Dein Volk und unſre Sache ſind ſich fremd.
Doch ſolche That verbindet das Getrennte.
(Er faßt Ejub Chans Hand, und drückt ſie an ſeine Bruſt.)

Ejub Chan.

Wer edlen Mannes Wert nicht ehrt, iſt keiner.
Doch dieſe That iſt nicht des Dankes werth.
Ich dachte nicht, als ſie mein Arm vollbracht.

Parandi Sing.

Was Du verübt, vermag ich nicht zu faſſen.

Ejub Chan.

Nicht überſchätze ganz Gewöhnliches.
Giandren fand ich!! — —
Was iſt mehr zu ſagen.
Haſt Du die Sprache für Unirdiſches?

Sie schwand vor mir. Wo kam sie hin? Ihr nach.
Weh mir! — Da liegt sie. — Dicht vor ihr der Leue.
— Vom Roß herab. — Den Wurfspieß hinab-
geschleudert.
Das wunde Raubthier läßt sie nun, und fährt
Mit Donnerbrüllen los auf mich. — Ich weiche
Dem Satze glücklich aus. Scheu hebt es sich,
Zum zweiten Sprunge seine Mähnen schüttelnd.
— Da wirft ein Jagdluchs, den ich hinter mir
Auf meinem Rosse frei zu führen pflege,
Sich zwischen mich und das erzürnte Wild.
Das fährt entsetzt zurück, den Luchs im Nacken,
Der nun mit Tatzen, Zähnen es zerfleischt.
— Im furchterlichen Schmerze brüllt der Leu,
Wälzt sich am Boden, doch der rasche Feind
Setzt schnurrend ihm ins Angesicht, und schlägt
In's Augenpaar die scharfen Krallen ein.
Da reißen Muth und wilde Lust mich hin.
Den Jagdspeer stoß ich in das Herz des Löwen.
— Die Glieder streckt er aus. — und ist nicht mehr.

Parandi Singh.

Nicht ärmer wird die That durch den Bericht.
Dem Wunderscheine nur entsagt die Wahrheit.

Ejub Chan.

Der Fürst der Wildniß war wohl kaum so stark

Als Du zu meinen scheinst. Ich rief ihn nicht.
— Gianbren sah ich nur. Da lag sie, — schön,
Der Wunderblüthe gleich vom Lebensbaume,
In alle Lüfte blickt ich, ob nicht Peris,
Im Dienst der Fürstin, um sie niederschwebten.
Ich war allein mit ihr, im goldnen Mährchen,
Das mich und sie, durch beides Abenteuer,
Auf wohllautvollen Zauberschwingen trug.
— Kein Quell kein Tropfen Thau's in einer Blume
Sie zu beleben. Ihr das Kleid zu lüften,
Das ihre Brust gepreßt, beschloß ich zwar,
Doch — mir gebrach der Muth. — So blieb es,
— blieb es.
Der laute Schwarm der Diener fand uns endlich,
Den Sonnenduft des Traumes aufzulösen,
Der meine Thatkraft magisch überwallt.

Mahawa Ram (verneigt.)

Genug der Worte, Mogul. Komm zum Schluß
Nachdem Du selbst die Fürstin in die Noth
Der sie beinah erlegen ist, gebracht,
Hat Deine That nicht ihren Dank verdient
— Du hast hier kein Geschäft. Entferne Dich.

Ejub Chan (sich umsehend.)

Azim! —

(Für sich.)

Wo sind sie? Bin ich denn allein!

(raut.)

Ze hat man ausgeſchleſſen mein Gefolg.

Gleichviel.

(Mit Majeſtät vortretend, gegen den Braminen.)

Hinweg Du ſelbſt. Wer rief Dich auf?

Wo meine Füße wandeln bin ich Herr.

Mahawa Ram.

Armſel'ger Prahler; laß den Thorenſtolz.

Hier findeſt Du, was Du noch nicht geſehn,

Ein Männervolk, nicht ſtaubgewöhnte Sclaven,

Für freche Worte ſteht Dein Leben ein.

Du biſt in unſrer Macht.

Ejub Chan.

Das bin ich nicht

In Akbar's Namen, deſſen Ring Ihr ſeht.

Verlang ich, und erlang ich Unterwerfung.

(Er zeigt den Ring, den er am Finger trug.)

Mahawa Ram

(nimmt den Ring, um ihn zu betrachten.)

Laß ſehn. — Die Inſchrift leſ' ich.

— „Akbar.“ — Ha'

Der Ring des Kaiſers in der That, den er,

Wir wiſſen es, oft ſeinen Knechten leiht.

Um ihren Knabenübermuth zu ſichern.

(höhniſch.)

Geh, melde dem Großmogul, wie man hoch.

Ihn hier zu ehren weiß. Wie dieser Ring
Zu Boden fällt, so fall' er selbst, durch uns.

(Er wirft den Ring dem Ejub Chan vor die Füße. Die Krieger schlagen mit den Waffen zusammen, und erheben ein Jubelgeschrei.)

Ejub Chan (mit erhöhter Stimme.)

Er? — Er! durch Euch, dem widerspricht die That.
Du wirfst den Ring auf dieses Schlosses Boden.
Das wird des Kaisers, was sein Ring berührt.
Ihr übergebt ihm dieses Schloß; ich nehm' es.

Parandi Sing (rasch hinzutretend.)

Nicht auf des Schlosses Boden fiel der Ring.
Auf einen Stein, der wertlos. Sieh. —

(Er deutet auf den Grund.)

Nimm hin.

(Er hebt den Ring auf, und giebt ihn dem Ejub Chan zurück.)

Ejub Chan (den Ring annehmend.)

Dann macht des Ringes Fall den Stein zum Kleinod.

(Zum Braminen mit furchtbarem Ernst.)

Bestell' Dein Haus. Denn nächstens fällt Dein Haupt.

Mahawa Ram (zu den Kriegern.)

Und Ihr ertraget diesen Uebermuth?
Hört mein Gebot denn, nieder mit ihm, nieder.

Die Krieger (wild durcheinander.)

Tod dem Vermessenen. Heran, heran.

Parandi Sing

(mit bloßem Schwerte sich dazwischen werfend, und Ejub Chan beschützend, der gleichgültig den Tumult beobachtet.)

Zurück Ihr Rasenden. Das Gastrecht ehrt.
Lohnt ihr dem Retter Eurer Fürstin so?

Mahawa Ram.

Der ist ein Feind, wer einen Feind beschützt.
Reißt ihn hinweg und trefft des Moguls Brust.

Parandi Sing (zu Ejub Chan.)

So lang ich lebe Fremdling, fürchte nichts.

(Er wirft sich den Rasenden entgegen, und sucht sie abzuhalten. Getümmel, das einige Augenblicke die Ciandra verbirgt.)

Ciandra (plötzlich auffahrend.)

Was giebt es? — Kampf, — in meiner Gegenwart?
Gleich auseinander.

(Sie eilt zwischen die Kämpfer, die überrascht zurückweichen, und fährt fort im heftigen Zürnen.)

Bin ich nichts mehr? — Ha!
Noch lebt Ciandra, noch gebietet sie.
— Weg mit den Waffen. — Nieder in den Staub.

(Die Krieger fallen ehrerbietig auf die Knie, und legen gehorsam die Waffen auf den Boden. Ciandra überschaut sie mit herrschendem Blick. Kurze Pause.)

Ciandra (zu Parandi Sing.)

Was trieb die Zelten, eh' ich sie berief?

Parandi Sing.

Dein Retter Hardie, unser Gast der sich —

Ciandra

(zeigt erst Glut [illegible], unterbricht durch einen Schrei, verbirgt das Gesicht in den Händen, und sinkt in Zanda's Arme zurück. Plötzlich [illegible] sie aber wieder empor, und spricht, außer sich, im höchsten Affecte.)

Ist er noch hier? Der Löwe fehl heran.
Der Löwe fällt zu seines Siegers Füßen
Ein neuer Himmel fängt zu leuchten an,
Das träge Blut flammt auf zu neuen Güssen.

(Fast schreiend.)

Hinweg! hinweg! — Verwandlung ist umher.
Es wogt die Erde, und es starrt das Meer.

(Sie flieht in den Hintergrund, und die Stufen der Plattform an der rechten Seite empor. Oben auf der Terrasse scheint sie sich gesammelt zu haben, und tritt majestätisch in der Mitte, an den Rand, hoch über allen Uebrigen. Mit starker, fester, gebietender Stimme.)

Steht auf, und fort, gehorsam ernst. — Und still
Sei's weit umher. — Ich will es, — weil ich's will.

(Sie geht und verschwindet in den oberen Galerien mit ihren Frauen. Alle Krieger stehen still auf, und entfernen sich mit Mahawa Ram.)

Achter Auftritt.

(Ejub Chan, Parandi Sing.)

Ejub Chan

(der Giandra mit dem Ausdrucke des Entzückens und der Verwunderung beobachtet hat.)

Was ſagt ſie? — „Verwandlung iſt umher.
„Es wogt die Erde, und es ſtarrt das Meer.“
Wie ſchön und wahr! — Verwandelt bin auch ich.
Im Hochentzücken woat die ſtarre Kraft,
Und wildbewegter Trieb der Sehnſucht ruht.
— „Es ſtarrt das Meer.“ — doch ſonnig durchklar,
Und eine Perle leuchtet auf dem Grunde,
Der heißen Sehnſucht wunderbares Ziel.

Parandi Sing.

Der Perle Werth iſt wahrlich unſchätzbar,
Doch jene Fluth läßt nie den Taucher ein,
Denn nichts, — Du weißt, — iſt härter als Demant.

Ejub Chan.

Du deuteſt auf gemeine Wirklichkeit,
Doch was iſt hier gemein, was iſt hier wirklich?
— Die Tagen der Sultana kennſt Du wohl,
Des Harems Lichter, wie der Karawane,
Die wegemüd' am Born der Wüſte ruht;

Sie ſchweben nieder aus dem Traumgefild,
Mit gold'nen Flügeln mir das Auge blendend.
Nun ſind die Wunder das Gemeine, — nun
Iſt wirklich nichts als nur das Fabelhafte.

Parandi Sing (zur ſich.)

Was muß ich hören! — was entdeckt ſich mir.

Ejub Chan (immer lebhafter.)

In Höhlen wird der Ring des Salamon,
Dem alle Geiſter unterthänig ſind,
Von Rieſen und von Greifen ſtreng bewacht.
Doch fliegt auf ſchlankem Roß der Abenteurer
Durch Steppen hin, und findet, kämpft und ſiegt.
Nun iſt das Reich der Elemente ſein,
Nun weichet ſeinem Willen jeder Zauber.
Schon rauſcht das Demantmeer melodiſch auf,
Und junge Nixen tragen in den Armen
Zum tiefen Grund hinab den Glücklichen.
Die Perle bringt er hocherzückt empor,
Sie ſtrahlend den Geſtirnen beizuſetzen.

Parandi Sing (für ſich.)

Welch' eine Kluft voll Unglück thut ſich auf.
O Macht der Weiberu hilf mir ſie zu ſchließen.

Ejub Chan.

Sie ging, — doch meinem Blicke ſtrahlt ſie noch
Von oben her, und ſendet Machtgebot

Auf ihre pflichtvergeſſ'ne Schaar herab.
O welch ein Weſen! — einzig, wie Simurg,
Der Wundervogel äußerſten Gebirges. —

Parandi Sing (raſch einfallend.)

Dem, wie Dir wohl bekannt iſt, junger Freund,
Kein Unberufner nahen darf.

Cjuh Chan.

Berufen
Iſt jeder Tapfere, der die flache Bahn
Des Täglichen mit hohem Muth verſchmäht,
Durch Glut, und tauſendarmige Gefahr
Dem Höchſten, Schönſten nachzuſtreben wagt.

Parandi Sing.

Nur macht der Muth den Helden nicht allein.
Er iſt das Schwert nur in der ſtarken Hand.
Doch Weisheit ſei die Rüſtung, die ihn ſchirmt,
Der Zaum an ſeinem Roſſe ſei die Vorſicht.

Cjuh Chan

(ſich beſinnend, und ihn mit ſcharfem, prüfendem Blicke meſſend.)

Ha! — gut geſagt, — ſehr gut. Doch welchen Sinn
Soll ich für mich aus dieſen Bildern nehmen?

Parandi Sing.

Den buntlagen. Verlaſſe dieſen Ort,
Den Dir gefahrlichen, ſo ſchnell Du kannſt.

Ejub Chan.

Der Rath kann gut ſein, doch was frommt er mir,
Weil dies am wenigſten ich kann und will.

Parandi Sing.

Wohl wirſt Du können, was Du willſt, und wollen
Das was Du ſollſt, wenn Du verſtändig biſt.

Ejub Chan (ſtolz.)

Soll? — Niemand giebt auf Erden mir Geſetze.

Parandi Sing.

So gieb Dir ſelbſt Dein eigenes Geſetz.

Ejub Chan.

Ich höre nur auf Rath, den ich gefordert.

Parandi Sing.

Nur ungefordert nützt der Warnung Ruf.

Ejub Chan.

So nenne die Gefahr auf meinen Wegen.

Parandi Sing.

Bedenke wo, bedenke wer Du biſt.

Ejub Chan.

Die Macht des Akbar ſchützet ſeine Diener.

Parandi Sing.

Des Haſſes Glut theilt keine Herrſcherhand.

Ejub Chan.

Vergebens iſt mir Furcht erregen wollen.

Parandi Sing.

Verſchmähſt Du ſie, nehm' ich die Furcht für Dich.

Ejub Chan.

Furcht, — Furcht, und immer dieſe Furcht!

Parandi Sing.

Der Weiſe

Veredelt ſie zur Sorge, welche ſchützt.

Ejub Chan.

So geh' denn hin, laß mein Gefolge kommen.

Parandi Sing.

Wenn es nicht zahlreich, ſchadet es Dir nur.

Ejub Chan.

So bleib' ich, und allein.

Parandi Sing.

Du bleibſt? — Wie lange?

Ejub Chan.

Was weiß ich. — Heut, — bis morgen —

Parandi Sing.

Wohl es ſei.

Doch wolle dann Dich meiner Weiſung fügen.
Nur ſo bereit ich Dir die Sicherheit.

Ejub Chan.

Du? Herrſcht Ciandra nicht in dieſen Mauern?

Parandi Sing.

In ihrem Dienſte nur bedien' ich Dich.

(Er ſchlägt in die Hände, mehre Diener eilen herbei.)

Parandi Sing (zu den Dienern.)

Führt dieſen Emir in die Prachtgemächer,
Die fürſtlichem Beſuch gewidmet ſind.
Bereitet ihm das Bad. Ein köſtlich Mahl
Sei dann geſchmückt. Befehlt den Tänzerinnen,
Den Flötenſpielern, auf den erſten Wink
Zu ſeiner Luſt ſich anzuſchicken. Streut
Die ſchönſten Blumen auf den Stufen aus,
Bedeckt mit reichen Teppichen den Boden.
Der Silbernebel ſelt'nen Räucherwerks
Steig', ſüßen Duft verbreitend, rings empor,
Und weiche Polſterlager ſollen ſchwellend
Ihn aufzunehmen vorgerichtet ſein.

(Zu Ejub Chan.)

Gefall' es Dir, o werther Gaſt, den Dienern
Die jetzt die Deinen ſind, wie dieſes Haus,
Mit Jeglichem, das es beſitzt, zu folgen,
Der Ruh zu pflegen, die Du wohl verdient.
Ich geh' der Fürſtin Willen zu vernehmen,
In kurzer Zeit ſollſt Du mich wiederſehn.

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

(Ejub Chan, die Diener im Hintergrunde, während die Terraſſe oben von andern, welche hin und wieder eilen, belebt wird. Gefäße mit Blumen, Kränze, Prachtgeräthe, und andere Erforderniſſe zu einer fürſtlichen Bewirthung in morgenländiſcher Weiſe, werden eilig hin und her getragen.)

Ejub Chan (allein.)

Sie wiederſehn' — Ich muß ſie wiederſehn,
Und wäre Kamwi mit Hunderten der Preis.
Mich hebt der Augenblick der Welle gleich.
Der Silberſchaum, der mich umſprüht, — wie ſchön!
Gefahr? — Wohlan! — der kühne Schiffer lacht
Der dunkeln Tiefe unter ſeinem Kahn.
— Auf, königliche Woge, ſei mein Thron.
Schwell' hoch und höher, bis am Wonneſtrand
Du Dich, melodiſch brauſend, überwirfſt.
— Hin gleit ich, — ach, wohin? — Kein Wort benennt es.

(Man hört Muſik in der Ferne, welche näher und näher kommt. Bekränzte und geſchmückte Tänzerinnen gaukeln oben mit Becken und Tambourins, und kommen nach und nach die Stufen herunter, mit Kränzen, Gewinden und Shawls maleriſche Gruppen bildend. Andere tragen große Wedel von bunten Federn. Andere ſtreuen Blumen, ſchwin-

gen Rauchfäſſer. Da ſich alle aber noch im Hintergrunde halten, beachtet ſie Sjub Chan noch nicht und fährt fort.)

Doch offen, forſchend, ſei zugleich mein Blick.
Wozu die Krieger in der Friedensburg?
Und dieſer Held; — er iſt verbannt, — ein Preis
Auf ſeinen Kopf geſetzt; — und dennoch hier?
Ich will nicht blind ſein, weil ich furchtlos bin. —
Der Gegner Liſten will ich übermeiſtern.

(Jetzt kommen bei dem Schalle der Muſik die Tänzerinnen heran, umſchweben ihn, und laden ihn durch Zeichen ein die Treppe hinauf zu ſteigen.)

Sjub Chan (zu den Tänzerinnen.)

Freundliche Weſen, leitet führet mich.
Der Abend naht. Mein Glück verherrlicht ſich.

(Sie geleiten ihn, beim Klange der Muſik, die Treppe rechts empor, unter mannigfachem Wechſel um ihn gebildeter Gruppen, die ihn nur langſam bis zum Ende der Treppe und die Stufen emporgelangen laſſen. Blumen werden vor ihm geſtreut, wohlriechende Eſſenzen vor ihm ausgegoſſen, Ehrengeſchenke mancher Art ihm vorgezeigt, die Wedel auf verſchiedene Weiſe zuſammengehalten, um daraus Figuren über ſeinem Haupte zu bilden. Er zeigt ſich freundlich, betrachtet die Geſchenke mit Zeichen des Beifalls, empfängt die Blumenſträuße, die man ihm bietet, mit Huld, um ſie wieder unter die Mädchen zu vertheilen. Unterdeſſen ereignet ſich im Vordergrunde folgende Scene:

Zehnter Auftritt.

(Parandi Sing und Mahawa Ram, beide eilig von entgegengeſetzten Seiten eintretend, begegnen ſich.)

Mahawa Ram.

So bleibt er doch?

Parandi Sing.

Bis morgen.

Mahawa Ram.

Nimmermehr.

Parandi Sing.

Er will nicht gehn.

Mahawa Ram.

So darf er Allior
Nicht mehr verlaſſen, denn er ſah zu viel.

Parandi Sing.

Was ſah er denn? Er ſoll nichts weiter ſehn.

Mahawa Ram.

Er iſt nicht blind.

Parandi Sing.

Mahl, Feſtlichkeit und Luſt
Sind, ihm den Sinn zu blenden, angeregt.

Mahawa Ram.

Armſelig Mittel. Fallen muß er.

Parandi Sing.

Wie?

Mahawa Ram.

Wenn er im Rauſch und Schlaf verſunken liegt,
Den Dolch in ſeine Bruſt.

Parandi Sing
(mit Zeichen des Abſcheus.)

Das Gaſtrecht ſchützt ihn.

Mahawa Ram.

Er iſt ein Feind.

Parandi Sing.

Der Ring des Kaiſers

Mahawa Ram (verächtlich.)

Pah! —

Parandi Sing.

Sein Dienertroß.

Mahawa Ram.

Erliegt dem Ueberfall.

Parandi Sing.

Nein, ſag ich, nein. Ich duld' es keineswegs.
Zur Fürſtin gleich, denn ſie beſtimmt allein.

(Sie gehen ſchnell mit einander ab. Oben in der Mitte der Terraſſe erblickt man Sjuh Shan von Gruppen knieender Tänzerinnen umgeben, die ihm Kränze emporreichen, während andere den Duft ihrer geſchwungenen Rauchfäßer um ihn wirbeln laſſen. Ein leichter Baldachin von Blumenketten und Federbüſchen wird über ſeinem Haupte gehalten, ſo daß das Ganze bis zum Fuße der Treppe hinunter, ein reiches maleriſches Bild geſtaltet.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zu Ilion.

(Ein freier Saal auf der oberen Platform. Offene Saulenreihe in der Tiefe. Dazwiſchen nur Durchſicht auf den blauen Himmel. Spitzen einiger Bäume werden ganz unten ſichtbar, wodurch die beträchtliche Höhe des Ortes angedeutet wird. Gegen Abend.

Kaſſandra auf einem Polſterſitze in Gedanken. Venita mit mehren Dienerinnen im Hintergrunde.)

Kaſſandra (für ſich.)

Ihn tödten wollten ſie? — Ihn! Ihn! —
Mein Herz
Erſtarrt. — Warum? — Er iſt ein Feind. —
Ein Feind? —

(Sie ſteht raſch auf.)

Des Einen Dienſt tilgt nicht die Schuld der
Vielen.

(Sie ſchreitet ſtolz und königlich vorwärts.)

Empor, empor aus Staub und Blut und Nacht

Ihr hunderttauſend Opfer der Gewalt,
Facht neue Glut, facht neue Mahnung an.
(Sie ſchrickt zuſammen.)
Umſonſt — umſonſt!
Wo blieb mein Flammenzorn?
Ich kenne mich, ich finde mich nicht mehr.
Mein eigen Bild ſchaut mich verwerfend an.
Ich ſcheuche mich, mein eigenes Entſetzen.
Und retten möcht' ich mich in feiger Flucht.
(Sie will.)

Denita.

Denita (verwirrend.)
Fürſtin.

Ciandra
(ſich mühſam zu ſammeln ſtrebend.)

Die Muſik — wem galt ſie?

Denita.

Dem Fremden.

Ciandra.

Wohl. — Du ſtarrſt mich an? — Warum?

Denita (ſchuchtern.)

Du biſt —

Ciandra (herrſch.)

Schweig und entferne Dich.
(Denita und die Dienerinnen wollen abgehen.)

Ciandra.

Wohin?

Denita.

Du haſt befohlen —

Ciandra.

Nein. — Ich hieß Dich bleiben.

(Sich beſinnend.)

Was ſag' ich; — gehen, — meinen Vetter rufen.

Denita.

Er iſt im Vorgemach, — und der Bramin.

Ciandra.

Auch der Bramin? — was will er? — Laß ſie kommen.

(Denita ab mit den Dienerinnen.)

Ciandra (allein.)

Auf denn, Ciandra, — rufe Deine Kraft
Den Muth zurück. Verbanne willensmächtig
Das träumeriſch hindämmernde Gefühl.
Klar ſoll es ſein in Dir. Das Neue ſelbſt,
Das Dich beſtürmt, ſei deutlich, wohlverſtanden.
Im Dunkel nur liegt die Gefahr für Dich.

(Sie macht einen Gang durch den Saal, und bleibt, wie von einer Eingebung ergriffen ſtehen.)

Ha! — was durchleuchtet mich! — Ein Götterſtrahl.

— Iſt dieſes möglich? — Ja! — der Augenblick
Iſt bloßer Stoff: der kühne Geiſt gebietet,
Ruft neue Formen ſchöpferiſch hervor.
Doch darf ich auch wenn ich vermag? —
Sie kommen. —
Und Wolken überwallen die Geſtirne.
Faſſung! — Die Macht des Willens haucht im Sturme
Den Nebelſchwall von Lichtgebild der That.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorige, Parandi Sing. Mahawa Ram.)

Ciandra

(zu Parandi Sing. unbefangen.)

Vertheidiger des Zufalls; — dank ich dieſem
Die Rettung? — oder jenem Schickſal, das
Du zu verwerfen pflegſt?

Parandi Sing.

Du brachſt Dein Wort,
Und ſchufſt Dir ſelbſt in Wankelmuth Dein Schickſal.
Kein Vorwurf aber, denn Du lebſt.
Doch ſchaudert
Der Geiſt zurück, erwägend Deine Noth. —

Ciandra.

Ich ſah ſie nicht. Bewußtlos lag ich da.
Aus Noth und Tod flammt neues Leben auf.
— Nichts mehr davon. — Die neue Bahn erglänzt;
Sie fordert uns; — doch nur als neue Kämpfer.

(Pauſe, während welcher ſie die beiden andern ſcharf beobachtet.)

Weilt jener Fremdling noch im Schloſſe?

Parandi Sing.

Ja.

Mahawa Ram.

Zum höchſten Nachtheil unſrer Sache. Wehe!
Wenn Du ſein Loos nicht ſchnell und klug beſtimmſt.

Ciandra (immer prüfend.)

Ihn koſtbar zu beſchenken, fordert Anſtand.

Mahawa Ram.

Beſchenken einen Mogul? und wofür?
Die heil'ge Pflicht befiehlt, ihn zu verderben.

Ciandra.

Wie kann ich das? Er weilt an meinem Heerd.
Hat ſich mir rückſichtslos vertraut.

Mahawa Ram.

Gleichviel.
Du mußt Dein Land bedenken, und nicht Dich.
Du ſammelſt Volk, machſt dies geheime Schloß

Zum Rüſthaus nahen Kampfes. — Sieh' nun
ſchleicht
Der Feind heran, durchſchauet Deinen Plan,
Wird hochgeehrt, entlaſſen als Verräther
Bald thürmen ſich die Folgen ſchwarz empor.
Noch iſt die Kraft zur Abwehr nicht gereift.
In kurzer Zeit wird hier auf Altior
Des Mahomet verhaßte Fahne weh'n.
Von unſerm Blut beſudelt wirſt Du ſelbſt
Die Enkelin von hundert Königen,
In Akbar's goldenes Zenana zieh'n.

Ciandra (ruhig und ſtolz.)

Das werd' ich nicht. Dafür iſt Sicherheit.

Mahawa Ram.

Im raſchen Handeln nur iſt Sicherheit.
Nicht abzuwenden iſt des Feindes Loos,
Ein Opfer unſers großen Wohls zu fallen.
— In dieſer Nacht, — Niemand ſoll wiſſen wie,
Nach reichem Mahl, — befiehlt — daß er — ver-
ſchwinde.

Ciandra.

Willſt Du das Meſſer in die Bruſt ihm ſtoßen?

Mahawa Ram

(entſetzt, und beleidigt zurückfahrend.)

Entſetzen! — ich! — der heilig reine Sohn
Aus Brama's Haupt —

Ciandra.

Von hunderttausend Kriegern
Aus Brama's Brust entsprossen, lebt nicht einer,
Zum Mord bereit, den Deine List ersann.

Mahawa Ram.

So mag ein Paria —

Ciandra.

Befiehl es ihm

Mahawa Ram.

Wie? — mir gebietest Du Entheiligung?

Ciandra.

Und sinnest uns die schmählichere an?
Hinweg, — wir können Deinen Rath nicht brauchen.
Geh, — zeige Dich nie mehr. Gemeinen Zweck
Wohl fördern dann und wann gemeine Mittel.
Doch wer verführt des Großen Saamenkorn,
In Gift getaucht, dem Boden anvertraut,
Mag immerhin des Baumes Aufschuß stärken.
Wenn aber einst des Wirbels Kraft sich wölbt,
Weht Todeshauch aus fluchgenährten Schatten.

Mahawa Ram.

Wenn ich, o Fürstin —

Ciandra.

Schweig. — Entferne Dich.

(Der Bramin geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Ciandra. Parandi Sing.)

Ciandra.

Er ging. — Frei iſt mein Herz!! —
Doch find' ich mich
Seit jenem Vorfall tief bewegt.
Der Mogul
Iſt kein gemeines Weſen. —
Oder iſt er's?

Parandi Sing

(während des Sprechens Ciandra's Züge ſcharf, wiewohl unbemerkt, beobachtend.)

Nein, keineswegs. Das göttliche Gepräg'
Der künft'gen Größe ſtrahlt auf ſeiner Stirn,
Der Anmuth Zauber ſpielt um ſeine Lippen,
Doch mit dem Vorſatz feſſelnder Gewalt.
So, — zwar im Sinne des Braminen nicht, —
Im eigenen, ſcheint er auch mir gefährlich.

Ciandra.

Kein Würdiges bedroht das Würdige.

Parandi Sing.

Doch Glanz zum Glanz geſellt, verblendet doppelt.

Ciandra.

Sei deutlicher, wenn ich Dich faſſen ſoll.

Parandi Sing (nach einer Pauſe.)

Der Mogul iſt entzückt von Deinem Reiz

Ciandra.

Doch fremd ſind mir der Frauen-Anmuth Künſte.

Parandi Sing.

Der wahre Reiz ſiegt kunſt- und abſichtslos

Ciandra.

Was unbedenklich, magſt Du nicht bedenken

Parandi Sing.

Ein Funken wächſt, zu ſpät bedacht, zur Gluth.

Ciandra.

Nicht jede Gluth beflügelt das Verderben.

Parandi Sing.

Was ſinneſt Du für dieſen Emir aus?

Ciandra.

Dein kluges Wort hab' ich erfahren wollen

Parandi Sing.

Was Zufall gab, zum Werkzeug dien' es uns

Ciandra

Wie das?

Parandi Sing

Zur That iſt unſre Kraft nicht reif,

Denn Perſien verweigert ſeinen Beiſtand

Zur Heimlichkeit wirft uns zurück die Noth.
Da frommet wohl, wenn auch zum Scheine nur,
Annäherung an Akbar und sein Reich.
Wir wenden so den Argwohn von uns ab,
Und blicken tiefer in des Feindes Schwächen.
— In Akbars Gunst steht dieser Ejub Chan.
So mag er denn uns als Vermittler dienen,
Als Mittelpunkt uns freundlicher Partei,
Am Hofe dort, wo nur Parteiung webt.

Ciandra.

Gut, trefflich. — Weiter.

Parandi Sing.

Wir bewirthen ihn
Mit Achtung heut, entfernen, reich beschenkt,
Ihn morgen wieder, aber wohl beflissen
Ihm einen Eindruck auf den Weg zu geben,
Der uns empfiehlt, erst ihm, dann seinem Herrn.

Ciandra.

Sehr wohl. — Doch möchten in so kurzer Zeit
Die Wirkungen im Geiste dieses Fremden
Sich nicht erregen und begründen lassen
Zeit fordert das.

Parandi Sing.

Der Augenblick erregt.
Der Gnaden Grund ist eines Saatkorns Wurf.

Ciandra

Ich ſtimme bei. Doch müſſen wir zuvor
Ihn kennen lernen auch. So fordert Klugheit.
Daß wir einſtweilen hier zurück ihn halten.

Parandi Sing.

Wie dürften wir?

Ciandra.

Er iſt Gefangener,
Wenn wir die Haft auch luſtig ihm verzieren.

Parandi Sing.

Nur offner Kampf giebt den Gefangenen,
Und noch beſteht der Friede.

Ciandra.

Keineswegs.
Mit Akbars Ihren, und mir, beſteht kein Friede.
Von Noth gelähmt erſchlafft der Streit. Die Liſt,
Im Krieg erlaubt, ließ uns des Friedens Schein
Als Schleier ziehn vor neue Rüſtungen.
Nun ſind ſie fertig. Weg dieß Truggeweb'!
Da Perſien die Hülfe kalt verſagt,
Befeuern wir die eingeborne Kraft,
Und ſchreiten kühn zur tapfern That
(mit ſcharfem, gebietendem Nachdruck.)
Ich will es.

(Parandi Sing will lebhaft auffahren, faßt ſich aber, und ſchweigt.)

Ciandra.

Du ſchweigſt?

Parandi Sing.

Nun ja. Du willſt, was ſoll die Rede?
— Das Männerwort iſt einem Kleinod gleich,
Das zwecklos hinzuſchleudern in die Fluth,
Zu koſtbar iſt.

Ciandra.

Parandi Sing — das mir?

Parandi Sing.

Heut drang ein Neues in Dein Weſen ein,
Und ſchnellen Kampf erfordert dieſes Neue,
Wenn es für Dich das Hohe werden ſoll.
So weich' ich ſtill der mächtigeren Stimmung,
Die Niemand außer Dir bemeiſtern kann.

Ciandra (verlegen.)

Wenn Du —

Parandi Sing.

Wenn ich? Iſt noch von mir die Rede?
Du willſt den Kampf, — ſogleich.

Ciandra (feſt.)

Den Kampf, — ich will ihn.

Parandi Sing.

Was ſoll der Emir Deinem Kampf?

Ciandra.

Ich will

Zurück ihn halten, wenig Tage nur,
Bis unser Heer, das lang des Kampfs gewartet,
Zusammenrückt, und aus den Bergen wir
Den Ebnen zu, hinab nach Delhi zieh'n.
Dann mag ihm, wenn er anders wollen wird,
Die Rückkehr frei zu seinem Volke steh'n;
Dann hat er nichts von uns zu melden mehr
Das unserem Plan gefährlich könnte sein;
Dann weiß die Welt soviel als er. Jedoch
Bis dahin bleib' er uns ein offen Buch,
Das, wenn wir es geschickt zu lesen wissen,
Des Mogulstaates Wesen offenbart.
Du siehst, daß nur Dein Mittel von dem meinen
Verschieden ist, und wir im Zwecke dennoch
Zusammentreffen.

Parandi Sing.

In dem Zwecke? — Schwerlich.

Ciandra.

Gewiß, denn ich verfehle nicht Dein Ziel.
Zum Werkzeug nur bestimmen wir den Mogul. —
Doch nebenbei beflügeln wir die That,
Und gelten ferner, was wir gelten sollen.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen. Denita)

Denita.

Der Emir ſendet mich. Er dringt darauf
Die Fürſtin heute noch zu ſehn.

Ciandra.

Er dringt

Was thu' ich Freund?

Parandi Sing.

Was Du beſchloſſen ſchon.
Laß ein den neuen Freund, der alte geht.
Sein Leben darf er Dir nicht widmen mehr,
Doch, wie es fällt, ſein Blut iſt Dir gewiß.

(Er geht ab.)

Ciandra (ihm zurückrufend.)

Parandi Sing. Er geht, — er hört mich nicht
Ich aber höre meiner Thatkraft Ruf.
Und habe nicht des Edlen Blick zu ſcheuen
— Denita.

Denita.

Fürſtin.

Ciandra.

Sahſt den Emir ein

Fünfter Auftritt.

(Ciandra allein. Es iſt unterdeſſen ſchnell Abend geworden, und Nacht. Der Vollmond erſcheint am Himmel, zwiſchen den Säulen, in den Saal ſcheinend, und erleuchtet mit tropiſchem Glanze magiſch die Scene, ſo daß die Helle, gegen die des Tages nur wenig gemildert iſt.)

Ciandra (in die Ferne ſehend.)

Der Tag iſt hin. Die purpurblaue Nacht
Sinkt feierlich auf Ebne, Berg und Thal.
Des Hochgebirges Spitzen leuchten nur,
Ein Flammenſpiel erglüht in Gold und Roſen,
Der Erde königliches Stirngeſchmeid.
Dies iſt die Zeit der Ahnung, des Gefühls.
Das Mißgetön der Leidenſchaft zerfließet
Im Friedenslied der reingeſtimmten Bruſt
Tönt gold'ne Saiten, tönt, — im Einklang tönt
Nur ſo beſeelt darf ich Ihn wiederſehn.
Ihn wiederſehn?

(Sie bleibt ſtehn, von einem Gedanken ſichtlich ergriffen, dann bricht ſie aus, mit Lebhaftigkeit und Adel.)

Zum Siege, zur Befreiung!

(Mit Innigkeit.)

Wie fand ich mich als ihn mein Auge traf!
Machtlos, — ein Weib, in ſcheuem Haß erbebend,
Vor nie gekannter, nah verwandter Kraft.

Im wilden Sturm der ſcheuen Flucht enteilt ich,
Sank athemlos zu ſeinen Füßen hin.
Des Löwen Hauch empfand ich an der Wange,
Und ſah in gräßlicher Gefahr, — nur Ihn.
Der Turban war von ſeinem Haupt gefallen.
Sein ſträubend Haar zertheilte ſich in Flammen.
Sein Königsblick vernichtete den Feind.
— Was tönſt Du Lied vom Helden-Götter-Siege.
Du ſingſt nur Wunder, — ich erblickte ſie.

(Mit dem Ausdrucke neuen Zagens.)

Ein Mogul iſt er.

(Mit ganzer Gewalt der Stimme, mächtig verſchreitend.)

Schweigt!! — Er iſt ein Held.
Loßreißen den von ſeinem Volk; — ihn Dir
O Vaterland, zur Königsgabe bringen
Am Sonnenmorgen neuer Siegestage!
Urkraft, unnennbar in dem Weltgewühle
Von Eingeweihten in Begeiſterung
Den ſtillen Wüſten preiſend nur zu künden,
Gieb mir ein Wort für ſolches Glück. —

— Er kommt

Sechster Auftritt.

(Giandra, Sjub Chan, der raſch auftritt, aber im Hintergrunde ſtehen bleibt, als er Giandra erblickt, dann aber mit ſtolzen feierlichen Schritten ſich nähert. Beide ſtehen einen Augenblick befangen ſich gegenüber.)

Giandra.

Gnur. Du ſchweigſt?

Sjub Chan

Weil Worte nichtig ſind
Im Blitze kündet ihren Zorn die Gottheit,
Im Sonnenſtrahl die Huld. Des Menſchen Geiſt,
Gewöhnlich in Entzückungen ſich fühlend,
Wünſcht höhern Ausdruck, und verſchmäht das
Wort.

Giandra.

Schilt nicht das Wort. Im Wort iſt Blitz und
Strahl;
Iſt Götterkraft; und wenn beflügelt es
Von unſern Lippen eilet, zündet es.

Sjub Chan

Ich nehm' es wahr, indem Du ſprichſt. —
O ſprich!! —

Giandra.

Ich haßte ſtreng Dein Volk, eh ich Dich ſah.
Nun haß ich es nicht mehr, doch ich verwerf es.

Was will es hier mit uns? Dem Wüſtenplan,
Dem fernen rauſchen Nils gehört es an.
Der Sonne Land iſt unſer Eigenthum.
Wir dulden Euch hier nicht. Ihr müßt hinaus.
Wenn nicht —

Ejub Chan (ruhig)

Wenn nicht?

Ciandra.

Mit der Hyane Grimm

Ihr über Leichen ruhmlos brüten wollt,
Um bald vergiftet von dem Todtenhauch
Selbſt hinzuwelken auf dem Feld der Schlacht
Du haſſeſt auch mein Volk!

Ejub Chan.

Ich? — haſſen! — nein

Denn Du gehörſt ihm an.

Ciandra.

So haſt Du doch

Ihm Haß getragen.

Ejub Chan.

Keineswegs. Auch nicht

Verworfen hab' ich es; bedauert nur.

Ciandra (lebhaft.)

Bedauert? — und warum?

Ejub Chan.

Weils wehrlos iſt.

Ciandra (auffahrend)

Ha!

(Sich wieder fassend.)

Jener Weltbezwinger meinte nicht so,
Der, siegbeglückt, vor diesem Volke wich.

Ejub Chan.

Da war das Schwert des Perus scharf und ganz,
Das nun zerbrochen ist in viele Theile.
Den Tausenden meint Jeglicher, für sich
Den besten Theil nicht nur zu holen, auch
Zum besten Zweck ihn schicklich zu verwenden.
Wär's anders, wären wir nicht hier.

Ciandra.

Wohl wahr.
Doch blieb der Griff des Schwertes in Heldenhand,
Und wenn der Mogul seine Klinge böte
Zu diesem Griffe, wäre ganz das Schwert,
Und beide tapfre Völker wären eins.

Ejub Chan (überrascht freudig.)

Ha welch' ein Wort! Was tief im Innersten
Der Seele mir gelebt, Du sprichst es aus.
— Eins beide Völker! — Neue Weltgestaltung! —
Mein freudig Ahnen, als mein Blick Dich fand,
Zur Wirklichkeit. In Deinen reinen Brust

Flucht meines Herzens tiefstheimstes Leben.
Ein Sinn, ein Zweck, vereinen Dich und mich. —
— Und keine Wunder gäb' es mehr auf Erden?
Sie sind, sie wirken, — sie begeistern uns.
Stark ist mein Volk, jedoch die Milde fehlt,
Mild ist das Deine, doch die Stärke mangelt.
Kühn ist mein Volk, jedoch die Seele schweigt.
Die Seele spricht in Wort und Lied des Deinen.
Laß uns vermählen das Gesonderte:
Laß uns aus Kraft und Milde, Geist und Kühnheit
Ein neu Geschlecht, ein neues Reich erziehn.
— Was wir gebaut, soll den entfernten Zeiten
Ein Denkmal sein von unsern Seligkeiten.

Chandra (entzückt und geröhret.)

Und nichtig wären Worte? — Sie sind Duft
Des Lotuskelches in dem Drama schlafft,
Wenn rauschend er sich öffnet, und der Welt
Zu neuem Schöpfungswerk daven erwacht.

Ejub Chan (er faßt ihre Hand.)

Gieb mir die Hand, denn mir gehörst Du an.
Schließ Dich an mich; ich bin der Mächtige.
Mit Dir, durch Dich, vollende sich das Werk.
Der Schleier weicht, durch Fernen schweift der Blick.
Dies goldne Land des Sieges Dein und mein,

Ein Heimathland des Segens und der Wonn.
Die Weisheit führt den Frieden in das Thal.
Der Gnade Boten schreiten von den Bergen.
Auf Blumen spielt die jugendliche Kraft,
Und lächelt kindlich dem Gesetz entgegen.

Cianara (hingerissen.)

O — weiter, — weiter!

Ezub Chan.

Keine Fessel ist
Kein Spiel gemeiner Willkühr das Gesetz.
Aus reinem Boden sproßt es, ungepflanzt.
Aus Lebensblumen, selbst die schönste Blüthe.
Sein Balsamhauch erzieht den Völkerlenz.
Frech steigt die Kraft von Unschuldsfreuden auf
Und wallt, ein Jünglina, kühn, zur That begeistert,
In Schöpfungslust durch die entzückte Welt. —
So wird der Liebe neues Reich verklärt;
So wird die Liebe Königin der Erde.
— O Liebe! Liebe! — lang gewünscht, gesucht
Des Anfangs Urlicht, der Vollendung Sonne,
Brich göttergleich aus freier Brust hervor.
— An Bundniß wahrt dein glühendes Verlangen.
Der Weihe Pfand, beseligtes Umfangen.

(Er breitet seine Arme nach ihr aus. Sie blickt ihn groß an, forscht einen Augenblick in seinen Zügen, und

sinkt überwältigt an seine Brust. Er hält sie innig umarmt. Sie stehen so einen Augenblick in sich verloren. Plötzlich vernimmt man einige Tacte rauschender Kriegsmusik hinter der Scene, vermischt mit wildem Geschrei.

Ciandra fährt auf, besinnt sich, ein Ausruf des Schmerzes geht über ihre Lippen, sie reißt sich von ihm los, flieht entsetzt an die andere Seite des Gemaches, und stürzt außer sich vor einem Ruhesitze, den sie nicht mehr erreichen konnte, auf die Knie nieder.)

Ciandra

(mit der Stimme der Verzweiflung.)

Weh mir, was that ich; — Vater! — mein Gelübd'!

(Sie birgt ihr Antlitz in den Kissen. Die Stimmen hinter der Scene werden vernehmlicher.)

Stimmen (hinter der Scene.)

Brecht auf! — dringt ein. Tod diesem Mogul. Tod.

(Tumult, Lärm des Aufruhrs immer näher kommend. Ton von Kriegshörnern dazwischen.)

Ciandra (aufspringend.)

Ha was ist das?

Stimmen wie vorhin.)

Tod diesem Mogul, Tod

(Ciandra fliegt an den Rand der Terrasse und schaut hinab.)

Tiadra (ſchreiend.)

Empörung meines Volks! — Verrätherei!

(Händeringend.)

Und ich ein ſchwaches, ein entehrtes Weib.

Tſjub Chan.

Was fürchteſt Du? Bin ich denn nicht bei Dir?
Biſt Du nicht mein?

(Er zieht das Schwert.)

Verderben blitzt mein Stahl
Zur Liebe tritt mein königlicher Zorn.
Sie kommen nur, des Timur Heldenkraft
In ſeines Enkels Zehnen zu erproben.

Stimmen (wie vorhin.)

Das Haupt des Mogul, und Tiandra's Haupt.

Tſjub Chan (zurückbebend.)

Tiandra's Haupt! — Faßt ſie des Wahnſinns
Gluth?
Hinaus! — entgegen dieſen Raſenden.

(Er will davon eilen. Tiandra wirft ſich ihm in den Weg.)

Tiandra.

Nicht von der Stelle.

Tſjub Chan (will ſich los machen.)

Laß mich.

Giandra

(ihm zu Füßen, ihn zurückhaltend.)

Tödte mich.
Zertritt mich erſt eh Du zum Tode eilſt

Siebenter Auftritt.

(Die Vorigen. Denita, eine Fackel in der Hand mit Zeichen des Entſetzens.)

Denita.

Giandra! Fürſtin! rette Dich und ihn
Sie fordern Deinen und des Emir Tod.
Mahawa Ram hat ihre Wuth erregt.
Du ſeieſt abgefallen von dem Volke.
In ſchneller Neigung habeſt Du dem Feind
Dich hingegeben.

Giandra.

Dahin! — dahin! — kam es? —

Denita.

Schon brechen ſie die letzten Pforten ein.
Noch hält des Vorgemaches Thor ſie auf.

(Man hört Schläge hinter der Scene.)

Doch horch! — ſie ſtreben ſchon es einzuſchlagen

Giandra (angſtvoll.)

Denita! — hilf. ſchaff Rettung Ihm. mir

Denita.

Verenke —

Ciandra.

Schweig: ich bin nicht in Gefahr
Ich weiß mir selbst zu helfen. Ihn errette.

Denita.

Wie? — We?

Ciandra.

Du fragst? — Durch den geheimen Gang

Denita (zusammenschreckend.)

Was sagst Du? Das Geheimniß dieses Schlosses
Dem Mogul offenbaren?

Ejub Chan (aufhorchend, für sich.)

Horch, — was sagt sie?

Ciandra.

Ha! — kein Bedenken. Uns bedrängt die Noth.
(Sie eilt an die Seite des Gemaches, dem Hauptein-
gange gegenüber, und auf einen Druck mit dem Knopfe
ihres Dolches in den Verzierungen der Wand, öffnet sich
eine geheime Thüre, wodurch ein dunkler Ausgang sichtbar
wird. Sie nimmt die Fackel aus Denna's Hand, und
giebt sie dem Ejub Chan.)
Entfleh' durch diesen dunklen Gang. Du darfst es.
Hier kennt ihn Niemand sonst als ich und sie.
Er führt hinab, getrieben in den Fels.
Der Ausgang ist tief unten in dem Thale.

Im Höhlentempel, wo das Götterbild,
Von riesenhafter Schreckgestalt, ihn deckt.

Ejub Chan.

Ich sollte fliehn, Dich hier verlassen?

Giandra.

Eile.

Mir drohet nichts, wenn Du gerettet bist.
War diese Stunde heilig Dir, wie mir,
So fleh.

Ejub Chan (traurig, erhalten):

Ich gehe, wenn Du willst. Doch Flucht
Ist meinem Wesen fremd. Lebwohl, Giandra.

(Er blickt in die Dunkelheit des Ausgangs.)

Durch diese Nacht, durch die Gefahr, zum Ihren
Das Wiedersehn, in dessen Herrlichkeit

(Er nimmt die Fackel, blickt Giandra noch einmal mit dem Ausdrucke innigster Zärtlichkeit an, und geht ab in den Gang. Denita schließt hinter ihm die Thür.)

Achter Auftritt.

(Chandra, Denira, Krieger, die im Hintergrunde bewaffnet hineindringen. Parandi Sing, der sie zurückhalten will.)

Parandi Sing (zu den Kriegern.)

Vernehmt mein Wort. Ihr seid betrogen. Hört

Krieger.

Hinweg — hindurch, — für Recht und Volk, zur Rache.

(Chandra tritt ihnen mit gebietendem Anstande entgegen. Sie treiben wie gebannt zurück.)

Die Fürstin. Ha! — Wo ist der Mogul? spricht

Chandra (mit ihrer ganzen Hoheit.)

Nicht hier, Verräther! — nicht in diesem Schlosse.
Er ging, von mir gesandt, an seinen Kaiser,
Zum Kampf auf Tod und Leben ihn zu fordern.
Der Krieg beginnt, und schwinget Brand und Stahl.

Krieger (mit Jubel.)

Krieg? — Kampf und That. Heil unsrer Führerin!
Tod dem Braminen, welcher lebt.

Chandra.

Nicht ihm.
Dem Frevler Tod, der diesen Aufstand führt.

Er trete vor, er melde ſich, wenn nicht
Der Feigheit Schimpf ihn vor den Mitgenoſſen
Vernichten ſoll.

Ein junger Krieger
(raſch vortretend.)

Ich bin der Führer, — ich!

Ciandra.

Ergreifet ihn, führt ihn gebunden fort.
Eh noch die Wolke, die den Mond verhüllt,
Vorüberzieht, muß ſein verurtheilt Haupt
Gefallen ſein.

Die Krieger (niederfallend.)

O Fürſtin, Gnade, Gnade.

Ciandra.

Ich kenne keine. Fort. Er ſtraft ſich ſelbſt.

(Der junge Krieger überliefert ſich ſelbſt einigen ſeiner Genoſſen, die ihn abführen.)

Ciandra
(zu den Uebrigen, mit Huld.)

Jetzt meine Treuen wieder. Rüſtet Euch.
Die Feuer zündet auf den Bergen an,
Daß unſer Heer vor Tage ſich verſammle.
Wir brechen auf, eh ſich die Sonne zeigt.
Aus unſern Thälern ſtürzen wir hervor,

Dem Waldſtrom gleich, entſetzlich ſo wie er,
Im Ueberfall dem Feind Verderben bringend.
Und über ſeinen Leichen ſchwebt der Sieg.

Parandi Sing (ſchmerzlich, warnend.)

Giandra!

Giandra.

Auf! — Ein Fels iſt meine Bruſt,
Ein Fels iſt mein Entſchluß.

(Sie geht ab.)

Krieger

(im Ausbruch der Freude.)

Giandra lebe!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wildniß.

(Im Vordergrunde und zu den Seiten hohler Wald Felſen dazwiſchen. Links vom Zuſchauer eine Höhle Im Hintergrunde felſiges Gebirg mit gangbaren Pfaden

Ein Braminen-Einſiedler, ganz in tiefe Gedanken verſunken am Eingange der Höhle. Er iſt neunzigjährig, nackt bis auf ein Tigerfell, das er um ſich geworfen hat. Sein langer weißer Bart reicht bis zum Gurtel, ihm ſolches Haar hängt verwildert über die Schultern.

Einſiedler.

Du, Geiſt der Geiſter, der, unendlich ſeiend,
Endloſe Zeit aus Deinem Weſen ſtrömſt
Und jeden Raum, Dich allverbreitend, fullſt,
Hier lieg ich Jahre lang, Dein Einzgeweihter,
In Einſamkeit ſtill zu betrachten Dich.
Die Wüſte ſchwieg ſeither, nur rauſchten
Die Blätter Anbetung, und weckten mich,
Wenn ich verſank, zu Seherträumen auf.

Doch heute dringt ein ungewohnter Ton
In's Heiligthum, und scheuchet die Gedanken,
Eh' sie zu Lichtgestalten sich gereinigt,
Mir in der Unform wüste Nacht zurück.

(Man hört kriegerische Musik in der Ferne.)

Horch! — was ist das? — Nicht der Posaunen Ton,
Den Priestermund an Opferstatten weckt.
Das Becken klirrt, die dumpfe Trommel rauscht,
Die Pfeife hohnt, es droht das freche Horn,
Die Zinke jubelt.
Das ist Ruf zum Mord.

(Er fährt empor, und birgt sein Gesicht, wie vom Schmerze bezwungen, in den Händen.
Züge von hindostanischen Kriegern schreiten auf den Felsen vorüber.)

Gesang der Krieger.

Kühn aufgebracht
Zur Schaar die Schaar,
In Siegerpracht
Durch Todesgefahr,
Zur Schlacht, zur Schlacht, zur Schlacht.

(Das Echo wiederholt mehrfach in immer schwächern Lauten die Schlußworte. Die Krieger sind vorübergegangen.)

Zweiter Auftritt.

(Der Vorige, ein Knabe von etwa vierzehn Jahren nur mit einem Schurz bekleidet, aber mit koſtbarem Halsbande von Edelſteinen geſchmückt, einen Korb tragend.)

Knabe
(den Korb in die Höhle ſetzend.)

Hier nimm Dein Mahl, o Wüſtenheiliger.
Heut muß der Reis für ſieben Tage reichen.
Nicht morgen komm' ich, auch nicht übermorgen.
Auch nicht, —
Was weiß ich, wenn ich wiederkomme.

Einſiedler.

So wird ein Andrer Deines Dorfes? —

Knabe.

Nein.
Es wird kein Andrer meines Dorfes, weil
In meinem Dorfe, ſiehſt Du, Niemand ſein wird.
Wir packten eilig auf, und fort, — waldein

Einſiedler.

Weshalb? was giebt es?

Knabe.

Siehſt Du, hörſt Du nichts?
Krieg giebt es, Krieg. Die Fürſten ſind vereint

Mit einer Macht von vierzigtauſend Kriegern.
Sie brachen plötzlich in den Felſen los.
Die löwenherzige Chandra führt
Den Feldzug an, den lange verbedachten,
Der die Mogolen ganz vertilgen ſoll.

Einſiedler (mit Inbrunſt.)

Sei günſtig, Allmacht, meinem Vaterlande

Knabe.

Sieh mich nur an, und frage weiter nicht
Nach Pfändern ihrer Gunſt.
(Er zeigt dem Alten ſelbſtgefällig ſeinen Halsſchmuck.)
Wie ſteht mir das?

Einſiedler.

Du trägſt den Fluch der Eitelkeit der Welt
Wer hat den unſchuldsvollen Busen Dir
Damit belaſtet, Knabe? — Wirf ihn weg.

Knabe.

Ich bin kein Iker.
Wer dieſen Putz mir gab?
Ich nahm ihn mir.
Der Fürſten Angriff war
So plötzlich, ſo den Mogul überraſchend,
Daß halbgelähmt er ſich dem Kampfe bot.
Das war Dir eine Schlacht. Den ganzen Tag
Von früh bis ſpät ging's furchtbar blutig her

Die Unſern von den Bergen ſtets herab,
Der Mogul in die Thäler eingezwängt,
Sind viele tauſend auf dem Platz geblieben.
Der Sieg Giandra's war des Tages Preis.
Eh'geſtern war das. Geſtern drang ſie gar
Bis zu dem Tempel vor am heil'gen See,
Den ſie, in einer zweiten Schlacht gewann.
Das neue Schloß des Kaiſers liegt dabei.
Den mußte man in Eil nach Delhi bringen,
Sonſt hätten aus dem goldenen Zenana
Den weichen Akbar ſie vom Feſt entführt.
Doch war der Sitz von Polſtern noch nicht kalt,
Von dem er aufgeſchreckt entfloh, ſo kam
Giandra ſiegbeflügelt ſchon herbei,
Vom Kampf erſchöpft ſich darauf hinzuſtrecken.
Als durch die Pforten von Akbarabad
Die Fürſten eben ihren Einzug hielten.
War ich mit vielen Andern gleich am Platz.
Wir ſchlichen in die Vorgebäude, wo
Die großen Herrn des fremden Hofes wohnten,
Und nahmen Dies und Jenes weg, das dort
In höchſter Eil der Flucht vergeſſen lag.
Und dieſes Halsband wurde mir zu Theil.

Einſiedler

Ha! Plünderung.

Knabe.

So ſchalt Parandi Sing.
Als er uns bald vertrieb, und Manches abnahm
Ich aber bin mit dieſem Schmuck entſchlüpft,
Und meinem Korb, der Deinen Vorrath hält.
Doch ſieh', da kommt auf halbverwachſ'nem Pfad,
Und wohl bepackt, mein ganzes Dorf mir nach.
Ein ſchlauer Zug, der mehr zu ſchleppen hat,
Als fliehend er zu Hauſe laden konnte.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, Landleute verſchiedenen Geſchlechts und Alters, mehrfaches Gepäck tragend, von einem Ortsvorſteher geführt.)

Ortsvorſteher.

(in die Scene rufend, indem er vor den Folgenden eintritt.)

Nehmt dieſen Weg. Das Dickicht endet nun.
Auf freiem Platz iſt kurze Ruh' vergönnt.
Dann weiter ſtets, und tiefer ins Gebirg.

(Alle kommen nun hinein, und erblicken, indem ſie ihr Gepäck niederlegen, den Einſiedler.)

Der Heilige der Wüſte. — Kniet, verehret ihn.

(Sie werfen ſich alle nieder.)

Einſiedler.

Erhebet Euch.

(Sie ſtehen auf.)

Was treibt Euch insgesammt
Aus Euern Hütten, und Gewerb, hinaus.
Die feierliche Ruh' der Einsamkeit
Mit rohem Lärm gemeiner Angst zu stören?

(Der Ortsvorsteher will reden.)

Doch schweigt, ich weiß. Der Heldenstamm erbebt
Den tapfern Arm für dies entweihte Land,
Das schwere Joch zu brechen Eurer Schmach.
Die schnelle That hat Euern Sinn betäubt.
Ermuthigt Euch, seid Männer nach dem Schreck.
Kehrt rüstig heim von pflichtvergess'ner Flucht,
Zu kräftiger Genossenschaft der Tapfern.

Ortsvorsteher.

Was forderst Du? Faßt heil'ger Wahnsinn Dich?
Sind Krieger wir? Nein. Unserm Stamme ziemt
Das Land zu bau'n, dem Handel nachzugeh'n,
Mit stillem Fleiße, meidend jeden Streit.

Einsiedler.

Du mißverstehst ein hehres Götterwort.
Die Stämme sind nur Völkerströmungen,
In denen sich des Menschenlebens Fluß
Zum Meer der Ewigkeit getheilt ergießt.
Zur Zeit des Heiles und des Friedens rinnt
Jedwede still in ihrem eignen Bett.
Doch wenn der Sturm im Reich des Süd's erwacht
Mit Wogendrang der hochempörten Fluth,

Mit Erdgebiet, dem fernen Strand geraubt,
Die Mündungen der Wasserarme stopft,
Dann schwillt der Strom in jeglichem empor,
Den Felsenrand der Ufer übersteigend,
Zum hohen See sich mischend, mit Gewalt
Hinunterbrausend, mächtig im Vereine,
Um jedes Hinderniß im Gegendrucke
Des Wellenzornes rächend fortzureißen.
— Doch nach dem Sieg, verrinnt der wilde Schwall,
Und alle Ströme wallen neugetheilt,
Zurückgewiesen in bescheid'ne Bahn,
In frommer Ordnung durch das freie Land.
— Schwellt auf, — seid stark, vermischet Euch zum Siege.
Zur Waffe macht den muthigen Entschluß.
Der großen Sache widmet den Besitz.
Forscht aus, umgeht, befördert, ebnet, helft,
Des Gegners Bahn durchkreuzt mit Hindernissen
Höhlt unter ihm den Boden bis er bricht.
Dann kommt der Tag der neuen Herrlichkeit,
Das Vaterland ist frei, bekränzt, gesegnet.

(Bewegung unter den Anwesenden. Jünglinge treten vor.)

Erster.

Ha' kluges Wort!

Zweiter.

Ein Wort zur rechten Zeit

Erſter.

Der Heilige verkundet Gotterſpruch

Zweiter.

Laß heim uns kehren.

Erſter.

Zu den Kriegern eilen

Zweiter.

Den Kampf beſtehn.

Erſter.

Sieg! Sieg, fur's Vaterland!

(Sie wollen davon eilen.)

Ortsvorſteher (in ihren Weg tretend.)

Vermeſſene! — zuvor vernehmet mich

Einſiedler.

Mit ihnen nicht, mit mir nur rede Du.
Was treibet Dich zu feſſeln ihren Muth?

Ortsvorſteher.

Die Klugheit, die ſich in der Wüſte nur
Verlernt, nicht lernt. Was bringt der Kampf uns ein?
Er iſt der Krieger, der Gebieter Sache.
Wer herrſchen mag, erſchwinge ſelbſt die Mittel.

Erwerben wollen wir, und können es,
Ob über dieſes Land ein Fürſt der Unſern,
Ob Akbar herrſcht mit ſeinem Emirſtaat.
Des Einen Steuer drückt, wie die des Andern
Vom gold'nen Aufwand Beider locket ſich
Der ſchlaue Fleiß den beſten Theil zurück.
Und wer verſchwenderiſch das Meiſte preisgiebt
Dem Wirthlichen, iſt ſchätzenswerth zumeiſt.
Wir ſehen zu, klug unſer Gut verbergend,
Das Einer, wie der Andere begehrt.
Denn roher Kampf erkennt kein Eigenthum,
Verarmung ſtraft den Verwitz auf zwei Seiten.
Doch halten wir uns wohlbedacht zurück,
Muß unſer Fürſt uns ſchonen, wenn er ſiegt,
Denn haben muß er wenn er herrſchen will,
Und unſrer Kaſte Frieden muß er ehren.
Nicht minder ſchätzt der Mogul nach dem Siege,
Daß wir ihn nicht in ſeiner Noth bedrängt.
— Der Kluge wirft die Saat in guter Stunde,
Den Kindeskindern reift der Ernte Preis.
Der frohe Sieg verſchmähet Maas und Waage.
— Drum hört auf mich, — packt auf, — und folget mir.

(Die Landleute nehmen ſtill ihr Gepäck auf, und folgen dem ſie auf der entgegengeſetzten Seite abführenden Führer.)

Einſiedler (allein.)

Lebt wohl, ihr Haine, gotterfullte Zeugen
Der langen Einſamkeit. Hinweg von hier,
Zu Kluft und Wüſte, wo kein Lebenston
Vernommen wird, den ungeheuern Schmerz
Um Deinen ſich vollendenden Verfall,
O Vaterland, in Stumpfheit zu begraben.
(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Zu Akbarabad.

(Prächtiger Säulenhof, reich, phantaſtiſch. In der Tiefe Durchſicht in die Gärten des Pallaſtes.)

Von der einen Seite treten auf, Giandra, Parandi Sing, zahlreiches ſtattliches Gefolge von Kriegern.

Von der andern Seite Aſſad, Ghitar, ebenfalls mit Gefolge. Alle bewaffnet.)

Aſſad.

Giandra! Ruhmgeſtirn im Strahl des Glücks,
Des Mogul Macht weicht Deinem Heldenſinn.
In Akbar's Schloß darf meine Schaar Dich ehren.
Sie bietet Dir ſelbſteignen Kampfes Sieg.
Den Feindesſchwarm, der ſie getrennt von Dir,
Durchbrach ſie kühn. Dein Beiſpiel ſtärkte ſie.
Nimm hin die Kraft, den Dienſt der Wohlbewährten.

Ciandra.

Willkommen denn. Hier drucket Gruß und Dank
Ein Wort nur aus, das Ihr verkündet: „Sieg!“

Aſſad

Sieg! und Ciandra.

Alle (außer Parandi Sing.)
Sieg! — Ciandra lebe!

Ciandra.

Ciandra lebt, doch wißt, nicht die von sonst
Sie hat geſiegt und athmet and're Luft,
Fühlt andern Trieb des Willens in der Seele
Die Schmach allein nährt Racheverſatz; Glück
Stimmt das Gemüth der Edlen zur Vergebung
Der Tiger würgt den Raub der machtlos ringt
Der Elephant, Dein Sinnbild, Vaterland,
Bezwingt den Feind, macht ihn unſchädlich, geht
Mit Fürſtenſtolz vorüber, und verſchont ihn.
Noch tobt die Schlacht, doch über dem Gefild,
Dem dampfenden, glänzt ſchon der Wolke Gold.
Die, noch vom Traum der Zukunft hold umfangen,
Auf Blumenduft den Gott des Friedens trägt.

Chitar (vortretend.)

Zum erſtenmal, o Fürſtin, preis ich Dich.
Unweiblich ſtolz warſt Du mir fremd. Dein Wort
Des Edelmuthes zwingt mich zur Verehrung.

(Kurze Pauſe der Beſtemmung, während die Blicke der Uebrigen auf Giandra gerichtet ſind.)

Aſſad.

Wer ſiegen kann, beſtimme Siegbenutzung.
— Was ſoll geſcheh'n nach dieſem erſten Schlag?

Giandra (lebhaft.)

Nach Delhi geht mein Weg. Des Akbar Thron
Sinkt ſchmählich hin, wenn ſeine Kaiſerſtadt
Uns zitternd öffnet ihre gold'nen Thore.

Alle

(außer Parandi Sing, mit erneuter Luſt.)

Nach Delhi, fort! — Nach Delhi, morgen ſchon.

Giandra

(bemerkt Parandi Sing, der düſter daſteht, und nahert ſich ihm mit achtungsvoller Freundlichkeit.)

Glorwürdiger, Held unſers Siegs, — Du ſchweigſt?

Parandi Sing.

Nach Delhi geht Dein Weg.

Giandra.

Und nicht Dein Wort?

Parandi Sing.

Nein. — es iſt ungefällig. — rufet Halt.

Giandra.

Willſt hemmen Du das Rad, das abwärts rollt?

Parandi Sing (lebhaft, ergriffen.)

Abwärts! — Prophetenſpruch.

Ciandra.

Was fürchteſt Du?

Parandi Sing.

Den Uebermuth, des Vortheils Ueberſchätzung.
Des Mogul Heer, in Ebnen mächtig nur,
Hat, im Gebirg bedrängt, uns weichen müſſen.
Ein offner Plan zeigt es in wahrer Macht.
Mit jedem Schritte rückwärts wächſt ihm Kraft,
Mit jedem vorwärts löſet ſich die unſre.
Wie könnten wir, ein regelloſer Hauf,
Den Ordnungen des Fußvolks widerſteh'n?
Den Doppelreih'n von tauſend Elephanten?
Der Windesbraut von hunderttauſend Reitern?
Dem Hörnerpaar des dunkeln Schlachtenmondes,
Der, wie wir nah'n, uns mächtig überflügelnd,
In engen Kreis des Todes ſchließen wird.

Aſſad.

Wen Furcht erfüllt, den weiſen wir zurück.

Chitar.

Die Hoffahrt zehrt am innern Mark der Kraft.
Die Weisheit ſchlummert in dem Ohr des Thoren.

Ciandra.

Sei deutlicher. Gieb uns Belehrung, wie
Wir ohne Fortſchritt, nicht verderben, — ſiegen.

Parandi Sing.

Dem neuen Sieg entſagend, ſiegen wir.
Dann giebt Vertrag, was nie ein Schwert erobert

Ciandra.

Was kann er geben?

Parandi Sing.

Unabhängigkeit.

Ciandra.

Wir könnten jetzt noch um Verträge bitten?

Parandi Sing.

Nicht wir, der Gegner bietet uns die Hand.

Ciandra.

Unmöglich!

Parandi Sing.

Nein. — Wir herrſchen im Gebirg.
Der Groß-Vezir erkennt wie nimmermehr
Sein Steppenvolk dies Heiligthum bezwingt;
Und giebt es auf, wenn wir das ebne Land
Unangefochten Akbars Scepter gönnen.
So theilen wir den Frieden, wie das Reich.
In Felſen und auf Felſen bauen wir
Den eignen Staat für unſer edles Volk.
Stark in uns ſelbſt, ſtreng in Enthaltſamkeit
Des Mannes und des Kriegers Tugend übend,
Bereiten wir die große Zukunft vor.

Kaum wird geſchehn, was unausbleiblich iſt
Die rohe Kraft des Mogul ſtirbt in Wonne,
Wie ſich im Ernſt die unſere vermehrt.
Denn Frucht des Unrechts birgt in goldner Schaale
Den weichen Kern ſchnell zehrende Verweſung,
Wenn ſchimmerloſes Recht aus Erd' und Luft
Des ſtillen Wachsthums Lebensfülle zieht,
Und ſpät gezeitigt, in Gediegenheit,
Des Glücks frühreife Schöpfung überdauert.

Chitar (zu Giandra.)

Da welch ein Wort! — O Fürſtin, mag es Dir,
Ein Leitungsſtern, der Thatkraft Ziel beſtimmen.

Giandra.

Mit Beifall und Bewunderung hört' ich es.
So mag es ſein, wenn Delhi unſer iſt.
Doch ohne dieſes wäre leerer Traum
An Friedensernſt bei ſolchem Feinde denken.

(Ein Krieger tritt auf.)

Giandra.

Was ſucht der Krieger in dem Fürſtenrath?

Krieger.

Ein ſtolzer Zug von weißen Elephanten
In glänzendem Geleite, kommt von Delhi.
Mit Friedenszeichen grüßet er das Heer.
Von Akbar abgefertigt, nahet Dir.

Im Staat, ein Großer ſeines Hofes. Fürſtin
Einlaß begehrend und Gehör.

Affad.

Ich ſtaune.

Parandi Sing (zu Giandra.)

Er bietet Dir die Hand. Ich irrte nicht.

Giandra (zum Krieger.)

Führt in das Schloß den Boten. Doch nur ihn,
Von einem Manne ſeiner Schaar begleitet.
Wir hören ihn.

(Krieger ab. Giandra fährt fort zu den übrigen Anweſenden.)

Für jetzt, entfernet Euch.
Ein Unerwartetes befängt, erſchüttert,
Und Sammelung bedarf mein Geiſt — Indeß
Bleibt nahe bei, ſobald der Bote kommt
Zu hören was er bringt.

(Alle gehen. Giandra ruft.)

Parandi Sing

(Er kehrt zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ciandra, Parandi Sing.

Parandi Sing.

Du rufeſt mich, nur mich zurück, Ciandra.
Zeigſt ſchmerzliche Bewegung. — Sprich. — Was
giebt es?

Ciandra.

Parandi Sing. — gieb mir die Hand.

Parandi Sing (ihre Hand faſſend.)
Du zitterſt?

Ciandra.

Wer hat mit wunderbarer Tapferkeit
Den Feind beſtürmt beſiegt, hinabgeſchleudert?
Du milder Held. — Du biſt des Volkes Retter!
Doch mich allein rühmt dieſe blinde Schaar.
Was bin ich aber? — ein geängſtet Weib.
Zertrümmert iſt mein Stolz, mein Muth geſunken,
Mein Ruhm iſt Lüge, Trug mein Heldenthum.
Zum Siege treib' ich, — und er macht mich beben
Den Fall bedenk' ich, und verzweifle. —
Retter
Des Vaterlandes rette mich — vor mir.

Parandi Sing (ruhig und mild.)
Klarheit, Ciandra, — und Du biſt gerettet

Geſtehe Dir die Schuld. —
Du liebſt den Emir.

Ciandra
(erſchreckt und erſchüttert auffahrend.)
Entſetzlicher! — was ſprichſt Du aus!

Parandi Sing.
Du riefſt mich.
Willſt Du nicht hören, heiß mich gehen.

Ciandra (ſich überwindend.)
Sprich.

Parandi Sing.
Du liebteſt ihn, als ihn Dein Auge traf,
Und wiegteſt Dich in ſchmeichelhafte Täuſchung.
Gedenke des Geſprächs zu Allior.
Ich wußte ſchon von Ejub Dich geliebt,
Und wünſchte nur ihn eilig zu entfernen.
Die Seligkeit der Nähe des Geliebten
Schon fühlteſt Du, ſo keimte Dein Entſchluß
Ihn vorſichtslos bei Dir zurückzuhalten.
Du wollteſt ſchnell den Angriff und die That,
Um freigemacht, auf Sonnenhöhn des Sieges,
Den glücklichen Beſitz verbotnen Gutes,
Aus Schlachtgewühl an Deine Bruſt zu ziehen.

Ciandra.
Halt ein. Genug. — Und wenn ich es gewollt?

Parandi Sing.

So wollteſt Du den Irrthum, das Verderben.

Ciandra.

Und warum jetzt dies bittre Mahnungswort,
Und damals nicht?

Parandi Sing.

Du hätteſt nicht geglaubt,
Im Widerſtande Deinen Wunſch befeuert.
— Sag' ich noch mehr? — Wohlan, — es ſei darum.
Ich liebe Dich mit ſchmerzlicher Gewalt.
Des Vaters Wort war meiner Hoffnung Pfand.
Du haſt den kalten Eiſenſchild der Pflicht
Mit ſtrengem Ernſt vor Deine Bruſt gehalten
Wenn damals ich mein heutig Wort gewagt.
Die treue Meinung wäre Dir als Neid,
Als Eiferſucht erſchienen.

Ciandra.

Meinſt Du? — Möglich.
Doch jetzt? — Nun iſt das Vaterland erſtanden.
Muß ich nun wollen, was Du fordern darfſt?

Parandi Sing.

Wie klein Du denkſt, — wie richtig ich geſehn.
Nein, — faſſe Muth. Mein Herz iſt hoff ungelos.

Ich widerrieth den angefangnen Kampf,
Und habe Dir den erſten Sieg errungen.
Ein tapfrer Schmerz kennt keinen Eigennutz.

Ciandra.

O großer Mann! — bewundert, — aber ach!
Zu ſpät gewürdigt: wie verlier' ich mich
Vor Deinem Adel, die vom Sturm Bewegte.
Doch eins empfind ich klar in meiner Noth:
Der Thatenmuth iſt nicht die höchſte Weihe
Des Heldenwerthes: — nur dem Gleichgewichte
Der edeln Kräfte wird der Preis gebeten.
Und wer die Völker retten will, muß ſelbſt
Bereits aus Leidenſchaftendrang gerettet ſein.

Parandi Sing.

Wer aber ſelbſt ſich nicht zu retten weiß,
Den rettet keines Gottes Allgewalt.
Kühn haſt Du angefangen; ende groß.
Des Herzens Wunſch, — wie tief er Dich bewegt,
Vor Deiner Sendung Pflichten leg' ihn nieder.
Dann wirſt Du ſiegen: — Dein beglücktes Volk
Wird Dich, und Deiner Abſicht Reinheit ſegnen.

Ciandra.

Und Du, Parandi Sing?

Parandi Sing

Mein Pfad erhebt ſich
Und einſam ſucht Entſagung ihren Sieg.

Sechſter Auftritt.

(Die Vorigen, Deni a und ein Krieger, treten gleichzeitig auf.)

Krieger.

Der Bote harrt am Thore.

Ciandra.

Führt ihn ein

Denita

(auf Ciandra zueilend, in lebhafter Bewegung.)

O Fürſtin — faſſe Dich — der Bote —

(Sie hält ein, mit einem Blicke auf Parandi Sing.)

Ciandra.

Nun?

Denita.

Iſt Gjub Chan

Ciandra

(erſchrickt heftig, und verbirgt ihr Geſicht in den Händen dann feſt und entſchloſſen.)

Es ſei. — Welch' Wiederſehen!! —

Siebenter Auftritt.

(Von einer Seite kommen, Aſſad, Chitar und die hindoſtaniſchen Krieger. Von der andern tritt auf mit raſchen Schritten Ejub Chan, von Azim begleitet. Ciandra ſteht in der Mitte der Bühne auf einer Erhöhung. Neben ihr, aber etwas tiefer, Parandi Sing.)

Ciandra (nach einer Pauſe.)

Was will der Mogul? Bote, rede frei

Ejub Chan.

Akbar begrüßt in ſeiner Burg Ciandra.
Der kühne Feind gefällt der ſichern Macht.
Sie weicht einmal dem kecken Zug, und lächelt,
Des letzten Schlags im leichten Spiel gewiß.
Denn meine nicht, daß dieſer Sieg Dir bleibt.
Heut wandelſt Du geſchmückt in dieſen Hallen,
Doch morgen kehrt der Herr des Hauſes wieder,
Und ſchüchtern weicht der ungelad'ne Gaſt.

Parandi Sing.

Die Drohung nicht, die Botſchaft fordern wir.

Ejub Chan.

Nicht Botſchaft dem Empörer, — nur Gebot
Legt Eure Waffen nieder, Raſende,
Kniet, — unterwerfet Euch.

Ciandra (beſorgt einfallend.)

Schweig.

Ejub Chan (fortfahrend.)

Auf Gnad' und Ungnad'.

(Giandra will reden. Ihr Blick begegnet dem des Ejub Chan, ſie wendet ſich ab, im innern Kampfe, und ſchweigt.)

Parandi Sing.

Für Gnad' und Ungnad' iſt zuviel geſchehn.
Des Stolzes Aufwand ſchreckt uns, frommt Dir nicht.
Du haſt uns Anderes zu ſagen. — Sprich.
Entſchließe Dich zur billigen Verhandlung.

Ejub Chan (zu Parandi Sing.)

Mit Sklaven handelt Timurs Enkel nicht.
Der Sonnenmorgen ſeines Reichs geht auf.
Nicht mag er ihn durch Schlachtenſtaub verdunkeln.
Die Macht zu ſtrafen iſt in ſeiner Hand,
Der Wunſch zu ſchonen glüht in ſeinem Herzen.
Wenn Ihr in Demuth ſeine Knie faßt,
Will er Giandrens Loos von Eurem trennen,
Das ihrige zum Sternenplan erhöhn,
Sein Herrſcheramt in ihre Rechte legen,
Euch huldvoll aufzuheben aus dem Staub.

Giandra.

In Räthſeln ſpricht man vor Giandra nicht.
Nie trennet ſich mein Loos von dem der Meinen.

Ejub Chan

(gegen Giandra mit gewinnender Anmuth.)

Das Seltene ſucht Seltenes zum Bund.
Und wälzte ſich ein dampfend Feuermeer
Dazwiſchen auch, das Königlich-Verwandte
Kann Wunder thun. Ein Wink von dort und hier,
Ein großer Wunſch, der gleichem Wunſch entſpricht,
Und ſieh, — die Glut wird machtlos, — breitet ſich
Als goldgeſäumter Purpurteppich aus,
Zum Siegesfeſt gleichſeliger Begegnung.
— Akbar iſt einzig in der Macht, — Giandra
In Schönheit einzig, und in Seelengröße.
Er iſt ein Mogul zwar, und ſie dagegen
Vom hindoſtaniſchen Geſchlecht. Die Wiege
Des Fürſtlich-Wunderbaren iſt der Erdkreis,
Und Volksurſprung zeichnet Herrſcher nicht.
So bietet Akbar ſeine Hand Giandren,
Mit ſeinem Thron, ſie krönend als Gemahlin.
Und wie mein Knie vor Dir ſich beugt,

(Er läßt ſich auf ein Knie nieder.)

ſo liegt
Mein ganz Geſchlecht vor Dir im Staub, Sultana.
Dies weite Reich mit ſeinen Völkern huldigt,
In Dienerpflicht, der jungen Kaiſerin.

(Große Ueberraſchung bei den Anweſenden. Giandra

nicht einen Augenblick versteinert, dann stößt sie einen Schrei aus. Denita eilt herbei, und empfängt sie in ihren Armen.)

Ejub Chan (aufgestanden.)

Erhebe Dich, glorwürd'ge Herrscherbraut.
Auf Akbars Thron sollst Du Dein Volk regieren.
Das Du für Dich, ja, kühn, zum Aufstand riefst
Du, wie du willst, gieb Frieden ihm und Gnade
Doch sprich ein Wort für Akbars Liebessehnsucht
Ein zweites Reich gieb ihm in deinem Ja.

Ciandra

(sich aufraffend, und außer sich in die Mitte der Bühne stürzend, mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme.)

Nein.

Ejub Chan (erstaunt zurücktretend.)

Was ist das?

Ciandra.

Eh' soll der Ganga Strom
Verwandeln sich zum Drachen von Krystall,
Umkehren sich, die hundert Mündungen,
Als so viel Nacken mit erzürnten Häuptern,
Zum Riesenthron des Himalaja wenden,
Und Hochgebirg und Thal, ganz Hindostan,
Mit seinen Tempeln, Völkern, Fruchtgefilden,
Ja, mit dem Meer das rauschend es umwogt,

In die von Glut erfüllten Schlünde schlürfen.
Eh' das geschieht.

Ejub Chan.

Wie?

Ciandra.

Weg Ihr Andern alle.
Laßt mich allein mit ihm.

Parandi Sing
(heimlich zu ihr, mit Bedeutung.)

Jetzt, — rette Dich.
(Er geht ab mit den Uebrigen.)

Achter Auftritt.

Ciandra, Ejub Chan.

Ciandra
(auf ihn zueilend, vor ihm stehen bleibend, ihn mit einem Blicke des Zornes und der Verzweiflung messend.)

Ejub!!

Ejub Chan (innig und sanft.)

Ciandra.

Ciandra.

Dieses mir, von Dir?

Ejub Chan.

Vernimm mich ganz.

Ciandra.

Nein, keine Sylbe mehr.
Ich, Akbar's Weib? — mein Sklavin. — Ejub,
Ejub! —
Bin ich nicht Dein?

Ejub Chan.

Ciandra, höre mich.

Ciandra (immer heftiger.)

Wie sagtest Du? „Durch Nacht hinan zum
Throne.
„Das Wiedersehn in dessen Herrlichkeit."
Um solchen Königsschmuck der Worte wagte
Sich anzumaßen der gemeinste Sinn?
— Ha! sei Du selbst der Akbar, dem Du dienst,
Dann ruf ich aus, in Zorn und Haß entlodert:
Ich, die Vertreterin des vielbegabten,
Des geistig höchsten Volkes Asiens,
Weil könnte Dich erhöhn. — Du, der Barbar,
Der wüste Sultan einer Wüstenherde,
Die räuberisch mein heilig Land entweiht,
Darfst nicht die Enkelin des großen Perus
Zu Besserem empor zu ziehen wähnen,
Wenn Du mit ihr die Völkergeißel theilst.

Ejub Chan (immer dringender.)

So höre mich nur an.

Ciandra (rasch einfallend.)

Wofür denn ſtreit' ich?

Haſt Du vergeſſen, was wir uns gelobt?
Die Eingeborenen, die Fremden ſollen
Ein Volk nur ſein: ein Strahl der milden Herrſchaft,
Die beiden gleich, ſoll ſegnend ſie beglücken.
Ich zog das Schwert, ich weiht es dieſem Zweck
Auf dieſes Akbar umgeſtürztem Throne
Will gründen ich den meinen, nur um Dich.
Den Herrlichſten, den Reinſten Deines Stammes.
Zu mir empor, an meine Bruſt zu ziehn,
In Dir und mir die Völker zu vermählen,
Mit Dir zu theilen Glück und Macht und Pflicht.

(Sie hält ein. Ojub Chan tritt zurück, und ſieht ſie befremdet an. Als er ſchweigt, fährt ſie auf im heftigen Affecte.)

Was ſtarreſt Du mich an? — Was ſprach ich denn?
Aus Deinem Blick zuckt Wahnſinn in mein Haupt.
Du wollteſt nicht? —

Ojub Chan

(einfallend mit Kraft und Majeſtät.)

Ciandra, nein, — ich will nicht.
Wohl hegt mein Sinn den göttlich ſchönen Plan.
Die Macht der Herrſchaft, und der Völker Recht
In klarem Spiegelbilde zu vereinen.

Nu Dir gewinnen wollt' ich ſolchen Preis.
Nicht ihn von Dir empfangen als Geſchenk
Der Siegeshuld. —
Ich bin in Gottes Hand
Sie darf allein erheben mich und beugen.
— Dein Traum war Wahn des Stolzes. — Wirf
ihn hin.

Ciandra
(auf einen Sitz niederſinkend.)

Hinweg!

Ejub Chan.

Ciandra.

Ciandra (außer ſich.)

Fort aus meinen Augen.
Dein Anblick iſt mein Tod. Auf dieſer Erde
Für mich und Dich nun kein Begegnen mehr,
Wenn nicht zu Krieg, und loderndem Verderben.
(Sie birgt ihr Geſicht in den Kiſſen.)

Ejub Chan (ſchmerzlich.)

So tilget Völkerhaß der Liebe Saat.
Ich — haſſe nicht. Doch meines Volkes Ehre,
Die Du verkenneſt, fordert meine Pflicht.
Du willſt den Krieg, — ſo nimm ihn hin. — Mein
Wille
Steht an den Grenzen meiner Macht. — Weltlauf,

Zu ſchnellem Sieg. — Und nach dem Sieg, —
Verſöhnung.
Denn was ich ſchwur, erfüll' ich. Du biſt mein.

(Er geht zu einem Metallbecken, das nebſt einem gol-
denen Hammer, an einer Säule hängt, und führt mit dem
letzten einen Schlag auf das Becken. Ein heller Klang
ertönt.)

Parandi Sing, Aſſad, Ghitar, und alle Krieger
eilen herbei.)

Ejub Chan (zu ihnen.)
Die Fürſtin fordert Kampf. So rüſtet Euch.
Im Schlachtgefilde ſehen wir uns wieder.

(Er geht raſch ab. Azim folgt ihm.)

Ciandra (ſpringt auf.)
Im Schlachtgefild' zum Kampf, zum Kampf, zum
Kampf!
Brecht auf, greift an. Durch Blut und Tod —
nach Delhi!

(Wilde Bewegung. Ciandra ſtürzt ab. Die Andern
folgen.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Felſenthal in den Gebirgen bei Allier, vor einem Höhlentempel. Dieſer nimmt in der hohen ſenkrechten Granitwand ausgehöhlt, den ganzen Hintergrund ein, mit weit offenem Portale. Fries, Säulen und Wände mit myſtiſchen Göttergeſtalten und Zeichen in halberhabener Arbeit verziert. Zwei rieſenhafte Bilder von Elephanten ſtehen frei zu beiden Seiten des Einganges. Die Scene rechts und links bilden Felſen, roh und groteſk zu Koloſſen von menſchlicher Form zugehauen, die bereits durch Verwitterung unbeſtimmt geworden. Blühender Kaktus wuchert umher. Schlingpflanzen umranken das Geſtein. — Es iſt ſpät Abend.

Aſſad tritt auf von der einen Seite, Chitar von der andern. Sie begegnen ſich. Jedem folgt eine Schaar von Kriegern. Alle bewaffnet.)

Aſſad (überraſcht.)

Chitar.

Chitar.

Mein Oheim.

Aſſad.

Seltſame Begegnung!

Chitar.

Wo kommſt du her?

Aſſad.

Von Allier. — Und Du?

Chitar.

Durch unwegſam Gebirg, vom Feind bedrängt,
Ihm endlich doch entgehend, — Allier
Den letzten Haltpunkt unſrer Macht zum Ziele.

Aſſad.

Unglücklicher! — Wie kamſt Du von uns ab
In jener unheilvollen Schlacht?

Chitar.

Kaum weiß ich.
Seit uns der Groß-Vezir Abul Kazil
Mit ſeinem unzählbaren Heer empfing
Auf jener Ebene von Akbarabad,
Schwimmt unbeſtimmt, ein grauſig Blutgebild,
Vor meiner Seele das Geſchehene.
Wir griffen an, und muthvoll. Dann betäubte
Der Drang der Uebermacht, das Wuthgeheul
Der Feindesſchaaren, die uns niederwarfen,
Mit Wenigen focht ich verzweiflungsvoll.
Der Strom der Schlachten rauſchte dann vorüber,
Und ließ, des Schiffbruchs Trümmer, uns zurück.
Da ſuchten wir der Abwehr letzten Hort
Aus des Gemetzels wirren Knäul zu retten

Aſſad.

So haſt Du nicht das Schrecklichſte geſehn.
Die Reih'n der Unſern vom Geſchütz zerſchmettert,
Von halbberauſchten Reitern umgeritten,
Zerquetſcht, zermalmt, vom Tritt der Elephanten.
Ein Pulverqualm dampfend ſtickendes Gemiſch,
Das undurchſichtbar das Gefild bedeckte.
O welch' ein Tag!

Chitar.

Ihr wolltet ihn. — Chandra?

Aſſad.

Mit Wenigen entkam die Weichende.
Parandi Sing, der Einzige von uns,
Der ungetrübt in Unglück und Entſetzen
Den ruhig klaren Heldenſinn bewahrt,
Hielt mit Beſonnenheit die Stunde feſt,
Die noch dem Letzten Rettung bringen konnte,
Und führte, ſelbſt bedeckt mit zwanzig Wunden,
Die Fürſtin aus der preſſenden Gefahr,
Nach Allier, wo machtlos ſie verzweifelt.

Chitar.

O welch ein Mann! — Ein Strahl der Hoffnung bleibt,
So lange dieſer Hochbegabte lebt.

Aſſad (nach kurzer Pauſe.)

Er lebt nicht mehr.

Chitar.

O Kunde der Vernichtung!

Aſſad.

Erſt heute fiel er, ſeiner Ahnen würdig.
Der Groß-Vezir hält Allier belagert.
Eh völlig er die Felſenburg umſchloß,
Hat noch Parandi Sing verſuchen wollen
Durch einen Ausfall einen Paß zu retten,
Der hoch vor zu einer Klüfte führt,
Von der das Schloß im Sturm zu nehmen ist
— Der Plan mißlang. — Ein Pfeil durchſtieß den Führer.

Chitar.

O! wer darf leben, wenn Er nicht mehr iſt!

Aſſad.

Wer lebt, verſuche Rettung. — Folge mir.

Chitar.

Wohin dein Weg?

Aſſad.

Nach Tankſal, meiner Heimath!
Vergebung iſt geſichert Jeglichem,
Der bis zum Morgen abzieht. Welcher bleibt,
Soll keiner Gnade werth und theilhaft ſein.

Chitar.

Ich gehe nicht mit Dir. Fahr wohl auf ewig.

— Der holden Tochter des Geliebten Gruß,
Den ſie nicht wiederſieht.

Aſſad.

Wohin Verkehrter?

Chitar.

Nach Allier.

Aſſad.

Wozu?

Chitar.

Zur letzten Pflicht.
Du ſtießeſt mich in dieſen Kampf, den ich,
Du weißt es, nicht gebilligt: nun
Bleib ich ihm feſt zum Aeußerſten. Du haſt
Im Siege Deinen Vortheil nur geſucht;
Ich ſuche nur der Treue Ruhm im Unglück.
(Er will gehen.)

Aſſad (ihn zurückhaltend.)

Halt Raſender, der Weg nach Allier
Iſt Dir verſchloſſen. Feinde rings umher.

Chitar.

Ich finde meinen Weg der offen iſt.

Aſſad.

Schon Morgen wird im Sturm das Schloß erſtiegen.

Chitar.

Als Letzter, welcher es vertheidiget, fall' ich.
(Er geht ab mit den Seinen.)

Assad (ihm nachsehend.)

Ein Starrkopf, wie er immer ist gewesen.
Er paßte doch nicht in die neue Zeit.

(Er geht ab auf der entgegengesetzten Seite. Die Seinen folgen ihm.)

Zweiter Auftritt.

(Ejub Chan, zuerst auf einer Felsenspitze über dem Höhlentempel erscheinend; nachher der Groß-Vezir Abul Fazil, und Gefolge.)

Ejub Chan (auf dem Felsen.)

Dies ist der Ort. So fand ich doch den Weg,
Den einsam ich bei Nacht zurückgelegt.
Der Höhlentempel gähnt gleich unter mir
Die riesenhaften Götterbilder an,
Des stillen Vorhofs schauerliche Wächter.

(Er ruft lauter in die Scene.)

Verfolget Diesen Pfad. Ihr seid am Ziele.

(Er verschwindet oben.)

(Abul Fazil tritt auf im Vordergrunde mit glänzendem Gefolge mogolischer Großen. Er betrachtet den Tempel und dessen Umgebungen mit Gestaunen.)

Abul Fazil.

Ha! — welch ein Ort! Bewunderungswerther Anblick!
Wie mächtig wollend das Geschlecht, wie doch
Und vielgebildet, dessen Geistesfalle

Solch Denkmal nachließ. Dieser Höhlentempel
Nicht abzusehen in der dunkeln Tiefe,
Sinnbild des still hinbrütenden Gedankens,
Der das Geheimniß der Natur durchdringt.
Und solch urweltlich Volk, entehrt, besiegt!
O trüber Wechsel alles Menschlichen!
Solch Volk zertreten? —
Beim Propheten, — nein:
Von neuem Licht durchflammt erhebt es sich.

(Ejub Chan kommt auf einem Seitenpfade heran, und tritt zu Abul Fazil.)

Ejub Chan.

Nun? — wie gemahnt Dich dieser Anblick?

Abul Fazil.

Wie
Mich es gemahnen möchte, wenn der Geist
Der Urwelt, plötzlich wieder auferstanden,
In grauenvoller Uebermacht erscheinend,
Der kleinen Gegenwart Gebiet beträte.

Ejub Chan.

So traf es mich, als ich in jener Nacht,
Tief aus dem Innersten der Höhle kommend,
Von dieser hehren Riesenbilderwerkstatt
Im bleichen Mondeslicht empfangen ward.

Abul Fazil.

Dies Elephantenpaar: — des Bildwerks Rathsel

Und Felſen, die man ſchuchtern fragen möchte,
Was Meißelſchlag, und was Verwitterung
Gewirkt an ihren Formen, bis ſie worden.
Wie wir ſie ſehen, Kunſt und Urgeſtalt,
In ſchauerlich unkenntlicher Verſchmelzung.
Was ſollen ſie bedeuten?

Ejub Chan.

Götzendienſt.

Abul Fazil.

So ſind des Wilden Wahngebilde nicht.
Symbole ſehen wir; die Zeichenſchrift
Aus frühſten Schulen menſchlicher Geſchlechter.
Der jungen Einſicht in die Weſenheiten
Noch ungeklärten feierlichen Spruch.

Ejub Chan.

Was lernen wir von ihm?

Abul Fazil.

Daß Staub wir ſind,
Der überdauert wird von unſern Werken;
Daß wir daher der großen ſchönen Werke
Befliſſen ſeien, die noch Zeugniß geben
Von edler Willensrichtung, wenn wir längſt
Nichts weiter ſind als Schriftzug auf den Tafeln
Der unerbittlich richtenden Geſchichte.
— Blick' um Dich her. Ein Volk das wir beſiegten

Schuf dieſe Wunder; wendet ſich aus ihnen
An uns, mit hochbedeutungsvoller Sprache.
Was aber fordert es?

Ejub Chan.

Die Neubelebung.

Abul Fazil

(gerührt, lebhaft, zum Himmel gerichtet.)

Dank! — Lob! untheilbar Ewiger.

Ejub Chan.

Mein Freund,
Verkunde mir, was Dich ſo tief bewegt.

Abul Fazil.

Dein würdiger Entſchluß, der mir am Ziele
Mein Werk [illegible] zeigt. In Thaten hat
Dein junger Heldenmuth ſich ſchon bewährt.
Doch, unverblendet von ſo hellem Lichte,
Blieb, nach wie vor, die Pflicht des Volkerhirten
Dir heiliger als des Erobrers Glanz.

Ejub Chan.

Dem Glanz der Flamme paart ſich ihre Wuth.
Aufbauen, nicht zerſtören iſt mein Zweck.
— So werf ich mich, — Dein Sohn, — Dir an
die Bruſt.
Umſchließe mich mit treuen Vaterarmen.
Wenn Thatendrang den Becher überſchäumt,
Beſchwichtige mit ernſtem Wort die Wallung

Abul Fazil.

Mein Daſein iſt in Dir; ich werde nicht.

Ejub Chan.

So ſammeln wir die Früchte der Erfahrung,
Und ordnen fleißig, rückſichtsvoll, beſonnen,
Der Volksverbrüderung ein neu Geſetz.

Abul Fazil.

Des Meiſters Bild verherrlichet das Werk.
Die künftigen Geſchlechter werden preiſen,
Wenn Delhis Burgen längſt in Staub zerfallen,
Den gold'nen Spiegel des —

Ejub Chan. (raſch einfallend, lächelnd.)

Abul Fazil.

— Doch ſieh, — der Bote kommt, den wir verſendet.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Azim.)

Ejub Chan.

Azim, herbei. Wie hält der Feind ſich? Sprich

Azim.

Still wie ein Grabesmal liegt Altior.
Die größte Zahl der Krieger zog davon,
Das Gnadenwort in banger Eil benutzend.
Die niedern Werke ſind verlaſſen ſchon.
Die Felſenburg allein iſt noch beſetzt.

Abul Fazil.

Ein raſcher Sturm in dieſer Nacht gewährt
Den Sieg zwar ſicher, — aber blutbeſpritzt.

Ejub Chan.

Ein blutlos Mittel iſt in meiner Hand,
Doch huten es unnahbar heil'ge Mächte
— Gebt mir die Fahne dieſes Reichs.

(Er empfängt aus den Händen eines der Anweſenden ein großes glänzendes Panier.)

Azim

Du nur allein bleibſt hier bei mir. —
Ihr Andern
Wählt aus dem Heer die Würdigſten, die Beſten
Sobald der Mond am Hochgebirg verſinkt,
Gebt Athemzug den kriegeriſchen Hörnern,
Und von der obern Fläche fuhrt die Schaar
Mit Kampfgeſchrei den Wall hinan, zum Sturm.
— Das Fernere, — der Schluß, — ſei mein.

(Zu Abul Fazil.)

Leb' wohl.

(Sie trennen ſich. Abul Fazil mit dem Gefolge geht ab, zur Seite. Ejub Chan und Azim verlieren ſich in der einbrechenden Dunkelheit des Hintergrundes.)

Vierter Auftritt.

(Zu Allier.)

(Der offene Saal auf der Platform wie im dritten Auf zuge. Es iſt Nacht. Beleuchtung durch eine von der Decke niederhängende Lampe, und durch den Mond, der am Himmel zwiſchen den Säulen ſichtbar wird.

(Viandra auf einem Ruhebette im tiefen Schlafe. Denita nähert ſich ihr, und betrachtet ſie einen Augenblick ſchweigend.)

Denita.

Sie ſchläft, und feſt. Dies iſt nicht Ruhe. So
Liegt auch der Schiffer auf dem Fels im Meere,
An dem ſein Kiel zerſchellt, verzweiflungsmud.
— Sie will erwachen. — Nein, — noch nicht. Sie
träumt.

Viandra (im Schlafe.)

Bleib, Hjub Chan. Ein Wort, ein einzig Wort.

Denita.

Weh, dieſer Schmerz folgt in den Schlaf ihr nach!
O Fluch dem Tag, der dieſen Feind ihr zeigte!

Viandra (im Schlafe.)

Parandi Sing, ich folge Dir.

Denita (mit Schmerzensausbruch.)

Fahr hin.

(Man hört unten in der Tiefe feierliche Posaunentöne.)

Denita.

Horch! — Horch! — Sie nahn zur ernſten Todtenfeier.
(Sie tritt in den Hintergrund, und blickt von der Terraſſe hinunter.)
Dort unten ſteht der Holzſtoß ſchon geſchmückt,
Den ſtarren Leib des Helden zu verwandeln.
— O welch ein Tag, der bald beginnen will;
Der mit Beſtattung anhebt; aber Leichen,
Und über welchen! — traurig enden wird.

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen. Ein Zug von Kriegern erſcheint im Hintergrunde außerhalb der Säulen, welcher die Leiche des Parandi Sing, im fürſtlichen Schmucke, vorübertragen will.)

Giandra (erwacht und erhebt ſich.)
Wo bin ich? — Trägt der ſchmerzdurchwühlte Leib
Der hoffnungslos Entlaufchten noch die Seele?
Bin ich dem Reich der Wirklichkeit entflohn,
Um in ein Heer von Träumen zu verſinken?
Der Wahn iſt aus.
(Sie erblickt den Todten.)
Kein Traum.. — Dort iſt Parandi Sing als Leiche
Den eben ich im Wahn als Sieger grüßte.
(Sie ſteht auf und ſchreitet vor.)
Ich bin Giandra wieder.
(Auf die Krieger zugehend.)

Ihr Treuen haltet ein.

(Die Bahn wird niedergeſetzt.)

Ciandra (den Todten betrachtend)

Wie glücklich biſt Du!

Des letzten Kampfes Schmerzen theilſt Du nicht.
Du fielſt ein Held! — Uns läutert noch die Pein.
Du liebteſt mich, — ich ſtieß Dich ins Verderben.
Vergieb, denn Jeglichen beſtimmt die Zeit.
Mich hauchte ſie zur Flamme hoch empor,
Ich konnte nichts, als rächen oder fallen
Dich goß ſie hin als ſtill geheime Flut,
Der Schmachgewalt den Grund hinweg zu ſpülen.
Zwei Gegenſätze paarte das Verhängniß.
Die wilde Flamme hat die Flut verflüchtigt.
Das Vaterland zu retten, war nicht Dir,
Nicht mir beſchieden. Thränenwerthes Beiſpiel.
Daß guter Vorſatz den Erfolg nicht zwingt,
Daß Einklang nur der Kraft wie des Willens
Den ſchweren Kampf um Heiliges beſteht.

(Zu den Kriegern.)

So nehmt ihn hin, und geht. Der Abſchluß bringt.
Das Feuer das ihn aufnimmt, zünde meines.

(Die Krieger entfernen ſich mit der Leiche.)

Ciandra (zu Denita.)

Du weinſt, Denita? — Faſſe Dich. Es iſt
Nur Unentſchiedenes beweinenswerth.

Als ich Ihn fand: als ich entſetzt, entzückt,
In Ihm mich ſelbſt erkannte: Tod und Leben
Der unterjochten Bruſt durch ihn beſtand,
Da war ich zu beklagen.
Als ich dann
Dem Schreckniß der Enttäuſchungen verfiel,
Hob mich ein Gott allwaltend aus der Glut,
Und ſcheinbar hülflos, bin ich frei, gerettet.

Denita.

O meine Fürſtin, — was beſchließeſt Du?

Ciandra.

Das Würdige.

(Man hört in weiter Ferne kriegeriſche Muſik.)

Horch! — der Trompeten Ton.
Er fordert mich. Der Feind erwacht zum Sturme.
Wir werden hier ihm kriegeriſch begegnen,
Der Uebermacht erliegend, Sieger ſein.

Sechſter Auftritt.

(Die Vorigen, Chitar, zurückkehrend mit den Kriegern, die den ganzen Hintergrund erfüllen.)

Chitar (feierlich.)

Der Feind rückt an. — Zur That! —

Ciandra.

Wir grüßen ſie.
Das Wort iſt Schall, die That nur iſt das Weſen

Vom Leichenmal des Helden kommt ihr her,
Als Seinesgleichen bauet Ihr das Eure.
Jedoch zuvor bedenkt: die große Löſung,
Iſt die geprieſene nicht jederzeit.
Wer mit mir fällt, ſtirbt für die Nachwelt auch
Kein Volkerlied trägt ſeinen edlen Namen
Auf Götterſchwingen hin. Der Feind zertritt ihn
Sein Ruhm beſteht nicht mit dem Eurigen,
Die Sklavenpflicht nicht mit dem Heldentume.
Noch weiß ich Rath, wenn Ihr Euch retten wollt
Ihr laſſet mich, doch bin ich nicht verlaſſen.
Warum beſteht die Witwe, feſt umſchlingend
Die Leiche des Gemahls, den Flammentod?
Weil ihres Lebens Werth in Staub zerfallen.
Ihr Loos iſt meins, denn Witwe bin auch ich,
Die Witwe meines theuren Vaterlandes.
Sein Stern, im Untergehen, zieht mich nach.

Chitar.

Vergeblich, richteſt du ſolch Wort an uns.
Denn uns beſtimmt der alte Brauch der Vater
Nie darf der Krieger ſich dem Feind ergeben,
Der in der letzten Zuflucht ihn bedroht.
Dann herrſcht des Stammes heiliges Gebot,
Und jubelnd werfen in die Feindesſpeere
Die Tapfern ſich, im letzten Dienſt der Ehre,
Die hohem Muth ein freies Ende bot.

Erſter Krieger.

Uns halt ein Schwur. Wir ziehn hinab. Es fallen
Im Sturm geſprengt, des Thores Flügel ein

Zweiter Krieger.

Ein Schlachtenruf noch füllet dieſe Hallen,
Dann wird fortan hier ewig Schweigen ſein.

Dritter Krieger.

Gewühl und Tod. — Der Knechte Wangen bleichen.
Und Uebermacht ſteht ſieglos auf den Leichen.

(Man hört draußen die wilde kriegeriſche Muſik der anrückenden Mogolen in einigen Takten, den wiederholten Ruf »Allah, Allah!« dazwiſchen. Es iſt Tag geworden.)

Ciandra.

Sie nahn! wohlan! Jetzt wird der Himmel klar.
Das Herz ſchwellt auf in ſeinen letzten Schlagen.
Auf, Helden, auf! Schon funkelt durch Gefahr,
Durch Todesnacht, der Rettung Stern entgegen.
In Blüthe ſteht, was eben Knospe war.
Der enge Leib kann Ewiges nicht hegen.
Die Gottheit dringt aus ihren Tempelwänden.
Hinab! — Empor! — Die Weihe zu vollenden

(Sie eilt ab mit den Kriegern.)

(Man vernimmt hinter der Scene eine kriegeriſche Symphonie, in welche das Orcheſter einſtimmt. Dazwiſchen tönt Geräuſch des Kampfes, und der Ruf »Allah! Allah!« Die Bühne bleibt eine kurze Zeit leer. Man vernimmt Schläge an der verborgenen Thür, die ſich wiederholen, bis dieſe aufſpringt.)

Siebenter Auftritt.

(Ejub Chan, das Panier in der Hand, eilt durch die geheime Thür hinein. Bei seinem Erscheinen schweigt das Orchester. Die Musik hinter der Scene dauert fort. Azim folgt.)

Ejub Chan.

Hier sind wir. — Allah tilge mich hinweg,
Wenn dies mein Werk nicht rein besteht vor Dir.
Den alten Völkerhaß will ich versöhnen,
Dem Strahl des Segens öffnen dieses Schloß,
Wenn waffenlos, dem Frieden es erobernd,
Ich dies Panier auf seine Zinne pflanze.

(Er pflanzt das Panier draußen auf der Terrasse auf. Man vernimmt unten Jubelgeschrei und Trompeten.)

Azim.

Die Fahne wird von unserm Volk erblickt
Sein Freudenruf begrüßt sie.

Ejub Chan

(ebenfalls hinabblickend mit Entsetzen.)

Schreckensanblick!
Die Krieger der Besatzung trennen sich,
Um einzeln in dem Kampf den Tod zu finden.
Auf hochgebühntem Söller, steht Clandra,
Von ihrem Bogen scharfe Pfeile schnellend.

Ihr Ruf, ihr Flehn, entflammt die Raſenden.
(Er ruft mit ſtarker Stimme hinunter.)
Giandra — Friede! —
Hier verhallt mein Wort.
Zu jener zweiten Brüſtung ſchnell hinab,
Dem rohen Schlachten Einhalt zu gebieten.
(Er eilt hinten ab.)

Azim (ihm nachſehend in die Tiefe.)
Dem Adler gleich fliegt er am Fels dahin.
Dicht über dem Getümmel ſteht er nun,
Und ſein Gebot der Schonung wird vernommen.
Es iſt umſonſt, der Feinde Raſerei
Macht jedes Gnadenmittel unwirkſam.
(Ein Hindoſtaner klimmt am Fels empor,
Allein und blutend, dieſer Brüſtung zu.
Was will er hier?

Chitar (hinter der Scene.)
Die Fahne muß herab.

Azim.
Der Fahne gilt es. — Der Verwegene.
So muß ich untersagten Kampf beſtehn.

Achter Auftritt.

(Azim, Chitar, der erſt mit dem Haupte über der Terraſſe erſcheint, und ſich emporſchwingt.)

Chitar (das Schwert in der Hand.)

Die Fahne muß herab. So lange noch
Ein Arm in Kraft ſich ſpannt, darf ſie nicht ſchanden
So vieler Heldenfürſten freien Sitz.

(Er will die Fahne niederreißen.)

Azim

(mit bloßer Waffe ſich ihm entgegenwerfend.)

Ich hüte dies Panier. Laß ab. — Du blutest,
Und biſt der Letzte Deiner Schaar.

Chitar

Hinab,
Hinab muß dieſes Zeichen unſrer Schmach

(Er rüttelt an der Fahne.)

Azim.

So zwingſt Du mich.

(Er drängt Chitar zurück. Sie fechten und ringen. In dem Azim den Chitar niederwirft, tödtlich getroffen, umklammert dieſer den Schaft der Fahne, und reißt ſie nieder.)

Chitar

(mit letzter Anſtrengung rufend.)

Sieg! — Sieg! die Fahne fällt

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen, Ejub Chan, dann mogolische Krieger, zuletzt Giandra.)

Ejub Chan (hineinstürzend.)

Azim, — halt ein. — Zu spät. — Auch hier zu spat.

(Er blickt in Ghitars Antlitz.)

Und diese Züge kenn' ich. Den vor Allen
Wollt ich erhalten wissen.

(Er kniet nieder, und sucht Ghitar in seinen Armen emporzurichten.)

Er ist hin.
So wie sein Blick, bricht unversöhnt sein Herz.

(Ejub Chan ist noch kniend um Ghitar beschäftigt, während man hinter der Scene den Siegesruf Allah! und Allah! vernimmt und mogolische Krieger über die Terrasse eilen.

Giandra schreitet mitten zwischen ihnen durch, mit aufgelöstem Haar, den Bogen in der Hand, einen gefüllten Köcher auf der Schulter. Die Krieger weichen ihr aus, und zerstreuen sich.

(Azim hat die Fahne wieder aufgesteckt.)

Giandra

zurücktretend, Ejub Chan gewahr werdend, und ihn einen Augenblick still betrachtend, mit Verwunderung.)

Dich fand ich wieder? — hier? — und so?

Ejub Chan (raſch aufſtehend.)

Ciandra,

Dein letzter Krieger ſtirbt in meinen Armen.

Ciandra

(Bogen und Köcher von ſich werfend.)

Mein Köcher iſt geleert, mein Kampf iſt aus.
Die Letzte blieb ich, für die letzten Pflichten.

Ejub Chan.

Ha! — welche Pflichten?

Ciandra.

Die den Schluß zu ziehn
Des Mährchens Ausgang ſchurzt der Lehre Knoten.
Was ich erſtreben wollen, ward zur Fabel.
Mein Amt, zu kunden noch, was ſie bedeutet.

Ejub Chan.

Spricht dies verſtrömte Blut nicht laut genug?
Das über mich nicht kommen darf. — Laß ab.
Als Freund erſchien ich hier. Zur Rettung kam ich.
Es war umſonſt.

Ciandra (mit bitterm Hohne.)

Wie ſchade.

Ejub Chan (innig.)

Nicht umſonſt.
Auf Trümmern blüht unwandelbar die Liebe.
Haucht Dich mit Lebensathem zärtlich an.
Gieb mir Dein Amt. Laß mich die Fabel deuten

Die höchſte Kraft im Dienſt des Völkergrimmes
Nur trennet und zerſtört. Die Liebe bindet.
Ihr Machtgebot verſcheucht die Leidenſchaften.
Setzt reines Hochgefühl zum Richter ein.

Ciandra (wie vorhin.)

Wie wohl belehrt der Horde Jugend iſt.
Kennt keine Leidenſchaft, nur Hochgefühl.
Weiß auch von Liebe.

(Stolz, wild, verachtend.)

Knabenhafter Schwätzer
Streu ſelbſtgefällig Redeblumen aus,
Doch nicht entweihe zungenfrech die Liebe.
Ein hehrer Traum iſt ſie, doch göttlich ſchön.
Ich habe ſie gekannt, geträumt. — Der Liebe
Wollt ich ein Reich erkämpfen; meinen Thron
Mit ihrem Gegenſtande theilen. — Wahnſinn! —
Ein herzloſer Verrath betrog mich. —

Ejub Eban.

Nein.
Nur eigene Verblendung täuſchte Dich.
Dein Herz, in Haß erwachſen, fand die Liebe.
Das arme ſchöne Herz ward nun getheilt.
Du riefſt den königlichen Geiſt zu Hülfe.
Ein luſtig Wahnverhältniß ſchuf er Dir,
In dem die Liebe mit dem alten Haß
Seltſam verſchmolzen, kunſtvoll gleichgewichtig

Die Krönung eines Planes weihen ſollte,
Den nur der Haß allein erzeugt, genährt.
Ha, das war halb, darum unmöglich, nichtig,
Im Gegenſatze des gediegen Ganzen.
Unwerth iſt Halbes Deiner großen Seele
Die volle ganze Liebe fordert Dich.
Gieb mir die Hand, — ich führe Dich —

Ciandra (mit Abſcheu.)

Hinweg. —
Ja halb nur war es, halb! — Darum hinweg!
Der Wahn hat unermeßlich viel gekoſtet,
Der letzten Helden Blut dem Vaterlande.
Mir ging mein Selbſt verloren. Jenes Blut
Kann ich zurück nicht rufen; aber mich
(Mit Geringſchätzung.)
Du willſt mich führen Mogul? — Wer geſtattet
Dir hier das Wort? Allein mit Königen
Verkehrt die Enkelin von hundert Herrſchern.

Ejub Chan

(gereizt auffahrend, mit gebietendem Anſtande vortretend, und mit ganzer Kraft der Stimme das Wort nehmend.)

Mit Königen? — Wohlan, — ſo wiſſe denn
Daß ich —

Ciandra

(ihn beleidigt und heftig ins Wort fallend.)

Daß Du des Akbar Sklave, biſt.

Geh' melde Deinem Sultan, daß ich ihn
Noch heute ſprechen will. Er harrt im Lager
Zur Taube mich vor ſeinem Thron zu ſehen
Doch melde, daß ich zu ihm niederſteige,
Nicht [illegible] eitelkeit ein Feſt zu geben,
Nicht ihn um Gnaden anzuflehn. — Ihn' —
Was wäre mir entbehrlicher als dieſe:
Rein, — vor ihm meine Sendung zu beſchließen
Geh' — ſag' ich — geh'. — Der Viper Anblick iſt
Mir minder widerſtrebend, als der Deine.

(Sie wendet ihm kalt den Rücken, und ſchreitet in den Hintergrund.)

Ejub Chan (nach einigem Beſinnen.)
So weiſeſt Du den Freund zurück, und willſt
Dafür dem Kaiſer treuen' Wohl es ſei

(Er ruft.)

Azim. — Gefolge, — der Gebieter ruft.

(Azim und mogoliſche Krieger erſcheinen.)

Ejub Chan (zu Azim.)
Die Fürſtin kommt hinunter in das Lager.
Der Kaiſer will, daß ſie mit vollem Glanze
Der Würde, die ſie ſchmückt, geleitet werde.
Tragt ſie hinab auf gold'nem Palankin.
Umgebet ſie mit Pracht und Ehrerbietung

(Zu Candra.)

Die Diener Akbars folgen Deinem Wink.

Und Akbar iſt bereit Dich zu empfangen.

(Er geht ab. Azim, die Krieger folgen ihm. Denita und die übrigen Frauen verſammeln ſich um Chandra.)

Chandra (nach einer Pauſe.)

Was rauſchet in dem Schweigen dieſer Hallen?
Sind's Tritte? — Nein. — Hier wandelt ferner Niemand.
Ein Weben nur, ein Flüſtern, ein Bewegen,
Ein leiſer Nachhall des Vergangenen.

(Hinausſtarrend.)

Da' Leeres wogt im Leeren. Was geſtaltlos,
Ringt, dehnt ſich, wirbelt nach Geſtalt.
Was iſt das?

(Zu den Dienerinnen.)

Da ſeid Ihr. — Seht Ihr nichts? So kommt es ſchreitet.
Es wogt heran, und dichter, immer dichter.
Es ordnet ſich. — Mein Vater, meine Brüder.
Noch mehr, — noch mehr, — noch mehr, — und immer mehr.
So viele Könige, ſo viele Kronen.
Sie dringen auf mich ein. Sie weiſen mich,
Die Lebende; hinweg aus ihrer Wohnung.
Umſonſt; — ich weiche nicht. Ich bin die Eure
— Denita.

Denita (beängſtigt.)

Fürſtin.

Cleandra.

Prinze meine Krone

(Tenira ab.)

Was zurnet Ihr? — weil ich noch zaudre? Schatten.
Der Staub verweht. Mein Schatten fließt in Euern
Den Quell, dem es entflammte nicht das Licht.

(Tenira kommt und bringt ihr eine Krone in Form einer Tiara.)

Ha! — (Sie ergreift die Krone, und setzt sie auf.)
Mein ist sie, mein! — wie kennt Euch anzehörend.
Noch verrieth' ich, — weiß, was ihrer würdig ist.
Nein, schauelt Eure Nevelbauten nicht.
Noch hab' ich nicht gesieget, doch — ich ende.
Was ist das? — Strahlen schimmern durch den
Nebel.
Die Kronen werden Sterne. Schatten ziehen
Als Lichtgewölke prächtig durch die Bläue.
Die Sonne steigt empor, und ich mit ihr.

(Sie eilt ab, die Dienerinnen folgen.)

Zehnter Auftritt.

Lager der Mogolen vor dem Schloſſe.

(In der Tiefe das große, reich ausgeſchmückte Gezelt des Kaiſers, noch verſchloſſen, von glänzenden Leibwachen umgeben. Andere ſtattliche Gezelte von beiden Seiten. Alles im Lichte des Morgens. Mogoliſche Größe. Kriegsleute gruppiren ſich umher, ſo daß die Mitte des Schauplatzes frei bleibt.

Zwei Emire kommen vorwärts im Geſpräche mit einander.)

Erſter Emir.

Die Zeichen ſind der neuen Herrſchaft günſtig.
Am Morgen ihres Feſtes, Allier,
Das letzte Hemmniß unſrer Macht, erobert.

Zweiter.

Erobert, ja. — Doch wie? — wer weiß es wohl?
Denn während die Beſatzung löwenhaft
Den Ausgang noch vertheidigt, ſiehe da,
Weht auf den Zinnen ſchon des Kaiſers Fahne.
— Ward aus der Luft herab das Schloß genommen?
Hat ſich, in Höflichkeit, ein Wirbelwind
Bemüht um das Panier, es hinzuweh'n?
Kurz, Alles was in letzter Zeit geſchah,
Liegt räthſelhaft, und das gefällt mir nicht.

Erſter.

Nun, Ejub Chan —

Zweiter.

Das iſt, — da ſteckt es eben.
Wo man nur hinhört, nichts als „Ejub Chan.“
Er Mittelpunkt von jeglicher Bewegung.
— Was iſt es denn mit dieſer ſchimmernden
Geburt der Macht von geſtern? Weſſen iſt ſie? —

Erſter.

Des Kaiſers Gunſt erhebt ihn.

Zweiter.

Kennen wir
Den Kaiſer ſchon? Wie ſieht er aus? — Wie
ſpricht er?
— Nichts gegen die ſehr weiſen Aſtrologen;
Doch ſo erzieht man Kriegerfürſten nicht.
Und wenn auch Er nur Spielzeug liebt, ſind wir
Für ſeinen Puppenkram doch viel zu alt.

Erſter.

Freund, — ſieh' Dich vor. In dieſer Stunde
noch
Tritt Akbar aus der Heimlichkeit, und nimmt
Der Völkerherrſchaft Zügel in die Hände.
Gilt lau uns ſehen, wie er ſich dabei
Zu nehmen weiß, denn augenblicklich wird

Ihm großer Probe Lösung aufgegeben.
Cleandra, die besiegte Fürstin, kommt
Herab, ins Lager. —

Zweiter.

Und im Königsprunke
Was soll nur das? Ihr ziemt die Sklavenkette.
Das ist verkehrte Ordnung. Welche Zeit
Hat solchen Unfug schon erlebt? Doch freilich
Wir leben in ganz neuen Zeiten. Hat
Man sie dem Kaiser doch vermählen wollen.

Erster.

Recht sehr verständig scheint mir. Giebt es wohl
Ein besser Mittel, die besiegten Völker
Mit ihres Siegers Herrschaft auszusöhnen?

Zweiter.

Nun, nun, Glück zu' — Was kummert uns
der Harem
Des Oberherrn. Doch solcher freche Prunk
Wächst aus den Launen dieses Sjuh Chan.
An wieviel wird man sich gewöhnen müssen!

Erster.

Still. Jetzt genug. Da kommt der Groß-Vezir.
Gleich hebt die feierliche Handlung an.

Elfter Auftritt.

(Die Vorigen. Abul Fazil aus einem Seitenflügel des Palastes kommend, den goldenen Stab in der Hand. Veziere, andere Staatsbeamte, begleiten ihn. Nachher Chandra.)

Alle (rufen.)

Heil dem Abul Fazil! — dem Groß-Vezir.

Abul Fazil.

Dem Akbar Heil! — Mein großer Auftrag schließt sich.
Er herrscht nun selbst. Des Himmels reichster Segen,
Verherrliche den Morgen seines Reiches.
(Zu einem Herold.)
Herold, herbei, — verkünde sein Gebot.

Herold

(eine Tribüne zur Seite besteigend.)

Hört Akbars kaiserliches Wort, ihr Völker.
Von heut ab, sollen die Gefährdeten
Gerechtigkeit erwarten von Ihm selbst,
Die Leidenden, von Ihm den Trost, die Milde,
Die schwer Bedrängten seinen Herrscherschutz.
Sein Thron ist Allen zugänglich, sein Ohr
Für jede Klage, jedes Flehen offen.

Die Feinde sollen zittern nur vor Ihm!
Er hat den Hirtenstab, und hat das Schwert;
Er rüstet das Gesetz mit seiner Macht,
Des Staates Ordnung regelt seine Vorsicht.
Sein Richter ist der Weise, den Er
Im Stande fürchtet und verehrt, als Diener.
Heil, Heil dem Akbar!

(Er verläßt die Tribüne.)

Alle (rufend.)

Heil dem Akbar, Heil!

(Abul Fazil geht [illegible] niederknieend, und im feierlichen Tone den noch verborgenen Monarchen anredend, während alle Anwesende sich gleichfalls niederwerfen.)

Abul Fazil.

Zuflucht der Welt! Gestirn der Herrlichkeit!
Panier des Ruhmes! Nachfolger des Propheten!
Dein Volk berührt die Schwelle Deines Thrones
In tiefer Demuth, im Gelübd' der Treue,
Die Sonne Deines Angesichts zu seh'n.

(Der Klang eines angeschlagenen Metallbeckens ertönt aus dem Gezelte. Unter rauschender Musik theilen sich die Vorhänge. In einem blendenden Lichte, das von vielen Lampen aus dem Innern sich ergießt, von Hofleuten umgeben, die ebenfalls auf den Knieen liegen, erscheint

Kaiser Akbar der Große,

auf einem erhabenen prächtigen Throne, in [illegible]

Stellung sitzend. Er trägt eine hohe schimmernde Krone und ist mit weiten Prachtgewändern bedeckt, die ihm das Ansehen eines Idols geben. Knaben mit Wedeln wehen ihm Luft zu. Andere schwingen dampfende Weihrauchfässer, deren Wolken ihn umwallen, so daß nur ein undeutlicher Blick von ihm zu erlangen ist.)

Abul Kazil

(indem die Musik schweigt.)

Hier kniet, o Herr, der Hüter Deines Amts.
Den goldnen Stab der Macht, ihm anvertraut,
Legt ehrfurchtsvoll er Dir zu Füßen nieder.
Nimm ihn zurück, und ford're Rechenschaft.

(Alvar winkt einem Hofdiener, welcher aufsteht, den Stab aufnimmt, auf ihn, vorher mit der Stirne die Stufe des Thrones berührend, dem Monarchen überreicht.)

Zweiter Emir (zum Grafen.)

Wo ist denn Gjub Khan ihn zu empfangen?

(Alvar betrachtet den Stab, wie in Nachsinnen verloren, dann gibt er dem Abul Kazil ein Zeichen sich zu nähern, und gibt ihm den Stab zurück.)

Abul Kazil.

Du giebst ein Glück, und eine Last zugleich
Im hohen Glanze den der Stab verleiht.
Die Menge sieht in diesem Stab das Glück.
Ich sehe nur darin die Last, und finde
Das Glück, wo sie die Last wähnt, in der Pflicht.

(Er legt den Stab an die Stirne, und begiebt sich an seinen vorigen Platz. Auf ein Zeichen von ihm erheben sich die Anwesenden.)

Abul Fazil (zum Kaiser.)

Die Wiege Deiner Macht umstrahlt ein Sieg
Dem letzten Sturm des Aufruhrs nahm Dein Heer
Die letzte Kraft der hochgespannten Schwingen
Der innre Streit in Deinem Reich verstummt.
In letzter Nacht ist Allier erobert.
Die Enkelin des Porus naht besiegt,
Den tiefen Fall, mit ehrender Ergebung,
Vor Deinem Angesichte zu betrauern.

(Er tritt zurück, und schließt sich den Hofleuten an. Ihrer Gezelle den Thron umgeben.

Ein Zug mogolischer Krieger geleitet einen prächtigen Tragsessel, von einem Thronhimmel überragt, aus dem Giandra hineingetragen wird, von ihren Frauen begleitet. Sie trägt den Fürstenschmuck, den sie in der vorhergehenden Scene angelegt, sitzt in sich versunken, theilnahmlos, abwesend, ohne ein Zeichen der Aufmerksamkeit auf die Umgebung. In der Nähe des kaiserlichen Zeltes wird sie niedergelassen. Denita und Azim, der neben dem Palankin wandelte, unterstützen sie beim Niedersteigen.)

Azim

(zu Giandra, auf Albar deutend.)

Dort ist der Kaiser. Sammle, fasse Dich.

(Chandra scheint aus einer Betäubung zu erwachen. Sie wirft einen flüchtigen Blick auf die Umgebung, und schreitet mit stolzem gebietenden Anstande auf das Gezelt zu, den Kaiser anzureden, ohne ihm Ehrfurcht, oder Aufmerksamkeit zu bezeigen. Akbar wendet sein Antlitz von ihr ab, so daß seine Augen von ihr nicht wahrzunehmen sind.)

Chandra (kalt und entschlossen.)

Akbar, von Leichen komm' ich, einer Leiche
Botschafterin an Dich, vorübergehend,
Um mich zu einer Leiche zu begeben.
Von meiner Heldenschaar lebt Niemand mehr.
Auch Hindostan ist todt: ich soll es melden.
Du hast ein schönes, weitumgrenztes Reich
Nun sicher im Besitz für Deine Laune.
Doch dieses Reich hat keine Seele mehr.
Die darin war, sie duldete Dich nicht dulden.
Du hast im letzten Ringen sie zerstört.
Dein ungeweihter Fuß, gekrönter Mensch,
Hat diesen Götterfunken ausgetreten.

(Bewegung unter den Anwesenden.)

Abul Fazil (eilends ins Wort fallend.)

Halt ein! — Wozu dies Wort? — was frommt es hier?
Weshalb denn kamst Du her?

Chandra (zu Akbar, ohne Abul Fazil zu beachten.)

Um Dir zu kunden,
Daß Du umsonst erobert und gemordet;

Daß wenn Du wirklich Gutes säen willst,
Es Dir nicht aufgeht, denn Du thronst im Unrecht.
Die Wahrheit ist mein letzter Pfeil; ich wäre
Ciandra nicht, wenn ich, bevor ich ende,
Ihn brennend nicht Dir in den Busen schnellte.
Sei weise, gütig, doch nur heute lebst Du,
Bis morgen schon die Fabel nur von gestern.
Die Werke, die Du baust auf hohlem Boden,
Sie stürzen hinter Dir. Die Macht berauscht
Die nichts zu schonen hat; die Sitte, Neigung
Und Glauben nicht bedingen. Willkühr ist
Ein süßes freilich, aber doch ein Gift.
Der Vater kann wohl Reich und Schätze, nicht
Den Geist den Söhnen, Enkeln hinterlassen.
Dem Helden folgt der Weichling, der Tyrann.
Die Blutdurst mischt sich in den Schaum der Lüste.
Die lieben nimmer, die nicht achten lernten.
Und von den Gräbern kleiner Opfer schreitet
Der Mord, ein Tiger, in Dein eigen Haus.

(Mit triumphirender Stimme.)

Dann stürzt in Schmach und Schimpf der Stamm
des Timur,
Den neuen bessern Völkern ein Gespött.

Viele Stimmen aus der Versammlung.

(entrüstet.)

Halt ein, — halt ein.

(Allgemeine Aufregung.)

Abul Fazil (auf einen Wink Akbars.)

Der Kaiser fordert Schweigen.

Ciandra.

Zwei Worte noch von mir.

Mein Ahnherr Porus

Ward auch besiegt vom Griechen Alexander,
Und stand vor ihm, wie jetzt vor Dir ich stehe.
Dem großen Fremdling widerstand sein Sieg.
Er gab dem Völkerhirten seine Krone,
Sein Reich zurück, umschloß ihn brüderlich,
Und kehrte heim. Das kannst Du, darfst Du nicht.
Dort waltete das Leben freier Größe,
Hier Tod vor überwachsender Gewalt.
Mein letztes Werk, eh von der Welt ich scheide,
Ist, ihr ein sichtlich Merkmal darzulegen,
Daß Du gesiegt nicht hast, nur überwältigt.
Daß Hindostan des Porus würdig endet,
Daß aber Du — nicht Alexander bist.

Akbar
(auffahrend mit gewaltiger Stimme.)

Ciandra! —

Ciandra (entsetzt zurückfahrend.)

Ha! — was ist das? — welche Stimme.
Ergreift mich Wahnsinn.

(Sie stürzt gegen den Thron, kann fast schreiend.)

Ejub Coan.

Akbar.

Ich bin's.

(Er wirft die Gewänder zurück, und erhebt ſich. Allgemeine Ueberraſchung.)

Zweiter Emir

(zum Erſten.)

Wie? Djub Chan und Akbar, eins?

Erſter.

Ich ahnt' es.

Akbar

(vom Throne eilend, und Giandras Hand ergreifend, kalt und lebhaft.)

Ich zeige Dir, daß Hindoſtan nicht endet,
Und daß ich mehr als Alexander bin.
Den Siegespreis, den er nicht halten konnte,
Warf er verächtlich von ſich. Mich entzückt es
Was ich behaupten kann, Dir hinzugeben.
Mit mir und Allem, was mein eigen iſt.
Dein Platz iſt neben mir, auf meinem Throne.

(Zu den Anweſenden.)

Ihr, meine Tapfern, Zeugen dieſes großen
Und wunderbaren Wechſels der Geſchicke,
Nehmt Euch die Lehre, daß mein Regiment
Nur die Verſöhnung will; daß der allein
Mir wohlgefallen wird, der meinem Beiſpiel

In mildem Sinne folget. Keine Scheidung
Der Völker ferner. Jedem Glauben Achtung.
Der fromm beseligt aufwärts strebt. Die Liebe
Für Alle gleich bereit. So bringet freudig
Der neuen Herrscherin die Huldigung.

Alle (in freudiger Bewegung.)

Heil, Akbar Dir! Heil Dir, Ciandra! Heil Euch

Ciandra

(sich nach einer Betäubung erholend, mit ganz veränderten Wesen, und erheiterten Zügen.)

Halt fest, o Herz! — Wie leicht, wie frei! — der Haß,
Der Stolz entfliehn. Der Friede naht, umflossen
Vom Lichtglanz seliger Begeisterung.

(Zu Akbar mit Innigkeit.)

Nun kenn' ich Dich. — Ja, Du bist groß, bist mein!
Doch höher, heiliger ist meine Sendung,
Und, wie Du mächtig mich zu halten strebest,
Noch mächtiger entreißt mich mein Beruf.
Das Leben meines Volkes war mein Leben.
Es ist dahin, und Deine Tugend kann
Es nicht beseelen mehr. Was soll ich Dir
Auf Deinem Throne, die Verblutende.
Doch, göttlich angefacht, wird meine Liebe

Zum letzten Strahl des großen Sonnentages,
Der, noch im Fall, mein Vaterland beleuchtet,
Und mit ihm sink ich, sieg- und wonnetrunken,
Aus Wetterwolken in das Abendroth.

(Sie durchsticht sich mit einem Dolche, und sinkt.)

Akbar (im heftigsten Entsetzen.)

Barmherzigkeit des Ewigen!

Abul Fazil (herbeistürzend.)

Zu Hilf!

(Er empfängt sie in seinen Armen.)

Die Umstehenden (mit Zeichen des Grausens.)

O schauderhaft, entsetzenvolle That!

Siandra

(sich noch einmal erhebend, den Blick in die Ferne starr gerichtet.)

Wie hell! — Es rauscht heran. — Ein Kreis
von Adlern.
Die Meinen sind es, — rufen die Getreuen.
Die Schwinge breitet sich. — Empor! — empor!

(Sie stirbt. Ihre Leiche wird auf einem Ruhebette hinweggetragen.)

Akbar (nach einer feierlichen Pause.)

O! glücklich der am Ziele Ruhende.

Der wilden Schmerz in der getheilten Bruſt
Zu Klagen, und in Thränen löſen darf.
Dem, welchem Macht und Völkerherrſchaft ſchwer
Auf's Haupt gelegt ſind, iſt es nicht vergönnt.
Das Große wird auf meiner Lebensbahn
Zu finden ſein: das Schöne iſt dahin.
Den Zorn, ich will ihn von der Stirne bannen.
Doch lächeln, — lächeln! wird mein Mund nicht mehr.

(Auf die Bühne deutend.)

Mogelen, hier — ſeht Eure Kaiſerin.
Im Leben warf ſie von ſich Eure Krone,
Nun drückt der Tod ſie feſt auf ihre Stirn.
— Kniet, — huldigt ihr.

(Alle knien mit Zeichen der Erſchütterung. Akbar tritt zu der Leiche, und küßt ihre Stirn.)

Wie blaß, — und doch wie ſchön.

(Zu Abul Fazil.)

Ihr liebliches Gebild, bleib unvergänglich.
Ihr Grabmal ſei das Kleinod dieſes Reichs.

(Zu den Knienden.)

Empor!

(Alle erheben ſich.)

Dort iſt mein Thron, mein heilig Amt.

(Er beſteigt wieder den Thron.)

Und was ich einſt in ihre Hand gelobte,
Sei meines Daſeins ernſte, höchſte Pflicht
So mögen ſpäte Zeiten an dem Bilde
Sich ſegnend freuen, das aus alten Tagen
Der Spiegel Akbars ſonnenähnlich ſtrahlt

(Der Vorhang fällt.)

Geheimniſſe und ihr Ende.

Luſtſpiel in drei Aufzügen

Perſonen.

Hofrath Heimlich, ein reicher Gutsbeſitzer.
Frau Warmuth, ſeine Schwägerin, Wittwe.
Thereſe, ſeine Tochter.
Ferdinand Waldheim, ein junger Gelehrter.
Franz Klee, Student.
Sarras, Kreis-Inſpector.
Anton, ein Müllerburſche.
Johann, Gärtner des Hofrathes.
Ein Gendarm.
Einige Häſcher.

Die Scene auf dem Landgute des Hofrathes

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Garten. In einer Laube im Hintergrunde ſitzt der Hofrath Heimlich, in das Leſen eines Buches vertieft. Im Vordergrunde ſitzen auf einer Gartenbank, vor der ein Tiſch ſteht, Frau Warmuth und Thereſe mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Johann, der Gärtner tritt eben ein.)

Johann

(zu Frau Warmuth.)

Mit Vergunſt, Madame, ich habe nur fragen wollen, ob ich nun den Salat verſetzen ſoll?

Frau Warmuth (aufſt.)

Herr Bruder.

Hofrath (ungeduldig auffahrend.)

Was giebt es ſchon wieder?

Frau Warmuth.

Johann fragt, ob er den Salat verſetzen ſoll.

Hofrath.

Laſſen Sie mich mit Ihrem Salate. Ich habe andere Dinge im Kopfe.

Johann.

Es iſt aber doch die höchſte Zeit.

Hofrath.

Trop. Auch die Natur hat ihre Geheimniſſe, denen nicht vorzugreifen iſt.

Frau Warmuth.

Wieder ein Geheimniß; und auf den Gemüſebeeten.

Johann.

Soll ich ſtatt deſſen die jungen Bäume propfen?

Frau Warmuth (ruft.)

Herr Bruder.

Hofrath (auffahrend.)

Nun?

Frau Warmuth.

Soll Johann die jungen Bäume pfropfen?

Hofrath.

Immerhin.

Johann.

Aber mit welchen Reiſern?

(Der Hofrath antwortet nicht.)

Frau Warmuth (ungeduldig.)

Legen Sie doch das verwünſchte Buch bei Seite, Herr Bruder, und laſſen mit ſich ſprechen. Johann

will wiſſen, welche Obſtſorten er auf die jungen Stämme pfropfen ſoll.

Hofrath (wie vorhin.)

Daß ich ein Thor wäre das an die große Glocke zu hängen. Welche Veredlung ich jedem Stamme beſtimme iſt mein Geheimniß. Erſt die Früchte ſollen dereinſt meine wunderbaren Combinationen ans Licht bringen.

(Zu Johann.)

Geh. In einer Stunde bin ich ſelbſt in der Baumſchule, und dort das Weitere.

(Johann ab.)

Frau Warmuth.

Da werden wir curioſes Obſt zu ſehen bekommen O dieſe Sucht der Geheimniſſe, hinter der nie Etwas iſt, als höchſtens Verwirrung.

Thereſe.

Bitte, liebe Tante, dulden Sie dieſe harmloſe Neigung.

Frau Warmuth.

Nichts davon. — Schwachheit! — Thorheit! — Verkehrtheit! Manie! Er ſchreibt an einen Nachbar wegen neuer Kleeſaat bei verſchloſſenen Thüren, und trägt den Brief wochenlang in der Taſche, bis er Mittel findet, ihn geheim zu beſtellen. Er jagt

einen faulen Knecht aus dem Dienste, und Niemand soll wissen warum? Miethet einen neuen, aber Niemand soll erfahren wen? und woher? Er verriegelt sich mit den neuen Paketen von der Post in sein Kabinet um sie zu lesen, und es sind nur die Zeitungen, die in jedem Bierhause ausliegen.

Therese.

Nur das Bestreben die flache Alltäglichkeit des Lebens mit einem Scheine wenigstens des Höheren, Wunderbaren zu zieren. Er ist so gut.

Frau Warmuth.

Man verliert aber dabei die Geduld.

Therese.

Wer eine verlieren kann, liebe Tante, hat sie niemals gehabt.

Frau Warmuth.

Du freilich bist sein unermüdeter Advokat, sollst aber erst selbst lernen, was sich ziemt.

Therese.

Er weiß es. Wie mild, wohlwollend, und hülfreich ist er.

Frau Warmuth.

Das bestreite ich nicht.

Therese.

Wie zärtlich hat er meine Mutter, ihre Schwester, geliebt.

Frau Warmuth.

Gerade die Schläge hat ihn verzogen, nur ihn in alle seinen Thorheiten bestärkt. Er war immer d Vater und Mutter wünschten nichts sehnlicher als ihn mit ihrer Tochter zu verbinden. Er mußte a aber doch mußte ein geheimer Liebesroman ge werden. Er konnte die Braut alle Tage vor d ganzen Welt haben. Aber nein. Sie mußte ih von ihm entführen lassen. Er konnte so gern Hochzeit erleben. Nein. Er mußte sich mit im Auge hinter unserem Rücken trauen lassen. Sie wußten freilich Alles was er trieb; lachten ihn au und ließen ihm seinen geheimen Spaß.

Thereſe.

Sie sollten also an Nachsicht gewöhnt sein.

Frau Warmuth.

Das folgt nicht. Einem Liebhaber, den man a zum Schwiegersohne, Schwager, und Mann hab will, sieht man allenfalls nach, wenn er ein sonder barer Kauz ist. Aber bei Jahren muß er Verstand sein, und es ist nicht alle Tage Hochzeit

Thereſe.

Aber alle Tage Zeit die Guten zu lieben, sie zu schonen.

Frau Warmuth.

Und wenn er ſich nur nicht um anderer Leute Dinge den Kopf warm machte. Aber mit der Geheimnißkrämerei reiſet ſeine Neugierde auf gemeinſchaftliche Koſten, und ſeine Phantaſie fährt die Extrapoſt ohne Zügel, und Vernunft. Nicht nur ſoll Jedermann Geheimniſſe haben, ſondern er will auch dahinter kommen, und ſie zu Hirngeſpinnſten verarbeiten.

Thereſe

(ein wenig empfindlich.)

Er hat noch Niemand dadurch geſchadet.

Frau Warmuth.

Weil ihm Niemand mehr preisgegeben als leeres Stroh.

Hofrath

(ſchlägt ſein Buch zu, ſteckt es in die Taſche, und ruft in Extaſe, indem er vorkommt)

Meiſterwerk! bewunderungswürdiges Buch.

Frau Warmuth.

So geben Sie es doch heraus, damit man auch Etwas davon hat.

Hofrath (wichtig.)

Nein, Frau Schweſter, das iſt kein Buch für Sie.

Frau Warmuth.

Wie heißt denn der Titel?

Hofrath.

Er iſt ein Geheimniß.

Frau Warmuth

Ein gedrucktes.

Hofrath.

Fauſts Höllenzwang iſt auch gedruckt. Aber er liegt an Ketten auf den Bibliotheken, mit einem großen Schloſſe an der Naſe.

Frau Warmuth.

Es wird doch keine Geiſterbeſchwörung in Ihrem Buche ſein?

Hofrath.

Möglich.

Frau Warmuth.

Sie werden uns doch nicht Geſpenſter aus Ihrer Taſche auf den Hals citiren wollen?

Hofrath.

Möglich.

Thereſe.

Ihre Geheimniſſe, lieber Vater, wiſſen wir zu ehren. Sie würden uns aber entzücken, wenn Sie uns von dem Inhalte Ihres Buches ſo viel mittheilen wollten, als uns zu wiſſen frommt.

Hofrath (sehr freundlich.)

Schelm! — Wer kann Dir Etwas abschlagen sofern nicht Geheimnisse —

Frau Warmuth (ärgerlich aufspringend.)

Geheimnisse! — Geheimnisse!

Hofrath

(zu Theresen, die unterdeß auch aufgestanden ist.)

Sieh', dieses Buch, mein Herz, dessen Titel Dir zu verschweigen ich nöthig finde, handelt von den wichtigsten Geheimnissen der Welt, die darin mit mächtigem Scharfsinn ergründet werden.

Therese.

Hat es denn wirklich so viel Geheimnisse in der Welt gegeben, an denen der Scharfsinn sich noch jetzt zu versuchen hätte?

Hofrath (wichtig thuend.)

Ja, mein Kind. — Erstlich, die der Pythagoräer, dann die eleusinischen; dann die von Samothrace, dann die der Tempelherrn; endlich die der Freimaurer. Jenes köstliche Buch, jenes unschätzbare Werk, handelt von ihnen allen: weiset, mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit ihren Ursprung nach, ihre Beschaffenheit: durchdringt sie mit stupendem Geiste, macht alle offenbar, so daß man sich in alle eingeweiht findet durch bloßes Lesen. Zuletzt ent-

wickelt es ihren Zusammenhang, baut sie auf zu einem großen Ganzen, dessen Schlußstein der mystische Baffomet ist.

Therese.

Ihr Buch, wenn auch allerdings nur Frauen nicht geeignet, muß anziehend sein.

Hofrath.

Höchst anziehend.

Therese.

Wer ist der Verfasser?

Hofrath.

Selbst ein Geheimniß, — sogar für mich — Hat sich nicht genannt. Aber, — ich muß ihn herausbringen; — werde ihn herausbringen.

Therese.

Es wird Ihnen gelingen.

Hofrath.

Ohne Zweifel.

Therese.

Möchte seine persönliche Bekanntschaft den Eindruck, den sein Werk auf Sie gemacht, noch erhöhen.

Hofrath.

Seine persönliche Bekanntschaft wird mich entzücken. — Wer weiß, mein Kind, — wer weiß — ob sich dann nicht eine innigere Annäherung

ergiebt, — ein beglückendes Verhältniß. — Komm her, Thereschen.

(Er küßt ihre Stirn.)

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, daß er nöthigung ſei. Du biſt mein einziges, liebes Kind. Ich habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als Dich glücklich zu ſehen an der Hand eines —

Frau Warmuth

(erzürnt dazwiſchen fahrend.)

Nun Gott ſei bei uns. Ich glaube Sie haben ſich ſchon in den Kopf geſetzt Thereſen mit dem Baronet zu verheirathen, der Ihr vertrachtes Buch geſchrieben.

Hofrath.

Baronet? — was?

Frau Warmuth

Nun mit dem mißigen Baronet der den Schlußſtein ſetzt.

Hofrath (auflachend.)

Mißiger Baronet, Ha ha ha. Vortrefflich. Von dem myſtiſchen Baffomet habe ich geſprochen, der übrigens keine Bücher ſchreibt, und dem gerade das meine (er klopft auf die Taſche) arg zu Leibe geht. Indeß der Verfaſſer zeigt, indem er auch von der platoniſchen Liebe ſpricht, Eigenſchaften, die ihn der Liebe jedes Mädchens würdig machen

Frau Warmuth (wie vorhin.)

Laſſen Sie ihn doch durch die Zeitungen anbieten, ihm Ihre Tochter anzutragen.

Hofrath.

Ich meine es dürfte eben kein Nachtheil dabei ſein, wenn Sie ſich auf Milchkammer und Speisegewölbe beſchränkten, dafür aber meine Angelegenheiten zur Seite ließen.

Frau Warmuth

(anfangs heftig, dann in Rührung übergehend.)

Ich werde aber keinen Familienſkandal dulden. Ihre Tochter iſt das Kind meiner Schweſter. Ich habe ſie erziehen helfen; ſie wird mich beerben. Der Seligen auf Ihrem Todtenbette habe ich versprochen Mutterſtelle bei ihr zu vertreten. Ich geſtatte nicht, daß Sie meinen Augapfel nach Ihren Einfällen und Launen an erſt wen verheirathen, den Sie noch nicht einmal dem Namen nach kennen.

Hofrath.

Ich bitte Sie, gerathen Sie nicht in Hitze, und am Ende gar in Rührung. Wenn Sie erſt gerührt ſind, iſt mit Ihnen kein Auskommen mehr. Ich bin Thereſens zärtlicher Vater, und Sie werden ſich doch nicht einbilden —

Frau Warmuth.

Daß Sie ihr einen Mann ausfinden werden, der nur nach Ihrer Pfeife tanzt, — ja das werde ich mir einbilden.

Thereſe.

Laſſen Sie das, liebe Tante.

Frau Warmuth.

Ich leide nicht, daß Du den — Baronet —

Hofrath (mit dem Fuße ſtampfend.)

Baſſomet.

Frau Warmuth.

Baſſomet, oder Baronet, Thermometer. Es iſt alles eins. Sie ſoll keinen andern Mann nehmen als den mir gefällt, und ihr gefällt.

Hofrath.

Der ihr gefällt, — verſteht ſich. Ich, für mein Theil, weiß aber allen Geheimniſſen auf die Spur zu kommen, alſo auch denen ihres Herzens. Ich werde ſchon den Mann zu finden wiſſen, der ihr gefallen ſoll.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen, Anton, der Müllerburſche, ganz mit Mehl beſtreut.)

Anton (im Hintergrunde.)

Pſt — pſt — Frau Warmuth.

Hofrath

(sich rasch umsehend, und auf ihn zufahrend.)

Anton, aus der Mühle. — Was hast Du? was willst Du?

Anton (thut verlegen.)

Nichts für ungut, lieber Herr, wollte nur ein Wortchen mit der Frau reden.

Hofrath

(immer lebhafter und neugieriger.)

Was hast Du mit der Frau zu reden?

Frau Warmuth

Hoffentlich Etwas, das Sie nichts angeht. Komm Komme er zu Ihnen.

Hofrath.

Ich glaube gar, dahinter steckt ein Geheimniß — He?

Anton

Ja, lieber Herr, ein Geheimniß.

Hofrath (sehr freundlich.)

Ein Geheimniß! — Sieh' da. — Mein lieber Sohn, Du thätest jedenfalls am Besten, es mir anzuvertrauen.

Anton.

Nein. — Das geht nicht.

Hofrath.

Possen.

Anton.

Es geht durchaus nicht.

Hofrath (ungeduldig.)

Aber ich befehle es dir. Ich bestehe darauf.

Frau Warmuth.

Herr Bruder Sie werden ja desperat. Ich gönne Ihnen Ihren Kram, geben Sie dafür auch dem meinigen aus dem Wege. Es steht einem Manne schlecht neugierig zu sein.

Hofrath (eifernd.)

Das bin ich nicht. Aber meine gutsherrlichen Rechte kann ich nicht schmälern lassen. Alle Früchte die mein Grund und Boden hervorbringt, sind mein, mithin auch die etwa darauf vorkommenden Gewächse, die zu dem Geschlecht der Kryptogamen gehören.

Frau Warmuth.

Dort kommt eben Johann Sie nach der Baumschule abzurufen.

(Da er zögert, zieht sie ihn zur Seite, mit nachdrücklich ermahnendem Tone.)

Herr Bruder! — Sie werden sich doch wohl schämen.

Hofrath.

Nun, — ich gehe schon.

(Höhnisch.)

Laſſen Sie ſich Ihren Mehlbrei wohl ſchmecken. Ha ha ha! —

(Er geht ab.)

Frau Warmuth.

Geſchwind, Anton, was giebt es?

Anton.

Ich ſoll Ihnen und Fräulein Thereſen ſagen wenn ſie ganz allein ſind, denn der Herr hat uns keinen Preis Etwas davon erfahren

(er ſieht ſich ſcheu um.)

Frau Warmuth.

Was denn, mein Sohn? Wir ſind allein.

Hofrath (raſch zurückkommend.)

Sehen Sie ſich nur vor, Frau Schweſter ich werde Ihrem Geheimniſſe bald auf die Spur kommen Was aus der Mühle ſtammt verräth der Mehlſtaub Ha ha ha.

(Er verſetzt im Vorbeigehen Anton einen derben Schlag mit dem Schnupftuche, ſo daß Mehl von ihm ſtäubt und geht wieder ab.)

Frau Warmuth.

Nun alſo, Anton?

Anton.

Heut früh iſt ein junger Herr aus der Stadt bei uns angekommen der —

Hofrath (wieder zurückkommend.)

Wenn Sie meinen, Frau Schwester, daß ich Ihr Geheimniß nicht schon wisse, befinden Sie sich in einem immensen Irrthume. Ich weiß es von A bis Z — Ha ha ha.

(Er geht wieder ab.)

Frau Warmuth.

O diese Neugier.

(Zu Anton.)

Ein junger Herr aus der Stadt ist bei Euch angekommen? — Wer denn?

Thereſe.

O wenn es Waldheim wäre.

Anton.

Wir kennen ihn nicht. Er hat uns auch seinen Namen nicht sagen wollen. Aber es ist ein schöner junger Herr, in einer gelben Chaise mit zwei Braunen. Der Kutscher hat einen grunen Rock, mit —

Frau Warmuth.

Was geht uns der Kutscher an. Was will denn der Herr?

Anton.

Wir wissen nicht. Aber die Mutter sagt, das wäre ein Mann für Fräulein Thereſen.

Frau Warmuth.

Nun, nun. Aber was sollst Du denn bei uns?

Anton.

Der Herr ſchickt mich. Ich ſoll ihnen dieſes Briefchen abgeben.

(Er giebt Frau Warmuth ein Billet.)

Thereſe (lieſt die Adreſſe.)

Richtig. Walbeims Handſchrift.

Frau Warmuth.

Wahrlich. Und er ſelbſt in der Nähe. Das iſt unmöglich. O die Ungeduld! — Sollen Sie auf Antwort warten, Anton?

Anton.

Ja, — ſo ſoll ich.

Frau Warmuth.

Geht nicht. Lauf zurück, mach eine Empfehlung von mir und Fräulein Thereſe. Heut Abend, wenn dunkelt, werde ich ſelbſt zur Mühle kommen und mit dem Herrn ſprechen.

Anton.

Ganz wohl.

Frau Warmuth.

Er ſoll ſich bis dahin aber verborgen halten, daß nur ihn Niemand wahrnimmt. Es wäre ſein großer Nachtheil.

Anton.

Werde beſtellen.

(Ab.)

Thereſe.

Vien Sie, leſen Sie, liebe Tante.

Frau Warmuth

(öffnet das Billet und lieſt.)

Dieſe Zeilen, verehrte Frau, ſollen Ihnen melden, daß ich hier bin. Beſtimmen Sie, und die beſte Thereſe mir Ort und Stunde, damit ich Sie beide vereint allein und im Geheimen ſprechen kann um wegen des Bewußten nähere Abrede zu treffen

Thereſe (mit innigſter Freude.)

Er iſt mir nah. Er iſt hier.

Frau Warmuth (lieſt weiter.)

Bringt der Bote mir keine ſchriftliche Antwort von Ihnen, werde ich annehmen, daß ich ſicher zu Ihnen in den Garten durch die Hinterpforte kommen darf, die ich ſchon ausgefunden, denn meine Ungeduld kennt keine Grenzen.

Ferdinand Waldheim

Thereſe.

Hier in den Garten? —

Frau Warmuth.

Das darf nicht ſein. Wenn ihn der Papa hier ſieht, iſt Alles verloren. Ich will gleich nach der Mutter — Nein, das geht nicht. Er ſieht mich aus der Baumſchule wenn ich den gewöhnlichen Weg

gehe, und der Pfad über die Wieſen iſt zu naß. Daß ich den Anton nicht einen Augenblick zurückbleib

Thereſe.

Können wir nicht Jemand hinſchicken?

Frau Warmuth.

Die Leute ſind auf dem Felde. Aber verkommen darf er nicht.

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Waldheim.)

Waldheim

(der während der letzten Rede ſchon im Hintergrunde erſchienen iſt, und ſie belauſcht hat, tritt raſch zwiſchen die beiden Frauen.)

Wenn er nicht ſchon hier wäre.

Frau Warmuth (ſchreit erſchrocken auf).

Ah!

Thereſe.

Ferdinand! — lieber Ferdinand!

Waldheim.

Thereſe! — theuerſte Thereſe.

(Frau Warmuth die Hand küſſend.)

Meinen herzlichen Gruß, verehrte Freundin.

Frau Warmuth.

(ſich vom Schrecke erholend.)

Ich wollte, Sie wären wo der Pfeffer wächſt. Einen ſo zu erſchrecken. Und nun die Verlegenheit was mit Ihnen anzufangen. Sind Sie denn dem rückkehrenden Mutterbuben nicht begegnet?

Waldheim.

Nein. Er muß einen anderen Weg eingeſchlagen haben. Ich konnte ihn auch nicht erwarten! Die Liebe achtet keine kleinliche Bedenklichkeiten, weil ſie göttlich iſt.

Frau Warmuth.

Wenn ſie das iſt, wird ſie Ihnen auch wohl ohne unſer Zuthun aus der Klemme helfen. Mein Rath iſt zu Ende. Wenn Sie mein Schwager hier ſieht haben wir alle das Gewitter auf dem Nacken.

Thereſe.

Die Liebe hat Muth. Ich will Alles auf mich nehmen.

Waldheim (entzückt.)

O meine Thereſe! —

(Zu Frau Warmuth.)

Sie verſprachen mir den Hofrath heimlich auszuforſchen, ob er Thereſens Verbindung mit mir genehmigen möchte, und mir deshalb zu ſchreiben. Drei Poſttage wartete ich vergeblich, und nun erfuhr

ich die Ungewißheit nicht länger. Ich eilte hieher, und habe mich verein incognito und anonym in der Mühle im Walde einquartirt. — Wie steht es? — Darf ich hoffen?

Frau Warmuth.

Nein

Waldheim.

Sie bringen mich in Verzweiflung. Erklären Sie sich deutlicher.

Frau Warmuth.

Er will Thereſen noch nicht verheirathen.

Waldheim.

Warum denn nicht?

Frau Warmuth.

Sie ſei noch zu jung.

Thereſe.

Und ich bin doch ſchon achtzehn.

Frau Warmuth.

Und vollends mit Ihnen, dem Doctor Herrmann Waldheim, will er ſie am wenigſten verbinden.

Waldheim.

Inwiefern iſt er ſo ſehr gegen mich eingenommen?

Frau Warmuth.

Im Allgemeinen, und Beſonderen.

Waldheim.

Nun alſo im Allgemeinen?

Frau Warmuth.

Weil Thereſe ſich in keinen Mann verlieben ſoll, in den er ſich nicht zuerſt verliebt.

Waldheim.

Dann iſt wenigſtens Methode. Eine Art von Wechſel-Indoſſement. — und im Beſondern?

Frau Warmuth.

Weil Thereſe Sie bei ihrem Beſuche in der Hauptſtadt kennen gelernt hat, den er nur faſt von mir gezwungen, und zu ſeinem höchſten Aerger, nachgeben mußte, weshalb er auf Alles höchſt übel zu ſprechen iſt, das ſich von jenem Beſuche beſchreibt.

Waldheim.

Iſt das möglich?

Thereſe.

Leider.

Frau Warmuth.

Ferner; weil Thereſe Ihre Bekanntſchaft im Hauſe ſeiner Couſine, Ihrer Tante, der Geheimerathin Zellbruch gemacht, die er nicht ausſtehen kann, weil ſie mit ihm einen verdrießlichen Prozeß lange geführt, den er in allen Inſtanzen verloren hat.

Waldheim

Sie war in ihrem Rechte.

Frau Warmuth.

Das bestreitet er, und meint obenein, ganz diese Frau sich ein besonderes Gewerbe daraus mache, gegen ihn Ränke zu spielen, und ihm Verdruß zu bereiten.

Waldheim.

O dieser Hader!

Frau Warmuth.

Endlich, weil er für Therese einen anderen Mann ausgesucht.

Waldheim (erschrocken)

Wie?

Therese.

Liebe Tante, daß ich nicht wüßte.

Frau Warmuth.

Ich weiß es.

Waldheim.

An wen?

Frau Warmuth.

An einen gewissen Baron Bassomet, den er in seinem Leben nicht gesehen.

Therese.

Nicht doch.

Waldheim (erſtaunt.)

Baſſemet?

Frau Warmuth.

Doch, — ob er Baron iſt, weiß ich nicht gewiß. Daß er ein Miſtpunker ſei, hat er aber ſelbſt geſagt.

Thereſe.

Er ſprach ja von einem mythiſchen Baſſemet, dem geheimen Idole der Freimaurer.

Frau Warmuth.

Kommt auf eins heraus.

Waldheim (laut auflachend.)

An den wird er Thereſen doch nicht verheirathen wollen.

Thereſe.

Er ſprach ja von einem Buche.

Frau Warmuth.

Ganz recht. Sie haben von Ihrer Tante gehört, daß mein Schwager auf Geheimniſſe verſeſſen iſt, wie die Fliege auf die Wilch. Jemand hat ein unnützes Buch geſchrieben, worin alle Geheimniſſe in der Welt enthüllt werden, das hat meinem Schwager den Kopf verdreht, und da in dieſem ein gewiſſer Baſſemet erwähnt wird, der die geheime Kunſt beſitzt bei Bauten die Schlußſteine einzuſetzen, will er

ihn durch die Zeitungen aufrufen, um Thereſen mit ihm zu verheirathen.

Thereſe.

Ein Mißverſtändniß. Der ungenannte Verfaſſer jenes Buches hat ſeine Theilnahme gewonnen.

Waldheim (zu Thereſen.)

Und mit dieſem Verfaſſer will er Sie verheirathen?

Thereſe.

Er warf davon ein paar Worte hin — Wohl nur im Scherze.

Waldheim.

Wie iſt das Buch betitelt?

Frau Warmuth

Eins ſeiner hundert Geheimniſſe.

Thereſe.

Ich habe den Titel heimlich eingeſehen. Er heißt: „über die Geheimlehren des Alterthums und des Mittelalters.“

Waldheim (betroffen.)

Wie? — ſonderbar.

Frau Warmuth.

Ja, — ſehr ſonderbar.

Waldheim (lacht laut auf.)

Nicht blos ſonderbar, ſondern auch höchſt vortrefflich, das führt zu einer Kataſtrophe die nicht beſſer zu wünſchen iſt.

Thereſe und Frau Warmuth (zugleich)
Wie das.

Waldheim.
Hören Sie nur —

Hofrath (hinter der Scene)
Johann, Chriſtoph.

Thereſe (erſchreckt)
O Gott! — mein Vater.

Frau Warmuth.
Allerliebſt. Er kommt die große Allee hinunter gerade hieher.

Waldheim.
Kann ich ihm noch entfliehen?

Frau Warmuth.
Er hat Sie ſchon geſehen. Seine Neugierde iſt erregt. Er würde Ihnen nachlaufen, Sie einholen. Es iſt zu ſpät.

Waldheim.
Nun ſo bleibe ich.

Thereſe.
Wie wird es uns dann ergehen!

Waldheim.
Wetten wir, daß er mich mit offenen Armen empfängt, mich ſelbſt in ſein Haus führt.

Thereſe.

Unmöglich.

Waldheim.

Gewiß. Sofern Sie beide nur den Anſchein behaupten mich nicht zu kennen, und meinen Namen nicht zu wiſſen, haben Sie vorerſt auf Alles das ich ſage nur „Nein“ zu antworten, das Weitere aber mir zu überlaſſen. Da iſt er ſchon.

(Mit erhöhter Stimme und dem Ausdrucke der Angſt.)

Erbarmen! Schutzen, verbergen Sie einen verfolgten Unbekannten, deſſen Feind ſchon in der Nähe iſt.

Thereſe und Frau Warmuth (zugleich).

Nein.

Waldheim (immer flehender.)

Nur bis zur Nacht.

Thereſe und Frau Warmuth (zugleich.)

Nein.

Waldheim (wie vorhin.)

Sie retten keinen Unwürdigen. Meine Gefahr umſchleiert ein entſetzliches Geheimniß.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, der Hofrath, athemlos hineineilend.)

Hofrath.

Was für ein Geheimniß?

Waldheim.

Oder Mann seien Sie menschlicher als diese grausamen Damen, die mir ihren Beistand versagen.

Hofrath.

Etzebuer Diener. Wer sind Sie?

Waldheim.

Mein Name ist ein Geheimniß.

Hofrath.

Sie haben ein Geheimniß, und sind selbst eins Allerliebst. Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich auf Geheimnisse besondere Rücksicht nehme.

Waldheim.

Nun denn — Mein Verfolger ist ganz nahe.

Hofrath.

Wer verfolgt Sie? — weshalb?

Waldheim.

Mein Geheimniß.

Hofrath.

Ja ſo.

(Zu Thereſen und Frau Warmuth.)

Tretet ein wenig bei Seite.

(Heimlich zu Waldheim.)

Sie hören nichts. Sie können mir Alles ſagen. Ohne Gefahr. Es iſt als ob Sie es in den tiefſten Brunnen würfen.

Waldheim.

Sie ſollen Alles erfahren. Aber nicht hier, nicht heut. Morgen, übermorgen. Zuerſt entreißen Sie mich meinem Bedrängniß.

Hofrath.

Aber das iſt gefährlich.

Waldheim.

Für große ſchöne Seelen giebt es keine Gefahr, wo es gilt, die Unſchuld zu retten.

Hofrath.

Das iſt bald geſagt. — Sind doch wohl nicht etwa ſo Einer — la bourse ou la vie?

Waldheim.

Ich ſchwöre Ihnen, ich bin kein Verbrecher.

Mein Geheimniß iſt der Grund meiner Verfolgung. Mein Feind will es mir entreißen, aber die Offenbarung bedroht mein Leben.

Hofrath.

Superb — Sie intereſſiren mich.

Waldheim.

Wie viel mehr wird es mein Geheimniß

Hofrath.

Mir alſo wollen Sie es preisgeben?

Waldheim.

Gewiß

Hofrath (faßt ſeine Hand.)

Kommen Sie — kommen Sie.

(Zu Frau Warmuth und Thereſen.)

Keinen Mund gehalten, — oder —

(Zu Waldheim.)

Fort. — Ich will Sie verbergen wo Sie kein Maus finden ſoll. — O ich habe ſolchen Schlupfwinkel auf mögliche Fälle in Bereitſchaft.

(Er will mit ihm rechts davonlaufen, kehrt aber wieder um.)

Dort gehts nicht, mein Gärtner kommt uns in den Wurf.

(Er läuft mit ihm nach der linken Seite, kehrt aber wieder um.)

Verwünscht, da iſt wieder das Kuchenmädchen, das Spinat abſchneidet.

(Er läuft mit Waldheim an der Hand in den Hintergrund.)

Da wirds gehen. Durch den dunkeln Laubgang. Dort ſieht uns keine Seele.

(Ab mit Waldheim in vollem Laufe.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Wohnzimmer im Landhauſe des Hofrathes Heimlich. Die Thüren zu beiden Seiten. In der Mitte der Hinterwand ein großer Schrank mit Glasthüren, in dem Porzellan und Silbergeräth zierlich aufgeſtellt ſind.

Früher Morgen.

Aus der Thüre rechts, kommt leiſe und vorſichtig Thereſe, gleichzeitig aus der Thüre links Frau Warmuth.)

Frau Warmuth (vorſichtig.)

Pſt — Pſt Thereſe.

Thereſe.

Liebe Tante, guten Morgen.

Frau Warmuth.

Haſt Du nichts von Waldheim vernommen?

Thereſe.

Ich wollte eben an ſeinem Verſtecke lauſchen.

(Sie nähert ſich dem Schranke, und horcht.)

Alles ſtill dahinter.

Frau Warmuth.

Er ſchlaft wohl noch. Es iſt erſt ſechs Uhr.

Thereſe.

Ach! mir iſt ſo bange, und verdrießlich bin ich obenein.

Frau Warmuth.

Warum?

Thereſe.

Dieſes ganze Treiben iſt wider mein Gefuhl.

Frau Warmuth.

Nun, nun.

Thereſe.

Und welchen Eindruck mag nun Waldheim auf den Vater gemacht haben?

Frau Warmuth.

Dem Anſcheine nach, den allerbeſten.

Thereſe.

Sprachen Sie den Vater noch geſtern Abend?

Frau Warmuth.

Nein. Er iſt bei Waldheim den ganzen Abend und die halbe Nacht geblieben, hat dort kalten Champagner-Punſch gemacht, und beide haben die Bowle mit einander ausgetrunken.

Thereſe.

Ein gutes Zeichen. Waldheim iſt immer geiſtreich, und bezaubernd, wenn er will.

Frau Warmuth.

Wäre er ſchon aus den Federn, könnte man ihn ſelbſt befragen.

Thereſe.

Das wäre zu gewagt.

Frau Warmuth.

Der Vater ſchläft noch. Vor ſieben Uhr kommt er nicht hinein.

(Sie horcht am Schranke.)

Ich höre, daß unſer Gefangener auf und nieder wandelt. — Ich rufe ihn. — Verriegele die Thüre.

(Thereſe verriegelt die Thüre links. Frau Warmuth legt den Mund an die eine Seite des Schranks, wo er an die Wand ſchließt, und ruft mit etwas erhöhter Stimme.)

Waldheim.

Waldheim

(von Innen, hinter dem Schranke.)

Zu Befehl.

Frau Warmuth.

Guten Morgen. Ich bin hier, mit Thereſen. Oeffnen Sie, und treten Sie hervor.

(Der Schrank dreht ſich an einem verborgenen Zapfen, als geheime Thüre, ſo daß ein inneres Kabinet zum Theile ſichtbar wird. Waldheim tritt heraus.)

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Waldheim.)

Waldheim (heiter.)

Da bin ich. Liebe Tante, — theuerſte Thereſe! Wenn alle Gefangene ſo reitzende Erſcheinungen hätten.

Frau Warmuth.

Man ſieht Ihnen die Kerkernoth nicht eben an. Wir ſind kurze Zeit ſicher. Wie ſteht es?

Waldheim

Gewünſcht. In Thereſens Nähe, möchte ich wochenlang in ſolchen Banden liegen. Vollends wenn ſie der Preis wär.

Thereſe

O Waldheim. Ich habe die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen.

Waldheim (bedauernd.)

O!! — weshalb nicht?

Thereſe.

Vor Angſt, — und Verdruß.

Waldheim.

Ich ſchlief um ſo ſüßer. Goldene Träume unſeres künftigen Glückes umgaukelten mich. — Was fürchteten Sie?

Thereſe.

Meinen Vater, Ihnen gegenüber.

Waldheim.

Furcht ohne Grund. Ich habe mit ihm die heiterſten Stunden verlebt.

Frau Warmuth.

Wie fanden Sie ihn?

Waldheim.

Der Vater meiner Thereſe, den ich bald auch den meinen zu nennen hoffe, iſt der gemüthlichſte, liebenswürdigſte Mann. Wir führten die anmuthigſten Geſpräche über mannigfache Gegenſtände der Wiſſenſchaften und des Lebens.

Frau Warmuth.

Nun er iſt wirklich gut, und achtungswerth, wenn nur nicht —

Waldheim (unterbrechend.)

Nein! ich kann kein Wenn, und kein Nur, einräumen. Er gefällt mir, wie er iſt.

Thereſe

(zu Frau Warmuth, mit heller Freude.)

Sehen Sie. — Was ich immer ſage.

Waldheim.

Man thut unrecht, ſeine Geheimnißliebhaberei ſtreng zu beurtheilen. Reich, unabhängig, von Jugend auf ohne bedeutende Beziehung zur Welt und

meiſt von ihr entfernt, in der Einſamkeit des Landes lebend, gedieh bei ihm zur Sonderbarkeit, was urſprünglich nichts Geringeres war, als Trieb edler Wißbegierde, Drang nach Forſchung. Da dieſen die wiſſenſchaftliche Richtung nicht zu Theil geworden, warfen ſie ſich heißhungrig auf die inhaltleere Alltäglichkeit, der die überaus lebhafte Phantaſie unſeres Freundes erträumte Bedeutungen anbildet. So ſchüttelt er an allen Bäumchen, ob nicht wenigſtens Haſelnüſſe für ihn zum Knacken herabfallen, die er vergoldet und als Hesperidenäpfel in Scene ſetzt. Sein Herz aber iſt warm, edel, und gewinnt Achtung, und Liebe.

Thereſe.

Waldheim, dieſe Billigkeit ſollte mir Sie doppelt theuer machen, — und dennoch —

Waldheim.

Dennoch?

Thereſe.

Muß ich Ihnen zürnen, — und das von Herzen.

Waldheim.

Wie?

Thereſe.

Dieſe Täuſchung meines Vaters, dieſer Mißbrauch ſeiner harmloſen Schwächen — ! — Nein ich kann es nicht aushalten, Ihnen nicht vergeben. Ich

rühre den ſchmerzlichſten Streit in meiner Seele. Alles zu entdecken. Erfolge daraus was da wolle.

Waldheim (ihre Hand ergreifend.)

Und iſt meine holde Thereſe denn deſſen ſo gewiß, daß ich Ihrem Vater täuſche, daß ich ſeine ſo genannte Schwäche mißbrauche? — Wenn ich nun im vollen Ernſte das Gegentheil behaupte; — wie dann?

Thereſe (lebhaft.)

Wie? — Sie haben alſo wirklich einen Feind der Sie verfolgt? der Ihr Leben bedroht? Vor dem Sie Schutz bei meinem Vater ſuchen, und ſich verbergen müſſen? und wirkliche Bedrängniß nöthigt Sie hier ein Geheimniß aus Ihrem Namen zu machen?

Waldheim (ernſt.)

Ich muß die Wahrheit meiner Angaben auch vor Ihnen behaupten.

Thereſe (mit ſanftem Vorwurfe.)

Ferdinand! — Aber ich glaube höhere Rechte auf Ihr Zutrauen zu beſitzen als mein Vater, und ſo fordre ich Sie ernſtlich auf, mir jene Wahrheit vollſtändig zu erörtern.

Waldheim.

Ihnen, und Ihrem Vater werde ich ſie erörtern, und hoffentlich zu Ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit,

aber noch iſt es ſo weit nicht. Gedulden Sie ſich nur noch kurze Zeit.

Thereſe (lebhaft empfindlich.)

Das darf, — das will ich nicht. Auch nicht mit einem Augenblick des Zweifels kann meine Liebe zu Ihnen beſtehen.

Frau Warmuth.

Sei verſtändig, liebes Kind, und laß ihn gewähren, „Ende gut, Alles gut" mag ſich auch hier erweiſen. und wo die Umſtände einmal ein Ding auf die Spitze geſtellt haben, muß man nachgeben daß es ſich um ſich ſelbſt drehe, um nicht zu fallen.

Thereſe.

So will ich auf mein Zimmer gehen, um nichts zu hören, und nichts zu ſehen. Denn dazu ſoll mich alle meine Liebe zu Ihnen, Ferdinand nicht bringen, daß ich bei den Streichen mitwirke die meinem Vater geſpielt werden.

(Sie geht.)

Waldheim (bittend.)

Thereſe

Thereſe.

Nein, — es bleibt dabei. Rufen Sie mich, wenn das Spiel vorbei iſt, und die treue offne Wahrheit wieder an die Reihe kommt. — Wenn der Vater nach mir fragt, — ich habe Kopfweh, und

(zu Waldheim, mit Ironie.)

mein Herr Verfolgter, am Leben Bedrohter, nicht verstelltes.

(Sie geht ab.)

Frau Warmuth.

Der kleine Eigensinn.

Waldheim.

Der Engel, — sagen Sie, denn dieß Betragen entzückt mich. Sie hat recht, — aber ich habe auch recht, und ohne sie haben wir freieren Raum — Es könnte im Laufe des Tages sich Jemand finden, der mir nachfragt, — und auf eigene Weise lassen Sie den nur getrost hinzu, und mit Ihrem Schwager sprechen. Es ist dafür gesorgt, daß er ihm meinen Namen nicht verrathen wird. Ohne Mitwisser unseres Planes zu sein, dürfte dieser Dritte beitragen ihn zu befördern.

Hofrath (draußen an der Thüre.)

Aufgemacht. — Wer hat die Thüre verriegelt

Frau Warmuth.

Mein Schwager! — Geschwind in Ihr Versteck

(Waldheim schlüpft in das Kabinet, Frau Warmuth dreht den Schrank, so daß er wieder in seine vorige Stellung kommt. Dann öffnet sie die Thüre.)

Dritter Auftritt.

(Frau Warmuth, der Hofrath.)

Hofrath (raſch eintretend.)

Wer hat die Thüre verriegelt?

Frau Warmuth.

Da ich allein hier bin, muß ich es wohl geweſen ſein.

Hofrath.

Warum haben Sie die Thüre verriegelt?

Frau Warmuth.

Wollen Sie nicht einer ſo armſeligen, einfaltigen Creatur als Ihre freundwillige Dienerin auch einmal erlauben ein Geheimniß zu haben?

Hofrath.

Verſpüre keine Neigung. Die Geheimniſſe muſſen warmen Regen bekommen haben, denn ſie wachſen ſeit geſtern überall hervor, wie die Pilze. Mir ſelbſt wird es nach gerade zu viel.

Frau Warmuth.

Ermeſſen Sie, wie dieſe Gewächſe Anderen behagen, denen Sie dergleichen täglich auftiſchen.

Hofrath.

Sie haben ausfinden wollen, wo ich den armen Flüchtling von geſtern verborgen habe.

Frau Warmuth.

Ach nein. Was geht es mich an, wo Sie die Landſtreicher hinſtecken, die Sie auf der Straße aufleſen.

Hofrath.

Ich bitte mir aus, daß Sie mit mehr Achtung von einem Manne reden, den ich überaus hochſchätze

Frau Warmuth.

Wiſſen Sie denn wer er iſt?

Hofrath.

Sie möchten es wohl gern erfahren.

Frau Warmuth.

Keineswegs.

Hofrath.

Warum denn nicht?

Frau Warmuth

Weil ich es ſchon weiß.

Hofrath

Das iſt luſtig.

Frau Warmuth

Wiſſen Sie es denn?

Hofrath.

Ja, ich weiß es.

Frau Warmuth

Nun?

Hofrath.

Ha ha! Sie ſind die Frau dazu mich auszuforſchen.

Frau Warmuth.

Ich beſcheide mich.

Hofrath.

Und thun wohl daran. Ich weiß noch viel Anderes von dieſem Fremden. Sie platzen vor Neugierde; möchten es für Ihr Leben gern ergründen Proſit die Mahlzeit. Sie ſollen kein Wort davon erfahren. Ha ha ha!

Frau Warmuth.

Wer zuletzt lacht, lacht am beſten

Hofrath.

Was ich Ihnen ſagen wollte. — Ja ſo. das war es. Sorgen Sie wohl dafür, liebſte Frau Schweſter daß wir ein allerliebſtes kleines Mittageſſen haben So etwas Feines, Erleſenes. — Sie wiſſen ſchon — Und dann will ich ein paar Flaſchen Burgunder auf den Tiſch. Von No. 1. rechts im Keller. —

Frau Warmuth.

So, ſo. — Für wen denn?

Hofrath.

Wie Sie nur fragen können Für unſeren geheimen Gaſt

Frau Warmuth (verächtlich.)

Für den.

Hofrath.

Ja wohl, für den. Man ſieht, wie viel Sie von ihm kennen. — Ich ſage Ihnen, er iſt ein Ungeheuer von Gelehrſamkeit.

Frau Warmuth.

So laſſen Sie ihm ein Frikaſſé von kleinen Kindern bereiten. Das iſt ein Leckerbiſſen für Ungeheuer.

Hofrath.

Ei, — Sie ſind heute witzig. — Sie ſind brillant. Menagiren Sie ſich. So viel Aufwand auf einmal könnte Sie vor der Zeit banquerot machen. Thun Sie mir indeſſen den Gefallen, und laſſen anrichten comme il faut. Dieſer junge Mann iſt ein paar gute Schüſſeln werth, denn, beiläufig geſagt, er kennt alle Geheimniſſe der Welt.

Frau Warmuth.

Könnte man nicht ein Pröbchen davon zu ſehen bekommen.

Hofrath.

Nun, nun. Wenn Sie nur die Frau wären mit der man von höheren Dingen, von der Nachtſeite des Lebens, reden könnte. Sie würden erſtaunen

Frau Warmuth.

Laſſen Sie einmal es darauf ankommen.

Hofrath.

Haben Sie vom thieriſchen Magnetismus gehört?

Frau Warmuth.

Eins und das Andere.

Hofrath.

Der thieriſche Magnetismus iſt das größte Geheimniß der Natur. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen wie es damit zugeht. Mein junger Freund hat mir auf einmal den Staar geſtochen

Frau Warmuth.

Das wäre.

Hofrath

Wenn ich es darauf anlege, mache ich Sie magnetiſch daß es eine Luſt iſt.

Frau Warmuth.

Will viel ſagen.

Hofrath.

Ich darf Ihnen nur etwas Hokuspokus mit den Fingern vor der Naſe machen, und Sie ſchlafen wie eine Ratte.

Frau Warmuth.

Möchte Schwierigkeiten finden.

Hofrath.

Schlafen wie eine Ratte, und prophezeien wie die Hexe von Endor.

Frau Warmuth.

Von gewiſſen Dingen, die Sie viel angehen, könnte ich auch wachend prophezeien.

Hofrath.

Und wenn ich Ihnen die Zeitung auf den Magen lege, leſen Sie dieſe wie mit ſehenden Augen.

Frau Warmuth.

Gott ſei bei uns. Laſſen Sie ſich an den Puls fühlen.

Hofrath.

Wiſſen Sie, wie das Alles zugeht?

Frau Warmuth.

Wiſſen Sie es?

Hofrath.

Ja. Der Fremde hat es mir geſagt.

Frau Warmuth.

Das iſt ja ein Hexenmeiſter dem man den Prozeß machen müßte.

Hofrath (ſchelmiſch.)

Sie ſollten doch am beſten wiſſen, daß die Hexen Leute einen Freibrief haben.

Frau Warmuth.

Sehr verbunden.

Hofrath.

Keine Complimente. Gern geſchehen. — Wiſſen Sie was Staatsgeheimniſſe ſind?

Frau Warmuth.

O ja. Es ſind Geheimniſſe zum Staate.

Hofrath.

Nicht übel. Der Fremde weiß wenigſtens ſechs Dutzend ſolcher Staatsgeheimniſſe. Sie ſollten hören wie er von Politik ſpricht. Er kennt den Geiſt der in den Cabineten, den Conſeils der Geſandten und Miniſter geſpuckt hat. O, er iſt jung, aber er hat alte Bücher geleſen, und in Dinge ſeine Naſe geſteckt, die nicht für Jedermann ſind.

Frau Warmuth.

Und hat Ihnen obenein eine gedreht.

Hofrath.

Meinen Sie? — Nehmen Sie nicht übel wenn mir bei dieſer Gelegenheit gewiſſe Zwecke beifallen zu denen, dem Sprichworte nach, Perlen nicht verwendet werden. Doch das bei Seite. — Wo iſt Thereſe?

Frau Warmuth.

Auf ihrem Zimmer.

Hofrath.

Sie ſoll herunter kommen.

Frau Warmuth.

Sie kann nicht.

Hofrath.

Warum kann ſie nicht?

Frau Warmuth.

Sie hat Kopfweh.

Hofrath.

Woher hat ſie Kopfweh?

Frau Warmuth.

Sie fragen? — Ich meine Sie hätten ſelbſt wahrnehmen konnen, daß ſie ſeit einiger Zeit leidend iſt.

Hofrath.

Was fehlt ihr?

Frau Warmuth.

Sie liebt den Doctor Waldheim mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele, und Ihre unbedingte Weigerung in dieſe Verbindung zu willigen.

Hofrath (ins Wort fallend.)

O nichts davon. Ich kenne Thereſen. Dieſe Neigung kommt nicht aus ihrem Herzen. Sie iſt darin eingeſchmuggelt, und zwar von Ihnen.

Frau Warmuth.

Als wenn das Herz eines wohlerzogenen Mädchens ein Depot ſein konnte für Contrebande, und

ich die Perſon es damit vollzuſtopfen. Sie befinden ſich im entſchiedenen Irrthume.

Hofrath.

Deſto übler für Thereſen. So zärtlich ich ſie liebe, kann ich, werde ich doch nie in ihre Verheirathung mit dieſem Waldheim einwilligen.

Frau Warmuth.

Welches Vorurtheil.

Hofrath.

Kein Vorurtheil. „Sage mir, wem Du angehörſt ich will Dir ſagen wer Du biſt.“ Dieſer Waldheim mag allen Frauen die Köpfe verdrehen, aber ſeine unmittelbare Beziehung zu meiner ſauberen Frau Couſine, deren Neffe er iſt, machen mir jede Hinneigung zu ihm unmöglich. Kurz, einmal für allemal; ich will nach ſo vielen Plackereien, endlich Ruhe, und mit dieſer ganzen intriguanten, hinterliſtigen Clique nichts mehr zu ſchaffen haben.

Frau Warmuth.

Arme Thereſe!!

Hofrath.

Wird ſich finden. Fürs erſte ſoll ſie die Bekanntſchaft unſeres liebenswürdigen Gaſtes machen, der ein ganz anderer Mann iſt. Sagen Sie ihr, ſie möge ſo gut ſein, und herunter kommen. Ich

will ſie ihm, — freilich auf die geheimſte Weiſe — vorſtellen.

Frau Warmuth.

Sie wird nicht herunter kommen.

Hofrath.

Ich ſage aber, daß ſie ſoll. Das heißt für Sie, — Sie, Sie, Frau Schweſter ſage ich, daß ſie ſoll, denn Thereſe für ſich, iſt das folgſamſte Kind von der Welt. Hören Sie alſo. — ſie ſoll.

Frau Warmuth

Aber ich ſage Ihnen —

Hofrath (hitzig.)

Ich werde doch wohl noch Herr in meinem Hauſe ſein. — Mit ſchuldigem Reſpect für Sie, meine Vortrefflichſte, — ſage ich Ihnen in aller Liebe, daß Sie zu Thereſen hinaufgehen, und ihr melden worauf ich beſtehe.

(Er hat unterdeſſen Frau Warmuth, die einen verſtellten Widerſtand leiſtet, immer weiter zurück, bis nach der Thüre geſchoben, jetzt ſchiebt er ſie völlig hinaus, und verriegelt die Thüre.)

Hiemit iſt die Luft wieder rein, und ich kann ſicher den armen gefangenen Vogel wieder aus ſeinem Käfich laſſen.

(Er geht an den Schrank, huſtet dreimal in verſchiedenen Abſätzen. Man vernimmt die Stimme Waldheims hinter dem Schranke.)

Waldheim.

Wer iſt da?

Hofrath.

Ich bin es. Alles iſt ſicher, treten Sie heraus.

(Der Schrank dreht ſich. Waldheim tritt hervor.)

Vierter Auftritt.

(Der Hofrath. Waldheim.)

Hofrath.

(geht raſch auf Waldheim zu, und umarmt ihn.)

Mein Herr, entzückt Sie wiederzuſehen.

Waldheim.

Wie ſchmeichelhaft und tröſtlich, bei meinem bedenklichen Geſchicke. Ich kann nicht Worte finden, um Ihnen angemeſſen für Ihre Theilnahme zu danken.

Hofrath.

Nicht doch. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, für den entzückenden Abend den Sie mir geſtern durch Ihre geiſtreiche, gelehrte, und belehrende Unterhaltung bereitet haben.

Waldheim.

Sie beſchämen mich.

Hofrath

Ich bewundre Sie.

Waldheim.

Sie überſchätzen mich.

Hofrath.

Ich liebe Sie.

Waldheim.

Sie entzücken mich.

Hofrath.

Ich wünſche, daß Ihre Feinde den Teufel im Leibe hätten.

Waldheim.

O weshalb.

Hofrath.

Damit ich Sie ſo ein ganzes Jahr, für mich allein, zu Luſt und Ergötzung einſperren könnte.

Waldheim

Um ſo mehr beklage ich das ſo nahe bevorſtehende Ende meines Verweilens unter Ihrem gaſtfreundlichen Schutze.

Hofrath.

Wie' Sie wollen Ihren Feinden geradezu entgegen laufen?

Waldheim.

Ich hatte eigentlich nur einen Feind, der aber für mich ein ganzes Heer aufwog, und Diesen habe ich nicht mehr zu fürchten.

Hofrath.

Das wäre.

Waldheim.

Seine Feindschaft hat sich seit gestern Abend wesentlich vermindert, und eine gegenseitige Erklärung dürfte genügen, mich ihm völlig zu versöhnen.

Hofrath.

Woher wissen Sie das? Sie sind aus Ihrem Verstecke so wenig über Nacht hinaus, als Jemand zu Ihnen hineingekommen.

Waldheim (scherzend.)

Es giebt geheimnißvolle Boten, die den Gesetzen des Raumes und der Zeit nicht unterworfen sind.

Hofrath.

Schon wieder ein Geheimniß. Ich glaube, das Geschick hat mich mit meiner Vorliebe zum besten. Lassen Sie mich zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, — richtig, das ist das zwölfte Geheimniß, das mir seit gestern zum Rathen aufgegeben worden. Ich ersticke in

meinem Reichthume; ſtehe recht eigentlich in einer Sackgaſſe von lauter Geheimniſſen, und ſtarre die Wand an.

Waldheim.

Noch eine kleine Geduld, und Alles ſoll Ihnen zu völliger Befriedigung aufgeklärt werden.

Hofrath.

Wann?

Waldheim.

Vielleicht heute.

Hofrath.

Vielleicht. — Können Sie mir nicht wenigſtens Ihren Namen jetzt gleich auf Abſchlag gewähren?

Waldheim.

Unmöglich. Solche voreilige Offenherzigkeit würde mich zu Grunde richten, und Ihnen alle Preiſe der höheren Einweihung entziehen.

Hofrath.

Das iſt eine Geduldprobe. Wäre Ihre Erſcheinung nicht ſo einnehmend; ließe die hohe Bildung Ihres Geiſtes nicht auf eben ſolches Gemüth ſchließen, ich könnte Ihnen mißtrauen.

Waldheim.

In ſolchem Falle entlaſſen Sie mich, um nie mehr von mir zu hören.

Hofrath.

Damit mich hier die Laſten erdrucken, die Sie meiner Wißbegierde aufgelegt. —

(Ihn ſcharf und prüfend anſehend.)

Oder finden Sie Ihren Vortheil dabei, ſich aus dem Staube zu machen?

Waldheim

Im Gegentheile. Denn in dem Augenblicke da wir reden, wird mein ſchon halb beſänftigter Feind wieder erbitterter, und die Gefahr iſt im Wachſen.

Hofrath.

No. 13. Nun wird die Mandel bald voll ſein.

Waldheim

(mit Zeichen der Unruhe und Beſorgniß.)

Ich darf nicht länger hier offen verweilen. Verbergen Sie mich wieder.

Hofrath.

Die äußere Thüre iſt verriegelt.

Waldheim.

Was iſt die Uhr?

Hofrath

Acht.

Waldheim

Die Zeit rückt heran, in der Er kommen wird.

Hofrath.

Wer wird kommen?

Waldheim.

Der Bote des Meiſters. Er wird nach mir fragen, aber er darf mich nicht benennen. Die Zeichen des Alters wird er an ſich tragen, und doch jung ſein, belaſtet auf dem Rücken, und doch aufrecht. Verläugnen Sie mich gegen ihn. Er darf hier mich nicht finden.

Hofrath.

Alt und jung, belaſtet und aufrecht zugleich. Wahrlich ein Monſtrum iſt es, das dieſe Widerſprüche in ſich vereinigt?

Waldheim.

Die Puppe eines Schmetterlings.

Hofrath.

Genug. — Man wird das ſaubere Puppchen zu erziehen zu ſehen bekommen. — Mich ſchwindelt. Kurz erſte wollen wir nun mit einander wie vernünftige Leute reden, und als ob es in der ganzen Welt keine Geheimniſſe gäbe. — Wozu auch aller Kram von Räthſeln und Wundern. So wie Sie da eben ſind, lieber junger Mann, gefallen Sie mir zerrinnen mein Herz. Ich meine alle Welt müſſe Sie lieb haben — Sind Sie verheirathet?

Waldheim.

Noch nicht.

Hofrath.

Möchten aber heirathen?

Waldheim.

Ich wünsche nichts sehnlicher.

Hofrath.

Haben Sie schon eine Braut?

Waldheim.

Ach nein, — nur eine Geliebte, die meinen Bewerbungen unerreichbar scheint.

Hofrath.

Weshalb?

Waldheim.

Ihr Vater verweigert mir ihren Besitz.

Hofrath.

Ich bitte Sie um Himmelswillen, welch ein Perückenstock von Vater muß das sein. Ich sage Ihnen, daß er ein Narr ist; daß ich ihn nicht so viel achte.

(Er schlägt ein Schnupftuch.)

Waldheim.

Er hat seine Vorurtheile, ist aber ein Mann, dem ich die ausgezeichneteste Hochachtung widme.

Hofrath.

Laſſen Sie das bleiben. Er verdient es nicht. Wenn er ſo vernagelt und erblindet iſt Sie nicht zu mögen, wohlan mein Freund, bedenken Sie ſolchen Falles Ihren eigenen Werth, und laſſen ihn ſitzen mit ſeiner Prinzeſſin Tochter.

Waldheim.

O Thereſe iſt ein Engel.

Hofrath.

Thereſe? — wie? — was?

Waldheim.

Der Namen meiner Geliebten.

Hofrath.

Thereſe. — Sonderbar Sie heißt ja meine Tochter auch.

Waldheim.

Ein anmuthiger Zufall

Hofrath.

Nun, — viele Mädchen führen denſelben Namen, und wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß alle Thereſen Engel ſind, iſt meine Thereſe gerade nicht die ſchlechteſte von Allen

(Er lacht ſchelmiſch.)

Wenn Sie denn einmal in die Schlinge der Thereſen gerathen ſind, möchte es Ihnen ja wohl nicht

darauf ankommen, auch die meinige noch einal anzuſehen, — nur des Vergleichs wegen. — Nun?

Waldheim.

Wie ſehr beglückt mich die Ausſicht die Sie mir eröffnen, obwohl die geſtrige Strenge des Fräuleins mich verſchüchtern ſollte.

Hofrath

Jepp. — Sie ſollen ſie heute ſehen. Geſtern war ſie nicht bei Laune.

Waldheim.

Das Fräulein iſt ſchon vergagt?

Hofrath.

Keinesweges. Meine Tochter wird keinen andern Mann nehmen, als den ich für ſie wähle.

Waldheim.

Das Herz folgt zuweilen eigenen Richtungen.

Hofrath.

Meine Thereſe iſt das gehorſamſte Kind von der Welt.

Waldheim.

Wie glücklich ſind Sie, wie viel glücklicher noch derjenige welcher würdig gefunden werden wird ſie zu beſitzen.

Hofrath

Amen.

Waldheim.

Fand ſich noch kein Bewerber um dieß hehre Kleinod?

Hofrath.

Genug. Da iſt der Fabrikant Dampfbredel, in der Nähe. Sie lacht ihn aus. Der Hauptmann von Haltein, mein Nachbar, mit mehr Schulden als Haaren auf dem Kopfe. Sie verachtet ihn.

Waldheim.

Sonſt Niemand?

Hofrath (verdrießlich.)

Ach ja; noch Einer, den ihre Tante für ſie anwerben wollen. Aber, — daran kein Gedanke. Ich gebe es nicht zu.

Waldheim.

Darf ich fragen, wer dieſer Unbeglückte iſt?

Hofrath.

Ein junger Menſch der Kenntniſſe beſitzen ſoll, vermuthlich nicht gründliche, der aber ein Schadenfroh, ein boshafter Spötter iſt, mich bei einem höchſt verdrießlichen Rechtshandel den ſeine Tante gegen mich führte, durch Witzworte und Epigramme in allen Geſellſchaften der Stadt lächerlich gemacht hat.

Waldheim.

Er würde ſein Unglück verdienen, wenn man Ihn

nicht etwa böswillig durch Lügen getauſcht, oder harmloſe Aeußerungen froher Laune Ihnen abſichtlich entſtellt vorgetragen haben ſollte, um dem Armen zu ſchaden.

Hofrath.

Nicht doch, — nicht doch.

Waldheim.

Und wie heißt der aus Ihrer guten Meinung Verſtoßene?

Hofrath.

Doctor Waldheim.

Waldheim.

Hm.

Hofrath.

Kennen Sie ihn?

Waldheim.

Wie Sie wollen. Aber ich kenne Einige die günſtiger über ihn urtheilen.

Hofrath.

Glauben Sie nichts. Ja, — wenn er ein Mann wäre wie Sie.

Waldheim.

Und wenn er nun das auch beſäße, was Ihre gütige Nachſicht an mir billigt?

Hofrath.

Wie iſt das möglich, — wie iſt das nur denkbar. Sie! — und Er! — Sie in den gediegenſten Beſtrebungen; — Er das ſchwatzende Orakel der Theezirkel einer intriguanten Frau; einer Erbſchleicherin. Sie gelehrt; Er, ein oberflächlicher Schongeiſt und Tagesblattſchreiber: Sie beſcheiden; Er anmaaßend und Alles beſſer wiſſend.

Waldheim.

Sie müſſen ihn viel geſehen haben, um ihn ſo durchdringend zu beurtheilen.

Hofrath.

Ich, geſehen? — In meinem Leben nicht. Behüte mich auch der Himmel vor aller Gemeinſchaft mit einem Solchen. Was thuts auch. Ich habe auch noch keinen Haifiſch geſehen, und würde mich doch ſehr bedanken, dergleichen, auf angelegentlichſte Empfehlung, zum Badegefährten anzunehmen. Mit einem Worte; meine Abneigung gegen dieſen Waldheim iſt unüberwindlich, und eher will ich in meinen alten Tagen mich bei einem Seiltänzer in die Lehre geben, als ihn mir zum Schwiegerſohne gefallen laſſen

Waldheim (abgewendet, für ſich.)

Warte.

Johann

(hinter der Scene, rufend.)

Herr Hofrath hier iſt Jemand, der mit Ihnen ſprechen will.

Waldheim.

Ich eile in mein Verſteck.

(Er begiebt ſich wieder in das Kabinet. Der Hofrath bringt den Schrank in ſeine erſte Lage, und öffnet die Thure.)

Vierter Auftritt.

(Der Hofrath. Johann führt Franz Klee ein. Dieſer trägt einen kurzen altdeutſchen Rock, ein kleines rothes Mützchen auf dem Kopfe, das er abzunehmen vergißt, bloßen Hals, wallendes Haar, einen langen Bart. Auf ſeinem Rücken hängt eine botaniſche Blechlarfel von ungeheurer Größe. Er führt einen großen Knotenſtock in der Hand.)

Johann.

Hier iſt der Herr Hofrath.

Hofrath.

Das iſt ja ein desperater Kerl.

Klee (barſch, erbittert.)

Sind Sie der Hofrath Heimlich?

Hofrath (für ſich.)

Macht wenig Umſtände

(Laut.)

Ja. —

Klee.

Sie müſſen mir Rede ſtehen Ich conſtituire Sie

Hofrath.

Gemach.

(Für ſich.)

Verzweifelt grob. Ich nehme Jenem nicht übel wenn er ſich vor Dem fürchtet. Ich möchte ihm nicht im Walde begegnen.

Klee.

Sie halten hier Jemand gewaltſam verborgen den ich ſuche. Geſtehen Sie.

Hofrath (für ſich.)

Da haben wir es. Alles trifft zu.

(Er muſtert Klee von der Seite.)

Junq, und mit einem Barte wie der Erzvater Abraham. Eine Bleiwalze von einem Centner auf dem Rücken, und trägt ſie wie nichts. Wozu die nur dienen mag?

Klee

(ſtampft mit dem Fuße, ungeduldig.)

Was ſtehen Sie da und murmeln in den Bart?

Hofrath

Den überlaſſe ich Ihnen.

Klee

(geht trotzig ihm auf den Leib)

Antwort auf meine Fragen — oder

Hofrath (zurückweichend.)

Ich werde doch wohl in meinem eigenen Hause ſicher ſein. — Was wollen Sie von mir?

Klee

(für ſich, aber laut.)

Ich glaube der Philiſter iſt taub.

Hofrath (für ſich)

Immer toller.

Klee (ſchreiend.)

Ich frage Sie, ob Sie mir den herausgeben wollen, den Sie hier verborgen halten?

Hofrath.

Menagiren Sie ſich. Schreien Sie nicht ſo. Ich kann hören. Woher wiſſen Sie, daß ich Jemand hier verberge?

Klee.

Derjenige, den ich meine, iſt geſtern incognito in der Mühle hier im Walde eingekehrt, von dort weggegangen um ſich in Ihren Garten zu begeben.

Er iſt dorthin nicht zurückgekehrt. Niemand weiß wo er hingekommen; ergo, müſſen Sie ſich ſeiner bemächtigt haben.

Hofrath.

Eine logiſche Schlußfolge. Tragen Sie Ihren Bart anderswo hin. Ich weiß von nichts.

Klee.

Mehrenelement. Ich laſſe mich von einem bemoosten Philiſter nicht aufziehen. Geben Sie den heraus den ich ſuche.

Hofrath.

Wen ſuchen Sie?

Klee.

Das geht Sie nichts an.

Hofrath.

Wer ſind Sie?

Klee.

Das geht Sie auch nichts an.

Hofrath.

Sie ſind ſehr kurz angebunden.

Klee.

Ich bin gar nicht angebunden, ich bin frei.

Hofrath.

Gratulire — Wie ſah der Mann aus, den Sie ſuchen?

Klee.

Genial, edle Geſtalt, blauer Frack, bunte Atlas-weſte, kurz, ſehr patent.

Hofrath (für ſich.)

Trifft zu. — Richtig.

(Laut.)

Ich weiß von keinem ſolchen Menſchen, werde auch die Leute nicht ein, wie die Hexe im Pfeffer-kuchenhäuschen um ſie zu maſten und zu ſchlachten. Gehen Sie mit Gott.

Klee.

Nicht von der Stelle, bis ich ihn habe. Ihnen völlig auf den Kopf zu ſchlagen, ſage ich Ihnen noch, daß ich zwei Zeugen zum Eide ſtellen kann, die aus der Ferne, über den Zaun angeſehen haben, wie er Sie geſtern in Ihrem Garten flehentlich gebeten ihn freizulaſſen, wie Sie ihn aber nichts deſto weniger in Ihr Haus geſchleppt, aus dem er nicht wieder herausgelaſſen iſt.

Hofrath.

Es iſt Alles erlogen.

Klee

(wild auf ihn zufahrend.)

Herr, — Sie ſollen Raiſon annehmen, oder —

(Indem er den Hofrath am Arme faſſen will, zieht er einen Dolch aus ſeinem Ermel, und dem Hofrathe zu Füßen.)

Hofrath

(mit Geſchrei zurückfahrend.)

Zurück. — Bleiben Sie mir vom Leibe. —

(Er zeigt auf den Dolch.)

Was iſt das?

Klee.

Was wird es ſein. — Mein Dolch!

(Er rafft den Dolch auf, reißt ihn aus der Scheide, und thut damit muthwillig einige Stiche in die Luft.)

Hofrath (ſchreiend.)

Hulfe! — Mörder! — Ich werde die Geſetze anrufen, mein Geſinde vom Felde herbeilauten, meine Hunde loslaſſen. Sie ſollen ins Loch. Sie ſollen in Stücke geſchlagen, Sie ſollen zerriſſen werden, wie eine fremde Katze.

Klee (lachend.)

Es war ja nur Spaß.

Hofrath.

Ich aber will Ernſt machen. Hinaus, — und laſſen Sie ſich nicht wieder ſehen, wenn Sie nicht Ihre Haut zu Markte tragen wollen.

(Er drängt ihn gegen die Thüre.)

Klee.

Ich weiche der Gewalt. Aber Sie ſollen von mir hören.

(Ab.)

Hofrath

(allein, in höchſter Aufregung.)

Faſſung. Wofür zahlt man Abgaben, wenn Einem in eigenem Hauſe, bei hellem Tage, Banditen das Meſſer an die Kehle ſetzen. Ich beſchwere mich bei der Regierung. Ich fordere Unterſuchung. Ich will Satisfaction haben, des allgemeinen Beſten wegen.

Nun begreife ich, daß mein armer Klubelang dieſem Satan nicht in die Hände fallen mag, der gewiß ein Dutzend Spießgeſellen im Walde hat. Man muß die Gemeinde zuſammenrufen. Man muß eine Landesviſitation anordnen.

Meinem Schützling ſoll aber kein Haar gekrümmt werden. Ich muß nur zu ihm.

(Er geht nach dem Schranke. In dem Augenblicke hört man Streit, und Stimmen vor der äußeren Thüre.)

Aber was iſt das wieder?

Sechster Auftritt.

(Der Vorige, Frau Warmuth, Kreis-Inſpector Sarras, in halb militäriſchem, etwas bäuerlichem und altmodiſchem Anzuge.)

Frau Warmuth

(im Streite mit Sarras.)

So müſſen Sie uns nicht kommen, Herr Gevatter.

Sie dürfen nicht meinen, daß wir in unſerem Hauſe eine Räuberhöhle halten, oder Diebsbehlerei treiben.

Sarras.

Sapperment! ich bin nun nicht der Herr Gevatter, ſondern die hohe Obrigkeit. Wenn ich hier Ihnen erbreche, Kiſten und Kaſten einſchlage, Betten aufſchneide, und Ihnen die Taſchen umkehre, dürfen Sie nicht Muck ſagen.

Hofrath.

Was iſt denn da wieder los? — Was beliebt Ihnen Herr Gevatter?

Frau Warmuth.

Die Polizei iſt los, und toll geworden ebenein.

Sarras (zum Hofrathe.)

Herr Nachbar, ich will, daß Sie den Spitzbuben, den Räuber, den Mörder, den Hochverräther herausgeben, den Sie wider Recht und Pflicht bei ſich verborgen halten.

Hofrath (für ſich.)

Ha, ha! das kommt immer dicker: und mit Blitz Donner und Hagel ebenein.

(Er nimmt eine treuherzige Miene an.)

Willkommen, alter Freund. Schaufüren Sie ſich nicht, könnten ſich nachher erkälten, und wieder Ihre Gicht bekommen.

Sarras.

Was Gicht, Podagra und Zipperlein. Herbei mit dem Rinaldo Rinaldini, Fra Diavolo, Schinderhannes und Cartouche mit dem Sie, zu Ihrer großen Schande unter einer Decke stecken.

Hofrath.

Verehrtester, bedaure von Herzen, daß Sie ein Stück Ihres, wie Sie wollen, lebenden oder todten Inventari verloren haben, so unbedeutend es auch immer gewesen sein mag, nämlich Dero Verstand.

(Zu sich.)

Hier gilt es. — Nun muß ich die Ohren steif halten.

Sarras.

Hofräthchen, machen Sie mir keine Flausen vor. Es ist bereits durch Zeugen erwiesen, daß Sie den Schelm gestern Abend, als er auf der Flucht war, in Ihr Haus genommen.

Hofrath.

Wer hat Ihnen das aufgebunden?

Sarras.

Sollen es zur rechten Zeit schon erfahren. Und da ist obenein ein junger Kerl mit einem ungeheuren Barte, den ich zufällig vor dem Wirthshause antraf und arretirte, der ein Complice jenes Höllenbundes

ſcheint, und deſſen Ausſagen den Thatbeſtand bekräftigen, — Sie gewaltig compromittiren.

Hofrath.

Das iſt ein Narr, der mich, wie er ſagt zum Spaſſe, hier beinahe ermordet hatte. Ich mache mir den Teufel aus ihm.

Frau Warmuth.

Nein, — das iſt zu arg. Ich will nicht ſagen, daß man nicht gelegentlich einmal einen guten Freund im Hauſe verſteckt, aber —

Hofrath.

Frau Schweſter, ich drehe Ihnen den Hals um

Sarras.

Halt. — Sie hat ſchon geſtanden. Hofrathchen Ihr ſeid überführt. Gebt mir den Wicht lieber in allem Guten heraus, oder ich laſſe Euch binden, und das Haus von oben bis unten durchſuchen.

Hofrath.

Dabei müßte ich auch zugegen ſein.

Sarras

(durch die Thüre rufend.)

Heda, kommt nur herein, und macht Euch fertig.

(Ein Gendarm und einige Häſcher treten ein.)

Hofrath (für ſich.)

Das wird ernſtlich, und kann ein Geheimniß werden, an dem man lange zu ſchlucken hat. Mit dem

jungen Herrn mag es doch nicht richtig sein. Aber ich will noch abwarten.

Sarras (zu den Häschern.)

Kinder, wir haben ihn, nämlich wenn wir ihn finden können.

(Zum Hofrathe.)

Zum letztenmale: gutwillig, oder nicht?

Hofrath.

Sagen Sie mir nur erst, wen Sie suchen

Sarras.

Da liegt der Hase im Pfeffer, daß ich das nicht weiß. Es ist ein Mensch, des groben Betruges, des Raubes, des Einbruches dringend verdächtig, der in der Stadt eingefangen und ins Loch gesteckt wurde. Am anderen Morgen sollte er erst verhört werden, aber über Nacht bricht er aus, und läuft davon. Sein Namen ist also noch gar nicht festgestellt. Der Steckbrief der ihn verfolgt, giebt nur das Signalement an.

(Er zieht ein Papier hervor und liest:)

Größe mittelmäßig.

Hofrath (für sich.)

Trifft zu.

Sarras (lieſt weiter.)

Geſicht oval, Farbe geſund, Augen unbeſtimmt. Stirn frei, Naſe und Mund gewöhnlich. Beſondere Kennzeichen, keine. Trug bei der Entweichung einen blauen Rock.

Hofrath.

Auf dieſes Signalement können Sie das ganze Kirchſpiel verhaften.

Frau Warmuth

Betrug, — Raub. — Nun bin ich außer Sorgen, das paßt nicht auf unſern —

Hofrath (ihr ins Wort fallend.)

Frau Schweſter, ich wünſchte, daß Sie an Ihrer eigenen Zunge erſtickten.

Sarras.

Neues Geſtändniß. —

(Zu den Häſchern.)

Auf Ihr Leute. Durchſucht das Haus.

(Der Schrank dreht ſich, und während der Hofrath den Sarras und die Häſcher die in das nächſte Zimmer dringen wollen, zurückzuhalten ſich beſtrebt, während Frau Warmuth dem Hofrath beiſpringt, eilt Waldheim aus dem Cabinette und tritt zwiſchen ſie.)

Waldheim.

Zurück. Hier iſt der Verborgene. Er ſtellt ſich freiwillig.

Hofrath.

Das fehlte noch.

Frau Warmuth.

Er iſt von Sinnen. (Alle zugleich.)

Sarras.

Juchhe! — wir haben ihn. Packt ihn.

(Sie bemächtigen ſich Waldheims. In dem nämlichen Augenblicke fliegt Thereſe herein, und auf dieſen zu

Thereſe (faſt ſchreiend.)

Sie wollen ihn verhaften, — ermorden —

Ferdinand! Ferdinand!

(Sie ſtößt Alle zurück, die erſtaunt daſtehen, und umfaßt Waldheim in höchſter Angſt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das Zimmer wie im zweiten Aufzuge. Der Schrank ſteht noch aufgedreht, wird aber eben von hinten aus dem Cabinette, und von Jemand den man nicht ſieht, zugezogen. Frau Warmuth tritt ein.)

Frau Warmuth
(noch in der Thüre, rufend.)

Thereſe. — Auch hier nicht. — Ihr Zimmer iſt leer — im Garten iſt ſie auch nicht. — Wo ſteckt ſie denn? — Nun es iſt gut, daß ſie vor dem Ungewitter ſich einſtweilen verbirgt. Wer hätte das ahnen können. Verdrießlicher Handel. Daß ſie mit ihrem: „Ferdinand! Ferdinand!“ auch zur Unzeit in den Wurf kommen mußte. Glück genug, daß ihr nicht: Waldheim! Waldheim! auf die Zunge kam. Nun weiß der Schwager doch immer noch nicht woran er iſt.

Aber hat Waldheim wirklich irgend einen dummen Streich gemacht? wenn auch nicht geraubt und ge-

ſtohlen. Was haben die jungen Leute nicht für Rauben im Kopfe. — Aber nein, — das iſt ſeine Art nicht. Gewiß eine Verwechſelung, und ein Gielſtreich von dem tölpelhaften Sarras dazu.

(Sie zeigt auf die Seitenthüre.)

Dort im blauen Zimmer wird er verhört. Vielleicht kann ich etwas erlauſchen.

(Sie horcht an der Thüre.)

Nun das gefällt mir. Drinnen gehts luſtig zu. Der alte Sarras will ſich ausſchütten vor Lachen. Da bin ich getröſtet. — Viel Plaiſir meine Herrn.

Halt, — der Schwager. Nun kommen die Daumſchrauben an die Reihe, aber, — mich fangt man nicht, und ich bleibe dabei, daß Thereſe Waldheim heirathen muß.

Zweiter Auftritt.

(Frau Warmuth, der Hofrath, ſpäter der Gendarm.)

Hofrath (in höchſter Aufregung.)

Sind Sie hier, Frau Schweſter. — Eben recht. — Wer hieß Sie Thereſen am Arme nehmen, und mir vor der Naſe auf und davon führen, eben als ich ſie über ihr ſonderbares Betragen vernehmen wollte?

Frau Warmuth.

Sie werden einſehen, daß es ſich nicht geziemt hatte, wenn Sie hier vor fremden Leuten, und herbeigelaufenem Geſinde Ihre einzige Tochter hätten zu Erörterungen nöthigen wollen, welche die geheimſten Regungen ihres Gefühles bloßgeſtellt, und ihre Beſchämung vollendet hätten.

Hofrath.

Ich dulde in meiner Familie keine geheimſten Regungen, welche die Beſchämung vollenden können

Frau Warmuth.

Kehren Sie dann nur erſt vor Ihrer eigenen Thure, und nehmen wahr, daß nicht alle Ihre ſogenannten Geheimniſſe zu Ihrer Beſchämung ausſchlagen.

Hofrath.

Wenn ich jemals eine kleine unſchuldige Neigung zu Geheimniſſen gehabt, muß ich Ihnen hier einmal für allemal verkündigen, daß ich mir nun für immer daran den Magen verdorben. Ich will keine Geheimniſſe mehr in meinem Hauſe. Ich verbiete ſie, ich verpöne ſie, ich lege einen Bannfluch darauf. Sie am wenigſten müſſen mir mit Geheimniſſen kommen. — Sie, und Geheimniſſe! — Wo iſt Thereſe? Ich will ſie ſprechen.

Frau Warmuth.

Das wollte ich Sie fragen. Ich weiß nichts von ihr.

Hofrath.

Das ist nicht auszuhalten. Sie lassen mich den Narren in meinem eigenen Hause spielen. — Lachen Sie nicht. — Es währt bei mir lange. Wenn ich aber einmal böse werde. — so. Aber ich brauche Theresen auch nicht. Ich habe Sie, und bin damit vor die rechte Schmiede gekommen. Sie sollen Mutterstelle bei ihr vertreten, für ihre Führung einstehen. Nun ja; Sie lassen sich das auf besondere Weise angelegen sein. Sie dulden, daß sie hinter meinem Rücken geheime Liebeshändel hat, und geben die Gelegenheitsmacherin ab.

Frau Warmuth.

Herr Bruder, — ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.

Hofrath.

Alles hat sein Maas. Heraus mit der Sprache Was bedeutete dieses: „Ferdinand! — Ferdinand!“

(Er macht Thereſens Stimme nach.)

Frau Warmuth.

Es bedeutet, daß der junge Mann Ferdinand heißt. Sie werden doch hoffentlich nicht verlangen

daß alle Leute Kaspar, Melchior, Balthasar heißen sollen, wie Sie.

Hofrath (heftig auffahrend.)

Frau Schwester, es ist nun an mir, alle Anzüglichkeiten mir zu verbitten. Sie wissen zur Genüge, daß ich Spöttereien über meine Vornamen nicht ertragen kann. Dergleichen sind unanständig, da man jene sich nicht selbst gegeben; rücksichtslos, denn der Hohn trifft Eltern oder Pathen in der Grube; sündhaft, denn die Taufe wird dadurch geschmäht, die ein Sacrament ist.

(Der Gendarm tritt auf.)

Hofrath (auf ihn zufahrend, wild.)

Was giebts schon wieder? — Was wollen Sie?

Gendarm (sehr preßirt und wichtig.)

Wo ist der Herr Kreis-Inspector? Ich muß ihn sprechen.

Hofrath.

Was geht mich der Herr Kreis-Inspector an. Bin ich dazu da seinen Thürsteher zu machen. Suchen Sie ihn, wo er zu finden ist. Das ist Gewalt, das ist wider die Gesetze, den Leuten mit bewaffneter Macht in die Häuser zu dringen.

Gendarm.

Ich habe aber eine wichtige Nachricht zu bringen, die sich auf den großen verfolgten Verbrecher bezieht.

Hofrath

(beſänftigt, und zur einſchmeichelnden Freundlichkeit übergehend.)

So? — das iſt ein Anderes. — Sie ſind ein capitaler Mann, mein Werthester. Ich freue mich außerordentlich, das Vergnügen zu haben Sie bei mir zu ſehen. Was haben Sie denn für eine wichtige Nachricht?

Gendarm.

Dienſtgeheimniſſe dürfen nicht —

Hofrath.

Wieder Geheimniſſe!! — Es ſoll Ihnen keine Ungelegenheiten zuziehen, Theuerſter, wenn Sie mir nur ein klein wenig von Ihrer wichtigen Nachricht, die den großen verfolgten Verbrecher angeht, mittheilen wollen. Ich nehme den innigſten Antheil an dieſem,

(verbeſſert ſich,)

an dem öffentlichen Wohle, wollte ich ſagen. Auch bin ich der Vertraute des lieben Herrn Kreis-Inſpectors.

(für ſich abgewendet.)

Den der Teufel holen mag.

Gendarm.

Geht nicht, geht durchaus nicht.

Frau Warmuth

(zeigt auf die Thüre des Nebenzimmers.)

Der Kreis-Inſpector iſt dort.

(Gendarm eilt ins Nebenzimmer.)

Hofrath.

Warum ſchicken Sie mir den Mann vom Ohr weg, als er eben im Begriffe ſtand ſich in daſſelbe auszuſchütten?

Frau Warmuth.

Sie wollen ſich ja mit keinen Geheimniſſen mehr befaſſen. Machen Sie den Anfang mit denen die Sie nicht angehen.

Hofrath.

Die mich nicht angehen! — Was Sie ſich einbilden. Ich ſage Ihnen, daß mich der arme junge Mann, dem ſie da an den Leib wollen, im hohen Grade intereſſirt.

Frau Warmuth.

So?

Hofrath.

Daß ich ihn lieb habe.

Frau Warmuth.

Ei.

Hofrath.

Daß ich feſt davon überzeugt bin, wie nur me-

driger Argwohn von der einen, Parteiwuth von der anderen Seite den Edelgeſinnten verfolgen.

Frau Warmuth.

Das wäre.

Hofrath.

Sie haben keinen Begriff davon, was für Schreckniſſe in den geheimen Winkeln der geſelligen Zuſtände lauſchen.

Frau Warmuth.

Man ſollte den Beſen zur Hand nehmen und ſie auskehren.

Hofrath.

Meinen Sie? — Nun der arme junge Menſch wird ja ſo eben hinlänglich damit gebürſtet.

Frau Warmuth.

Wird ihm nicht den Hals koſten.

Hofrath.

Mitgefangen, mitgehangen.

Frau Warmuth.

Dazu iſt mehr erforderlich als der Strick.

Hofrath.

O, der mangelt nicht. Warum iſt er denn auf der Flucht?

Frau Warmuth.

Ich weiß nicht.

Hofrath.

Ich weiß es. Er gehört gewiſſen, geheimen Verbrüderungen, gewiſſen Orden an, welche, urſprünglich den alten ägyptiſchen Prieſtern eigen, und von den hindoſtaniſchen Braminen fortgeſetzt, dazu dienen ſollen, die Herrſchaft der Engländer in Bengalen zu ſtürzen, und die ihre Wurzeln über den ganzen Continent von Aſien und Europa verzweigen.

Frau Warmuth.

Sie erſchrecken mich.

Hofrath.

Dieſer hochgebildete Mann widerſetzt ſich gewiſſen abſcheulichen Planen ſeiner entarteten Obern, um durch deren Entdeckung, in Indien eine zweite ſicilianiſche Vesper zu vereiteln.

Frau Warmuth.

Sollten die Leute dort nicht ſo gut ihr Vesperbrod eſſen dürfen als wir? Warum mengt er ſich in dergleichen.

Hofrath.

Weil ſolch eine Vesper kein Damenkaffeetiſch iſt. Er wird als Angeber entdeckt. Muß fliehen vor den Dolchen ſeiner wüthenden Genoſſen.

Frau Warmuth.

Vor den Dolchen?

Hofrath.

Nun ja. Hab ich den Dolch nicht hier zu meinen Füßen geſehen? Bei einem Haare hätte ich ſelbſt ihn im Leibe gehabt.

Frau Warmuth.

Es hat Ihnen geträumt.

Hofrath.

O ich war wach wie Sie gegenwärtig. Der blutige Bote war hier, richtig auf ſeiner Spur. Ich wünſchte Sie hätten ihn geſehen. Ueber meine Standhaftigkeit vermochte er freilich nichts. Aber Sie würden in acht Nächten vor Grauen kein Auge zuthun. Eine entſetzliche Creatur; offenbar Product einer fremden glühenden Zone. Auge wie ein Tiger. Bart wie ein Löwe. Nicht meine ich, daß der ſanfte liebenswürdige Stamm der Hindu Theil an ihm habe. Er trug das Gepräge der malayiſchen Race. Vermuthlich iſt Hinterindien ſein Vaterland. Der Dolch, mit dem er mir drohte, war auch, wie ich bemerkt zu haben glaube, geflammt, ein ſogenannter javaniſcher Kries.

Frau Warmuth.

Was Sie nicht Alles geſehen haben. Aber wie kommt denn Saul unter die Propheten, das heißt Sarras unter die hindoſtaniſchen Braminen?

Hofrath.

In Folge der Entdeckung jenes ſcheußlichen Planes hat das engliſche Gouvernement den dießſeitigen Staat requirirt das hieſige Drachenneſt auszunehmen. In dieſem Augenblicke geſchieht das Gleiche in Portugal, Spanien, der Türkei, und wer weiß wo noch ſonſt.

Frau Warmuth.

Sarras ſprach ja aber von einem Betruger, oder Diebe, der ſich aus dem Gefängniſſe gebrochen.

Hofrath.

Nun ja. Darf er denn die Wahrheit ſagen. Und, — guter Gott, was ſpricht der Mann nicht.

Frau Warmuth.

Wie ſind denn Sie hinter dieſes Staatsgeheimniß gekommen?

Hofrath.

Ich habe es durchdrungen, combinirt. Aber — reinen Mund gehalten Frau Schweſter.

Frau Warmuth.

Beſorgen Sie nichts. Der junge Mann aber intereſſirt Sie? — Sie haben ihn lieb?

Hofrath.

Ausnehmend. Er iſt voll Liebenswurdigkeit, Geiſt, Anmuth, und wenn Wißbegierde, und Neigung zum Wunderbaren ihn auch in ſo böſe Gemeinſchaft ge-

lockt, zeigt die Art wie er ſich von ihr losſagt, nachdem er ſie erkannt, die trefflichſte Geſinnung an

Frau Warmuth.

Das läßt ſich hören.

Hofrath (wichtig.)

Sind Sie die Frau, mit der ſich einmal ein vernünftig Wort ſprechen läßt?

Frau Warmuth.

Kommt darauf an.

Hofrath.

Das wäre ein Mann für Thereſen.

(Der Schrank iſt während des bisherigen Geſpräches ſchon mehrfach in Bewegung geweſen, jetzt wird er weiter aufgeſchoben als bisher, doch ohne den dahinter Lauſchenden erſcheinen zu laſſen.)

Frau Warmuth.

Der Mann für Thereſe heißt Waldheim.

Hofrath (ſpöttiſch lachend.)

Ha! ha! ha! Sie ſind alſo die Frau nicht, mit der ſich ein vernünftig Wort reden läßt.

Frau Warmuth.

Im Gegentheile, Sie ſind nicht der Mann dazu, denn Sie jagen unermüdlich Hirngeſpinnſten nach. Erinnern Sie ſich indeſſen, daß zu Thereſens Verheirathung meine Einwilligung eben ſo weſentlich iſt

als die Ihre, weil ich ſie nur unter dieſer Bedingung zu Grabe eingeſetzt. Sie heiratet Waldheim, — oder ich cäſſire mein Teſtament.

Hofrath.

Pah! — Ein Kanonenſchuß.

Frau Warmuth.

Zur Abwehr Ihres ungerechten Vorwurfes

Hofrath.

Vorwurfes?

Frau Warmuth.

Daß ich hinter Ihrem Rücken Ihrem geheimen Liebesbund geſtattet. Der mit Waldheim iſt ihr einziger, und von dem habe ich Sie augenblicklich unterrichtet.

Hofrath.

Aber die That hat ſie ja ſchon vor Ihren eigenen Augen und Ohren widerlegt. Wie könnte ihr Verhältniß mit Waldheim ihr einziges ſein. Sie will ihn ja nicht mehr, ſie will meinen Anonymus. Sie rief als ob es an ihren eigenen Hals ginge „Ferdinand! — Ferdinand!“

Frau Warmuth.

Daraus folgt eben, daß ſie nur Waldheim heirathen will.

Hofrath

(sieht einen Augenblick verdutzt, dann fährt er auf, und schreit aus Leibeskräften.)

Therese — Therese —

(Er läuft nach der Thüre.)

Frau Warmuth (ihn zurückhaltend.)

Stille doch. Der unzeitige Lärm wird Ihnen nichts an den Tag bringen, als daß Sie nicht wissen was Sie wollen; erst schelten, was Ihnen gleich darauf erwünscht ist, je nachdem Ihre, mit jedem Winde wechselnde Laune Sie treibt. Ich weiß was ich will und bleibe dabei.

Hofrath (dringend.)

So haben Sie Erbarmen, und erklären mir in zwei Worten, welche Bewandniß es denn hatte mit jenem „Ferdinand" — Ferdinand?"

Frau Warmuth.

Schlagen Sie Ihr vortreffliches Buch auf, von dem unsaubern Baronet, darin werden ja alle Geheimnisse aufgeklärt.

Hofrath (außer sich.)

Jetzt bin ich am Ende. Therese will Waldheim und liebt Ferdinand, liebt alle Beide, — will Beide heirathen — Ich halte es nicht länger aus, — deserire aus meinem eigenen Hause —. — Ihr

guten Leute, bedenkt einen armen Mann, den die entſetzlichſten Kabalen von Heerd und Hof vertrieben —.

(Schreit heftig.)

Thereſe! — Wo ſteckſt Du? — Thereſe! — Thereſe! —

(Er ſtürzt auf die Nebenthüre zu, fährt aber zurück, als dieſe ſich öffnet, und die folgenden Perſonen heraustreten.)

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen, Waldheim, und Sarras.)

Sarras

(noch in der Thüre complimentirend.)

Werde die Ehre haben zu folgen.

Waldheim.

Die Obrigkeit hat den Vortritt.

Sarras.

Sie iſt nicht mehr in Function.

(Er ſchiebt Waldheim faſt mit Gewalt hinaus.)

Hofrath.

Was iſt das nun wieder?

Sarras (zu Waldheim.)

Bitte nochmals tauſendmal um Vergebung, daß es ſchien Alles zuzutreffen. —

Waldheim.

Hat nichts zu bedeuten, und der Obrigkeit ſelbſt dürfte ſolch ein Beweis von der Lustigkeit des Scheines ohne Nachtheil ſein.

Hofrath.

So? So?

(Spöttiſch zu Sarras.)

Gratulire.

Sarras.

Spotten Sie nicht, werther Herr Nachbar. So Etwas, — ich ſage es ausdrücklicher zu Ihrem Troſte, — kann einmal Jedem, ſogar der Obrigkeit paſſiren. Wenn dieſe aber eine erleuchtete iſt, weiß ſie den Fehlſchuß zu beſſern, woran auch Sie Ihrerſeits ein Exempel nehmen mögen.

(Der Hofrath will reden.)

Still, ſtill, alles zu ſeiner Zeit. Zuerſt ſage ich Ihnen, daß dieſer Herr die würdigſten, unvergleichlichſten Eigenſchaften beſitzt.

Hofrath.

Sehr erfreut.

Sarras.

Daß er der groſſe Verbrecher nicht ſein kann, weil nach der Meldung des Gendarmen, dieſer anders wo bereits wieder eingefangen, und ins Loch geſteckt iſt.

Hofrath

Wohl bekomme es.

Sarras.

Daß, endlich, dieser höchst schätzbare Mann sehr weise und recht gebaudert, gewissen Leuten eine tuchtige Nase zu drehen. Ha ha ha! —

Hofrath (wie vor.)

So! Wenn dieser höchst schätzbare Mann aus dem Nasendrehen ein so einträgliches Gewerbe zu machen weiß, hätte er billig Anstand nehmen sollen, seine feinen Anschläge an die Ihrige zu hängen.

Waldheim.

Unterbrechen Sie, dießmal wenigstens, nicht zu rasch! Ich kann — ich werde —

Sarras.

Nichts da. Der hohen Obrigkeit soll nichts verschwiegen bleiben. Sie ist dazu da hinter alle Schliche zu kommen.

(Den Hofrath bei Seite führend, heimlich.)

Hofräthchen, ich sage Euch, laßt Euch das carnalische Wild nicht entgehen. Euch kommt sobald kein zweites solches zum Schusse. Wißt Ihr auch was Ihr hier habt?

(Er deutet auf Waldheim, der unterdeß in lebhaftem leisen Gespräche mit Frau Warmuth ist.)

Amt und Würden, Aussichten, gute Familie. Auch

Vermögen. — Still, ich weiß es. Ich habe den seligen Vater gekannt, an der Ecke vom Buttermarkt in der Hauptstadt, in dem großen rothen Hause. Er verstand es. — Seid kein Thor, kennt es nicht besser wünschen.

Hofrath

(sieht ihn einen Augenblick starr und stumm an, dann bricht er aus)

Pah!! —

(Er dreht Sarras den Rücken zu, und geht impromptu gerade in den Vordergrund, wo er stehen bleibt, und aus seiner Dose eine Prise nach der andern nimmt)

(Der Gensdarm tritt ein)

Gensdarm

Herr Inspector.

Sarras

Komme gleich. Adieu Herr Nachbar. Beste Frau Warmuth, Kissen und Kasten aufgeben. — Wir wissen schon.

(Zu Wachtheim)

Mein Herr, wenns hier nicht glückt, ich wohne keine halbe Meile von hier, werde Sie mit offenen Armen empfangen, habe nicht eine, sondern fünf Töchter, und wenn Ihnen alle fünf gefallen, wird es mir und den Meinigen eine besondere Ehre sein. Gern befohlen, und auf Wiedersehen, bei Pauken und Trompeten.

(Geht rasch ab. Der Gensdarm folgt)

Vierter Auftritt.

(Der Hofrath, Frau Warmuth, Waldheim, nachher Thereſe.)

Hofrath

(für ſich, mit ſeinem Zorne kämpfend.)

Eine Naſe drehen. — Mir eine Naſe drehen. Was ſagt der Tölpel da —. Ha' — Wollen ſehen, — wollen ſehen.

(Zu Waldheim, fremd, mit empfindlicher Höflichkeit.)

Mein Herr ohne Namen, ich freue mich, daß die außerordentliche Gefahr, von der Sie bedroht zu ſein vorgaben, vorüber iſt.

Waldheim.

(ſeine Hand ergreifend mit Innigkeit.)

Eine neue, größere bedroht mich, aus der nur Sie mich retten können.

Hofrath.

Ich? — wo iſt dieſe Gefahr?

(Der Schrank im Hintergrunde dreht ſich rollig, und hervortritt Thereſe.)

Thereſe.

Hier iſt ſie.

Hofrath.

Thereſe' — Sie hat uns belauſcht.

Waldheim.

Thereſe. — Gefahr von Ihnen?

Thereſe.

Nicht anders.

(Sie eilt auf den Vater zu, und ſchließt ihn in ihre Arme.)

Vater! lieber Vater! mögen Andere das Spiel welches Sie mit Jenen treiben bei ihrem Gewiſſen verantworten. Ich habe Sie niemals täuſchen wollen. Ich zerreiße alle fein geſponnenen Gewebe, ſollte es auch nicht weniger koſten, als das ganze Glück meines Lebens.

Frau Warmuth.

Kind, Du wirſt Alles verderben.

Thereſe.

Nein, Alles wieder gut machen.

Waldheim.

Laſſen Sie ihr den Willen.

Hofrath.

Ich begreife nicht.

Thereſe (auf Waldheim deutend.)

Dieſer Herr hat eben ein Verhör beſtanden. Wir lieber Vater, wollen ihn in ein ganz anderes nehmen, und wenn er darin nicht wohl beſteht, — ſchicken wir ihn fort, — ſuchen ihn zu vergeſſen ſo gut wir können.

Waldheim

Liebe Thereſe! —

Thereſe.

Halt Sie haben nur unſere Fragen zu beantworten. Zuerſt, wie heißen Sie?

Waldheim (ruhig und mit Würde.)

Ferdinand Waldheim.

Hofrath

(heftig erſchrocken auffahrend.)

Was höre ich? — Waldheim? —

Thereſe

(richtet einen zärtlichen, beſorgten, ſeelenvollen Blick auf den Vater, nach einer Pauſe fährt ſie gelaſſen fort.)

Er ſoll uns noch andere Dinge beichten.

(Zu Waldheim.)

In welcher Abſicht ſind Sie hieher gekommen?

Waldheim (wie vorhin.)

Um als Ehrenmann, einen Ehrenmann um die Hand ſeiner Tochter zu bitten.

Thereſe.

Ha wie ſtolz! — Merken Sie auf mein Vater. Hat man jemals gehört, daß ſolche Bewerbungen auf ſolche Weiſe eingerichtet werden?

Hofrath (in peinlicher Verlegenheit.)

In der That —

Thereſe.

Nein, — warten Sie noch —

(Zu Waldheim.)

Warum traten Sie denn nicht offen und redlich mit Ihrer Abſicht hervor?

Frau Warmuth.

(die ſeither Zeichen der heftigſten Ungeduld und Beſorgniß gegeben.)

Thereſe, die Vernunft zuſammengenommen. Kühre Dich nicht ſelbſt auf's Eis.

Thereſe.

Wer auf's Eis geht, ſehe zu, daß er nicht falle.

(Zu Waldheim.)

Antwort mein Herr.

Waldheim.

Ich kam mit dem feſten Willen hieher mich offen zu erklären.

Thereſe.

Warum wichen Sie von ihm ab?

Frau Warmuth (ausbrechend.)

Weil ich ihn dazu anwies; weil ich ihm, der Wahrheit gemäß eröffnete, wie der Herr Hofrath da, jedesmal Fieberanfälle bekomme, wenn der Name Waldheim vor ihm genannt werde. Weil er ſie mit ſeiner offenen Bewerbung gleich abgewieſen worden wäre.

Thereſe.

Liebe Tante, gegen Sie liegt keine Anklage vor. — Was mein Vater gethan hätte, wäre wohlgethan gewesen. — Bitte, Papa, — ſagen Sie ihm gerade auf den Kopf, welche wichtige Gründe Sie beſtimmten, ſich nicht mit ihm einzulaſſen.

Hofrath

(räuſpert ſich, und ſucht ſich vergebens zurechtzufinden.)

Hm — alldieweilen man mich glauben machen wollen daß, — ſintemalen mir geſchienen wie — Doch es gehört nicht mehr zur Sache. —

(Er treibt in der Angſt allerlei Spiel mit Tabacksdoſe, und dem Schnupftuche, zupft die Manſchetten, lüftet ſich die Cravatte und dergleichen mehr.)

Thereſe (zu Waldheim.)

Danken Sie es der Großmuth meines Vaters, der Ihnen die Beſchämung ſeines, gewiß gerechten Tadels, erſparen will.

Frau Warmuth.

Ich glaube ſie hat den Verſtand verloren.

Hofrath.

Nein, Frau Schweſter, ich finde daß ſie mehr davon hat als wir Beide zuſammen.

Thereſe (mit erhöhter Stimme.)

Nun das Wichtigſte. — Waldheim, Sie übergaben ſich dem Schutze meines Vaters, angeblich

weil ein Feind Sie mit Gefahr des Lebens bedrohe. Sie ſchlugen meine Ueberzeugung von der Unwahrheit dieſes Vorgebens nieder, als Sie auch mir, — merken Sie wohl, auch mir das Nämliche betheuerten. Behaupten Sie noch jetzt die Wahrheit dieſer unwahrſcheinlichen Angabe?

Waldheim (lächelnd.)

Jetzt, wie damals.

Hofrath (ihn ernſt, genannt.)

Nun wird es kommen.

Thereſe (faſt ſchmerzlich.)

Waldheim! — bedenken Sie was Sie thun. Setzen Sie nicht muthwillig das Theuerſte aufs Spiel. Mit dieſem, wurden Sie auch mich verlieren.

Waldheim (feſt.)

Ich bleibe dabei.

Thereſe

(ſchwer aufathmend, mit bebender Stimme.)

Nun, — wohlan denn. — Nennen Sie den Feind, nennen Sie die Gefahr.

Waldheim.

Der Feind der mich bedrohte, der mich im Gebiete meiner liebſten Wünſche verfolgte, war — die vorgefaßte, ungerechte Meinung Ihres Herrn Vaters wider mich. Kann der Mann von Ehre, der ſich

der Redlichkeit, der Unſchuld des reinen Willens bewußt iſt, von einem gefährlicheren Feinde bedroht werden, als von der Härte grundloſen Vorurtheiles, gegen das ſich zu rechtfertigen ihm nicht einmal geſtattet wird? — Mein Leben endlich iſt die Liebe, und die Gefahr ihren Preis nicht zu erringen iſt die meines eigentlichen, meines höheren Lebens.

Hofrath (fragend, — für ſich.)

Der iſt zu fein für mich. Vor dem muß ich freilich die Segel ſtreichen.

Thereſe.

Waldheim. Solcher Vorwurf gegen meinen theuren guten Vater verletzt mich. Sie müſſen ihn widerrufen, oder die Hoffnung aufgeben mich zu beſitzen.

Frau Warmuth (für ſich.)

Dieſe Schlauheit hätte ich ihr nicht zugetraut. Aber die Liebe macht klug.

Waldheim (verlegen.)

In der That, — wie konnte ich —

Thereſe.

Nicht wahr, mein Vater? — das war nicht die Sprache eines Sohnes. — Sie weiſen ihn augenblicklich an, Ihr Haus zu verlaſſen, und für immer,

wenn er dieſe Schmähungen nicht zurücknimmt. Sagen Sie es ihm. Mein Verhör iſt zu Ende. Der Urtelsſpruch iſt bei Ihnen.

Hofrath (verlegen wie bisher.)

Mein Herr Doctor, wenn ich bisher allerdings auch einige Bedenken gehegt, ehe die Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft, — ſo —

Waldheim.

Vollenden Sie nicht. Thereſe war nicht ſchlau, ſondern nur ſich ſelbſt getreu. Sie hatte in ihrem Sinne recht, ich bewundere ſie, ich liebe ſie deshalb um ſo inniger. Aber auch ich kann nichts zurücknehmen, ſelbſt auf die Gefahr das Glück meines Lebens zu verlieren

Thereſe (ſchmerzlich.)

Ferdinand! — Lebewohl.

Waldheim (gerührt.)

Nicht alſo. —

(Zum Hofrathe ruhig und feſt.)

Kannten Sie das vermeinte Orakel der Theezirkel, den oberflächlichen Schöngeiſt, den Tagesblattſchreiber? War es Ihrer würdig, ohne eigene Prüfung, die aus der Luft gegriffenen Verläumdungen Derjenigen zu glauben, die ſich nur dahin bemühen, den Bruch mit Ihren Verwandten unheilbar zu machen? Schwachen darf man ſchonen, vergeben, aber es iſt nicht

unſittlich, nicht ungerecht, ihre Wirkungen von der eigenen Ehre abzuwehren, ſo gut man vermag.

Frau Warmuth.

Recht ſo. — Schlucken Sie nur die Pille, Herr Bruder. Sie wird Ihnen gut thun.

Waldheim.

Sie mußten mich kennen lernen wie ich bin. Ihr Vorurtheil gegen mich ließ mir nur den einzigen Weg zu Ihnen offen, den ich betreten. Das Uebrige, ſagen Sie ſich ſelbſt. Nun Sie mich kennen gelernt, wie ſchon längſt meine Abſichten; nun Sie erkennen muſſen, daß Sie nur getäuſcht werden, entſcheiden Sie mein Geſchick, dem keine Puten von meiner Seite vorgreifen ſollen.

Hofrath (immer verlegener.)

Sehr obligirt; in der That, — ſehr geehrt.

(In dieſem Augenblicke vernimmt man Streit mehrer Stimmen hinter der Scene, die Klees darunter, welcher ruft:

„Ich will aber hinein. Er iſt hier.“

(Der Hofrath fährt plötzlich auf, und unterbricht ſich mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit.)

Hofrath.

Aber nein. Das Verhör iſt noch nicht zu Ende. Wie iſt es mit der Puppe des Schmetterlinges, dem

bevölkerten, bewarteten Boten des Meuſters, der Sie noch beſonders bedroht? — Ich höre ihn draußen.

Waldheim

Da iſt er, und er will Rede ſtehen.

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen. Franz Moor einen Brief in der Hand.)

Moor

(athemlos auf Waldheim zueilend.)

Ha! — Da finde ich Sie endlich geliebter Lehrer. Da bin ich, und hier der Brief des Miniſters. Wäre er doch nach unſeren Wünſchen. Er kam bald nach Ihrer Abreiſe ein.

(Er giebt Waldheim den Brief.)

Waldheim.

Lieber junger Freund, — wie ſoll ich Ihnen danken.

(Er entſiegelt den Brief.)

Die Entſcheidung meines Looſes.

Hofrath

Vom Miniſter?

Waldheim (lächelnd.)

Und wäre der nicht der Meiſter?

Hofrath.

Ja ſo.

(Auf Klee raſch zuſchreitend.)

Mein Herr, Ihr voriges Betragen erfordert Erörterungen. — Wer ſind Sie?

Klee.

Franz Klee, der Philologie, Alterthumswiſſenſchaften, und, joci Causa, ein wenig der Botanik Befliſſener.

Hofrath

(wie aus den Wolken fallend.)

Ein Student.

Frau Warmuth (ſchadenfroh.)

Keine malaviſche Race, ha, ha, ha. —

Hofrath.

Aber freilich die Puppe eines Schmetterlings, denn welch ein Wundervogel kann am Ende nicht aus einem Studenten ausſtiegen.

Klee.

Das iſt wahr, alter Herr, und da gefallen Sie mir auf einmal ſo angenehmend, daß ich unbefragt geſtehen muß, welch einen ſinnenden Beck ich geſchoſſen.

Hofrath.

Wirklich.

Nico.

Ich bin der Hausgenosse, und Amanuensis des Herrn Doctor Waldheim; sein Patroclus, sein Advatus. Als er hierher reiste, erwartete er den Brief da. Ich erbot mich ihn sobald er eingebe, ihm nachzubringen, weil eben Ferien sind. Da aber der Herr Doctor zuerst hier im tiefsten namenlosen Incognito erscheinen wollte, empfahl er mir, bei meiner Ankunft in jener Mühle unten, wo ich ihn nachfragen sollte, seinen Namen nicht eher laut werden zu lassen, bis er es mir erlaubt. Ich komme nach der Mühle. Der fremde Herr heißt es, ist da gewesen, aber mit Zurücklassung seines Gepäckes spurlos verschwunden. Mir wird bange. Endlich kommt ein dummer Junge, und erzählt, er habe gesehen, wie Sie den Herrn Doctor in Ihrem Garten gefangen genommen, und in Ihr Burgverließ geschleppt. Die Leute in der Mühle setzten hinzu, das sei sehr glaublich, weil Sie bisweilen der Satan selbst seien. Da wurde ich wild, und der Kopf ging mir durch. Sie müssen wissen, daß ich das Garten nicht leiden kann und die Zwingherrn auch nicht, eben des Gommens wegen. Ich glaubte eine große That zu thun, wenn ich Ihnen zu Leide ging. — Nehmen Sie nicht übel, — war so boß nicht gemeint.

Hofrath (laut lachend.)

Ha ha ha.

Frau Warmuth (gereizt.)

Und die Leute in Indien können nun ruhig ihr Vesperbrod essen.

Hofrath (drohend.)

Still Frau Schwester. Stille, sage ich Ihnen.

(Neugierig auf Waldheim blickend, der sich unterdessen mit dem Briefe beschäftigt, halb für sich.)

Aber was nur in diesem Briefe stehen mag?

Waldheim (überreicht ihn ihm.)

Keine Geheimnisse. — Lesen Sie.

Hofrath (nimmt und liest.)

„Ihr eben so gelehrtes, als trefflich geschriebenes Werk über die Geheimlehren des Alterthumes und Mittelalters —"

Was? — Sie? —

Waldheim.

Nun weiter.

Hofrath (liest weiter.)

Für dessen Uebersendung ich Ihnen aufrichtig danke, hat meinen ausgezeichneten Beifall, den ich nicht besser an den Tag legen kann, als indem ich Ihnen die eben erledigte Stelle des ordentlichen Professors

der Geſchichte und Archäologie bei hieſiger Univerſität ertheile.

Frau Warmuth.

Was höre ich.

Thereſe.

O Waldheim!

Hofrath

(ſich aus ſeinem Erſtaunen erholend, entzückt.)

Sie der Verfaſſer dieſes Meiſterwerkes, öffentlich deshalb anerkannt, gefeiert, belohnt. — Welch ein Thor bin ich geweſen. Welchen grundloſen Vorurtheilen, welch ungerechtfertigter Abneigung habe ich Raum gegeben. Wie tief bin ich beſchämt.

Thereſe (warmend und bittend.)

Nicht alſo lieber Vater. — Nicht alſo.

Hofrath

Ja ich will Alles wieder gut machen. Waldheim, ſeien Sie mein Freund, mein lieber Sohn. Vergeben Sie mir, und zum Zeichen daß ich mir die Lehre die Sie mir gegeben fruchtbar werden laſſe, nehmen Sie meine einzige, meine liebe Thereſe hin, mit meiner ganzen Liebe, mit meinem Segen.

(Er will Waldheims und Thereſens Hände vereinigen. Thereſe aber befreit ſich ſanft, und tritt zurück.)

Waldheim.

Thereſe — wäre es möglich

Thereſe.

Ich will mich noch beſinnen.

Hofrath (heftig, empfindlich.)

Thereſe, — was ſoll das ſein? — Das ſind ja Launen. Du wirſt mir doch nicht widerſtreben. — Ich will es haben, ich will es durchaus haben, daß Du Waldheim heirathest.

Frau Warmuth (in die Hände ſchlagend.)

Vortrefflich. Brave Thereſe.

Thereſe.

Ich gehorche Ihnen mein Vater, weil Sie es mir befehlen. Waldheim, ich bin die Ihre, auf ewig. — aber — meine Neigung wird zur rechten Zeit nachfolgen.

Waldheim.

Ich werde der glücklichſte Sterbliche ſein.

(In des Hofraths Arme und weinend.)

Mein Dank iſt eine Bitte.

(Der Hofrath umarmt Waldheim, Thereſen, kann kaum auf Frau Warmuth zu, und umarmt auch ſie.)

Hofrath.

Auch Sie, Frau Schweſter. Ich liebe Sie überaus.

Frau Warmuth.

Ich Sie auch, aber wir wollen uns nicht heirathen.

Waldheim.

Thereſe. — meine Thereſe!

Thereſe.

Mein Vater ſoll leben!

Klee (die Mütze ſchwingend.)

Vivat et Gloria.

Hofrath.

Und nun nichts als Offenheit, zärtliche Hingebung,
In dieſem ganzen Leben keine Geheimniſſe mehr.

(Zum Publicum.)

Auch Sie, Hochverehrte, wenn Sie uns eines
gütigen Zeichens Ihrer Zufriedenheit werth achten
laſſen Sie es nicht geheim bleiben.

(Der Vorhang fällt.)